# Blätter für literarische Unterhaltung

Digitized by Google

0902
.182

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

Digitized by Google

L 8222

# Blätter für literarische Unterhaltung.

## Jahrgang 1871.

Erster Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1871.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1871.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1871.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.



Inhalt: Revue des Literaturjahres 1870. — Hermann Lingg's neueste Gedichte. Von Rudolf Gottschall. — Zur Charakteristik von Leibniz. Von Eduard von Hartmann. — Politische Broschüren von 1870. — Feuilleton. (Eine kritische Anthologie; Straßennamen von Gewerben; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Revue des Literaturjahres 1870.

Das große entscheidende Jahr 1870, das ein mächtiges Deutschland und einen deutschen Kaiser schafft, hat die Production unsers Buchhandels und das literarische Schaffen wol etwas gelichtet, aber keineswegs ist, trotz des blutigen Kriegs, welcher die zweite Hälfte des Jahres ausfüllte, gerade auf den Gebieten, welche d. Bl. vor allem ins Auge fassen, eine merkliche Abnahme der literarischen Erzeugnisse eingetreten. Die Sänger singen nach wie vor, und wenn es gerade keine Lenz- und Liebeslieder sind, die sie anstimmen, so lassen sie Kriegslieder ertönen, und selbst ein Gnomendichter, ein Theognis, wie Bodenstedt, verwandelt sich in einen Tyrtäus.

Ein sehr reichhaltiges Repertorium dieser Kriegslyrik enthalten die „Lieder zu Schutz und Trutz; Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Kriegs im Jahre 1870", welche die Verlagsbuchhandlung von Lipperheide in Berlin in zwölf Lieferungen herausgibt, deren erste Abtheilung bereits in neuer Auflage erscheint. Außerdem erscheinen einzelne Heftchen „Kriegslieder" namhafter Dichter zum Besten der straßburger Kinder in demselben Verlag; Müller von der Werra und W. Baensch geben eine andere, minder umfassende Sammlung heraus: „Alldeutschland. Neue Lieder zu Schutz und Trutz im Jahre der deutschen Erhebung 1870." Andere derartige Sammlungen, welche zum Theil auch die ältere Poesie berücksichtigen, sind: H. Victor, „Anti-Gallica, ein Strauß deutscher Kriegs- und Freiheitslieder"; „Neue und alte, lustige und ernste Kriegslieder gegen die Franzosen 1870"; G. Heine: „Vaterländische Gedichte aus dem Sommer 1870"; „Deutsche Kriegslieder 1870"; „Deutsche Kriegs- und Marschlieder". Die süddeutschen Lyriker marschiren in den Krieg vereinigt unter der Fahne: „Deutschland über Alles", und außerdem haben noch J. G. Fischer, Feodor Löwe und Karl Schönhardt auf eigene Faust eine poetisch-kriegerische Diversion gegen die Franzosen unternommen in der Sammlung: „Drei Kameraden. Zeitlieder."

Ueberhaupt sind die kleinen, fliegenden Heftlein hinter den großen Sammlungen nicht zurückgeblieben; die Tirailleurgefechte behalten ihr Recht neben den Massenattaken. Von derartigen kleinen Gedichtsammlungen, welche der blutrothe Schein des Mars hervorgelockt hat, erwähnen wir: F. Bodenstedt: „Neue Kriegslieder"; Emil Rittershaus: „Vorwärts! Nach Paris! Drei Kriegslieder" und „Den Frauen und Jungfrauen in der Kriegszeit"; Julius Sturm: „1870. Kampf- und Siegeslieder"; Georg Hesekiel: „Gegen die Franzosen. Preußische Kriegs- und Königslieder"; Roderich Benedix: „Soldatenlieder für den deutschen Krieg 1870" — zum Beweis, daß dem poetischen Heerbann gegen Frankreich die Legitimen und die Radicalen, die frommen Psalmensänger und die muntern Lustspieldichter gleichmäßig Folge leisten. Andere kleine Sammlungen von Kriegsliedern sind: M. Evers: „Vorwärts! Sieben geharnischte Sonette an das deutsche Volk"; K. Geyky: „Der Rhein soll deutsch verbleiben, Kampflieder und Zeitgedichte"; R. Genée: „Deutsche Sturmlieder gegen die Franzosen"; F. Knauth: „Alldeutschland. Dichtergrüße am Auferstehungsmorgen des geeinigten Deutschland"; H. Minckwitz: „Deutschlands Traum, Kampf und Sieg. Geharnischte Sonette nebst einem Anhang vaterländischer Gedichte"; A. Ellmenreich: „Acht Kriegslieder zu Schutz und Trutz"; J. Faßenrath: „Den deutschen Helden von 1870. Kriegs- und Siegeslieder"; O. F. Genschen: „Sechs Kriegslieder" und „Vom deutschen Kaiser. Zwölf Lieder"; E. Grüning: „Volkslieder




585100

(RECAP)

Digitized by Google

vom Kriegsjahre 1870"; R. Kulemann: „Germania"; E. Lubes: „Zeitgedichte"; F. Starl: „Allbeutschland hoch! Zehn Zeitgedichte"; G. Weck: „Krieg und Sieg. Deutsche Lieder"; L. Freytag: „Kampf und Sieg. Kriegslieder"; Hoffmann: „Siegs- und Friedenslieder für das deutsche Volk"; Emil Taubert: „Waffenklänge". Humoristisch volksthümlich sind die Gedichte von E. Kurschke: „Napoliumslieder". Von dem Dichter der zum Volkslied gewordenen „Wacht am Rhein", Max Schneckenburger, ist eine Auswahl aus seinem Nachlaß unter dem Titel: „Deutsche Lieder", erschienen. Was die hochgehende Bewegung dieser Kriegslyrik unserer Literatur Bleibendes zurückgelassen hat, läßt sich jetzt noch kaum würdigen; doch dürften einzelne Gedichte von Geibel, Freiligrath, Grosse, Rittershaus u. a. einen über die vergängliche Befriedigung einer momentanen Zeitstimmung hinausgehenden Werth behalten.

Neben der Kriegslyrik ist indeß die Friedenslyrik keineswegs verstummt; selbst wenn der deutsche Dichterwald mit Granaten überschüttet würde, alle Nachtigallen würden darin nicht verstummen. Daß die Theilnahme des Publikums nicht als erloschen betrachtet werden darf, beweisen die neuen Auflagen vieler frühern Sammlungen. Neben der großen Gesammtausgabe der Rückert'schen Dichtungen erscheinen neue Auflagen einzelner Sammlungen derselben. So liegt von der „Weisheit des Brahmanen" die siebente Auflage vor, von den „Gedichten" nach der Auswahl des Verfassers die sechzehnte. Die heitere Weisheit F. Bodenstedt's in den „Liedern des Mirza-Schaffy" erfreut sich bereits der dreißigsten Auflage. Die Gesammtausgabe der „Gedichte" des Grafen Moritz von Strachwitz liegt in sechster Auflage vor; die „Gedichte" von Emil Rittershaus in dritter vermehrter und verbesserter Auflage, ebenso die „Gedichte" von L. Dreves; in zweiter Auflage die „Gedichte" von A. Strodtmann, A. Stern, E. Baumbach, R. Lübt; C. Rick: „Poetische Briefe einer Frau"; Dranmor: „Requiem"; Martin Pereis: „Klänge aus Böhmen. Zeitgedichte, eine Apotheose zu Meißner's Zisla", ebenso die „Epigramme aus Baden-Baden". Die „Frommen Lieder" von J. Sturm erleben bereits die siebente Auflage, die „Palmblätter" von Karl Gerok die vierte. Doch neben der Andacht kommt auch der Humor zu seinem Recht, wie die in fünfter Auflage erschienenen „Gedichte" des witzigen Humoristen J. Glaßbrenner beweisen, und die heitern in zweiter Auflage vorliegenden „Weinphantasien" von L. Jacoby (J. Leopold). Auch einige in diesem Jahre zuerst ausgegebene Gedichtsammlungen erfreuen sich bereits neuer Auflagen. Dies gilt von Karl Beck's an sinnigen und schönen Gedichten reicher Sammlung: „Still und bewegt", und von Heinrich Heine's „Letzten Gedichten und Gedanken", welche außer vielen pikanten Epigrammen in Prosa und Versen auch manche reizende Gabe, wie die tiefsinnige Trochäendichtung „Bimini" enthalten. Von Robert Hamerling's „Sinnen und Minnen" ist die dritte Auflage erschienen. Diese Sammlung enthält die einzelnen meist schwunghaften Gedichte, welche der Epiker neben seinen größern Dichtungen leichtergestügelt in die Welt hinausflattern ließ. Daneben hat Hamerling auch seine ersten poetischen Gedankensymphonien: „Venus im Exil. Ein Schwanenlied der Romantik", „Germanenzug" als „Gesammelte kleinere Dichtungen" in einem Bande herausgegeben.

Von den Gedichten Hermann Lingg's ist ein dritter Band erschienen, den wir weiter unten eingehend würdigen; Emil Rittershaus hat neben seinen Kriegsliedern auch Freiheitslieder herausgegeben; Victor Scheffel „Bergpsalmen" in alterthümlich schwunghafter Form; der gedankenreiche Stephan Milow „Neue Gedichte", und der bekannte Dramatiker Otto Prechtler „Sommer und Herbst. Neue Gedichte". Von andern Sammlungen erwähnen wir: Moriz Heydrich: „Sonnenschein auf dunkelm Pfade"; G. Hick: „Was mir die Stunden brachten"; O. Braunschweig: „Herbstblumen"; H. Pindter (Egalis): „Seelenklänge"; C. J. Fredelig: „Lieb und Leid"; Ludwig Lesser: „Ausgewählte Dichtungen"; H. M. Reichelt: „Bergmannsleben. Bergmännische Dichtungen"; G. P. W. Stolz: „Gedichte und Erzählungen" (zweiter Band, erstes Heft); K. Hoffmann: „Distichen aus dem bairischen Hochland"; W. Bergmann: „Lieder und vermischte Gedichte"; J. Mayr-Tüchler: „Wolken. Gedichte" (zweite Ausgabe); G. Freiherr von Dyherrn: „In stiller Stund'. Dichtungen"; J. Festenrath: „Das Buch meiner spanischen Freunde. Sonetten, Romanzen und Märchen"; C. Kirchhoff und J. Kirchhoff: „Adelpha. Gedichte"; K. Woermann: „Aus der Natur und dem Geiste. Gedichte"; F. A. Muth: „Heidersblein. Ein Liederstrauß"; F. Göring: „Tändeleien"; L. Pfotenhauer: „Wogen des Zorns und Wellen der Liebe"; „Lieder eines Heimgegangenen"; R. Grimm: „Historische Dichtungen" und „Kleine Minze"; A. Hinüber: „Dämmerungen. Sentimentale und burschikose Lieder"; W. Osterwald: „Deutschlands Wiedergeburt"; A. von Schreud: „Von der Nordmark. Romanzen und Balladen"; M. Letteris: „Ein Blatt Geschichte. Bilder aus dem biblischen Morgenlande"; H. Theiler: „Nigiblumen"; „Deutsches Wanderbüchlein. Eine poetische Reisebegleitung für Naturfreunde"; F. J. Egenter: „Pfaffenkrieg. Gewappnete Lieder". Außerdem sind „Gedichte" erschienen von H. Fallland, K. C. Tenner, J. Altwasser, F. Klein.

Auch die deutschen Frauen behaupten ihren Platz auf dem Parnaß. Die elegisch-sentimentale Betty Paoli hat „Neueste Gedichte" erscheinen lassen; die Baronesse Helene von Engelhardt-Schnellenstein Jugendlieder unter dem Titel: „Morgenroth"; Margarethe Knecht „Aus alten und neuen Tagen"; die kecke, heinisirende Ada Christen neue Gedichte: „Aus der Asche"; Gräfin Elisabeth Zedlitz-Trützschler heldenhaft energische „Gedichte"; Marie Mindermann „Ranken. Gedichte"; Luise von Ploennies eine poetische Legende: „Die heilige Elisabeth"; Marie Luise Henriette Schröder „Gedichte".

Die religiöse Lyrik findet ebenfalls stets ihre Pflege, und wie die wiederholt aufgelegten Sammlungen von Sturm und Gerok beweisen, die Theilnahme weitester Kreise. Neu erschienen sind auf diesem Gebiete: „Knospen, religiöse Dichtungen von A. Lense; „Maiandacht in Liedern", von Frauenhand gesammelt; G. Schwarz: „Stunden der Andacht in poetischem Gewande"; „Tropfen aus dem Meer der Gnade in Liedern und Parabeln"; Melchior Meyr: „Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte".

Von neuen Anthologien erwähnen wir: L. Buddeus:

Digitized by Google

„Freya, das Leben der Liebe"; H. E. Bonnell: „Auswahl deutscher Gedichte, systematisch geordnet"; O. Sutermeister: „Die Poesie der Schule, eine Anthologie"; Oskar Liebelt: „Auswahl deutscher Gedichte". Eine neue kritisch prätentiöse Anthologie gibt Theodor Storm heraus: „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius", während R. Gottschall's „Blütenkranz neuer deutscher Dichtung" in siebenter Auflage vorliegt.

Auf dem Gebiete humoristischer Dichtung ist G. Schwetschke's witzige „Barzinias oder die kleine Bismarckias" zu erwähnen, das didaktische Epos: „Die Bismarckias", liegt bereits in sechster Auflage vor. Hieran reiht sich ein groteskes Kabinetstück von Ernst Eckstein: „Die Gespenster von Barzin." Daneben Fr. Klinck: „Die Franzosen nach Berlin, komisches Heldengedicht zur Erinnerung an das Jahr 1870"; G. Waldstedt: „Des Teufels Münster, Zeitdichtung". Hieran schließen wir gleich die größern humoristischen Epen im Byron'schen Stil, wie es im vorigen Jahre Ernst Eckstein in seinem „Schach der Königin" gedichtet hat. Ein solches Epos hat jetzt der feinsinnige A. F. von Schack gedichtet: „Durch alle Wetter, Roman in Versen", und L. von Mertens: „Die moderne Gesellschaft."

Auch an ernstern historischen Epen ist kein Mangel; wir besitzen eine neue Friedericiade: K. E. Mölling: „Friedrich der Einzige, ein Gedicht"; eine „Blücheriade" von F. Michaelis, und eine historisch-epische Dichtung in vier Gesängen von J. Janisch, deren Held „Washington" ist. Ein großes Epos in sunfzehn Gesängen hat P. H. Wolff gedichtet: „Jerusalems Opfertod. Das Lied von der Völkerfreiheit". Sonst erwähnen wir zwei idyllische Dichtungen: „Die Rose des Libanon" von F. Hollandt, und „Das Mädchen aus Böhmen" von J. Reinkens; ferner ein episch-didaktisches Gedicht von E. B. Boese: „Das Himmelreich"; ein Gedicht von A. Brieger: „Krösus und Adrastus", und ein farbenreiches erzählendes Gedicht von O. Elsner: „Die Braut des Nil."

Was die dramatische Dichtkunst betrifft, so weist der Buchhandel kaum ein neues Stück auf, welches die Runde über die deutschen Bühnen gemacht hätte. Auch „Die Göttin der Vernunft" von Paul Heyse, das sechste Bändchen seiner dramatischen Dichtungen, ist nirgends zur Aufführung gekommen. Französische Revolutionsdramen haben bisher immer nur eine sporadische Verbreitung gefunden und sind nie auf die ersten Bühnen gedrungen. Dies gilt auch von den betreffenden Trauerspielen Robert Griepenkerl's und denjenigen des Herausgebers d. Bl. Robert Hamerling verzichtet daher in seinem neuen Revolutionsstück: „Danton und Robespierre", von Haus aus auf die Aufführung, welche überdies schon durch die Behandlung im Stil des genialen Kraftdramas und der historischen Chronik ausgeschlossen ist, und auch O. F. Gensichen's „Danton" wird sich in dies Los ergeben müssen.

Dagegen ist es eine erfreuliche Thatsache, daß auch das Lesepublikum sich für Dramen interessirt, welche auf hervorragenden Bühnen zur Aufführung gekommen sind. So liegt Friedrich Halm's „Wildfeuer" in dritter Auflage vor, Emanuel Geibel's „Sophonisbe" in zweiter, und „Die Gräfin" von Heinrich Kruse in dritter Auflage. Von dem talentvollen Autor des letztern Stücks ist ein neues: „Jürgen Wullenweber", im Buchhandel erschienen. Einen vaterländischen Stoff von unmittelbarem Interesse für die Gegenwart behandelt Karl Biedermann's „Der letzte Bürgermeister von Strasburg"; ein historisches Nationaldrama: „Ulrich von Hutten", hat H. Ethé gedichtet.

Trotz aller Proteste einer vom modernen Standpunkt ausgehenden Kritik erfreut sich das antike Drama noch immer einer verhältnißmäßig eifrigen Pflege. Gleichwol bringen es auch die Productionen der bessern Dichter aus diesem Stoffkreise nicht über den Werth der Studie. Auch in den dramatischen Werken von G. Conrad (Prinz Georg von Preußen), die in zwei Bänden vorliegen, steht das antike Drama in einer grosenntheils phantasievollen und schwunghaften Auffassung im Vordergrund. Ein ebenfalls poesiereiches Trauerspiel ist die „Olympias" von Friedrich Marx, von welchem Dichter auch ein sünfactiges Schauspiel: „Jacobäa von Baiern" vorliegt. Von biblischen Dramen erwähnen wir: R. Behrle: „Joseph und seine Brüder" (zweite Auflage); C. Frommüller: „Moses", dramatisches Gedicht, und „Paulus", ein dramatisches Gedicht in 30 Gesängen, jedenfalls mehr ein Epos, und Luise von Ploennies: „Maria Magdalena", ein geistliches Drama; von antiken: „Dido" von W. Jensen und „Pomponia", dramatisches Gedicht von J. N., sowie „Julian der Abtrünnige" von Hermann Riotte. Dem deutschen Mittelalter entlehnt ist Adolf Wilbrandt's mit Bühnenund Formgewandtheit ausgeführtes Trauerspiel: „Der Graf von Hammerstein", dem slawischen Mittelalter A. Wilhelmi's „Dmitri Iwanowitsch" und F. von Woringen's „Jadwiga". Friedrich Karl Schubert hat ein Trauerspiel: „Der deutsche Bauernkrieg", Ludwig Rüben ein sünfactiges Drama: „Jakob Molay", erscheinen lassen. Andere Dramen sind: „Victor", Drama vom Verfasser der „Weizenähre"; J. Wander: „Dramatische Werke", erster Band: „Die Hofdame"; J. Pape: „Das Liebesbaar von Andernach"; H. Rosenthal: „Adonis"; E. Leistner: „Willst du dein Herz mir schenken?"; „Der Deserteur", dramatisches Zeitgemälde; J. Werther: „Verzeihung", Schauspiel, frei nach dem Italienischen; „Almeira", ein Drama in Californien, nach dem Spanischen; „Ludwig van Beethoven", dramatisches Charakterbild in vier Aufzügen, von einem Bonner; A. Wechsler: „Herzog Ulrich der Verbannte"; P. Lohmann: „Wider den Stachel", dramatische Dichtung.

Die Werke eines bedeutenden Dramatikers, der für das Bühnen- wie für das Lesepublikum fast zu den Verschollenen gehört, während sein dramatischer Freskenstil auf eine ganze Richtung unserer Schauspielproduction noch von bestimmendem Einfluß ist, die Werke des genial-paradoxen Christian Grabbe hat der Herausgeber d. Bl. in einer ersten vollständigen Gesammtausgabe erscheinen lassen.

Ein sehr beliebtes Genre dramatischer Dichtung, welches freilich auf unsern Bühnen keine Stätte findet, ist das dramatische Mysterium und das dialogisirte Märchen. Zu dem ersten gehören alle Faustiaden; denn Goethe's „Faust" ist im Grunde auch ein modernes Mysterium. Hierher zu rechnen ist auch die letzte Dichtung des jüngstverstorbenen Adolf Böttger: „Das Galgenmännchen, dramatische



Digitized by Google

Märchendichtung"; ferner sind zu erwähnen: „Satan im Berhör," ein Sylvestermysterium"; G. Leutrig: „Aschenbrödel, Faschingsspiel"; W. Hofäus: „Don Sylvio's Brautfahrt, ein Fastnachtspiel"; L. Egler: „Der Sylvesterabend im Spiegel des Volksglaubens"; B. Ponholzer: „Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung" (vierte Folge). Als großes Volksmysterium ist das „Passionsspiel im Oberammergau" zu betrachten, über welches drei neue Schriften von F. Lampert, H. Holland und S. Brunner vorliegen.

In dem Lustspiel ist in diesem Jahre kein Meisterschuß gethan; auch alte Schützen, wie Roderich Benedix, und jüngere Mitbewerber um den Lustspielpreis, wie Julius Rosen, haben nur zum Theil Verwendbares geschaffen; auch sind die neuesten Stücke derselben noch nicht im Buchhandel erschienen. Von Julius Rosen liegen „Gesammelte dramatische Werke" (2 Bde.) vor, in welche die beliebtesten Lustspiele dieses Autors aufgenommen sind. Ein sehr feines einaciges Lustspiel: „Unerreichbar", bildet den ersten Band von Wilbrandt's „Dramatischen Schriften". In E. Bloch's „Volkstheater" ist ein geschichtliches Schauspiel von F. Schütz: „Täuschung auf Täuschung" mit aufgenommen, welches eigentlich in das Gebiet der historischen Intriguenlustspiele gehört. Kleinere Lustspiele finden sich in andern Sammlungen, im „Haustheater", im „Deutschen Theater", in der von Martin Bereels herausgegebenen „Deutschen Schaubühne". Ein Originallustspiel von Graßhoff (Freiherr von Wilhelm) führt den Titel: „Nur praktisch." Von dem „lustigen Komödienbüchlein" von F. Pocci liegt das dritte und vierte Bändchen vor. Die Posse, welche meist für den Bühnenbedarf gearbeitet ist, durch den breiten Raum, den sie der Improvisation gewährt, an die italienische commedia dell' arte erinnert und der Literatur nur sehr zum Theil angehört, macht auch nur ausnahmsweise eine Visite auf dem buchhändlerischen Markt; wir erwähnen: A. Hopf: „Theater-Humoresken", mit Beiträgen von C. Helmerding; W. Leonhardi: „Schulze und Müller als siamesische Zwillinge", komisches Trauerspiel; E. Hirthe: „Ein Tag in Saarbrücken, oder der Franzose in der Maufefalle."

Der historische Roman erfreute sich in diesem Jahre keiner eifrigen Pflege, was die Quantität der betreffenden Productionen betrifft, wohl aber haben einige der namhaftern Schriftsteller diese Gattung angebaut, welche, wenn auch in ihren Hauptzügen von Walter Scott begründet, doch eine sehr mannichfache Behandlungsweise zuläßt. Julius Rodenberg's fünfbändiger Roman „Von Gottes Gnaden", dessen historischer Held Oliver Cromwell ist, schließt sich an das Vorbild Walter Scott's in Bezug auf eingehende Detailmalerei und gruppirende Compositionsweise eng an. Das Josephinische Zeitalter der Humanität und Aufklärung behandeln mit entsprechender geistiger Beleuchtung Alfred Meißner: „Die Kinder Roms", Karl Frenzel: „Das goldene Zeitalter", und in der Form des romantischen Memoirenromans Luise Mühlbach: „Kaiser Joseph und sein Landknecht." Eine Episode aus dem Leben des deutschen Reformators stellt Levin Schücking's Roman „Luther in Rom" dar.

In die ersten Zeiten des Christenthums führt uns der auf gelehrten Quellenstudien ruhende Roman der Gräfin Franziska Schwerin: „Woher und Wohin?" Gräfin L. von Rodiano gibt ein geschichtliches Lebensbild aus dem schottischen Freiheitskriege 1316—29: „Robert Bruce oder die Helden von Bannockburn." Außerdem erwähnen wir von geschichtlichen Romanen: F. Carion: „König August und sein Goldschmied"; G. Hiltl: „Die Bank des Verderbens"; Graf Stanislaus Grabowski: „Des Königs und der Königin Soldat"; Robert Springer: „Gräfin Lichtenau"; H. Schmid: „Friedel und Oswald", Roman aus der Tirolergeschichte, Band 21 der „Gesammelten Schriften" dieses Autors; und das lebendige Zeitgemälde von Otfried Mylius: „Das Testament von Sanct-Helena"; A. Ferrari: „Man to". Ein großes culturgeschichtliches Gemälde in einer nur zum Theil romanhaften Form, das auf hannoverschem Localboden sich in seiner Hauptgruppen entrollt, aber auch bis in andere Staaten und Welttheile übergreift, bieten uns die Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen: „Hundert Jahre. 1770—1870", ein nachgelassenes Werk des hannoverschen liberalen Abgeordneten H. A. Oppermann.

Unser Register der historischen Romane würde unvollständig sein, wenn wir die Lieferungsromane unbeachtet ließen, welche gerade die Geschichte für ihre Unterhaltungszwecke ausbeuten. Es ist kein zutes Zeichen, daß diese pfundweise abzuwägende Fabrikarbeit ohne alle schriftstellerische Physiognomie von Jahr zu Jahr im Zunehmen begriffen ist. Natürlich ist das Interesse der Zeitgeschichte dasjenige, welches dem Publikum und den Autoren am meisten auf die Finger brennt, und es fehlt daher nicht an literarischen Schlachtenbummlern, welche bereits den deutsch-französischen Krieg, während unsere Brüder noch auf den Schlachtfeldern bluten, für die Leihbibliothekenlektüre zurechtmachen. Die Literaturgeschichte kann sich, auch bei peinlichster Gewissenhaftigkeit, mit dem Einregistriren der Werke und ihrer Titel begnügen, und auch von d. Bl. kann man keine weitere kritische Protokollaufnahme verlangen.

Auf unserer Registrande stehen: F. Lubojatzky: „Der Papstspiegel oder das Leben und Treiben der Päpste bis auf unsere Zeit"; E. Pitawall: „Marie Antoinette, Frankreichs hingerichtete Königin oder Oesterreicherin und Französin"; „Marie Theresia und der schwarze Papst"; „Die Neutralen oder Oesterreich über alles. Historisch-romantische Enthüllungen aus Europas jüngster Zeit"; A. Walther: „Napoleon III., Frankreichs blutdürstiger Kaiser oder der Sieg der tapfern Deutschen. Illustrirter historischer Roman aus dem deutsch-französischen Kriege"; C. Stugau: „Durch Nacht zum Licht, großer historischer Roman aus den Jahren 1846—66"; F. Becker: „Der Franzosenkrieg im Jahre 1870 oder Deutschlands Feuerprobe. Historisch-romantische Erzählung des deutschen Nationalkampfes gegen Frankreich". Die meisten dieser Titel erinnern an die Programme, welche die grell gepinselten Jahrmarktsbilder erläutern.

Doch der Lieferungsroman versteigt sich auch auf das Gebiet freier Erfindung oder benutzt criminalistische Grundlagen, wie: G. Berthold: „Krakauer Klostergeheimnisse oder die lebendig begrabene Nonne. Romantische Erzählung aus neuester Zeit"; R. Starck: „Diavola, die

Digitized by Google

Geheimnißvolle oder der Kampf eines Weibes; Roman nach einer wahren Begebenheit"; C. Dauer: „Die Mörderin aus Wollust oder Giftküche und Giftlosl"; R. Neumann: „Die Rache des Scheintodten oder: Ein Fürstenfohn als Leichenhändler. Ein wahrheitsgetreuer Roman mit sorgfältiger Benutzung russischer Sitten." Der Productivität dieser Romantik in Lieferungen, die von einzelnen Firmen höchst geschäftsmäßig betrieben wird, kommen einzelne Autoren gleich, welche die minder populäre Form des Romans in Bänden wählen, eine oft als Romanbandwurm erscheinende Form. Von einem Romanschriftsteller W. Bernhardi verzeichnet das Jahr 1870 die folgenden Productionen: „Bis ins dritte und vierte Glied. Roman aus der Gegenwart"; „Finette oder die Perle des Ballets. Ein Sittengemälde aus der Gegenwart"; „Berlin arm und reich, romantisches Lebensbild"; „Die Banditen des Salons. Roman aus der Gegenwart"; „Berlin im Keller und im ersten Stock, ein berliner Sittengemälde"; „Die Wollarbeiterin, ein Sittenbild der Gegenwart"; „Hamburg in Licht und Schatten, moderues Sittengemälde"; „Der König der Bauernfänger, ein berliner Sittengemälde"; „Der Roman einer Kunstreiterin". Wenn sich die Production dieses Autors gleichsam in verschiedenen Lebens- und Sittenbildern verzettelt, so steht A. Schrader hinter ihm nicht zurück, was die Masse des Gelieferten betrifft, aber diese Masse bildet ein großes Ganzes. Sein „socialer Roman aus der Gegenwart" umfaßt vier mehrbändige Romane: „Kunst und Liebe", „Der Untergang des alten Regime", „Das Verhängniß", „Auf den Wogen des Lebens".

Von den bedeutendern Erscheinungen des Zeitromans erwähnen wir in erster Linie Karl Gutzkow's „Die Söhne Pestalozzi's", ein phantasie- und geistreicher pädagogischer Roman; Robert Byr: „Sphynx"; Max Ring: „Götter und Götzen"; Melchior Meyr: „Duell und Ehre"; P. Galen: „Der Friedensengel"; Gustav vom See: „Falkenrode" und „Sadowa"; Adolfine Bolckhausen: „Das Kind aus dem Ehrlergang"; E. A. König: „Die Geheimnisse einer großen Stadt". Die Novelistik in der „Gartenlaube", E. Marlitt, hat ihren umfangreichsten Roman: „Die Reichsgräfin Gisela", dessen Heldin ein aristokratisches Aschenbrödel ist, nun auch in Buchform erscheinen lassen. Andere Romane aus der Gegenwart sind: A. Mühlenburg: „Die Enterbten"; C. von Kessel: „Fried Eigenreich oder die Schule des Lebens"; J. D. H. Temme: „Die Frau des Rebellen"; Mathilde Quednow: „Dornrose"; E. Felx: „Loreley"; A. Corrodi, „Blüthendes Leben"; A. von Wildenfels: „Frauenracht"; Luise Ernestl (M. von Humbracht): „Todtes Kapital"; F. A. Heidinger: „Nach dem Klostersturm"; J. Conard: „Die Dame im Schleier"; M. von Schlägel: „Von Sünde zu Sünde"; Olga Freifrau von Leonrod (geb. von Schazler): „Verschiedene Wege und ein Ziel"; Elisabeth von Grotthuß: „Die Adoptivgeschwister"; Graf S. Grabowski: „Mesalliancen"; G. Hoecker: „Mammon und Marmor"; L. Ziemssen: „Umwege zum Glück"; J. Bacher: „Prinzessin Sidonia"; Sophie Berena: „Ueber alles die Pflicht"; J. Haas: „Ein und All"; F. Hoffmann: „Die Scornati" und „Die Töchter des Hauses"; E. von Bibra: „El paso de las animas"; Katharina Dietz: „Heinrich Heine's erste Liebe"; M. Horn: „Am Erlenhof"; H. Stark: „1870, Deutschland über alles"; Chevalier Vincenti: „Der Roman eines Gefolterten"; R. E. Hahn: „Schloß Hrawodar"; K. Schram: „Der Kampf um den Namen"; W. Chatterton: „Die neuesten Geheimnisse der Tuilerien".

Während die exotischen Romanschriftsteller diesmal nur durch zwei Romane: Armand: „Der Krösus von Philadelphia", und B. Möllhausen: „Der Pirateulieutenant", vertreten sind, hat der humoristische Roman einige beachtenswerthe Erscheinungen aufzuweisen: F. W. Hackländer hat viele Jugenderinnerungen in seinem Roman: „Der letzte Bombardier", verwerthet; A. von Winterfeld einen neuen komischen Roman: „Der Elefant"; W. Raabe einen mit dem bezeichnenden Titel: „Der Schüdderump", erscheinen lassen, und ihnen schließt sich der Roman des als Lyriker vortheilhaft bekannten Hermann Oelschläger: „Wunderliche Leute", an.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

## Hermann Lingg's neueste Gedichte.

Gedichte von Hermann Lingg. Dritter Band. Stuttgart, Cotta. 1870. 8. 1 Thlr.

Lingg's Muse ist ausnehmend productiv; sie streut ihre voluminösen Bände unermüdlich aus. So liegt jetzt ein dritter Band der „Gedichte" vor, der ebenfalls mehr als zwanzig Druckbogen Lyrik enthält. Der Tiefsinn Hermann Lingg's verleugnet sich auch in diesen Gedichten nicht; aber der Werth derselben würde größer sein, wenn sowol ihre Masse eine sorgfältigere Sichtung, als auch jedes einzelne Gedicht wiederholte Prüfung und größere Läuterung erfahren hätte. Wir finden in der Mehrzahl der Gedichte einzelne Schönheiten jener eigenen Art, wie nur Hermann Lingg's originelle Begabung sie zu schaffen vermag; dagegen finden wir selten ein einzelnes Gedicht, welches allen Ansprüchen der Poetik in Bezug auf Correctheit und vollendete Form genügt, und oft werden wir in den anziehendsten zurückgestoßen durch harte Apostrophirungen, durch ungelenke Satzbildung, welche den freien dichterischen Fluß lähmt, ja selbst durch unrichtig gezählte Versfüße, kurz, durch unmelodische Härten, deren Beseitigung leichter Erwägung nicht schwer gefallen wäre. Es gibt Dichter, deren Inspiration von selbst eine schwunghaft lantere Form gewinnt; aber die Inspiration von Lingg hat etwas Schwerfälliges, das geistig Bedeutsame gewinnt nicht von selbst ein kleidsames Gewand; es tritt auf in vulkanischer Thätigkeit, welche der dichterischen Form etwas Zerklüftetes, Spalten, Risse und Sprünge mittheilt. Auch das kleinste Gedicht verlangt Architektur, harmonisch gegliederten Aufbau. Wie indeß schon der Bau des großen Lingg'schen Epos: „Die Völkerwanderung", an cyklopische Mauern erinnerte und durch eine roh aufgethürmte Massenhaftigkeit charakterisirt

Digitized by Google

wurde, so gibt es auch unter den einzelnen Gedichten viele, in denen die Gedankenquadern etwas unwüchsig aufeinandergeschichtet sind und welche der künstlerischen Gliederung entbehren.

Am wenigsten heimisch fühlt sich Lingg's Muse auf dem Gebiet der Liederdichtung, wo der melodische Fluß, das Musikalische der Poesie, die Empfindung tragen soll. Gleichwol besteht der vierte Theil der Sammlung, das ganze zweite Buch, das „Buch der Liebe", aus Gedichten, welche nach Form und Inhalt dem Bereich der Liederdichtung angehören. Viele der Lingg'schen Lieder erinnern an die anakreontischen Gnomen — es sind scharf ausgeprägte Situationsbilder, die oft mehr plastisch sind als stimmungsvoll, bisweilen aber durch wahrhaft geniale Wendungen überraschen, wie das folgende durch seine Schlußwendung:

Jetzt tauchst du schneig lilienrein
Ins leichte Wellgekose
Die zarten Glieder ein,
Und blühst im Bad wie eine Rose;
Das Wasser, kaum berührt
Von deinem kleinen Fuße,
Schwillt, da es deine Nähe spürt,
Beseelt empor zu deinem Grüße.
Das aufgelöste Lockenhaar
Wallt über deinen Rücken,
Verschämt erblickt sich offenbar
Die Schönheit mit Entzücken.
Und während ich im Garten hier
Dies schreib' zu deinem Ruhme,
Naht sich ein schöner Falter mir,
Als wär' dies Blatt schon eine Blume.

Stimmungsvoll ist das Gedicht:

Wenn um die Burgruine
Der Drossel Schlag verstummt,
Und nur noch eine Biene
Um ihre Blumen summt, —

Wie freit' ich dann so gerne
Durch Dickicht und Gestein,
Nur über mir die Sterne,
Und nur mit dir allein.

Im Thal noch zirpt die Grille,
Fern rauscht ein Wasserfall,
Hier oben in der Stille
Lebst du nur und das All.

Einzelne Lieder sind heinisirend, keck pointirte Genrebilder der Empfindung, z. B.:

Blitzend jagen Sturm und Schloßen
Durch der Berge Tannennacht,
Mühsam mit den müden Rossen
Zieht durchs Thal ein Wagen sacht.

Mit den Nebelwolken ringend
Taucht der blasse Mond hervor,
Und ein Posthorn, lustig klingend,
Tönet aus der Schlucht empor.

Blase nur die schönsten Stücke!
Morgen, guter Postillon —
Hab' ich mit dem Tagesblicke
Meines Liebsten Briefe schon!

Gleiches Lob verdient das schöne ausgeführte Situationsbild:

Durch die Winternacht allein
Wall' ich spät noch meine Pfade,
Hier und da ein Flackerschein
Aus den Häusern am Gestade u. s. s.

Die Liebespoesie Lingg's verleugnet weite Perspectiven in die Welt- und Geschichtsferne nicht; es spielt allerlei Sagenhaftes mit herein, vom Medusenhaupt bis zum Schleier der Sylphe, von der Nacht des Chaos bis zu den Göttern, welche lächelnd den Tod geben. Astronomische Nachtphantasien, geologische Erdbilder fehlen nicht; ebenso wenig schwermüthige Todesgedanken. Bisweilen gestaltet sich aus diesen Bildern ein harmonisch schönes Gedicht wie das Lied:

Sinkend schwebt der Mond in Schleiern
Trüber Wolken durch die Luft —

oder:

Verstummt sind nun die Wogen,
Die lärmend uns getrennt —

mit den schönen Versen:

Du seltne Blume, sage,
Wie kamest du herein
In meiner armen Tage
Verspäteten Sonnenschein?

Nicht immer indeß decken sich Bild und Gedanke, wie in dem folgenden Gedicht:

In der Erde dunkelm Schacht
Leuchten hell die Edelsteine,
In der Seele tiefster Nacht
Oft Gedanken, sonnenreine.

Eine todte Sonne spricht
Aus dem funkelnden Juwele;
Deine Liebe warf ein Licht
In den Abgrund meiner Seele.

Hier ist in der letzten Strophe das tertium comparationis auf den Kopf gestellt, während es in der ersten klar hervortritt. Die an und für sich schönen Zeilen: „Eine todte Sonne spricht aus dem funkelnden Juwele", lassen keine Schlußverse erwarten, in denen ein von außen kommendes Licht in den Abgrund geworfen wird. Es ist dies eine Probe der unerlaubten Katachresen. Unklar ist die Pointe in dem Liede:

Nur geipielt mit meinem Schmerze —
So? nur so geipielt hast du —
Und gelacht dazu?
Untren wurdest du zum Scherze?
Oftern ist's, o du mein Leben,
Sterben möcht' ich, sterbend dir vergeben.

Leere und spielerische Pleonasmen enthält das Lied, in welchem der Dichter die Geliebte ins „Licht der Sterne" treten läßt, weil er ihr Angesicht in diesem Licht so gern sieht, es mit ihm so gern vergleicht, es in ihm so gern küßt.

Heine hat bei aller Freiheit, mit der er die Hebungen und Senkungen behandelte, doch die Zahl derselben streng beobachtet — gleichsam das anatomische Knochengerüste des Liedes nicht verwahrlost. Lingg bewahrt selbst in kleinen Gedichten nicht streng die Fußzahl der Trochäen:

Leuchtender als Diamant,
Weißer als der Sylphe Schleier,
Brennt in mir, von dir entbrannt,
Das geheimnißvolle Feuer.
Hall' und küsse! — träum' indeß der Leuchter!
Wenn die Morgenlüfte nahn,
Blickt aus deinen Augen feuchter,
Goldener der Tag mich an.

Hier hat die erste Zeile des zweiten Verses statt dreier Trochäen vier und macht damit nur die unklare und un-

Digitized by Google

schöne Wendung: „träum' indeß der Leuchter", möglich. Auch der durchgängige freie Wechsel in der Zahl der Versfüße gibt kleineren Gedichten etwas Ungeordnetes.

Das erste Buch der Sammlung: „Buch der Jahre", gibt eine Reihe poetischer Geschichtsbilder von dem Alterthum bis in die neueste Zeit, Fresken und Arabesken. Gleich „Prometheus" in sapphischen Strophen ist eine antike Gemme; der „Gesang aus den Nilgräbern" hat jene altersgraue Färbung, wie sie Lingg meisterlich zu treffen weiß; „Homer" ist unbedeutender; „Helena" mit der Paris-Vision der schönen Griechin, die in dem jungen Telemach den Entführer wiedersuchen glaubt, hat edeln Klang und treffenden Abschluß. Wie in Stein gehauen ertönt das „Lied an die Armen", dessen prägnante erste Strophen lauten:

Ihr Armen mit dem dürren Stab,
Der nimmer grünt und blühet,
Ihr geht die Erde aus und ab,
Verzehrt und abgemühet,
Ihr hoffet keinen Sonnenschein
Und fürchtet keinen Regen;
Gedeiht das Korn, gerüth der Wein,
Für euch ist's doch kein Segen.
Das Jahr sei noch so fruchtereich,
Bleibt euer Elend doch sich gleich.

Wann esset ihr euch satt an Brot?
Ja, wenn die Steine blühen! —
Ihr säet Müh' und erntet Noth,
Und euer Feld sind Mühen.
Mit Distel, Dorn und Hagebutt
Bübt' euer Garten immer,
Und euer Weinberg steht auf Schutt,
Und euer Gold ist Flimmer;
Mit Wolken deckt die Nacht euch zu,
Und Staub und Thau sind eure Schuh'.

Eins der bedeutsamsten Gedichte der Sammlung ist „Die Harpyen". Die Belebung der mythologischen Gestalten zu menschheitlicher Bedeutung, welche zu den starken Zügen des Lingg'schen Talents gehört, tritt hier markig hervor. Zwar ist der „Messias", der jeden Tod und jedes Weh überwunden hat, der den greisenklagenden Jungfrauen das Haupt abhaut und ein Reich des Friedens im ausgestorbenen Thal gründet, etwas visionär unbestimmt gehalten; desto schöner ist die Schilderung derjenigen, die zu den unheimlichen opferlustigen Jungfrauen den Weg finden:

Und zu ihnen kommt, wer flüchtig aus der Heimat irren muß,
Wen die Menschheit ausgestoßen, oder Lebensüberdruß;
Aelternlose, bleiche Kinder, schuldlos wie im Paradies,
Die kein Vaterland mehr haben, die das eigne Blut verstieß.

Dahin kommen stolze Frevler, Geister, die zu kühn und groß
Allzu früh vom sichern Ufer banden ihre Schiffe los,
Abgehau'ne Heldenzweige eines einst berühmten Baums,
Träumer, die zu tief geschlafen auf den Kissen ihres Traums.

Die Apotheose des Mittelalters hat ebenfalls Schwung und stimmungsvolle Färbung. Ebenso gelungen ist das Gedicht: „Heinrich der Finkler", unbedeutender „Friedrich und Ezelin" und „Cola Rienzi". Tiefsinnig ist der „Gnomon", „Die Conquistadoren", ein Situationsbild mit exotischer Perspective. Die Gedichte aus der Neuzeit haben nicht die gleiche Sattheit der Farbengebung. Die Schlußstrophe des „Hölderlin" zeichnet sich durch ihre neuen, markigen Reime aus:

Nur Schmerz soll' deine Früchte keltern,
Doch freudig trankst dein Leben du
Den Göttern zu, den Allvergeltern,
Und auf des Friedens weißen Zeltern
Ging still dein Tag zur Abendruh'!

Am farbenreichsten ist „Napoleon's I. Beisetzung", doch gänzlich veraltet:

Und unserm Buch der Zeitgeschichte,
Von keinen Thaten sonst bewegt,
Sei zwischen leerer Blätterschichte
Ein Sarg als Merker eingelegt.

Das Gedicht: „Der Krimkrieg", ist ein ethnographisches Museum en miniature. „Der Hochländer Kriegsmarsch" behandelt die bekannte Episode aus der Belagerung von Lucknow, welche bereits Geibel, Kinkel u. a. besungen haben, nicht ohne markige Darstellung, doch mit einzelnen schwachen Stellen.

Das dritte Buch: „Genrebilder", enthält zunächst einige culturgeschichtliche Skizzen wie: „Der erste Seefahrer" und „Erfindung des Glases". „Kleopatra an ihre Schlange" ist unbedeutend; „Ausblick" dagegen hat etwas Gespenstiges, und „Verlorene Paradiese" einen sinnigen elegischen Zug:

Auf dem Kieswog, in der Laube,
Wo sie ging und niedersaß,
Schwirrt und girrt die wilde Taube,
Dickicht wächst und hohes Gras.

Nur wildblühende Reseden
Duften wie verirrt noch dort
Ueber dem verlornen Eden
Schwermuthvoll am öden Ort.

Oed' sind auch die Stätten wieder,
Wo sonst Völkerglück gelacht,
Ueber Trümmer schwanken nieder
Weiden auf zerstörte Pracht.

In den Herzen, hinter Mauern,
Wo man Länder glücklich pries,
Ueberall ist Grund zum Trauern
Und verlornes Paradies.

„Oberon's Ball" ist eine niedliche Blume aus dem Reich der Feen- und Blumenphantasie; „Der Karyatide im Concertsaal" eine phantastische Grille, etwas gesucht und bizarr; „Nothtaufe" ein grelles Genrebild. Die humoristischen Genrebilder, wie „Der Dorfarzt", sind mehr kraus wunderlich als witzreich oder behaglich anmuthend.

Unter den funfzig „Sonetten" findet sich manche tiefsinnige Wendung. Störend sind in formeller Hinsicht die häufigen harten Apostrophirungen und hin und wieder gesuchte Inversionen oder gezwungene Constructionen; z. B.:

Wüste verblutend manches Herz gerungen,
Was Weise dachten, daß dafür noch recke
Als Kriegeren, auf dem Meer Entdecker
In kaum geahnten Weltheil vorgedrungen.

Was half's? Was, daß mit Feuerzungen
Die Wahrheit sprach? Die Licht- und Thaterwecker
Stets wurden sie durch blutige Volksrecker
Von Angst und Gewalt erlegt, bezwungen.

Ebenso unmelodische, stolperude Verszeilen:

Wie du mit nichts prangst, als mit den Geschenken,
Die dir Natur dir gab.

Unreine Reime sind selten; wir haben uns nur „Sitte"

und „Granite“ notirt. Auch die trivialen Reime vermeidet der Dichter, welche den Sonetten den Charakter abgetragenen Flitters geben. Historische Bilder, poetische Rückblicke auf Athen, auf die Sieger von Salamis, auf die alten Tragiker, auf Altenglands frohe Zeit und Shakspeare, auf corsische Helden von sehr episodischem, untergeordneter Bedeutung sind häufig in den Sonetten; bedeutender sind die philosophischen, in denen ein pessimistischer Zug vorherrscht, wie die folgende Probe beweisen mag:

Der Frühling kommt, die alten Gräber gähnen
Und hauchen Moder aus durch Veilchenblüte,
Was Land und See belebt und Meer und Lüfte,
Geht wieder aus auf Mord mit Kral' und Zähnen.

Der Raubthier' gröbster, furchtbar wie Hyänen,
Der Mensch, erschleicht die ungeheuern Gifte,
Die sein Geschlecht grub, und durchspäht die Klüfte
Der Geisterwelt, stets voll von schlauen Plänen.

Verschlingend dringt er bis zum letzten Kerne
Der Dinge, die er gerne möcht' ergründen,
Er würgt durch Liebe, tödtet in die Ferne,
Gedanken, seine stärkste Waffe, zünden;
Sein Sehnen geht bis an die höchsten Sterne,
Den Abgrund aber füllt er aus mit Sünden.

Das Gedicht des Ausonius über „Die Mosel“, welches Lingg in gereimten Jamben übersetzt hat, wird von ihm setzt hochgestellt; wir halten dasselbe nur für ein beschreibendes Gedicht in der schlechten und tadelnswerthen Manier, wie sie einige englische und deutsche Dichter des vorigen Jahrhunderts nachahmten, an einigen Stellen mit nicht ungeschicktem poetischem Aufputz; aber auch von erschrecklicher Nüchternheit, z. B. wo Ausonius die Fische und Nebenflüsse der Mosel schildert.

Die neue Sammlung von Lingg trägt wiederum die bedeutsame, energische Physiognomie des originell begabten Dichters zur Schau; aber um mancher markigen Intuition und Schilderung eine schöne Unvergänglichkeit zu sichern, bedurfte es doch einer schärfern Feile der dichterischen Form. Wir finden zu viel Roherz mit ungeläuterten Schlacken.

**Rudolf Gottschall.**

---

## Zur Charakteristik von Leibniz.

1. Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger. Ein Lichtpunkt aus Deutschlands trübster Zeit. Für die Gegenwart dargestellt von Edmund Pfleiderer. Leipzig, Fues. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Leibniz als Verfasser von zwölf anonymen, meist deutschen politischen Flugschriften nachgewiesen von Edmund Pfleiderer. Leipzig, Fues. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Leibniz und seine Zeit. Populäre Vorlesungen gehalten im Anfang des Jahres 1869 von Ludwig Grote. Hannover, Brandes. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

„Wir haben nicht wie andere Länder eine Gelehrtenbiographie. . . . Denn Deutschland allein von allen Ländern hat kein Auge, die herrlichen Anlagen und Keime seines Bodens zu erkennen und ihnen die Unsterblichkeit zu sichern. Es vergißt sich selbst und die Seinen, wenn es nicht von den Fremden an seinen eigenen Reichthum erinnert wird.“ Diese Worte des großen Leibniz, wie wahr sind sie noch heute, und wie bitter haben sie sich an ihm selbst erfüllt! Die erste Gesammtausgabe der Leibniz'schen Werke von dem Genfer Dutens enthält nur zwei politische Schriften und nur eine deutsche Schrift überhaupt; selbst unsere neuesten Literarhistoriker wissen von Leibniz' politischer Wirksamkeit spottwenig und meinen gar, es sei Leibniz fast ebenso schwer wie Friedrich dem Großen gewesen, sich deutsch auszudrücken. Durch die neuern Forschungen und Veröffentlichungen (von Guhrauer, Foucher de Careil, Pertz, Onno Klopp, Pfleiderer u. a. m.) ist nun aber die Zahl der ans Licht gestellten politischen Schriften bereits eine überraschend große geworden, und seine deutschen Schriften allein füllen jetzt mehrere Bände. Dabei aber ist gar nicht zu ermessen, wie viel später noch zu Tage kommen wird. Man kann also mit Recht sagen, daß wir uns jetzt recht eigentlich in einem Stadium der Wiederentdeckung unsers großen Landsmanns befinden, das noch keineswegs zum Abschluß gelangt ist. Es ist unverantwortlich, daß die frühere hannoversche Regierung die in ihren Archiven ruhenden Geistesschätze jahrhundertelang hat verkümmern lassen, und tief zu beklagen, daß die preußische Regierung, als sie sich veranlaßt sah, Onno Klopp die Herausgabe zu entziehen, nicht für unverweilte Fortsetzung des begonnenen Werks durch geeignete Kräfte Sorge getragen hat.

Am wenigsten Bereicherung hat die Philosophie des Leibniz durch die neuern Veröffentlichungen erfahren, mehr schon seine Theologie, am allermeisten aber sein Leben, sein Charakter und seine Wirksamkeit in praktischer Richtung, von deren unglaublicher Vielseitigkeit und Wichtigkeit man bisher kaum eine Ahnung gehabt hat. Wenn Kuno Fischer in dem zweiten Bande seiner „Geschichte der neuern Philosophie einumfassendes Bild von Leibniz' philosophischem System entrollt, wenn Pichler in einem jüngst erschienenen Werke die „Theologie des Leibniz“ behandelt, wenn Guhrauer seine Biographie in anerkannt trefflicher Weise geliefert hat, so bietet Pfleiderer in dem vorliegenden Werke (Nr. 1) eine Würdigung der praktischen Bestrebungen dieses universellen Geistes, und erst diese vier sich gegenseitig ergänzenden Werke geben ein vorläufig einigermaßen erschöpfendes Bild, in welchem doch noch manche Seiten, wie z. B. die mathematischen Leistungen und technischen Erfindungen, völlig zu kurz kommen. Man sieht, wie weit wir noch von einer einheitlichen Gesammtdarstellung seines Lebens und Wirkens entfernt sind, wenn auch die emsigen Bestrebungen der Gegenwart freudig und dankbar zu begrüßen sind, welche sich bemühen, die unserm großen Landsmann von der Vergangenheit angethane Unbill zu vergüten — denn wir sind es, und nur wir, die bei diesen Bemühungen zu gewinnen haben.

Pfleiderer's Werk ist eine ebenso interessante und empfehlenswerthe Lektüre für den Laien wie eine wichtige Bereicherung der Geschichte (erste Hälfte des Buchs), Culturgeschichte (zweite Hälfte) und Literaturgeschichte (das

Digitized by Google

Ganze). Das Ende des 17. und der Anfang des 18. Jahrhunderts spiegeln sich nach allen Richtungen des damaligen Lebens und Strebens in dem hellen Denkerauge Leibniz', und wenn wir mit unsern Geschichtsquellen überhaupt auf Mittheilungen der Zeitgenossen angewiesen sind, so sind die Schriften dieses universellen und vorurtheilsfreien Geistes wahrlich nicht die schlechtesten Quellen. Wie in seiner Philosophie jede Monade (Individuum) ein Mikrokosmos ist, welcher von seinem Standpunkte aus die ganze große Welt repräsentirt (vorstellt), so ist Leibniz ein Mikrokosmos für seine Zeit, gleichsam ein Kugelspiegel, in dem sich die Bilder der gesammten Umgebung mit besonderer Schärfe darstellen, und in welchen hineinzublicken heute nicht nur Belehrung, sondern auch künstlerischen Genuß gewährt. Die Leistungen des Mannes sind so umfassend, daß Pfleiderer's umfangreiches Werk doch nirgends Längen enthält, sondern von Anfang bis zu Ende fesselt, nicht zum geringsten durch die eingestreuten zum Theil sehr langen Anführungen aus Leibniz' Schriften, in welchen durchweg die Höhe des philosophischen Standpunktes im Verein mit dem liebevollen Versenken in die empirischen Details des besondern Gegenstandes Bewunderung abnöthigt.

Die andere Schrift von Pfleiderer (Nr. 2) bildet eine Ergänzung zu dem ersten Werke, insofern sie den Nachweis zu führen bemüht ist, daß von den in einem titellosen Bande der tübinger Universitätsbibliothek enthaltenen 34 Flugschriften, unter denen zwei anerkannt Leibniz'schen Ursprungs sind, noch zwölf andere Anspruch haben, als Leibniz'sche Schriften angesehen zu werden. Da der Inhalt dieser zwölf Schriften in das Hauptwerk mit hineinverarbeitet ist, so dürfte dieser literarische Nachweis für das größere Publikum von geringerm Interesse sein.

Das Grote'sche Buch (Nr. 3) beansprucht nicht wie Pfleiderer, auf Quellenforschungen gestützt, etwas Neues zu bieten, sondern will nur durch anziehende und übersichtliche Darstellung das von seinen Vorgängern (wozu Pfleiderer nicht gehört) Geleistete dem größern Publikum zugänglicher machen — gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen. Die Sprache ist fließend und ausdrucksvoll, der Stoff mehr biographisch geordnet und nicht im entferntesten erschöpfend. Es ist freilich nicht schwer, über einen so dankbaren Gegenstand anziehend und populär zu schreiben. Der pronocirt christliche Standpunkt des Verfassers erblickt „den tiefern Grund der theilweisen Erfolglosigkeit der Leibniz'schen Bestrebungen darin, daß er das, was er vertheidigen wollte, selbst nicht oder doch nur bis zu einem gewissen Grade kannte und besaß. Verständig genug, um die Religion hochzuachten und den Werth der Gottesfurcht für die Erhaltung der Gesellschaft zu erkennen, hat Leibniz dennoch das wahre Wesen des Christenthums, nämlich die Erlösung zur wirklichen Freiheit und Seligkeit, nicht gekannt. Er war ein christlicher Denker, aber das eigentliche Wehen des Geistes war ihm fremd." Wohl uns, daß Leibniz kein Christ nach dem Herzen des Pastors Grote war! Hätte er sonst der Vater der deutschen Aufklärung sein können, der uns lehrte, daß die natürliche Religion, welche nichts ist als Metaphysik und Sittenlehre, aufrichtig geübt, zur Seligkeit genüge, und der die Kirche für eine natürliche Gemeinschaft, wie den Staat oder die Ehe, erklärte, welche auch wol ohne Offenbarung hätte bestehen können? Glaubt Grote, daß Leibniz heute auch nur noch in dem Sinne Christ sein würde oder könnte, wie er es vor zweihundert Jahren infolge einer streng christlichen Erziehung war, daß er heute noch dieselbe Scheu hegen würde, die geistlose Schale der religiösen Idee mit hartem Wort zu zertrümmern wie damals, wo sie das einzigste, allereinzigste Geistesbrot des armen geknechteten Volks war, für das sein Herz in warmem Mitleid schlug? Der Segen, den seine vermittelnden Bestrebungen zwischen Theologie und Philosophie brachten, kam seiner Generation und den folgenden zugute, mittelbar also auch uns und unsern Nachkommen; indem sie diesen erziehlichen culturgeschichtlichen Gewinn vorbereiten halfen, waren also auch seine christliche Erziehung und sein religiöser Sinn von Wichtigkeit. Seine ewigen philosophischen Leistungen hingegen haben offenbar durch diese Hinneigung zu christlich-theologischen Vermittelungen eine Einbuße erlitten, über welche man sich mit dem culturgeschichtlichen Nutzen trösten muß.

Wenn man dem Pastor Grote eine entgegengesetzte Auffassung dieses Verhältnisses zugute halten kann, so ist um so mehr zu bedauern, daß er gemäß seiner eigenen politischen Stellung sein Werk über Leibniz dazu benutzt hat, um welfische Propaganda im preußenfeindlichen Sinne zu machen. Die in der Jugend gethanen unglücklichen Aeußerungen Leibniz' über die brandenburgische Politik des „sogenannten" Großen Kurfürsten werden redlich ausgebeutet, ohne den völligen Umschwung in späterer Zeit darzulegen, wo Leibniz an den jungen preußischen Staat seine besten Hoffnungen für die Zukunft Deutschlands knüpfte. Trotzdem daß Leibniz erst nach einem fast beleidigend langen Zögern den Dienst in Hannover annahm, wird doch dieser und die aus demselben hervorgegangenen politischen und historischen Arbeiten dazu benutzt, um Leibniz zu einen Welfenagitator zu stempeln, u. s. w. Die schnellebige Gegenwart, für die sogar die Welfenagitation der letzten drei Jahre schon wieder veraltet ist, gestattet, mit einem nachsichtigen Bedauern über die tendenziösen und theilweise gehässigen Entstellungen dieses Buchs hinwegzugehen, das sich selber durch diese Tendenz sein Schicksal geschmiedet hat.

Um die Bedeutung der praktischen Bestrebungen Leibniz' zu würdigen, muß man sich zunächst vergegenwärtigen, welch eine Zeit es war, in die sein Leben fällt. Geboren am 21. Juni 1646 verlebte er seine Jugend unter den Eindrücken der Nachwehen jenes gräßlichen Kriegs, der Deutschland auf fast ein Drittel seiner Bevölkerung heruntergebracht, der einen Abgrund von Roheit und Sittenlosigkeit geöffnet und eine tiefe Nacht der Unbildung und des Aberglaubens über das deutsche Volk ausgegossen hatte. Es war kein Wunder, daß die Religion sich aus Gotteslauben in Teufelsglauben und der Cultus in eine Summe von Exorcismen verwandelt hatte, welche in der Hexenverbrennungswuth gipfelte; kein Wunder, daß der lange Kampf der Fürsten gegen den Kaiser das Gefühl der Zusammengehörigkeit aufs äußerste gelockert und



Digitized by Google

unter dem trügerischen Deckmantel der Freiheitsliebe dem kurzsichtigsten und schamlosesten Particularismus Thür und Thor geöffnet hatte, dessen Interesse nicht mehr auf Stärkung, sondern auf Lockerung des Reichsverbandes gerichtet war, um womöglich zur vollen isolirten Selbständigkeit und zur Vergrößerung der Hausmacht zu gelangen, und sei es auch durch Verrath am Vaterlande und mit ausländischer Hülfe. Bei jeder neuen Wahlcapitulation wurde das Recht des Kaisers mehr beschnitten; und die Reichstage beschreibt ein Zeitgenosse mit folgenden Worten: „Protestirend kommen wir zusammen, zusammenkommend erheben wir Competenzstreit, unter Competenzstreitigkeiten berathen wir, berathend richten wir Verwirrung an, in der Verwirrung beschließen wir, das Beschlossene verwerfen wir, und so erwägen wir des Vaterlandes Heil durch langsamen, gewaltsamen und weinseligen Rath (per consilia lenta, violenta, vinolenta)." Die Rechtspflege lag so im argen, daß Leibniz vom Reichskammergericht sagt, die Herren Assessoren hätten, auch in völliger Anzahl, mit Erörterung des bereits Vorliegenden länger denn ein ganzes Jahrhundert zu schaffen. Die Gelehrtenzunft war dem deutschen Leben völlig entfremdet und wühlte in einem verknöcherten Humanismus den alten Staub lateinischer Manuscripte nutzlos stets von neuem durch. Die Theologie aber war in einem wüthenden Parteigezänk um die abgeschmacktesten Fragen und Haarspaltereien zu Grunde gegangen, sodaß sie in ihrer Entfremdung von wahrer einfältiger Frömmigkeit ganz unfähig geworden war, dem abergläubischen Volke in seinem Elend einen Trost oder Ersatz zu gewähren. Vielmehr trug der wüthende Religionshaß der Geistlichkeit wesentlich dazu bei, die Zerrissenheit und den Jammer Deutschlands ins Unerträgliche zu steigern, da er die protestantischen Theile Deutschlands durch stetes Mistrauen gegen Oesterreich aufreizte, während der katholische Klerus nie aufhörte, das deutsche Wesen selbst wie die Sünde zu hassen, auf gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus zu sinnen, und bei jedem Versuch Frankreichs, der auf Deutschlands Schwächung und Erniedrigung abzielte, den eifrigsten Bundesgenossen desselben im deutschen Lager abzugeben. Trotz der vollständigen nationalökonomischen Verarmung waren doch die Wohlhabendern durch den Mangel deutscher Industrie gezwungen, ihre Luxusbedürfnisse aus dem Auslande zu beziehen, also die Handelsbilanz des armen Landes immer mehr zu verschlechtern.

So lag Deutschland in jeder Beziehung dem Ausland schutzlos zum Raube bloß, und die Hülfe war weder von dem völlig verkommenen niedern Volk, noch von den Gelehrten und Geistlichen, noch von den längst zu philiströser Spießbürgerlichkeit herabgesunkenen Reichsstädten, noch von dem seine Unbildung und Völlerei unter französischem Firnis verbergenden Adel, sondern einzig und allein von den Fürsten zu erwarten. Aber auch von diesen war wieder ein Theil in den Händen der jedem Fortschritt feindlichen Jesuiten, und die meisten in einer schwelgerischen Nachahmung des französischen Hofs verloren, deren eitler Prunk weder das Interesse für segensreiche Verbesserungen aufkommen, noch auch pecuniäre Mittel dafür übrigließ. Dem Patrioten blieb also damals kein anderer Weg übrig, um seine Ideen zum Wohl des Volks zu verwirklichen, als daß er einen ausnahmsweise verständigen und wohlwollenden Fürsten auffuchte und dessen Gehör gewann, wo er denn freilich um der guten Sache willen sich in manche Launen und Liebhabereien seines Gebieters schicken mußte. Auch Leibniz konnte nicht anders verfahren, wollte er nicht die unzähligen fruchtbaren Keime, die er in sich trug, nutzlos verkümmern lassen. Er war von Neigung nichts weniger als Hofmann, wie er denn schwer über die Launen der Fürsten und über die Zeitvergeudung bei Hoffesten klagt (Pfleiderer, S. 26—27); er war auch keineswegs ruhmsüchtig, wie die zahllose Menge seiner anonymen Schriften beweist, und wenn er bemüht war, sich eine pecuniäre gesicherte Stellung zu erwerben, so war es wesentlich deshalb, um nicht mehr Fürsten und Höhergestellten „nachlaufen" zu müssen. In allen diesen Punkten bringt Pfleiderer wesentliche Berichtigungen der bisher üblichen Ansichten über den Charakter Leibniz' bei. Er konnte es nicht unterlassen, auf dem einzigen Wege, den es damals gab, für das Wohl Deutschlands zu wirken, denn niemals fühlte jemand wärmer und inniger für sein Vaterland, nie empfand jemand schmerzlicher und tiefer als er das jammervolle Elend des mit so schönen Anlagen versehenen deutschen Volks, nie schwellte ein berechtigterer Stolz die Mannesbrust, eine freudigere Zuversicht, in vielen Punkten eine schmerzlos heilende Hand auf die eiternden Wunden legen zu können.

Er war eine wunderbar harmonische Natur, die das Bedürfniß hatte, alle Gegensätze in sich zu vermitteln. Alle einseitig theoretischen oder gar quietistischen Lebensanschauungen waren ihm ein Greuel; er wird nicht müde, an andern „diesen Sabbat der Ruhe in Gott als einen faulenzerisch-nichtsnutzigen Zustand" zu bekämpfen. Ihm selbst wäre ein contemplatives Gelehrtenleben wie das des Spinoza unmöglich gewesen; es drängten die Gedanken in ihm stets unmittelbar zur Ausführung, und ließen ihm keine Ruhe, sodaß er nach noch so vielen vergeblichen Versuchen dieselbe Sache stets von neuem in Anregung bringen mußte. Ein solcher Mann kann kein Doctrinär sein; er weiß, daß die Idee das gebärende Princip ist, aber er weiß auch, daß die Realisation der Idee oft wunderliche Wege einschlägt und genöthigt ist, an die historisch gegebenen Existenzbedingungen anzuknüpfen, auch wenn diese nicht den Wünschen entsprechen. Er weiß auch, daß bei verzweifelten Zuständen oft die heroischen Mittel die allein zum Ziele führenden sind, und sagt in Bezug hierauf: „Es ist nicht alles für tyrannisch zu achten, welches dem Ansehen nach tyrannisch zu sein scheint, weil auch von guten Regenten die tyrannischen Staatsgriffe zum guten Ziel und Ende gebraucht werden können. Dieser Ursachen halber muß man in Beilegung des tyrannischen Namens sehr behutsam gehen." Er weiß sich mit stückweisen Erfolgen, mit kleinen Zugeständnissen zu begnügen, in der Zuversicht, daß, wenn nur erst ein kleiner Anfang gemacht ist, die Idee an diesem mit der Zeit schon eine Handhabe zu vollständiger Verwirklichung finden werde. Wo der reale Boden für eine ideale Entwickelung erst geschaffen werden muß, da begeht er nie den Fehler, die ideale Entwickelung

Digitized by Google

voranzustellen; so z. B. dringt er vor allem auf die Sicherstellung des äußern Bestandes von Deutschland durch strassere Einigung und Herstellung einer tüchtigen und schnell bereiten Kriegsverfassung, ehe der innere Ausbau des Reichs und die Abwägung der gegenseitigen Berechtigungen innerhalb desselben mit Nutzen unternommen werden könne. Das Recht faßt er stets historisch, nicht als doctrinär logische Kategorie auf; er schreibt aber auch nirgends dem historischen Recht mehr als relative Bedeutung zu, wie schon seine wunderbare Definition beweist: „Das Recht ist die Weisheit der Liebe, welche auf Glückseligkeit hinzielt."

Kein Wunder, daß eine solche Natur ihre unmittelbaren Absichten häufig modificiren muß, wenn die gegebenen Umstände wechseln, ja daß sie wol gar zu verschiedenen Zeiten entgegengesetzte Mittel aufwendet, ohne doch ihrem idealen Endzweck untreu zu werden. Die Doctrinäre freilich, welche nicht einsehen können, daß das Beste stets der Feind des Guten ist, mögen eine so lavirende Natur nach ihrem Geschmack zu diplomatisch finden, wie es bei Leibniz bisher fast allgemein geschehen ist. So sehen wir Leibniz besonders in politischer und kirchlicher Beziehung eine bedeutende Wandlung der Ansichten durchmachen. In seiner Jugend schwärmte er für die Reunion des Protestantismus mit dem geläuterten Katholicismus und für eine Wiederherstellung des mittelalterlichen Glanzes des Deutschen Reichs, dessen Kaiser zu den Königen der Nachbarreiche eine Stellung wie die Kurfürsten zu den Fürsten einnehmen soll, und der mit dem Papste Hand in Hand gehend eine neue Aera des Weltfriedens inauguriren soll. Später aber, als ihn die genauere Kenntniß der heillos verrotteten Zustände des habsburgischen Hofs und des päpstlichen Romanismus die Unausführbarkeit seiner optimistischen Jugendträume kennen lehrten, da sah er ein, daß nur von der Seite des Modernen, von dem germanischen Protestantismus aus und mit Hülfe der protestantischen deutschen Fürstenthümer eine Verjüngung des deutschen Volkslebens zu hoffen sei, da verzichtete er auf die Reunionsbestrebungen und begnügte sich mit dem Versuch einer protestantischen Union, da wendeten sich seine Blicke mehr und mehr auf das jungaufstrebende Königreich Preußen, in welchem er einen Kern frischer strebsamer Volkskraft erkannt hatte wie in keinem andern Theile Deutschlands. Während er zu Anfang die brandenburgische Politik des Großen Kurfürsten als gewöhnlichen selbstsüchtigen Particularismus verwirft, begrüßt er bereits mit Jubel die Erhebung Preußens zum Königreich, und setzt am Ende seines Lebens auf dieses seine besten Hoffnungen. Und doch bleibt sein Blick stets auf das Ganze gerichtet. Nie vergißt er die Menschheit bei seinem nationaldeutschen Patriotismus, sondern dieser wurzelt eben in der Ueberzeugung, daß das Deutschthum das Herz Europas und der beste Kern der Menschheit ist, und daß die dereinstige Wiederherstellung des Deutschen Reichs für ganz Europa von dauerndem Segen sein wird. Nie vergißt er in seiner spätern Zeit über seinem Interesse an dem Emporblühen des protestantischen Hannover und Preußen den nationaldeutschen Gesichtspunkt, wonach er ins diesen lebensfähigen Gebilden keineswegs mehr sucht als einen Krystallisationskern für eine Neugestaltung Deutschlands von innen heraus. Wie seine philosophische Weltanschauung weder ein mechanisches Nebeneinander todter Massen (Gassendi, Carteſius), noch eine selbstlose Abhängigkeit des Einzelnen vom Ganzen (Spinoza), sondern nur ein organisches Ineinander lebendiger und selbstthätiger, aber zu absoluter Harmonie zusammenwirkender Individuen kennt, so sucht auch seine politische und kirchliche Ansicht in echt germanischem Sinne überall eine lebendige bedeutsame Durchdringung des großen Ganzen mit der freien Selbstthätigkeit der Glieder. Vom Allgemeinen verlangt er Achtung vor der Freiheit der Glieder, von diesen Verständniß für die Harmonie der Interessen. „Man kann nicht besser für sich selber sorgen, als wenn man es thut für das Ganze, was zugleich die Verherrlichung Gottes ist."

Sein Wahlspruch war: „Nicht was dein, was mein, sondern was nützt der ganzen Gemein." Und als Motto setzt Pfleiderer den Ausspruch Leibniz' aufs Titelblatt: „Es ist gewiß, daß nächst der Ehre Gottes einem jeden tugendhaften Menschen die Wohlfahrt seines Vaterlandes billig am meisten zu Gemüth gehen sollte."

Und nach diesen Grundsätzen, die wahrscheinlich manchen unserer großen Geister, der in nicht so traurigen und hoffnungslosen Zeiten wie Leibniz lebte, beschämen könnten, hat er gehandelt sein Leben lang. Nicht verlockende Anerbietungen des Auslandes vermochten ihn, wie sonst die besten Köpfe seiner Zeit, sich seinem Vaterlande und seinen dort so beschränkten Verhältnissen zu entziehen, sondern unermüdlich streut er die Keime seiner Ideen in Flugschriften und Promemorias aus, unermüdlich arbeitet er daran, dem Widerstand der Jesuiten selbst als Protestant in Wien die Stelle eines kaiserlichen Raths abzukämpfen, weil wesentlich dort zu jener Zeit die Geschicke Deutschlands noch entschieden wurden, und umspannt, wenn man die vorübergehenden Leistungen in Wien mitrechnet, mit seiner politischen Thätigkeit der Zeit nach Mainz, Hannover, Wien und Berlin, also so ziemlich die Hauptpunkte, wo man damals die Hebel politischer Wirksamkeit für Deutschland ansetzen konnte. Großentheils seinem heftigen Drange nach praktischer Bethätigung seines Genies ist es auch wol zuzuschreiben, wenn er die für einen zwanzigjährigen Jüngling doch gewiß lockende Professur an der kleinen Universität Altdorf ablehnte, welche ihm insolge seiner glänzenden juristischen Doctordisputation daselbst angeboten wurde. Freilich zeigen auch spätere Briefe, daß er von den deutschen Universitäten gering dachte (Grote, S. 37). Wer denkt nicht unwillkürlich dabei an Spinoza's und Schopenhauer's Ablehnung der ihnen angetragenen Professuren?

Und wahrlich, es thut dem verwaisten Deutschland noth, daß man sich seiner annahm, denn es lag in wahrhaft hoffnungsloser Erniedrigung darnieder, sodaß alle bessern Geister sich vaterlandsvergessen in kosmopolitische Gleichgültigkeit und specialistische Interessen zurückzogen. Leibniz erfaßte es als seine Mission, wie ein Prediger in der Wüste vor fast tauben Ohren zu predigen. Ein Philosoph war es damals, wie in der zweiten Periode deutscher Erniedrigung, der sein mahnendes Donnerwort erschallen ließ, um die feigen ehrvergessenen Schläfer wachzurütteln. Aber Fichte hatte mit seinen Reden an die



Digitized by Google

deutsche Nation nicht allein zu kämpfen, ihm zur Seite kämpften die Lieder der Freiheitssänger, kämpfte die stille Arbeit eines Scharnhorst und Stein. Leibniz hatte keine solchen Bundesgenossen, und hatte kein Publikum, das ihm eine solche Wärme und Andacht wie Fichte entgegentrug. Vom Jahre 1668 an bis zu seinem Tode (14. November 1716) wirkte er fortwährend mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, unter welchen, abgesehen von dem directen Einfluß bei Fürsten, die politischen Flugschriften die erste Stelle einnehmen, wobei man sich daran zu erinnern hat, daß es eine politische Tagespresse damals noch nicht gab. Pfleiderer sagt:

Und dies alles thut er bald in körniger, wo es sein muß, selbst derber Prosa, bald in glatter scharfgespitzter Dichtung, um zu den tauben verschlossenen Ohren alle Schlüssel zu probiren. Jetzt ist es schneidender Spott wie im „Mars“, dieser schlimmen Vertheidigungsschrift für die Waffen des allerchristlichsten Königs, jetzt mildere Ironie, wie im „Hauptbetfein“. Dann begegnen wir wieder dem bittern Ernst, der kalt wie ein Richter z. B. in den „Reflexionen“ oder im Manifest von 1704 die Sünden und Laster des Gegners aufdeckt. Und endlich staunen wir, aus dem gleichen Munde eine milde, rathende, ja bittende Sprache zu vernehmen, oder den Todfeind gar als halbmännlichen Labrodner auftreten zu sehen, wo es gilt, den ägyptischen Vorschlag in seiner eigentlichen aber vergeistigten Gestalt dem gefährlichen Gegner Deutschlands nahezubringen, wie es Leibniz ohne Vermittelung oder durch Beziehung auf nur denkbaren Fürsprecher von 1672 an in den Jahren 1687, 1688, 1689 und 1715 immer wieder versuchte. Kurz, der Eine Mann ist feurig wechselnder Agitator, der Volk und Fürsten zur Ehre und Pflicht ruft, ... er ist kalter Staatsmann und politischer Mathematiker, der unbeirrt vom Kampf der eigenen oder fremden Leidenschaft rechnet und abwägt, was das wahre Wohl des Vaterlandes erfordere; er ist gewandter Diplomat und geschmeidiger Hofmann, der alle Verhältnisse demselben Ziel dienstbar zu machen sucht.

Aber seine Arbeit war eine Sisyphusarbeit, und stets rollte der mühsam hinaufgewälzte Stein von der Höhe wieder abwärts. Die erste Hälfte des Werks verfolgt den Verlauf der Geschichte und zeigt uns, wie Leibniz bald die allzu Schwachen zum Nachgeben gegen den übermächtigen Gegner ermahnt, bald die Zeit zur Einigung, Stärkung und Rüstung zu benutzen gebietet, bald zur Aufraffung aller Kräfte gegen den übermüthigen Friedensbrecher aufruft. Alles vergebens. Frankreichs Glanz stieg immer höher, Deutschlands Ohnmacht wurde immer tiefer, seine Verluste immer schmerzlicher, seine Zerrissenheit immer unheilbarer. Selbst die von Leibniz empfohlenen Sonderbündnisse, welche die zur Zeit unerreichbare Reichseinheit zum Schutz gegen den bösen westlichen Nachbar ersetzen sollten, hatten, soweit sie überhaupt zu Stande kamen, wegen der mangelnden einheitlichen Leitung und wegen ungenügender Vertheidigungsmittel keinen Erfolg.

Was war es, das Leibniz in diesem anscheinend hoffnungslosen Kampf aufrecht erhielt und ihn zur Fortsetzung stärkte? Es war sein unerschütterlicher Glaube an die Vernunft in der Geschichte, an die tiefe Weisheit der Wege der Vorsehung, an den endlichen Sieg des Wahren, Guten und Rechten, an den Durchbruch der Idee, die sich wie ein Phönix in verjüngtem Leibe aus der Asche einer ihr nicht mehr angemessenen Realisationsform emporschwingt. Wenn je der kleinmüthige Philister das Recht zu haben schien, den gläubigen Idealisten zu verspotten, so war es in jener Zeit, wie sie nie trostloser auf einem großen Volke gelastet hat; aber der Idealist behält recht gegen alle Philister, es ist dennoch und dennoch die Idee, ihre Macht und ihre Herrlichkeit, die sich in Natur und Geschichte offenbart! So sagt Leibniz:

Die Weltentwickelung gleicht der Spirallinie, die auch im Abwärtsgehen steigt. Zu was also verzagen, wenn wir in der fallenden Windung liegen; es geht doch vorwärts und aufwärts.... Nur nie verzweifeln; die Entmuthigung schadet nur; indem sie die Thatkraft lähmt. Halten wir uns an die Lichtseiten, und kämpfen van ihnen aus frisch gegen die Schattenpartien; besser wir statt zu klagen und zu grollen. Viel besser als das Sarazistche: „Nur nichts bemerken“, ist der andere Grundsatz: Nur nichts gering achten und gleichgültig oder mattsinnig ansehen! Aus allem läßt sich etwas machen; die Menschen namentlich sind besser, als man denkt und gar wohl der Vervollkommnung, der Erziehung und Einwirkung fähig. Hat man leider etwas unterlassen, nun, zum Aufwachen ist's nie zu spät; halen wir das Versäumte nach, damit wenigstens wir vor unserer Nachwelt sein bestehen.... Ein Hauptzug meiner Philosophie im Einklang mit der Heiligen Schrift ist, daß keine Kraft sich verliert; sie wird nur verpflanzt, sie zerstreut und sammelt sich wieder; nicht blos die Seelen dauern, sondern noch mehr, selbst alle Handlungen leben fort, sa flüchtig und vergänglich sie auch vor unsern Augen erscheinen mögen: die vorangehenden reichen den kommenden die Hand. Und so wünsche ich mir als Grabschrift den Vers:

Was sich besaß im Geist, was freudig vollbracht, war mein eigen.

Was erst gesät, ich lasse es ruhig; uns folgen die Werke.

Das ist der Optimismus des Leibniz: die fröhliche Zuversicht auf die siegreiche Verwirklichung der Idee durch die frische ausharrende That, ein Vertrauen, das sich durch keine scheinbare Unmöglichkeit beirren, durch keine anscheinende Erfolglosigkeit im Laufe eines Lebens erschüttern läßt. Und er hat recht behalten, dieser Optimismus, weil er eine ewige Wahrheit ist. „Gegen Abend hellt sich der Himmel“, kann man auch von Leibniz sagen. Wie vieles er auch für sein Theil vergeblich erstrebt hatte, gar manches war ihm gelungen, und er durfte sich sagen, daß er sein Volk gebildeter, wohlhabender und hoffnungsvoller sah, da er schied, als da er es kennen lernte.

Und fünf Jahre nach seinem Tode veröffentlichte Montesquieu in seinen „Persischen Briefen“ (Nr. 136) das im Munde eines Franzosen ewig denkwürdige Wort: „Das Deutsche Reich, nur ein Schatten des ehemaligen, ist bei alledem die einzige Macht auf Erden, welche die Zersplitterung nicht geschwächt hat; die einzige, glaub' ich sogar, welche an Stärke zunimmt nach Maßgabe ihrer Verluste, und welche, saumselig in der Benutzung ihrer Siege, unüberwindlich durch ihre Niederlagen wird.“

Wir können den großen Leibniz heute nicht erwecken, damit er sich dieser großen Zeit der Auferstehung Deutschlands erfreue und den Lohn seines festen Glaubens und seiner hingebungsvollen Bearbeiten finde, aber wir können uns zurückversetzen in die Zustände jener traurigen Zeit und in die Empfindungen eines damaligen deutschen Patrioten, um an dem Contrast dieser Vergangenheit erst ganz inne zu werden, welch hoher beneidenswerther Güter wir jetzt theilhaftig geworden sind. Und lernen können wir von dem philosophischen Staatsmann unsere Ungeduld zügeln, wenn uns einmal der Rothurnschritt der Geschichte selbst jetzt noch zu langsam zu gehen scheint.

**Eduard von Hartmann.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Digitized by Google

# Politische Broschüren von 1870.

1. Was fordern wir von Frankreich? Von Heinrich von Treitschke. Dritter unveränderter Abdruck, aus dem XXVI. Bande der Preußischen Jahrbücher. Berlin, G. Reimer. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.
2. Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser. Von Wolfgang Menzel. Zweite unveränderte Auflage. Stuttgart, Krüner. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Elsaß und Lothringen. Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen. Von Adolf Schmidt. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Veit u. Comp. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Eine historische Skizze von Rudolf Usinger. Berlin, Mittler u. Sohn. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Alle diese Broschüren kommen auf dasselbe Resultat der Betrachtung hinaus, daß Elsaß und Lothringen wieder deutsch werden sollen; die beiden ersten sprechen es unumwunden aus, daß diese eroberten Provinzen nur an Preußen zu vergeben sind, um jeder Vermehrung der deutschen Bielstaaterei entgegenzuwirken. Die erste und zweite, sowie die dritte und vierte dieser Schriften gehen ihren Entwickelungen nach parallel miteinander. Die beiden ersten, die von Treitschke und Menzel, stehen auf dem Standpunkte der allgemeinen Betrachtung der diesjährigen politischen Situation und sind beide kurz vor den Ereignissen von Sedan abgeschlossen (vgl. Treitschke, S. 45, Datum des 31. August, und Menzel, S. 92). Die beiden unter Nr. 3 und 4 aufgeführten Hefte dagegen machen die historische Vorführung der Verluste des Deutschen Reichs an Frankreich, die in den Broschüren Nr. 1 und 2 einen nur beigeordneten Theil bildet, zum ausschließlichen Ziele der Darstellung.

Die Schrift von Usinger spricht in den ersten Zeilen vom „Jetzt, vor Einnahme der feindlichen Hauptstadt“; während Adolf Schmidt seine historiographische Uebersicht bereits im Jahre 1869 „im Angesicht der Napoleonischen Friedensstörungen“ herausgegeben hat und dieselbe im September 1870, nach den Ereignissen von Sedan, in zwei neuen Auflagen erscheinen läßt.

Die gewaltig fortschreitende Zeit hat bereits die Kritik über die Tendenz dieser Gelegenheitsdissertationen ausgeübt: das, was in ihnen als historische Nothwendigkeit gefordert wird, hat die preußisch-deutsche Waffenmacht als politische Thatsache festgestellt. Dem journalistischen Recensenten seien hier nur einige Hindeutungen auf die von den vier Verfassern behandelten geschichtlichen Grundverhältnisse gestattet.

Wir knüpfen an jenen Vorgang in der Mitte des 16. Jahrhunderts an, der in allen vier Broschüren erwähnt und in dreien, nach einer eigentlich trivialen Auffassung, als ordinärer, verabscheuungswürdiger Verrath am heiligen Deutschen Reich dargestellt wird: an die Ueberlassung der drei lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, im Jahre 1552, an Heinrich II. von Frankreich, durch den Kurfürsten Moritz von Sachsen. Der Kurfürst hatte bekanntlich durch diese allerdings durchaus illegitime Eigenmächtigkeit, nachdem der Schmalkaldische Protestantenbund daniedergeschlagen war, die mit blendenden Versprechungen verknüpfte Unterstützung Frankreichs gegen Kaiser Karl V., den tyrannischen habsburgischen Spanier, erkauft, um durch das letzte verzweifelte Mittel dem Protestantismus endlich eine politische Berechtigung im Reiche zu erwerben und dafür den Passauer Religionsfrieden zu erzwingen. Wer die unumgängliche Bestimmung des Protestantismus zu einer ausschließlichen oder wenigstens paritätischen Reichsmacht anerkannt, wer ihm die geschichtliche Berechtigung zur Führung des Schmalkaldischen und des Dreißigjährigen Kriegs zugestanden hat, der müßte freilich auch die Politik des Kurfürsten Moritz, durch welche einige katholische Bestandtheile theilweise vom Reiche gesondert wurden, begreiflich finden und billigen können.

Zur Entschuldigung des diplomatischen Sachsenfürsten sei es ferner gesagt, daß er durch diese Handlung sich und seine Dynastie auch nicht um ein Dorf bereichert und den Sieg über einen allmächtigen Kaiser einzig und allein für seinen Gottesglauben in einer uneigennützigen Heldenhaftigkeit angebeutet hat, die, wie wenige Beispiele deutscher Geschichte, an Vorbilder der antiken Geschichte erinnert.

Daß diese drei Bisthümer aber, obgleich König Heinrich seine dem deutschen Fürstenbunde dafür gegebenen Versprechungen ganz und gar nicht eingelöst hat, dennoch bei Frankreich bis auf dieses Jahr 1870 verblieben sind, und daß ferner diesem Verluste der Verlust aller jener, im gegenwärtigen Kriege zuerst zurückerlangten Länder und Städte, als die Landgrafschaft Elsaß, dann Strasburg und ganz Elsaß, endlich auch das weltliche Herzogthum Lothringen (1735) selbst gefolgt ist: das alles ist nicht die Folge jener einzelnen kühn diplomatischen Frevele, sondern die Folge der als ausschließlich legitim prätendirten Politik, durch welche Oesterreich und die Großmächte des Westens 300 Jahre hindurch das sogenannte europäische Gleichgewicht immer und immer wieder herzustellen bemüht erschienen.

Wollte Adolf Schmidt seine Vorträge über „Geschichte der französischen Politik gegen Deutschland“, die er laut Mittheilung im Vorwort seiner Broschüre Ende Juli und Anfang August in Jena gehalten hat, im Druck veröffentlichen, so würden dem Publikum sicherlich höchst interessante Beleuchtungen jener Verhältnisse und insbesondere des durch jene ganze Zeit sich wiederholenden Intrigenspiels zwischen dem deutschen Reiche, der österreichischen Dynastie und dem französischen Königthum sich offenbaren, welche drei Elemente unter sich ebenfalls, wie es scheint bis heute, vergeblich ein dauerndes Gleichgewicht angestrebt haben. Wenn in Bezug darauf Wolfgang Menzel seinen sechsten Abschnitt überschreibt: „Wir haben mit dem französischen Volke abzurechnen, nicht blos mit Napoleon III.“, so wäre dabei freilich in Erinnerung zu bringen, daß das französische Volk, welches alle jene schnöden Verabungen der deutschen Nation in den frühern Jahrhunderten ausgeführt hat, das französische Volk unter den Bourbonen gewesen ist.

Ganz besondern Dank wird das geschichtsfreundliche Publikum Adolf Schmidt für dasjenige zollen, was er über den „Verlust des Herzogthums Lothringen“ sagt, wenngleich er dem eigenthümlichen Phänomene der Uebersiedelung der

Digitized by Google

letzten halbsouveränen Herzogsfamilie in Frankreich auf die Throne des ausgestorbenen Habsburg (1740) und selbst für ein halbes Jahrhundert noch auf den römisch-deutschen Kaiserthron (1745) nur zwölf Seiten widmen konnte. Eine ausführliche moderne Geschichte der Dynastie Lothringen wäre jetzt sicherlich zeitgemäß.

5 Die österreichisch-preußischen Beziehungen und ihre verkehrte auffassung. Den deutschen Vereinen in Oesterreich gewidmet von einem Deutschösterreicher. Leipzig, O. Wigand. 1870. 8. 5 Ngr.

Welche Auffassung als die richtige der Verfasser der „verkehrten Auffassung" entgegensetzen will, wird aus diesen zwei Bogen nicht ganz klar, denn der übrigens von Sachkenntniß zeugende Stil ist, obgleich derb und zum Theil grob bis ans Extrem, doch auch diplomatisirend. Zu den Grundgedanken gehören die: von dem „in der Weltgeschichte sonst unerhörten Schlaraffenthum in Oesterreich, dessen unsäßigste Regenten stets sehr alt wurden", und von dem „Metternich'schen Polizeistaate mit seiner ultradiabolischen Knebelung zweier großen Culturvölker, des deutschen und des italienischen". Das ist indeß das Oesterreich von heutzutage nicht mehr, und von letzterm spricht der Verfasser sehr wenig.

6. Böhmen und Oesterreich. Eine Studie von Fr. Gr. von S.....R. Peag, Dominicus. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Hier blicken wir in das, was von den historischen Conflicten innerhalb Oesterreichs bis heute übriggeblieben ist. Diese Schrift ist, wie aus entschieden eigenthümlicher Intelligenz, so auch aus einer bestimmten und nicht alltäglichen Parteirichtung hervorgegangen. Verfasser ist durchaus kein Verfassungsabsolutist; er sucht und findet in mancher Hinsicht Vermittelung zwischen historischer und repräsentativer Reichsauffassung, zwischen nationalem Feudalismus und modernem Idealismus, zwischen Föderalstaat und Centralisation. Doch bleibt seine Betrachtung im allgemeinen bei den Principienfragen stehen und hat auf 34 Seiten für praktische Specialvorschläge kaum Raum finden können.

7. Die Reform der preußischen Verfassung. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Motto lautet: „Die Neigung, zu erhalten, und die Fähigkeit, zu verbessern, machen zusammen den Staatsmann aus." Ein Staatsmann von Fach und Erfahrung offenbar ist es, der dieses Buch geschrieben hat, kein Dilettant. Er selbst sagt von demselben mit Recht: „Aus eingehendem Studium der betreffenden Fragen hervorgegangen, treten diese Erörterungen in manchen Punkten den herkömmlichen Anschauungen der liberalen wie conservativen Doctrin scharf entgegen, werden aber doch nicht ohne Nutzen sein, weil sie lediglich durch praktische Gesichtspunkte eingegeben sind." Solche Gesichtspunkte machen sich namentlich z. B. in dem ausführlichen Kapitel über die Bildung der Volksvertretung geltend, welchelbst Verfasser nicht für das absolut allgemeine Stimmrecht Partei ergreift. Sollten Fortschrittsfreunde darin sogenannte reactionäre Gelüste wittern, so beweist der Verfasser die Vorurtheilslosigkeit seiner allgemeinen Anschauungen, die zum Theil von Friedericianischem Geiste zeugen, dennoch auf andern Seiten. Ich citire ganz gelegentlich die Stelle S. 259: „Nichts kann unglücklicher sein, als sich für das göttliche Recht der Könige auf die Heilige Schrift stützen zu wollen, welche uns vielmehr eine fortlaufende Reihe von Unterbrechungen des sogenannten Legitimitätsprincips zeigt", u. s. w.

Der anonyme Verfasser datirt sein Vorwort von Ende März 1870. Die Ereignisse, die seitdem eingetreten sind, lassen die Provocation von Verfassungsreformen vielleicht nicht von allen Seiten her zeitgemäß erscheinen. Was indessen die Zukunft möglicherweise auch für Verfassungsreformen uns bescheren möge, wir möchten der bescheidenen Ansicht sein, daß die meisten der deutschen Verfassungen, die das 19. Jahrhundert producirt hat, in ihren Grundsätzen für alle wünschenswerthen persönlichen und öffentlichen Rechte genügenden Schutz gewähren würden, wenn diese Grundsätze bei der praktischen Anwendung nur stets in der möglichst günstigen Auslegung zur Geltung kämen. Ein bedenklicher Umstand scheint uns der zu sein, daß vor diesen Verfassungsrechten die alten Gesetzgebungen einer frühern, mit Oeffentlichkeit, Nationalentwickelung, Parteileben und Preßproduction unbekannten Zeit zum Theil noch in vollster Anerkennung existiren. In was für Conflicte kann die mit der Zeit mitlebende Generation gerathen, die in Zeitungen und Broschüren tagtäglich von den ausgezeichneten modernen Personalrechten und generellen Verfassungsgrundsätzen liest, und ganz und gar nicht daran erinnert wird, daß der praktizirende Beamtenstand in der factischen Ausübung seiner Verpflichtungen vielleicht einzig und allein nach den tausend und tausend verwickelten Paragraphen der altertümlichen Specialgesetzgebung instruirt ist! Nicht weniger als für die Verfassungen möchten daher für die alten Landrechte Revision und Reform nothwendig erscheinen.

# Feuilleton.

## Eine kritische Anthologie.

Der als lyrischer und novellistischer Aquarellmaler durch seine saubern Bildchen bekannte Theodor Storm hat unter dem Titel: „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" (Hamburg, Mauke, 1870), eine Blütenlese deutscher Gedichte herausgegeben, die er selbst auf dem Titel als eine „kritische" bezeichnet. Diese Bezeichnung fordert eine schärfere Kritik heraus als sonst derartige Zusammenstellungen von Gedichten, mögen sie auch stark nach dem subjectiven Geschmack des Autors veranstaltet sein, verlangen. Anfangs streitlich sagt der Herausgeber, daß sein Buch zunächst dem Wunsche entsprungen sei, für sich und die Seinigen aus den neuern deutschen Dichtungen geringern Umfangs das zusammenzustellen, was daraus während jenes langen Zeitraums seine besondere Theilnahme erregt hat und derartig in ihm haften geblieben ist, daß er je zuweilen dahin zurückgekehrt sei. Hiergegen könnte keine Kritik etwas einwenden, den Geschmack Theodor Storm's werden gewiß viele andere theilen, deren Phantasie nicht über das Gemeinbild und das Gefühl en miniature hinausgeht — und warum soll für diese Beewaßten, für welche die andern Blütenlesen nur

Digitized by Google

schlecht gesorgt haben, nicht ein besonderes Hausbuch in der lyrischen Leibkarre zusammengestellt werden? Doch die anspruchslose Einleitung wird durch den anprunkvollen Schluß, zu dem eine ästhetische Auseinandersetzung von bedenklicher Einseitigkeit den Weg bahnt, zunichte gemacht. Hier sagt der Herausgeber: „Möge nun dies Buch dazu helfen, einestheils auch dem größern Publikum einen Maßstab für poetische Leistungen an die Hand zu geben, anderntheils diejenigen mit unserer Lyrik wieder zu befreunden, welche der ungeheuere Wust des Nichtigen von dieser Dichtungsart zurückgeschreckt hat, und möge endlich nicht verkannt werden, daß wie die Arbeit so auch das Verdienst dieses Buches, insoweit es ein solches beanspruchen kann, zum großen Theil in dem zu suchen ist, was daselbe nicht enthält." Das unbefangene Publikum, welches ein solches Hausbuch sich anschafft, vermag die Prätensionen der Schlußwendung nicht zu würdigen; diese wendet sich so ausschließlich an die Kritik, daß nur von ihr dem Verfasser die gebührende Zurechtweisung zutheil werden kann. Es ist eine bekannte und sich oft wiederholende Thatsache, daß Künstler und Dichter die Schranken ihres Talents zu Schranken der Kunst machen. Weil Theodor Storm's Lyrik nur für den Nippisch paßt, so taugt alle Lyrik nichts, die über das Stimmungsbildchen hinausgeht; die Behandlungen großer Stoffe werden daher meiß ausgeschlossen, zumal die aus mythologischen, historischen oder ethnographischen Studien zusammengearbeiteten Dichtungen; namentlich erscheint dem Herausgeber die patriotische und sogenannte politische Lyrik am ärmsten, meist rhetorische Phrase und Bierhausmacherei. Es ist hier selbst die beliebte Phrase und das Stichwort der Lovely-Poeten und der Kritiker, die auf demselben Standpunkt stehen; alle großen Gattungen der Poesie gehen über den Horizont dieser Kleinstädter hinaus, und wenn sie mit ihrer wahren Herzensmeinung herausrücken wollten, so müßten sie erklären, daß Pindar, Horaz, Victor Hugo, Byron, ja vor allem Klopstock und Schiller gar keine Dichter sind, sondern süchtens geistvolle Rhetoriker. Der Protest gegen diese Einseitigkeit, welche einen Claudius einem Klopstock vorzieht, einen Theodor Storm und ähnliche recht annehmliche Genredichter zu den großen Poeten rechnet, deren Gedichte dem Leser eine Offenbarung und Erlösung gewähren, läßt sich nicht oft genug wiederholen, weil zum Theil die romantische Schule, zum Theil die Jünger der germanistischen Wissenschaft, im Widerspruch zu der Thatsache, deren Vorbilder die großen Classiker des Alterthums sind, diese Ueberschätzung der Liederpoesie und der genreartigen Dichter verschuldet haben. Der Satz: „Selig sind, die arm an Geist sind, denn ihrer ist das Himmelreich", kann doch nicht gerade auf die Lyrik Anwendung finden. Daß ein Lyriker wie Schiller in dieser „Anthologie" eine Stätte gefunden hat, muß als besondere Begnadigung angesehen werden, die dem Dichter mit Berücksichtigung seiner sonstigen Verdienste und seines einmal nicht zu vernichtenden Ruhms zutheil wird. Von vielen andern, wie Freiligrath, Lingg, Meißner, Hartmann würde man sich aus den mitgetheilten Proben kein Bild machen können, denn Storm hat nicht das angemessen, was von ihnen bedeutend ist, sondern das, was ihm gefällt und in sein Genre schlägt, was aber ihr beste Dichter nur Nebelspalte sind. Andere Poeten von Bedeutung fehlen gänzlich. Daß ist aus den Gedichten von Claudius, aus volksthümlicher Liederpoesie manches Neue mitgetheilt, was die Sammlung, wenn sie von tendenziöser Anmaßung frei wäre, empfehlen würde. Als Hausbuch der lyrischen Kleinstädterei und Aquarellmalerei mag sie immer bei denen eine Stätte finden, welche ihren geistigen Nippisch mit niedlichen Bilderchen und Figürchen ausschmücken wollen.

### Straßennamen von Gewerben.

Im vierzehnten Jahrgang der „Germania" (1869) gab Ernst Förstemann eine Sammlung von „Straßennamen von Gewerben" (vgl. Nr. 3 d. Bl. f. 1870). Am Schlusse seiner Mittheilung gesteht er zu, daß seine Sammlung noch nicht im entferntesten vollständig sei, und ersuchte diejenigen, welche ihm mit Nachträgen unterstützen könnten, ihm solche einzusenden, damit sich alles Zusammengehörige auch zusammenfinde. Dieser Wunsch ist auch erfüllt worden, der Erfolg hat die Erwartung weit übertroffen. Zu solchen ihm von außen kommenden Beiträgen hat Förstemann weitere eigene Sammlungen fügen können, und so bietet er uns im letzterschienenen Hefte der „Germania" (fünfzehnter Jahrgang, 1870) ein zweites reichhaltiges Verzeichniß von Straßennamen. Oefters sind Namen wiederholt, die sich schon in dem frühern Aufsatze finden, weil neue ihnen Nachträge gemacht werden konnten. Solche Namen sind zum Unterschiede von den neu auftretenden äußerlich durch ein Sternchen gekennzeichnet. Am Schlusse spricht Förstemann die abermalige Bitte aus, in der Zusendung von Beiträgen und Berichtigungen fortzufahren, namentlich aus kleinern Städten, denen für die großen werde nicht viel mehr zu thun sein. Besonders aus dem Süden, der in seinen Sammlungen weit weniger vertreten sei als der Norden, würden ihm weitere Sendungen höchst willkommen sein.

### Notizen.

Die „Neue Freie Presse" bringt „Ein Kaiserlied" von Moritz Hartmann, welcher im Gegensatz zu seinem Freunde und Landsmann Alfred Meißner sich dem neuen deutschen Kaiserthum und der ganzen nationalen Bewegung feindlich gegenüberstellt. Den Charakter seines Gedichts mag der folgende Vers kennzeichnen:

Was thut's? Ist doch der germanische Jammer
Durch Gottes Fügung in Jubel verkehrt.
Wir holen aus Bamberg Barbarossa hervor
Den Kaiser hervor mit Scepter und Schwert.
Die kindliche Sehnsucht vom Kyffhäuser
Wird endlich dem Volke der Träumer gestillt;
In hundert Schlachten wird für den Kaiser
Das Volk der Denker zur Garde geeicht.

Weiterhin beklagt sich der Dichter, daß aus all dem Schlachtenlärm nirgends das Wörtchen „Freiheit" hervortöne! Als ob ein Volk, das um seine Existenz kämpft, das seine langersehnte Einheit durch die That bewährt, solange der Kampf dauert, Zeit hätte zur politischen Debatte, zu einer Magna-Charta, einer Petition of rights! Die Herweghs-Hartmann'sche Spottpoesie gegen den neuen Entwickelung eines mächtigen Deutschlands wird spurlos verhallen!

Alexander von Humboldt's „Kosmos" ist in einer neuen wohlfeilen Auflage in vier Bänden, mit einer biographischen Einleitung von Bernhard von Cotta (Stuttgart, Cotta, 1870) erschienen.

## Bibliographie.


Attâr, Ferid-eddin, Pendnâmeh, das ist das Buch des guten Rathes, aus dem Persischen übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Königsberg, Beyer u. Weber. 1870. 6. 15 Ngr.

Auerbach's, B. sämmtliche schwarzwälder Dorfgeschichten. Volksausgabe in 8 Bdn. 18er Halbband. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 5 Ngr.

Bandissin, Graf A., Marotte. Humoristischer Roman. 2 Bde. Stuttgart Kröner. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bowers, A., Bismo-Expedition. Bericht über die Möglichkeit einer Wiedereröffnung der Handelsstrasse zwischen Birma und West-China erstattet. Aus Deutsche übertragen von Meradorf. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 25 Ngr.

Brunn, C. G., Deutschlands Sieg über Frankreich. Rede. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1870. Br. 8. 8 Ngr.

Burnius, C., Kreophilus. Volgar-griechische Tragoedie von Georgios Chortatzes aus Kreta. Ein Beitrag zur Geschichte der neugriechischen und der italienischen Literatur. Leipzig, Hirzel. 1870. Hoch 4. 24 Ngr.

Bulwer Lytton's Pelham. Deutsch von Wilh. Gentzrodt. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Gorteke und J. Tittmann. 3ter Bd. Dichtungen von Hans Sachs. 2ter Thl. Sprichwörtliche. Herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr.

Funcke, O., Die Schule des Lebens oder: christliche Lebensbilder im Licht des Buches Jonas. Bremen, Müller. 8. 1 Thlr.

Granitz, B. (W. Tangermann), Aus zwei Welten. Wahrheit und Dichtung. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Dichtungen eines Rheinischen Poeten. Erster Band. — A. d. T.: Mein Herz ist am Rhein. Liederbuch. Vierte vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.


Digitized by Google

# Anzeigen.


## Deutsche Allgemeine Zeitung.

**Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biedermann.**

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung war während des gegenwärtigen Krieges bemüht, den erhöhten Anforderungen nach allen Seiten hin zu entsprechen: durch Ausgabe einer täglichen Extra-Beilage, vermehrte telegraphische Depeschen, Originalberichte vom Kriegsschauplatze, aus London, Rom, Madrid rc., Mittheilung der amtlichen Berichte und den Hauptquartieren, Beigabe von Karten und Plänen, tägliche Leitartikel und Uebersichten. Sie hat auch die Genugthuung gehabt, daß die Zahl ihrer Abonnenten bedeutend stieg, und auch der Mitte derselben mehrfach die vollste Befriedigung über die Reichhaltigkeit und die ganze Haltung des Blattes ausgesprochen worden ist.

Auch in dem hoffentlich nur noch kurzen Endstadium des Krieges sowie nach demselben, bei den an die Stelle der Kriegsereignisse tretenden diplomatischen und Friedensverhandlungen, wird sie es ihr eifrigstes Bestreben sein lassen, ebenso rasch und gesichtet und darüber zu berichten, wobei ihr mehrseitige zuverlässige Verbindungen zur Seite stehen. In gleicher Weise wird sie dem bald bevorstehenden neuen Reichstage eine noch größere Aufmerksamkeit in demselben Maße zuwenden, wie solcher als der erste gesammtdeutsche Reichstag das allgemeinste Interesse in Anspruch nimmt. Sie darf daher hoffen, daß der von ihr neu gewonnene Leserkreis ihrem alten Stamme getreuer Leser und Abonnenten dauernd hinzutreten werde.

Mit dem 1. Januar beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit jeder Verzögerung in der Uebersendung stattfinden. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint, solange es die politischen Verhältnisse wünschenswerth machen, täglich zweimal: vormittags 9 Uhr und nachmittags 3 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) 5 Uhr; Sonntags nur einmal: vormittags 11 Uhr). Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer oder Extra-Beilage abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe größerer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen" 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingesandt" 2½ Ngr.

---

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

**Tyndall, John, Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung.** Autorisirte deutsche Ausgabe. Herausgegeben durch H. Helmholtz und G. Wiedemann nach der vierten Auflage des Originals. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzstichen und einer Tafel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Erste Abtheilung. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

---

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Russlands Machtstellung in Asien.

Eine historisch-politische Studie

von

**Hermann Vámbéry,**

ord. Professor der orientalischen Sprachen an der königl. Universität zu Pest.

8. Geh. 15 Ngr.

Durch die Gortschakoff'sche Note über den Pariser Vertrag von 1856 ist das Verhältniss Russlands zum Orient wieder eine brennende Tagesfrage geworden. Mit Dank wird man daher gerade jetzt die vorliegende Schrift von Vámbéry, dem gründlichen Kenner der europäisch-asiatischen Grenzlande, entgegennehmen, welche den gegenwärtigen in Europa fast unbekannten Thatbestand in das rechte Licht setzt und zugleich dringend auf die vom Osten her drohenden Gefahren aufmerksam macht.

---

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Vierter Band.

**Dramatische Dichtungen von Andreas Gryphius.**

Herausgegeben von J. Tittmann.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nebst einer eingehenden Biographie und literarisch-kritischen Würdigung von Gryphius, dem Begründer der regelmäßigen deutschen Bühnenkunst, enthält der Band folgende Dramen des Dichters: „Ermordete Majestät oder Carolus Stuardus"; „Verliebtes Gespenste"; „Die geliebte Dornrose"; „Absurda comica oder Herr Peter Squenz"; „Horribilicribrifax teutsch, oder Wählende Liebhaber" — sämmtlich mit erklärenden Anmerkungen des Herausgebers versehen.

Inhalt des 1.—3. Bandes:

**Martin Opitz,** Dichtungen. Herausgegeben von J. Tittmann.
**Paul Fleming,** Gedichte. Herausgegeben von J. Tittmann.
**Friedrich von Logau,** Sinngedichte. Herausgegeben von G. Eitner.

---

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Biographische Portraits

von

**Varnhagen von Ense.**

Nebst Briefen von Koreff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Campan und Scholz.

**Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.**

8. Geh. 2 Thlr.

Eine neue „Galerie von Bildnissen", die sich in dem Nachlaß Varnhagen's von Ense brustfertig vorfand. Mit bekannter Meisterschaft hat der Verfasser darin einen Kreis psychologisch, literarisch oder gesellschaftlich interessanter Zeitgenossen porträtirt, und durch Mittheilung von eigenen Briefen derselben ihre Charakteristik vervollständigt.


---

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 5. Januar 1871.



Inhalt: Ein Culturgemälde in Romanform. — Revue des Literaturjahres 1870. (Fortsetzung.) — Ein Andenken an Faraday. Von Heinrich Birnbaum. — Zur Charakteristik von Leibniz. Von Eduard von Hartmann. (Beschluß.) — Feuilleton. (Die mecklenburgische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Ein Culturgemälde in Romanform.

Hundert Jahre 1770—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen. Von Heinrich Albert Oppermann. Neun Theile. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 10 Thlr. 10 Ngr.

Ich unterziehe mich der Berichterstattung über ein Werk, das in durchaus origineller und werthvoller Art als ein Spiegelbild des verflossenen Jahrhunderts vor uns tritt, und das für die Culturgeschichte von ebenso großer Bedeutung wie selbst für die weniger gebildeten Leser von stetem Interesse ist. Diesen Werth erhält das Buch sowol durch seinen Gegenstand und die gewandte Darstellung, als besonders durch den Mann, der es verfaßt hat, in dessen Geiste wir in diesem Buche die Bewegungen des letzten Jahrhunderts, soweit sie ihm persönlich nahe traten, sich widerspiegeln sehen. Oppermann hätte uns eine Autobiographie, ein „Was ich erlebte" hinterlassen können, denn dieses Werk ist gewissermaßen sein Schwanengesang; aber er hat sich eine Aufgabe von weitern Dimensionen gestellt und zuerst als Epigone Zeit- und Lebensbilder aus zwei vorausgegangenen Generationen vor uns aufgerollt, überall die historische Wahrheit in zulässigen Grenzen mit der Dichtung verschmelzend, immer die eine durch die andere anschaulicher und lebenswahrer gestaltend, bis zuletzt seine und seiner Freunde und Gegner eigene Gestalten auf der Bühne sich zeigen und die Bilder, die wir sehen, unsere Gegenwart spiegeln.

Oppermann war Hannoveraner, und er rühmt sich mit Recht, ein guter Hannoveraner und zugleich ein guter Deutscher zu sein. Er war mehr, er war zugleich ein Kosmopolit in des Wortes bester Bedeutung, kein charakterloser Abenteurer, wie so manche, für die das Lied erdacht ist: „Ubi bene, ibi patria!" Das erkennen wir an diesem Werke, das vor 100 Jahren in einem obscuren Winkelchen des kleinstaatlich zerfallenen Deutschen Reichs anhebt und fortgehend den ganzen Erdball mit seinen Menschen in gleich warmer und wahrer Liebe umfaßt, dann aber wieder in einer Schlußapostrophe an das geliebte deutsche Vaterland, dessen mächtigsten Aufschwung unter König Wilhelm der Verfasser nicht mehr erleben sollte, sich zurückwendet. Es sei erlaubt, unsern Bericht mit diesem Schluß des Buchs zu beginnen. Er lautet:

Dir aber, mein deutsches Vatervolk, ist die größte und schönste Aufgabe gestellt für die Herbeischaffung besserer Zeiten! Gedenke deiner Pflicht, der Wahrheit und dem Rechte, der reinen Menschenbildung Bahn zu brechen! An deiner Freiheit und Erstarkung, an deiner thatkräftigen Ermannung hängt das Schicksal unsers Erdtheils. Und sollte ein feindseliger Dämon der Gewaltherrschaft, der Knechtung der Geister, der Lähmung der Arbeit, der Zwietracht und Lüge sein altes Haus in Europa zerstören, so wird der bessere Geist und das echte Leben in dir sich hinüberretten zu den verwandten Brüdern jenseit des Weltmeers, um mit frischer Kraft von dort aus das europäische Erdland neu zu beleben.

Mit der ganzen Gewissenhaftigkeit eines Historikers erzählt uns der Verfasser in dem Vorwort „An die Leser", wo und wie er das Material und den Antrieb zu diesem Werke gefunden, wie er zuerst nur Bausteine für den Roman einen Levin Schücking aufgestöbert zu haben geglaubt, dann aber bei weiterm Forschen und Arbeiten und zum Theil durch Begegnungen und Gespräche mit den Personen der Geschichte Aufforderung genug gehabt habe, sich selbst an die Bearbeitung zu machen und gleichzeitig Erforschtes und Selbsterlebtes in einen Rahmen zu fassen, in eine große Gesammtdarstellung, die genetisch und plastisch alles enthalte, was in die zuerst angeknüpften Fäden zu einem lebensvollen Gemälde sich passend einschlagen lasse.

Ursprünglich war es Absicht des Verfassers, sein Buch auf Darstellung dessen zu beschränken, was Hannover bis zu dem Verfassungsbruche geworden, und es zu nennen: „Wie es war und wie es geworden. Erzählung aus dem Welfenlande." Da überraschen ihn die Ereignisse des Jahres 1866. Er berichtet:

Die Entthronung einer beinahe tausendjährigen Dynastie war ein zu tragischer Fall; sie bildete einen erschütternden Ab-




Digitized by Google

schluß als der Verfassungsbruch von 1855, mit dem ich früher schließen wollte. Ich hatte das Verderben unter meinen Augen groß werden sehen; der Verfassungsbruch Ernst August's im Jahre 1837 war schon in meine Darstellung eingewebt, der Verfassungsbruch Georg's V. sollte noch Gegenstand meiner künftigen Arbeit sein. Ich selbst, als guter Hannoveraner, hatte zeitig genug gewarnt und 1860 schon denen, die zu hören berufen waren, in der Vorrede zum ersten Bande „Zur Geschichte Hannovers" die Worte Bülow-Cummerow's, die sich 1866 erfüllten, zugerufen, die Worte nämlich: „Preußen ist nur im Verein mit Deutschland stark genug, allen Zufälligkeiten zu begegnen; erkennt Deutschland das nicht an, schließt es sich nicht an Preußen an, so wird, wenn ein neuer Kampf entbrennt, Preußen um seiner Erhaltung willen gezwungen sein, sein Gebiet zu erweitern, bis es stark genug ist, seine Selbständigkeit zu bewahren." Georg V. nannte mich dafür, als ich sein Gast war, einen schlechten Bruder der Loge und schlechten Hannoveraner. Genug, ich erweiterte meinen Plan und zog das Ende des Weltenthums mit hinein. Dabei bin ich nur insofern von der Wahrheit abgewichen, als die beiden Personen Graf Schlottheim und Victor Justus Haus von Finkenstein von mir erdichtet sind.

Wir Leser besitzen keine Berechtigung und noch weniger eine Verpflichtung, die Originale aufzusuchen, welche dem „dichtenden" Verfasser bei seinen Zeichnungen vorgeschwebt haben und nur durch charakteristische Zuthaten schärfer hervorgetreten sind. Hätte und der Verfasser mehr fagen wollen, so würde er weniger verschleiert gesprochen haben, und so erscheint es für uns als ein Pflichtgebot der Pietät, seine Schleier nicht zu lüften, sondern die Phantasiestadt Heustedt im hannoverischen Lande auf gut Glück zu accepiren wie sie uns geschildert wird. Aus ihr stammt der Hauptchorus, der über beide Hemisphären sich verbreitet, zu dessen Vertrauten wir gemacht werden.

Es war ein eigenes Geschick, daß der Verfasser aus dieser Zeitlichkeit scheiden mußte im letzten dieser „hundert Jahre", mit dem ohne allen Zweifel eine neue und, so Gott will, gesegnetere Aera für unser geliebtes und besonders durch sein Volk vor andern Ländern so sehr bevorzugtes deutsches Vaterland beginnt. In der schweren Kunstpause zwischen der Gefangennahme der beiden französischen Feldarmeen zu Sedan und Metz habe ich dieses Werk in schlaflosen Nächten gelesen und oft gestehen müssen: ja, es ist wahr, euern hartnäckigen Geisteskämpfen, ihr jetzt längst begrabenen Pionniere der Freiheit und der Forschung, euerer stahlfesten und treudeutschen Gesinnung, euerer klaren Einsicht der verschiedenen, gleich wesentlichen Aufgaben der Gesellschaft für Recht, Sittlichkeit, Religion, Wissenschaft, Kunst, Erziehung verdanken wir es, daß wir dem übermüthigen und frivolen westlichen Nachbar so absolut unbezwingliche „Rheinwächter" entgegenstellen konnten.

Jedes der neun Bücher, aus dem die neun Theile des Werks bestehen, führt einen besondern Titel. Das erste Buch heißt: „Vor hundert Jahren", und versetzt uns nach Heustedt:

Dieser Ort war zur Zeit, von der wir reden (1772), ein kleines kurfürstlich hannoverisches Städtchen, unterhalb der Porta Westphalica und oberhalb Bremens, das man indeß auf der Landkarte schwerlich finden wird. Es hatte seine Weststadt am linken, seine Oststadt am rechten Weserufer. Das linke Weserufer war bedeicht, das rechte war unbedeicht und der Frühjahrsüberschwemmung ausgesetzt. Heustedt hatte zwei Kirchen und zwei Schlösser, aber nicht mehr als ein halbes Dutzend Straßen in jedem Stadtheile.

Außer manchen sorgfältig stizzirten Details erfahren wir, wie das eigentliche Volksleben infolge der dreißigjährigen Kriegszeit auch dort in die Krümpe gegangen war. Bereits hatte man aus dem gutsherrlichen Verhältniß des vorigen Jahrhunderts einen großen Schritt in den Staat, wenn auch vorläufig nur in den alles beaufsichtigenden und mechanisch ordnenden Polizeistaat gethan. Drost, Amtsschreiber, Kornschreiber u. s. f. fühlten sich nicht mehr als „Gesinde des Kurfürsten", empfingen sie doch nicht mehr „Gesindelohn", nicht mehr Entschädigung für Sommer- und Winterkleidung; die „Staatsdiener" flechten schon in ihnen, wenn auch in Wirklichkeit das Land von einer Adelsaristokratie beherrscht wurde. Seine alte Selbstverwaltung war dem Volke genommen.

Nach einer längern, aber überall lehrreichen topographisch-historischen Abschweifung macht uns der Verfasser zuerst mit einem achtzehnjährigen Forsteleven, Oskar Baumgarten, bekannt, der seit sechs Wochen bei dem Oberforstamte in Heustedt angestellt war und bei seinem nächsten Verwandten, dem Forstschreiber Haus, wohnte. Seiner energischen Natur, die sich überall schnell beliebt machte, wird es nicht verargt, vielmehr schließlich Dank gewußt, daß er einen Weg zu dem „geheimnißvollen Pavillon" im Schloßgarten ausgekundschaftet und durch Berechnung festgestellt hatte, daß hinter dem Hauptzimmer noch ein Raum, der ein Zehneck bilde, sich befinden müsse, ein Tempel für ihm einstweilen fremde Mysterien. Es folgen nun erst Einzelheiten aus dem wirklichen Treiben und dem Anekdotenvorrath der Crème der Societät und über sie, auf die wir indeß nur einfach hinweisen dürfen; von Belang für die Volksentwickelung geschieht höhern Orts blutwenig, und so ging denn auch das Interesse der Gebildeten über die Scandalosa ihrer Herren und Gebieter nicht hinaus.

Eine der auftretenden Hauptheldinnen ist die Gräfin Melusine, eine reiche Erbin, die 1767 am englischen Hofe vorgestellt und nichts unversucht gelassen hatte, die Aufmerksamkeit Georg's III. auf sich zu lenken, bis die Prinzessin von Wales verdrießlich wurde und zu ihrem Lord Bute sagte: „Der hessische Aff muß in Hannover verheirathet werden." Das geschah denn auch, und zwar wurde sie bei dem verschuldeten Collegen ihres Vaters, dem Grafen von Wildhausen, angebracht:

Die Gräfin stammte von mütterlicher Seite aus dem Geschlechte der Meisenburg, sie war Urenkelin der sogenannten hölen Gräfin Platen, der das Gerücht die Erwerbung des Grafen von Königsmark schuld gab. Es hatte dieses Geschlecht in drei Generationen sich Ernst August, seinem Sohne wie seinem Enkel in Liebe zugeneigt, und die Gräfin selbst war fest davon überzeugt, daß königliches Blut in ihren Adern, wenigstens von der Mutter her, flösse, obgleich Horace Walpole, der scharfe Beobachter, in seinen Memoiren dies sehr bezweifelte. Georg II. hatte aber ihre Mutter an seinen hannoverischen Premierminister Grafen von Alvensleben verheirathet und die Mutter als Staatsdame der Prinzessin von Wales beigegeben, nachdem der Prinz selbst 1751 gestorben war.

Im Jahre 1769 kommt die junge Gräfin nach Heustedt, nimmt von den bis dahin ihr unbekannten väterlichen Gütern Besitz und tritt ihrem Range gemäß als Königin auf. Alles beugt sich vor ihr, selbst ihr Gemahl, der zufrieden ist, daß sie nicht blos seine Schulden bezahlt, sondern auch die Unterhaltungskosten seines Gestüts

Digitized by Google

bestreitet. Verschiedentlich macht sie Excursionen an benachbarte Höfe, und so geschieht es, daß der russische Gesandte in Berlin Vater eines Kindes wird, dem sie sich entschließt, in dem väterlichen Schlosse zu Heusteds das Leben zu schenken.

Der Verfasser erklärt sich schuldlos, daß seine Heldin so ist wie sie ist, und nicht anders. Er sagt:

Wir begreifen vielmehr nicht, wie sie anders sein könnte, wenn wir uns in die Zeit versetzen, wo sie geboren, und unter die Menschen, unter denen sie erzogen war, deren Leben bei als Muster und Norm angesehen hatte. Die englische Aristokratie jener Tage war völlig glaubenslos, und was schlimmer, ideallos. Genußsucht, Eitelkeit, Hervorragenwollen durch irgendeine bizarre Absonderlichkeit, Herrschsucht, Luxus, Verschwendung, Intriguen, Ehebruch, Schamlosigkeit waren die Erscheinungen, welche die Gräfin von Wilthausen von Kindheit an umgeben hatten. Die Bedeutung der Besuche Lord Bute's bei der Prinzessin von Wales waren ihr schon in der Kindheit keine Geheimnisse mehr gewesen. Die Skandale in den letzten Tagen der Regierung Georg's II. und zu Anfang der Regierung Georg's III. drangen bei der unbeschränkten Oeffentlichkeit bis in die erbärmlichsten Hütten, warum hätten sie nicht noch Carltonhouse dringen sollen? Wenn Herzoge öffentliche Dirnen heiratheten und zum Leide führten, wenn Herzoginnen Kutscher zu ihren Gatten machten oder etwas noch Schlimmeres thaten, wenn die vornehmsten Damen sich offen mit Dingen, die man in andern Städten möglichst zu verbergen suchte, rühmten, ist es da zu verwundern, wenn solche Neigungen und Wünsche in dem Herzen Minderjähriger von Abenteuern entstanden, wie wir sie im weitern Verlaufe sehen werden, zumal Meisenburgisches, vielleicht gar königliches Blut in ihren Adern heißer wallte als bei der Mehrzahl von Menschen? War es ihre Schuld, daß die Herzogin von G. sie, die kaum achtzehnjährige, in ihre Liebschaft mit einem jungen kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüten, dessen Liebe sie mit Diamanten erkaufte, eingeweiht hatte; daß die Patronesse, deren Schutz sie der Vater anvertraut, mit ihren Liebhabern wechselte? War es ihre Schuld, daß vom Parlament herab alles in England käuflich war? Es gab nach der Ansicht der Gräfin zwei Sorten von Menschen, deren eine zum Herrschen und Genießen, die andere zum Dienen und Arbeiten geboren war. Unter der herrschenden Klasse seine Stellung zu nehmen und zu behaupten, diejenigen, die gleichberechtigt waren und die man zum Dienen nicht zwingen konnte, mit Klugheit für seine Zwecke zu benutzen, und daneben so viel Vergnügen zu genießen wie nur möglich, das war nach der Philosophie der Gräfin die Bestimmung der bevorzugten Klasse. Vergnügen gewährt aber vor allem die Abwechselung, hatte ihre Elisabeth Chudleigh gesagt.

Daß der Verfasser aber nicht blos in solcherlei historischen Berichten, sondern auch in der ebenso schwierigen Kunst der Detailmalerei Meister ist, beweist er durch die Schilderung des Empfangs von Haushofmeister und Verwalter bei der Gnädigen:

Der Haushofmeister hatte schon seit acht Tagen keine ruhige Stunde gehabt; er war ein alter treuer Diener ihres Vaters gewesen, an knechtischen Gehorsam gewöhnt; Angstschweiß lief ihm unter der weißgepuderten Perrücke auf das weiße Oel, und seine in weißseidene Strümpfe gehüllten Beine zitterten; in solchen Respect hatte sich die Gräfin zu setzen gewußt. „Hat Er die Einladungen auf morgen bestellt?" — „Zu dienen, Excellenz!" — „Wer wird morgen aufwarten, den ich noch nicht kenne?" — „Soweit ich weiß, nur der Forstelève Oskar Baumgarten, ein junger Mann, der die obere Carrière zu machen gedenkt." — „Wie sieht er aus?" — „Gut gewachsen, Excellenz, und tüchtig gebräunt." — „Abtreten, Verwalter soll kommen." Der Verwalter, der schon zu Lebzeiten des Großvaters im Dienst gewesen und seit des Vaters Herrschaft die Verwaltung der Güter besorgt hatte, war gleichfalls ein alter gebückter Mann und etwas schwerhörig. Er schien schon vorher schriftliche Befehle erhalten zu haben, denn er brachte Register und Acten in der Hand mit. Er mußte sich dicht vor die Gräfin stellen, die, um sich ihm verständlich zu machen, aufstand und ihren Mund seinem Ohre zuneigte. „Geht's mit dem Gefüll noch immer rückwärts?" — „Leider ja, Excellenz!" — „Besonders Unglück?" fragte sie weiter. „Auch, da hat der Achill das Bein gebrochen und mußte getödtet werden. Den Major wollten die Bauern nicht einmal umsonst zum Springen, ist auch schon zu faul jetzt." — „Nichts verkauft?" — „Außer den zwei dreijährigen Füllen, welche Excellenz für den Marstall in Hannover bestimmt hatten, an Private nichts, lieben hier nicht die dünnen Knochen des Vollbluts, sprechen von eigner bäuerlicher Rasse." — „Und der Stallmeister?" fragte die Gräfin weiter. „Uebermüthig wie immer", antwortete der Diener, „ist ihm alles Dreck an den Schuhen, der Mensch kann des Hafers nie genug kriegen." — „So leg' Er nur die Papiere dahin und lasse den Rentmeister eintreten."

Noch treuer und charakteristisch in Localtönen ausgeführt ist das Gespräch der Gräfin mit der von ihr ausgewählten Amme:

Die Gräfin setzte sich und hieß die Dummeier näher treten „Wie alt ist Sie?" — „Dreißig Jahre, ihre Gnaden." — „Wie heißt Sie?" — „Anne Marie Dummeier." — „Wie kann Sie einen so dummen Namen haben?" — „Da möt ihre Gnaden ihren selgen Großvadern fragen. In genner Tiet hart de Anarwin von de Bullmeierstäde Nr. 1 in Eckenhusen à Kind, woto se den Vader nich nönen dörfte. Aehr Großvader, de ole selge Graf, gav ihr finen Kutscher Johann ok Schlagam, und hat düffen in'n Meierdree Dummeier nönnt. Jo aber nich mien Mann, dat Kind, was 'ne Deren. Mien Mann kamm erst, as sien Vader Johann all fein Jahr frehet härre." Die Gräfin schien zu begreifen. „Sie gefällt mir, kann meine Amme werden für guten Lohn." — „Danke ihre Gnaden; Hans Dummeier's Nr. 1 Frue brukt nich für Lohn to deinen." — „Was, Sie weigert sich? Dummeier ist mein Meier, der Hof ist mein Eigenthum!" — „Neh, ihre Gnaden." — „Was, nein? Ist es nicht so?" — „Weihrt nich, ihre Gnaden, anwet doch de Hoff up miene Kinner, un dat Anweiern geiht nich so lichte. Will woll dat gnädge Kind sogen, aber —" — „Aber? Will Sie mir Bedingungen stellen?" — „Jo, Gnaden, wott mienе Anne Marie die nie beholen, hebbe Well für unse Meierner, un denn, wenn beseihen einwahnt sind, mott ick'n Frehrer gebben für mienen Mann. Schall'n freihen Meierhurn währen, als mien Vader möhr." — „Sie gefällt mir, es sei, ich werde Sie rufen lassen, oder was besser ist, ich lasse Sie schon morgen abholen und Sie richtet sich hier schon häuslich ein." — Ehe Anne Marie antworten konnte, stand die Gräfin auf und reichte ihr die Hand. Sie sah das Kind, welches sie ernährt hatte, anlächelte, mit Wohlgefallen an, ließ es sich reichen und küßte es. Das gewann ihr das Herz der Mutter. Nach drei Tagen gebar die Gräfin ohne Beschwerden. Es war aber kein Stammhalter, es war nur eine Tochter. Die Gräfin mochte das Kind, nachdem sie es gesehen, nicht leiden, sie wies es von sich, glich es doch dem ungetreuen Vater, dem russischen Gesandten in Berlin. Da sie selbst überreiche Nahrung für ein Kind hatte, ließ sie sich, wenn es ihr just beliebte, das Kind von der Anne Marie Dummeier bringen, um es an die Brust zu nehmen.

Nicht minder farbenreich ist das ländliche Tauffest ausgeführt, das nach geraumer Zeit mit möglichster Verschwendung und Ueppigkeit im Schloß und Park veranstaltet wird und zu dem alt und jung, hoch und niedrig Einladungen erhält. Lucullische Mahlzeiten, Tänze jeder Art, auch im Freien, Feuerwerk, Wein nach Belieben:

Die Gräfin, so exclusiv sie war, so sehr sie im Innern das Volk verachtete, konnte sich doch einem Volksfeste ganz hingeben. War es doch in ihrer Jugend in England Sitte gewesen, daß die vornehmsten Cavaliere sich in Bettlerkleider hüllten, um sich unter das Volk zu mischen, und daß einzelne



Digitized by Google

Damen das nachahmten. Die Gräfin nahm den Arm Otto's von Wangenheim, um sich von ihm von Salon zu Salon führen zu lassen und in jedem derselben zu tanzen, freundliche Worte zu spenden, zum Vergnügtsein zu ermuntern. Man sah heute nichts von der Erceller, man sah nur ein schönes, liebedürstendes, liebenswürdiges Weib, bestrebt, allen ihren Gästen Vergnügen zu bereiten. Selbst dem eigenen Manne widerfuhr das noch nicht Geschehene, daß sie ihn umschmeichelte, ihn halb mit Gewalt nöthigte, mit ihr eine Menuet zu tanzen.

Wie das Fest endlich damit schließt, daß die Gräfin den entzückten Forsteleven in die Geheimnisse des Pavillons einweiht, müssen wir den Leser ersuchen, im Werke selbst nachzulesen.

Ebenso müssen wir es uns versagen, aus dem eingeflochtenen und mit Heusteht in Connex tretenden Trauerspiele der dänischen Königin Karoline Mathilde eingehend zu berichten, wenn wir auch zugestehen müssen, daß die Vorgeschichte ihrer Verbindung mit Struensee und Brandt und die schließliche Katastrophe nach eigenen Studien und frisch wie Selbsterlebtes erzählt ist. Von Göhrde und Celle aus tritt Mathilde der Gräfin Melusine von Wildhausen näher und bestimmt sie zur Uebernahme der Verhandlungen mit ihrem Bruder Georg III., die keinen andern Zweck haben, als ihr zur Wiederbesteigung des dänischen Throns zu verhelfen. Melusine willigt ein, aber unter der unsaubern Bedingung, daß ihr dafür der junge Jilte Clausing überlassen wird.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Revue des Literaturjahres 1870.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Die Novelle und Erzählung — die sich oft zum Roman verhält wie die Farbenskizze zum Gemälde, oft aber auch in ihrer selbstständigen Bedeutung erfaßt wird, als gedrängte Darstellung eines Begebnisses, eines Abenteuers mit geistiger oder dramatischer Pointe — steht um so mehr in Blüte, als die Zeitungsfeuilletons, die Journale, die illustrirten Blätter ihren täglichen Bedarf an Unterhaltungslektüre meistens mit Novellen und nur ausnahmsweise mit Romanen decken.

Einen größern Novellencyklus mit philosophischem Grundgedanken und einer oft genial-glänzenden, oft paradoxen und sinnlich raffinirten Behandlungsweise gibt Sacher-Masoch heraus unter dem Titel: „Das Vermächtniß Kain's.“ Vor liegen die beiden ersten Theile, welche ein Legat dieses Vermächtnisses, „Die Liebe“, behandeln. Der „Novellenstrauß“, von welchem vierzehn Bände erschienen sind, bringt Erzählungen ohne innern Zusammenhang, von Karl Zastrow, Paula Herbst, A. Kretzschmar u. a. Außerdem finden sich Erzählungen von F. Hackländer, Edmund Hoefer und F. Gerstäcker in dem „Illustrirten Kalender und Novellen-Almanach für 1870“, herausgegeben von F. Ment-Dittmarsch, in dem Taschenbuch für das Jahr 1870: „Gedenke mein!“, in dem „Berner Taschenbuch auf das Jahr 1870“, gegründet von L. Lauterburg, fortgesetzt von G. Ludwig, und in „Achawa. Sammlung von Erzählungen, Gedichten, Abhandlungen u. s. w.“, herausgegeben von L. Adler, Falkenheim, L. A. Frankl. Von den beliebten Novellen von W. Schwarz: „Aus Sommertagen“, liegt der zweite und dritte Band vor; E. von Dincklage hat zwei Bände neuer Novellen veröffentlicht: „Geborgenes Strandgut“ und „Treue Seelen“; Elise Polko die elfte Folge der „Neuen Novellen“: „Frische Blätter“; A. Bitter: „Grüne Sträucher aus dem Schweizerlande. Erzählungen und Novellen“ (Neue Folge). Es sind dies Autoren, welche das Gebiet der Novelle ausschließlich anbauen, eigentliche Fachnovellisten.

Doch auch den namhaften Romanschriftstellern begegnen wir auf diesem Gebiet: Karl Gutzkow: „Lebensbilder“ (erster Band: „Durch Nacht zum Licht“; zweiter Band: „Novellen und Skizzen“); F. Hackländer: „Nahes und Fernes“ („Die Spuren eines Romans“, „Unter den päpstlichen Zuaven“); Bernd von Guseck: „Nicht auf immer. Erzählung aus den alten deutschen Grenzlanden“; Otto Roquette: „Novellen“; Max Ring: „Die Geheimnisse einer kleinen Stadt“ und „In der Schweiz. Reisebilder und Novellen“; F. Gerstäcker: „Buntes Treiben. Neue gesammelte Erzählungen“, und George Hesekiel: „Neue schlichte Geschichten“.

Der feinern Richtung der Novellistik huldigen wie immer Gustav zu Putlitz: „Walpurgis“; Adolf Wilbrandt: „Neue Novellen“; Robert Waldmüller: „Die tausendjährige Eiche im Elsaß“; Fanny Lewald: „Stella. Eine Weihnachtsgeschichte“. L. K. von Kohlenegg (Poly Henrion) schreibt „Kleindeutsche Hofgeschichten“; Otto Spielberg Skizzen und Causerien: „Discretes und Indiscretes“, „Verliebte Herzen“, „Lebensansichten eines Sonderlings“; C. von Bolanden führt fort mit seinen reactionären Tendenznovellen: „Fortschrittlich. Culturhistorische Novelle“. „Deutsche Liebe“, herausgegeben von Max Müller, erschien in dritter Auflage.

Andere Novellen und Erzählungen, theils auf geschichtlichem Grunde, theils auf freier Erfindung beruhend, sind: A. Frels: „Frau Johanna“; Klara Ulrici: „Gertrud von Stein“; A. Becker: „Der Karfunkel“; E. Rudorff: „Durch Leid zum Licht. Preisgekrönte Erzählung“; T. S. Braun: „Eine gelungene Cur“, „Das Erbe Tosla's“; J. Griesinger: „Zwölf Schicksalswege. Bunte Blätter aus alter und neuer Zeit“; E. Frize: „Freigesprochen“, „Der stille Speculant. Criminalnovelle“; A. Streckfuß: „Der Sternkrug. Criminalnovelle“; E. Pitawall: „Gabriele, das Weib des Spielers. Criminalnovelle“, „Ein verrathenes Herz“; L. Salomon: „Unter dem Halbmond“; D. Holdey: „Die Braut von Neutlingen“; F. Sonnenburg: „Burg Bentheim. Nach alten Sagen erzählt“; Claire von Glümer: „Liebeszauber. Historische Novelle“; H. Kleinsteuber: „Der Waldhof. Eine Dorfgeschichte“; „Aus dem Kloster. Novelle in fünf Briefen“ von G. Gräfin S.; A. Obsieger: „Der Freidenker“; E. H. von Dedenroth: „Die Geliebte des Prinzen. Novelle“; J. Glaubrecht: „Ilsolde, das Frankenmädchen“; J. Krüger: „Die schöne Katharina“,

Digitized by Google

„Hamburger Raubvögel", „Die List der Liebe"; Anna Lenor: „Blätter und Blüten"; Marie Giese: „Die Frau Meisterin und ihr Sohn", „Eva"; „Bizarre Geschichten"; Marianne Tenger: „Das Fest auf Arpadvar"; A. Ferrari: „Gettysburg", „Der Adel der Arbeit", eine Erzählung von W. F—r.; K. Hofmann von Rauborn: „Sonntagsbilder"; J. H. Clericus, „Geschichten aus dem Volk"; F. Jordan: „Fides"; R. Alexander: „Genrebilder"; Marie von Roskowska: „Stralsund und Oelpern."

Unter den angeführten Novellen befinden sich schon einige, welche der Form der Humoreske sich nähern. Ein Classiker des Humors, David Kalisch, läßt seine „Lustigen Werke" erscheinen; J. Stettenheim gibt ein „Berliner Blaubuch aus dem Archiv der Komik" heraus, von welchem der zweite Band vorliegt. Durch tiefeinschneidende Satire zeichnen sich aus die „Harmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädters", denen sich „Moderne Märchen" von demselben Verfasser anschließen; A. von Winterfeld hat ein neues Heft: „Humoresken für Sofa und Eisenbahn-Coupé" (viertes Heft) erscheinen lassen. Außerdem erwähnen wir: „Schulze und Müller in der Schweiz. Humoristische Reisebilder"; C. Erdensohn: „Hübsche Leute"; „Davos und seine Heilkraft. Eine Humoreske von A. S."; J. Brinkman: „Uns' Herrgott up Reisen"; W. Scholz: „Das Jahr 1869. Humoristische Revue in Bildern"; J. Hasner (F. Willsort), „Gesammelte Humoresken und Novellen." Die in freien Heften erscheinende „Theatralische Sternwarte" von Starke geißelt mit scharfer Satire unsere Theaterzustände. Auch der große Deutsch-französische Krieg, eine Weltbegebenheit, deren tragischer Ernst den Humor auszuschließen scheint, hat außerhalb der Witzblätter aller lei humoristische Arabesken zu Tage gefördert: „Humor im Felde"; „Kladderadatsch auf dem Siegesmarsch nach Paris"; E. Schulze, „Der ewige Friede"; F. Klinck, „Die Franzosen nach Berlin. Komisches Heldengedicht"; „Humoristische Kriegsbilder und Anekdoten". Selbst ein „Conversations-Lexikon des Humors" ist erschienen.

Auch in der volksthümlichen Poesie (Märchen-, Sagen- und Dialektpoesie) ist 1870 keineswegs unthätig geblieben, wie eine große Zahl von Sammlungen beweist: „Deutsche Volkslieder aus Kärnten", gesammelt von W. Pogatschnigg und E. Hermann; M. Gerber: „Erzgebirgische und voigtländische Volksklänge, Sagen und Geschichten"; K. Groß: „Volkslandsagen. Sagen, Märchen und Geschichten aus den Vorbergen des Thüringerwaldes"; J. Priem: „Nürnberger Sagen und Geschichten"; Laura Gonzenbach: „Sicilianische Märchen"; K. Knortz: „Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer"; K. Eichwald: „Niederdeutsche Sprichwörter und Redensarten"; J. A. C. Löhr: „Großes Märchenbuch"; P. K. Rosegger: „Tannenharz und Fichtennadeln. Geschichten, Schwänke, Skizzen und Lieder in obersteirischer Mundart"; „So spröden de nordditsche Bur'n. Rösdensarten, Sprüchwörter, Bu'ráthsel, Riemsel und Singsang von de Göuren"; K. Talmer: „Ernst Moritz Arndt, wur he na 100 Jahren syne Wannerung durch Düdschland wedder antreten will"; T. Piening: „De Reis naan Hamborger Dom" (sechste Auflage); W. Fricke: „Wat mōt, dat mōt. Eine lustige Geschichte in niedersächsischer Mundart"; K. Tieck: „Wecke Leiw is de gröst"; „Erfurter Schnozeln"; „Heiteres aus Hessen. Altes und Neues in altkasseler und niederhessischer Mundart"; K. Pflaume: „Märchenbuch"; H. Dewils: „Der Heidelberger Drachenwachtmeister"; F. von Kobell: „Der Türken-Hansl, a Geschichtl aus'm Krieg do' 1870" (oberbairisch); E. Hektor: „Die Tannengeister"; ein Sylvestermärchen."

Was die Uebersetzungen betrifft, so können wir auf die Roman- und Unterhaltungsliteratur hier nicht näher eingehen, welche, fabrikmäßig betrieben, unsere Nation mit den guten, aber auch mit den schlechten Productionen des Auslandes auf diesen Gebieten vertraut macht. Die Erzählungen des Russen Turgénjew, der Schwedin Marie Sophie Schwartz, des Dänen H. E. Andersen, der Engländerinnen Mrs. Henry Wood, Julia Kavanagh, Harriet Becher-Stowe, M. E. Braddon, Frau Augustus Craven, W. H. Ainsworth und der Franzosen Erdmann-Chatrian, E. Gaborian u. a. stehen obenan auf dem Repertoire der belletristischen Uebersetzungen. Die beiden Romane des Generals Garibaldi: „Die Herrschaft des Mönches" und „Cantoni, der Freiwillige", verdienen eine Uebersetzung als Beiträge zur Charakteristik des merkwürdigen Mannes. Außerdem sind aber mehrere ernstere Werke von größerer Bedeutung der deutschen Literatur angeeignet worden: die philosophischen Schriften von John Stuart Mill, die in einer Gesammtausgabe erscheinen; Dixon's „Der Tower von London", „Das heilige Land" und „Frei-Rußland"; E. Pelletan's „Menschenrechte"; W. T. Thornton's Werk über „Die Arbeit"; W. E. H. Lecky's „Sittengeschichte Europas bis auf Karl den Großen"; E. Flammarion: „Gott in der Natur"; Michelet: „Die Welt der Vögel." Die Uebersetzung des „Lebens Jesu" von Renan liegt in dritter Auflage vor; auch die Werke von E. von Prefssensé und A. Cocquerel sils über die ersten Jahrhunderte des Christenthums sind durch Uebersetzungen auch dem größern Publikum zugänglich geworden. Von Lao-tse's „Weg zur Tugend" liegt eine doppelte Uebersetzung, von Reinhold von Plaenckner und Victor von Strauß, vor und zeugt für das Interesse, welches die tiefsinnige Philosophie des alten chinesischen Denkers den Zeitgenossen einflößt.

Poetische Uebersetzungen aus dem Alterthum sind in diesem Jahre nicht erschienen, nur eine Aneignung aus zweiter Hand, indem ein von F. dell' Ongaro dem Menander nachgedichtetes Lustspiel „Phasma" von F. Baerensprung aus dem Italienischen übersetzt ist. Die Uebersetzungen des „Hohenliedes" gehören jetzt zur Mode; es liegt außer der von Stadelmann eine neue metrische von H. Tietz vor. Ausgewählte Dichtungen von J. Balde sind von J. Schrott und M. Schleich unter dem Titel „Renaissance" metrisch übertragen. Auch von Dante's „Göttliche Komödie" ist eine Uebersetzung von W. Krigar mit Illustrationen von G. Doré und einem Vorwort von Karl Witte und eine zweite von R. Baron erschienen. Die neue Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Shakspeare-Uebersetzung bringt einige nicht blos revidirte, sondern vollständig neue Uebersetzungen wie die des „Coriolan" von Herwegh; die Bodenstedt'sche ist bis zum neunundzwanzigsten Bändchen vorgeschritten, hier erschient Herwegh mehrfach als Lustspielübersetzer. Eine neue Uebersetzung von Shakspeare's „Sonetten" gibt B. Tschischwitz heraus. Von

Digitized by Google

andern poetischen Uebersetzungen aus dem Englischen erwähnen wir: R. Burns' „Lieder", in das Schweizerdeutsche übertragen von A. Corradi; W. Cowper's „Ausgewählte Dichtungen", übersetzt von W. Borel; H. W. Longfellow's „Evangeline", übersetzt von P. Herlth; Tennyson's „Freundes-Klage", übertragen von R. Waldmüller-Duboc.

Aus dem Niederländischen ist von J. P. Heije die symphonische Dichtung „Unsterblichkeit" von W. Berg übersetzt; aus dem Polnischen „Der Mönchekrieg" von J. Graf Krasicki, komisches Heldengedicht, und J. J. Kraszewski's „Dante-Vorlesungen".

Literaturgeschichte und Aesthetik sind Literaturzweige, die sich in Deutschland stets der gleichen Fruchtbarkeit erfreuen, besonders wenn man die literarisch-kritischen Sammelwerke, die poetischen Anthologien, die volksthümlichen Ausgaben der germanischen Philologie, die Nationalbibliotheken, die Lichtstrahlen und diese ganze Thätigkeit der Zurechtmachung, Interpretation, Exemplification, geschmackvollen Präsentation mit unter diese Rubrik bringt. Das Unglück, daß man die Dichter nur aus den Literaturgeschichten und Anthologien, oft aus verkehrten Beurtheilungen und nichts weniger als charakteristischen Beispielen und Fragmenten kennen lernt, erklärt sich freilich in Deutschland in Permanenz und wird namentlich für die Poeten der Gegenwart zum Verhängniß.

Das vortreffliche Werk von H. Hettner: „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" ist jetzt vollendet. Das dritte Buch des dritten Theils „Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert", behandelt, nach der Schilderung der Stürmer und Dränger, in der zweiten Abtheilung das classische Zeitalter der deutschen Literatur, das „Ideal der Humanität". An literargeschichtlichen Monographien fehlt es nicht. Die sinnigen Charakteristiken von Adolf Stahr: „Goethe's Frauengestalten", sind in dritter vermehrter Auflage erschienen; außerdem erwähnen wir: L. Breitenbach: „Ueber den Entwickelungsgang der Goethe'schen Poesie bis zur italienischen Reise"; W. Freiherr von Biedermann: „Zu Goethe's Gedichten"; F. J. Gaßner: „Die Schiller-Goethe'schen Xenien", mit einer Einleitung und Erläuterungen; C. A. H. Burchhardt: „Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller"; F. Dewischeit: „Literaturgeschichtliche Aphorismen"; F. T. Bratranek: „Zwei Polen in Weimar"; A. Kohut: „Johann Gottfried von Herder und die Humanitätsbestrebungen der Neuzeit"; D. Ritter: „Gellert's Leben und Wirken"; W. Buchner: „Seume, ein Lebensbild"; A. Bröhme: „Johann Georg Hamann, ein Literaturbild des vorigen Jahrhunderts"; F. Graul: „Lessing als Lustspieldichter"; O. von Heinemann: „Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing." Von Karl Barthel's allerdings sehr einseitiger, aber durch ihren warmen Ton sich empfehlender „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit" liegt die achte Auflage vor; von A. Schloenbach's „Handbuch der deutschen Literatur der Neuzeit" die zweite Auflage; F. Wolfram hat „Grundzüge zur Geschichte der neuern deutschen Dichtung, von Schiller's Tod bis zur Gegenwart" herausgegeben.

Der durch die Richtigkeit und Unparteilichkeit des zutreffenden kritischen Urtheils sowie die Reichhaltigkeit des gedrängt zusammengefaßten Stoffs sich hervorthuende „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur" von Heinrich Kurz ist in dritter verbesserter Auflage erschienen; der vierte Band von dessen „Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller", der von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit reicht, ist bedeutend fortgeschritten und behandelt die Lyrik und Ethik bereits vollständig und einen Theil der dramatischen Dichtung. Von der verdienstlichen und überaus fleißigen Sammlung von Ignaz Hub: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter", liegt die erste Abtheilung des dritten Bandes vor, welcher die Gegenwart behandelt. Die jetzige umgearbeitete und stark vermehrte Auflage des Werks ist bereits die neunte. Die „Allgemeine Geschichte der Literatur" von Johannes Scherr, ein Handbuch in zwei Bänden, ist in diesem Jahr zum Abschluß gekommen und behauptet ihre Bedeutung als das einzige deutsche Werk der Neuzeit, welches eine so umfassende Universalgeschichte der Literatur gibt. Auch der ergänzende „Bildersaal der Literatur" liegt abgeschlossen vor. In vierter Auflage ist die „Deutsche Cultur- und Sittengeschichte" von Johannes Scherr erschienen. Durch neue Anordnung und die Auswahl größerer und charakteristischer Beispiele nimmt Adolf Stern's umfangreiches Werk: „Die deutsche Dichtung seit 1820" eine literaturgeschichtliche Bedeutung in Anspruch. Ein biographisches Repertorium der Literatur gibt Otto Lange's „Literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristik."

Das bedeutendste literarhistorische Werk neben demjenigen von Hettner ist „Die romantische Schule" von R. Haym, welches leider nur die geistig bedeutsame Entwickelungsgeschichte dieser Schule enthält. Außerdem erwähnen wir: G. R. Röpe: „Die moderne Nibelungendichtung, mit besonderer Rücksicht auf Geibel, Hebbel und Jordan"; E. Gnad: „Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst"; C. Boemer: „Die provenzalische Poesie der Gegenwart"; F. von Miklosich: „Beiträge zur Kenntniß der slawischen Volkspoesie"; E. Göginger: Literaturbeiträge aus St.-Gallen."

Was die ältere deutsche Literatur betrifft, so ist die germanische Philologie thätig in Ausgaben, Erläuterungen, sprachwissenschaftlichen Studien; doch diese Thätigkeit fällt zumeist dem Gebiete der Fachwissenschaft anheim. Das Interesse der weitern Kreise ist namentlich durch die „Deutschen Classiker des Mittelalters", begründet von F. Pfeiffer, diesen Studien gewonnen worden. Von dem ersten Band dieser Sammlung, „Walther von der Vogelweide" enthaltend, liegt bereits die dritte Auflage vor; der neunte Band bringt „Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel", erster Theil. Auch die sich anschließenden zwei Sammlungen: „Dichter des 16. Jahrhunderts" und „Dichter des 17. Jahrhunderts" schreiten rüstig fort; den Inhalt der neu erschienenen Bände bilden die Dichtungen von Hans Sachs und von Andreas Gryphius. Außerdem bemerken wir, daß von der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" der neunundzwanzigste Band vorliegt, der Hölty's Gedichte enthält.

Aehnlich wie die „Deutschen Classiker des Mittelalters" tragen Ludwig Uhland's nachgelassene „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", von denen der fünfte

Digitized by Google

Band in diesem Jahr erschienen ist, dazu bei, in weitern Kreisen das Interesse an unserer ältern Literatur zu verbreiten. Von Schriften zur deutschen Sprachwissenschaft und ältern Literaturkunde erwähnen wir noch: K. Müllenhoff: „Deutsche Alterthumskunde", erster Band; A. Holzmann: „Altdeutsche Grammatik"; W. Scherer: „Deutsche Studien"; J. von Zingerle: „Findlinge" und „Beiträge zur ältern tirolischen Literatur"; E. Behringer: „Christ und Heliand", eine Studie; J. Bächtold: „Der Lanzelet des Ulrich von Zatzikhoven"; Rauch: „Die wälische Bearbeitung der Iweinsage"; K. Weinhold: „Die gothische Sprache im Dienste des Christenthums"; J. Strobl: „Ueber das Spielmannsgedicht von St. Oswald"; O. Jänicke: „Ueber die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache"; A. Boltz: „Das Fremdwort in seiner culturhistorischen Entstehung und Bedeutung"; K. J. Schröer: „Die deutsche Rechtschreibung in der Schule"; A. Egger: „Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung"; W. Wackernagel: „Johann Fischart von Strasburg und Basels Antheil an ihm"; J. Klaiber: „Die Frauen der deutschen Heldensage"; L. Steub: „Die oberdeutschen Familiennamen"; H. B. Rumpelt: „Die deutschen Pronomina und Zahlwörter"; C. Pauli: „Ueber Familiennamen"; F. Meyer: „Der Name Meyer"; F. W. Culmann: „Zur Etymologie der Worte gehn und stehn." Von neuen Ausgaben erwähnen wir die der „Nibelunge Nôt" von Karl Bartsch; „Walther's von der Vogelweide" von Karl Simrock; das „Carmen de bello Saxonico" von G. Waitz; „Der Mönch von Heilsbronn" von J. F. L. T. Merzdorf.

Beiträge zur Kritik der Literatur des Alterthums sind die folgenden: E. Pfander: „Die Tragik des Euripides"; B. Erdmannsdörffer: „Das Zeitalter der Novelle in Hellas"; C. E. Geppert: „Plautinische Studien"; B. Volz: „Die römische Elegie. Auswahl aus den Dichtern der classischen Zeit."

Für die Dante-Studien bildet das „Dante-Jahrbuch", von welchem wiederum ein Jahrgang vorliegt, den anregenden Mittelpunkt; ebenso das „Shakspeare-Jahrbuch", dessen Jahrgang 1870 manchen interessanten, aber auch manchen entbehrlichen Aufsatz enthält, für die Shakspeare-Studien. Außerdem ist die Shakspeare-Literatur in diesem Jahre nicht übertrieben ins Kraut geschossen. Das wichtigste Werk ist die leider trotz ihres Umfangs in Bezug auf die Dauer der dargestellten Zeit zu engbegrenzte Literatur- und Theaterstudie Rudolf Genée's: „Geschichte der Shakspeare-Dramen in Deutschland"; außerdem sind einige kleinere Aufsätze von Oechelhauser und A. Ebrard zu erwähnen.

Charakterisirende Porträts neuer Dichter finden sich in den Essays und Studien neuer Literarhistoriker, Philosophen und Publicisten. Fast ausschließlich literarische Brustbilder enthalten Julian Schmidt's „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" und die beiden ersten Bände der „Porträts und Studien" von Rudolf Gottschall, welche den Titel „Literarische Charakterköpfe" führen. Zum Theil enthalten auch die „Studien und Kritiken zur Philosophie und Aesthetik" von R. Zimmermann neben philosophischen und ästhetischen Abhandlungen literarische Brustbilder, ebenso Heinrich von Treitschke's vorzugsweise publicistische Essays: „Historische und politische Aufsätze." Außerdem sind selbständige Charakteristiken einzelner neuer Dichter erschienen: Gustav zu Putlitz: „Karl Immermann, sein Leben und seine Werke"; L. Elze: „Lord Byron"; Adolf Laun: „Washington Irving"; K. E. von Ujfalvy: „Alfred de Musset"; O. Spielberg: „Literaturporträts"; R. E. Hahn: „Bilder aus der Dichter- und Künstlerwelt." In das vorige Jahrhundert zurück greift die treffliche Charakteristik Voltaire's von D. F. Strauß, und T. Vogt: „Jean Jacques Rousseau's Leben."

Auf dem Gebiete der allgemeinen Aesthetik sind diesmal keine hervorragenden Werke von Bedeutung zu verzeichnen; wohl aber erfreuten sich einzelne Zweige derselben, namentlich Poetik und Metrik, einer besondern Pflege. Von Rudolf Gottschall's „Poetik. Das Wesen und die Formen der Dichtkunst", ist eine zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage in zwei Bänden erschienen; außerdem eine Poetik von Hermann Oesterley, mit einem Vorwort von Karl Goedeke: „Die Dichtkunst und ihre Gattungen"; eine Auswahl deutscher Gedichte systematisch geordnet im Anschluß an ein „Lehrbuch der Poetik", von H. E. Bonnell. In den beiden letztern Werken überwiegt die Beispielsammlung über den kritischen Text. Eine verdienstliche „Theorie der neuhochdeutschen Metrik" hat Rudolf Westphal erscheinen lassen; kleinere Poetiken sind F. Rohde: „Das Wesen und die Formen der Dichtkunst"; Gustav Heinrich: „Deutsche Verslehre." Eine praktische Aesthetik für die gebildete Frauenwelt schrieb Jeanne Marie von Gayette-Georgens: „Geist des Schönen in Kunst und Leben"; über den „Roman als Kunstwerk" liegt eine Skizze von D. Freiherrn von Biedermann vor.

Eine Förderung literarischer Kenntniß und zwar in jener beliebten Weise, welche alles Anstrengende vermeidet, liegt in den Lichtstrahlen und Sentenzensammlungen aus den Werken unserer Denker und Dichter; E. Rudorff: „Stunden der Weihe; eine Sammlung von Aussprüchen Friedrich Schleiermacher's"; M. Schasler: „Hegel, populäre Gedanken aus seinen Werken"; „Gesflügelte Worte von E. M. Arndt, Klopstock, Stolberg, Herder, Rückert und Geibel an die Deutschen"; G. Karpeles: „Ludwig Börne. Lichtstrahlen aus seinen Werken"; A. Böttger: „Fürs Herz der Frauen. Albumsprüche aus den poetischen Werken"; H. Jacobi: „Perlender Wein im funkelnden Glase", eine Sentenzensammlung; L. Bund: „Die Monate des Jahres in Denksprüchen". Wander's großes „Deutsches Sprichwörter-Lexikon" ist bis zur zweiunddreißigsten Lieferung vorgeschritten. Hieran schließen sich selbständige Sentenzensammlungen, wie J. Trojan: „Beschauliches in Bild und Spruch"; H. Martin: „Aphorismen".

„Beethoven's Brevier", eine Sammlung der von ihm selbst ausgezogenen oder angemerkten Stellen aus Dichtern und Schriftstellern, bahnt uns den Weg zu der musikalischen Literatur, welche, da die Musiker gewöhnt sind, mit der Feder umzugehen, stets sehr ins Breite sich auszudehnen pflegt. Die Beethoven-Feier gab überdies willkommene Veranlassung zu biographischen Schilderungen und kritischen Ergüssen. Selbst der Meister der neuen Schule, Richard Wagner, ergriff die Feder, um durch die Kritik Beethoven's gelegentlich seine eigenen Bestre-

Digitized by Google

bungen zu illustriren. Andere Gelegenheitsschriften zur Jubelfeier sind: C. F. Jahn: „Ludwig van Beethoven als Mensch und Künstler"; W. Fricke: „Ludwig van Beethoven, ein Lebensbild"; J. Schlüter: „Aus Beethoven's Briefen, zur Charakteristik des Meisters"; L. Nohl: „Neue Bilder aus dem Leben der Musik und ihrer Meister", welche Aufsätze über Beethoven und Mozart enthalten. Außerdem hat dieser Autor, ein unermüdlicher Wagnerianer, eine Schrift über die Entwickelung des Musikdramas: „Gluck und Wagner", verfaßt, während sein Meister Richard Wagner eine Schrift „Ueber das Dirigiren" veröffentlichte. Robert Schumann's: „Gesammelte Schriften über Musik und Musiker" sind in zweiter Auflage erschienen. Ueber die philosophische Bedeutung und geschichtliche Entwickelung der Tonkunst verbreiten sich die Schriften von E. Naumann: „Die Tonkunst in der Culturgeschichte" und die „Studien über die Tonkunst", sowie die Schrift von F. Poland: „Die Musik eine Sprache"; H. Dorn hat musikalische Skizzen: „Aus meinem Leben", erscheinen lassen; von E. Hanslick: „Geschichte des Concertwesens in Wien", liegt der zweite Theil vor. Specielle musikgeschichtliche Themata behandeln T. Epstein: „Don Giovanni von Mozart"; W. Junghans: „Johann Sebastian Bach als Schüler der Partikularschule zu St.-Michaelis in Lüneburg"; J. Müller: „Die musikalischen Schätze der königlichen und Universitätsbibliothek zu Königsberg"; O. Reinedorf: „Theodor Kullak und seine neue Akademie der Tonkunst in Berlin"; H. Ube: „Weimars künstlerische Glanztage". Rüstig vorwärts schreitet das empfehlenswerthe „Handlexikon der Tonkunst" von Oskar Paul.

Die Literatur über bildende Kunst ist weniger reichhaltig. Von E. Förster's „Geschichte der italienischen Kunst" liegt der zweite Band vor; über antike Kunst handeln die Schriften von G. Wustmann: „Apelles' Leben und Werke"; C. Strube: „Studien über den Bilderkreis von Eleusis", und A. Conze: „Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst"; über Rafael's „Sixtinische Madonna", „Die Verklärung Christi" und die „Stanza della Segnatura" berichten C. Karsten, C. Justi, H. Dalton; H. Semper behandelt „Donatello, seine Zeit und seine Schule". Außerdem erwähnen wir noch: „Kunst-Aphorismen"; A. Klemt: „Zur Orientirung auf dem Gebiete der bildenden Kunst"; C. Förster: „Ueber den Verfall der Restauration alter Gemälde in Deutschland"; O. Mündler: „Beiträge zu J. Burkhardt's Cicerone"; E. Curtius: „Kunstmuseen, ihre Geschichte und ihre Bedeutung" und mehrere ähnliche kleinere Schriften und Vorträge.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Ein Andenken an Faraday.

Faraday und seine Entdeckungen. Eine Gedenkschrift von John Tyndall. Autorisirte deutsche Uebersetzung herausgegeben durch H. Helmholtz. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das ist eine bedeutungsvolle Schrift, welche die Denker aller Nationen gleich mächtig anziehen und fesseln wird. Tyndall und Helmholtz, die schon lange allgemein bewunderten geistreichen Naturforscher, haben sich hier vereinigt, dem genialen Faraday, ihrem ehrwürdigen Vorbilde und liebevollen Freunde, ein literarisches Denkmal zu setzen. Einfach, still und kunstlos stellt sich dasselbe in unsere Zeit und verkündet treu und wahr die Thaten und das Wesen des bedeutenden Mannes. Alles ist gut, edel und würdig, wie es für den großen Verstorbenen paßt. Tyndall war in den letzten funfzehn Lebensjahren Faraday's ein von diesem gewünschter Nachfolger im Lehramte, der ihm, mit Wohlwollen, ja mit väterlicher Liebe und stets frischem wissenschaftlichen Eifer anregend, rathend und helfend, treu zur Seite stand. Daraus entsprang eine Begeisterung für den verewigten Gelehrten, eine Hochachtung vor dem edeln Menschen im hingeschiedenen Freunde. Und Helmholtz, schon früh mit dem geistverwandten Forscher brieflich auf das wärmste befreundet, machte auch dessen persönliche Bekanntschaft bei den in London wiederholt gewünschten Vorlesungen von ihm auf der weltberühmten Royal Institution, und er weiß noch jetzt voll freudiger Dankbarkeit auf die von dem alten Manne ihm geleistete zuvorkommende Hülfe und Liebenswürdigkeit im ganzen Verkehr hin; ja er versichert ganz unverhohlen, daß derselbe „durch die vollkommene Einfachheit, Bescheidenheit und ungetrübte Reinheit seiner Gesinnungen etwas Bezauberndes hatte, wie er es bei keinem andern Manne je wieder kennen gelernt habe". Es läßt sich also denken, daß hier die vereinigte Autorschaft dieser beiden gelehrten Freunde eine auf tiefbegründete Pietät gebaute Erinnerungsschrift geschaffen hat.

Das Werk zerfällt in zwei Theile, von denen der erste eine ausschließlich Tyndall gehörende Arbeit ist, während der zweite ebenso nur Helmholtz zum Verfasser hat. Jener besitzt die Form von Reden, welche an den Kreis von Lesern und Zuhörern gerichtet sind, von dem der Verstorbene genau gekannt war und bei welchem er noch in frischem Andenken steht; dieser bringt dazu ergänzende und zum Theil berichtigende Anmerkungen. Bildet dort der vieljährige unmittelbare Verkehr mit Faraday und seine hinterlassenen Briefe und Tagebücher die Hauptgrundlage zu einer Charakterschilderung des Lehrers und Schaffens, so gewährt hier der von H. Bence Jones in der königlichen Societät zu London gegebene officielle Bericht über den verstorbenen Gelehrten die wichtigsten Anknüpfungspunkte. Man erkennt hieraus sogleich, daß das Werk nicht eigentlich ein in sich abgerundetes, abgeschlossenes Ganzes bilden kann, sondern vielmehr eine vortreffliche dazu passende Sammlung von Materialien. Mehr haben die Verfasser aber auch nicht geben wollen und den obwaltenden Umständen nach nicht geben können. Wir nehmen daher das Vorliegende wie es ist mit Dank entgegen und mit dem Wunsche, daß sich recht bald eine tüchtige Kraft finden möge, welche im Stande ist, das noch Vermißte zur allseitigen Befriedigung nachzutragen.

Nach diesem allgemeinen Ueberblick wenden wir uns

Digitized by Google

nun speciell zu dem Inhalte des Buchs. Tyndall eröffnet die Reihe seiner Vorträge mit einer gedrängten Lebensskizze des großen Mannes, aus der wir ersehen, daß derselbe ein vollkommener Autodidakt war, begünstigt durch den glücklichen Umstand, rechtzeitig mit Humphry Davy zusammenzutreffen, der sich auf ganz ähnliche Weise aus einer niedrigen Bildungssphäre durch eigene Kraft zu dem größten Gelehrten emporgearbeitet hatte. Faraday, der körperlich schwächliche Sohn eines armen Grobschmieds, wurde Buchbindergesell, wobei er eine siebenjährige Lehrlingszeit durchzumachen hatte, um sich freizulernen. Durch den beständigen Verkehr mit Büchern und den früh erwachten Trieb, sich zu belehren, entstand der Wunsch in ihm, mit irgendeinem Gelehrten in nähere Verbindung zu kommen, wodurch sein nach und nach sehr mächtig gewordener Durst nach Wissen befriedigt werden könnte. Er hatte einige von Davy's Vorlesungen über Elektricität gehört und sorgfältig ausgearbeitet. Für diesen Mann war er begeistert, er wandte sich daher an denselben mit der Bitte, ihm ein Handlanger werden zu dürfen. Es ist bekannt, wie bereitwillig und hochherzig diese Bitte gewährt wurde:

Davy hatt dem jungen Manne, eine That, deren Andenken nicht erlöschen sollte. Er schrieb sofort an Faraday und ernannte ihn später, als sich eine Gelegenheit darbot, zu seinem Gehilfen. Folgendes ist Davy's Empfehlung Faraday's, welche dem Vorstande der Royal Institution bei einer Sitzung am 13. März 1813 durch den Vorsitzenden, Charles Hatchett, vorgelegt wurde: „Sir Humphry Davy beehrt sich, den Vorstand zu benachrichtigen, daß er jemand gefunden hat, der die früher von William Payne innegehabte Stellung am Institute auszufüllen wünscht. Sein Name ist Michael Faraday. Es ist ein junger Mann von 22 Jahren. Nach allem, was Sir H. Davy erfahren und beobachten konnte, scheint er für die Stelle sehr geeignet, von guten Sitten, in Wesen und Charakter thätig, frisch und intelligent zu sein. Er ist geneigt, die Stelle unter denselben Bedingungen, wie sie Herrn Payne bei seinem Weggange vom Institute bewilligt waren, zu übernehmen."

Es wurde beschlossen, Faraday diese Stelle eines Assistenten in dem Laboratorium zu geben, mit einer wöchentlichen Besoldung von 25 Shilling nebst freier Wohnung von zwei Stuben im obersten Stock des Hauses. Bei einer bald darauf folgenden größern wissenschaftlichen Reise Davy's durch Frankreich, die Schweiz und Italien nahm derselbe Faraday als seinen Amanuensis mit. Dieser fast drei Jahre dauernde beständige persönliche Verkehr mit dem großen Manne und das Besuchen berühmter Gelehrten in ihren Arbeits- und Lehrräumen bildeten die Grundlage zu Faraday's wissenschaftlicher Ausbildung. Die sich hieran schließende weitere Entwickelung ging nun mit Riesenschritten vorwärts, sodaß er in wenigen Jahren die gelehrte Welt von ganz Europa in Staunen setzte. An Anerkennung seiner Verdienste ließ man es auch nicht fehlen: er wurde Mitglied der königlichen Gelehrten-Societät zu London und der übrigen Universitäten Englands; man machte es sich zur Ehre, ihn in Frankreich, Italien, Deutschland u. s. w. in die Gelehrten-Corporationen aufzunehmen, und er würde Director der Royal Institution, ja sogar Präsident der Royal Societät zu London geworden sein, wenn er es nicht abgelehnt hätte. Aber ungeachtet aller dieser Auszeichnungen blieb Faraday doch unveränderlich der einfache, anspruchslose Gelehrte, der liebenswürdige, stets gefällige Menschenfreund, auch berührte es ihn nie unangenehm, an seine frühern ärmlichen Lebensverhältnisse erinnert zu werden. Wir wollen dies nur durch ein Beispiel zu bestätigen suchen. Tyndall erzählt:

Vor zwölf oder dreizehn Jahren verließ ich einmal die Royal Institution zugleich mit Faraday, um gemeinschaftlich mit ihm einen Besuch in Baker-Street zu machen. Bar der Thür nahm er meinen Arm, und indem er ihn in seiner warmherzigen Weise an sich drückte, sagte er: „Kommen Sie, Tyndall, ich will Ihnen etwas zeigen, was Sie interessiren wird." Wir schlugen die Richtung nach Norden ein, kamen am Hause von Hrn. Babbage vorüber, wodurch Erinnerungen an die in diesem Hause einst versammelten berühmten Abendgesellschaften wach gerufen wurden. Wir erreichten Blandsart-Street und nach einigem Umherblicken blieb Faraday vor einem ansehnlichen Schreibmaterialienladen stehen und ging hinein. Nach seinem Eintritt schien seine gewöhnliche Lebhaftigkeit sich zu verdoppeln. Er überflog mit einem Blick alles, was das Local enthielt. Links vom Eingange war eine Thür, durch welche er in ein kleines Gemach mit einem Fenster nach der Straße hinausblickte. Mich zu sich heranziehend, sagte er: „Sehen Sie, Tyndall, dies war meine Arbeitsstube. In diesem kleinen Winkel hatt ich Elektricität ein." Eine anziehende Frau kam hinter dem Ladentische, konnte jedoch unser leise geführtes Gespräch nicht hören. Faraday wendete sich zu ihr und kaufte eine Kleinigkeit, um unser Eintreten zu entschuldigen. Er frug die Frau nach ihrem eigenen, nach ihres Bargängers und dessen Bargängers Namen. „Nein, diesen meine ich nicht", sagte er endlich mit gutmüthiger Ungeduld, „wie hieß der Bargänger von diesem?" — „Dr. Ribeau", sagte sie und fügte, wie aus einer plötzlichen Erinnerung betroffen hinzu, „er war der Meister von Sir Charles Faraday." — „Unsinn", erwiderte er, „es gibt gar niemand dieses Namens." Groß war das Entzücken der Frau, als ich ihr den Namen ihres Kunden sagte. Aber sie versicherte, daß sie sofort gewußt habe, dieser müsse Sir Charles Faraday sein, als sie ihn im Laden umhergehen sehen.

Tyndall lenkt die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer und Leser aber auch ganz besonders auf die Geschichte der wissenschaftlichen Thätigkeit Faraday's und kommt dann schließlich auf die große Reihe der wichtigen Erfindungen desselben. Das Institut hatte sich um die Zeit von Faraday's Eintritt dazu entschlossen, eine Zeitschrift: „The Quarterly Journal of Science", herauszugeben; sie war die beschreibene Vorgängerin der jetzt sehr viel gelesenen und von allen Gebildeten hochgeachteten „Proceedings". Es ist gar nicht in Zweifel zu ziehen, daß diese sehr rasch gesteigerte günstige Aufnahme vorzugsweise der geistreichen Mitwirkung Faraday's zuzuschreiben war. Im Anfang des Jahres 1816, als er noch nicht lange von seiner Reise zurückgekehrt war, zog er die Aufmerksamkeit durch die Mittheilung der Analyse einer Art kaustischen Kalks von Toscana auf sich, welchen die Herzogin von Montrose an Davy geschickt hatte. Daran schloß er bis 1818 mancherlei kleinere Notizen und Abhandlungen, welche in jeder Beziehung den scharfsinnig denkenden jungen Gelehrten verkündeten. Den Schluß bildeten die von ihm angestellten Experimente über die „singenden Flammen".

Professor Auguste de la Rive zu Genf hatte hierüber bereits eine Theorie aufgestellt, welche eine ganze Klasse von Tönen vollständig erklärte. Allein die Versuche Faraday's stellten es sogleich außer Zweifel, daß die Erklärung de la Rive's ungenügend sei. Die ganze



Digitized by Google

handlung wurde von den gelehrten Fachmännern als ein kritisches Meisterstück bewundert. Dies war die erste siegreiche wissenschaftliche That, welche die Grundlage zu seinem Selbstvertrauen bildete. Bis zum Jahre 1820 veröffentlichte er wieder kleinere Notizen und Abhandlungen, denen es allerdings nie an erweckendem Interesse fehlte, die aber nicht gerade Beweise seiner selbstständigen Productionskraft abgaben. Seine Hauptbeschäftigung war die Assistenz des Professors Brande, der jetzt statt Davy die Chemie zu lehren hatte, von dem man sprichwörtlich sagte, „er halte seine Vorlesungen mit der geschickten Hülfe Faraday's wie auf Sammt". Doch beschloß er auch diese Periode mit zwei wichtigen Entdeckungen: über die Verbindung des Chlors mit Kohlenstoff, und über die Verbindung von Jod, Kohle und Wasserstoff. Die Ausarbeitung darüber wurde der königlichen Societät der Wissenschaften am 21. December 1820 vorgelesen und für würdig befunden, in den philosophischen Transactionen veröffentlicht zu werden. Es läßt sich denken, wie eine solche Auszeichnung erhebend auf den Entwickelungsgang des jungen Mannes einwirken mußte. Man verbesserte in Anerkennung seiner Leistungen auch seine pecuniäre Lage, und als er sich 1821 verheirathete, sorgte man nun für eine geräumigere Dienstwohnung im königlichen Institute. Die Bermählten bezogen dieselben Räume, welche zuvor von Young, Davy und Brande bewohnt worden waren.

Als im Jahre 1820 Hans Oersted mit seiner Entdeckung des Elektromagnetismus auftrat, gehörte zu den Männern, welche dieselbe rasch zu einer neuen Lehre verarbeiteten, auch unser Faraday. Seine Leistungen waren vollberechtigt, sich denen von Arago und Ampère würdig zur Seite zu stellen. Aber den höchsten Ruhm erntete er mit der Entdeckung der Magnetroelektricität ein, womit er 1831 die Gelehrten entzückte, und woran sich dann gleich die Entdeckung der elektrischen Induction schloß, welche so fruchtbar geworden ist für die Erforschung des Erdmagnetismus, für die praktische Verwerthung bei dem Telegraphen und den physiologischen Apparaten. Und um in der großen Reihe der Faraday'schen Entdeckungen nur noch auf eine seiner unsterblichen Thaten hinzuweisen, erwähnen wir des Diamagnetismus. Durch diesen beweis derselbe, daß alle Substanzen, welche der Magnet nicht anzieht, von demselben abgestoßen werden, und daß beide Pole eine gleiche abstoßende Wirkung darauf ausüben. Ueber alle diese epochemachenden Verdienste Faraday's redet das Werk eingehend und verständlich, es ist mit Recht voller Bewunderung darüber, aber es behält dabei doch stets die würdige Ruhe einer vorurtheilsfreien Kritik; auch verfäumt es nicht darauf hinzuweisen, wie der große Mann bei allen seinen berühmten Leistungen wenig oder gar keinen Werth auf die äußern sichtbaren Zeichen der Anerkennung legte, er war in sich glücklich und reichlich belohnt, wenn er fühlte, was er der Wissenschaft genützt habe. Tyndall sagt:

Er war aus allen Theilen der Welt mit wissenschaftlichen Ehren überhäuft worden. Es gab wol kaum eine Stimme, die ihn nicht als den Fürsten unter allen wissenschaftlichen Größen der Gegenwart bezeichnet hätte. Dennoch hat er die höchste wissenschaftliche Stellung in diesem Lande niemals eingenommen. Als der leider dahingeschiedene Lord Brottesley seine Stelle als Präsident der Royal Society niederlegte, kam eine Deputation des Comité, bestehend aus Lord Brottesley, Mr. Grove und Mr. Gassiot, zu Faraday, um ihn dringend zur Annahme des Präsidentenstuhles zu einladen. Was Gründe und freundschaftliche Ueberredung nur irgend vermochten, wurde angewendet, um ihn zu bestimmen, den Wünschen des Comité und dem einstimmigen Begehren der wissenschaftlichen Welt nachzugeben. Im Bewußtsein der heftigkeit seines Naturells hatte Faraday die Gewohnheit angenommen, sich bei wichtigen Fragen eine Frist zur Ueberlegung vor der Entscheidung auszubitten. Auch in diesem Falle that er dies. Gewährt und erbat sich eine kleine Bedenkzeit. Am folgenden Morgen begab ich mich zu ihm auf sein Zimmer und sagte ihm, daß ich in einer gewissen Unruhe zu ihm käme. Er fragte mich nach der Ursache derselben, und ich erwiderte: „Darüber, daß Sie möglicherweise sich gegen die Wünsche der Deputation, welche gestern bei Ihnen war, entschieden haben könnten." — „Sie würden mich doch gewiß nicht drängen", sagte er dann, „diese Verantwortlichkeit zu übernehmen." — „Ich würde Ihnen nicht nur zureden, sondern ich halte es für Ihre Pflicht und Schuldigkeit, dieselbe anzunehmen!" — „Tyndall", sagte er schließlich, „ich muß einsach Michael Faraday bleiben, und ich will Ihnen nur sagen, daß, wenn ich die Ehre, welche die Royal Society mir zu übertragen wünscht, annähme, ich nicht dafür stehen könnte, daß mir meine Geistesklast auch nur ein Jahr lang ungeschmälert erhalten bliebe." Ich drang nicht weiter in ihn, und Lord Brottesley erhielt an Sir Benjamin Brodie einen sehr würdigen Nachfolger.

Auf ähnliche Weise lehnte er auch die ihm angetragene Präsidentschaft der Royal Institution ab, als der Herzog von Northumberland, der dieselbe bekleidet hatte, gestorben war. Der Verfasser thut recht, solche Züge, die den edeln gewissenhaften Charakter des tüchtigen Mannes in seiner Reinheit und Anspruchslosigkeit erkennen lassen, der Welt mitzutheilen.

Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser nun auf den zweiten Theil des Werks, der ausschließlich Helmholtz zum Verfasser hat. Schon im Vorwort spricht derselbe sehr beherzigenswerthe Gedanken über Faraday aus und weist in kurzen treffenden Worten hin auf die Ursachen der allgemein angestaunten Größe dieses ungelehrten Sohnes eines Grobschmieds, der dem frommen Glauben der kleinen Sekte, zu der seine Aeltern gehörten, unbeirrt sein ganzes Leben hindurch treu blieb. Und wenn bei dem bewunderten Autodidakten auch einige Schwächen vorgekommen seien, so hätten diese ihre Begründung in dem Mangel eines tiefern mathematischen Wissens. Darin hätte seine selbstgeschaffene Gelehrsamkeit nur über ein bescheidenes Maß gebieten können. Der Verfasser gibt zuerst einige sehr specielle Nachforschungen über die Familie Faraday's und seine Kindheit. Er ist das dritte Kind von James Faraday, der als armer Grobschmied zu Newington (Süd-London) lebte, sein Geburtstag fiel auf den 22. September des Jahres 1791. Zehn Jahre wohnten seine Aeltern in einer sehr beschränkten, über einer Stallung gelegenen Wohnung, dann (1809) zogen sie nach einer ebenso kümmerlichen in der Weymouthstreet 18. Die Plätze, wo er seine kleine Schwester gehütet und mit gebrannten Thonkügelchen gespielt habe, hat er später gern gezeigt. „Meine Erziehung", sagt er selbst, „war von der gewöhnlichsten Art und beschränkte sich fast nur auf die Anfangsgründe des Lesens, Schreibens und Rechnens in einer Volksschule. Meine Freistunden brachte ich zu Hause oder auf der Straße zu." Nicht weit von seinen Aeltern wohnte George Ribeau, zu dem er in die Lehre

Digitized by Google

kam, um das Buchbinderhandwerk zu erlernen; er wurde aber auch zugleich zum Austragen der Bücher und Zeitungen benutzt. Durch die Güte des Hrn. Dance, der ein Mitglied der Royal Institution und zugleich ein Kunde seines Lehrherrn war, hatte er das Glück, die vier letzten Vorlesungen von Sir H. Davy (1812) zu hören. Da entwickelte sich in ihm plötzlich der sehnlichste Wunsch nach wissenschaftlicher Beschäftigung:

Dieser Wunsch veranlaßte mich in meiner Unkenntniß der Welt und in der Einfalt meines Gemüths, noch als Lehrling an Sir Joseph Banks, damaligen Präsidenten der Royal Society zu schreiben. Ich erkundigte mich beim Portier nach einer Antwort, aber natürlich vergebens.

Durch Hrn. Dance ermuthigt wandte er sich dann an Sir H. Davy. Sein Schreiben wurde sogleich beantwortet. Am 24. December 1812 schrieb Davy an Faraday:

Mein Herr! Ich bin weit davon entfernt, mit dem Beweise Ihres Vertrauens unzufrieden zu sein, und finde, daß Sie großen Eifer, Gedächtnißkraft und Auffassungsgabe entfalten. Ich bin genöthigt, die Stadt zu verlassen, und werde nicht vor Ende Januar dahin zurückkehren. Alsdann jedoch werde ich Sie zu jeder Zeit, wenn Sie es wünschen, empfangen, und es würde mich freuen, Ihnen irgend nützlich sein zu können; ich wünschte, das stände in meiner Macht. Ich bin, mein Herr, Ihr gehorsamer ergebener Diener.

Einige Zeit darauf wurde eines Abends heftig an die Thür der Wohnung der Aeltern unsers Faraday geklopft; als er aus dem Fenster sah, hielt eine elegante Kutsche vor dem Hause, von welcher der Lakai abgestiegen war, um ein Billet für unsern Faraday abzugeben. Dies kam von Davy und lud ihn für den nächsten Morgen zu einem Besuch ein. Faraday wurde sehr freundlich empfangen und, wie schon erwähnt, am königlichen Institute angestellt. In dieser Stellung verblieb er bis zum Ende seines Lebens. Es wird auch hier ausführlich die Rede auf die große Reise gebracht, welche er mit Davy machte, und zugleich erwähnt, wie er nahe daran war, zum Kammerdiener seines Gönners zu werden, weil der Diener zu Hause sich zu einer so langen und großen Entfernung von der Heimat nicht habe entschließen können. Davy, der von Jugend auf daran gewöhnt war sich selbst zu bedienen, nahm in dieser Art Faraday's Dienste nur wenig in Anspruch und sorgte stets dafür, daß dieselben nie entehrender Art waren. Am 25. Januar 1815 schrieb Faraday an seine Mutter:

Aber Lady Davy ist andern Sinnes. Sie liebt es ihre Autorität zu zeigen, und anfangs gab sie sich alle Mühe, mich zu demüthigen. Dies veranlaßte Zwistigkeiten zwischen uns, wobei ich jedoch mehr und mehr das Feld behauptete. Die öftere Wiederholung der Streitigkeiten machte mich gleichgültig dafür, schwächte hingegen ihre Autorität und lehrte sie einen mildern Ton anzuschlagen. Sir H. Davy hat nun auch für Lohndiener, sogenannte Laquais de place, gesorgt, die alles, was sie irgend wünscht, für sie besorgen, und jetzt fühle ich mich einigermaßen behaglich.

Im Jahre 1835 hatte Sir James South unserm Faraday mitgetheilt, daß der Premier Sir Robert Peel kurz vor seinem Zurücktritt vom Ministerium die Absicht gehabt habe, Faraday eine Ehrenpension zu ertheilen, und daß Lord Melbourne, Nachfolger Peel's, die Sache wieder aufnehmen würde. Wenige Tage darauf ward er auch von Mr. Young, dem Secretär Melbourne's, aufgefordert, in der berührten Angelegenheit zu Lord Melbourne zu kommen. Das Weitere erzählt nun die „Times" so:

Mr. Faraday: „Auf Ihren Wunsch, Mylord, bin ich hier. Es ist wol wegen der Angelegenheit, welche ich theilweise mit Mr. Young besprochen habe?" — Lord Melbourne: „Sie sprechen von der Pension, nicht wahr?" — „Mr. Faraday: Ja, Mylord." — Lord Melbourne: „Ja, Sie denken an die Pension, und ich denke auch daran. Ich hasse den bloßen Namen dieser Pension. Meiner Ansicht nach ist das ganze System, Pensionen an Schriftsteller und Gelehrte auszutheilen, nichts als ein großer Humbug und nicht in guter Absicht eingeführt worden. Es hätte niemals geschehen sollen. Es ist nichts als Humbug von Anfang bis zu Ende." — Mr. Faraday (aufstehend): „Nach dieser Aeußerung sehe ich, Mylord, daß mein Geschäft mit Eurer Herrlichkeit beendet ist. Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen."

Obschon nun Faraday dies Gespräch für nicht ganz genau aufgab, so spricht doch ein noch vorgefundenes Schreiben von ihm für die Richtigkeit der Thatsache. Er schrieb:

Mylord! Da die Unterredung, welche ich die Ehre hatte mit Ew. Herrlichkeit zu führen, mir Gelegenheit gab, die Ansichten kennen zu lernen, welche Ew. Lordschaft über Gelehrtenpensionen im allgemeinen hegen, so fühle ich mich veranlaßt, eine derartige Begünstigung, welche Ew. Lordschaft mir zudenkt, hiermit ehrfurchtsvoll abzulehnen; denn ich fühle, daß es keinerlei Genugthuung für mich wäre, aus Ew. Lordschaft Händen etwas zu empfangen, was unter der äußern Form einer Anerkennung eine ganz andere, von Ew. Lordschaft so nachdrücklich bezeichnete Bedeutung haben würde.

Diesen Brief gab Faraday am Tage des Gesprächs eigenhändig auf Lord Melbourne's Bureau mit einer Karte ab. Uebrigens war es schon vorher genau bekannt, wie Faraday persönlich ganz entschieden abgeneigt war, eine Pension anzunehmen, solange er noch kräftig genug sei zu arbeiten und selbständig für sein Fortkommen sorgen könne.

Heinrich Birnbaum.

---

## Zur Charakteristik von Leibniz.

(Beschluß aus Nr. 1.)

1. Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger. Ein Lichtpunkt aus Deutschlands trübster Zeit. Für die Gegenwart dargestellt von Edmund Pfleiderer. Leipzig, Fues. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
2. Leibniz als Verfasser von zwölf anonymen, meist deutschen politischen Flugschriften nachgewiesen von Edmund Pfleiderer. Leipzig, Fues. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Leibniz und seine Zeit. Populäre Vorlesungen gehalten im Anfang des Jahres 1869 von Ludwig Grote. Hannover, Brandes. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Nach diesen allgemeinern Betrachtungen will ich noch einige besondere Gebiete ins Auge fassen, insbesondere diejenigen, welche durch die Vergleichung mit der Gegenwart ein erhöhtes Interesse erhalten, nämlich die deutsche Reichsverfassung, die Kirchenfrage und die auf Bildung und Wohlstand Bezug habenden Bestrebungen.

Was zunächst die deutsche Reichsverfassung betrifft, so läßt sich schon nach dem oben Gesagten erwarten, daß Leibniz nicht fernliegende Ideale zur unausführbaren Verwirklichung vorschlug, sondern sich an das Nächstliegende



Digitized by Google

hielt, und zwar einerseits die historisch entwickelten Machtverhältnisse zur legalen Grundlage zu machen suchte, andererseits bemüht war, dem so gegebenen Material eine engere Verbindung und bessere Verwendung im Interesse des Ganzen zu geben. Das auffallendste Mißverhältniß bot die historische Machtstellung der Kurfürsten mit ihrem legitimen Einfluß. Diese Kurfürstenoligarchie bekämpfte er erstend durch den Vorschlag einer beständigen Wahlcapitulation, welche einer willkürlichen Beschneidung der kaiserlichen Rechte vorbeugen sollte, zweitens durch Vermehrung der Zahl der Kurfürsten vermittels Erhebung mächtiger Fürsten zu Kurfürsten (bei Hannover setzte er es durch), und drittens durch Verlegung des Schwerpunktes der Reichsgeschäfte in den Reichstag, wo alle Fürsten und Stände ein der von ihnen zu stellenden Truppenzahl entsprechendes Stimmgewicht erhalten sollten. Als ständiger Ausschuß des Reichstages denkt er sich ein Directorium (mit wechselnden Vertretern), welchem die Führung der Reichskanzlei und alle hiermit verbundenen Rechte und Pflichten obliegen (als: Anstellung der Beamten, Einnahme und Auszahlung der Gelder, Führung der auswärtigen Angelegenheiten, Verlegung und Einquartierung von Reichstruppen, wofern es noththut u. s. w.). Als dringendes Erforderniß zum Schutz des Reichs verlangt er ein stehendes Heer und eine Kriegsflotte zum Schutz des Handels. Endlich fordert er einen beständigen Reichsschatz, um den ewigen Geldverlegenheiten bei jeder Gefahr vorzubeugen, und den Verlust der zum Schutz gelieferten Beiträge will er als Zwangsmittel gebraucht wissen, um die Widerstrebenden zur Fügung in die Beschlüsse der Majorität des Reichstags anzuhalten. Bei einer solchen Gewährleistung der Einheit der Reichsgewalt sieht er in der Menge der deutschen Fürsten und Freien Reichsstädte einen großen Vortheil gegen die schablonenmäßige französische Centralisation, da viele Höfe mehr für Förderung des geistigen Lebens thun können als einer, und das politische Leben um so regsamer ist, je weitere Kreise an der Regierung betheiligt werden. Für die internationalen Beziehungen Deutschlands zu seinen Nachbarn erhofft er durch Ausdehnung der Colonialpolitik der letztern eine Besserung, indem durch eine solche die überschüssige Kraft eine Ablenkung nach außen findet. „England wird sich Nordamerika, Spanien Südamerika, Holland Ostindien, Frankreich der Levante zuwenden. Die Erde hat Raum für alle."

Die Ausführung dieses Gedankens für Frankreich, dessen Ablenkung nach außen dem Deutschen natürlich am meisten am Herzen liegen mußte, ist der von Leibniz rastlos verfolgte ägyptische Vorschlag, der selbst wieder nur ein Theil seines Plans zu einer gemeinsamen europäischen Action behufs Zurückdrängung der Türken ist.

Ein specielles Gebiet seiner Bemühungen bildet die Reform des Rechtswesens, da sein Universitätsstudium und seine Promotion ebenso wesentlich juristisch waren wie seine spätern festen Anstellungen (1670 Rath am juristischen Oberrevisionscollegium zu Mainz, 1678 Hofrath in Hannover als juristischer Decernent, 1696 Geheimer Justizrath), und da er in Mainz speciell behufs einer Revision des römischen Rechts dem hiermit betrauten Hofrath Dr. Lasser als Hülfsarbeiter beigeordnet wurde. Er verlangte zahlreichere obere Reichsgerichte statt des gänzlich unzureichenden einen, eine gründliche Umformung des juristischen Studiums im praktischen Sinne und eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen methodisch geordnete, klare und kurze Codification des revidirten römischen Rechts. Um nicht zu viel auf einmal zu verlangen, wollte er die gemeinverständliche, auch in authentischer deutscher Uebersetzung zu veröffentlichende Codification von der nachherigen Reform trennen. Aus der dem Kaiser vorgeschlagenen Herstellung eines Codex Leopoldinus wurde aber nichts; erst im „Landrecht" Friedrich's des Großen und der „Gerichtsordnung" Joseph's II. wurden Leibniz' Wünsche verwirklicht.

Wenden wir uns nunmehr zur religiösen Wirksamkeit Leibniz', so sahen wir schon oben, welches Elend auf der gehässigen Intoleranz und wüthenden Befehdung der Confessionen und Sekten untereinander floß. So sehr nun Leibniz auch dem jesuitischen Ultramontanismus abgeneigt war, so sehr wünschte er doch den Grund der religiösen Zwistigkeiten wenn möglich zu beseitigen und durch die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit zugleich dem frivolen Unglauben, der namentlich von Frankreich aus sein Haupt erhob, eine geschlossene imposante Macht entgegenzustellen. Aber diese Einigung wünschte er nur unter der Bedingung, daß durch die Einführung des protestantischen Elements in den Katholicismus dieser selbst in freiere Bahnen zeitgemäßer Reformen gelenkt und von seiner starren römischen Einseitigkeit entfesselt würde; denn er wußte sehr wohl, daß nur durch einen wahrhaft freien Geist in der Religion der irreligiösen Freigeisterei ein Damm entgegengesetzt werden könne. Für ein solches Entgegenkommen hielt er alsdann das Opfer für gering, wenn die Protestanten die kirchliche Oberhoheit des Papstes anerkennen sollten, zumal er in diesem nur den ersten unter gleichberechtigten Bischöfen sah und auf Provinzial- und sogar Nationalsynoden einen besondern Werth legte. Aber er verkannte die Schwierigkeiten nicht, die der jesuitische Romanismus einem solchen Unternehmen entgegenstellte; denn deutlich genug hatte dieser bereits seine Ziele im Tridentinischen Concil kundgegeben; die Aufhebung der Beschlüsse dieses Concils hält er für eine unerläßliche Bedingung der Reunion und sagt über dasselbe:

> Es ist ein Concilo de contrebande, eine Rotte von italienischen Bischöfchen, Speichellecken und Pfleglingen Roms, die in einem Winkel der Alpen auf eine von allen ernsten Männern ihrer Zeit verdammte Art Beschlüsse fabricirten, welche dann für die ganze Kirche bindend sein sollen. Dies war der erste und bedauerlichste Erfolg der ultramontanen Lehren.

Ein andermal schreibt er an Bossuet:

> Gebet eure falsche Strenge auf, ihr Katholiken; früher oder später wird die Wahrheit sich doch Bahn brechen. Und wenn ihr durch schlechte Mittel zu siegen gedenkt, so wird eines Tags alles verloren und dem Christenthum ein schwerer Schaden angethan sein, während ihr eben glaubtet, alles gewonnen zu haben. Sehet ihr denn nicht die allgemeine Abneigung gegen die Religion, die sich in Frankreich und anderwärts schriftlich und mündlich äußert? Warum denn die Sache zum Aeußersten treiben? Denn die kirchliche Gewalt wie die königliche schadet sich am meisten durch Ueberspannung.

Ist es nicht als ob diese Worte prophetisch für die Gegenwart geschrieben wären?

Daß solche Reformen, wie er sie im Sinne hat, nicht

Digitized by Google

durch Theologen zu schaffen sind, ist ihm wohl bewußt. Die Jesuiten der Denkschriften von Trevoux urtheilten über ihn: „Seine natürliche Milde und Mäßigung machten ihn zum schlechten Theologen." Da kann man Leibniz das entgegengesetzte Urtheil nicht verargen, daß von den durch eine natürliche Verkettung der Dinge von angelernten Vorurtheilen geleiteten und zum Ränkeschmieden (blaiser) geneigten Geistlichen nichts zu erwarten sei und man mit ihnen keinen Schritt vorwärts komme, sondern daß Fürsten, Staatsmänner und theologisch gebildete Laien allein solche Reformen zu Stande bringen könnten. Er fing nun die Sache so an, daß er in seinem systema theologicum die „unschuldige List" gebrauchte, eine Auseinandersetzung des Glaubens vom katholischen Standpunkt zu geben, in welcher alles, ohne seinem protestantischen Standpunkt Unrecht zu thun, in der möglichst günstigen Weise ausgelegt ist; an die Hoffnung, diese Darlegung in Rom gebilligt oder wenigstens als nicht häretisch oder glaubenswidrig anerkannt zu sehen, knüpfte er seine weitern Pläne. Der Jubel auf katholischer Seite bei der ersten Auffindung dieser Schrift war daher wenig motivirt, zumal Leibniz später, nachdem er sich von der Aussichtslosigkeit seiner Pläne überzeugt hatte, in den zu unmittelbarer Veröffentlichung bestimmten „Reichsannalen" einen ganz andern Ton anschlug als in ersterenanter, niemals zur Veröffentlichung bestimmter Schrift.

Das letztere Werk, dem sein Herausgeber Pertz „einen Ehrenplatz unter den ausgezeichnetsten Büchern neuerer Geschichte" zugesteht, „enthält als reifste Frucht halbhundertjähriger Beobachtungen, Studien und Versuche ein scharfes Verwerfungsurtheil über das ganze Wesen und Treiben des romanistisch-mittelalterlichen Katholicismus. Mit klarem Bewußtsein legte er darin sein kirchenpolitisches Abschiedswort nieder, dessen in weitesten Kreisen sehr verhüllsende und anfregende Wirkung er noch mit zu erleben denken mußte." (Pfleiderer, S. 643.)

Die materielle Grundlage für eine Einigung suchte er in seiner Unterscheidung einer ersten und zweiten Theologie. Die erste oder natürliche Theologie, die nur Metaphysik und Sittenlehre enthält, erachtet er für streng beweisbar, die zweite, welche die nicht widervernünftigen, sondern nur übervernünftigen geoffenbarten Wahrheiten enthält, nur ihrer Möglichkeit nach für beweisbar, sonst aber nur einer Wahrscheinlichkeit aus moralischen Gründen (moralische Dialektik) fähig. Die erste genügt zur Seligkeit und zum Unterbau einer kirchlichen Einheit und Duldung; die zweite aber hat eine besondere Kraft, den Menschen in allen Lagen zur Erfüllung seiner sittlichen Aufgaben anzufeuern und aufrecht zu erhalten. Aehnlich faßt Leibniz das Verhältniß des individuellen religiösen Bewußtseins zur Mitgliedschaft der Kirche: wenn ersteres zwar für sich zur Seligkeit genügen kann und sogar der Zweck des letztern ist, so gibt doch letzteres eine Bürgschaft gegen individuelle Schwäche und ganz besonders für religiöse Erziehung. Ein zu seiner Zeit gewiß achtungswerther Standpunkt.

Nachdem Leibniz den Reunionsgedanken für seine Zeit aufgegeben hatte, hielt er doch an der Hoffnung einer Union der protestantischen Sekten fest. Er unterschied drei Grade der Union: erstens den bürgerlichen Beistand (speciell der römischen Partei gegenüber), zweitens die kirchliche Duldung, drittens die Einheit des Glaubens. Ein Bescheid des neuen Kurfürsten Georg Ludwig im Jahre 1706 lehrte Leibniz, daß er auch diese Hoffnungen für seine Lebenszeit begraben müsse, und doch schließt er seine Aeußerungen über den Gegenstand an Fabricius 1708 mit den aus inniger Ueberzeugung stammenden Worten: „Die Sache wird sich dereinst von selbst machen."

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf Leibniz' Bestrebungen zur Hebung von Bildung und Wohlstand des deutschen Volks, so sind auch diese auf historischen Boden gegründet, streng realistisch und national: Richtungen, deren Vernachlässigung der Verfall Deutschlands hauptsächlich zuzuschreiben war. Er eifert gegen den unfruchtbaren Humanismus, der sich in alten ausgefahrenen Gleisen bewegt und nicht nur die besten Kräfte des Geistes zur Erlernung von Sprachen consumirt (als ob diese Zweck und nicht blos Mittel wären!), sondern auch durch die ausschließliche lateinische Gelehrsamkeit das Volk und das weibliche Geschlecht von der Quelle der Bildung abschneidet. Er fordert als Gegenstand des Schulunterrichts „nicht sowol poetica, logica und scholastische Philosophie, als realia, wie Geschichte (insbesondere neuere und deutsche), Mathematik, Geographie, wahre Physik, Moral und bürgerliche Studien". „Darum habe ich schon oft gesagt: in einem einzigen gewöhnlichen Buch, das unsere hohen Herren als banauisch (mechanicum) verwerfen, in einem Buch z. B. über Landwirthschaft oder Schreinerkunst, von irgendeinem kaum beachteten Verfasser, ist mehr Wahres und Nützliches als oft in einer ganzen Bibliothek." Man bedenke, was solcher Ausspruch im Munde des größten Gelehrten seiner Zeit sagen will, einen wie vollständigen Umschwung zu modernen Ansichten er bekundet, die heute noch vielen zu modern sind. Wie er die deutsche Sprache für die deutsche Gelehrsamkeit fordert, so ist er auch in jeder anderu Hinsicht bemüht, die Resultate der Wissenschaft einem möglichst weiten Kreise des Volks zugänglich zu machen. Für die Gebildeten fordert er die Herstellung einer Universal-Encyklopädie nebst Bilderatlas, dem niedern Volke will er durch ein gehobenes, vom Staate in die Hand zu nehmendes Kalenderwesen eine Bibliothek des gemeinen Mannes verschaffen und durch Handwerksschulen und durch verbesserte und allgemein durchgeführte Trivialschulen eine bessere geistige Bildung zuführen, als diejenige, auf welche bisher Bedacht genommen war, denn die Wahrheit und geistige Bildung ist ihm „wie Wasser und Luft gemeinsamen Rechtes". Für das mehr gelehrte Publikum dringt er auf gelehrte Jahrbücher und Literaturzeitungen, wie er denn schon in seiner Jugend in Mainz beim Kaiser ein Privilegium zur Herausgabe eines „halbjährlichen Bücherkerns" als Anhang des frankfurter Meßkatalogs nachsuchte, das ihm verweigert wurde, und wie er selbst später von 1700—2 einen „Monatlichen Auszug aus allerhand nützlichen und artigen Büchern" herausgab; obwol er hier seinen Secretär Eckart vorschob, gehört ihm doch das meiste davon persönlich zu. Die Gelehrten ermahnt er, sich nach ihren Fächern zusammenzuthun, um sich das gemeinsame Schaffen durch Arbeitstheilung zu erleichtern; in der Geschichte fordert er außerdem kritische Quellenstudien und Herausgabe umfangreicher Quellensammlungen, um diese

Digitized by Google

allgemein zugänglich zu machen. Am bekanntesten sind seine langjährigen Bemühungen, um in Deutschland ebenso eine Akademie zu gründen, wie Frankreich und England solche besaßen; er hatte aber hierbei in weit höherem Grade, als es je zur Ausführung gelangt ist, eine Vereinigung theoretischer und praktischer Interessen im Auge. Außer der berliner Akademie hatte er auch schon die Gründungsurkunde einer Akademie in Dresden durchgesetzt, welche aber infolge des polnischen Kriegs nicht zur Verwirklichung kam. In Wien scheiterte er wie immer an dem Widerstande der Jesuiten, welche die Bildung als ihr Monopol betrachteten, wogegen Peter der Große mehrfach durch Leibniz beeinflußt zu sein scheint (vgl. Posselt, „Leibniz und Peter der Große“).

Im nationalen Interesse eifert Leibniz gegen das Eindringen welscher Sitte, Tracht und Sprache in Deutschland. „Ist es nicht ein Wahnsinn unserer Nation“, ruft er in dem Vorschlag über Fürstenerziehung aus, „daß sie die Weisheit immer nur jenseit der Alpen oder des Rhein holen und auf Kosten eines guten Theils unserer Habe und Gesundheit Chimären kaufen will, welche nur dienen, den Geist auf Bagatelle zu richten, welche uns vollends verderben?“ Durch die Unsitte, die Jugend ins Ausland auf Reisen zu schicken, bekommen die besten Geister leicht einen Ekel vor den deutschen Schriften, schätzen nur das Fremde hoch „und wollen kaum glauben, daß unsere Sprache und unser Volk eines Bessern fähig sei“. „Es ist aber dies Annehmen fremder Art und Sprache nicht blos der schwerste Schaden für unsere Freiheit und Selbständigkeit, sondern auch der Verstand und Geist selbst leidet darunter aufs ärgste noth. Denn die Sprache ist ein rechter Spiegel des Verstandes“, während doch „keine europäische Sprache geeigneter ist als die deutsche, um jene sichtende Prüfung und Untersuchung philosophischer Sätze vorzunehmen“. Um die edle deutsche Sprache wieder zu ihrem Rechte zu bringen, verlangt er die Herstellung eines deutschen Lexikons, zerfallend in Sprachbrauch und Sprachschatz (nach den gangbaren und Kunstausdrücken) und eines glossarium etymologicum oder Sprachquells, und fordert, daß hinfort alles Studiren, Lesen und Schreiben meistens in deutschen Büchern und in deutscher Sprache geschehen solle. Er selbst weicht immer nur dem Zwang eines äußern Zwecks nachgebend von diesem Vorsatz ab, und oft genug gibt er den deutschen Text neben dem lateinischen oder französischen.

Die Volkswirthschaft (res oeconomica) erklärt Leibniz für die wichtigste unter den Staatswissenschaften, als deren wissenschaftliche Grundlage er die politische Arithmetik bezeichnet. Hierunter versteht er eine allumfassende Statistik (politische, gewerbliche, Landbau-, Medicinal-, Criminal- u. s. w. Statistik) mit einer darauf gegründeten Wahrscheinlichkeitsrechnung. Als die Wurzel des Volkswohlstandes erkennt er den Ackerbau, aber Handel und Gewerbe nennt er seine Zweige, die ihn blühend und fruchtbar machen. Er empfiehlt für den Landbau Anpflanzung von Kartoffeln und von Maulbeerbäumen behufs Einführung der Seidenzucht, für Handel und Gewerbe Behandlung derselben als Reichsangelegenheiten, Anlegung von Wasserstraßen, Freizügigkeit, Durchgangsfreiheit, Aichung von Maß und Gewicht, Decimaltheilung desselben, Anwendung von möglichst viel Maschinenarbeit beim Gewerbe (mit deren Erfindung und Vervollkommnung er selbst sich viel beschäftigt), Werk- und Zuchthäuser für Arbeitslose und Verbrecher, Versicherungs- und Versorgungsanstalten, deren Solidität durch Anwendung seiner politischen Arithmetik garantirt werde, Schonung des „in einer unsaglich elenden Lage“ befindlichen gemeinen Mannes und hohe Besteuerung von Luxusartikeln wie Branntwein und Taback u. s. w. Man wird alles dies sehr hoch veranschlagen müssen, wenn man bedenkt, wie fern das meiste davon dem damaligen Gesichtskreis lag. Mit ganz besonderm Nachdruck fordert er zur Gründung eines deutschen Handelsvereins auf, da im Dreißigjährigen Kriege die letzten Reste des Hansabundes zerfallen waren:

Welch eine Wiedergeburt dürfte Deutschlands erwarten, wenn unter Beseitigung kleinlicher Rücksichten ein solcher Verein wirklich zu Stande käme! Und wäre das Glück zu groß und die Politik mancher Großen zu klein, so wird auch schon durch die Verbindung eines Theils von Deutschland diesem Theil Hülfe geschehen. Die Erfahrung läßt keinen Zweifel zu, daß aus einem kleinen Anfang bald etwas Großes würde.

Die Geschichte des Zollvereins hat auch in diesem Punkte die Prophezeiungen des Philosophen gerechtfertigt.

So flüchtig und unvollständig der hier gegebene Abriß von dem umfassenden Gebiet ist, auf das sich die Bestrebungen Leibniz' erstreckten, so reicht doch selbst diese lückenhafte und blasse Skizze hin, zu beweisen, daß dieser wunderbare Mann mit seiner Vielseitigkeit auch in praktischer Hinsicht fast alles umfaßte, was heute noch vorzugsweise die Welt bewegt. In der Tiefe, mit welcher er den Begriff der Entwickelung erfaßt, in der Energie, mit welcher er überall zu reformiren versucht, ohne je die historisch gegebene Basis zu verlassen oder der Geschwindigkeit einer organischen Entwickelung zu viel zuzumuthen, in seinem durch und durch realistischen Gepräge, in seiner begeistert-nationalen Haltung, die doch auf kosmopolitischem Hintergrunde als weiterer Perspective ruht, in allem diesem ist er echt modern, stellt er sich „gewissermaßen als der positive Apostel der modernen Welt“ dar, wie ich ihn an anderer Stelle genannt habe („Philosophie des Unbewußten“, 2. Aufl., S. 646). Für den Leser, der in Pfleiderer's Werk die unermüdliche, stille, selbstverleugnende, so meist anonyme Arbeit dieses Denkers verfolgt, ist es eine besondere Genugthuung, daß Pfleiderer, der gewöhnlichen Meinung zuwider, die Vergeblichkeit der Bemühungen Leibniz' bestreitet und fast überall im einzelnen die oft zarten, mitunter nur auf Vermuthung beruhenden Fäden aufsucht, welche seine Reformvorschläge mit spätern Verwirklichungen gleicher oder verwandter Ideen verknüpfen, und daß er so den Satz des Leibniz an ihm selbst bestätigt, „daß keine Kraft sich verliert“.

**Eduard von Hartmann.**

Digitized by Google

# Feuilleton.

## Die mecklenburgische Literatur.

Das vom Minister-Secretär Dr. F. Wedemeier in Schwerin redigirte, bereits im zwanzigsten Jahrgang stehende „Archiv für Landeskunde in den Großherzogthümern Mecklenburg" (Schwerin, Verlag und Expedition von A. W. Sandmeyer, jährlich 12 Hefte), bringt in Heft 4 und 5 (Doppelheft) 1870 wiederum, wie es sehr dankenswerth das alljährlich thut, eine außerordentlich fleißig und sorgfältig zusammengestellte, ihren Gegenstand nahezu wol erschöpfende „Uebersicht der mecklenburgischen Literatur des Jahres 1869" aus der Feder des Redacteurs. Zusolge dieser (alphabetisch nach den Namen der Autoren geordneten) Uebersicht haben im Jahre 1869 ein Elaborat ihrer Feder entweder in selbständigen Editionen oder in periodisch erscheinenden Schriften und Tagesblättern durch den Druck veröffentlicht 249 Mecklenburger. Für das als ein wenig stark in Materialismus verfunkten vielfach verschriene Oberrittenland immerhin eine recht stattliche Zahl Autoren! Angenommen in diese Uebersicht sind allerdings auch die Namen aller derjenigen Schriftsteller, welche zwar von Geburt Mecklenburger sind, aber doch bereits seit mehr oder minder längerer Zeit nicht mehr innerhalb der Marken ihres Heimatlandes ihren Wohnsitz haben, und ferner auch die Namen solcher Autoren, welche zwar hinwiederum nicht eingeborene Mecklenburger sind, sogegen aber im Laufe ihr zeitiges Domicil Mecklenburg sind, sogegen aber im Laufe ihr zeitiges Domicil Mecklenburg sind, sogegen aber im Amt und Würden stehen, oder als Privatleute leben. Nach dem angekündigten Schluß der Ueberschriften, „Vertheilung nach Fächern", sind vertreten: die Theologie — einschließlich der theologisch-polemischen Schriften und der jüdischen Theologie — und Erbauungsliteratur mit 16, die Rechts- und Verwaltungswissenschaft, Politik und Publicistik mit 18, die Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe rc. mit 22, die Sprach- und Alterthumskunde, Pädagogik rc. mit 40, Geschichte und Geographie mit 28, Naturwissenschaft mit 9, Mathematik mit 3, Landwirthschaft und Thierheilkunde mit 14, Schöne Wissenschaften, Literatur und Kunst mit 66, Mecklenburgica mit 68 Nummern. Fast in allen Fächern finden sich beträchtliche, hochangesehene und bekannte Namen verzeichnet, auf deren Aufzählung wir mit Rücksicht auf den Umfang unseres Aufsatzes — zunächst das Anrecht brauspruchen kann, in ihren Repräsentanten genannt zu werden. Aus diesen wären dann folgende, theils berühmte, theils mindestens doch bekannte Namen aufzuführen: Karl Barsch, John Brinkmann (gest. October 1870), Rudolf Bodyn, Franz Engel, C. F. Flemming, Albert Freybe, Jakob Heuffl, Eduard Hobein, Eduard Kolloff, Eugen Labes, Friedrich Latendorf, Karl Friedrich A. von Lützow, Heinrich Freiherr von Maltzan, Georg von Oertzen, Fritz Reuter, Daniel Sanders, Adolf Friedrich von Schack, Rudolf Sonnenburg, C. Spielmann, Hans Wachenhusen, Julius von Wickede, Adolf Wilbrandt, Alfred Freiherr von Wolzogen, Karl Jastrow und die der drei vielgenannten Damen: Ameley Bölte, Ida Gräfin Hahn-Hahn und Luise Mühlbach.

## Bibliographie.

**Aus Afrika und Spanien.** Erlebnisse und Schilderungen eines frühern Kadetten der Fremden-Legion. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Kämpfe dieser Legion in Algerien und Spanien. 2 Bde. Jena, Fr. Mauke. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

**Bastian, A.,** Die Vostkar des oestlichen Asien. Studien und Reisen. 6ter Bd.: Reisen in China von Pecking zur mongolischen Grenze und Kiachkhar nach Europa. Jena, Costenoble. Gr. 8. 5 Thlr.

**Böhm, J.,** Vor Paris. Humoristisches Zeitbild in 1 Akt. Berlin, Lassar. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Braun, Jacob Sturm von Sturmeck,** Straßburgs großer Staatsmeister und Schöffe rc. Standrede gehalten in Straßburg bei der Enthüllung seines Denkmals am 14. Juni 1870. Rebst einem Vorwort herausgegeben von G. Mayhoff. Berlin, Hertzfelt. 1870. 8. 4 Ngr.

**Bauernmeister, M. Sieb' ich in finsterer Mitternacht! Humoristisch-militärische Soloscene.** Berlin, Lassar. Gr. 16. 15 Ngr.

**Belke, P. J.,** Gedichte. Paderborn, Schöningh. 16. 18 Ngr.

**Böttcher, Was fordern wir von Frankreich?** Eine Kriegs- und Friedensschrift. Geschrieben, als die Deutschen zum 3ten Male vor Paris lagen. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 2½ Ngr.

**Brümmer, F.,** Das Evangelium von Christo aus dem Munde unserer neueren Dichter. Eine Sammlung religiöser Gedichte. Langensalza, Greßler. Gr. 8. 1 Thlr.

**Danke, J., Johannes Silvester Pannonius (Erdösi),** Professors der hebräischen Sprache an der Wiener Universität, Leben, Schriften und Bekenntnisse. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 26 Ngr.

**Daure, C.,** Die Gräber der Gerichteten oder das Todtenopfer der Sonnenkatzigin. Ihr bis die Tief. Berlin, Kopper. 1870. Gr. 8. a 3 Ngr.

**Egger, J.,** Geschichte Tirols von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit. 1ster Bd. 1ste Lief. Innsbruck, Wagner. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

**Eisler, M.,** Bemerkungen über die jüdischen Philosophen des Mittelalters. (Die Akab.) Wien, Wallishausser. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

**Elsburg, L. v.,** Menschenleben. Novelle für den Familienkreis. Einsiedeln, Benziger. Br. 8. 22½ Ngr.

**Fechner, H.,** Der deutsch-französische Krieg von 1870. Mit Illustrationen von W. Lamprechten, W. Diez, J. Ehrentraut rc. 15te Lief. Berlin, Grote. 1870. Lex.-8. 5 Ngr.

**Fischer, J.,** Forschungen zur Kelche- und Rechtsgeschichte Italiens. 2ter Bd. 1ste Abth. Innsbruck, Wagner. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

**Freiligrath's, F.,** gesammelte Dichtungen. 1ste Lief. Stuttgart, Göschen. 1870. Gr. 16. 4½ Ngr.

**Gedanken über die österreichische Politik der Zukunft.** Leipzig, Baensch. 1870. Br. 8. 10 Ngr.

**Gleichmeister, H.,** Kaiser oder König? Beitrag zur Klärung einer Tagesfrage. Hamburg, Grüning. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

**Gortsch, Anna, Die Rose.** Holzminden, Müller. 1870. 8. 25 Ngr.

**Grasy, H.,** Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen und bearbeitet. 11ter Bd.: Geschichte der Juden vom Beginn der Mendelssohn'schen Zeit (1750) bis in die neueste Zeit (1848). Leipzig, Leiner. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

**Hensel, Luise M., Liedre.** Die Nixe. Paderborn, Schöningh. 1870. 16. 1 Thlr.

**Herchenbach, W.,** Die Hyänen des Schachtfeldes. Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege im Jahre 1870. Mülheim, Bagel. 1870. 8. 5 Ngr.

**Hirsch, C., Auf Vorposten bei Metz.** Militärischer Schwank mit Gesang. Berlin, Lassar. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Hofmeister, J., Im Feld-Lazareth,** oder: unter'm rothen Kreuz. Charakterbilder in 1 Akt. Berlin, Lassar. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

**Hosäus, W., Johanna von Castilien.** Drama. Nach dem Spanischen des Don Manuel Tamayo y Baus für die deutsche Bühne bearbeitet. Dessau, Barth. Gr. 8. 10 Ngr.

**Jahn, A.,** Zu französischer Gesangeschaft. Genrebild in 1 Akt. Berlin, Lassar. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Jahn, G., Der Krieg von 1870.** Dem deutschen Volke erzählt. 1ste Abth. Halle, Mühlmann. 8. 12 Ngr.

**Jansen, A.,** Leben und Werke des Malers Giovannantonio Bazzi von Vercelli genannt Il Sodoma. Ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Renaissance zum ersten Male beschrieben. Stuttgart, Ebner u. Sauberl. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

**Jarcke, C.,** Gedenkvorrede zu der Frau Margarethe Kaubel. Leipzig, Dyk. 1870. Gr. 16. 2 Ngr.

**Jul. Dienel, Humoristische Erzählungen** und Anekdoten aus den Feldzügen von 1866 und 1870. Berlin, Crendach. Gr. 16. 6 Ngr.

**Jordan, W., Durch's Ohr.** Lustspiel. 2te Aufl. Frankfurt a. M., Jordan. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

**Klein, H. J.,** Entwickelungsgeschichte des Kosmos nach dem gegenwärtigen Standpunkte der gesammten Naturwissenschaft nachasronomisch wissenschaftlichen Anmerkungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

**Deutsche Kunst in Bild und Lied.** Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von B. Traeger. 15ter Jahrgang. 1871. Leipzig, Bach. 1870. 4. 3 Thlr. 20 Ngr.

**Kürschner, F., Cyer und Böhmen.** Die Kaiserwechsten Berühmtheit in ihrer historischen Entwickelung. Ein Beitrag zur neueren Literatur über die Liebe. Leipzig, Freyberg. 1870. Hoch 4. 6 Thlr.

**Imer Lieze zum Licht.** Eine Erzählung von der Verfasserin von „Kanar Hermine Erzählungen". Breslau, Trewendt. Br. 8. 1 Thlr.

**Millerlöh, F., Arzt im Arel.** Schauspiel. Linbau, Ludwig. 1871. 8. 15 Ngr.

**Reiter, C., Aus dem Bauernkriege Oberösterreichs.** Historische Novelle. Graz, Moser. 8. 8 Ngr.

**Die Tartaren in Ungarn.** Historische Novelle. Graz, Moser. 8. 16 Ngr.

**——, Mahrheit und Traum.** Erzählung vom salzburger Untereberge. Graz, Moser. 8. 8 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Dichtungen eines rheinischen Poeten.

Von

**Wolfgang Müller von Königswinter.**

Erster Band.

Mein Herz ist am Rheine.

Liederbuch.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wolfgang Müller's Liederbuch „Mein Herz ist am Rheine" gehört zu den Lieblingsbüchern aller Freunde einer lebensheitern gemüthvollen Poesie und wird in der vorliegenden vierten, wesentlich vermehrten Auflage sich ohne Zweifel neue Gunst erwerben. Es bildet jetzt den ersten Band von des Verfassers gesammelten Dichtungen, kann aber wie bisher auch einzeln zu obigem Preise bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Porträts und Studien.

Von

**Rudolf Gottschall.**

Erster und zweiter Band.

Litterarische Charakterköpfe.

Zwei Theile.

8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt:

Erster Theil. Byron und die Gegenwart. — Victor Hugo als Lyriker. — Friedrich Rückert. — Heinrich Heine nach neuen Quellen. — Friedrich Hebbel. — Charles Sealsfield. — Adalbert Stifter.

Zweiter Theil. Hermann Lingg. — Robert Hamerling. — Wilhelm Jordan. — Albert Lindner und der Schillerpreis. — Das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan, Strauß und Schenkel. — Ferdinand Lassalle. — Die Unsterblichkeitsfrage und die neueste deutsche Philosophie. — Ein Philosoph des Unbewußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Religion des Geistes.

Religiöse und philosophische Gedichte

von

**Melchior Meyr.**

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Dichtungen des durch seine philosophischen Arbeiten, namentlich aber seine „Erzählungen aus dem Ries" bekannten Schriftstellers beruhen auf so neuen, eigenthümlichen Anschauungen von dem Verhältniß des Menschen zu Gott und stehen auch in der Form so selbständig da, daß sie nicht verlesen werden mehr als gewöhnliche Beachtung zu finden. In einer längern Einleitung entwickelt der Dichter selbst die Ausgangspunkte seines poetischen Schaffens sowie die hohen Ziele, denen er zustrebt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Aus zwei Welten:

Wahrheit und Dichtung.

Von

**Victor Granella.**

(Wilhelm Tangermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während das vorliegende Buch sich im Druck befand, wurde dessen Verfasser, Pfarrer Tangermann zu Unkel in der preußischen Rheinprovinz, wegen seiner Erklärung gegen das Unfehlbarkeitsdogma durch den Erzbischof von Köln seines Amtes entsetzt. Mit doppeltem Interesse wird man daher die Novelle „Aus zwei Welten" zur Hand nehmen, in welcher der Autor mehrfach Gelegenheit nimmt, über die Conflicte des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal sich auszusprechen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

**Wahrheit, Schönheit und Liebe.** Philosophisch-ästhetische Studien.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

## Hettner, Hermann, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. In drei Theilen.

Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh.

Erster Theil: Die englische Literatur von 1660 bis 1770. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Zweiter Theil: Die französische Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Dritter Theil: Die deutsche Literatur im achtzehnten Jahrhundert.

Erstes Buch: Vom westphälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen, 1648 bis 1740. Preis 2 Thlr. 4 Sgr.

Zweites Buch: Zeitalter Friedrich's des Großen. Preis 3 Thlr. 6 Sgr.

Drittes Buch: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur.

Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Preis 2 Thlr.

Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität. Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

## Hettner, Hermann, Goethe und Schiller.

Separat-Abdruck aus H. Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh.

Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Preis 2 Thlr.

Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität. Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 12. Januar 1871.



Inhalt: Revue des Literaturjahres 1870. (Beschluß.) — Briefwechsel zwischen Lassberg und Uhland. Von Reinhold Bechstein. — Ein Culturgemälde in Romanform. (Beschluß.) — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Revue des Literaturjahres 1870.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Was die Philosophie betrifft, so ist das Jahr 1870 durch keinen neuen Systembau bezeichnet, wenngleich es nicht an Schriften über allgemeine Fragen der Logik und Metaphysik fehlt. Das bedeutendste Werk des vorigen Jahres, die „Philosophie des Unbewußten" von E. von Hartmann, ist in diesem Jahre bereits in einer neuen Auflage erschienen; in dritter Auflage Arthur Schopenhauer's Schrift: „Ueber das Sehn und die Farben." Eine zweite Auflage erlebten auch die „Elemente der Philosophie" von G. Hagemann, eine dritte die „Wissenschaft des Geistes" von G. Biedermann. Von demselben fruchtbaren Autor sind erschienen: „Metaphysik in ihrer Bedeutung für die Begriffswissenschaft", „Pragmatische und begriffswissenschaftliche Geschichtschreibung der Philosophie", „Zur logischen Frage". Unter letzterm Titel hat auch H. Ulrici eine Schrift herausgegeben. Außerdem erwähnen wir: J. Bergmann: „Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins"; A. Spir: „Kleine Schriften"; C. Werner: „Speculative Anthropologie vom christlich-philosophischen Standpunkt dargestellt"; J. B. Meyer: „Philosophische Zeitfragen"; A. Riehl: „Realistische Grundzüge"; J. Mich: „Grundriß der Seelenlehre"; F. Chlebik: „Die Philosophie des Bewußten und die Wahrheit des Unbewußten in den dialektischen Grundlinien des Freiheits- und Rechtsbegriffs"; F. Raab: „Die ethischen Grundideen"; J. C. Becker: „Abhandlungen aus dem Grenzgebiete der Mathematik und Philosophie"; W. Windelband: „Die Lehren vom Zufall". Werke mit philosophischer Färbung und von mehr reflectirender Haltung sind: R. Fernan: „Das A und O der Vernunft", und H. Baumgarten: „Natur und Gott"; J. Huber: „Kleine Schriften"; W. Braubach: „Der Naturwille in seinen Grundgesetzen und das Gewissen nach Ursprung, Natur und Verlauf."

Von allen philosophischen Disciplinen erfreut sich gegenwärtig die Geschichte der Philosophie der eifrigsten Pflege, wie dies in einer Zeit, welche mit Vorliebe die Resultate der Vergangenheit zusammenfaßt und kritisch beleuchtet, leicht begreiflich ist. Ob die Meinung Goethe's, daß alles Vernünftige schon einmal gedacht sei und es nur darauf ankomme, es noch einmal zu denken, die eigentliche Grundlage dieser Bestrebungen ist, wollen wir unentschieden lassen. Auch die Herbartianer, deren Meister für die Geschichte der Philosophie wenig gethan hat, wenden sich, wie G. Hartenstein's „Philosophische Abhandlungen" beweisen, jetzt mit Eifer derartigen Studien zu. Ueber „Die Weltauffassung der Buddhisten" hielt A. Bastian einen geistreichen Vortrag. Schriften über die Philosophie des Alterthums sind: R. Enden: „Ueber die Methode und die Grundlagen der Aristotelischen Ethik"; F. F. Kampe: „Die Erkenntnißtheorie des Aristoteles"; Reinkens: „Aristoteles über Kunst, besonders über Tragödie"; F. Zelle: „Der Unterschied in der Auffassung der Logik bei Aristoteles und bei Kant"; M. Bermehren: „Platonische Studien"; S. A. Byk: „Der Hellenismus und Platonismus"; L. Arnold: „Die Unsterblichkeit der Seele, betrachtet nach den vorzüglichsten Ansichten des classischen Alterthums." Ueber die Philosophie des Mittelalters liegt in diesem Jahre kein neues Werk vor, desto mehr Beiträge zur Philosophie der neuern Zeit von Spinoza bis Hegel haben wir zu verzeichnen: M. Brasch: „Benedict von Spinoza's System der Philosophie"; O. Caspari: „Leibniz' Philosophie, beleuchtet vom Gesichtspunkt der physikalischen Grundbegriffe von Kraft und Stoff"; F. Volkmer: „Das Verhältniß von Geist und Körper im Menschen nach Cartesius." Die Kant'sche Philosophie fährt fort, eine polemische Broschürenliteratur und vielen Staub aufzuwirbeln: Kuno Fischer: „Anti-Trendelenburg, eine Duplik"; C. Grapengießer: „Kant's Lehre von Raum und Zeit"; „Kuno Fischer und Adolf Trendelenburg"; H. Wolff: „Die metaphysische Grundanschauung Kant's, ihr Verhältniß zu den Naturwissenschaften und ihre philoso-




Digitized by Google

phischen Gegner." Außerdem erwähnen wir: R. Quäbicker: „Kritisch-philosophische Untersuchungen. Erstes Heft: Kant's und Herbart's metaphysische Grundansichten über das Wesen der Seele"; „Luther's Philosophie von Theophilos. Erster Theil: Die Logik"; F. Frederich's: „Ueber Berkeley's Idealismus"; „Aus Schelling's Leben. In Briefen"; C. L. Michelet: „Hegel, der unwiderlegte Weltphilosoph"; K. Köstlin: „Hegel in philosophischer, politischer und nationaler Bedeutung." Auch die spiritistische Weltanschauung der modernen Swedenborgianer findet nach wie vor ihre Vertreter: Baron L. von Güldenstubbe: „Positive Pneumatologie"; A. Graf Poninski, „Ueber den Verkehr der Geister des Jenseits mit den Menschen"; E. Rechenberg: „Der Spiritismus." Eine spiritistische Anhängerin der freien Liebe schildert uns C. Christiany: „Eva von Butler". Auf den weiten Grenzgebieten zwischen der systematischen Philosophie und der praktischen Weltweisheit tummelt sich eine große Schar volksphilosophischer Franctireurs: M. Müller: „Der Zweck erfordert das Mittel. Eine volksphilosophische Betrachtung über die Todesstrafe"; J. Müller: „Das Wirken und Denken des Menschen"; S. Schott: „Ansichten vom Leben"; W. Schuppe: „Das menschliche Denken"; W. Körner: „Ueber die sittliche Werthschätzung menschlicher Größe"; F. Holländer: „Geist und Körper"; O. Krabbe: „Der Mangel philosophischer Studien"; M. Eyssert: „Der Begriff der Zeit."

Die Religionsphilosophie erfreut sich besonderer Pflege; namentlich sind die Grenzgebiete zwischen Religion und Theologie fleißig angebaut, ein Herüberwirken aus theologischen Kreisen, welche, wie der Messkatalog nachweist, die schreiblustigsten von allen sind. Beiträge zur Religionsgeschichte geben F. Schultze: „Der Fetischismus", E. von Bunsen: „Die Einheit der Religionen im Zusammenhange mit den Völkerwanderungen der Urzeit und der Geheimlehre", und J. Braun: „Gemälde der mohammedanischen Welt." Von religionsphilosophischen Schriften erscheint als eine der bedeutendsten: W. Müller: „Religion und Christenthum." Außerdem erwähnen wir: F. A. Müller: „Briefe über die christliche Religion"; O. Marpurg: „Briefe über religiöse Dinge"; C. Michaëlis: „Wissenschaft, Religion und Kirche"; F. Hitzig: „Zur Kritik Paulinischer Briefe"; H. Wagner und J. Wedde: „Glauben und Unglauben"; „Ein offenes Wort in Sachen der Religion."

Auf dem Gebiete der Geschichte herrscht nach wie vor eine große Rührigkeit und Regsamkeit, welche aber, wie immer, weniger dem abgeschlossenen Werke und der künstlerischen Behandlung zugutekommt, als dem Einheimsen von Materialien und den Monographien, welche oft die abgelegenste Specialität mit der größten Breite behandeln. Was unsere historischen Classiker betrifft, so schreitet die Gesammtausgabe von Leopold Ranke's Werken rüstig fort und ist im Laufe dieses Jahres bis zum achtzehnten Bande gediehen. Von H. von Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit" liegt die erste Hälfte des vierten Bandes vor, welche diese Geschichte von 1795—1800 behandelt; von J. G. Droysen's „Geschichte der preußischen Politik" ist die vierte Abtheilung des vierten Theils erschienen: „Zur Geschichte Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I."; von Eberty's „Geschichte des preußischen Staates" der fünfte. Die „Geschichte des 19. Jahrhunderts" von G. G. Gervinus scheint gänzlich ins Stocken gerathen zu sein, wie sich dies wol bei einem Historiker der Neuzeit erklären läßt, welcher von dem bevorstehenden Gang der Ereignisse nicht die geringste Ahnung hatte und dessen geschichtliche Prophetie von jedem neuen Jahre gründlicher widerlegt wird. Von L. Häusser's „Gesammelten Schriften" liegt der zweite Band vor: „Zur Geschichtsliteratur."

Außerdem erwähnen wir von größern Werken: A. von Reumont's „Geschichte der Stadt Rom", von welcher der dritte bis zur Gegenwart reichende Band vorliegt; Ferdinand Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", von welcher der siebente Band erschienen ist; C. von Noorden: „Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert, erste Abtheilung: Der spanische Erbfolgekrieg"; J. Scherr: „Von Achtundvierzig bis Einundfünfzig. Eine Komödie der Weltgeschichte" (zweiter Band, erste Hälfte); J. A. Helfert: „Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des wiener Octoberaufstandes 1848"; W. Müller: „Politische Geschichte der Gegenwart" (dritter Theil); M. Philippson: „Heinrich IV. und Philipp III., die Begründung des französischen Uebergewichts in Europa"; „Griechenland geographisch, geschichtlich und culturhistorisch" (acht Bände aus Ersch und Gruber's Encyklopädie). L. Schlesinger's „Geschichte Böhmens" liegt in zweiter Auflage vor. So wenig es die Aufgabe d. Bl. ist, der Geschichtsliteratur in alle Specialitäten zu folgen und den ganzen archivarischen Kleinkram, den sie zu Tage fördert, die Revue passiren zu lassen, so wollen wir doch, um ein Bild der geistigen Bewegung auch auf diesem Gebiet nach allen Seiten hin zu geben, die historischen Erscheinungen mit annähernder Vollständigkeit mittheilen. Folgendes Register mag die Vielseitigkeit und Productivität unserer Geschichtschreibung beweisen: A. Holm: „Geschichte Siciliens im Alterthum"; R. Pallmann: „Die Cimbern und Teutonen"; R. Usinger: „Das Königthum der Ottonen und Salier"; K. Fischer: „Geschichte des Kreuzzugs Kaiser Friedrich's I."; O. Grund: „Die Wahl Rudolf's von Rheinfelden zum Gegenkönig"; R. Hausmann: „Das Ringen der Deutschen und Dänen um den Besitz von Esthland"; J. P. Pfeiffer: „Historisch-kritische Beiträge zur Geschichte Brun's I., Erzkanzlers, Herzogs von Lothringen und Erzbischofs von Köln"; A. Kirchhoff: „Erfurt im 13. Jahrhundert, ein Geschichtsbild"; J. G. Meyndt: „Beiträge zur Geschichte der ältern Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn"; Matterich: „Der deutsche Name Germanen"; O. Lorenz: „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter"; M. Toeppen: „Geschichte Masurens"; W. von Geldern: „Vogtland unter den Vögten"; „Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert. Achter Band: Die Chroniken der oberrheinischen Städte: Straßburg"; J. M. Mayer: „Das Baiern-Buch"; „Die Entstehung des Kantons St.-Gallen"; J. Müller: „Der Aargau"; E. Osenbrüggen: „Die Urschweiz"; M. Wanner: „Die Revolution des Cantons Schaffhausen im Jahre 1831."

Wir sehen aus diesen letzten Werken, daß die Schweizer für ihre Geschichte sehr thätig sind. Wie sehr sich diese Localgeschichtschreibung in und außerhalb der Schweiz

Digitized by Google

rührig erweist, beweisen die folgenden Schriften: H. O. Zimmermann: „Leipzigs Vorzeit"; H. Weber: „Die Kirchengemeinde Hüngg"; A. Näf: „Geschichte der Kirchengemeinde Hinweil"; A. von Lorent: „Wimpfen am Neckar"; A. Schilling: „Langenargen"; E. Knothe: „Geschichte des sogenannten Eigenschen Kreises"; E. Lambert: „Die Rathsgesetzgebung der freien Stadt Mühlhausen"; E. Ehrenfeuchter: „Die Annalen von Niederalteich."

Die preußische Geschichte nimmt jetzt ein erhöhtes Interesse in Anspruch. Außer den größern Werken von Droysen und Eberty erschienen kleinere neuere oder in neuer Auflage von C. Wolff: „Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates"; R. Dietsch: „Abriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte" (vierte Auflage); W. von St.-Paul: „Kurze Uebersicht der Geschichte Altpreußens"; A. Schaefer: „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" (zweiter Band, erste Abtheilung); H. Peter: „Der Krieg des großen Kurfürsten gegen Frankreich"; E. D. M. Kirchner: „Die Kurfürstinnen und Königinnen auf dem Throne der Hohenzollern."

Andere Geschichtswerke sind: Krones: „Zur Geschichte Ungarns im Zeitalter Franz Rakoczi's II."; L. Grote: „Zur Geschichte Hannovers"; T. Sickel: „Zur Geschichte des Concils von Trient"; C. Ising: „Die oranische Erbschaft"; H. Goldberg: „Zwanzig Jahre aus der Regierung Sigismund's I., Königs von Polen"; A. von Arneth: „Geschichte Maria Theresia's" (vierter Band); A. Bivenot: „Ritter von Thugut und sein politisches System"; J. Beneden: „Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik"; R. Usinger: „Deutschland in der französischen Zeit" und „Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich"; Fr. Schmidt: „Gewalt und List Frankreichs gegen Deutschland." Von dem „Europäischen Geschichtskalender" von H. Schulthess liegt der zehnte Jahrgang (1869) vor; von K. Schlosser's „Neuestem Geschichtskalender", 1869, der erste Jahrgang.

Außer der neuen Auflage von Scherr's „Deutscher Cultur- und Sittengeschichte" ist auf dem Gebiete der Culturgeschichte das bedeutendste Werk Henne-Am Rhyn: „Culturgeschichte der neuesten Zeit"; der erste Band enthält die Culturgeschichte des Zeitalters der Reformation. Kleinere culturhistorische Studien und Beiträge sind: C. Hutzelmann: „Einfluß Phöniziens auf die Cultur des Orients"; H. W. Stoll: „Bilder aus dem altgriechischen Leben"; E. L. Rochholz: „Drei Gaugöttinnen"; C. Stüve: „Untersuchungen über die Gogerichte"; F. F. Reinlein: „Papst Innocenz der Dritte und seine Schrift: De contemptu mundi"; A. von Eykel: „Vagabondenthum und Wanderleben in Norwegen"; H. Frischbier: „Hexenspruch und Zauberbann"; W. Pierson: „Aus Rußlands Vergangenheit"; M. Waldeck: „Vom Nordseestrand zum Wüstensand, culturgeschichtliche Bilder"; R. Springer: „Berliner Prospecte und Physiognomien", „Die Gunstdamen und die Kinder der Liebe im Hause Habsburg."

Die Culturgeschichte findet ihre Fortsetzung in der socialen Literatur der Gegenwart, welche sich hauptsächlich mit der Arbeiterfrage und der Frauenfrage beschäftigt. Beiträge zur ersteren sind, außer dem hervorragenden Werk des Engländers Thornton „Die Arbeit", das in deutscher Uebersetzung vorliegt, und Julius Fröbel's größerem Werk: „Die Wirthschaft des Menschengeschlechts auf dem Standpunkte der Freiheit idealer und realer Interessen": Schulze-Delitzsch: „Der industrielle Großbetrieb und die Arbeiterbewegung in Deutschland", „Die Entwickelung des Genossenschaftswesens"; J. Frühauf: „Der moderne Socialismus und Communismus"; A. E. F. Schäffle: „Kapitalismus und Socialismus"; „Das Kapital und die Arbeit"; F. Bücher: „Unsere Arbeiter der Neuzeit"; M. Wellner: „Volkswirthschaftliche Skizzen"; M. Rittinghausen: „Socialdemokratische Abhandlungen"; J. M. Hägele: „Eine Leuchtkugel in die sociale Dämmerung"; J. Jacoby: „Das Ziel der Arbeiterbewegung"; A. Wagner: „Die Abschaffung des privaten Grundeigenthums."

Beiträge zur Lösung der Frauenfrage sind: Fanny Lewald: „Für und wider die Frauen"; H. von Sybel: „Ueber die Emancipation der Frauen"; Mathilde Reichardt-Stromberg: „Frauenrecht und Frauenpflicht"; R. König: „Zur Charakteristik der Frauenfrage"; K. Weiß: „Der Nothstand unter den deutschen Frauen und die Abhülfe desselben"; Marie Calm: „Die Stellung der deutschen Lehrerinnen"; Ulrike Henschke: „Zur Frauenunterrichtsfrage in Preußen"; Henriette Goldschmidt: „Die Frauenfrage eine Culturfrage"; Luise Büchner, „Praktische Versuche zur Lösung der Frauenfrage"; Zapp: „Geschichte der deutschen Frauen"; L. Donin: „Die Frau in der Geschichte."

Die Biographie, Memoiren- und Briefwechselliteratur muß in einer Zeit in Blüte stehen, in welcher die Geschichtschreibung sich immer mehr in ihre Atome auflöst und nur wenige Werke künstlerische Composition und Haltung zeigen und umfassende Stoffe mit Gleichmäßigkeit darstellen. Barnhagen von Ense, von welchem sowol der zehnte Band der „Tagebücher" wie neue „Biographische Porträts" vorliegen, sollte das große Vorbild für biographische Darstellung bleiben; doch nur wenige, wie Gustav Freytag in seiner Biographie Karl Mathy's, treten in seine Fußstapfen. Selbst Pertz gibt in seinem „Gneisenau", von dem der dritte Band vorliegt, mehr eine reichhaltige Materialiensammlung. Sehr viele dieser biographischen Skizzen erinnern an die oft zerbrochenen Büsten und Statuetten, welche die wandernden Italiener auf einem Brett auf dem Kopfe tragen. Wir haben die literarischen, philosophischen, musikalischen Charakterköpfe bereits erwähnt; das folgende Register zeigt, daß es kaum ein Gebiet geistigen Wissens gibt, aus welchem die biographischen Modelliren nicht ihre Studienköpfe entlehnt hätten. R. Roesler: „Johanna die Wahnsinnige, Königin von Castilien"; Karl von Weber: „Moritz Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich"; C. Kleinert: „Wolfgang Dietrich zu Reichenau, Erzbischof von Salzburg"; E. Fischer: „Michael Caspar Lundorp, der Herausgeber der acta publica"; C. A. Berthold: „Johannes Brevernus, Superintendent von Riga"; K. Herquet: „Charlotte von Lusignan und Caterina Cornaro"; G. Voigt: „Die Denkwürdigkeiten des Minoriten Jordanus von Giano"; E. Solger: „Der Landsknechtsobrist Konrat von Bemelberg"; H. Langwitz: „Bartholomäus Carranza, Erzbischof von Toledo"; F. Rödiger: „Schultheiß Wengi von Solothurn"; O. Krabbe: „David Chy-

träus"; E. S. F. Schultz: „Luther's Leben und Wirken"; T. Stähelin: „Philipp Jacob Spener"; L. Krummel: „Johannes Huß"; F. O. Stichart: „Erasmus von Rotterdam"; E. Pfleiderer: „Gottfried Wilhelm Leibniz als Patriot, Staatsmann und Bildungsträger"; L. Schücking: „Jean Jacques Rousseau, zwei Episoden aus seinem Leben"; J. Großmann: „Des Grafen Ernst von Mansfeld letzte Pläne und Thaten"; W. Petsch: „Vom Kurhut bis zur Königskrone, Episoden aus dem Leben berühmter Männer und Frauen"; A. von Wigleben: „Leopoldine Marie, Markgräfin von Brandenburg-Schwedt"; Elise Polko: „Eine deutsche Fürstin, Pauline zur Lippe"; C. H. Sixt: „Hermann Heinrich Frey, Superintendent in Schweinfurt"; A. Kobler: „Pater Florian Baude, ein Jesuit in Paraguay"; J. Pauli: „Roberto dei Nobili" und Christian Friedrich Schwartz: „Zwei Missionare in Ostindien"; „Aus dem Leben und Wirken des Königs Maximilian Joseph I. von Baiern"; J. H. Hennes: „Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg"; D. A. Rosenthal: „Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert" (dritter Band, zweite Abtheilung); C. von Klinkowström: „Aus der alten Registratur der Staatskanzlei"; E. Trauttwein von Belle: „William Pitt der Jüngere"; F. Freiherr von der Trenck: „Memoiren"; F. W. Ebeling: „Friedrich Ferdinand Graf von Beust"; E. Lorfi: „Bethel Henry Strousberg"; W. Bernhardi: „Das Volksbuch vom Grafen Bismarck"; „Waldeck, der Mann des Volks"; „Waldeck, eine biographische Skizze"; M. Büdinger: „Lafayette"; „Sophie Schröder, wie sie lebt im Gedächtniß ihrer Zeit"; „Erinnerungen an Henriette Hendel-Schütz"; J. Ritter: „Gellert's Leben und Wirken"; G. C. A. von Herbst: „Jakob Böhme und die Alchemisten"; K. Guben: „Johann Christian Edelmann"; M. D. Mohl: „Alexander von Humboldt"; „Briefwechsel zwischen Lavater und Hasenkamp"; „Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland" „Memoiren des Herzogs von Reichstadt"; „Kaiser Napoleon III."; Biographien von Max Ring und Rudolf Gottschall, die letztern in zweiter Auflage; „Fragmentarischer Briefwechsel der Kaiserin Eugenie"; Quirinus: „Römische Briefe vom Concil"; L. Bamberger: „Vertrauliche Briefe aus dem Zollparlament"; H. Palm: „Karl Gottlob Schönborn"; S. Lesmann: „August Schleicher"; J. Bahlen: „Otto Jahn"; A. Goeschen: „Albrecht von Graefe"; A. Graefe: „Ein Wort der Erinnerung an Albrecht von Graefe"; „Bischof Dr. Ferdinand Walter, Generalsuperintendent von Livland"; F. D. Sanio: „Zur Erinnerung an Heinrich Eduard Dirksen"; F. Schmidt: „Heinrich Pestalozzi"; „Ferdinand Schmidt, Volks- und Jugendschriftsteller"; A. Wiegand: „Wie mir's erging", autobiographische Skizzen; C. Lender: „Leben und Wirken Ludwig Böhm's"; R. Zimmermann: „Samuel Clarke's Leben und Lehre"; H. E. Stötzner: „Samuel Heinicke, Sein Leben und Wirken"; P. Hofstede de Groot: „Ary Scheffer"; A. Ebrard: „Gustav König, sein Leben und seine Kunst."

Interessante Beiträge zur Biographie Goethe's gewährt die Schrift von F. J. Frommann: „Das Frommann'sche Haus und seine Freunde 1792—1837", und von nicht geringerem Interesse versprechen die „Lebenserinnerungen" von Adolf Stahr zu werden. Am Schluß erwähnen wir zwei der wichtigsten Biographien, von denen beiden zunächst der erste Band vorliegt: W. Dilthey: „Leben Schleiermacher's", und A. Springer: „Friedrich Christoph Dahlmann."

Die Kriegsliteratur, die einen immer wichtiger werdenden Theil der neuern Geschichte in diesem eisenklirrenden Säculum bildet, steht in voller Blüte; man beutet das fieberhafte Interesse der augenblicklichen Spannung durch Darstellung eines noch nicht zum Abschluß gediehenen Kriegs aus, ohne jetzt schon die Beherrschung über das nothwendige Material und die Motive der Heerführer zu besitzen. Eine kritische Darstellung des Feldzugs von 1870 ist zunächst noch unmöglich; selbst die bessern Schilderungen können sich nicht über mehr oder weniger verständige Zusammenstellungen aus den Zeitungen erheben. Gleichwol ist die Masse der bereits in Lieferungen erscheinenden Kriegsliteratur über den Feldzug von 1870 eine ganz überraschende; wir führen hier zum ersten male diesen sich in das neue Jahr hinüberringelnden Bandwurm von Lieferungswerken in seiner ganzen Länge auf: W. Rüstow: „Der Krieg um die Rheingrenze 1870, politisch und militärisch dargestellt" (erste Abtheilung); H. Wachenhusen: „Der deutsche Volkskrieg, illustrirte Schilderungen"; Graf Hohenthal: „Vollständige Geschichte des deutsch-französischen Kriegs von 1870" (erste Abtheilung); G. Hirth: „Tagebuch des deutsch-französischen Kriegs 1870"; C. von Kessel: „Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich im Jahre 1870"; J. Bönneken: „Auf nach Frankreich"; „Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870 von J. N."; „Der deutsche Nationalkrieg 1870"; R. Mildener: „Deutsch-französische Kriegschronik"; „Kriegschronik. Gedenkbuch an den deutsch-französischen Krieg von 1870", von Weber in Leipzig herausgegeben; W. von Trützschler: „Illustrirter Kriegsschauplatz von Deutschland und Frankreich 1870"; „Illustrirte Geschichte des Kriegs von 1870", von Schönlein in Stuttgart herausgegeben; „Der heilige Krieg 1870", herausgegeben von Payne in Leipzig; „Deutsche Helden des Kriegs von 1870", von Dürr in Leipzig herausgegeben; R. Menger: „Geschichte des deutschen Kriegs von 1870"; „Deutsche Kriegszeitung, illustrirte Blätter vom Krieg"; D. Born: „Deutschlands Vertheidigungskampf gegen Frankreich im Jahre 1870"; H. von B.: „Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870, oder Deutschlands Freiheitskampf gegen Frankreichs Gewaltherrschaft"; „Wacht am Rhein, illustrirte Zeitchronik"; „Der Kriegsschauplatz"; M. Remy: „Der Deutschen Heldenkampf im Jahre 1870 in Wort und Lied"; J. Mühlfeld: „Der deutsch-französische Krieg von 1870"; F. Schmidt: „Der Franzosenkrieg 1870"; A. Frey: „Der deutsche Krieg von 1870 gegen den Erbfeind"; A. Gigl: „Illustrirte Geschichte des deutsch-französischen Kriegs von 1870"; W. Hahn: „1870. Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich"; R. Schramm's „Kriegsbroschüren"; T. Griesinger: „1870. Der große Entscheidungskampf zwischen Deutschland und Frankreich"; „Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich im Jahre 1870, von einem Landwehrmann"; „Der Krieg von 1870 zwischen Deutschland und Frank-

Digitized by Google

reich, übersichtlich nach authentischen Acten zusammengestellt"; „Blätter aus dem Tagebuche eines Strasburgers während der Belagerung"; F. Schneider: „Acht Tage bei unsern Truppen vor Metz"; „Tagebuch eines Sechsundsiebzigers aus dem Feldzuge 1870"; A. Held: „Der Antheil der bairischen Armee an dem Nationalkriege gegen Frankreich im Jahre 1870"; „Die Armee Sachsens als XII. norddeutsches Armeecorps im französischen Feldzuge 1870"; „Die Kriegsmacht des norddeutschen Bundes und Frankreichs"; „Zur Orientirung über die französische Armee"; Hundt von Hasften: „Militärisch-politische Briefe über die französische Armee"; E. Du Bois-Reymond: „Ueber den deutschen Krieg"; F. Maurer: „Deutschlands strategische Grenze gegen Frankreich"; F. C. Reichsfreiherr von Fechenbach: „Deutschland und Frankreich, oder eine deutsche Antwort auf die französischen Herausforderungen"; D. F. Strauß: „Krieg und Frieden."

Auch der Feldzug von 1866 ruft noch in unserer Literatur manches Echo wach. Von E. Knorr's größerm Werke: „Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland", ist der dritte Band erschienen; andere Schriften über diese Campagne sind: A. von Goeben: „Das Gefecht bei Dermbach am 4. Juli 1866"; G. Hilder: „Ein frieblicher Feldzug. Tagebuchblätter aus dem Jahre 1866"; J. Blaekner: „Die Neunundsechziger von Wien bis Luxemburg im Jahre 1866"; „Praktische Blicke auf den Feldzug von 1866."

Von andern militärwissenschaftlichen Werken erwähnen wir: T. Freiherr von Troschke: „Die Militärliteratur seit den Befreiungskriegen"; „Die Heeresmacht Rußlands"; „Die Insurrection in Dalmatien"; R. Wille: „Die Riesengeschütze des Mittelalters und der Neuzeit"; A. Riese: „Die dreitägige Schlacht bei Warschau 1656"; A. von Bivenot: „Korsakow und die Betheiligung der Russen an der Schlacht bei Zürich 1799"; A. Erhard: „Kriegsgeschichte von Baiern, Franken, Pfalz und Schwaben bis 1273" (erster Band); Thumser: „Schlagfertiger, gefahrloser Uebergang vom stehenden zum arbeitenden Friedensheere"; E. Häffner: „Der Gruppenführer im zerstreuten Gefecht"; von Wedelstaedt: „Entwurf eines neuen Landesvertheidigungssystems"; K. Jansen: „Der Tag und die Männer von Eckernförde"; L. Herwart: „Zwei Jahre Schlüsselsoldat"; G. E. von Natzmer: „George Christoph von Natzmer"; L. Freiherr von Welden: „Der Feldzug der Oesterreicher gegen Rußland in dem Jahre 1812."

Wie die Kriegsliteratur, steht auch die Publicistik selbstverständlich unter dem Eindruck der jüngsten Ereignisse. Der Abrechnung mit Frankreich wenden sich die folgenden Schriften zu: H. von Treitschke: „Was fordern wir von Frankreich?"; Wolfgang Menzel: „Elsaß und Lothringen sind und bleiben unser"; A. Wagner: „Elsaß und Lothringen"; F. von Löher: „Abrechnung mit Frankreich"; K. Kaiser: „Drei Fragen über den deutsch-französischen Krieg beantwortet"; „Beitrag zum Studium der Frage einen wirklich dauerhaften Frieden herzustellen"; „Der gegenwärtige Krieg, die neutralen Mächte und ihre Interessen"; O. Bohlmann: „Die Friedensbedingungen und ihre Verwerthung." Ueber die deutsche Politik im Anschluß an den Krieg, sowie über die bisherige preußische und norddeutsche Verfassung ist ebenfalls viel geschrieben worden. Konstantin Frantz, ein stets gegen den Strom schwimmender Originalitätspolitiker läßt seiner „Naturlehre des Staates" eine Skizze „Ueber die Schattenseiten des Norddeutschen Bundes" folgen; außerdem erwähnen wir: „Die bundesstaatliche Einigung Süd- und Norddeutschlands unter Preußens Führung"; „Deutschland am Neujahr 1870", „Krieg und Bundesreform", vom Verfasser der Rundschauen; Wolfgang Menzel: „Was hat Preußen für Deutschland geleistet?" G. Graf zu Münster: „Deutschlands Zukunft das deutsche Reich"; „Die Verfassung des deutschen Bundesstaats"; H. Ewald: „Fragen zur Wiederherstellung Deutschlands"; „Europa im Lichte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft"; A. Winter: „Ueber die Bildung der ersten Kammern in Deutschland." Ueber Oesterreich, Rußland, Polen handeln folgende Schriften: A. Fischhof: „Oesterreich und die Bürgschaften seines Bestandes"; J. A. Freiherr von Helfert: „Oesterreich und Rußland"; „Die österreichisch-ungarische Monarchie und die Politik des Grafen Beust"; „Panslawismus im Gegensatz zum Allslawenthum"; Arkolan: „Das Germanenthum und Oesterreich, Oesterreich und Ungarn"; F. Giehne: „Wiener Glossen über laufende Politik"; „Polen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft"; „Russisch-Polen und die osteuropäischen Interessen"; B. G. Werren: „Baltische Briefe"; „Die Oeffentlichkeit in den baltischen Provinzen"; General Fadejew: „Ueber Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik"; H. Bambéry: „Rußlands Machtstellung in Asien"; Hundt von Hasften: „Das Verhältniß der Provinz Posen zum preußischen Staatsgebiete." Andere staatswissenschaftliche und publicistische Schriften sind: „Der Staat und die bürgerliche Gesellschaft. Ein naturwissenschaftlicher Versuch von F. B."; A. R. Haupt: „Die äußere Politik des Euripides"; A. Pfaff: „Das Staatsrecht der alten Eidgenossenschaft"; „Der Staatsstreich vom 2. December 1851 und seine Rückwirkung auf Europa"; A. Bassalli: „Kritische Untersuchungen über die absolute Demokratie."

Die Pädagogik bleibt in keinem Literaturjahr ohne Vertretung; die Pädagogen können ja nur durch das Wort und die Schrift wirken und verschmähen durchaus nicht den zweiten Weg. Auch Philosophen wie J. H. von Fichte sprechen sich über „die nächsten Aufgaben für die Nationalerziehung der Gegenwart" aus. Den Wanderstab zu einer pädagogischen Rundreise ergreifen wir mit H. Kerstein: „Pädagogische Streifzüge", und A. Wittstock: „Pädagogische Wanderungen." Von J. F. Flattich's „Leben und Schriften" ist ein Ergänzungsband erschienen: „Pädagogische Lebensweisheit". Die brennende Schulfrage wird behandelt in den „Papierschnitzeln beim Ausbrechen von meines Busenfreundes Studirstube"; L. T. L. Morich: „Die confessionslose Schule"; K. Richter: „Die Emancipation der Schule von der Kirche"; Wöbden: „Die confessionslose Schule"; W. Krüger: „Die confessionslose Schule"; „Die Schulfrage. Beleuchtung derselben aus dem Gesichtspunkte voller Freiheit und echter Bildung"; „Umsicht und Einsicht." Außerdem erwähnen wir: R. Möbius: „Die materialistischen Ideen in der modernen Volkserziehung"; R. A. Müller: „Ueber Erziehung und Bildung"; Westermann: „Beobachtung auf dem Gebiete

Digitized by Google

der Pädagogik"; C. Andreä: „Theorie und Praxis auf dem Gebiete der Pädagogik"; E. Barth: „Ueber den Umgang. Ein Beitrag zur Schulpädagogik"; J. Möller: „Ueber unsere weibliche Erziehung."

Aus dem Gebiete der Reiseliteratur und Ethnographie erwähnen wir zunächst einige größere Werke von Bedeutung: H. von Schlagintweit-Sakünlünski: „Reisen in Indien und Hochasien. Zweiter Band: Hochasien. I. Der Himálaya von Bhután bis Kaschmir"; C. F. Appun: „Unter den Tropen. Erster Theil: Venezuela"; A. von Wrede: „Reise in Hadhramaut Beled Beny' Jssa und Beled el Hadschar"; F. Fonck: „Chile in der Gegenwart"; G. Rohlfs: „Land und Volk in Afrika"; A. A. E. Halleen: „Drei Monate in Canada"; Freiherr H. von Maltzan: „Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis." Von größern ethnographischen Schriften erwähnen wir die „Anthropologie der Naturvölker" von Waitz, von welcher die zweite Abtheilung des fünften Theils: „Die Mikronesier und nordwestlichen Polynesier", vorliegt; die Schrift von G. F. Ackermann: „Die Indogermanen oder der weißen Menschen Kampf gegen den Weltenfrost"; und das werthvolle statistische Werk von R. Böckh: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten."

Weit zahlreicher sind die Reisebilder und Reiseskizzen, sowie ethnographische Sammelwerke. Von Ferdinand Gregorovius' geistvollen Schilderungen „Wanderjahre in Italien" erschien der erste Band: „Figuren", in dritter, der zweite Band: „Lateinische Sommer", in zweiter Auflage. Andere Schriften über Italien sind: H. Börnstein: „Italien in den Jahren 1868 und 1869"; E. Paulus: „Ein Ausflug nach Rom"; M. Klapp: „Aus der Stadt des Concils"; C. Zimmermann: „Rom und seine Umgebungen, mit erläuterndem Text von Kühne", ein Lieferungswerk; A. Hermann: „Erinnerungen an Rom." Von sonstigen Reiseschriften nennen wir: H. Noë: „Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die schwarzen Berge"; Luise Mühlbach: „Reisebriefe aus Aegypten"; Elpis Melena: „Von Rom nach Kreta"; H. K. Brandes: „Ausflug nach Bombay und Kairo"; H. von Haxthausen: „Erinnerungen an Corfu im Sommer 1869"; W. Brennecke: „Die Länder an der untern Donau und Konstantinopel"; J. Bechtinger: „Ostafrika"; O. Funcke: „Reisebilder und Heimatklänge"; „Mexikanische Typen und Skizzen"; H. Dalton: „Ein Tag in St.-Petersburg"; W. Tschirch: „Meine Reise nach Amerika"; C. A. L. G. F. Sicherer: „Lorelei. Plaudereien über Holland und seine Bewohner"; W. Fischer: „Holländische Geschichten"; A. Kerschbaumer: „Reisebilder aus Skandinavien" und „Missionarius apostolicus. Pastorale Photographien, Excursionen und Reisebilder"; P. K. Rosegger: „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande"; C. Löffler: „Aus dem Sciotathale. Schicksale deutscher Ansiedler"; „Unser wiedergewonnenes Land. Beiträge zur Kenntniß des deutschen Gebiets in Elsaß und Lothringen"; L. Neumann: „Die pariser Damen"; F. C. Petersen: „Genrebilder aus dem modernen Babel"; G. Löbker: „Wanderungen durch Westfalen." Noch erwähnen wir die in mehrern Serien erscheinenden „Charakterbilder schweizerischen Landes, Lebens und Strebens" von W. Senn, „Die Serben an der Adria. Ihre Typen und Trachten", und H. J. Klein: „An den Nordpol. Schilderung der arktischen Gegenden und der Nordpolfahrten."

Was die Naturwissenschaften betrifft, so überwiegen in diesem Jahr aus dem Bereich populärer Literatur bei weitem die astronomischen und physikalischen Schriften. Alexander von Humboldt's „Kosmos" liegt in einer Volksausgabe vor. Wir erwähnen außerdem: J. H. von Mädler: „Reden und Abhandlungen über Gegenstände der Himmelskunde"; W. Bette: „Unterhaltungen über einige Kapitel der Mécanique céleste und der Kosmogonie"; Hermann: „Kritik Newton'scher Astronomie"; H. Müller: „Die Kepler'schen Gesetze"; H. E. Roscoe: „Die Spectralanalyse", übersetzt von C. Schorlemmer; C. Neumann: „Ueber die Principien der Galilei-Newton'schen Theorie"; C. Puschl: „Ueber eine kosmische Anziehung, welche die Sonne durch ihre Strahlen ausübt; P. Spiller: „Die Entstehung der Welt und die Einheit der Naturkräfte"; C. S. Cornelius: „Ueber die Entstehung der Welt"; R. Graeger: „Sonnenschein und Regen"; R. Wagner: „Atomgewicht der Elemente"; Schick: „Ueber atmosphärische Elektricität"; F. Dellmann: „Populär-naturwissenschaftliche Vorträge, sechstes Heft: Ueber Luftelektricität"; J. K. Bähr: „Die Einwirkung der Reibungselektricität auf das Pendel"; L. von Wedelstadt: „Elektricität, Wärme, Licht"; F. H. Goebel: „Die rheinländischen Erdbeben von 1869"; J. Roggeroth: „Die Erdbeben im Rheingebiet in den Jahren 1868, 1869 und 1870"; O. Reichenbach: „Die Gestaltung der Erdoberfläche nach bestimmten Gesetzen." In das Gebiet der Zoologie gehört die Schrift von M. Bach: „Die Wunder der Insektenwelt." Die Botanik ist vertreten durch die Schriften: P. Kummer: „Das Leben der Pflanze"; H. Karsten: „Zur Geschichte der Botanik"; C. Landolt: „Der Wald im Haushalt der Natur und der Menschen." Von der trefflichen Schrift E. Roßmäßler's: „Der Wald", liegt eine neue elegante Auflage vor; von Leopold von Buch's „Gesammelten Schriften, herausgegeben von J. Ewald, J. Roth und H. Eck", der zweite Band. Wir erwähnen noch: Karl Ruß: „Hauswirthschafts-Lexikon"; W. His: „Ueber die Bedeutung der Entwickelungsgeschichte für die Auffassung der organischen Natur"; G. Wirth: „Die Fortschritte der Naturwissenschaften."

Unsere Revue kann auf denjenigen Gebieten, wo streng wissenschaftliche Fachliteratur und ein auf weitere Kreise der Gebildeten berechnetes Schriftthum sich mit schwankenden Grenzen berühren, auf Vollständigkeit nicht Anspruch machen; auf dem Gebiete der schönen Literatur dürfte dies Ziel eher erreicht sein. Jedenfalls gibt unsere Uebersicht ein ausreichendes Gesammtbild der literarischen Bewegung des Jahres 1870.

Digitized by Google

# Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland.

Briefwechsel zwischen Joseph Freiherrn von Laßberg und Ludwig Uhland. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Mit einer Biographie Franz Pfeiffer's von Karl Bartsch und den Bildnissen von Pfeiffer, von Laßberg und Uhland. Wien, Braumüller. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Verschiedene Gründe bewogen den Unterzeichneten, in der germanistischen Section der Philologenversammlung zu Meißen im Jahre 1863 mit dem Wunsche und der Anregung hervorzutreten, daß für die „Germania" von Franz Pfeiffer, das damalige fast einzige Organ der deutschen Philologie, ein Beiblatt, eine Art Feuilleton gegründet werde, welches im Gegensatz zu dem Inhalt des Hauptblattes, das es nur mit unserm Alterthum zu thun habe, den Interessen der Gegenwart einen literarischen Mittelpunkt gewähren könne. Unter den zahlreichen Stoffen, welche in einem solchen Beiblatte niederzulegen seien, erwähnte ich auch: Personalnotizen und biographische Nachrichten, nicht aber dachte ich damals an Briefwechsel. Pfeiffer ging schon im folgenden Jahrgange (1864) auf meinen Gedanken ein, mit dem Bemerken, daß solcher Wunsch vielfach mündlich und brieflich an ihn ergangen sei. Er gab diesem Theil, diesem „Sprechsaal für Dinge mannichfachster Art", den Titel „Miscellen"; in ihm fanden später auch die Berichte über die Philologenversammlungen ihre Stelle. Nachdem einmal ein solcher von den gelehrten Abhandlungen und alten Texten getrennter Raum geschaffen war, bot sich in ihm auch eine Stätte zu lehrreichen und anziehenden Mittheilungen aus der Geschichte der Wissenschaft, wie jung auch ihre Lebenszeit sein mochte. Schon im Jahre 1866, im elften Jahrgange, brachte Pfeiffer unter dem Titel: „Zur Geschichte der deutschen Philologie", Briefe von Jakob Grimm, und zwar zunächst Briefe an Franz Pfeiffer. Eingangs gedenkt er seines persönlichen Verhältnisses zu Grimm und hebt dann den objectiven Werth dieser und überhaupt ähnlicher Briefe hervor. Die Fülle treffender Bemerkungen über die alten Autoren, ihre Werke und ihre Ausgaben, welche in diesen Briefen enthalten sind, mache dieselben zugleich zu einer werthvollen Fundgrube für die Geschichte unserer alten Literatur selbst und die Methode ihrer Behandlung.

Dieser ersten Mittheilung, welche mit Beifall und Dankbarkeit aufgenommen wurde, folgten noch andere: Briefe von Jakob Grimm an Hoffmann von Fallersleben, Uhland, K. A. Hahn, Frommann, Vernaleken u. s. w., ferner Briefe von Lachmann an Uhland, Briefe von Schmeller an Hoffmann, Uhland, Frommann, Pfeiffer, schließlich Briefe von Wilhelm Grimm an Frommann, Hahn, Uhland, Schott und Pfeiffer. Als die reichste Fundgrube aber erwies sich der Nachlaß des Freiherrn Joseph von Laßberg auf der alten Meersburg am Bodensee.

Dieser edle, für das deutsche Alterthum hochbegeisterte Mann hatte durch ein halbes Jahrhundert zu den ausgezeichnetsten Vertretern der deutschen Philologie in Beziehung gestanden. Seine Schätze an zum Theil kostbaren Handschriften und Drucken theilte er jedem mit, der zu ihrer Benutzung berufen war. „Durch lange Jahre war des alten Jägermeisterß Haus so recht eigentlich der Mittelpunkt für die meisten Bestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Literaturforschung, namentlich soweit sie sich mit der Glanzepoche der ritterlichen Dichtung befaßte." Durch die zuvorkommende Güte der Freiin von Laßberg erhielt Pfeiffer die an ihren verstorbenen Vater gerichteten zahlreichen Germanistenbriefe zu literarischer Benutzung. Zur Aufnahme in die „Germania" waren bestimmt die Briefe von Benecke, den Brüdern Grimm, Lachmann und Schmeller, denen sich später Briefe anderer Gelehrten anfügen sollten, die, ohne gerade vom Fach zu sein, doch vielfach ihre lebendige Theilnahme dafür bethätigten, indem sie, von Laßberg angespornt, dessen regem Forschungstriebe hülfreiche Hand leisteten und dadurch manches zu Tage fördern halfen, was sonst leicht verborgen geblieben wäre. Nur die Briefe Beneckeß konnte Pfeiffer noch veröffentlichen. Nach Pfeiffer's Tode besorgte die Herausgabe der nächsten Hefte der „Germania" J. M. Wagner in Wien. Unter seiner Redaction gelangten dann die andern genannten Germanistenbriefe an Laßberg zur Veröffentlichung, denen sich auch die von Meuselbach anreihten.

Wie zahlreich auch diese Correspondenzen zum Theil waren, so gestalteten sich doch die Beziehungen des Freiherrn von Laßberg am innigsten und dauerhaftesten zu einem Manne, der ihm von allen wol geistig am nächsten stand und, worauf Laßberg nicht kleine Stücke hielt, obendrein auch ein Schwabe war. Nachdem Pfeiffer durch die Güte von Uhland's Witwe wie in andere an ihren Gatten gerichtete Briefe auch in die des Freiherrn von Laßberg Einsicht genommen, erwachte in ihm der sehr natürliche Wunsch, auch diese Briefe zu verwerthen und mit denen Uhland's an Laßberg zu vereinen. Die Veröffentlichung dieses ganzen Briefwechsels, dieses Denkmals eines echtdeutschen Freundschaftsbundes, konnte nur in gesonderter Herausgabe geschehen. Und so entstand das vorliegende Buch, das letzte, welches Pfeiffer begonnen, welches er aber leider nicht mehr vollendet sehen sollte. Der Herausgabe hat sich dann in aufopfernder Weise J. M. Wagner unterworfen, ohne seinen Namen auf dem Titel zu nennen.

Wie es oft unter Gelehrten zu geschehen pflegt, daß sie, ohne persönlich sich zu kennen, aus Anlaß wissenschaftlicher Fragen miteinander in Berkehr treten, so knüpft sich das Verhältniß zwischen Uhland und Laßberg zuerst an durch die Bitte um Auskunft. Uhland war es, der den ersten Brief schrieb. Mit Walther von der Vogelweide beschäftigte er sich damals, Laßberg hatte in seinem „Liedersaal" bemerkt, daß zwar nicht mehr bekannt sei, wo Herr Walther in oder bei Sanct-Gallen gehaust habe, wohl aber, daß er oft und lange dort gesungen. Diese Stelle erweckte in Uhland die Hoffnung, über die Heimat des Dichters etwas Bestimmteres zu erfahren. Bei seiner Arbeit konnte Uhland außer der bekannten Manessischen Sammlung auch noch einige Handschriften benutzen. „Sollten nun Euer Wohlgeboren", so wendet er sich an Laßberg, „nähere Belege über den Ursprung Walther's von der Vogelweide besitzen, oder Gedichte desselben, sowie des Truchsessen von Singenberg ꝛc. ꝛc., welche nicht in den vorbemerkten Sammlungen vorkommen, so würde mich

Digitized by Google

deren gütige Mittheilung zu dem lebhaftesten Danke verbinden."

Laßberg antwortete umgehend in der freundlichsten Weise. Mit der Anzeige des Empfangs des Schreibens verbindet er das Bekenntniß, daß die Erfüllung eines langgenährten Wunsches, mit Uhland in nähere Bekanntschaft zu kommen, ein für ihn sehr erfreuliches Ereigniß gewesen sei. Er ertheilt auf die an ihn gerichteten Fragen bereitwillig und nach besten Kräften Antwort und fügt hinzu, daß alles, was er an Handschriften, Abschriften oder Urkunden besitze, Uhland mit herzlicher Bereitwilligkeit zu Diensten stehe. Ein Exemplar des „Liedersaal" legte er dem Schreiben bei.

Nachdem so der Verkehr angebahnt, treten sich die beiden Alterthumsforscher immer näher. Fragen und Mittheilungen aus dem Gebiete ihrer Wissenschaft, Büchergeschenke gehen hinüber und herüber. Dazu gesellt sich dann persönliches Interesse, Theilnahme an den gegenseitigen Familienverhältnissen; die anfänglich förmliche Titulatur und Courtoisie wird zur Freundschaftsbezeigung und die beiden kommen dann in persönliche Berührung, Uhland genießt gleich so manchem andern die Gastfreundschaft des alten Freiherrn.

Hatte die Correspondenz zwischen Laßberg und Uhland zunächst hervorragenden Werth für die Germanisten, so sind in ihr auch so mannichfache, allgemein interessante Gegenstände und Beziehungen berührt, daß auch weitere Kreise sich an ihr erfreuen können. Insbesondere ist in diesem Briefwechsel für alle, welche an Ludwig Uhland's Leben und Wirken Antheil nehmen, mancher Zug bewahrt, der auf schon bekannte biographische Thatsachen einen milden Schein fallen läßt. So erklärt er sich einmal über seine akademische Thätigkeit (vom 26. September 1830):

Daß es keine allzu leichte Aufgabe, die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter ohne vollständige Vorarbeiten in einem akademischen Semestralvortrage abzuhandeln, habe ich mehr als genügend erfahren.

Ferner sagt er in Betracht seiner Vorlesungen und insbesondere der über das „Nibelungenlied" (vom 20. Januar 1831):

Mein jetziger Beruf, der mir im ganzen wohl zusagt, hat doch für die erste Zeit das Nachtheilige mit sich gebracht, daß ich etwas stark an das jedesmal vorliegende Pensum gebunden bin, und mich dadurch in der freiern Arbeit, zu der mich gerade die Neigung führen würde, und so auch im briefischen Verkehr mannichfach beschränkt fühle. . . . . Solange ich nicht auf eine schon gehaltene Vorlesung zurückkommen kann, sondern für jedes Semester eine neue auszuarbeiten habe, wird auch jene Gebundenheit mehr oder weniger fortdauern. Beim Nibelungenliede, das ich diesen Winter einer geringen Anzahl von Zuhörern vortrage, meint' ich Erleichterung zu finden, habe mich aber darin getäuscht, denn die exegetische Erklärung, bei der mir jeden Satz, jedes Wort in Beziehung auf die Sprache formen umdrehen muß, nimmt Zeit und Mühe auf eine Art in Anspruch, wovon ich mir beim Lesen zum freien Genusse wenig Begriff gemacht hatte. Ich bin darum auch noch bei Brunhilden auf dem Isenstein und werde nur dadurch bis Ostern zum Ziele kommen, daß ich weiterhin nur die schönsten Aventüren aushebe. Ich war eben daran, einen Excurs über Vers und Strophe des Liedes zu beendigen, als abends Ihre gütige Sendung ankam, aus der ich dann sogleich die Facsimiles mit mir nahm, um meinen Zuhörern anschaulich zu machen, wie die verschiedenen Handschriften diese Formen behandelt haben.

Am 10. November 1831 meldet Uhland unter anderm an Laßberg, es scheine neuerlich, daß er doch wieder in die landständischen Angelegenheiten verwickelt werden solle. Da so manche Männer, von denen man sich Gutes versprechen dürfe, diesmal hinzutreten wollten, so wolle er, wenn die Wahl auf ihn falle, auch noch einmal mitmachen. Einfach, ohne Groll und Anklage berichtet er dem Freunde aus Tübingen unterm 23. April 1834 das Scheiden aus seinem Amte:

Dadurch, daß mir von unserer Regierung der Urlaub zur Annahme der wiederholt auf mich gefallenen Abgeordnetenwahl verweigert wurde, fand ich mich genöthigt, meine hiesige Lehrstelle aufzugeben. Gleichwol habe ich meinen hiesigen Wohnort beibehalten und denke auch nach wie vor die deutschen Studien zu betreiben.

Ueberhaupt ist Uhland in seinen Briefen immer der Einfache, Milde, Zurückhaltende, bei Laßberg dagegen tritt uns eine gewisse Leidenschaftlichkeit entgegen; er ist rebseliger, inniger, zärtlicher, auch schärfer, wenn es den Tadel gilt; er verräth gar oft auch den Humoristen.

Auf Herrn von der Hagen ist Laßberg nicht gut zu sprechen. Heftig polemisirt er auch gegen Hundeshagen, von dem man sich erzählte, daß er seine Nibelungenhandschrift, die sich seit 1867 in der berliner Bibliothek befindet, nur gegen einen Friedrichsdor Honorar auf einem altaraxtig beleideten Pult mit vier brennenden Wachslichtern zu zeigen pflegte. Mit der Uebersendung zweier Blätter der „Agrippina", die ihm die Schwester des Herrn Bernhard Hundeshagen in dessen Namen übergeben, schreibt Laßberg an Uhland:

Sind sie (diese Blätter) gleich schon sieben Jahre alt! ist der Verfasser des Aufsatzes über die Nibelungen gleich ein wenig stark verrückt, sehr unwissend und von allem kritischen Judicium entblößt, so sind doch wieder einige Notizen darin, welche, obgleich verkehrt vorgetragen, doch nicht auf den Boden fallen dürfen. Das Siegel des Heinrich von Ofterdingen allein (wenn ich nur eine Copie davon hätte!) hat mich für die Langeweile entschädigt, welche die Nasereien des Hrn. Hundeshagen jedem vernünftigen Menschen verursachen müssen. Dieser Hr. Hundeshagen thut alle 5—6 Jahre einen Schrei in die Welt, um seinen codex picturatus auszutrompeten, wenn Ebbe in seinem Beutel und Schmalhans Küchenmeister in seinem Hause ist; kommt dann jemand, der Lust hätte, ihn zu kaufen, und hat sich indessen die Flut wieder eingestellt, so wird man gewöhnlich mit Aber und Wenn ohne Zahl aufs Weite gewiesen. Aber was muß man denken, wenn das Nibelungentied zu Bann von solchen Nebeljungen vorgetragen wird? Und welche Begriffe müssen die Jüngline, die ihn hören, davontragen? Doch die Sache ist zu toll, als daß sie Schaden anrichten könnte.

Aber auch preisen und schwärmen kann der alte Freiherr. Nachdem Jakob Grimm ihn in Eppishausen nach längerm Besuch verlassen, schreibt er an Uhland, Grimm sei entschlossen gewesen, ihn in Tübingen aufzusuchen, und setzt hinzu: „Sie haben also auf alle Fälle die persönliche Bekanntschaft dieses ebenso liebenswürdigen als gelehrten Mannes zu machen; ich habe ihn nur acht Tage bei mir gehabt und diese sind entflohen, wie wenn es nur so viel Stunden gewesen wären, sodaß ich am Ende mich und ihn fragte: ist es der Mühe werth, beinahe hundert Meilen zu reisen um einer Woche willen? Aber der Mensch ist nie ganz zufrieden, auch wenn er alt ist."

Im Jahre 1838 verlauschte Laßberg seinen Wohnort Eppishausen, von dem er sich in einigen Veröffentlichungen

Digitized by Google

Meister Sepp von Eppishausen nannte, mit dem Schlosse Meersburg am Bodensee. Nachdem ihm diese Besitzung für den von ihm gebotenen Preis von der Domänenkammer zu Karlsruhe zugeschlagen worden, meldet er es „in der Freude seines alten, aber noch immer grünen Herzens“ an Uhland und fügt eine Beschreibung nebst einer historischen Belehrung hinzu:

Eine schöne große Burg, wohl erhalten (da vor einem Jahre noch das Holzgericht sammt dem Hofrichter darinnen saß), hell, warm, und in einer Lage, die eine der schönsten Aussichten am Bodensee gewährt. Sagen Sie dies auch Schwab und Abel, und daß man in einem Sommertage, von Stuttgart oder Tübingen, wenn man ein wenig frühe aufsteht, mit der Post bequem nach Meersburg kommen kann. Wie viele geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diese Besitzung. König Dagobert von Austrasien hatte sie, Karl Martell erneuerte die Burg, die Welfen, die Hohenstaufen besaßen sie. Wahrscheinlich trat sie Konradin seinem Vormunde, dem biedern Bischofe Eberhard von Waldburg ab. Bischof Nikolaus aus dem Minnesängergeschlechte von Kunzingen, hielt 1334 eine vierzehnwöchentliche Belagerung gegen Kaiser Ludwig den Baier darin aus und nöthigte diesen mit Schimpf abzuziehen. Die Gegend sowie die ganze Nachbarschaft ist fruchtbar, freundlich und wohlangebaut, der Wein, welcher seit einigen Jahren da aus Traminer Trauben gezogen wird, gehört gewiß unter die vorzüglichsten Weine Schwabens, und ich hoffe, wir sollen in einer der runden Gemächer der alten Burg, welche die Aussicht auf die blauen Fluten des Votanaus geben, mehr als einmal die Erfahrung hiervon machen. Jetzt geht es ans Einpacken, das ist mühsam und langweilig; aber das Anpacken und Aufstellen ist hinwieder lustig, und dann will ich auch wieder mit erneutem Muth und Lust arbeiten; denn dort wird mir ein Wunsch gewährt, den ich bisher stets vergeblich nährte, ich kann alle meine Bücher und Handschriften u. s. w. in einem schönen, hellen, gewölbten (ehemaligen Archiv-) Saale beisammen aufstellen und durch die Glasthüre eines anstoßenden geräumigen Arbeitszimmers alles übersehen.

In den vierziger Jahren werden die Briefe seltener. Der letzte Brief ist von Laßberg an Uhland vom 9. Herbstmonats 1854, in welchem er seinem theuern herzlichen Freunde seine große Freude bezeigt wegen der Zeilen, in welchen er ihm den Namen gab, den sein Herz schon seit bald vierzig Jahren um ihn zu verdienen suchte. Uhland hatte Laßberg seinen Freund genannt und unterschrieb sich in seinem letzten Briefe: der Ihrige.

Das letzte Stück der Sammlung ist Uhland's Beileidsschreiben vom 25. März 1855 an Laßberg's Witwe, das in seiner einfachen Innigkeit und mit seiner poesievollen Schlußwendung bezeugt, daß Uhland hier nicht blos einer Pflicht der Höflichkeit genügte, sondern daß ihm der Verlust des Freundes wirklich an das Herz gegangen war. Uhland gelobt, daß das Andenken des Freundes bei jedem spätern Besuch der Gegend, wo er von ihm gastfrei aufgenommen worden sei, in ihm lebendig bleiben werde. „Während meiner letzten Anwesenheit in Meersburg saß Laßberg einmal an seinem sonnigen Fenster, eine alte Schrift in der Mappe für mich aufsuchend, sein ehrwürdiges Gesicht hob sich aus dem weiten Hintergrunde des Sees und Gebirges ab, so steht das Bild des schwäbischen Forschers und Freundes unvergänglich vor dem geistigen Auge.“

Als „Anhang“ sind im Buche mitgetheilt: „1. Briefe Joseph's von Freiherrn von Laßberg an Franz Pfeiffer“, sechzehn an der Zahl und „II. Briefe Uhland's an Franz Pfeiffer“, gerade in doppelter Anzahl. Auch diese Briefe sind von hohem wissenschaftlichen wie persönlichen Interesse.

Eine werthvolle Zugabe hat ferner das Buch erhalten durch eine Biographie Franz Pfeiffer's von Karl Bartsch; die ausführliche, die bisjetzt erschienen. Als Anhang ist eine „Uebersicht der literarischen Thätigkeit Pfeiffer's“ gegeben, welche außer den selbständig erschienenen Arbeiten auch die Abhandlungen in Zeitschriften und die Recensionen berücksichtigt. Aus dieser Uebersicht ist zu ersehen, wie fruchtbar und vielseitig dieser seltene Mann gewesen ist.

Das Werk hat in den wohlgetroffenen und gut ausgeführten Bildnissen von Pfeiffer, Laßberg und Uhland einen schönen und passenden Schmuck erhalten.

Wir wünschen, daß das so mannichfach anregende Buch auch außerhalb des Kreises der deutschen Alterthumskundigen Freunde finden möge! **Reinhold Bechstein.**

## Ein Culturgemälde in Romanform.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Hundert Jahre 1770—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen. Von Heinrich Albert Oppermann. Neun Theile. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 10 Thlr. 10 Ngr.

Die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang bis Ende Februar 1775. Melusine war längst nach Hannover zurückgekehrt, als sie aus England die erste Kunde in den Angelegenheiten der Königin empfing. Das von Georg III. französisch abgefaßte Document, in dem er die Kosten der Wiedereinsetzung der Königin zu erstatten verspricht, ohne schon Vorschüsse zu leisten, und — das war die Hauptsache — die vollbrachte Revolution, sofern es nöthig werden sollte, mittels Kriegsmacht aufrecht zu erhalten sich verpflichtete, fällt durch Unachtsamkeit der Damen dem beiderseitigen Lieblinge Claasing in die Hände, der ebenso natürlich gegen eine hohe Summe zum Verräther wird und den sofort eingeleiteten Vergiftungsstob (?) der Königin verschuldet.

Vier Wochen später war Claasing Obrstallmeister des Grafen von Wildhausen, aber in Hannover, wo Melusine wohnte, nicht auf dessen Gestüt in Heufstedt.

Aus Heufstedt wird nunmehr in dem Kapitel „Zunftzopf“ eine schon an und für sich überaus köstliche sogenannte Dorfgeschichte erzählt, wie nämlich ein junger Handwerker in seinem Geschäft ruinirt wird, weil er von seiner Wanderschaft eine schöne Rheinländerin, die Tochter seines Meisters in Mainz, nachkommen läßt und zur Frau nimmt. Trotz seiner und ihrer unbestrittenen Tüchtigkeit in allen Stücken kann er nicht reussiren. Sie ist katholisch, was weiter ausgebeutet wird, um ihn vom Brot



Digitized by Google

zu bringen; aber ein ernster Fonds steckt in ihm und so hält er sich durch anderweitige Thätigkeit über Wasser und bleibt mit seiner „schönen Mainzerin" bemüht, ihren Kindern eine möglichst gute Erziehung zu geben. Die Schilderung des Lebens der Knaben ist vorzüglich, ebenso wird die Eifersüchtelei der Vornehmen in klares Licht gestellt und unsere Theilnahme für den Sohn der „schönen Mainzerin", Heinrich Schulz, und seinen Freund Karl Haas, den Sohn des Forstschreibers, mit um so mehr Grund erregt, als beide Knaben später als Männer vielfach die Hauptträger des fernern Geschichtsverlaufs werden. Unter den weiter hier eingeflochtenen, zugleich culturhistorischen Schilderungen, die mehr ernst gehalten, dabei frisch und anschaulich sind, ist besonders der Eisgang und der Brand in Eckernhausen zu rühmen, beide Episoden bleiben stets in Beziehung zu den Helden und Heldinnen unserer Geschichte. Unter diesen letztern ist außer der Amme Dummeier deren Tochter Anna bemerkenswerth, die mit ihrer Milchschwester Olga, der Tochter der Gräfin Melusine, erzogen wird und derselben in vielen liebenswürdigen Eigenschaften gleichkommt. Die Charaktere beider Damen sind scharf gezeichnet und mit Wärme colorirt, sodaß wir die weitern Schicksale beider mit Interesse verfolgen. Anna weist den vortrefflichen, aber bescheiden stillen Theologen Schulz ab, um in die Hände des Jüten Claasing zu gerathen, während Olga ihrem Herzen vollends Zwang anthun muß und sich zu einer Scheinheirath mit einem adelichen Herrn, der alle Kelche des Genusses bis auf die Hefe ausgekostet, gezwungen sieht. Sie hat vor dem Altare ein „Nein" ausgesprochen, das aber absichtlich überhört worden ist. Wie nach langen Irrfahrten diese Ehe endlich gelöst wird und einer glücklichen, reinen, in der sie wirkliche individua pars vitae ihres Mannes wird, Platz macht, können wir wie manches andere Familienhafte zu erzählen um so mehr uns ersparen, da der Autor keineswegs, der Vorschrift des Romans getreu, alle wesentlichen Ereignisse und Entwickelungsgänge vor uns bespricht, sondern dabei nach Lust und Laune verfährt, je nachdem die Fäden seiner Geschichte ihm Anlaß zur Entfaltung seiner „Zeit- und Lebensbilder" geben.

Eine Beschreibung des oft vielfach verbrämten Gerippes seines Werks würde also ebenso verfehlt als unerspriesslich sein. Wie es Menschenlos ist, wird geliebt, gezeugt, geboren, gelebt und gestorben, drei Generationen hindurch, wir haben uns nur an die Bilder zu halten und auf einzelne besonders gelungene und auf die gesammte Richtung und Folge die Leser aufmerksam zu machen.

Das zweite Buch: „Während der Sündflut", führt uns die mannichfachsten Scenen bis zum 10. August 1792 vor, der für unsere studirenden Heuberger und verschiedene andere Gruppen der Gesellschaft die Bedeutung einer Katastrophe haben sollte. Zuerst treten Universitätsbilder aus Göttingen vor unsere Augen, das Wirkungsgebiet des alten Staatsrechtslehrers Pütter, der sich anheischig machte:

„wenn er den Umsturz des Deutschen Reichs erlebe, aus den Ruinen des alten ein neues Staatsrecht zu bilden". Im nächsten Jahre war schon Rastadt da, und bis zur formellen Auflösung des Reichs dauerte es nur wenige Jahre. Ob der Pütter, der ein neues Reich erbauen könnte, uns in Bismarck erstanden ist? Die Siebzehn und die Professoren von 1848—49 sammt allen Mitgliedern des Parlaments wie Vorparlaments haben es nicht gekonnt.

Dann kennen wir den durch Geist und drastischen Witz gleich ausgezeichneten Lichtenberg in verschiedenen Begegnungen kennen:

Aber Lichtenberg konnte auch ernsthaft sein; als das Gespräch auf die neuesten Begebenheiten in Frankreich kam, sagte er manches scharfe Wort für die junge Aristokratie aus ganz Deutschland, die sich nach und nach um den Zopftisch gesammelt hatte. „Die Französische Revolution", sagte er unter anderm, „wird nicht nur die Reise um die Welt machen, wie mein Freund Mirabeau schon gesagt hat, sie wird auch die Welt umwandeln, und unsere Enkel werden es erleben, wie der aus nichts zu etwas gewordene dritte Stand sich, wenn er glaubt auf der Stufe der Herrschaft zu stehen, ebenso gegen den heute noch nicht existirenden vierten Stand vertheidigen muß, wie jetzt das Königthum, der Adel und die Geistlichkeit gegen den dritten Stand." Karl dachte die ganze Nacht hindurch an diese Worte. In Göttingen wurden die Eindrücke, welche die Französische Revolution auf die ganze Welt machte, für Studiosen auf jede Weise abgeschwächt und abgedämpft. An einer journalistischen Presse fehlte es in Hannover, das unter einem mehrhört harten Censuredikt seufzte, gänzlich; auswärtige Zeitungen waren nur dann erlaubt, wenn sie dafür schlecht machten, was vom den Freiheitsbrängern in Frankreich geschah; französische Originalblätter kamen nur in die Hände der wenigen Professoren, welche sich von Berufs wegen oder aus eigenem Sinn auch mit dem beschäftigten, was in der Gegenwart geschah. Es war für jedermann schwer, die Wahrheit zu erfahren, da die Factu auch in den französischen Blättern immer nur im Licht der einen oder andern der kämpfenden Parteien erschienen. Wie anders, als im Herbst 1790 die Freunde mit dem schon genannten kleinen Girtanner nach dem Rhein kamen. Dort hatte die Bevölkerung bis auf die Straßenbuben sich schon entschieden, man war Aristokrat oder Jakobiner, und man machte hinkommen wohin man wollte, in öffentliche oder Privatgesellschaften, überall entweder Clubjakobinismus für die neu heraufbrechende Zeit, oder Feindschaft und Haß gegen sie. Dort wimmelte es schon von Emigranten, die, königlicher als der König, Complote über Complote schmiedeten, Ludwig XVI. und Marie Antoinette aus den Händen des Mob zu befreien, wie man sich ausdrückte. Es kam über unsere jungen Freunde zum ersten mal das Gefühl der Fremde, in einer Zeit zu leben, wo die Menschheit so thätig sich erhebt, sie befinden hier zuerst von dem eigentlichen Inhalt der parlamentarischen Kämpfe in Frankreich wie von den leidenschaftlichen Verhandlungen der Clubs. Sie sahen, wie die Discussionen der Nationalversammlung das ganze Gewebe der politischen Verhältnisse offen legten. Alle Staatsrechtlichen, bürgerlichen, sittlichen, volkswirthschaftlichen Fragen wurden zu gleicher Zeit erörtert, und die jungen Köpfe wurden ganz verwirrt von der Massenhaftigkeit der vielen neuen, plötzlich auf sie einstürzenden Ideen. Dazu kam der überwältigende Eindruck, den der Rhein auf jeden macht, der ihn zuerst sieht. Eine Fußreise von Heidelberg bis Köln, und dann wieder hinauf nach Mainz erquickte die Studiosen an Leib und Seele; wie den jungen Wein trank man die Ideen der Französischen Revolution von Menschenrechten, ureigenen und urheiligen, von Freiheit und Gleichheit. Girtanner, der Schweizer und Republikaner, war ganz Feuer und Flamme, und mehr als einmal mußte ihn die norddeutsche Ruhe und Kraft Karl's und Heinrich's aus Conflicten mit aristokratisch gesinnten jungen Leuten ziehen, mit denen er an öffentlichen Orten aneinandergerieth. Drei junge Schwärmer für Freiheit und Gleichheit zogen Mitte October wieder in Göttingens Thore ein, das sie mit ziemlich indifferenten politischen Ansichten verlassen hatten. Bon nun an waren Politik und die mannichfachen kleinen Ereignisse der Rheinreise der Gesprächsstoff der Freunde, denen der ältere Riepenhausen, der wenig von Deutschland gesehen

Digitized by Google

hatte, eifrig zuhorchte, während er rührig Grabstichel und Radirnadel führte.

Weniger befriedigt hat uns die trübe Scene aus Bürger's häuslichem Leben, nicht als ob die Einzelheiten nicht historisch begründet wären, aber wir bekennen offenherzig, daß wir nicht gern immer wieder von neuem den Jammer in Scene gesetzt sehen, den das alberne schwäbische Geschöpf schließlich dem einst bessern Loose würdigen Bürger bereitete.

Verdienstvoll in hohem Grade sind dagegen die am Schluß dieses Bandes mitgetheilten Briefe Bollmann's, einer der wichtigsten historischen Personen. Sie berichten über die Ereignisse in Paris und bringen, wenn auch nicht manches Neue, doch manches neu. Oppermann sagt in einer Anmerkung:

Wie die Briefe Bollmann's bis auf wenige durch die Erzählung bedingte Aenderungen meistens Originalbriefe sind, so ist auch dieser Brief getreu dem Originale, das sich in der reichhaltigsten Autographensammlung, die wir wahrscheinlich in Deutschland haben, nämlich der des verstorbenen Archivraths Kestner zu Hannover, befindet. Der Brief ist sehr flüchtig, beinahe unleserlich geschrieben, mit vielen französischen Wendungen und Wiederholungen, und ist nur in stilistischer Hinsicht ein wenig geändert.

Eine vorwiegende Rolle spielt Justus Erich Bollmann in dem dritten Buch, das auch nach ihm benannt ist und um so mehr anspricht, als es uns nur mit geschichtlich bedeutsamen Personen und ihrem Privatleben in fesselnder Weise vertraut macht. Als Arzt wird Bollmann bei der Frau von Staël eingeführt, wird mit Narbonne bekannt, den er so schätzen lernt, daß er ihn einen der liebenswürdigsten Menschen nennt.

Bei einer sehr ausgebreiteten Menschen-, Welt- und Literaturkenntniß, bei einem menschfreundlichen Sinn für Heiterkeit und Humor, bei einem Geiste, der unablässig durchdringt in allem, was er sagt und thut, zeigt er gänzliche Verleugnung seiner selbst, die anspruchslose Hingebung an die Umgebung und eine in diesen Tagen so seltene altrittterliche Offenheit.

Eine in ihrer Art unschätzbare Episode, von historisch zu culturhistorisch nicht minder wichtigen Menschengruppen uns hinführend, enthält das Kapitel: „In Eckernhausen", in dem uns das glücklicherweise kurze eheliche Unglück von Claasing's Frau, Anna Dummeier, und ihr gewaltsamer Tod und ihres Vaters ebenso verhängnißvolles Ende erzählt wird. In hellern Farben zeichnet uns „Olmilly" den Versuch Bollmann's, Lafayette zu befreien, was Ursache seiner Uebersiedelung und seiner glänzenden Rolle in Amerika wird. Dann machen uns die Kapitel: „Rom", „Bajä", mit dem damaligen italienischen Leben bekannt und in um so anmuthenderer Weise, als es fast überall alte Bekannte sind, welche diese Kenntniß vermitteln.

Darauf springt die Erzählung von der hannoverschen Heimat wieder nach Nordamerika über, von wo die Berichte Bollmann's aus dem Jahre 1796 am interessantesten sind. Es sei erlaubt, zur Probe einiges aus den für seinen Vater geschriebenen Tagebuchblättern mitzutheilen:

Alles wohl überlegt, bestärkt der Anblick der Neuen Welt in mir den Vorsatz, mit den Dingen, wie sie sind, zufrieden zu sein, indem unglücklicherweise das Gute sehr oft sich selbst zerstört, und glücklicherweise das Uebel wieder Gelegenheitsursache zum Guten wird. Es gibt in den Vereinigten Staaten, wie beinahe jetzt überall, zwei Parteien, Freunde und Nichtfreunde des französischen Interesses. Beide Parteien sind und waren nicht viel liberaler als wie in Europa; aber man ist der französischen Nation Dank schuldig, man hat noch kürzlich selbst für die Sache der Freiheit gesochten; darum äußert sich die gegenseitige Wärme nicht sowol in entgegengesetzten Aeußerungen über die Französische Revolution, als vielmehr in Lob oder Tadel der englischen Politik! Das Gouvernement und die Kaufmannschaft gehören im ganzen zur englischen, die Gütterbesitzer zur französischen Partei. Zu dieser letzten gehören gleichfalls im ganzen alle Staaten südwestlich vom Potomac, Virginia, Carolina u. s. w., zu jener die Staaten nordöstlich vom Potomac, Pennsylvania, Neuyork, Massachusetts, Connecticut u. s. w. Die letztern sind mehr Handelsstaaten, haben keine oder nur sehr wenige Sklaven, folglich weißen Pöbel, sind also weniger demokratisch. Die Einwohner der südwestlichen Staaten bestehen größtentheils aus Gutsbesitzern, der größere Theil der Arbeiter sind Sklaven, es gibt da folglich keinen Pöbel (denn die Sklaven gehören nicht mehr zur Societät, wie Pferde und Kühe, und sind in ihrem gegenwärtigen Zustande der öffentlichen Ruhe fast ebenso wenig gefährlich), darum sind diese Staaten mehr demokratisch. Sie waren kühn während der Revolution, und sind zum Theil noch jetzt der Einrichtung abgeneigt, welche die Legislatur in zwei Kammern, den Senat und das Haus der Repräsentanten, trennt, denn eine solche Ordnung ist weniger demokratisch. Sie möchten die ganze Gewalt lieber in eine einzige Versammlung zusammenbringen, und sie wünschten dies um so viel mehr, weil sie in einer solchen einzigen Versammlung vermöge ihrer größern Zahl von Repräsentanten leicht das Uebergewicht erhalten würden. Im Senat, wo nicht die Volksmenge jedes einzelnen Staats, sondern die Staatenzahl im ganzen die Menge der Senatoren bestimmt, verlieren sie diesen Vortheil. Aus diesem Grunde nennt man die französische die Oppositionspartei, gewöhnlich die antiföderalistische, die englische die Gouvernementspartei oder die föderalistische. Diese Benennungen sind richtiger als französische oder Oppositionspartei, da der Senat die individuelle politische Existenz eines jeden einzelnen Staats aufrecht hält; eine einzige Versammlung würde zur Consolidirung in einen einzigen Staatskörper führen, zum Enthusiasmus, die sicht zur Monarchie, während der Norden nur einen Bundesstaat will.

Trotz der Leidenschaft dieser beiden Parteien, eine Sache, die in einer Republik nothwendig und heilsam, weil sie die große Basis des öffentlichen Wohls ist, Kenntnißverbreitung und Patriotismus befördert, indem sie durch das Interesse der Leidenschaft Geistesthätigkeit und Theilnahme erweckt, steht der innere Friede dennoch unerschüttert. Es besteht nemlich der Vorwiegende, jedem sich aufdrängende Interesse des Zusammenhalten in einem gemeinschaftlichen Staatenverein, gegründet auf das Bewußtsein individueller Schwäche und gegenseitiger Nothwendigkeit, und das vorwiegende Interesse für die Aufrechthaltung der Ordnung, welches in einem Lande nothwendig stattfinden muß, wo es keine Bettler gibt, keine armseligen Menschen, keine verschiedenen Stände; wo jeder ein Eigenthum hat, wo Eigenthum sicher ist, und sich durch Thätigkeit zuverlässig mit jedem Tage vergrößert; wo Vermögen und Fähigkeit endlich zur Befriedigung aller vernunftmäßigen Wünsche führen. In einem solchen Lande ist Krieg und Störung von Ordnung jedem fürchterlich, keinem annehmlich. In einem solchen Lande regieren die Leute im eigentlichsten Sinne sich selbst, und trotz der Parteigeists, trotz der anscheinenden Kriege ist alles gegenseitige Nachgeben Fügung, Einverständniß, sobald es zu Handlungen oder zu Maßregeln kommt, die auf Ordnung und Ruhe Bezug haben. Der Ordnungs- und Friedensgeist ist wirklich so groß, daß die gänzliche Vernichtung der executiven und gerichtlichen Gewalt, könnte sie stattfinden, einem Reisenden, der die Landessprache nicht verstände, durch keinen Auftritt vernehmbar werden würde. Eine Stadt wie Philadelphia, bewohnt von sechzigtausend Menschen, ohne irgendeine Spur von Sicherheitspolizei, und dennoch ruhig bis zur Abwesenheit des Lärms der Trunkenheit und der Schelтworte, ist



Digitized by Google

für jeden neuankommenden denkenden Europäer ein auffallendes und anfänglich beinahe unbegreifliches Phänomen!

In unserer Zeit, die mehr und mehr jedem gleißnerischen, auf Aberglauben sich stützenden, eigensüchtigen Wesen den Stab bricht, in welchem Stande es sei, frappirt jeden aufmerksamen Leser ganz besonders die Briefstelle, in der Bollmann kurzweg erklärt, er wolle nicht mehr Arzt bleiben, und frei von der Leber weg die Gründe entwickelt, die ihn, den grundehrlichen Mann, mit zwingender Nothwendigkeit zu diesem Entschlusse bestimmten:

Denn aufrichtig, lieber Karl, mein Stand als Arzt ist mir zuwider geworden. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß man, um in der Laufbahn eines Arztes glücklich zu sein, entweder keinen Verstand haben, oder seinen Verstand gefangen nehmen und gläubig an ein System werden, oder roh genug sein muß, um von Vorurtheilen der Leute Nutzen zu ziehen, das Geld in die Tasche zu kneifen und ins Fäustchen lachen zu können. In der Arzneikunst ist bis auf ein paar unwidersprechliche Wahrheiten fast alles Charlatanerie. Wer eine gute Constitution hat, wird bei vernünftiger Diät ohne uns gesund; wer sich ist, den halten wir hin; aber was hilft das Leichenmaschinenlessen? wie Rousseau sagt. Wir haben eine ungeheuere Menge von Wahrnehmungen und Erfahrungen, aber wir benutzen fast keine einzige davon, und gegen die Behandlung Eines Kranken, von der sich unser Verstand Rechenschaft ablegen kann, müssen wir Hunderte behandeln, wo wir nur geschäftig scheinen, um die Leute zu befriedigen. Von Hippokrates bis heute lassen sich zuverlässig funfzig Curmethoden aufzählen, die einander offenbar entgegengesetzt sind, und in jeder Methode zählt man große, berühmte, glückliche Aerzte. Ich kann kein Charlatan sein, kann mich nicht verstellen, und würde darum kein gesuchter Arzt werden.

Der vierte Theil spielt während der „Fremdherrschaft" und ist heutzutage deshalb ein sehr lesens- und beherzigenswerthes Buch, weil viele von uns guten Deutschen vergessen zu haben scheinen, wie die Franzosen uns und unserm Lande mitgespielt haben, wie ihr ekelhafter Hohn allem und jedem einzelnen galt, wie sie sich sogar nicht scheuten, die Königin Luise, die Mutter und Großmutter unserer jetzigen Kriegsfestesten, mit Spott und Schimpf zu verfolgen, Napoleon voran.

Wir versagen es uns der Oekonomie d. Bl. halber, eingehend zu berichten, und können ebenso nur hinweisen auf das neue Licht und Leben, das nach den Freiheitskriegen wie aus dem Boden quoll und durch keine Drucker und Dämpfer zu bändigen war, das überhaupt nur zu leiten und zu benutzen ist, um segensreicher zu wirken, als alle Belleätäten der Anhänger des Polizeistaates es ahnen können. „Die alte und neue Generation" (fünftes Buch) versetzt uns in die heterogensten Gegenden und Scenen, und überall treffen wir alte und machen wir neue liebe Bekannte: in Afrika, in Heustedt, in Bremen, endlich in Wien, wo wir sogar in bevorzugter und comfortabler Weise zum Congreß eingeladen werden und wenigstens hinter den Coulissen an jenem großartigen politischen Carneval theilnehmen.

Ebenso glauben wir, so lebhaft ist die Darstellung des Verfassers, an dem mancherlei Misère der Scenen aus der „Restauration, Reaction und Revolution" (sechstes Buch) persönlich betheiligt zu sein, die nun in unserm Buche wie in unserer eigenen Erinnerung folgen. Aber wer, der kräftigen Sinnes und opferbereit war, mußte in jener Zeit nicht auf Seite der Pionniere einer bessern Zukunft treten und den Tag heraufführen helfen, der jetzt über Deutschland leuchtet? Wer, der heute lebt, möchte nicht gern alles hingeben, daß die Nacht der fünfundfunfzig Friedensjahre hinfort unserm lieben Vaterlande erspart werde?

Um erkennen zu lassen, wie Oppermann seine Aufgabe auffaßt, wie er z. B. Goethe mit seiner Reproduction des Lebens sich gegenüberstellt, lassen wir ihn selbst sprechen:

Wer die Poesie der Weltgeschichte in dem Umschwunge nicht erkennt, daß der Freund und Rathgeber Baumann's, der kleine verkrüppelte Advocat Dermold, jüdischer Abkunft, der 1840 in Hannover conskript war, der keinen Schritt und Tritt thun durfte, ohne von Gensdarmen begleitet zu sein, der in seinen Kindermärchen den König als einen Kater darstellte, welcher die Mäuschen zum Frühstück verspeiste, und den Hannoveraner-Mäuschen die Lehre gab: daß niemand gefressen wird, der sich nicht fressen lassen will — daß dieser Mann Reichsminister wurde und nach Wiederaufstehung des Bundestags Bundestagsgesandter Ernst August's, wie er, angeblich gegen den Willen des Ministeriums, aber mit Willen des Königs, den Austritt aus dem Dreikönigsbündniß und den Beschluß des Bundestags vom 23. August 1850 beförderte, und dadurch den ganzen Schritt that, der die Untergang Hannovers anzubahnen — für den sind diese Zeilen nicht geschrieben. Wer aus einem Roman lieber erfahren will, ob Wilhelm seine entsetzliche Luise zur Frau, oder Meistta ihren Gardekapitän zum Manne bekommt, oder wie Ottilie dazu gekommen, dem einst geliebten Gatten untreu zu werden, wer das lieber will als einen Einblick gewinnen, wie es geschehen konnte, daß eine Dynastie, die über sechshundert Jahre im niedersächsischen Boden gewurzelt, beposthiert werden konnte, und wie ein Königreich von beinahe zwei Millionen von der Landkarte verschwand, der lasse die folgenden Blätter ungelesen. Denn schildern diese auch Leben und Treiben, Freuden und Leiden der Kinder und Enkel unserer bisherigen Helden, so bedingte eben der Charakter der Zeit, wie der Charakter dieser Helden, daß die Lebensschicksale derselben zum großen Theil durch die Tagesereignisse bestimmt wurden.

Mehr und mehr kehrt der Verfasser wieder in die hannoverschen Lande zurück. Bereits ist er selbst in den verschiedenen Figuren, die er schafft und darstellt, der Held der Handlung. Besonders erkennen wir ihn in dem Advocaten Baumann, aber auch durch andere läßt er oft vortragen, was er nur als Vorgänger und Vorkämpfer in öffentlichen Dingen lehren will. Er sagt freilich, es könne nicht seine Absicht sein, alle die verschiedenen Phasen, welche das hannoversche Volk gegen die Vernichtung des Staatsgrundgesetzes durchkämpfte, zu schildern, zumal nach der Entsetzung der Sieben der Widerstand der Universität gebrochen war und die Opposition in Osnabrück durch Stüwe und Altersleute, in Hannover durch Naumann, Heitiger und Dermold neue Knotenpunkte gewann, die politischen Ereignisse haben für uns nur dann Bedeutung, wenn sie auf das Leben unserer Epigonen einwirken; trotzdem ließ sich mehr und mehr das Buch wie eine Familienchronik des denkwürdigen hannoverschen Verfassungsstreits, der schließlich mit dem Untergange des über alle Gebühr prätentiösen Welfenhauses endigen sollte und endigen mußte.

„Die Wage schwankt" ist bereits der Titel des siebenten Buchs, das uns auch wieder die Hoffnungen und Täuschungen, die zahllosen Enttäuschungen des Jahres

Digitized by Google

1848 vorführt. Hier muß alles vom Leser selbst gelesen werden. Wir citiren nur eine Stelle:

Die Unzufriedenheit mit den Zuständen stieg, aber die Gestaltung der Zukunft schwebte in Dunst und Nebel. Nur Wenige hatte in seinen „Jahrbüchern" den Gedanken eines Deutschland unter Preußens Führung klar ausgesprochen, aber wie konnte eine Hegemonie Preußens im Süden, dem constitutionellen Sachsen und dem Norden Anklang finden, solange Preußen nicht den Schritt that, constitutionell zu werden, solange es selbst von Metternich's Hand geleitet schien?

Auch die erste Hälfte des achten Buchs ist den Enttäuschungen und der Abklärung gewidmet, die zweite Hälfte führt und dagegen in das frischeste, freieste Leben, nach Amerika in den Kampf gegen die Sklavenbarone des Südens, unter die Freimaurer des Nordens gegenüber den falschen Logenbrüdern, welche sich und Welt und Weisheit gleichermaßen verkennen und endlich dem Schicksal anheimfallen, welches sie verdienen. „Bedürfnisse und Interessen regieren bisjetzt die Welt, Amerika aber hat bisjetzt das Bedürfniß nach Freiheit, und das sichert ihm die Zukunft."

Das neunte Buch berichtet mit vielfach köstlichem Humor „Das jähe Ende welfischer und den Anfang neuer Dinge". Es mag den Exkönig Georg trösten, daß auch andere Riesen und Dynasten zu Grunde gehen, größer wie er. Vierhundert Fuß groß war der umgestürzte Monarch im Sequoias-Haine Californiens, wohin wir dem Verfasser zum Schluß gern folgen:

Die Rückreise mochten wir mit einem kleinen Umwege nach Moripoja, um dort die ältesten und gewaltigsten aller Pflanzenproducte der Erde zu sehen, den Sequoias-Hain. Ich hatte viel von diesen Riesenbäumen gelesen und gehört, aber ihr Anblick war dennoch im höchsten Grade überraschend. Denke dir 200 Bäume von mehr als 12 Fuß im Durchmesser, 50 von mehr als 16 Fuß, 6 von mehr als 30 Fuß, die über Fichten von 200 Fuß Höhe noch einmal so hoch emporragen. Der größte dieser Riesen, „der umgestürzte Monarch", liegt alt- und laublos an der Erde, er hatte einen Durchmesser von 40 Fuß, er war hoch über 400 Fuß. Der unbeständige der noch stehenden Bäume, Grizzly-Giant (Graue Riese) genannt, hat einen Umfang, daß 50 Pferde um seinen Rumpf her Platz finden. Zum Glück hat die Gesetzgebung dafür gesorgt, daß sich Menschenhände an diesen Naturwundern nicht versündigen; durch specielle Congreßacte sind das Yosemitethal und die Big-Trees-Haine von Moripoja von den allgemeinen öffentlichen Domänen ausgeschlossen und dem amerikanischen Volke für ewige Zeiten als Vergnügungsort gewidmet, damit es an der Größe der Natur ein Vorbild nehme, selbst zu wachsen. Zahlen geben keinen deutlichen Begriff, ich will die hoher einen thatsächlichen Anhalt geben, der deiner Phantasie zu Hülfe kommen mag. Der größte Schornstein auf dem pittsburger Hüttenwerke ist etwa 200 Fuß hoch und hat an der Erde einen Durchmesser von 16 Fuß. Nun denke die Durchmesser verdoppelt und zwei solcher Dampfschornsteine übereinander und du wirst etwa einen Begriff von einem Baume wie der Graue Riese haben. Die höchste Spitze des Sanct-Stephan in Wien ist 435 Fuß, und wenn du dich des Mooltthurms in Hannover erinnerst, ist der 320 Fuß hoch, die höchsten unter jenen Bäumen sind also so hoch wie die Spitze des Sanct-Stephan, die Höhe des Marktkirchenthurms erreichen schon etwa sechzig Stück. Marlpaso liegt etwa in der Mitte zwischen dem Ocean und der Sierro-Nevada, es wird beobsichtigt, vom Sacramento aus nach Süden eine Bahn zu bauen die an die Grenze von Sonora, die sich bei Fort Yuma nach Westen wendet, an der Südgrenze von Nazono sich nach dem Rio-Grande und El-Paso in Neumexico zieht, dann zwischen diesem und Texas zu Rio-Pecos. Hier wird ein Zweig nach der Westgrenze von Louisiana und dem Golf von Mexico abbiegen, während der andere nach Nordosten zum Red-River und dem Indio-Territorium, dann nördlich zum Arkonsas, und durch den Staat Missouri hindurch nach dem Ohio und Saint-Louis, zum Anschluß an die bestehenden Bahnen geführt werden soll. Das wäre der zweite Weg vom Stillen Ocean zum Atlantischen Meere.

Das ganze Werk schließt ab in Amerika, in Hellungen, einer neuen, von unsern Freunden gebauten und geleiteten Stadt, einem noch kleinen Idealstaate der Zukunft, und edler Geist der Freimaurerei beseelt jedes Wort. Das Kabel hat Amerika und seine Cultur noch fester an Europa und uns geknüpft: Amerika —!

Welch ungeheueres Reich! Welch herrlicher Boden dem Wetteifer wohlthätiger Arbeit, dem Kunstfleiß, der freien gesellschaftlichen Entwickelung geöffnet! — Kaiser Karl V. rühmte sich, daß in seinen Staaten die Sonne nicht unterginge. Aber er sah noch bei seinen Lebzeiten die Sonne des Ruhms und Glanzes unterfinken, der Koloß seines Weltreichs ging in Stücken durch den Fluch des Geistesdrucks, womit er die göttliche Macht der Geschichte auszulöschen trachtete. Die Riesenmacht des corsischen Soldaten fiel auseinander, weil sie durch Gewalt die Völker dienstbar machen und zusammenketten wollte. Aber das Reich der Freiheit und des friedlichen Schaffens, bespült von den breiten größten Weltmeeren, über die es seinen Segen trägt, wird es auch dahinfließen und schwinden, wie eine Welle in den Wogen der Geschichte? Nein, das wird nicht geschehen! Ihm winkt eine große Zukunft, es wird der Mittelpunkt werden, von welchem dem abgelebten Osten Aſiens wie dem gealterten Europa Licht, Kraft, Freiheit zugewogt wird! Das neueröffnete Verkehrsgebiet, telegraphisch mit Europa an mehreren Punkten verknüpft, ebenso auf der Seite nach Aſien der Telegraphenleitung zugänglich, wird mit seinen großartigen Küstenstrichen durch die Flottenheere des Dampfes und Segels die alte, nun auch über Suez durchbrochene Welt, nach allen Seiten, über beide Weltmeere, die es bespülen, berühren, und durch die Stationen des Stillen Oceans ein herrliches Inselreich in seinen Kreis ziehen. Naturschätze und Erzeugnisse des Kunstfleißes werden auf dem Universalmarkte der Menschheit ausgetauscht; noch mehr: die Gedanken, Kenntnisse, Erfindungen und Bestrebungen werden bald Gemeingut in allen Fernen sein, Gesittung durch Arbeit gehoben und verbreitet, die Völker aller Zonen untereinander verbrüdert werden. Der dentwürdige Tag versammelte auch die Freunde, welche unsere Erzählung bis jetzt begleitet hat. Der pittsburger Dichtermann von Melusine von Wildhausen, von Oskar Baumgarten und Agnese von Kihow, soweit sie noch am Leben, feierten, mit Ausnahme des Mannes im Weißen Hause, diesen Tag in Omoho, um nachmittags vier Uhr mit dem ersten ordentlichen Zuge über die Felsengebirge zu fahren, die Verwandten und Freunde, die Nachkommen von Georg Schulz und der schönen Wainzerin, des Malers Hoffen, der Fiſler-Mertha in der Stadt Hellungen zu begrüßen, und dasselbst die Ankunft Franz Idrohim's mit sunfzig Deutschen zu erwarten. Von Henstedt herüber sendeten Hond Dummeier und seine Frau telegraphische Grüße, ebenso von Wien und aus Ungarn Hermann Baumgarten und Bruno Baumann. Der einstige Redacteur des „Gänseblümchens und Kornpeschchens", Professor Gottlieb Schulz, hatte aus Göttingen den Entwurf einer Städteordnung für Hellungen eingesandt, wobei er die philosophischen Lehren seines Meisters Krause zu Grunde gelegt hatte, wie sie in dessen „Urbilde der Menschheit" dargelegt sind und in den sich daransschließenden Rechtsphilosophien seiner Freunde Ahrens (des Schriftführers im Gemeinderath Göttingens von 1831) und Röder in Heidelberg entwickelt waren. Er hatte die dem Denker selten sich darbietende Overlegenheit, seine Ideen ins praktische Leben einzuführen, mit Kraft und Liebe ergriffen. Aber weit entfernt, in trüben Nebelbildern zu schwärmen, wor die Verfassung, welche er dem neuen Gemeinwesen gab, in allen Stücken den vorhandenen Verhältnissen, den Naturbedingnissen, der Wesenlage desselben angemessen und er sonk Verständnißs für seine Ideen und Bereitwilligkeit bei seinen Freunden, sie zu verwirklichen. Ihn hatte Plato

Digitized by Google

um die schöne Aufgabe eines Gesetzgebers bewerben mögen. In klarer Einsicht der verschiedenen gleich wesentlichen Aufgaben der Gesellschaft, für Recht, Sittlichkeit, Religion, Wissenschaft, Kunst, Erziehung, zeichnete er einer jeden ihre eigenthümliche und autonome Wirksamkeit vor, und setzte sie zugleich in allseitige Wechselwirkung. Der politischen Behörde wies er ihre bestimmte Sphäre an, die Wahrung und Verwaltung des Rechts, und verwehrte jeden Uebergriff von jeglicher Seite; denn die Rechtsgesellschaft hat nur die Bedingungen für die Erreichung sämmtlicher Lebensaufgaben der Menschen herzustellen, nicht aber selbst das ganze gesellschaftliche Leben in die Hand zu nehmen und zu bestimmen. Er entwarf ein durchaus organisches Gemeindewesen, errichtet auf dem Grundsatze freier Vergesellschaftung für sämmtliche Lebensaufgaben der Menschheit, weit entfernt von dem Unheil der Omnipotenz des Staats aber der Kirche aber des Industrialismus und der Gedherrschaft. Ja, wer Prophet wäre, wer erschauen könnte, ob nach hundert Jahren, wenn das Hideicommiß der Wittwe Klopstock ihren amerikanischen Ururenkeln ausgehändigt werden wird, ab dann um den Krystallisationspunkt Hellungen sich ein Leben gebildet hat im Sinn der neuen Gesellschaftslehre? Aber auch ohne Prophet zu sein, kann man wahrsagen, daß, wenn man 2070 schreiben wird, in Europa und Amerika wenigstens stehende Heere nicht mehr zu finden sein werden, ebenso wenig bureaukratische Polizeiskaaten und unduldsame Priestergewalt. Ob der ewige Friede dann gekommen sein wird? Ob die Völker sich wie Brüder die Hand reichwinken werden? Ob Europa und Amerika dann, gleich Aerzten des Menschengeschlechts, die erkrarren asiatischen und die unmündigen und verwahrlosten afrikanischen Völker unter eine aufrichtige civilisatarische Vormundschaft und Erziehung genommen haben? Ob das Völkerrecht allgemein geworden und das Menschheitsrecht anerkannt sein wird? Hoffen wir mit Maß, aber mit Zuversicht! Die Völker werden bereinst, daß sie alle durch reichwinnen Macht und Wohlfahrt, wenn sie sich als Freunde ansehen. Leife, aber mit fester Hand, wird der allwaltende Genius der Menschheit sein Band der Versöhnung, des Friedens, der Liebe und Gerechtigkeit um alle Völker und Rassen schlingen, und jene erhobene Idee des Menschheitsbundes, d. i. eines das ganze Menschengeschlecht dieses Planeten umspannenden wohlgegliederten Gemeinwesens, wie es zuerst in der Loge zu den drei Schwertern unsern Freunden dargestellt wurde, wird eine lebendige Wahrheit werden; das Licht dieser Wahrheit, welches jetzt nur wie aus der Ferne winkende Sterne im Geiste einzelner Denker und Menschenfreunde leuchtet, wird mit Tagesheile das schöne Rund der Erde umstrahlen.

# Feuilleton.

## Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Leopold von Ranke's Werk „Zur deutschen Geschichte" sagt die „Saturday Review" vom 24. December 1870: „Die Geschichte Deutschlands von der Abdankung Karl's V. bis zum Ausbruche des Dreißigjährigen Kriegs ist dem Genius des ausgezeichneten Historikers, dem wir eine zwar kurze, aber scharf ausgeprägte Skizze derselben verdanken, ganz besonders angemessen. Die Erzählung eines großen oder aufregenden Zeitabschnitts aus Leopold von Ranke's Feder entspricht gewöhnlich, weil es ihm an malerischer Schilderung, lebendigkeit und Sympathie mit dem Volke gebricht, den Erwartungen nicht. Er ist nur dann in seinem Element, wenn er die verborgenen Handlungen und noch tiefer verborgenen Beweggründe der Fürsten und Staatsmänner ans Licht ziehen kann; dach kann uns die meisterhafte Art und Weise, in welcher der Historiker diesen Theil seiner Aufgabe löst, die vielen gleich wichtigen Seiten der Geschichte, die aus seiner Behandlungsweise gewöhnlich nicht zu scheinen, nicht vergessen machen. Dieser Mangel wird indessen in der Geschichte einer ereignißlosen Zeit, wo große Ideen im Verborgenen ruhten und das Ball, mit seiner Loge zufrieden und nur materielle Wohlfahrt erstrebend, die Leitung seiner Angelegenheiten fast gänzlich seinen Herrschern überließ, weniger fühlbar. In einer solchen Zeit ist die Geschichte der Diplomatie wirklich die Geschichte des Landes. So verhielt es sich mit Deutschland während der sechzig Jahre friedlichen und ruhmlosen Gedeihens, die Ranke's Werk umfaßt; und es möchte allerdings scheinen, als ob die Unterbrechung dieses ruhigen Zustandes durch den Dreißigjährigen Krieg weit mehr von den unheilvollen Ränken der Staatsmänner als von einer solchen innern Nothwendigkeit herrührte, wie die, welche einem unwilligen Volke die Französische Revolution oder den amerikanischen Freiheitskampf und eine seinere Analyse erfordern würde, als wozu Ranke befähigt zu sein scheint. Sein Werk ist daher sehr befriedigend, und der Fleiß und Scharfsinn des Historikers ersetzen einigermaßen den Mangel an lebhafterm Interesse in dem verhältnißmäßig dürren Zeitraum, den er schildert. Er hegt eine sehr günstige Ansicht von Ferdinand's Charakter, und sein Porträt dieses Fürsten sowol, wie der gleichzeitigen Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, verdienen als Muster historischer Cabinetsmalerei besondere Beachtung. Die Schwäche des gutmeinenden Maximilian II., welcher das ganze Unglück Deutschlands dadurch herbeiführte, daß er sich von den Einflüsterungen Philipp's II. von seinen anfänglich billigern Absichten gegen seine protestantischen Unterthanen abdringen ließ, ist sehr wirksam dargestellt, wozu vielleicht des Verfassers leidenschaftsloser Stil und seine Abneigung, ein sittliches Urtheil zu fällen, besonders mit beiträgt. Was der Autor selbst unterlassen, wird der Leser sicherlich nachholen."

Ueber den dritten Band des Werks: „Aus Schelling's Leben. In Briefen", sagt das Blatt: „Er umfaßt einen längern Zeitraum als seine Vorgänger, steht ihnen aber sowol an Ausdehnung als Interesse bedeutend nach. Waren auch die letzten vierzig Jahre von Schelling's Leben nicht gerade unglücklich oder unglücklich, was seine äußern Umstände betrifft, so bieten sie doch gegenüber der überreichen geistigen Thätigkeit seiner Jugend ein entmuthigendes Bild dar. Wie Coleridge trug er sich stets mit einem neuen philosaphischen System, welches, so glaubte er, könnte er es nur vollenden und verlegt bekommen, gewiß alle Räthsel lösen, alle Widersprüche versöhnen und die ganze Menschheit von der Laß aller metaphysischen Speculation sie immer deserirn würde. Der Unterschied zwischen beiden war nur der, daß, während Coleridge's erhobene Speculationen nie so sehr entweicht wurden, niedergeschrieben zu werden, sondern in den Kammern seines Geistes, wie die Speckseiten in des Irländers Hütte, nur „zur Ansicht" aufgehängt blieben, Schelling es mit den seinigen vollkommen ernst nahm und blos deshalb nichts sagte, weil er in der That nichts zu sagen wußte. Nachdem er einmal Spinoza's Axiome in eine Sprache übersetzt hatte, welche sür poetisch gestimmte Leser ebenso anziehend wie das Original abstaßend war, hatte er in Wahrheit seine Mission erfüllt. Spinoza's Anschauungen blieben in seinen Händen der Entwickelung unfähig, und der einzige fernere Gebrauch, den er von ihnen machen konnte, war, eine unmöglische Versöhnung zwischen ihnen und einer total entgegengesetzten Ideenreihe zu versuchen. Ein geheimes Bewußtsein von der Unausführbarkeit der Aufgabe erklärt zur Genüge die geistige Trägheit seiner letzten Jahre sowie die nervöse Scheu vor der Oeffentlichkeit, welche, als endlich Berichte über seine Vorträge veröffentlicht wurden, ihn dazu bestimmte, sie gänzlich einzustellen. Dies war in Berlin, wohin er sich auf des verstorbenen Königs von Preußen Einladung begeben hatte. Schelling genaß die zuletzt Achtung und Ansehen, seine sociale Stellung war in vieler Hinsicht glänzend; allein sein wenig ausgebehnter und noch weniger interessanter Briefwechsel ist ein schmerzliches

Digitized by Google

Zeichen von der Abnahme seines geistigen Einflusses. Die Briefe sind hauptsächlich an Verwandte oder Schüler gerichtet; die bemerkenswerthesten Aussprüche hierüber bildet eine Reihe von Briefen an Victor Cousin. In diesen sowol wie in den übrigen bricht sein Neid auf Hegel auf sehr komische Weise aus. Allerdings war seine Stellung gegenüber seinen frühern Schülern eine sehr schwierige. In den letztern Jahren scheint das Interesse an Schelling's Philosophie sich von neuem zu beleben und die Bewegung mehr ohne Zorngift mit einer etwaigen für Deutschland aufbewahrten Erinnerung der Romantik gleichen Schritt zu fortschreiten. Wir können indessen vorhersagen, daß sie sich auf die poetischen Anschauungen seiner Jugend beschränken und die andern mystischen Ueberschwenglichkeiten, sowie das krampfhafte Streben nach Originalität in jener spätern Periode, welche seine Blütezeit hätte sein sollen, übergehen werde."

Ueber A. Boden's „Vertheidigung deutscher Classiker gegen neue Angriffe", heißt es ebendaselbst: „Die Wissenschaft hat keinen andern Feind als die Unwissenheit, und der einsichtsvolle Leser wird leicht errathen, daß der Feind, gegen welchen Hr. Boden es unternommen hat, die deutschen Classiker, besonders Goethe und Lessing, zu vertheidigen, kein anderer als Wolfgang Menzel sei. Es ist unbedingt wünschenswerth, alles zu erfahren, was gegen geistige Potentaten vorgebracht werden kann, und wir sollten es vielleicht Hrn. Menzel, der eine Art deutschen Bevillots und ein viel besserer Schriftsteller ist, als sein Gegner einräumen möchte, Dank wissen, daß er das nützliche aber gehässige Amt eines advocatus diaboli übernommen hat. Das vermindert indessen durchaus nicht unsere Genugthuung, ihn so wirksam widerlegt zu sehen, wie es hier von Hrn. Boden geschehen ist. Die zurückgewiesenen Beschuldigungen sind hauptsächlich die der Lasterhaftigkeit und übertriebenen Selbstbewunderung, was Goethe, und fanatischen Hasses des Christenthums, was Lessing betrifft."

Ueber F. Kreyßig's „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart" sagt der Recensent: „Hr. Kreyßig ist ein Vertheidiger der realistischen Schule in der Dichtung, und Freytag und Fritz Reuter sind seine Helden unter den heutigen deutschen Novellisten. Andere Schriftsteller werden nur insofern mit Achtung behandelt, als sie sich diesen Mustern nähern. So kommen Auerbach, Spielhagen und Fanny Lewald sehr gut weg, während Gutzkow schonungslos bekämpft wird. Im allgemeinen muß man einräumen, daß Kreyßig's Beurtheilungen nicht gerade unberechtigt ist, und sein Buch als Leitfaden bei der Lektüre deutscher Romane nützlich sein kann. Wir hätten indessen gern eine ausdrücklichere Anerkennung der Thatsache gesehen, daß ein erfolgloser Schriftsteller, der ein idealleres Streben hat, wenn auch als Romanschreiber weniger befriedigt, doch als Persönlichkeit interessanter sein kann als der treueste Copist des Alltagslebens. Hr. Kreyßig ist jedoch zu streng poetisch für Alltagslebens. Hr. Kreyßig ist jedoch zu streng poetisch für solche Feinheiten der Kritik, er ist ein Julian Schmidt in Miniatur."

Julius Sturm's „Kampf- und Siegesgedichte" geben dem Blatte Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Es ist interessant, eine zuverlässige Schätzung der Anzahl patriotischer Gedichte, welche seit dem Beginn des Kriegs in Deutschland verfaßt worden sind, zu erlangen. Sie belaufen sich bereits auf 600000. Dies wenigstens ist die Berechnung eines der Dichter, Hrn. Julius Sturm's, welcher sagt, sein Vaterland besitze «so viele Lieder wie Bajonnete». Es hätte ihm beikommen können, daß, wenn dem so sei, es ihm gezieme, sehr vorsichtig zu sein, ehe er ihre Anzahl vermehre. Es wird viel heißen, wenn sich unter den 600000 sechs befinden, die irgendwelche Ansprüche auf Inspiration, nicht der höchste Theil von sechs aber wird in dem Bändchen des Hrn. Sturm zu finden sein. Die anständige Gewöhnlichkeit seiner Verse wechselt zuweilen mit wirklichem Pathos ab, wie z. B. wenn, nachdem er den Strasburgern über die Beschießung ihrer Stadt sein Beileid bezeigt hat, er sie auffordert, sich darauf zu freuen, daß sie aus den Taschen ihrer gewesenen Landsleute, der Pariser, eine Entschädigung finden werden."

„Dr. F. A. Leo", sagt das Blatt ferner, von seinen „Gedichten" redend, „leidet entschieden nicht an Gedankenüberfluß. Er braucht sechzehn Zeilen, um einem kleinen Knaben zu sagen, er könne den Thron nicht mit seinem Fuße aufhalten, und kann einer jungen Dame nicht ohne Anstrengungzeichen verstehen, daß sie wie ein Engel singe, als ob die Thatsache etwas so Ueberraschendes an sich hätte. Seine Diction indessen ist gut und seine Verse sind musikalisch."

Ueber Heinrich Kruse's „Wullenweber" lesen wir: „Es würde genauere Bekanntschaft mit einer dunklen Periode der deutschen Geschichte erfordern, um positiv zu entscheiden, ob Jürgen Wullenweber, der Bürgermeister von Lübeck um die Mitte des 15. Jahrhunderts, ein Patriot oder Seeräuber war. Er wurde in letzterer Eigenschaft hingerichtet; die Entscheidungen der feilen und unpatriotischen deutschen Prinzlein seiner Zeit jedoch flößen den Geschichtsforschern nur wenig Achtung ein, und binden gewiß den dramatischen Dichter in keinerlei Weise. Dadurch, daß Hr. Kruse seinen Wullenweber als den Vertreter des deutschen Seeunternehmens behandelt, hat er nicht ungeschickt eine berechtigte nationale Sympathie für sein Stück gewonnen und ihm eine Wirksamkeit geschert, welche dessen literarischen Verdienst allein ihm kaum verschafft haben würde."

Julius Grosse's „Pesach Pardel" wird sehr anerkennend, doch mit nur vier Zeilen erwähnt. Es sei bedeutender Humor darin, heißt es, und der komische Dialog sei sicher mit großer Wirkung als Träger des Burlesken verwendet. Von Tschischwitz' „Uebersetzung der Shakspeare'schen Sonette" heißt es, sie seien zwar so genau, wie die irgendeiner ihrer Vorgänger, aber nicht so poetisch wie einige derselben.

## Bibliographie.

Album. Bibliothek deutscher Original-Romane. Unter Betheiligung der ersten deutschen Schriftsteller herausgegeben von A. Meißner. 2ster Jahrgang, 1871. 24 Bde. Leipzig, Günther. 1870. 8. 4 Thlr.

Auerbach, B., Gesammelte Schriften. 1ster bis 3ter Bd. Wien, W. Braumüller. 8. à 1 Thlr.

Baumbauer, H., Die Berührungen zwischen dem Atomgewichte und der Natur der chemischen Elemente. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Beck, A., Gedichte. Stuttgart, Gebrüder. 16. 20 Ngr.

Berleysch, A. v., Wilder Wein. Lieder und Balladen. Leipzig, Matthes. 16. 1 Thlr.

Bierenguébert, A., Aus Krieg und Frieden. Geschichten für Jung und Alt gesammelt. Bernburg, Schilling. Gr. 16. 9 Ngr.

Birk, W. H. J., Reisen Hugo's in Afrika. Fabeln und Märchen der Eingeborenen. Nach Original-Handschriften der Grey'schen Bibliothek in der Kap-Stadt und anderen authentischen Quellen. Weimar, Böhlau. 1870. 8. 1 Thlr.

Briefwechsel zwischen Leising und seiner Frau. Neu herausgegeben von L. Schiele. Nebst einem Anhange über meist ungedruckte Briefe. Leipzig, Hirzel. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Brunier, L., Louise. Eine deutsche Königin. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 4ter Bd.: Dramatische Dichtungen von H. Gryphius. Herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr.

Eilh, M., Wanderung eines Ungeübten. In Briefen. 3 Bde. Heidelberg, C. Winter. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Erdmann, H., Frida. Märchen in drei Gesängen. Berlin, Hensche. 16. 10 Ngr.

Ehels, F. W., Beitrag zur Schiller-Feier des großen deutschen Tondichters Ludwig van Beethoven. Bonn, Wittmann Nachfolger. 1870. Gr. 16. 10 Ngr.

Eye, L. v., Wesen und Werth des Daseins. Unterhaltungen zur Feststellung eines Gesammtbewußtseins der Menschheit. Berlin, Langmann u. Comp. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Faber, F. W., Gedichte. Aus dem Englischen von C. Schlüter und R. Lange. Münster, Russell. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.

Frauen-Album. Charakteristiken aus alter und neuer Zeit. Unter Mitwirkung von Claudia Lodde, C. A. Brachvogel, M. zu Putlitz rc. herausgegeben von Jeanne Marie v. Gayette-Georgens u. H. Kletke. Berlin, Babel. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 6te vermehrte Aufl. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Aus dem Mittelalter. Neuer Abdruck. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gayette-Georgens, Jeanne Marie v., Oceana. Vier Stufenalter einer Dichterin. Berlin, A. Duncker. 1870. 16. 15 Ngr.

Germann, W., Wilhelmine Christine Friederike Schwarz. Sein Leben und Wirken aus Briefen des Halleschen Missionsschivs. Erlangen, Deichert. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heinemann, O. v., Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing. Briefe und Aktenstücke aus den Papieren der herzoglichen Bibliothek und den Akten des herzoglichen Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel. Leipzig, Hirzel. 1870. 8. 20 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften. Preis jedes Heftes 6 Ngr.

„Unsere Zeit" wird mit immer größerm Rechte als eine deutsche „Revue des deux mondes" bezeichnet und erfreut sich auch bereits eines sehr bedeutenden Leserkreises, eines weit größern als die meisten ähnlichen deutschen Zeitschriften. Sie bietet ein umfassendes Gemälde der Gegenwart, indem sie die politischen Bewegungen durch orientirende Artikel begleitet und ebenso aus fast allen andern Gebieten des Culturlebens das Thatsächliche in sachgemäßen, übersichtlichen Darstellungen vorführt. Der neue Jahrgang 1871 wird es sich besonders mit zur Aufgabe machen, die gewaltigen Ereignisse des Jahres 1870 in der gediegensten Weise und von den competentesten Bearbeitern zur Darstellung zu bringen.

„Unsere Zeit" empfiehlt sich besonders den Journal- und Leselrkeln als eine gediegene Zeitschrift von bleibendem Werth; sie bildet ihrem stofflichen Inhalt nach zugleich eine Weiterführung und fortlaufende Ergänzung zu jedem Conversations-Lexikon.

Das erste Heft des Jahrgangs 1871 ist in allen Buchhandlungen vorräthig. Dasselbe enthält:

Elsaß und Lothringen. Ein geschichtlicher und culturgeschichtlicher Ueberblick. Von Heinrich Rückert. Erster Artikel. — Die weltliche Herrschaft des Papstes und deren letzte Stunden. Von Dr. A. von Volpi. — Das französische Heer. — Von Karl Gustav von Berneck. — Chronik der Gegenwart: Revue der bildenden Künste.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## HERMES TRISMEGISTUS

AN DIE MENSCHLICHE SEELE.

Arabisch und deutsch herausgegeben von

Prof. Dr. H. L. Fleischer.

4. Geh. 20 Ngr.

Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft hat der berühmte Orientalist dieses „Sendschreiben" herausgegeben, dessen Handschrift sich in der leipziger Stadtbibliothek befindet. Der arabische Text erscheint zum ersten mal im Druck, während die früher vom Herausgeber veröffentlichte Uebersetzung hier in wesentlicher marbeitung vorliegt

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Neueste Kriegskarten.

**Paris als Waffenplatz.** Paris und seine Festungswerke. (In mehr als 90000 Abdrücken verbreitet.) 2½ Sgr.

**Die deutsch-französischen Grenzen,** historisch — politisch — sprachlich. In 5 Farben dargestellt. Entworfen und gezeichnet von Henry Lange. 4 Sgr.

**Karte von Frankreich.** (Nebst Carton: Umgebung von Paris.) Von Henry Lange. 5 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Bunsen's Bibelwerk.

Drei Abtheilungen in neun Bänden.

Geheftet 20 Thlr. Gebunden 23 Thlr. Bibelatlas 1 Thlr.

Neue Ausgabe in 30 Lieferungen.

Erste Lieferung.

Subscriptionspreis jeder Lieferung 20 Ngr.

Das berühmte Werk liegt jetzt vollendet vor und ist vollständig auf einmal, geheftet und gebunden, oder nach und nach in 9 Bänden oder in 3 Abtheilungen zu beziehen. Außerdem erscheint von demselben, um die allmähliche Anschaffung zu erleichtern, eine Neue Ausgabe in 30 Lieferungen zu je 20 Ngr. Von dieser Ausgabe werden monatlich 1—2 Lieferungen ausgegeben. Die erste Lieferung ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten.

Bunsen's Bibelwerk, das schon während seines allmählichen Erscheinens große Verbreitung gefunden hat, ist trotz einzelner Anfeindungen von katholischer und orthodoxer protestantischer Seite allgemein als ein höchst bedeutendes Unternehmen anerkannt worden, das die vollste Beachtung nicht nur der theologischen Welt, sondern der weitesten Kreise des deutschen Volks verdient.

## Bunsen's Bibelwerk

nach seiner Bedeutung für die Gegenwart beleuchtet

von

**Bernhard Bähring.**

Zweite umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 12 Ngr.

Bähring's bereits in zweiter Auflage vorliegende Schrift hat sich als eine vorzügliche Einführung in Bunsen's Bibelwerk bewährt, indem sie mit Klarheit und Schärfe die Beziehungen hervorhebt, wegen deren dasselbe für unsere Zeit von so tiefer Bedeutung ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## BEETHOVEN,

ses critiques et ses glossateurs.

Par **Alexandre Oulibicheff.**

8. Geh. 3 Thlr.

## Beethoven,

seine Kritiker und seine Ausleger.

Von Alexander Ulibischeff.

Aus dem Französischen übersetzt von Ludwig Bischoff.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieses Werk des berühmten russischen Biographen Mozart's über Beethoven, im französischen Original wie in trefflicher deutscher Uebersetzung vorliegend, steht in wohlverdientem Ansehen als einer der wichtigsten Beiträge zur Beethoven-Literatur. Das Andenken des Jubiläums sei die Aufmerksamkeit der Musiker und Musikfreunde von neuem darauf hingelenkt.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 19. Januar 1871.



Inhalt: Neue dramatische Literatur. Von Rudolf Gottschall. — Revue musikalischer Schriften. — Romane und Novellen. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Vom deutschen Theater.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Neue dramatische Literatur.

1. Biolante. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Lingg. Stuttgart, Cotta. 1871. 8. 22 Ngr.

Hermann Lingg, der bereits einmal in seinem „Catilina" den Versuch gemacht hat, mit einem Trauerspiel die Bühnen zu erobern, deren Sprödigkeit ein antiker Stoff selten zu bewältigen vermag, wählt den Stoff zu seinem neuen Trauerspiel aus dem Zeitalter der Hohenstaufen, auf deren Bühnenschicksal man bekanntlich den Spruch aus einem der Raupach'schen Kaiserstücke anzuwenden pflegt:

Ich wußt' es wol — es mußte so verlaufen —
Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen.

Indeß spielt hier die mit Scepter und Reichsapfel ausgerüstete, über die Alpen hinübergreifende Kaiserfamilie nicht die wuchtige historische Rolle wie in jenen Dramencyklen, in denen das Geschick eines einzelnen Kaisers oft in vier- bis fünfactigen Dramen die Prosceniumslampen erschüttert. Zunächst ist es nur ein Sprößling der Hohenstaufen, der auch von Raupach verarbeitete König Manfred, welcher die historische Hauptrolle spielt, und dann ist es nur eine geschichtliche Episode, welche hier einer Liebestragödie zu Grunde gelegt ist.

Den Mittelpunkt des Stücks bildet der Conflict im Herzen der Biolante, welche ihrem Bruder, dem König Manfred, mit inniger Liebe zugethan ist, während ihr Gatte, Graf Richard von Caserta, der Vasall des Königs, diesen an seine Feinde verräth. Der Kampf zwischen Bruder- und Gattenliebe ist gewiß ein tragischer Conflict; dann aber müssen beide Neigungen mit gleicher Wage gewogen werden. Biolante aber liebt nur Manfred, schon im zweiten Act erfahren wir von ihr, daß sie sich selbst nur getäuscht hat als sie ihren Gatten zu lieben glaubte.

Wie steht es aber mit dieser Bruderliebe? Will der Dichter uns im Costüm der Hohenstaufenzeit eins jener modernen bedenklichen Probleme vorführen, welche ein psychologisches und sociales Interesse in Anspruch nehmen? Biolante wird von dem eigenen Gatten der „Blutschande" angeklagt — wie steht es mit dieser Liebe im Auge des Dichters? Ist es eine Liebe, welche über die Schranken der Geschwisterliebe hinausreicht? Sind in dem Stück psychologisch feine Züge enthalten, welche eine tragische Schuld der Heldin bestätigen, indem diese die Grenzen von Recht und Sitte in heißloderner Leidenschaft überspringt?

Das Psychologische ist bei Lingg's Begabung nicht die starke Seite; das Stück verläuft mehr äußerlich: der äußere Lärm, die Dichterfeste der Hohenstaufen, die päpstlichen Legaten, die in diesen deutsch-mittelalterlichen Geschichtsstücken so typisch sind wie die Herolde in den Shakspeare'schen Historien, der Verrath, der wieder verrathen wird, die List der Gefangennehmung, die sich wieder überlisten läßt, Schlachtlärm und Kerkerscenen — das stellt diese innere Entwickelung tief in Schatten; wir hören so viel vom Papst, von Karl von Anjou, von Konradin, daß das Innere Biolante's und das Geheimniß ihrer Neigung zu ihrem Bruder uns stets in Vergessenheit geräth. Mit einem Wort, die Historie überwuchert das psychologische Problem, in welchem allein doch die Berechtigung dieser Tragödie liegt.

Den Sinn für die eingreifenden Momente, welche gerade dieses Problem betreffen und einen scharfmarkirten Entwickelungsgang der Handlung durchsetzen könnten, verleugnet die Lingg'sche Muse in solcher Weise, daß sie eins der wichtigsten Motive gleichgültig aus der Tasche verliert. Boso, der Jago des Othello Richard, sucht das Verhältniß zwischen Manfred und Biolante in ein zweideutiges Licht zu stellen, erwähnt das Gerücht, daß beide nicht Geschwister wären; sie sehe ihrem Bruder, dem König, nicht ähnlich, auch verrathe kein Zug an ihr die Abkunft von König Manfred. Auf dies wichtige Motiv, auf welches sich eine Tragödie gründen ließ, kommt der Dichter im Laufe des Stücks nicht ein einziges mal zurück.




Digitized by Google

Es bleibt nur ein beiläufiger Verdachtsgrund, durch welchen Boso seinen Herrn gegen Violante aufzureizen sucht!

Doch wenn wir auch diese Seiten des Themas ignoriren, welche für einen Hebbel und ähnliche Talente eine besondere Anziehungskraft ausüben würden, so bleibt es gleichwol, wenn der Conflict zwischen Bruder- und Gattenliebe uns Theilnahme einflößen soll, unerläßlich, daß nicht die letztere schon von Haus aus erloschen ist. Für Violante ist es ein geringes Weh, ihren Gatten ihrem Bruder zu opfern. Sobald sie merkt, daß der erste auf Verrath sinnt, schwört sie ihm ewigen Haß. Im Grunde aber entscheidet über Manfred's Schicksal nur das Schlachtenglück, eine Fortuna auf der rollenden Kugel, deren Entscheidungen für das Epos berechtigter sind als für die Tragödie.

Wir vermissen in der „Violante" die scharfe Fassung des Conflicts und jene Energie der dramatischen Spannung, welche uns unlöslich wie mit eisernen Klammern fesselt. Das Stück ist eine Hohenstaufentragödie — und dies ist seit Raupach's Zeiten ein etwas blasses Lob.

Daß ein Dichter wie Lingg indeß mit der Energie seiner poetischen Begabung ein Drama vielfach durchleuchten werde und so über das Mittelgut erheben, dem allerdings eine Menge der blos historischen Scenen unrettbar verfällt, ist selbstverständlich, und so hat der Stil oft jene Sonnenblicke dichterischer Wärme und Inspiration, mit denen uns ein geborener Poet stets zu erquicken weiß. Daß es dem Stück und dem Stil auch an dramatischer Beweglheit nicht fehlt, beweise der folgende Monolog der Violante, die, von der verrätherischen Absicht des Gatten überzeugt, seine Getreuen auf die Probe setzt:

Er ist erkannt, in ihm
Ist längst schon Abfall und Verrath beschlossen.
Und diesen Mann hab' ich geliebt? Geliebt?
Er konnte so mich täuschen? Nein! Ich selbst
Hab' mich getäuscht, ich hab' ihn nie geliebt.
Und hab' ich es geglaubt in meinem Herzen,
So war es Lüge, und sie rächt sich jetzt.
Wie bin ich doch so ganz allein! Was will,
Was kann ich thun? Wenn ich befehlen wollte,
Wer folgte mir? Wer wlirde mir ein Bote
Zu Manfred? O ich bin allein, allein!
So sei es denn! Allein will ich's vollenden.
Wie still es ist, als wäre tiefster Friede,
Kein Ruf der Wachen! Alle ruhn, sie schlafen,
Sie schlafen alle dem Verrath entgegen.
Was ist das? Hört' ich was? Nein, nur das Rauschen
Des Garigliano dringt herauf, mir ist's
Als schleiche was von allen Seiten her,
Die Lüfte wispern — da und dort durchs Dunkel
Blinkt's wie geheimnißvoll hervor, und — nein,
Die Nacht ist mondhell, jede Welle schimmert
Im Licht des herrlichsten Gestirns, die Berge
Wie nah, wie dunkel! Dort! Es scheint, es sprengt
Ein Reiter nach der Brücke, ist's ein Späher?
Ein Feind vielleicht, bemerkt ihn niemand
Als ich? Wo ist er? Dort? Ich sehe nichts mehr,
Und alles still. Ich täuschte mich, mich schreckte
Ein Trugbild meiner bangen Sinne nur.
Da fällt mir ein — wie, wenn ich's wagte, wenn ich
Versuchte, ob wir sicher und bewacht sind
Vor einem Ueberfall? Wag' ich's, soll ich
Die Wachsamkeit, die Treue der Besatzung
Erproben? Halt, was sucht' ich — hier, ja hier —
Dich Heerschild will ich jetzt erschallen lassen,
Schrei laut und weck', weck' alles auf! Hört mich!
(Schlägt an den Schild mit einem Hammer.)
Noch keine Waffe blinkt, kein Wächter kommt;
Ich will euch stärker rufen.
(Schlägt wiederholt an den Schild.)
Jetzt! da blitzt,
Dort glitzt es her! Sie hörten. Auf, wacht auf!
Hörter, Vasallen, Gbibellinen! Hierher,
Wer König Manfred treu ist und ihm dient.

Lingg's Talent ist mehr episch als dramatisch; er vermag es nicht, die Gegensätze kraftvoll herauszuarbeiten, uns in das Innerste der Charaktere so einzuführen, daß wir das Wachsthum der Leidenschaft miterleben. Die originelle Eigenart seines Talents, die nach anderer Seite hin gravitirt, findet im Drama nur selten Gelegenheit sich zu bewähren. So ist eine große Zahl der Scenen schablonenhaft und verleugnet die Raupach'sche Richtung nicht, die gegenwärtig mehr Nachfolger hat, als die officiöse Kritik, über welche heutigentags die meisten Poeten gebieten, einzuräumen geneigt ist. Daß aber die Stoffe des deutschen Mittelalters der Bühne der Gegenwart fremdartig sind — diese Wahrheit, welche sowol theoretisch als praktisch sich leicht feststellen läßt, wird immer wieder von unsern Dramatikern verkannt, um so mehr, als die Kritiker der akademischen Richtung stets von neuem gegen dieselbe ankämpfen. Hat einmal ein solches Drama einen günstigen Bühnenerfolg, so ertönt überall der Triumphgesang über die Niederlage der sogenannten modernen Anschauung, und an alle Poeten ergeht die sehr überflüssige Aufforderung, mittelalterliche oder antike Stoffe zu wählen, im Harnisch oder in der Toga zu erscheinen und der kritischen Hyperweisheit zu lachen, welche für das unbegrenzte Stoffgebiet echter Dichtung kleinliche Schranken aufzustellen sucht. Dies kommt nun den Wünschen unserer Dichter entgegen; denn in der That, wenn alle Bücherdramen zur Aufführung kämen, so würde Melpomene immer mit dem Helm auf dem Kopf erscheinen, wenn sie auch aus Versehen wie der Ritter von der Mancha bisweilen ein Barbierbecken dafür ergriffe; es würde von klirrenden Harnischen, Schilden, Speeren ein schrecklhaftes tragisches Getöse auf den welthedeutenden Brettern ertönen, und man würde erst aus dem Datum des Theaterzettels erkennen, daß man im 19. Jahrhundert lebt und daß inzwischen das Pulver erfunden worden ist.

Neuerdings hat ein Drama mit einer dicken mittelalterlichen Atmosphäre auf der berliner Hofbühne solchen Beifall gefunden, daß man darauf fußend glaubte, die Principien moderner Kritik als hinfällig verurtheilen zu dürfen; es war dies:

2. Der Graf von Hammerstein. Historisches Schauspiel in fünf Acten von Adolf Wilbrandt. Berlin, Bloch. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir sind weit davon entfernt, einem mittelalterlichen Stoff die Möglichkeit eines momentanen Bühnenerfolgs absprechen zu wollen, derselbe kann durch das Talent des Dichters sowie durch die theatralische Gewandtheit desselben erreicht werden; wir leugnen nur, daß solche Stücke irgendeine Zukunft haben, daß in ihnen eine Bereicherung der Nationallitteratur liegt, daß der Gedankenkreis, in welchem ihre Helden sich bewegen, der Nation irgendwelche geistige Schätze zu erschließen vermag. Wie verschollen sind

Digitized by Google

Raupach's Historien und welche glänzenden Erfolge haben sie auf dem berliner Hoftheater davongetragen!

„Im Marke lebt die sprossende Gewalt", sagt Schiller's Wallenstein, und dies Mark aller Dichtung ist der Geist. Der Geist großer Dichter aber steht auf der Höhe ihrer Zeit, erfreut sich aller Resultate geistigen Schaffens und baut auf dieser Grundlage die eigene Schöpfung auf. Viele Jahrhunderte zurückgreifen in der Stoffwahl, heißt verzichten auf die Verwerthung aller geistigen Errungenschaften der Neuzeit oder den Anachronismus in Permanenz erklären.

Das Trauerspiel von Adolf Wilbrandt hat ein Thema, welchem das Siegel des Veralteten deutlich aufgeprägt ist. Die Kirche verbietet die Verwandtenehen — dies ist heutigentags ohne Interesse für uns, denn bei uns kann der Cousin die Cousine heirathen. Ob dies zwar immer wohlgethan sei, darüber muß man die Physiologen fragen. Wenn ein beliebiger Pfaffe auftritt und uns mit hochtönenden Worten dies Verbot der Kirche verkündigt als ein Verbot der höchsten Autorität, gegen welche sich aufzulehnen ein Verbrechen ist: so werden wir als Menschen des 19. Jahrhunderts auf dies Verbot nicht das geringste Gewicht legen, nicht den geringsten Antheil daran nehmen; denn was ist uns Hekuba? Wenn aber ein Physiolog auftritt und uns thatsächlich beweist, daß die Verwandtenehen nicht zum Heile der Menschheit gereichen, daß die Circulation des allgemeinen Lebensblutes Stockungen erleide durch die wiederholte Beschränkung auf denselben Kreis, daß die Kinder aus solchen Ehen eine höhere Begabung vermissen lassen, ja oft geistiger Beschränktheit verfallen: so würden wir Antheil an der ganzen Sache nehmen, freilich den entgegengesetzten, den der Dichter von uns verlangt, indem wir dem Ritter von Hammerstein wünschen würden, er möchte, um mit dem Philosophen Hegel zu sprechen, seine „subjective Verliebtheit" zu überwinden suchen im Interesse der künftigen Generation.

Von derartigen profanen Anschauungen ist natürlich in einem „geharnischten" Stücke nicht die Rede; hier steht auf der einen Seite die Autorität als solche, die leere Form des Verbots, auf der andern die hartnäckige Liebe und Treue des Grafen für seine angetraute Muhme. Sehen wir also auf den geistigen Kern des Stücks, so ist er hohl; der Conflict ist ein rein formaler und geistloser, der Kampf für oder gegen die Verwandtenehe ohne Interesse für das Publikum der Gegenwart, auf welches ein auf der Bühne aufgeführtes Stück immer Rücksicht zu nehmen hat. Gleichwol vermag die Gewandtheit eines dramatischen Dichters bis zu einem gewissen Grade die geistige Nichtigkeit des gewählten Stoffs zu verdecken. Nicht als ob wir hier eine originelle und geniale Charakteristik zu erwarten hätten; doch Wilbrandt besitzt in der Führung der Handlung, in der anschaulichen Gegenüberstellung der kämpfenden Parteien, in der Zuspitzung des dramatischen Conflicts eine unleugbare Gewandtheit — und nicht geringer ist seine Kenntniß der Bühne, was die Wirkung durch scenische Arrangements, durch die Poesie der Gruppirungen und Beleuchtungseffecte betrifft, den theatralischen Effect, der oft, aber nicht immer mit dem dramatischen zusammenfällt. So ist der erste Act außerordentlich belebt, die Trauung Otto's mit Irmgard unter freiem Himmel, das Einschreiten des Bischofs Meinwerk dagegen und dann des Kaisers selbst bringt den ganzen Conflict mit dramatischer Steigerung zur Anschauung.

Hier ist dramatische Wirkung, während der zweite Act, die Klosterscene in der großen Halle, die Blitze und Donnerschläge, die Entführung aus dem Kloster eine theatralische Wirkung ausüben, welche einen mehr opernhaften Reiz besitzt. Opernhaft ist auch Hammerstein's Verkleidung und das minniglche Lied, das er singt von der gefangenen Hildegunde, welches in seinen Nibelungenstrophen sehr wenig liederartig klingt, aber desto ritterthümlicher; denn es „mahnt an der Vorzeit holde Romantik".

Mit dem dritten Act beginnt indeß das dramatische und theatralische Interesse sehr abgeschwächt zu werden. Die Handlung nimmt in der That von jetzt ab einen epischen Verlauf. Das Geheimniß des Dramas ist die Abbreviatur; der ganze Conflict ist aber eigentlich schon mit dem ersten Act erschöpft. Was dann folgt, sind die wechselnden Schicksale der Liebe, Abenteuer, die für die epische Behandlung von Interesse, für das Drama aber nur ermattende Wiederholungen sind.

Im dritten Aufzug sucht Bischof Meinwerk Irmgard zu bereden, daß sie den Gatten zu seinem eigenen Heil verlasse. Irmgard ist bereit zu entsagen; doch Otto bekehrt sie zu besserer Einsicht, und in der belagerten Burg Hammerstein trotzen sie der Aufforderung des Kaisers zur Uebergabe. Ein Hin- und Herstiten der dramatischen Handlung ohne entscheidenden Fortgang. Der vierte Act bringt eine Wiederholung desselben Motivs in etwas anderer Variation. Irmgard entflieht; doch Otto bringt sie wieder, und beide wandern einsam, mit Kirchenbann und Reichsacht beladen, in die Nacht hinaus. Der günstige Zufall, daß Konrad von Franken, Hammerstein's alter Freund, an Stelle des verstorbenen Kaisers Heinrich deutscher König wird, führt das Stück, nach einer Reihe von Genrebildern, welche im letzten Act am wenigsten an ihrem Platze sind, zu glücklichem Ausgang. Der Inhalt des Schauspiels ist der eines bürgerlichen Rührstücks, dessen Helden sich in Ritter und Priester verkleidet haben. Durch geschickte Benutzung des Effects weiß der Dichter über die Wiederholungen und die Zerflossenheit der drei letzten Acte zu täuschen.

Neben dieser bühnlichen Gewandtheit aber ist die Kraft und Energie der dramatischen Diction hervorzuheben, welche dem ganzen Drama einen kernhaften Stil verleiht. Wilbrandt, ein gewandter Uebersetzer Shakspeare's, hat sich, frei von sklavischer Nachahmung, an dem Muster des britischen Dichters herangebildet; und wenn ihm auch die Fülle einer reichen Phantasie fehlt und die tiefe, geniale Weltanschauung, welche den großen Dichter kennzeichnet, so hat er doch gleich ihm sich knapper, energischer Diction befliffen, wo es den gesammelten Ausdruck der Leidenschaft und des Affects gilt. Auch an Stellen von lyrischem Reiz fehlt es nicht; die große Nibelungenballade mit ihrem manierirt altdeutschen Stil dürfte indeß auf poetischen Werth keinen Anspruch machen, wohl aber Scenen wie die folgende des vierten Acts, trotzdem daß auch sie zu sehr auf mittelalterlichem, legendarischem Goldgrund aufgetragen ist:



Digitized by Google

Otto. Irmgard.

Otto.

(hereinschaut Irmgard gerührt; nimmt ihre beiden Hände).
Mein treuer Hänfling! — Als mein Winter kam
Und Lerch' und Staar und Schwalbe mich verließen,
Da bliebst du mir zurück! — Was schenk' ich dir
Zum Dank für deine Treue, lieber Gast?
Den holden Sommer deiner Jugendzeit,
Die Maienwonne gabst du mir dahin;
Ich kann dir nichts so Goldnes wiedergeben.

Irmgard (tief bewegt).

Was spricht du, Liebster? Fordr' ich was von dir?
Ich habe dich; — was könnte Gott mir geben?
(Sie umschlingt ihn; Otto drückt sie ans Herz.)
O du, der all mein Leben in sich faßt,
Ich liebte dich als ich mein Wort dir gab;
Doch lieb' ich dich mit tausendfacher Stärke
Seit ich dies Wort dir hielt! Herz dir am Herzen,
Schicksal und Schicksal eins, und Will' und Wille —
So wuchs erst mein Gefühl und ward zum Baum,
Der all mein Sein und Denken überschattet!

Otto.

Geliebte du! so jung, so stark geprüft! —
In Acht und Bann! Die Glocken hör' ich, die
Mich dumpf dran mahnen, daß sie uns verbannten.
Kein Glöcklein klingt und ruft uns zum Altar;
Kein Priester segnet uns, kein Weihrauch duftet
Zur heil'gen Wölbung auf, kein Orgelton
Entstammt die Andacht der bewegten Seele.
Es hebt sich kein Gesang! In Acht und Bann
Stehn wir allein und horchen in die Nacht,
Als hätte Gott im Himmel uns verworfen.

Irmgard.

O Liebster —!

Otto.

Nein: nicht Gott verwarf uns, Irmgard;
Nur die wie Diebe seinen Namen stehlen,
Um so geschirmt zu hassen und zu fluchen!
Er, dessen Himmel sternbesät' sich wölbt,
Unnahbar in der unermeßnen Ferne,
Er lächelt, wenn sie fluchen, reich an Gnade,
Wie sie's an Haß nicht sind, und winkt der Seele,
Sich ihm getrost zu nahen! Und wenn kein Priester,
Kein Sang noch Weihrauch uns begrüßt, — wir sind
Die Kinder des geheimnißvollen Vaters,
Der unsichtbar zu stillen Seele spricht,
Und seines Geistes Athem wird uns segnen.
(Er nimmt die Kreuze und öffnet hinten die große Doppelthüre; man sieht in die dunkle Burgkapelle hinein. Es zündet die beiden Kerzen an, die auf dem sonst verdeckten Altar stehen; darüber wird das auf Goldgrund aufgetragene Bild der Dreieinigkeit — ohne ein Gemälde ähnlichen Inhalts — sichtbar. Otto kommt zurück und wirft sich mit Irmgard in der Halle auf die Knie, nach der Kapelle gerichtet. Das ferne Glockengeläute dauert noch fort.)

Du Unerschaffner, Ew'ger, Unerkannter,
Der du die Thaten wägst, die Seelen öffnest!
Dein Auge ruht im Dunkel unsrer Brust!
Nicht was die Lippen lallen, stimmert dich,
Was sich im Herzen regt, das wirst du richten.

Irmgard.

O segne mich, der du die Liebe bist;
Laß unsre Liebe ihren Haß bezwingen!

Otto.

Durchdringe mich, der du die Wahrheit bist;
Laß Lug und Trug von unsern Herzen fallen,
Und laß bestehn, was von der Wahrheit ist!

3. Gustav Wasa oder Maske für Maske. Schauspiel in fünf Acten von Bernhard Scholz. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1871. 8. 24 Ngr.

Auch dies Schauspiel hatte sich wie das vorhergehende des Bühnenerfolgs an einigen ersten deutschen Bühnen zu erfreuen; denn auch ihm ist die Gewandtheit scenischer Anordnung ebenso wenig abzusprechen wie einzelne Situationen von dramatisch durchgreifender Wirkung.

Freilich, beide Dramen sind Schauspiele, und das geschichtliche Schauspiel darf immer mit Mißtrauen angesehen werden, selbst wenn man mit Moritz Carriere die verspöhnliche Mittelform des Schauspiels als eine hochstehende Gattung des Dramas betrachtet; doch kann wird das bürgerliche Leben oder das Reich freier poetischer Erfindung seine Grundlagen bilden müssen. Der Genius der Weltgeschichte ist einmal die Tragödie; er ist nicht zu denken ohne Schuld und Sühne.

So trägt auch „Maske für Maske" mehr den Charakter eines Intriguenstücks; ja wenn man sich ein historisches Lustspiel im getragenen Stil denken könnte, ein Lustspiel, welches, ohne auf Humor und Witz Anspruch zu machen, durch eine Reihe durchsichtiger Verwickelungen zu heiterm Ziele führt, so würde „Maske für Maske" dieses Genre vollständig decken. Das Liebesabenteuer von Gustav Wasa steht dabei so in erster Linie, daß derselbe seine geschichtliche Aufgabe als Nebensache behandelt. Als er, wenn auch irrthümlich, annehmen zu müssen glaubt, daß seine Geliebte mit einem andern verlobt sei, so ruft er in bedrohlicher Situation aus:

Und könnt' ich jetzt mit einem Blicke mich,
Mit einem Worte retten, ich will es nicht:
Wer mir den Tod bringt, der ist mir willkommen! —

und später, als man gegen ihn die Schwerter zieht:

Ja, zieht das Schwert! Bohrt es in dieses Herz,
Taucht es so tief, als seine Klinge reicht,
Ich sehne mich zu fallen, denn mein Leben
Liegt schon in Trümmern! Kommt, Graf Nils! Ich biete
Die Brust Euch dar und ohne Gegenwehr!
Und habt Ihr Euern Meisterstoß gethan,
Und ist Euch Schweden nicht so dankbar, als
Es Ursach' hat, so tröstet Euch damit,
Daß Euch mein Dank um so gewisser ist,
Denn meine Seele ruft nach ihrem Ende!

Ein solcher erster Liebhaber ist als historischer Held verloren, der kurz vorher, ehe er seine große Aufgabe vollständig erfüllt hat, dieselbe mit seinem Leben gegenüber einem Paar siegreicher Flammenaugen als ein Nichts beiseitewirft. Damit sind auch alle Scenen vernichtet, welche einen großen nationalen Aufschwung in der Seele dieses Helden darstellen; denn wer die Sache seines Vaterlandes für ein Liebesabenteuer in die Schanze schlägt, der hat keinen Anspruch auf den Lorber der Geschichte und der Tragödie. Indeß dies war auch nicht die Absicht des Dichters. Sein Gustav Wasa ist immerhin ein unternehmender Ritter, wenn er auch nicht das Zeug zu einem großen König besitzt — und um Minnespiele auf dem Hintergrunde eines kühnen Unternehmens handelt es sich in dem Stück, dessen eigentliche Heldin die Gräfin Anna Nils ist. Diese ist eine begeisterte Anhängerin Gustav Wasa's und faßt für seinen eifrigsten Gegner, Graf von Trolle, eine glühende Leidenschaft; es wäre dies ein

Digitized by Google

dramatischer Conflict, wenn er ernst gemeint wäre, aber die Lösung des Knotens hat der Dichter sich selbst und den Zuschauern von Haus aus sehr leicht gemacht. Graf von Trolle steht nicht mit auf dem Zettel, Gustav Wasa selbst erscheint in dieser Maske, um die Gesinnungen des Adels von Westgothland zu prüfen, auf dem Schlosse Grip des Grafen Nils; man sieht also ohne Herzklopfen dem endlichen Ausgang einer Verwickelung entgegen, welche von dem Dichter allerdings mit großer Geschicklichkeit für einige dramatisch wirksame Scenen ausgebeutet ist.

Wenn Stoff und Anlage das Stück nicht über eine mittlere Bedeutung zu erheben vermögen, so zeigt sich in ihm doch eine Seite des dramatischen Talents, welche für jedes ernstere Drama unerläßlich ist — wir meinen die Macht hinreißender Beredsamkeit, jenen Feuerstrom der Rede, durch den allein die großen Wirkungen des Dramas erzielt werden, mögen auch immer die lakonisch zugeknöpften Bühnentechniker nichts aus der Tasche herausnehmen, weil sie eben nichts darinhaben. In beiden großen Hauptscenen des Schauspiels entfaltet Anna Nils diese Beredsamkeit: in der ersten, wo sie ihre Begeisterung für Gustav Wasa unter einer Maske verbirgt und das Märchen von dem Helden erzählt, wie es eine Großmutter in Dalekarlien ihren Söhnen und Enkeln mittheilt; in der zweiten, wo sie den vermeintlichen Grafen Trolle an den edeln Sinn mahnt, den er auch als Feind hätte bewähren sollen. In jener Situation ist die Maske der alten Dalekarlierin durch eine große Anzahl kleiner Züge immer wieder festgehalten, wenn sie zu entschlüpfen droht vor dem Sturm der innern Begeisterung: ein für die Darstellerin sehr geschickt ersonnenes Doppelspiel; von der zweiten geben wir eine Probe.

Anna.

Ihr seid gewichen von Euerm Posten in einem Augenblick, in dem Ihr der Welt, die Euch dereinst des Verrathe zeihen wird, hättet beweisen können, daß Ihr nicht nach gewöhnlichem Maße dürft gemessen werden, weil Ihr den Muth hattet, für eine That, die man als verworfen bezeichnet, mit dem Leben einzustehen. O Graf, die Grenze zwischen Schuld und Größe ist fein gezogen auf dieser Welt und nur wenig Augen kennt-lich, aber glänzende Thaten sowie ungeheuere Frevel stehen auf dieser Grenze dicht nebeneinander. Es gilt oft nur ein kühnes Licht darauf zu werfen, und die Schuld glänzt wie die Größe, mindestens kann sie die Welt in Zweifel darüber lassen, wo jene beginnt und diese endet. Wehe, Gustav von Trolle hat es versäumt, seine That in jenes glänzende Licht des Zweifels hineinzurücken!

Gustav.

Was ist das? Und Ihr, Anna, ein Weib, was hättet Ihr gethan für Euch, für Dänemark?

Anna (begeistert).

Für Dänemark nichts, für mich alles!

Gustav.

Anna!

Anna.

Ja, ich hätte den tausend und abertausend Pfeilen der Schmach, des Spottes, der Verachtung ruhig auf die Spitzen geschaut und ihnen nicht durch meine Flucht das Ziel bezeichnet, das sie treffen und vernichten können. Wenn ich denn ein Verräther war, so hätte ich mir doch die Anerkennung gestehen, daß Ehrgeiz, unendlicher Ehrgeiz mich dazu getrieben, und nicht Feigheit und Niedrigkeit der Gesinnung. Wenn ich zu wählen gehabt hätte, so hätte ich lieber mein Haupt schuldig, aber kühn und todesmuthig der Nachwelt zeigen wollen, als nur gebrandmarkt mit dem Male der Schande, keiner Furcht und keines Mitleids würdig.

Gustav.

Ist das ein Traum?

Anna.

Ich hätte die Stunde des Kampfes ersehnt, gesegnet — doppelt, wenn sie mich kämpfend zum Siege, dreifach, wenn sie mich kämpfend zum Tode geführt. Das Schwert in der Hand, hätte ich mich dorthin gestürzt, wo der Tod am grimmigsten gewüthet, und wären auch meine Landsleute, Schwedens Männer, als Leichen, von meinem Schwerte getroffen, rings um mich gefallen, wäre auch das Blut meines Volks, von meiner Hand vergossen, mir in Strömen entgegengeflutet — ich hätte doch das Bewußtsein gehabt, es ehrlicher vergossen zu haben als durch den Henker auf dem Schaffost; ich hätte die Welt und die Enkel derer, die ich gemordet, doch gezwungen zu gestehen, daß ich edler gestorben, als ich gelebt.

Gustav.

Erwache ich denn noch nicht?

Anna.

Ich hätte hoffen dürfen, den Fluch, der auf den Lippen meines Volks für mich bereitet lag, wenn nicht zu entkräften, so doch zu mildern, ich hätte von meinem Haupte, dem der Ruhm des Helden zwar unwiederbringlich verloren war, doch auch die Verachtung ferne gehalten; ich hätte mein Leben, das bestimmt schien, der Schandfleck in Schwedens Geschichte zu werden, doch noch insoweit geadelt, daß es nur als ein dunkles, unleserliches Räthsel darin aufgetaucht und verschwunden wäre. Mein Volk hätte vielleicht, indem es meinen Tod gesegnet, meinem Leben nicht mehr geflucht. Vielleicht hätte gar, von der Welt unverstanden, ein ehrgeiziges, stolzes Gemüth, mein Handeln begriffen und es verwundert. Ja vielleicht hätte ein liebend Herz, welches seine Neigung für mich erstickt, solange es in mir nur den Verräther erblickt, bei der Kunde meines Todes gezittert, wäre unter strömenden Thränen auf die Knie gesunken, hätte mein entsühntes, mein von Schuld gereinigtes Andenken in der Glorie des Unglücks gesehen, und hätte die mühsam darniedergehaltene unendliche Leidenschaft einer entzückten Liebe in schönen, heiligen Flammen dem Geschiedenen als Todtenopfer geweiht.

Der Wechsel zwischen Vers und Prosa, selbst wenn man ihn an und für sich gelten lassen wollte, ist in dem Schauspiel ein sehr willkürlicher; ja es sind die wichtigsten Scenen, welche den meisten dichterischen und leidenschaftlichen Schwung haben, in Prosa geschrieben, und viele, welche den Charakter der nüchternen Historie tragen, in Versen. An solchen ist freilich kein Mangel, wie überhaupt die Episoden, z. B. Friederike und ihre Liebe, mit etwas vollen Umrissen skizzirt sind. Nur Junker Hans von Bonde, ein Abkömmling derer von Falstaff, ist mit gesundem Humor charakterisirt.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Digitized by Google

## Revue musikalischer Schriften.

1. Aus meinem Leben. Musikalische Skizzen von Heinrich Dorn. Berlin, Behr. 1870. 8. 20 Ngr.

Der unterhaltend geschriebenen Skizzen sind drei: 1) „An einen Jugendfreund" (den Sänger Constantin Holland); 2) „Eine musikalische Krise und zwei neue Opern"; 3) „Ritter Gasparo Spontini".

Dorn ist durch die vielen Berührungen, welche er vermöge seiner Stellungen mit verschiedenen Koryphäen der Tonkunst hatte, wohl berufen, manches Interessante aus dem Schatze seiner Erinnerungen mittheilen zu können. Als Componist hat er es nie zu einem weiter reichenden Einflusse gebracht; seine Opern, lauter geschickte aber etwas kühle Werke, wurden einigemal aufgeführt und waren dann vergessen. Wir erinnern uns der Persönlichkeit des Autors noch recht wohl aus jener Zeit, als er in Leipzig seine Oper „Die Schöffen von Paris" aufführte. Den Eindruck, welchen seine künstlerische Wesenheit damals auf uns machte, haben wir später bestätigt gefunden. Ueber eine gewisse Linie hinaus sich emporzuschwingen, ist eben nur wenigen gegeben.

Am umfänglichsten ist die zweite Skizze, welche Wagner's „Tristan und Isolde" und Meyerbeer's „Afrikanerin" zum Gegenstand hat. Dorn polemisirt stark gegen Wagner's Uebertreibungen und Einseitigkeiten; ihm gilt in der Musik, vorzugsweise aber in der dramatischen, die Verschmelzung der nationalen Elemente als die höchste Aufgabe, eine Aufgabe, die bisjetzt nur Mozart vollständig gelöst habe. Das sind wol blos Worte, oder meint der Verfasser vielleicht die verschnörkelten Bravourarien, zu welchen sich, den Vortragenden zu Gefallen, Mozart hin und wieder herabließ? Von allen Neuern aber, meint Dorn, sei ihrer Lösung Meyerbeer am nächsten gekommen. Wir unsererseits hegen eine ganz andere Auffassung von den Zielen der Tonkunst.

Einzelne Momente in „Tristan und Isolde" packen, meint Verfasser; aber es ist, wie so oft in Wagner's Opern, der Grosshalm in der Wüste. Im ganzen machte die Oper auf ihn einen höchst abspannenden Eindruck. Er erzählt, wie nach der Probe Wagner an den Soussteurkasten trat und sich beim Orchester für die Leistung bedankte, ohne dass dieses die geringste Notiz davon nahm. Die kritische Besprechung Wagner's hinsichtlich Melodie, Harmonie (Verfasser führt einige haarsträubende Beispiele an), Rhythmus, Declamation mögen diejenigen, welche sich dafür interessiren, in dem Büchlein selbst nachlesen.

Der dritte Artikel bespricht, im Gegensatze zu dem noch immer rüstig schaffenden Wagner, einen längst, ja schon lange vor seinem Hinscheiden todten Tonschöpfer. Gasparo Spontini hat bekanntlich seinen Ruhm lange überlebt, da er nicht den genügenden musikalischen Fonds in sich besaß, um sich auf der hohen Stelle, auf welche ihn einige seiner Opern gehoben hatten, zu behaupten. Dorn schildert seine Berührungen mit ihm in Berlin und später in Köln, wohin Spontini im Jahre 1847, also nach der Entthronung von seiner hohen berliner Stellung, zur Direction des Musikfestes berufen worden war, ohne bei dem Verfall seiner Kräfte während der Aufführung mehr als die Ouverture zu seiner „Olympia" leiten zu können.

Spontini war allerdings im Gefühl seiner mangelnden schöpferischen Kraft neidisch auf andere Operncomponisten mit Ausnahme seiner eigenen Nachahmer; doch finden wir nicht Aehnliches bei unsern Landsleuten auch? Ist es nicht z. B. von Mendelssohn hinlänglich bekannt, daß er nur denjenigen Compositionsleistungen Mitlebender Geschmack abgewonnen, welche seinem Stile oder seiner Manier huldigten? Wo sind überhaupt die Musikdirectoren, Concertmeister u. dgl. zu finden, welche sich für neue Compositionen interessiren, namentlich wenn sie einige Mühe des Einstudirens kosten?

Im ganzen können wir schließlich nicht den Wunsch unterdrücken, daß Dorn, falls er wieder zur Feder greift, uns etwas allgemein Interessanteres geben möge, als er diesmal bot.

2. Meyerbeer's Leben und Bildungsgang, seine Stellung als Operncomponist im Vergleich zu den Tondichtern der Neuzeit. Von J. Schucht. Nebst noch ungedruckten Briefen Meyerbeer's. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser spricht sich in der Vorrede über seine Stellung zu Meyerbeer aus, dessen Opern „ein Ehrenplatz unter den classischen Meisterwerken gesichert sei". Dazu hatte ihm Meyerbeer viele Mittheilungen aus seinem Leben und über seine Studien gemacht, so mancherlei Wichtiges und minder Wichtiges erzählt, und ihm nicht blos jene unvollkommenen Werke zur Durchsicht gegeben, welche schon längst vergessen sind, sondern sogar ungedruckte Producte aus seiner Schillerzeit zur Verfügung gestellt, damit er sachgemäß und wahrheitsgetreu über seinen Studiengang schreiben könne. In dem ersten Abschnitt des Buchs selbst spricht sich der Verfasser noch umständlicher über sein persönliches Verhältniß zu Meyerbeer aus. Schon im Jahre 1856 habe er in der Bock'schen „Berliner Musikzeitung" einen Artikel über Meyerbeer, der ihm seine Manuscripte u. s. w. dazu mitgetheilt, veröffentlicht, welcher aber damals große Mißstimmung in musikalischen Kreisen erregt habe. Schucht erlaube uns zu sagen, daß allerdings Stellen wie die folgenden nicht geeignet sind, überall anzusprechen:

> Die Studien des gesammten Nationallebens jener Völker (der Italiener und Franzosen) haben den wesentlichsten und wichtigsten Antheil an seiner mächtig groß gewordenen Schöpferkraft, welche in vielen Situationen bisjetzt noch als unübertreffbar hinsichtlich der wahrheitsgemäßen dramatischen Darstellung dasteht, und als Muster, als Ideal noch für viele Völker der kommenden Zeiten gelten wird.

Es ist leicht erklärlich, daß der Umgang mit Meyerbeer dem Verfasser schmeichelte und seine Ansichten beeinflußte. Dergleichen Einwirkungen entzieht sich nur ein durchaus selbständiger Geist, der seine eigenen Wege geht. Um aber Meyerbeer auf das hohe Piedestal eines classischen Musikheros bringen zu können, war es nöthig, von Haus aus dem ganzen Grundbau der Anschauungen eine so verschrobene Richtung zu geben, daß dieselbe mit

Digitized by Google

deutschen Begriffen von musikalischer Wesenheit in ärgsten Contrast gerathen müssen. So wird von Gluck gesagt, daß er nur in seiner ersten Periode (also in seinen italienischen Opern) schöne, gefühlvolle Melodien und Harmonien, effectvolle Instrumentation, glanzvolle Coloraturen, kunstvolle Triller (sic!) und schwierige Concertpassagen geschaffen habe; in seinen spätern Opern, wo er ein musikalisches Drama intendirte, habe er nichts Ordentliches mehr geleistet, es sei alles kalt und trocken. Die Situationen werden mehr äußerlich, handgreiflich geschildert und weniger psychologisch. Anstatt die Gefühle und Empfindungen, die Situationen der Seele darzustellen, werden Tonmalereien ganz äußerlicher Ereignisse gebracht u. s. w. Schucht hat sich viel mit den Zukunftsmusikern herumgezankt; wir gehören gewiß weder zu den sogenannten Zukunfts- noch Vergangenheitsmusikern, aber verheimlichen wollen wir es ihm nicht, eine so gänzliche Unkenntniß des Thatsächlichen ist uns selten vorgekommen. Daß ein Deutscher aussprechen und Gluck, den Meister tiefsten Ausdrucks, der Unfähigkeit Seelenschilderungen zu geben, zeihen könnte, das hätten wir uns denn doch kaum träumen lassen. Die Welt hat längst über die Wirksamkeit Gluck's entschieden. Seine italienischen Opern sind vergessen, sie überlebten überhaupt nicht die jeweilige Saison; „Iphigenia auf Tauris" versammelt aber noch heute gerade diejenigen Musikfreunde, welche sich an psychologischen Schilderungen tiefster Art erquicken wollen. Welcher Widerspruch übrigens in der Darstellung unsers Autors herrscht, geht daraus hervor, daß er an einer Stelle sagt: in Gluck's Werken kämen zwar großartige erhabene Scenen von wahrhaft erschütternder Geisteswirkung vor, dann aber wieder ellenlange Recitative, die gewöhnlichen Arien-, Duett- und Chorformen mit steifen, kalten Melodien, denen man das „Gemachte" anhört; und doch bald darauf wieder Gluck's letzte Werke hohe dramatische Meisterwerke nennt.

In dem Abschnitt über Mozart herrscht ein wirres Durcheinander, durchwebt mit einer Jeremiade über Verleger und Redacteure, welche neue und interessante Arbeiten monatelang liegen lassen und sie erst zurückschicken, wenn sie keinen Werth mehr haben. Der Verfasser könnte die gemeinen Individuen nennen, wolle aber keine Streithändel beginnen, u. s. w. Sonderbar genug nehmen sich hier dem früher Gesagten widersprechende Sätze aus, wie: in Gluck's Opern herrscht jene weise Begrenzung und jenes ästhetische Maßhalten, wie in den Werken der drei großen Tragödiendichter Griechenlands. Gluck und Mozart haben in allen Regionen des Seelenlebens unübertrefflich schöne Scenen geschaffen. Ganz falsch ist, wenn der Verfasser andern nachspricht, daß in Mozart's Opern zuerst bestimmte Individualitäten geschildert würden. Gluck's „Orest", „Pylades", und vor allem „Armide", eine Charakterzeichnung stilvollster Weise, widerlegen ihn. Eine gleiche Uebertreibung ist es, wenn Schucht die Leser überreden will, daß in Duetten, Terzetten, Quartetten, Quintetten, Sextetten, ja in ganzen Chören Mozart'scher Opern gleichzeitig die verschiedenartigsten Individuen, die heterogensten Charaktere und deren Seelenäußerungen mit unübertrefflicher Naturwahrheit zur Darstellung gebracht werden. Dergleichen mag wol dilettantischen Ohren schmeichelnd klingen, der praktische Componist lacht aber dazu, denn er weiß, bis wohin die Grenzen der Tonkunst überhaupt reichen. Es kann nach dem Angeführten nicht verwundern, wenn der Autor sich bis zu dem Satze versteigt, daß Mozart seine Charaktere psychologisch und physiologisch (!) schildere.

Die nächstfolgenden Kapitel behandeln die frühesten Werke Meyerbeer's, ehe er sich dem italienischen Stil zuwandte. Selbst der Verfasser, auf dessen specielle Urtheile über die polyphonische Gewandtheit Meyerbeer's u. dgl. wir keinen Werth legen, muß trotz allem zugeben, daß sie mit Recht durchfielen. Bekanntlich reiste Meyerbeer, mißmuthig über die ungünstigen Erfolge seiner Opern, nach Italien, wo er sich dem dortigen Stil in die Arme warf. Dies gibt dem Verfasser Gelegenheit, im neunten Abschnitt seine Ansichten über den italienischen, französischen und deutschen Stil zu entwickeln, welche in dem Ausspruche gipfeln:

Um das Gefühls- und Gedankenleben verschiedener Völker durch Kunstwerke darstellen zu können, ist es hauptsächlich erforderlich, daß man die engen particularistischen Grenzen des eigenen Nationalgeistes überschreitet und im Denken und Empfinden zum Kosmopolit wird; d. h. daß man sich in das Gefühls- und Gedankenleben anderer Nationen hineinlebt und es dann zur naturwahren Darstellung bringt.

Das klingt zwar nach etwas, in der Wirklichkeit indeß bewährt es sich nirgends. Natürlich wird die Musik, außer der speciellen Charakteristik, auch stets dem allgemeinen Charakter des Gedichts Rechnung tragen müssen, aber alle hervorragenden Componisten von natürlicher Begabung haben ihren Nationalstil beibehalten, mögen es deutsche oder französische gewesen sein. „Don Juan", „Figaro's Hochzeit", „Zauberflöte", „Fidelio" sind rein deutschen Charakters, ebenso gut wie andererseits ein Boieldieu, ein Auber nie den französischen Stil verleugneten. Unter den Italienern bemerken wir Cherubini und Spontini, welche sich der eine dem deutschen, der andere dem von Gluck angeregten aber modernisirten Stil zuwandten, während Rossini, um eine größere Wirkung zu erzielen als mit seinen frühern italienischen Opern, im „Wilhelm Tell" eine Verschmelzung aller Stile versuchte, aber damit auch nichts Ganzes schuf. Freilich, den Eklektikern bleibt nichts übrig, als überall die Brosamen vom Tisch reichbegabter Geister aufzulesen und sich damit zu füttern. Meint Schucht etwa, daß der Componist, wenn er moderne Italiener auftreten läßt, italienische, wenn ein Franzose auftritt, französische u. s. w. Musik schreiben soll?

Die nächsten Abschnitte verbreiten sich über die italienische Periode Meyerbeer's, deren Erzeugnisse längst verschollen sind.

Ein folgender Abschnitt ist überschrieben: „Die Oper während der Restaurationsperiode in Deutschland, Italien und Frankreich", und handelt von Weber, Spohr, Rossini, Bellini, Donizetti, Auber, als Einleitung zu der spätern effectreichen Epoche Meyerbeer's, die natürlich am Verfasser einen begeisterten Bewunderer findet. Der „Robert" ist und bleibt nach ihm für alle Zeiten ein großartiges Meisterwerk. Ueberhaupt sei Meyerbeer der erste Componist, welcher eine wahrhaft historische Musik geschaffen habe. Von den „Hugenotten" heißt es:

Digitized by Google

Der echt dramatische Opernstil, welcher die Handlung nach Ort und Zeit schildert, die Charaktere nach ihrer Nationalität und dem Zeitalter, worin sie leben und wirken, kennzeichnet, ist durch die „Hugenotten" in fast noch höherm Grade vollendet worden als im „Robert". Sämmtliche Musikformen sind hier ganz und gar den dramatischen Zwecken dienstbar gemacht und als Mittel zur naturwahren, psychologischen und historischen Charakterschilderung verwendet worden. Meyerbeer hat also durch die „Hugenotten" ein Stück Weltgeschichte musikalisch illustrirt, stellt Geist und Charakter, Lebensart und Sitten der Hugenottenkämpfe mit psychologischer Naturwahrheit dar, während er in „Robert" das Mittelalter mit seinem Ritterthum und Klosterwesen historisch schilderte. Demnach besteht eine seiner größten Verdienste darin, der Welt durch Thaten gezeigt zu haben, daß die Musik den Geist und Charakter des Zeitalters, die Lebensart und Sitten eines Volks aus irgendeiner Zeit mit psychologischer Naturwahrheit historisch treu zu schildern und also das Volksleben eines Zeitalters nach seiner eigenthümlichen Nationalität zu kennzeichnen vermag.

Wir haben wol für den denkenden Leser nicht nöthig, das Ueberspannte in der hier ausgesprochenen Ansicht hervorzuheben.

Von der Musik zum „Struensee" meint Schucht, daß Meyerbeer damit der Welt gezeigt hat, daß er eine classische Ouverture zu schreiben vermag, eine Ouverture, die unstreitig den ersten Rang unter sämmtlichen classischen Ouverturen einnehme und mit den Beethoven'schen auf gleicher Stufe stände.

Was sollen wir Musiker zu dergleichen Behauptungen sagen, welche gerade die anerkanntesten, offenbarsten Schwächen Meyerbeer's in Beweise seiner Stärke verkehren will? Nun, wir sind nicht neidisch auf Schucht's Entdeckung dieses neuen classischen Meisterwerks, ebensowenig wie auf seine Begriffe von Polyphonie und thematischer Bearbeitung: Dinge, die ihm überhaupt fremde Weltheile zu sein scheinen. Er bewundert seinen Helden nämlich auch als großen Meister der Polyphonie in seinen Werken.

Mit dem „Propheten", sagt Schucht, hat Meyerbeer das höchste Stadium seiner Thätigkeit erreicht. „Ostmals treten in einem Drama Nationalitäten auf, Franzosen, Deutsche und Italiener; der Tondichter muß also jede Person nach Land und Sitte, nach ihrem eigenthümlichen Nationalleben, sogar ihrer gesellschaftlichen Stellung und Bildung gemäß schildern und naturwahr kennzeichnen."

Die spätern Opern Meyerbeer's finden natürlich gleichfalls den anerkennendsten Beifall des Verfassers, werden aber kürzer abgehandelt. Im zwanzigsten Abschnitt: „Meyerbeer's Stellung als Operncomponist zu den Tondichtern der Neuzeit und ganz besonders zu Richard Wagner", führt der Verfasser in wahrhaft ungeheuerlicher Weise unter den Componisten, welche Meyerbeer's Bahnen folgen, unsern deutschen — Marschner an. Schucht hat also eine Marschner'sche Oper gehört. Wenn er meint, daß ein wildes Rachegefühl nur in Coloraturen ausdrückbar sei, so brauchen wir ihn nur an die Rachearie des Pizarro im ersten Act des „Fidelio" zu erinnern, um seine Behauptung gründlich zu widerlegen. Richard Wagner läßt übrigens unser Autor Gerechtigkeit widerfahren. Den Schluß der Biographie bildet eine Anzahl von Briefen Meyerbeer's, die immerhin ebenso interessant sind wie so viele andere publicirte von Mendelssohn u. s. w.

Dem ernst und offenbar mit bestem Willen angelegten, 400 Seiten starken Buche fehlt es trotz aller Ausstellungen, welche wir machen mußten, auch an guten Gedanken nicht. Der Verfasser hat sich eine Aufgabe gestellt, welche einem deutschen Publikum gegenüber unerfüllbar und darum höchst undankbar ist. In Meyerbeer's Werken vermag die deutsche Nation kein Stück ihres eigenthümlichen Geisteslebens zu erkennen und darum ihrem Schöpfer keine innere Sympathie darzubringen, mögen seine Opern auch als Kassenstücke die Theater füllen.

3. Gluck und Wagner. Ueber die Entwickelung des Musikdramas. Von Ludwig Nohl. München, L. Finsterlin. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wiederholt haben wir unsere Leser mit Ludwig Nohl's Ansichten bekannt gemacht. Sie wissen, daß für ihn nur Wagner und Liszt als Götter existiren, und daß er dieser Richtung mit Exaltation in seinen Schriften huldigt. Nun hat jeder Mensch das Recht, zu denken was er will, und seine Meinungen drucken zu lassen, wenn er einen Verleger findet oder das Geld dafür selbst aufwenden will. Geräth sein Werk aber in die Hände eines Kritikers, der unabhängig von allem Parteitreiben dasteht, so muß er es sich auch gefallen lassen, daß ihm widersprochen wird und daß er mehr Tadel als Lob einerntet. Wir waren leider wiederholt in der Lage, Nohl's Schriften unsere Sympathie vorenthalten zu müssen. Indeß sind dieselben nicht im Stande einen schlimmen Einfluß zu üben. Sie enthalten zwar vielen Wortschwall, aber äußerst wenig Kern. Dem Ohre des dilettantischen oder laienhaften Lesers (für ein anderes Publikum sind sie eben nicht berechnet) klingen nun zwar dergleichen verhimmelnde Floskeln sehr einschmeichelnd, eine tiefere Wirkung kann aber nicht zurückbleiben, da eben der des Redeschmucks entkleidete eigentliche Inhalt so dürftig bleibt. Die Rede freilich fließt dem Verfasser wie Honig von den Lippen. Wenn man bedenkt, wie viel Nohl jedes Jahr zu Ehren Wagner's drucken läßt, daß es im Grunde doch nur immer dasselbe enthält und daß alles geschickt mit einem gewissen philosophischen Anstrich ausgeputzt ist, so kann man ihm die Anerkennung seines Fleißes nicht versagen. Schade nur, daß derselbe in so unfruchtbarer und überflüssiger Weise verwerthet wird und daß es Nohl nie darauf ankommt, was er sagt, sondern blos wie er es sagt. Es fallen einem dabei jene Irren ein, die mit Ausnahme ihrer fixen Idee ganz vernünftig sind.

Unsere Leser wissen schon aus frühern Schriften Nohl's, daß derselbe Wagner auch als großen Dichter betrachtet; sie können sich daher auch nicht wundern, daß das Motto auf dem Titelblatte lautet: „Das Musikdrama ist das deutsche Nationaldrama", was später in der Schrift selbst noch ausführlicher betont wird. Gewidmet ist das fast 400 Seiten starke Buch: „Dem Andenken des großen Beethoven." Beethoven und Wagner seien die einzigen ebenbürtigen Namen. Von Beethoven heißt es: „Er gab uns unser Herz und Wesen erst völlig in die Hand, daß wir nun nach dem von Ewigkeit her in Menschendingen einzig geltenden Pulsschlag des eigenen Innern mit Bewußtsein leben und handeln lernen konnten."

Das fängt gut an, denken gewiß unsere Leser. Wir könnten ihnen nun freilich eine unendliche Blumenlese solcher (um nicht mehr zu sagen) excentrischen Kraftäuße-

Digitized by Google

rungen des Autors darbieten, wir beschränken uns indeß darauf, den Inhalt des Buchs summarisch anzugeben und nur noch einige wenige eigenthümliche Behauptungen des Autors zu verzeichnen. In dem einleitenden Vorwort, in dem er seine „Anschauungen über die Entwickelung des deutschen Musikdramas“ niederlegt, finden sich unter anderm Stellen wie: „Von dem Auftreten Wagner's an datirt sich erst so recht eigentlich das Aufblühen der specifisch deutschen Kunst, denn weder Goethe und Schiller, noch Mozart und Beethoven, noch andere Künstler haben uns eine echt und voll deutsche Kunst gegeben.“ Was sagen unsere Leser zu folgender Stelle: „Wie über dem Auge des Rehes oder auch des sinnengebundenen Menschen ein Schleier der Melancholie liegt, der das reine Leuchten des Geistes hemmt, so spricht eine unerschöpfliche Schwermuth aus dem sinnvollen Spiel der Töne, und je sinnvoller es ist, je mehr“ u. s. w. (Ein Reh und reines Leuchten des Geistes!) „Eine einzige Oper Wagner's wiegt alles Kunstschaffen der Engländer seit Shakspeare's Zeiten auf.“ „Mendelssohn-Bartholdy hat fast noch schlimmer und erschlaffender auf musikalischem Gebiete gewirkt als Rossini, dem er übrigens durch sein absolutes Melodiewesen nahe steht.“ Ueberhaupt werden (Wagner zu Gefallen) Mendelssohn tüchtig die Leviten gelesen. Der Verfasser kommt von einem aufs andere, auf alles Mögliche. Mit einem male springt er auf den Goethe'schen „Faust“ über und wirft ihm vor, das Volk habe *nichts* von diesen Scheingebilden des wirklichen Lebens, *die blo ße* Gedankenabstractionen ohne sichern Heft und Halt in unserm wirklichen Dasein seien und darum selbst ohne greifbare Realität. „Goethe's «Faust» sei im vollkommen gleichen Sinne das letzte deutsche Drama wie Beethoven's Neunte die letzte eigentliche Symphonie.“ „Was für Gestalten sind z. B. dieser Holländer und Tannhäuser“, ruft der Verfasser aus, „und erst Wotan, Siegfried! Wie klein und spielend muß uns das ganze Treiben unserer modernen dramatischen Kunst gegen diese Gestalten vorkommen! Die «Meistersinger von Nürnberg» sind das erste vollgültige nationale Lustspiel; der «Ring der Nibelungen» die wahre deutsche Nationaltragödie und ein Culminationspunkt der gesammten modernen Kunst.“

Wenn einer nicht auf Wagner's Infallibilität schwört, so ist Rohl gleich bei der Hand, ihn vater- und vaterlandslos zu nennen, u. s. w.

Der Verfasser hat sein Buch in drei Abschnitte getheilt. Der erste, „Christoph Wilibald Gluck“ betitelt, enthält folgende Kapitel: 1. „Sonnenfels“ (dessen vor hundert Jahren erschienene Briefe über die wiener Schaubühne Rohl Anregung zu seinem gegenwärtigen Werk gegeben hätten); 2. „Erste Aufführung der Alceste“; 3. „Urtheil über die Oper jener Zeit“; 4. „Gluck, Lessing, Klopstock, Wieland“; 5. „Die Textdichtung der Alceste“; 6. „Sonnenfels über die Composition der Alceste“; 7. „Gluck's musikalisches Können“.

Den zweiten Abschnitt füllen die Kapitel: 8. „Gluck, Mozart, Beethoven“; 9. „Schubert, Schumann, Weber“; 10. „Das Erbe Beethoven's“; 11. „Die musikalischen Naturbildungen“; 12. „Gluck und Wagner“; 13. „Die deutsche Dichtung“; 14. „Das deutsche Wesen“; 5. „Heinrich Heine und Giacomo Meyerbeer“.

Der dritte Abschnitt enthält folgende Kapitel: 16. „Der nationale Gedanke“; 17. „Das nationale Drama“; 18. „Wagner's Entwickelungsgang“; 19. „Die poetischen Stoffe“; 20. „Die dichterische Gestaltung.“; 21. „Die musikalische Ausführung“.

Abgesehen von dem Inhalt, der bei Rohl's Schriften überhaupt nicht in Betracht kommt und von dem jeder denken mag was er will, ist das Buch, welches uns übrigens an ununterbrochen sausende Windmühlenflügel erinnerte, unterhaltend geschrieben, natürlich für diejenigen, welche, wie der Verfasser sich die Miene gibt, alles productive musikalische Können in Wagner verkörpert erblicken.

Für die Freunde des Wagner-Cultus hat der Verfasser noch in folgender Broschüre eine Opfergabe gebracht:

4. Richard Wagner. Sein Leben und sein Schaffen. Ein populärer Vortrag von Ludwig Rohl. München, L. Finsterlin. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Dieser 70 Seiten lange gedruckte Vortrag gibt ein kurzes Bild von Wagner's Leben und Schaffen in dem bezeichneten Sinne.

5. Geschichte des Concertwesens in Wien. Von Eduard Hanslick. Zweiter Theil. — A. u. d. T.: Aus dem Concertsaal. Kritiken und Schilderungen aus den letzten 20 Jahren des wiener Musiklebens, nebst einem Anhang: Musikalische Reisebriefe aus England, Frankreich und der Schweiz. Wien, Braumüller. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Titel besagt alles. Hanslick's durch Inhalt und Darstellung interessanten Zeitungsberichte (in den beiden wiener „Pressen“) haben sich viele Freunde erworben und wurden immer gern gelesen. Sie erscheinen hier gesammelt als zweiter Theil von des Verfassers „Geschichte des Concertwesens in Wien“, deren ersten Theil wir in Nr. 18 d. Bl. f. 1870 ausführlicher besprochen haben. Freilich sind, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, alle Erscheinungen nur flüchtig berührt, doch drängt sich in kurzen Worten gewöhnlich ein sehr gesundes und scharf treffendes Urtheil zusammen. Der Inhalt ist, wie man sich leicht denken kann, reich und mannichfaltig, er erstreckt sich von Bach bis Liszt und weiter. Die verhältnißmäßig nur einen geringen Raum einnehmenden „Reisebriefe“ erzählen von Besuchen bei Rossini, Auber, Berlioz und von den musikalischen Dingen bei Gelegenheit der beiden letzten großen Weltausstellungen in London und Paris.

6. Musikalische Briefe aus der neuesten Zeit. Von Eduard Krüger. Münster, Russell. 1870. 8. 15 Ngr.

Ein Briefwechsel zwischen Eusebius und Florestan. Wer denkt bei diesen Namen nicht zurück an jene längst entschwundene Periode, wo Schumann seine kritischen Ausflüge unter diesen Namen unternahm und damit so großes Aufsehen in der damaligen philisiröſen Zeit machte. Krüger's, eines alten Mitarbeiters der Schumann'schen Zeitung, „Musikalische Briefe“ haben zwar nicht das phantastisch Schwärmerische der Schumann'schen, wie denn jede Zeit ihren eigenen Charakter hat und überdies auch die productive Individualität Schumann's hier keinen Vergleich zuläßt, indeß sind sie voll pikanter Eigenthümlichkeiten. Den Hauptgegenstand der Controverse bildet Brahms' „Deutsches Requiem“.



Digitized by Google

## Romane und Novellen.

1. Walpurgis. Novelle von Gustav zu Putlitz. Berlin, A. Duncker. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit gewandter Feder schildert uns der geistreiche und gemüthvolle Verfasser in „Walpurgis" ein holdes deutsches Frauenbild, umkleidet aber das einfache Bürgermädchen mit einem romantisch-poetischen Strahlenkranz, indem uns in lebhafter Schilderung der Einfluß höherer Gewalten auf das Schicksal der Menschenkinder vor die Seele geführt wird. Dieses Walten des Fatums, dem niemand entgehen kann, veranschaulicht uns der Verfasser in der räthselhaften Person eines Armeniers, der auf wunderbare Weise der Lenker von Walpurgis' Schicksal wird. Obgleich nun die Macht, welche dieser von arabischer Weisheit erfüllte schweigsame Perlenhändler auf das Geschick der Hauptpersonen der Novelle ausübt, einem sich einer realen Anschauung zuneigenden Leser etwas orientalisch-zauberhaft erscheinen mag, so entwickelt Putlitz doch eine so hinreißende, bisweilen ans Dämonische grenzende Kraft der Darstellung, daß der Leser von dem wunderbaren Gewebe, welches mit tausend feinen Fäden das Schicksal der Walpurgis, ihres Gatten, des deutschen Goldschmiede Wolkhard, der feurigen Italienerin Camilla und endlich das des geheimnißvollen Armeniers selbst zu einem gemeinsamen verbindet, gleichsam mit umsponnen wird. Man vermag sich nicht eher wieder davon loszureißen und aus den märchenhaften, poesievollen, orientalischen Zauberlandschaften wieder in die Welt des praktischen Denkens und Handelns zurückzukehren, als bis am Ende der spannenden Novelle auch die Lösung aller Geheimnisse eintritt, die in geheimnißvollen Verschlingungen bis zur letzten Seite das lebhafteste Interesse des Lesers wach halten.

Die Schilderungen der einzelnen Charaktere sind, wie dies von einem Schriftsteller wie Putlitz nicht anders zu erwarten ist, klar, treffend und treu durchgeführt; die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bald in Frankfurt, Augsburg und Nürnberg, bald in Venedig sich abspielende Handlung ist spannend, lebhaft und reich an Abwechselung; Stil und Ausdruck sind edel und poetisch; und wenn auch durch die ganze Novelle ein mystisch-dämonisch-fatalistischer Zug geht, so ist dieselbe doch so reich an herrlichen Gedanken und tiefen Wahrheiten, daß die Lektüre der „Walpurgis" nur zu empfehlen ist. Außerdem hat die Erzählung vor vielen andern Erscheinungen auf dem Gebiet der Roman- und Novellenliteratur noch den Vorzug, auch in der Wahl des behandelten Stoffes eine ganz neue und eigenthümliche Richtung eingeschlagen zu haben.

2. Die Frau Meisterin und ihr Sohn. Erzählung von Marie Giese. Berlin, Janke. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In dieser recht anschaulich und lebensvoll geschriebenen Erzählung führt uns die Verfasserin auf das Gebiet der „Dorfgeschichten". Die Heldin, „die kleine Anna", ist eine Gestalt ähnlich dem Lorle, das uns Berthold Auerbach in seiner „Frau Professorin" so anmuthig schildert. Mit dem Lorle theilt die „kleine Anna" zu Anfang der Erzählung die Einfachheit und innige Hingabe an den Geliebten; das Naturkind aber wandelt sich im Lauf der lebendigen, interessanten Erzählung zur selbstbewußten, opferfreudigen Jungfrau, die von dem grausamen Geschick, das sie ereilt, nicht zu Boden geschmettert, sondern vielmehr geadelt wird. Als durch den Verlust ihres Geliebten ihre Hoffnungen auf irdisches Glück für immer vernichtet sind, wird sie die treue Pflegerin der „Armen und Elenden" und rettet sich durch ihr opferfreudiges Wirken nicht nur selbst vor Verzweiflung, sondern wird auch zu einem Engel der Erlösung für viele andere. Neben der Gestalt der „kleinen Anna" fesselt uns zunächst die der „Frau Meisterin", Anna's Pflegemutter, die eine unbegrenzte Liebe für ihren talentvollen Sohn Ernst an den Tag legt und von ihrer allzu großen mütterlichen Zärtlichkeit sowie von falschem Stolz sich so weit hinreißen läßt, daß sie vor Betrug und Lüge nicht zurückbebt — sie, die bisher rein und makellos geblieben — nur um des Sohnes Glück zu erkaufen. Ihre Schuld fällt jedoch auf sie selbst zurück: denn außer dem niederschmetternden Bewußtsein der Schuld, das sie seit der dunkeln That mit sich herumschleppt, stürzt sich ihr Sohn eben infolge ihres unseligen Betrugs in ein ruheloses, freudenleeres Leben, das mit Verzweiflung endet; die „kleine Anna" verliert dadurch ihr ganzes Erdenglück; ihr zweiter Sohn, Immanuel, kann die Wunde, die der Mutter übereilte That seinem treuen Herzen geschlagen, nie verschmerzen, und die Frau Meisterin selbst wird das Opfer ihrer eigenen Intrigue. Auch die Gestalt der Frau Meisterin ist sehr lebenswahr geschildert und fesselt durch die Conflicte zwischen allgemeiner Menschenliebe und egoistischer Mutterliebe, zwischen Stolz auf ihren Sohn und herzlichem Wohlwollen gegen andere. Außerdem sind auch die übrigen, mehr oder minder in den Gang der Handlung eingreifenden Personen treffend gezeichnet, und auch die Darstellung der Handlung selbst, mag diese nun ihren Schauplatz auf dem einfachen Dorfe oder in der geräuschvollen Stadt haben, fesselt unsere Theilnahme in hohem Grade.

3. Die verschwundene Depesche. Criminalerzählung von Friedrich Friedrich. Berlin, Brigl. 1870. Br. 8. 25 Ngr.

Wie schon der Titel der vorliegenden Novelle andeutet, führt uns der Verfasser in die Irrgänge der Verbrecherwelt einer großen Stadt, zugleich aber auch in die Geheimnisse und Umtriebe der vornehmen Beamtenkreise. Der Autor entledigt sich seiner Aufgabe mit großem Geschick und seinem Verständniß, und obgleich der Rahmen, in welchen das mit lebhaften Farben ausgeführte Gemälde moderner Zustände gefaßt ist, nicht besonders weit genannt werden kann, so wird doch das Interesse des Lesers durch die überraschende Entwickelung der Ereignisse bedeutend in Anspruch genommen. Außerdem ist die Charakteristik der Verbrecher sowol als ihrer Richter und Opfer so fein ausgeführt und mit so vielen anziehenden Nuancen ausgestattet, daß das Urtheil der Kritik über diese Novelle nur ein

Digitized by Google

anerkennendes sein kann und dieselbe hiermit allen Liebhabern von Criminalgeschichten empfohlen sein möge.

4. Freigesprochen! Criminalnovelle von Ernst Fritze. Halle, Hendel. 1870. Gr. 16. 25 Ngr.

Auch in dieser Novelle wird dem Leser ein trauriges Bild von den entsetzlichen Folgen der bösen That entworfen, die „fortzeugend, Böses muß gebären". Der durch das Geschworenengericht „Freigesprochene" ist ein schlimmer Verbrecher, der unter einer angenehmen Außenseite die Bosheit und Tücke seines Herzens verbirgt. Er fällt natürlich als Opfer seiner Schuld, reißt aber ein edles Mädchen, seine Braut, die sich in ihm getäuscht hat, aus dem Frieden ihres glücklichen Stillebens. Als sie mit Entsetzen erkennt, welchem Unwürdigen sie ihre Liebe geschenkt, sagt sie sich von ihm los, entflieht in eine abgelegene Gegend und wird Erzieherin in dem Hause eines biedern Mannes, der die Hülflose, die ihm ihren wahren Namen verschweigt, freundlich aufnimmt. Aber auch in dies selbstgeschaffene Paradies dringt der Freigesprochene und bedroht seine frühere Braut sowol als ihren freundlichen Beschützer auf furchtbare Weise. Da aber ereilt der Tod, den er der früher Geliebten und jetzt Gehaßten geschworen, ihn selbst, und noch ehe er dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit, dem er schon einmal entronnen, entfliehen kann, fällt er als Opfer seiner Rachsucht. Seine Braut aber vermählt sich mit ihrem Freund und Beschützer; ihre Selbstverleugnung findet den *Lohn* in einer glücklichen Ehe. Obgleich Sprache und Stil sowol als auch die einzelnen Charakterzeichnungen oft an Breite und Alltäglichkeit leiden, entbehrt doch die Erzählung nicht schöner seelenvoller Momente und fesselnder Scenen.

5. Novellenstrauß. Dreizehnter Band: Nachtviole von Karl Jastrow. Leipzig, Rötschke. 1870. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Novelle, die den dreizehnten Band der bei Rötschke erscheinenden und unter dem Namen „Novellenstrauß" bekannten Sammlung von Erzählungen bildet, schildert in der Heldin „Nachtviole" eine jener zarten Frauengestalten, die unter einer zerbrechlichen Hülle eine starke, entschlossene Seele bergen und selbst in den schwierigsten und traurigsten Lebenslagen noch ruhige Fassung zu behaupten wissen. So findet auch Adele von Eichthal (die Nachtviole) im selbstverleugnenden Wirken für andere das verlorene Gleichgewicht ihres Charakters wieder und vermag fröhlich und muthig den Tag zu erwarten, der sie in die Arme ihres Gatten zurückführt; dieser hat infolge eines grausamen Irrthums an ihrer Reinheit gezweifelt, bald aber erkennt er, welche Perle er von sich gestoßen, und kehrt reuig zu der angebeteten Gattin zurück. Es fehlt der Heldin dieser Novelle sowol als den übrigen darin auftretenden Personen nicht an einzelnen fesselnden Zügen, auch hat die vorliegende Arbeit den Vorzug, daß der Verfasser darin kühn eine Lanze für die Selbständigkeit des weiblichen Geschlechts und dessen Berufung zu „etwas Höherm" bricht: im allgemeinen aber läßt die Ausführung des gewählten Themas noch viel zu wünschen übrig. Vor allem vermissen wir oft Eleganz und Zartheit des Stils und Ausdrucks, denn leider läßt sich der Verfasser bei den Schilderungen der höchsten Leidenschaft oft zu Ausdrücken hinreißen, die das feine Gefühl verletzen müssen; so z. B. in den heftigen Scenen zwischen dem Baron Eichthal und seiner verkannten edeln Gattin. Hier hätte der Verfasser nur andeuten, aber nicht mit einem gewissen Wohlbehagen Auftritte ausmalen sollen, die an sich schon widerwärtig genug sind. Die Lösung der gestellten Aufgabe ist dem Verfasser nur theilweise gelungen, sodaß wir uns am Schluß der Novelle weder recht erwärmt noch vollständig befriedigt fühlen können.

6. Die Geliebte des Prinzen. Novelle von E. H. von Dedenroth. Berlin, Brigl. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

In der vorliegenden, ziemlich gewandt geschriebenen Novelle schildert uns der Verfasser die Intriguen des Hoflebens, welche selbst eine tugendhafte und entschlossene Frau, die, von Vorurtheilen geblendet, die Gefahren nicht ahnt, in die sie sich gestürzt, an den Rand des Verderbens führen. Durch den Einfluß und die Liebe eines demokratisch gesinnten Aristokraten, der durch frühere traurige Erfahrungen die ganze Erbärmlichkeit der vornehmen Welt kennen und verachten gelernt, wird die „Geliebte des Prinzen" jedoch über ihre zweideutige Stellung und die Verleumdungen böser Zungen aufgeklärt und gerettet. Sie reicht dem Retter ihre Hand und wird seine hingebende, beglückende und beglückte Gattin, nachdem sie mit bitterm Schmerz erfahren, welch glänzendes Elend der Purpur birgt und wie sehr die Welt es liebt, „das Strahlende zu schmärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn". Der Stoff erinnert durchaus an Gustav Freytag's „Valentine".

7. Die Martinsklippe. Roman von A. S. de Gondecourt. Nach dem Französischen frei bearbeitet. Berlin, Janke. 1870. 8. 20 Ngr.

In dem vorliegenden Roman versetzt uns der Verfasser theils auf einen alten, weitausgedehnten, reichen Herrensitz an der Ostküste Englands, theils in die Lasterhöhlen des „modernen Babylon", und der zwar dankbare, aber besonders in englischen Romanen genugsam erschöpfte Stoff der Erbschleicherei dient ihm zum Gegenstand der Schilderung. Mord, Fälschung, Lüge und Betrug bilden die Fäden eines Netzes, in dem der falsche Neffe des alten Baronets Sir George Franklin, Sir Rashleigh Brandon, der seinen Vetter Arthur Franklin aus dem Herzen und Erbe seines Vaters verdrängen will, sich selbst fängt und zu Grunde richtet. Wenn das Thema dieses Romans nicht zu verbraucht und Stil und Ausdrucksweise nicht zuweilen etwas breit und ungewandt erschienen, so würden wir demselben ein lebhafteres Interesse der spannenden Handlung wegen nicht versagen können; so aber kann unsere Theilnahme nur eine geringe sein.

8. Was Ellen wollte. Eine Erzählung von H. F. Ewald. Aus dem Dänischen von A. B. Peters. Bremen, Kühtmann. 1870. 8. 20 Ngr.

Die Tendenz dieser Erzählung, daß ein edler Charakter und gewissenhafte Pflichterfüllung einem Menschen bei weitem höheres Verdienst verleihen, als der Besitz von Reichthümern und ererbter Adel dies vermögen, ist wol an sich löblich und zeitgemäß, allein Held und Heldin der Erzählung (Harald Strom und Ellen Stovby)



Digitized by Google

bewegen sich zu viel in sentimental-religiösen Redensarten, als daß diese in jedem Wort zur Schau getragene Frömmigkeit uns wohlthuend berühren könnte. Es ist Leben und Charakter in den Hauptgestalten der Erzählung, allein sie sind, wenn nicht von des Gedankens Blässe, doch von Glaubenseschwärmerei angekränkelt, und die Lektüre der vorliegenden Arbeit wäre daher nur solchen Lesern zu empfehlen, die sich einer mystisch-religiösen Anschauung zuneigen. Außerdem leiden Stil und Sprache an einer gewissen Ungeschicktheit; durch eigenthümliche Ausdrücke sowie durch die allzu häufigen Erläuterungen und Nebenbemerkungen in Parenthesen wird die Lektüre dieser ziemlich langweiligen Erzählung noch bedeutend erschwert, sodaß nur sehr geduldige Leser im Stande sein werden den Weizen von der Spreu zu sondern.

9. Aus verschiedenen Zeiten. Novellen von Joseph Pape. Paderborn, Kleine. 1868. 32. 10 Ngr.

Diese drei Novellen, die theils im Mittelalter zur Zeit des Kampfes zwischen Welfen und Waiblingen (1. „Pfalzgrafentöchterlein"), theils in der Zopfzeit (2. „Kurfürstliches Gericht") und endlich in der Neuzeit auf „rother Erde" (3. „Westfälische Fahrten") sich abspielen, zeichnen sich durch Anmuth der Sprache, Innigkeit der Empfindung, Lebhaftigkeit der Darstellung und treue, lebenswahre Charakteristik aus und geben jede in ihrer Art ein treffendes Bild der Gebräuche, Sitten und auch Unsitten der Zeit, die der Verfasser zu schildern versucht.

10. Genrebilder von Robert Alexander. Berlin, Habel. 1870. 16. 28 Ngr.

Wie schon der Titel dieses Büchleins erkennen läßt, gibt uns der Verfasser darin keine fortlaufende Erzählung, sondern vielmehr lose aneinandergereihte Blätter, die irgendeinen poetischen Gedanken oder die Schilderung einer originellen Persönlichkeit enthalten. Einzelne dieser Blätter, wie z. B. Nr. IX: „Was ist Seligkeit"; Nr. XX: „Am Weihnachtsabend"; Nr. X: „Der deutsche Auswanderer"; Nr. XXII: „Der Dom zu Köln", u. s. w., offenbaren tiefes Gefühl, poetische Anschauungen und edle Gedanken, und allen Lesern, die dann und wann bei der Betrachtung eines anmuthigen oder rührenden Genrebildes gern verweilen, wird das Büchlein willkommen sein.

## Vom Büchertisch.

1. Genrebilder aus dem modernen Babel von Friedrich Karl Petersen. Stuttgart, Krõner. 1870. Br. 8. 20 Ngr.

Wer unter diesem lockenden Titel, der so recht nach dem Herzen eines speculativen Verlegers ist, sich pikante, amusante Schilderungen des modernen Babylonierthums verspricht, der irrt und wird das vielversprechende Buch enttäuscht aus der Hand legen. Man kann diese Genrebilder dreist den untern Klassen höherer Mittelschulen in die Hände geben, die obern verlangen meist schon kräftigere Kost und sind in feuilletonistischer Lektüre ziemlich bewandert. Eine wahrhaft ängstliche Zahmheit kennzeichnet diese wässerigen Producte eines Feuilletonisten, der den Ansatz zu einem Jules Janin nehmen möchte und doch schon über die ersten Treppenstufen zum Heiligthum der Presse, die sich „unter dem Strich" tummelt, stolpert. Von den siebenunddreißig Kapiteln, die das Buch enthält, ist auch nicht eins, von dem der Leser sagen könnte: Herr Petersen ist ein Mann von Geist. Wohl kann der Leser sagen: der Autor dieser Feuilletons ist ein Mann von Beobachtung, aber er hat diese Beobachtung nicht schriftstellerisch zu verwerthen verstanden. Wir Deutschen sind nun einmal seltsame Leute: von Schriften, die sich in leichter loser Form geben, verlangen wir Geist, Esprit, Witz, wie man das „Ding an sich", was die feuilletonistische Philosophie anbetet, auch nennen mag. Von gelehrten Schriften, von den umfang- und anmerkungsreichen Werken der Wissenschaft wäre es Anmaßung, Geist zu verlangen, hier genügt die Gründlichkeit; im Gegentheil, je mehr Geist ein wissenschaftliches Opus aufweist, desto mistranischer wird der deutsche Leser gegen die wissenschaftliche Würde des Buchs, desto geneigter ist er, es als oberflächlich zu verurtheilen. Leider müssen wir von diesen neubabylonischen Genrebildern sagen, daß sie den unendlich reichen Stoff, der vor ihnen lag, nicht ausgebeutet haben, daß sie sich meist bei einer selbstgefälligen Ausmalung von Gegenständen behagen, die für den verwöhnten Leser höchst gleichgültig sind. Am besten haben uns noch folgende Skizzen gefallen: „Eine Arbeiterhochzeit", „Ein Briefmarkenwechselgeschäft" (nun auch schon veraltet) und „Pariser Sporttreiben". Das letztgenannte Sittengemälde ist das einzige Kapitel des ganzen Buchs, das in dem Stile comme il faut gehalten ist, nämlich im Stil des Feuilleton, denn mehr wollen diese losen Skizzen doch nicht sein, obgleich sich mit stolzem Selbstgefühl der Autor das Recht der Uebersetzung vorbehalten hat.

2. Feuerseelen. Absonderliche Menschen und Schicksale von Max von Schlägel. Berlin, Brigl. 1870. Br. 8. 25 Ngr.

Ganz anders wirkt dies Zeichen auf uns ein. In diesen Schlägel'schen Fragmenten, aphoristischen, feuilletonistischen Plaudereien und Miniaturnovellen pulsirt das Leben eines schöpferischen Geistes und großer schriftstellerischer Begabung. Schlägel, der sich als Correspondent berliner Blätter im jüngsten Kriege einen Namen gemacht hat — selbst die Gefangenschaft ist dem unternehmenden Manne nicht erspart geblieben —, erweist sich in vorliegendem Werkchen als vielversprechender Autor. So abgerissen auch das Waldidyll „Ewig" gehalten ist, das uns wie ein Gedankenstrich vorkommt, so anmuthig ist das Märchen von der Rose, so originell sind die beiden Schweizernovellen und die Erzählung des Wahnsinnigen von der rothen Maus gehalten. Selbst die Novelle „Blasirt", aus Berlins Gegenwart, so gewagt sie auch in manchen Punkten erscheint, regt das Interesse an, ohne es zu überspannen. Das ganze Büchlein sei Freunden leichter und unterhaltender Lektüre bestens empfohlen.

Digitized by Google

3. Mexicanische Typen und Skizzen. Von H. v. W. Berlin, Janke. 1870. 8. 20 Ngr.

Der Autor, ein Oesterreicher von Geburt, der die mexicanischen Feldzüge des letzten Decenniums zum großen Theil mitgemacht hat, weiß aus eigener Anschauung sehr hübsch zu erzählen. Es ist das Erzählertalent guter Reisebeschreiber, das uns aus diesen spannenden Blättern entgegentritt. Die Frische der Anschauung, die wohlthuende Sicherheit, mit welcher der Verfasser Land und Leute in wenigen Strichen zu skizziren versteht, berührt sehr angenehm. An Spannung, an schriftstellerischen Effecten und etwas greller Farbengebung ist in diesen Schilderungen eines entschieden verkommenen Volks kein Mangel: immerfort weiß der anonyme Autor das rege Interesse des Lesers wach zu erhalten, ohne zu hyperromanhaften Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Die Wahrheit verschweigt er nie, selbst wenn sie auf Kosten seiner eigenen Partei gesagt werden muß. So kommt die Kaiserin Charlotte in der „Audienz bei der Kaiserin Charlotte von Mexico" nicht sehr glimpflich weg. Unter den Schilderungen mexicanischen Volkslebens heben wir „Eine Tertulia" (etwa ein Tanzkränzchen), „Das Guadelonpeseft in Mexico" und „Ein Tag in Veracruz" besonders hervor. Sehr lebensvolle und farbenreiche Beschreibung mexicanischer Charaktere enthält das Kapitel „Ein Jaguar und zwei Wölfe", komisch-tragische Erlebnisse das humorvolle „Diligences-Abentener". Juarez erscheint übrigens auch in diesen Typen und Skizzen im günstigsten Licht: es scheint, daß selbst die gegnerische Partei diesem Typus des echten Republikaners nicht den Ruf eines Ehrenmanns verkümmern möchte.

4. Conversations-Lexikon des Witzes, Humors und der Satire. Herausgegeben von einer Gesellschaft Humoristen. Erster bis dritter Band. Altona, Verlags-Bureau. 1869—70. 8. In Heften zu 5 Ngr.

5. Parodien und Travestien zum Vortrag in fröhlichen Kreisen. Fünf Hefte. Altona, Verlags-Bureau. 1870. 16. 25 Ngr.

Die Idee eines humoristischen Conversations-Lexikons, die in vorliegendem Werk zu realisiren begonnen ist, muß entschieden als praktisch und annehmlich bezeichnet werden. Es fehlt dem Deutschen noch an jeder Fixirung, an jedem lexikalisch-geordneten Compendium humoristischen Materials, das ebenso gut einer Sammlung und alphabetischen Ordnung bedarf als der Stoff jeder andern Encyklopädie. Mancher Leser dürfte seine anekdotischen Lieblinge, seine Schwänke und Schnurren, die er gern weitererzählt und die das Repertoire seines reproductiven Humors bilden, in einer derartig geordneten Encyklopädie des Jocus leichter finden; weshalb soll es nicht auch für die kleinen Ableger und Details der großen Humorwerkstätten eine Niederlage geben, in der, wie die Jean Paul'schen Sentenzen, Witz, Laune, Satire, kurz alles, was in das unermeßliche Reich des Humors fällt, in alphabetischer Ordnung, gleichsam schubladenartig zu finden ist? Nicht nur für gewisse Possenfabrikanten findet sich hier der ehrwürdige Schwant der Großväter wie der frivole Witz der leichtfüßigen Enkel vor, damit der Dramatiker der Vorstadtbühnen ihn seinen Possenfiguren in den Mund legen kann; auch der ernste Leser, der ohne die Absicht, sich an dem geistigen Eigenthum zu versündigen, an die Lektüre des Werks geht und willkürlich darin blättert, wird sich durch heilsame Erschütterung des Zwerchfells reich belohnt finden. Freilich kann die systematische Ordnung solcher Witzlexika nur eine sehr willkürliche sein: den leitenden alphabetischen Gesichtspunkt wird wol dabei meist die Pointe oder ein Wort derselben und der betreffenden Anekdote abgeben müssen; die wenigsten Bonmots, nicht einmal die Scherzgedichte haben eine Ueberschrift, und nicht alle Anekdoten und Witze haben eine Pointe. Die Auswahl des betreffenden Materials ist eine befriedigende, nur hätte im Hinblick auf den sehr stark werdenden Umfang des Buchs manches Fade ausgemerzt werden und dafür den reichverschenen gediegenen Witzmagazinen mehr Inhalt entführt werden können. So ist der „Kladderadatsch" eine unerschöpfliche Fundgrube nicht nur für temporären, sondern für bleibenden guten, treffenden Witz; indessen finden wir dieses köstliche Compendium politischer und socialer Satire fast gar nicht angezogen, im Gegentheil scheint uns eine starke Mißstimmung des „Conversations-Lexikon" gegen besagtes Wochenblatt vorhanden zu sein. Wenigstens begegnen wir einer sehr gehäßigen und witzlosen Satire auf die Unternehmer und Mitarbeiter dieses Blattes (so wird z. B. A. Hofmann als Paßmann, Dohm als Kuppel, Kalisch als Davidchen u. s. w. persiflirt), und statt der witz- und humorreichen Artikel von D. Kalisch und R. Löwenstein begegnen wir nur wiederholt den ziemlich platten und breiten Humoresken in Saphir'scher Manier von L. Kalisch und A. Löwenstein. Die „Fliegenden Blätter" scheinen mehr benutzt zu sein als das norddeutsche Witzblatt; sehr stark vertreten findet sich der ehemalige Redacteur der „Gerichtszeitung", Dr. K. Löffler, mit meist recht gelungenen Scenen aus dem berliner Leben, zumal aus dem Geheimleben des Gerichtssaals. Wenn wir den Herausgebern noch reiche Quellen für Materialgewinnung empfehlen können, so wären es die Compilationen des neuen „Demokritos": Weber hat, allerdings in gewisser psychologischer Ordnung, eine Menge köstlicher Anekdoten gesammelt, zum Theil historischen Ursprungs, von denen es schade wäre, wenn sie nur dem Leser des „Demokritos" bekannt blieben. Daß eine Onellenangabe bei einem so groß angelegten und nutzangereichen Werk, wie das hier besprochene, nicht consequent durchzuführen ist, geben wir gern zu, indessen wäre es, soweit sich, besonders bei größern Artikeln, die Quelle feststellen ließe, immerhin erwünscht. So begrüßen wir das vorliegende Werk als eine zwar unkritische, aber gutgemeinte und jedenfalls sehr reichhaltige Fundgrube encyklopädischen Humors und wünschen dem Unternehmen, daß sein Fortgang der Anlage des Anfangs entspreche und die oben vermißten Hülfsquellen und Materialien mehr benutze. Wie breit angelegt das „Conversations-Lexikon" ist, geht daraus hervor, daß bisjetzt schon drei Bände vorliegen, deren letzter erst bis zum Wort „Laune" geht. Jeder Band enthält sechs Hefte, jedes Heft zu fünf Bogen; das ganze Werk wird dreißig Hefte oder fünf Bände enthalten. Uns dünkt jedoch, daß die zweite Hälfte knapper bedacht ist, als die erste, oder wir thun den zwei demnächst erscheinenden Bänden unrecht, die vielleicht stärker sein und etliche Lieferungen mehr enthalten werden als die ersten.

Digitized by Google

In dem rührigen Verlage dieses „Conversations-Lexikon" ist gleichzeitig, wie oben angezeigt, eine Sammlung von Parodien und Travestien in fünf Heften erschienen, die bei weitem nicht den Anforderungen entspricht, die man an eine solche Sammlung zu stellen berechtigt ist. Nicht nur, daß die Anzahl der abgedruckten Stücke sehr klein und der Inhalt derselben fast durchweg trivial und witzlos ist, so ist gerade gegenüber der großen Zahl wirklich guter Parodien und Travestien die Ausstellung sehr am Platze, daß der Redacteur dieser Sammlung, wir wissen nicht ob aus Unkenntniß oder aus Absicht, es versäumt hat, eine geschickte Auswahl unter dem sehr reichen parodistischen Material zu treffen. Vielleicht könnte hier das „Conversations-Lexikon", das mehrere gelungene Parodien aufweist, die sich in der Specialsammlung nicht vorfinden, aushelfen. Dann dürfte auch die Aufnahme eines Contingents von Parodien in süddeutschen Dialekten, deren idiotistische Literatur prächtige Proben travestirenden Genres aufweist, durchaus zweckgemäß sein und zu der Mannichfaltigkeit deutscher Mundart, die sich schon schüchtern in der beregten Sammlung geltend zu machen sucht, interessante Belege humoristischer Natur geben.

6. Frauenbilder aus Goethe's Leben von Heinrich Reidt. Mit einem Geleitswort von Otto Bolger und dem Jugendporträt Goethe's nach einer Radirung Oeser's von 1768. Bremen, Kühtmann. 1870. 8. 1 Thlr.

Das Jugendporträt Goethe's nach der Oeser'schen Radirung von 1768 schmückt das anspruchslose Buch, das aus Vorträgen, die im frankfurter Goethe-Hause gehalten worden, entstanden ist. Mit liebevollem sorgsamen Fleiß hat Reidt aus „Wahrheit und Dichtung", zeitgenössischen Quellen und den üblichen Hülfsmitteln die Bilder der anmuthigen Frauen retouchirt, die in Goethe's Leben auf der Bühne und hinter den Coulissen eine mehr oder minder wichtige Rolle gespielt haben. Friederike von Sesenheim, Lotte Buff, Cornelia die geliebte Schwester, Lili Schönemann, Charlotte von Stein, die schöne Mailänderin und Christiane Vulpius spiegeln sich in den Vorträgen des Autors. Daß dieser bei der Darstellung Goethe'scher Liebesverhältnisse die zartesten Rücksichten auf seine Hörer, speciell auf das sicher zahlreich versammelte Damenpublikum genommen, leuchtet aus der discreten Behandlung seiner Themata hervor. Daß Minna Herzlieb, der idyllische Epilog zu den Liebesgedichten, die Goethe erlebt, im Reigen jener begünstigten Frauen fehlt, ist ein empfindlicher Mangel: gerade gegenüber dem neuerdings aufgetauchten Streit zwischen Düntzer, Stahr und Frommann über jenes Urbild Ottiliens dürfte die Berücksichtigung der lieblichen Jenenserin von hohem Interesse gewesen sein. Das Buch Reidt's wird aber auch ohne jenes Frauenbild aus Goethe's Leben sicher einen weiten Leserkreis finden, und unter diesem wird das schönere Geschlecht vermuthlich gern den Offenbarungen lauschen, die des vielgeliebten Dichters Leben über das „ewig Weibliche" im Menschendasein gibt.

7. Das Volksbuch vom Grafen Bismarck. Herausgegeben von Wolfgang Bernhardi. Dritte Auflage. Berlin, Bergmann. 1870. 8. 10 Ngr.

Von der Hesekiel'schen Apotheose des volksthümlichen Staatsmannes ist das Bernhardi'sche Büchlein himmelweit verschieden. Während dort ein allzu dienstfeiriger Biograph aus dem feudalen Lager alles in rosigem Lichte sieht, was den eisernen Grafen betrifft, so steht Bernhardi etwa auf dem Standpunkt der Volkszeitung und weist energisch schon im voraus jede „Verherrlichung des Redacteurs der deutschen Einheit" zurück. Ihn kümmert die Jugend- und Privatgeschichte Bismarck's, die Hesekiel außerordentlich beschäftigt, gar wenig: nur Thatsächliches von Olmütz bis zum ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes bringt er bei, nicht ohne widerwillige Anerkennung des Großen, was seit 1866 für Deutschland geleistet ist. Indessen kann man, besonders im Hinblick auf die sachliche und genaue Erzählung des Kriegs von 1866, die klar und populär gehalten ist, dem Büchlein das Lob nicht versagen, daß es seinen Zweck, eine übersichtliche Darstellung der Ereignisse der beiden letzten Decennien zu geben, vollständig erfüllt. Die Charakteristrung Bismarck's ist nicht ohne Schärfe, aber mit richtigem Blick und objectiver Beobachtung der Zustände gegeben. Die Zahlen der 1867 neuformirten norddeutschen Bundesarmeen sind auf S. 154 nicht ganz richtig angegeben. Nicht 118 Infanterie-, 76 Cavallerieregimenter und 18 Jägerbataillone, wie allerdings in vielen Angaben zu lesen, sondern 117 Infanterie-, 74 Cavallerieregimenter und 16 Jägerbataillone bilden den bisherigen Bestand der norddeutschen Linie. Den Schlußworten der Schrift wäre im Hinblick auf die kriegerischen Ereignisse der Gegenwart wol ein bedenkliches Fragezeichen anzuhängen. „Dem freien deutschen Volke", sagt Bernhardi in Bezug auf den drohenden Krieg, „würde dieser Krieg nicht drohen. Niemals werden wir durch die militärische Einheit zur Freiheit gelangen, der Weg, den wir zu wandeln haben, ist der entgegengesetzte: durch Freiheit zur Einheit." Die Geschichte hat bereits in entgegengesetztem Sinne entschieden!

# Feuilleton.

## Vom deutschen Theater.

Der große deutsch-französische Krieg hat, wie auf alle Verhältnisse, so auch auf die deutsche Bühne großen Einfluß ausgeübt. So bewältigende Ereignisse auf dem großen Welttheater mußten die Theilnahme für die weltbedeutenden Breter in den Hintergrund drängen. Die Bühne bestrebte sich, ausnahmsweise das zu sein, was sie in Wahrheit immer sein sollte — ein Organ des patriotischen, nationalen Geistes, und griff in Eile nach allem, was sich für solche Kundgebungen zu eignen schien. Die rasch fertige Production der zweiten Bühnen beeilte sich, für die augenblickliche Weltlage rasch Spiegelbilder auf die Bühne zu zaubern. Eine Menge größerer und kleinerer Stücke sprossten wie Pilze nach dem Regen hervor; der Ausmarsch von der Spree nach dem Rhein, die Einquartierungsleiden und -Freuden in Frankreich und andere Begebnisse, wie sie die Zeit mit sich brachte, wurden in ernster und heiterer Form, mit und ohne Gesang, als Burlesken, in welche Kampf- und Siegsaufsaren hineintönten, auf die Breter gebracht. Ein kernhaft

Digitized by Google

patriotisches Couplet war im Stande einen ganzen Act von matter Situationskomik glorreich zu illustriren.

Die größern Bühnen mußten unter den der Nationalliteratur angehörigen Dramen eine geeignete Auswahl treffen. Zwei dramatische Claſsiker, Shakspeare und Goethe, boten nichts für die Situation Passendes, wohl aber Schiller, dessen „Wilhelm Tell“ wieder Träger der patriotischen Begeisterung wurde. Auch „Wallenstein's Lager“ empfahl sich durch seinen soldatischen Geist für die Aufführung; man war so sehr von dem Gedanken des Augenblicks erfüllt, daß man an Bühnen ersten Rangs selbst in das Reiterlied Verse einlegte, welche gegen die Turcos und die Soldaten Napoleon's III. gerichtet waren, ohne das Attentat zu erwägen, welches man damit gegen die Einheit des Kunstwerks beging. Auch Lessing's „Minna von Barnhelm“ hatte genug soldatische Anklänge, um einer kriegerisch bewegten Zeit vorgeführt zu werden.

Von spätern Dramen zeigte sich Holtei's „Lenore“, die an den ersten norddeutschen Bühnen, in Berlin, Dresden und Leipzig, zur Aufführung kam, als echtes Soldatenstück, welches, frei von jeder politischen Tendenz, die wechselnden Stimmungen eines kriegerisch bewegten Lebens, den frischen Kampfesmuth, die Trauer um hingeschiedene Kameraden getreu wiedergab und damit ein lebhaftes Echo weckte. Kleist's „Prinz von Homburg“ erschien mit seinen somnambulen Arabesken und feiner Seelenmalerei, die uns den Hauptheldem, einen hochstehenden Offizier, von nervöser Todessucht befallen zeigt, wenig danach angethan, die Sympathien des Publikums zu erwerben; seine „Hermannschlacht“, welche neuerdings am münchener Hoftheater mit Erfolg zur Aufführung kam, durfte sich einer lebendigern patriotischen Wirkung erfreuen, obgleich der Cheruster Hermann, der deutsche Nationalheld, mehr doppelzüngiger Diplomat als glorreicher Kriegsführer ist.

„Ferdinand von Schill“, von dem Herausgeber d. Bl., wurde in Leipzig und Hannover mit Erfolg aufgeführt, obgleich die elegische Grundstimmung jener Epoche zu der siegesfreudigen der Gegenwart in Contrast steht. Bauernfeld's „Deutscher Krieger“ hatte denselben elegischen Grundton, die Klage über Deutschlands Ohnmacht und Verfall, und brachte Lessing durch die Schlußwendung, das Bündniß des deutschen Kriegsoberſten mit der geistreichen Französin, eine im Augenblick mißtönende Saite. Paul Heyse's „Kolberg“ wurde an mehrern Bühnen wieder aufgenommen und wirkte durch die ansprechenden militärischen und bürgerlich-patriotischen Genrebilder. Auch Hermann Schmid's „Eine deutsche Stadt“ kam mehrfach zur Aufführung, ein Schauspiel, dessen Inhalt, die Lostrennung Straßburgs von Deutschland, von lebendigstem Interesse für die Gegenwart war.

Roderich Benedix, unser verdienter Lustspieldichter, behandelte mehrere patriotische Stoffe aus der Zeit der Befreiungskriege, ohne indeß mit diesen Stücken die Kunde über die deutschen Bühnen zu machen.

Selbstverständlich konnte, namentlich bei der längern Dauer des Kriegs, die Bühne sich nicht auf patriotische Stücke beschränken; sie mußte dem Schaffen deutscher Dichter und auch dem seinern künstlerischen Bedürfniß des Publikums gerecht werden. Das wiener Burgtheater, welches gewissermaßen außerhalb der Schußlinie stand, brachte zwei Trauerspiele: „Graf Horn“ von Joseph Weilen und „Marzyna“ von S. Mosenthal, die Dramen zweier Dichter, deren Stücke an der Burg stets mit Sicherheit auf eine Aufführung rechnen dürfen und die zu den Lieblingen des wiener Publikums gehören. Der „Graf Horn“ von Weilen rührt die Kritik einen kräftigen, von romantischer Verschwommenheit freien Stil nach. Das Stück spielt in Paris, zur Zeit der Regentschaft und des Law'schen Finanzschwindels, und entrollt das Bild einer Epoche, welche mit der Gegenwart und namentlich mit wiener Zuständen eine frappante Aehnlichkeit hat. Weilen hat auf den Rath der Kritik gehört und ein Thema gewählt, welches nicht in der grauen Urzeit spielt, sondern der Gegenwart am Herz greift. Das Trauerspiel von Mosenthal spielt in der Zeit der „falschen Demetrius“, die Heldin ist aus Schiller, Hebbel und Laube wohlbekannt; ihre ferneres tragisches Geschick und ihre Beziehungen zu einem neuen falschen Demetrius bilden den Inhalt des Stücks, dessen letzter Act, eine Katastrophe in Flammen, von dem Dichter nach der Aufführung abgeändert wurde.

Adolf Wilbrandt's „Graf von Hammerstein“ und B. Schola's „Maske für Maske“, welche wir in dieser Nummer unserer Bl. oben besprochen haben, kamen ebenfalls vielfach auf deutschen Bühnen zur Aufführung. Bon Lustspielen hat R. Benedix' „Reden muß man“ in Leipzig und München nicht durchgegriffen, während Ludwig Rosen, Otto Girndt u. a. fortfahren, eine etwas lockere Richtung des Conversationsstücks mit tumultuarischen heitern Verwicklungen zu pflegen.

## Bibliographie.

Asaul, C., Im Lager der Franzosen. Briefe eines Augenzeugen über den Krieg in Frankreich 1870. 1ste und 2te Lief. Leichen, Prochaska. 1870. Gr. 8. à 5 Ngr.

Baumeister, A., Germanistische Kleinigkeiten. — Alte Familiennamen. — Das Fremdwort im Deutschen. — Glud oder Meier? — Stenographie. — Deutsche Schreib- und Rechtschreibung. — Der Ursprung der deutschen Sprache. Stuttgart, Kröner. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Bernard, K. G. v., und O. W. Forkel, Die ästhetische Zeit während des deutschen Nationalkrieges gegen Frankreich im Jahre 1870. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bernstein, J., Gesammelte dramatische Werke. 7 Bde. Leipzig, Weber. 1870. 8. à 20 Ngr.

Dempf, J. Ritter v., Der Schwur. Historisch-romantisches Schauspiel. Graz, Weiser. 1870. 8. 10 Ngr.

Despeils, B., Der rothe Hüter oder das Gespenst von St. Helena. Historischer Roman aus dem Kampfe der Gegenwart und der Vergangenheit gegen Frankreichs Uebermacht. Für die 6te Lief. Berlin, Koeppen. 1870. Gr. 8. à 3 Ngr.

Hildebrandt-Wiese, A. M., Ueber Wappen und Banner deutschen Reiches. Berlin, Wittcher u. Rössell. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Hoefer, C., Land und See. Novellen. 2 Bde. Breslau, Trewendt. 8. Ngr.

Hübet, J., Die Lehre Darwins kritisch betrachtet. München, Lentner. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Huppe, H. C., Das sociale Defizit von Berlin in seinem Hauptbestandtheil. Berlin, Guttentag. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Jahrbuch, Germania! Deutsche Kriegs-Lieder und Gedichte 1870. Tilsit. 1870. 16. 3 Ngr.

Kaiser, A., Lieder eines Zwanzigjährigen. Leipzig, Matthes. 1870. 16. 1 Thlr.

Kohl, J. G., Livland, Amerika und das neue Börsenhilf in Bremen. Eine Beleuchtung. Dorpat, Glaser. 1870. Gr. 8. 9 Ngr.

Krabbel'er, J., Zwingli in Marburg. Zur Beurtheilung des Unterschiedes von zwinglischer und lutherischer Reformation dargestellt. Berlin, Hertz. 1870. 8. 12 Ngr.

La Mara, Ludwig van Beethoven. Biographische Skizze. Leipzig, Weißbach. 1870. 8. 15 Ngr.

Deutsches Leben in Kampf und Sieg. Bremen, Müller. 1870. Imp.-4. 9 Thlr. 15 Ngr.

Unseres Leben. Heidelberg, C. Mohr. 1870. Gr. 16. 12 Ngr.

Lenz, G., Die alten Reichslande Elsaß und Lothringen und ihre Stellung zum neuen Reiche. Eine Skizze. Greifswald, Bamberg. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Löhnhausen-Wolff, C. v., Ideen zu einer Metaphysik der Materie. Dorpat, Glaser. 1870. Gr. 8. 9 Ngr.

Meisenberg, H., Gedenkblätter aus dem Kriegs-Jahre 1870. Hildesheim, Rolle u. Schneider. 1870. 8. 4 Ngr.

Meyer, G., Klaus und Lothringen. Eine volkswirthschaftliche Studie. Bielefeld, Thiele u. Comp. 1870. 8. 7½ Ngr.

Napoleon's III. verhängnißvolles Jahr: 1870. Enthüllungen über sein Treiben, seine Politik, seinen Sturz und seinen Verrath an der französischen Nation. Aus dem Französischen des Jean de Th—l. 1ste Lief. Leipzig, Strobe. 8. 5 Ngr.

Pfaundler, H., Bilder aus Süd-Tirol und von den Ufern des Gardasees. München, Lindauer. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Reinecke, K., Lebenslauf. Roman in 3 Bdn. Breslau, Trewendt. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Rümpler, K., Klänge aus Natur und Liebe. Gedichte. Leipzig, Matthes. 1870. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ruprecht, H., Unter dem Tannenbaum. Weihnachtsmärchen. Berlin, Denschel. 1870. 16. 10 Ngr.

Sander, H., Vier Tage in Metz während und nach der Schlacht. Vortrag. Barmen, Langewiesche. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.

Schramm, J., König Johann von Sachsen. Leipzig, Rossberg. 1870. Gr. 16. 7½ Ngr.

Seichter, A., Gedichte. Glatz, Sauer. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Shakspeare, W., Romeo und Julie. Drama. Aus Deutscher übertragen von E. G. L. Wien, W. Braumüller. 1870. 16. 1 Thlr.

Storck, H., Gedichte. Leipzig, Matthes. 1870. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Straß, H. v., Das Pfarrkind. Die Schwarze. Zwei Erzählungen. Heidelberg, C. Winter. 1870. 8. 12 Ngr.

Tennyson, A., Königsidylle. Deutsch von H. A. Feldmann. Hamburg, Grüning. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Der Neue Pitaval.

**Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.**

Begründet von

**J. E. Hitzig** und **W. Häring (Willibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**

Neue Serie. Fünfter Band. Viertes Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Die Gaunerstreiche des Fürsten Obelinski aus Petersburg in der Schweiz. (1868—1869.) — Heinrich Wilhelm Künschner, der Mörder des Kaufmanns Karl August Markert. (Leipzig. 1866.) — Die Hexe von Montauban. (1837—1865.)

Als „Fürst Obelinski" und unter verschiedenen andern Namen brandschatzte ein frecher Betrüger, Israel Gurin aus Rußland, die Badeorte in der Schweiz, bis ihm nach manchem glücklichen Wurfe endlich das Handwerk gelegt wurde. In dem Proceß gegen den Mörder Künschner in Leipzig liegt ein juristisch höchst interessanter Indicienbeweis vor. Die „Hexe von Montauban" endlich bildet ein entsetzliches französisches Seitenstück zu der „Engelmacherin", jener neuesten canse célèbre der englischen Criminaljustiz.

Mit diesem Hefte schließt der Neuen Serie fünfter Band. Derselbe ist auch als Ein Band zum Preise von 2 Thlr. zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Russlands Machtstellung in Asien.

**Eine historisch-politische Studie**

von

**Hermann Vámbéry,**

ord. Professor der orientalischen Sprachen an der königl. Universität zu Pest.

8. Geb. 15 Ngr.

Durch die Gortschakoff'sche Note über den Pariser Vertrag von 1856 ist das Verhältniss Russlands zum Orient wieder eine brennende Tagesfrage geworden. Mit Dank wird man daher gerade jetzt die vorliegende Schrift von Vámbéry, dem gründlichen Kenner der europäisch-asiatischen Grenzlande, entgegennehmen, welche den gegenwärtigen in Europa fast unbekannten Thatbestand in das rechte Licht setzt und zugleich dringend auf die vom Osten her drohenden Gefahren aufmerksam macht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Sprachvergleichende Studien

**mit besonderer Berücksichtigung der**

**indochinesischen Sprachen**

von

**Dr. Adolf Bastian.**

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses neue Werk des berühmten Ethnographen und Sprachforschers enthält, nebst einer allgemeinen sehr interessanten Einleitung, die folgenden vier Kapitel: I. Das Flüssige schriftloser Sprachen, ihre Wechsel und Mischungen; II. Das Birmanische; III. Das Siamesische; IV. Die Sprachgestaltung. Eine ausserordentliche Fülle neuen werthvollen Stoffs wird darin für die Wissenschaft zu Tage gefördert und in anregender Weise dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Porträts und Studien.

Von

**Rudolf Gottschall.**

**Erster und zweiter Band.**

**Literarische Charakterköpfe.**

**Zwei Theile.**

8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 24 Ngr.

**Inhalt:**

Erster Theil. Byron und die Gegenwart. — Victor Hugo als Lyriker. — Friedrich Rückert. — Heinrich Heine nach neuen Quellen. — Friedrich Hebbel. — Charles Sealefield. — Adalbert Stifter.

Zweiter Theil. Hermann Lingg. — Robert Hamerling. — Wilhelm Jordan. — Albert Lindner und der Schillerpreis. — Das Leben Jesu in den Darstellungen von Renan, Strauß und Scherkel. — Ferdinand Lassalle. — Die Unsterblichkeitsfrage und die neueste deutsche Philosophie. — Ein Philosoph des Unbewußten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

**Ein Hausschatz für das deutsche Volk.**

Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**

**Erster und zweiter Band.** (A—Lehren.)

4. Jeder Band geh. 10 Thlr., geb. 10⅔ Thlr.

Dieses Werk ist die vollständigste und vergleichsweise wohlfeilste aller Sprichwörtersammlungen; die Zahl der in den vorliegenden zwei Bänden mitgetheilten, alphabetisch geordneten, vielfach mit Erklärungen, Citaten und Quellennachweisen versehenen Sprichwörter beläuft sich auf nicht weniger als 120000. Es wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, in welchem die Anschauungen, Ansichten, Urtheile, Irrthümer und Erfahrungen, Rechtsgrundsätze, Klugheits- und Weisheits-, Glaubens- und Sittenlehren der frühern Geschlechter aller Bildungsschichten und Berufskassen sich abspiegeln, und das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe.

Die Fortsetzung des Werks erscheint in regelmässiger, ununterbrochener Folge (wie bisher in Lieferungen zu 20 Ngr.).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Paris als Waffenplatz.

Plan von Paris und seinen Festungswerken.

Preis 2½ Ngr.

Soeben erschien ein **neuer verbesserter Abdruck dieses bereits in mehr als 90000 Exemplaren verbreiteten Plans,** der das genaueste Bild von Paris und seiner Umgebung gewährt, besonders aber die Lage der Forts und die Umfassungsmauer der Stadt aufs anschaulichste darstellt. Zum Verständniss der Depeschen über die Belagerung und Beschiessung von Paris ist das werthvolle, äusserst billige Blatt nicht zu entbehren.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 26. Januar 1871.



Inhalt: Neue dramatische Literatur. Von Rudolf Gottschall. (Fortsetzung.) — Militärischer Büchertisch. Von Karl Gustav von Brinck. — Von der Ewigen Stadt. Von Otto Speyer. — Feuilleton. (Die Grillparzer-Feier in Wien.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Neue dramatische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 4.)

4. Danton und Robespierre. Tragödie in fünf Aufzügen von Robert Hamerling. Hamburg, J. F. Richter. 1871. 8. 1 Thlr.

„Die öffentliche Bühnenaufführung dieses Werks ist von seiten des Autors nicht gestattet." Diese Verwahrung steht an der Spitze des Werks und wird von dem Autor in dem Vorwort in folgender Weise gerechtfertigt:

Sie entsprang der erst nach Vollendung des Werks dem Autor in voller Klarheit sich aufdrängenden Ueberzeugung, daß bei den eigenthümlichen Verhältnissen des deutschen Theaters, bei dem Umstande namentlich, daß die größern Bühnen Deutschlands höfische Institute sind, die einen revolutionären Stoff wie den hier behandelten von vornherein ausschließen, nur solche Bühnen damit einen Versuch machen könnten, bei welchen er entschieden mißlingen müßte. Zu groß ist die Anzahl der in diesem Stücke auftretenden Personen, zu beträchtlich des Werkes Umfang selbst, von welchem ohne bedeutende Schwächung der Gesammtwirkung nichts preisgegeben werden kann.

Hamerling's Dichtung gehört der von uns so bezeichneten genialen Kraftdramatik an, obgleich der Dichter dagegen protestirt, „dem romantischen Kraftstil, dessen bestechendes Muster in den barock-genialen Revolutionsscenen Büchner's vorliegt, die Naturwahrheit des Ausdrucks und der Charaktere geopfert zu haben". In den Büchner'schen Skizzen fehlt indeß diese Naturwahrheit keineswegs; sie hat oft eine unnachahmliche Schlagkraft, doch ebenso oft ist sie mit grellem Cynismus auf die Spitze gestellt.

Hamerling's Tragödie fordert indeß weniger zum Vergleich mit dem Büchner'schen Drama als mit dem „Robespierre" Griepenkerl's auf. Beiden ist gemeinsam das Dioskurenpaar der Revolutionshelden; sie haben etwas Doppelköpfiges, wodurch die Einheit des Dramas bedroht wird. Danton verschwindet in beiden Stücken nach dem dritten Act; Robespierre ist also der eigentliche Held, dem zu Liebe die Tragödie noch zwei Acte ansetzt. Die Gefahr aber liegt darin, daß Danton bei weitem dramatischer ist als Robespierre und namentlich bei einer Aufführung den Charakter des Advocaten von Arras unbedingt in den Schatten stellen würde.

Der Robespierre Hamerling's ist indeß in den letzten Acten viel bedeutender als derjenige Griepenkerl's, welcher seinen Helden zuletzt in den Königsgräbern von Saint-Denis in elegisch schwächlichen Betrachtungen sich ergehen läßt und den Nerv des geschichtlichen Charakters in bedenklicher Weise gefährdet. Auch hat Griepenkerl unterlassen, den 9. Thermidor und die entscheidende Conventsscene, die Peripetie in der Tragödie „Robespierre", auf die Bühne zu bringen, vielleicht aus Rücksicht auf die Schwierigkeiten theatralischer Inscenirung. Hamerling scheute diese Schwierigkeiten um so weniger, als er ja von Haus aus auf die Aufführung des Stücks verzichtete.

Der Unterzeichnete hat in seinem Jugendwerke, der Tragödie „Maximilian Robespierre", sich mehr beschränken zu müssen geglaubt, er läßt das Stück erst nach Danton's Tod beginnen, sodaß der äußere und innere Kampf des Helden um die Dictatur den einheitlichen Conflict bildet. Auch er hat die Peripetie der Conventsscene nicht beiseitegelassen, nur hat er sie nach den Regeln dramatischer Architektonik in den vierten Act verlegt, während Hamerling sie in den fünften rückt, in den Act der Katastrophe, welche dadurch zu massenhaft und vielgliedrig wird.

Die Conventsscene vom 9. Thermidor ist so durchaus dramatisch, daß die im „Moniteur" mitgetheilten Reden kaum noch dichterischer Ausschmückung bedürfen; sie haben eine Schlagkraft, die durch Umschreibungen nur abgeschwächt werden kann. Bei Hamerling erscheint uns die Scene etwas zu sehr auseinandergesetzt; am auffallendsten aber ist es wol, daß sich der Dichter solche die Situation erschöpfende geschichtliche Schlagwörter, wie: „Das Blut




Digitized by Google

Danton's erstickt deine Stimme", das Bourbon dem heiser kreischenden Robespierre zuruft, entgehen ließ.

Wenn wir Hamerling's Tragödie als ein künstlerisches Ganzes auffassen, so können wir dieselbe nur als eine „Historie" bezeichnen. Es gibt geniale Historien, wie diejenigen Shakspeare's; aber die Mehrzahl derselben unterscheidet sich durch die epische Folge der Begebenheiten wesentlich von einer spannend verflochtenen Handlung. „Danton und Robespierre" ist ein Charaktergemälde, reich an glänzenden und genialen Zügen, aber doch ohne den treibenden Nerv, ohne die innere Vertiefung des Charakters. Robespierre ist der Mann der Republik, der Held der Tugend; sein Gegensatz gegen den lazern Danton, der einmal im Jähzorn mordet, dann aber wieder mildere Saiten aufzieht und der Lust des Lebens huldigt, während Robespierre das Hohepriesterthum des Todes vertritt, ist in der Hauptscene zwischen den beiden scharf durchgeführt, obgleich in „Danton's Tod" von Büchner dieser Contrast noch mit mehr physiologischer Vertiefung und in einer mehr drastischen Fracturschrift hervorgehoben ist. Im ganzen aber geht Robespierre in dem Drama mehr in einem wüsten Parteienkampf unter. Der Dichter hat es nicht verstanden, dem Helden ein bestimmtes, weitleuchtendes Ziel zu geben, dem er nach innern Kämpfen zustrebt, ein Streben, in welchem er seinen Untergang findet. Ein solches Ziel ist die Dictatur, deutlich genug durch die Geschichte vorgezeichnet, um von dem Dramatiker benutzt zu werden. Sehen wir aber im Drama kein Ziel und keinen Weg vor uns, so herrscht darin eine epische Zerflossenheit und unsere Theilnahme zersplittert sich nach allen Seiten hin. Nicht als ob Hamerling das Motiv der Dictatur ganz beiseitegelassen; aber wie wir schon in der Kritik eines frühern Dramas sagen mußten, der Dichter verliert es gleichsam unterwegs aus der Tasche; es weiß damit nichts anzufangen, er stellt es nicht an die rechte entscheidende Stelle. Damit hängt eine Führung der Handlung zusammen, welche gegen das Grundgesetz der dramatischen Steigerung und gegen eine Architektur, wie sie die starke dramatische Wirkung verlangt, wesentlich verstößt. Der Höhepunkt der Krisis müßte an das Ende des dritten Actes fallen; dieser Höhepunkt liegt in der entscheidenden Begegnung zwischen Danton und Robespierre, bei welcher der Sturz des ersteren scharf und bestimmt markirt sein müßte. Statt dessen bringt uns der dritte Act Volksscenen, Kerkerscenen, in denen der gefangene Löwe Danton zwar gut brüllt, die aber doch eben nur Charaktermalerei sind, und dann eine große Scene im Wald von Montmorency, in welchem Robespierre mit alten holzsuchenden Weibern und jungen liebesuchenden Mädchen verkehrt, mit seinen Genossen Saint-Just und Couthon debattirt und zuletzt sich noch mit Sibyllen und Gespensterm herumzuschlagen hat; denn es spukt unheimlich in dem Philosophenwäldchen von Montmorency, und eine seltsam verhüllte Gestalt, die sich für Danton's Geist ausgibt, versucht mit einem Dolch Robespierre zu ermorden und wird von diesem erschossen, ohne daß der Dichter das Incognito der geheimnißvollen Erscheinung lüftet. War es ein Phantasma von Robespierre's Phantasie? Oder soll, wie in „Julius Cäsar", nach Otto Lindner's Erklärung, Cäsar in der zweiten Hälfte des Stücks noch als Gespenst und Geist der Held des Dramas bleibt, dies auch von Danton gelten?

Bei alledem rückt die Handlung in diesem großen Scenenconglomerat, das wie eine Reihe dramatischer Illustrationen gemahnt, auch nicht um einen Schritt vorwärts; ebenso wenig der Entschluß des Helden. Der vierte Act beginnt mit dem Fest des höchsten Wesens auf dem Marsfeld, ein Fest, welches als ein Höhepunkt der Handlung nicht in die Ouverture eines Actes gestellt werden durfte; es folgen breit ausgeführte royalistische Salonscenen, in welche der Mysticismus der Katharina Theot verwebt ist, und eine Schlußscene, die an dieser Stelle dramatisch sehr matt erscheint, eine Liebesscene zwischen Robespierre und seiner Leonore. Der Schluß des vierten Acts, diese wichtige Etappe im Gang der Handlung, wird von folgendem Monolog des Helden mit Beschlag belegt:

Was war das Weib bisher in meinem Sein? —
Ein weißer, sanftgebogner Schwanenhals,
Ein zarter Busen, eine Rosenwange,
Ein weißer, welcher, linder Mädchenarm —
Was war mir das? — Und nun? Hat mich das Glück
Des Tages so berauscht? Hat die Marseille
Mir einen Zaubertrank credenzt im Becher?
(In Träumerei versinkend.)
An einen weichen Busen sich zu schmiegen,
An einer süßen Lippe hängen — Seltsam!
Mein Leben floß dahin, und ich, nicht einen
Gedanken hat' ich dafür im Gehirn,
Nicht ein Gefühl dafür im Herzen übrig —
Da, Lipp' an Lippe — Herz an Herz — und Welt
Und Zeit und sich vergessen — —
(Aufspringend.)
Leonore!
Wo bist da? komm! wo bist du, Leonore? —
Sie kehrt nicht wieder, und ich bin allein —
Allein — mich faßt ein Graun — ein Groll zugleich —
Was ist das, Robespierre? Schmach über dich!
Erhebt sich wieder dich dein eignes Ich,
Dein übermwundnes Selbst? Und stellt der Mensch
In dir, der unterdrückte, rebellirend,
Als neuer Robespierre sich gegenüber
Dem alten Robespierre? — Fort, Doppelgänger!
Fort! — Oder war der falsche Doppelgänger
Der alte Robespierre, der gestrbacht
Als blut'ges Schreckgespenst die Welt durchschritt,
Und der den warmen, den lebendigen,
Den Robespierre mit Fleisch und Blut verdrängte? —
(Sich aufraffend.)
Genug, genug! Auf dich nicht selber an,
Nachtwandler Robespierre! 's ist deine Sendung,
Zu wandeln schwindellos auf steilstem Grat,
Geschlossnen Auges —
O einfältig Mägdlein!
Warum empört in deinem Kindesherzen
So die Natur sich schaudernd gegen mich?
Du armes Kind! — Ei freilich, freilich wol,
Es ist ein eignes Ding um Menschenblut —
Doch, war mein Herz nicht rein? Ist's meine Schuld,
Daß sich die Gluteaanken dieses Hirns
Als lebensdurst'ge Schatten vor mich stellten,
Den Schatten des Homer im Hades gleich,
Die, um sich zu beleben, zu erwärmen,
Blut trinken mußten, warmes Opferblut?
Ist's meine Schuld, daß sie, Vampyren gleich,
Um sich zu lösen aus dem starren Tod,
Ihr Sein zu fristen in der Erdennacht,
Berurtheilt sind, erbarmungslos zu saugen

Digitized by Google

Die rothen Säfte der Lebendigen? —
Ist's meine Schuld, daß dies Geschlecht so klein,
Zerfahren, elend ist, daß nur der Schrecken
Es vorwärts treibt auf grader Bahn zum Ziel? —
Die ganze Last der Republik, sie ruht
Auf mir allein. Ich hab, was mir zum Halt,
Herstand, und was die Last mir tragen half, vernichtet.
Das Feindliche um mich — es ist vertilgt,
Und das Verwandte in mir aufgegangen.
Nur schnöde Halbheit, Mittelmäßigkeit,
Ist's, was noch neben mir ein Leben fristet
Und thöricht keck sich aufbäumt wider mich.
Die Freiheit und die Republik, sie ruhn
Auf diesem Schwinken. Wenn ich untergehe,
So fällt der stolze, kühn gethürmte Bau,
Die Umkehr bricht herein mit Allgewalt,
Und dieser Schreckenszeit Geschichte bleibt
Ein grausenhaftes Märchen ohne Sinn,
Ein wüstes wildes, tolles Unterjangen
Für alle Folgezeit. — Was ist begonnen,
Vollende, Robespierre! wo nicht, so stirb! —
Harr' aus, harr' aus, und wage, Robespierre!
Sei nicht ein Schaukelkahn auf wilder Flut!
Sei treu dir selbst, treu bis zum letzten Hauch!
Mehr kann kein Mensch. Denn ein Verhängniß gärt
Im Wust, und reißt es fort — ein Weltgeschick —
Nur es erfüllen heißt es überwinden!

Der dramatische Monolog soll kein Selbstgespräch sein, in welchem der Held den delphischen Orakelspruch: „Erkenne dich selbst", in selbstprüfender Charakterforschung zur Ausführung bringt, wie z. B. hier der Advocat von Arras sein Verhältniß zum weiblichen Geschlecht einer eingehenden Analyse unterwirft, ein für das Wachsthum der Handlung sehr überflüssiger und an unrichtiger Stelle üppig wuchernder Seitentrieb; im dramatischen Monolog soll eine Keimkraft liegen für das Folgende, oder mindestens der tragische Conflict seinen vollsten Ausdruck finden.

Hierin wie auch in den gehäuften Katastrophen des letzten Actes, in denen die Handlung des Stücks das Versäumte nachholt, zeigt sich, daß das Talent Hamerling's nicht den rechten dramatischen Nerv besitzt, daß es sich mehr zum Epischen als Dramatischen hinneigt, mit einem Worte, daß das Stück eben dialogisirte Geschichtschronik ist, nicht künstlerisch gestaltete Tragödie.

Daß Hamerling Phantasie und Geist besitzt, dazu bedurfte es keines neuen Beweises. Die Scene zwischen Danton und Robespierre im zweiten Act hat große Züge; auch Danton mit seiner Porträtmalerin ist ein keck entworfenes Charakterbild; ebenso Robespierre, namentlich in den Schlußscenen. Nur eine Stelle nehmen wir hier aus, wo der Schreckensmann seinen Franzosen ein Horoskop stellt, aus welchem dem Kundigen das Jahr 1871 mit durchsichtigster Klarheit vorgezeichnet wird:

Ich sehe den Franzosen wie er ist, und ohne wie er sein wird immerdar! Von den Orgien der Freiheit wird er immer wieder zurück zu den Orgien des Despotismus taumeln: denn seiner Ziele höchstes bleibt des Ruhmes schwindelnde Befriedigung, und wer diese ihm bietet, dem wird er dienen als Sklave! Frei sein will er, ja; doch lieber noch als frei sein will er glänzen, siegen, erobern! — O mein Volk! nicht früher wirst du dauernd frei, bis das Geschick dich dauernd erst erniedrigt — bis gebeilt du bist vom wahnsinn Fieber der Ehrgeizer in deiner Brust!

Zu solcher Betrachtung gab die Situation Robespierre's nicht die geringste Veranlassung; auch war er viel zu sehr Franzose, um sie anzustellen, um Frankreichs Erniedrigung für möglich zu halten.

Die Volksscenen sind oft durch drastische Lichter des Witzes und schlagender Charakteristik erhellt; für die großen Haupt- und Staatsactionen, Fest des höchsten Wesens, Conventsitzung vom 9. Thermidor, für diesen Apparat großer Scenen, welcher durch das Fest der Göttin der Vernunft fast überladen erscheint, steht dem Dichter der rhetorische Pomp zu Gebote, der sich an die Ueberlieferungen der Revolutionsgeschichte anschließt. Es ist viel Packendes, Interessantes, geistig Bedeutendes in dem Stück; aber die selbstgefällige Charakter- und Genremalerei überwuchert den Trieb des dramatischen. Fortschritts. Die Diction des Stücks ist im ganzen dialogisirte Prosa, die an mehrern Stellen in Jamben umschlägt. Delius, der die verschiedenen Arten der Shakspeare'schen Prosa neuerdings zu rubriciren versucht hat, würde in Verlegenheit kommen, wenn er für die Hamerling'schen Verse ein consequent festgehaltenes Princip nachweisen wollte. Für den oben mitgetheilten Monolog Robespierre's lassen sich diese Verse einigermaßen motiviren; es ist der lyrische Trieb der Liebe, der in Jamben ausschlägt. Gleichwol ist die vorausgehende Liebesscene in Prosa geschrieben. Daß Robespierre mit Danton's Geist in Versen spricht, läßt sich vielleicht durch die gehobene Stimmung entschuldigen, in welche seit Hamlet die Sterblichen, wenigstens auf der Bühne, durch den Verkehr mit Geistern versetzt werden. Warum die sehr genrebildlich gezeichneten Royalisten im Salon der Marquise von Ste.-Amaranthe in Versen sprechen, das ist weniger einzusehen, man müßte denn glauben, daß der Dichter ihnen durch den Jambus einen gewissen aristokratischen Parfum ertheilen wollte. Gleich in den Volksscenen des ersten Actes wandelt Bürger, Stelzfuße und Sansculotten indeß bisweilen auch der Jambus an. Auch hier mag man die mitten in der Prosa aufblühende Jambenschilderung des Sansculotten mit nachsichtigem Blick betrachten, da sie gleichsam an das Portal des Stücks die prappanten Bilder der beiden Hauptheiden aufhängt; der Mann schildert Robespierre:

Gelb — grau — nein, eigentlich — wie soll ich sagen?
Seegrün, wenn man's genau nimmt — tiefe Augen
Und widerhaar'ge Brau'n — Ein schlichtes Männchen,
Nicht gegen Danton! Aber wenn vor dir
Hier Danton steht, der mächtige Koloß,
Und dort das schneid'ge Männchen Robespierre,
Spricht du mit dem frei von der Leber weg
Wie mit dem jovialsten Kameraden,
Und vor dem andern stockt die Rede dir
Im Schlund — nicht grad' als ob er dich so dreist
Anfäh', im Gegentheil, steht eher etwas schüchtern
Und unbehülflich aus vor vielem Volk —
Doch geh nur einmal auf die Galerie
Des Nationalconvents, schaid er spricht:
Da kennst du ihn nicht mehr. Wenn festen Schritts
Er steigt zur Rednerbühne, wird's so still,
Daß du die Mäuschen pfeifen hören kannst
In ihren Löchern. Steht er anfangs dann
Aufrecht und ruhig droben wie ein Pfahl
Und spricht gelassen, denkst du: nun, er spricht nur eben
Wie ein Schulmeister, aber wie ein Pfaff
Spricht auf der Kanzel — Plötzlich aber wirst
Er ein paar Worte hin mit einer Stimme,
Die kalt und scharf wie Stahl — in einem Ton,



Digitized by Google

Daß dir ein Schauer übern Rücken läuft —
Und fängt dann gar der Winkel seines Mundes
Zu zucken an, und ruft er bitterfüß
In seiner scharfen, schneidigen Manier:
„Du armes Volk!“ und „Tugendhaftes Volk!“
Da packt dich was im Herzen wie ein Krampf:
Du legst die Hand ans Messer, wenn du eins
Verbirgst an deiner Brust, und möchtest gern
Dich vor ihm niederwerfen und ihn fragen,
Wen du zuerst von den verfluchten Feinden
Der Republik damit durchstoßen sollst.
Zuweilen aber schweigt er wochenlang
Und sitzt die andern redend. Es geschehn
Viel Dinge noch, von welchen man nicht weiß,
Ob sie ihm lieb sind oder leid. Zuweilen
Lauert er blos und wartet auf den Wind.

Hier könnte man annehmen, daß die Bedeutung der Stelle durch den Vers gehoben werden soll. Wenn aber bei dem Fest der Göttin der Vernunft Camille in einem langen Prosadialog auf die Frage Danton's, wie es in Notre-Dame aussieht, in Versen antwortet:

Wie in einer Taberne. —
's ist ein Geruch darin
Von Heringen und von gebrannten Wastern.
Die Sansculotten tanzen mit den Jungfern
Als wahre Ohnehosen — nackt die Brust,
Die Strümpfe niederhängend, Pfeif' im Munde.
Das Innere des Doms ist ausgekleidet
Mit Grün und sieht wie eine ländliche
Weinwirthschaft aus am Sonntag Nachmittag.
Getränke, Würstchen und Pastetchen sind,
Und was man sonst noch wünschen mag, zu haben,
Aus Kelchen trinkt man Branntwein, und verschlingt
Aus Opferschalen weiße Maccaroni —

so begreift man in der That nicht, was hier der rhythmisch getragene Ton soll zur Verherrlichung der Heringe und Würstchen, und man kommt zur Ueberzeugung, daß der Dichter überhaupt dann Verse macht, wenn sie ihm zufällig in die Feder fließen.

5. Wullenwever. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser der „Gräfin“ hat sich bereits in diesem ersten Drama als ein mit so markigem Pinsel schaffender Dichter bewährt, daß wir auf jedes neue Werk seiner Muse mit vollem Recht gespannt sind. In der „Gräfin“ hatte die Handlung einen mehr landschaftlichen als großen geschichtlichen Hintergrund; es war deutsches Leben, aber auf provinziellem Boden, wo sich in engerm Kreise die Gegensätze feudaler Adelsherrschaft und energisch durchgreifender Landesherrschaft befehdeten. „Wullenwever“ ist ein Stoff mit weit größern Perspectiven; er vertritt das patricische Bürgerthum der großen deutschen Handelsstädte, die Macht der deutschen Hansa, welche Königen das Gesetz gibt, einen der ruhmvollsten Factoren in der deutschen Geschichte. Daß deutsche Städte solche Uebergriffe in die Thronstreitigkeiten des skandinavischen Nordens wagen, daß sie auf eigene Hand „große Politik“ treiben konnten in einer Zeit, wo die reformatorischen Bewegungen Deutschland spalteten: das zeugt von der unerschöpflichen Fülle deutschen Lebens, dessen Seitenschößlinge selbst nach stolzer Machtentwickelung strebten. Wullenwever erscheint als Vertreter der hansea-tischen Glorie und in seiner Ueberstürzung und zu weit greifenden Kühnheit als tragischer Held, welchem die Nemesis auf dem Fuße folgte.

Weniger günstig liegt der Stoff für die dramatische Technik: er fällt räumlich zu sehr auseinander; die dramatische Gegenbewegung knüpft sich an zu verschiedenartige Charaktere, an bunt zusammengewürfelte Gruppen; es greifen gegen den Schluß hin fremde Elemente in die Handlung ein, welche früher außerhalb derselben standen — und so droht der Stoff für die dramatische Behandlung sich in eine Historie zu verwandeln, wie dies auch bei Gutzkow's „Wullenweber“ namentlich im letzten Acte der Fall ist.

Der Hauptvorzug des Kruse'schen Dramas besteht in einer markigen Charakteristik, wie wir sie von dem Dichter der „Gräfin“ erwarten dürfen. Die Helden des Stücks sind keine Puppen, denen Zettel aus dem Munde hängen, sie haben Fleisch und Blut; es sind keine Automaten, denen der Dichter ein Räderwerk eingefügt hat, sie haben selbständige Bewegung von innen heraus. Auch sehen wir sie leibhaftig vor uns stehen; der Dichter versäumt nicht, sie durch den Mund dritter Personen so anschaulich wie möglich darzustellen. Als Wullenweyer auf dem Markt erscheint, um vor dem Volke zu sprechen, unterhalten sich der Cardinal Campeggio und der Bischof von Lübeck über ihn:

Cardinal Campeggio.
Der große Demagoge?

Bischof.
Ja, er selbst.

Cardinal Campeggio.
Ein echter Deutscher! Welch ein schöner Kopf!
Doch dacht' ich mir ihn anders.

Bischof.
Und wie denn?

Cardinal Campeggio.
Er blickt so milde, und die Weltgeschichte
Arbeitet nur mit eisernem Geräth.

Dem Kaiser Karl schildert ihn mit gleicher lebensfrischer Porträtmalerei der Cardinal:

Kaiser Karl.
Erzählet von dem Wunderkind der Zeit.
Wer ist der Wullenweyer?

Cardinal Campeggio.
Sire, ein Schwärmer!

Kaiser Karl.
Beredt?

Cardinal Campeggio.
Er führt den Donnerkeil im Munde.

Kaiser Karl.
Wie sieht er aus?

Cardinal Campeggio.
Klug, sanft und in sich brütend,
Das Haar ist goldroth, wie man Heil'ge malt,
Die Haut höchst weiß und zart und frauenhaft;
Doch wenn er sich erhitzt, was bald geschehn,
Gießt über ihn sich lichter Purpur aus,
Der Nebelschleier sinkt von seinen Augen,
Die wie Saphire strahlen, und er steht
Kühn da und göttergleich wie Phaethon,
Indem er mit dem ersten Geisselschlag
Die Sonnenrosse in die Lüfte trieb.

Kaiser Karl.
Was will er?

Digitized by Google

Cardinal Campeggio.
Sitz, den Norden umgestalten.

Mit gleicher Lebendigkeit wird uns in dieser Scene Kaiser Karl vorgeführt. Hermann von Plönnies sagt von ihm:

Wie geblickt
Der Kaiser geht! Wie leichenblaß er ist!
Das ist der große Karl der Fünfte! Gott!

Diese Schilderung ergänzt der Kaiser durch seine eigenen Geständnisse:

Granvella.
Die Zeit wird kommen,
Wo die Papiere mit der Unterschrift
Des Kaisers mehr in beiden Welten gelten
Als Perus Minen und Golkondas Schätze.

Kaiser Karl.
O, eitle Hoffnungen! Gottlob, ich bin
Von dieser Bürde wenigstens befreit.
Nein, täuscht euch nicht: ich bin der letzte Cäsar.

Cardinal Campeggio.
Durchlauchtigster —

Kaiser Karl.
Ich bin ein Pilgrim, müde,
Wie jener, der mit goldner Pilgertasche
Auf seinem Stuhl zu Aachen eingesenkt.
O Atlas, leihe deine Schultern mir:
Die Last der Welt wird, fühl' ich, mir zu schwer.

Granvella.
O Herr, Ihr seid noch jung!

Kaiser Karl.
Was nennst du jung?
Das Alter zählet nicht nach Jahren, Freund!
Ich ward bereits mit siebzehn Jahren alt,
Als, ach, ich herrschen mußte! Sorgen ist
Der Fürsten Erbtheil. Doch vergeblich sorgen —
Die Krankheit auch, die in den Gliedern reißt,
Macht mich zum Greise. Eitelkeit der Welt,
Sieh her auf mich, den Spiegel deiner Thorheit!
Hier dieser ist das Haupt der Christenheit
Und der beneidetste der Sterblichen!

Cardinal Campeggio.
Mein hoher Herr, betrügt Euch nicht selbst;
Ihr möchtet doch mit keinem andern tauschen.

Kaiser Karl.
Doch, Cardinal! Mit jedem armen Mönch.
(Er entfernt sich langsam, auf seinen Stab gestützt.)

Cardinal Campeggio.
Da wankt es hin, das alte deutsche Reich!

Frisch und lebendig führt sich der hanseatische Held, der Grobschmied Markus Meyer, in die Handlung ein:

Wullenwever. Ein Ritter (ganz gepanzert, mit goldener Kette um den Hals, tritt ein und bleibt mit niedergeschlagenem Visir vor ihm stehen).

Wullenwever.
Bist du es?
Markus Meyer (den Helmflug aufschlagend).
Ja.
Herzbruder, sei gegrüßt!

Wullenwever.
Mein Markus Meyer!
(Sie umarmen sich.)
So gab der Ocean dich lebend wieder,
Der sonst nur Todte an das Ufer speit?
Wir glaubten längst, du lägst am Grund der See,
Die Dirnen um dich her.

Markus Meyer.
Mein lieber Freund,
Ich wäre bald zum Himmel aufgeflogen.
An einen Ausfreiter hatt' ich mich,
Ein großes Schiff aus Indien, gemacht,
Und schon geworfen war die Enterbrücke;
Da löst er alle Stücke noch auf uns,
Und wie verzweifelt fechten dir die Kerle.
Kostbarer schien die Ladung als das Leben
Dem zähen Krämervolk. Urplötzlich seh'
Ich hinter mir mein Schiff in Flammen stehn!
Die Lohe klettert rascher als der beste
Matrose schon das Takelwerk hinauf.
Nie sah ich Schöneres in meinem Leben!
Ein wahres Feuerschiff! Die andern gaffen,
Ich spring' ins Meer, und hinter mir sogleich
Fliegt auch die ganze Wirthschaft in den Himmel.

Wullenwever.
Du wurdest aufgefischt?

Markus Meyer.
Natürlich, Freund!
Ich bin der Sohn des Glücks. Fast thut's mir leid,
Die Himmelfahrt nicht mitgemacht zu haben;
Denn wenn mit Pulver nicht hinaufgesprengt,
Kommt Markus Meyer schwerlich in den Himmel.

Der kecke seemännische Humor des lübischen Stadthauptmanns tritt in den Scenen, wo er den Ritterstolz des Bürgers gegenüber den Feldherrngelüsten des stolzen Grafen Christian von Oldenburg herauskehrt, sowie in den Ehestandsscenen mit der Bürgermeisterwitwe Frau Lunte recht drastisch hervor. Die letztere ist überhaupt eine köstliche, mit sastigem, realistischem Humor gezeichnete Gestalt, wenngleich ihre Bedeutung nur die einer genrebildlichen Episode sein kann. Von den andern Charakteren ist namentlich Lambert von Dahlen, der Vertreter des Junkerthums und der gegen Wullenwever gerichteten Gegenbewegung, die sonst eine Menge gesonderter Gruppen umfaßt, aber in diesem Charakter sich einigermaßen conceutrirt, mit feiner Pinselführung abschattirt.

Ein anmuthiges Frauenbild ist Margaretha, die vielumworbene Schwester Wullenwever's, welche mit begeisterter Zuneigung ihrem Bruder treu bleibt, sodaß dieser im Scherz sagen kann, er sei mit ihr verheirathet. Auch alle andern Figuren, der intriguante Doctor Oldendorp, der hochfahrende oldenburger Graf, die Herzoge von Holstein und Braunschweig, die Rathsherren, Bischöfe u. s. f., sind mit jener scharf markirenden Charakteristik gezeichnet, welche durch wenige Züge ein sprechendes Bild hinstellt. Der Lakonismus, der auf den dramatischen Kern geht, schroff, knorrig, markig, überflüssige Verästelungen meidend, ist die eigentliche Seele dieses Dramas und bestimmt auch die Diction, die in einzelnen oratorischen und humoristischen Ergüssen sich freier und schwunghafter bewegt, sonst aber der knappsten Beschränkung und Prägnanz huldigt. In der That war auch eine oft an die Skizze streifende Fassung unerläßlich, um die weitausgreifende Handlung zu bewältigen.

Die politische Exposition des ersten Actes zeigt uns Lübeck im Kampf mit Holland, die versprochene dänische Hülfe, welche Wullenwever in Kopenhagen nachsuchte, aus Scheingründen versagt, und den Volksmann bestrebt

Digitized by Google

den Krieg auch nach Dänemark zu tragen, indem Lübeck die Sache des gefangenen Königs Christian zu der seinen macht. In der Rathsversammlung intriguirt die Gegenpartei, Geistliche, Bischöfe und Senatoren, gegen den vielwagenden Volksmann. Man beschließt, den Plan des schlauen italienischen Cardinals auszuführen: zwei der Angesehensten des Raths sollen, als könnten sie des Pöbels Herrschaft nicht länger ertragen, aus der Stadt flüchten, sich beim Kaiser beschweren und ein Restitutionsedict erwirken, das die Zuwiderhandelnden mit der Reichsacht bedrohe.

Der zweite Act führt uns in Wullenweber's Häuslichkeit; wir lernen seine zartsinnige Schwester Margaretha kennen, welche dem zurückgekehrten Markus Meyer einen Korb gibt. Wullenweber erhält in ihm einen Feldhauptmann, gleichzeitig aber meldet sich Graf Christoph von Oldenburg. Der Act schließt mit Unruhen, welche in Lübeck ausbrechen infolge der Flucht der angesehensten Räthe.

Im dritten Act treten die Zwistigkeiten zwischen Graf Christoph und Markus Meyer um die oberste Feldherrnstelle in den Vordergrund. Dann folgen: Verhandlungen mit Herzog Christian von Holstein; die scenisch glänzend arrangirte Absahrt der Flotte, bei welcher Wullenweber als Admiral die schwunghafte, von hanseatischer und deutscher Glorie durchleuchtete Kriegsrede hält; die Scenen bei Kaiser Karl, in denen Restitution und Reichsacht erwirkt wird.

Zwischen dem dritten und vierten Act hat sich viel begeben. Wullenweber hat Kopenhagen erobert, den Sund, Seeland und Schonen. Inzwischen hat die Gegenbewegung in der Vaterstadt Fuß gefaßt; doch sie zersplittert sich in verschiedene Gruppen, sodaß namentlich in diesem Act die Energie der dramatischen Handlung gefährdet wird. Hierzu kommt kurz gegen den Schluß eine als Genrebild vortreffliche Scene zwischen Markus Meyer und Frau Lunte, die aber das Interesse von dem hauptsächlichen Fortgang der Handlung ablenkt. Wullenweber wird in Bezug auf die Friedensbedingungen von dem Rath desavouirt. Seine weitern Plane knüpfen sich an den Herzog Albrecht von Mecklenburg — und mit diesem blickt in den Rahmen des Stücks eine Zahl von Charakteren, welche eigentlich außerhalb desselben stehen.

Diese neuen Bekanntschaften im letzten Act, dem Act der Katastrophe, der Gefangennehmung Wullenweber's, wie z. B. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der bis dahin in dem Stücke nicht vorkam, machen den Eindruck einer allzu großen Ausweitung, welche das Drama in die Historie hinüberführt. Freilich, die Größe des Helden tritt gerade im letzten Act, in seinem Proceß bedeutsam hervor; wie in Stein gegraben tönen seine Reden:

> Triumph! Des Treibers Stecken ist zerbrochen!
> Entgangen bin ich meinen Feinden! Frei!
> Nicht mehr mit Lebenshoffnung, Todesfurcht,
> Nicht mehr mit allen Marterinstrumenten
> Bermögen sie mich armen Mann zu foltern.
> Jetzt bin ich wieder jener, der ich war,
> Lübecks, der freien Reichsstadt, Haupt und Herzog,
> Der Ruhm der Stadt, der Schrecken ihrer Feinde.
> Der Kaiser und die Könige Europas
> Beschicken mich, um meine Freundschaft buhlend;
> Den Städten an der See gebiete ich;
> Hier diese königliche Rechte winkt,
> Und Flotten segeln, Heere rücken vor!
> Mein ist die Offee! Dänemark, erobert,
> Liegt mir zu Füßen! Mir gehorcht der Norden!
> Die Wahrheit kann ich reden, und ich will's!

Indeß vertrug der große geschichtliche Stoff keine enger zusammenhaltende Fassung, und die Freunde des Shakspeare'schen Historienstils werden unsern Tadel keinesfalls gerechtfertigt finden. Wir aber gehören zu den Dramaturgen der stricten Observanz, welche meinen, daß die Spannung von der Bühne herab nur durch eine von Anfang an geschlossene, nirgends episch abschweifende Handlung festgehalten werden könne.

Jedenfalls enthält das Stück Scenen von großer dramatischer Energie und glänzendem Geist. Die Fehler sind Fehler des Stoffs, die Vorzüge Vorzüge des Dichters.

6. Der letzte Bürgermeister von Strasburg. Vaterländisches Drama in fünf Acten. Mit einem Epilog aus der Gegenwart. Von Karl Biedermann. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 20 Ngr.

Zwei dramatisirte Bürgermeister von zwei namhaften Redacteuren politischer Zeitungen! Der Stoff des Biedermann'schen Dramas ist ein sehr zeitgemäßer, derselbe, den Schmid in seinem Schauspiel: „Strasburg, eine deutsche Stadt", behandelt hat, die Wegnahme Strasburgs durch die Franzosen; er hat vor dem „Wullenweber" die größere Concentration in Bezug auf Zeit und Ort und auf eine von Anfang an im gleichen Kreise sich abspielende Handlung voraus. Die Behandlung von seiten des Dichters ist correct und regelrecht, sowol was die Anlage als was die sprachliche und dramatische Ausführung betrifft. Jene markige Charakteristik, welche in Kruse's „Wullenwever" herrscht und die zugleich eine Fülle lebensvoller Gestaltung und frischen Humors enthindet, würden wir freilich in dem Drama Biedermann's vergeblich suchen. Das dramatische Colorit ist etwas blaß; den Conflicten fehlt tragische Energie, und nur der Geist des Patriotismus, welcher das ganze Werk durchdringt, erhebt sich an einzelnen Stellen zu höherm Schwung, wie in der Schlußrede des Bürgermeisters Diebrich nach der Eroberung Strasburgs:

> Ihr aber höret an mein letztes Wort
> Gleich dem Vermächtniß eines Sterbenden! —
> Es kommen schwere Zeiten über Strasburg,
> Wie über Deutschland, doch sie werden enden;
> Mir sagt's mein Geist. Dereinst erscheint der Tag,
> Wo Deutschland sich erhebt vom tiefen Falle.
> Wenn erst das Volk in seiner Kraft sich regt,
> Wenn erst der Bürger sich mit vollem Herzen
> Anschließt an Ganze, wenn gering und vornehm
> Den gleichen Tod fürs Vaterland nicht scheun —
> Dann schickt uns Gott wol einen Fürsten auch,
> Der diese Schmach, die jetzt uns knirschen macht,
> Von uns hinwegnimmt, jenen Polyen Adler,
> Den heut wir vor den Thoren sinken sahn,
> In neuem Glanz zur Sonne fliegen läßt.
> Und wenn sich Deutschland jetzt vor Frankreich beugt,
> Die Zeit wird kommen, wo ein fränk'scher Herrscher
> In seinem Schloß am fernen Seinestrand
> Vor Deutschlands junger Heldenkraft erzittert.
> Drum haltet fest an deutscher Sitt' und Sprache,
> An eurer Väter Glauben haltet fest!

Digitized by Google

Das andre haben wir nicht retten können,
Dies kann uns niemand rauben. Bleibet Deutsche
In eures Herzens stillem Heiligthum!
Und lehre jeder seine Kinder auch,
Und seine Kindeskinder, auszuharren,
Auf daß, wenn einst der Tag der Freiheit kommt,
Auch die verlornen Söhne wiederkehren
Mit alter Treu ins alte Vaterhaus!

An unsere theilnehmende Empfindung wendet sich vorzugsweise jener innere Conflict in der strasburger Bürgerschaft, welchem der Syndikus Obrecht zum Opfer fällt. Dieser wird zum Tode verurtheilt, weil er sich mit den Franzosen in Verhandlungen eingelassen hat. Der Sohn Obrecht's liebt die Tochter des Bürgermeisters, welcher der Rathssitzung präsidirt, die den Syndikus zum Tode verurtheilt. Doch diesem Conflict ist dadurch die Spitze abgebrochen, daß der Bürgermeister zu Gunsten des angeklagten Freundes in die Schranken tritt. Wir meinen, der Dichter hätte das Stück wirksamer gestaltet, wenn die Schuld des Obrecht eine so einleuchtende gewesen wäre, daß auch sein Freund Diedrich ihn verurtheilen mußte. Das Drama verlangt die strässte Spannung der Gegensätze. Durch solche Fassung wäre der Held selbst in einen tragischen Conflict zwischen der Freundschaft und dem Gesetz gerathen, und wenn er das Todesurtheil sprach, erschien er als ein unbeugsamer Held des letztern. Jetzt wird er einfach überstimmt, was für einen dramatischen Helden immer sein Bedenken hat. Die Haupthandlung geht gleichsam ohne, zu gegen ihn ihren Weg. Die wohlmeinende Gesinnung, welche alle Hauptcharaktere des Dramas beseelt, bietet für den Mangel jener tiefern Schattengebung und schärfern Spannung nicht ausreichenden Ersatz.

Das Stück ist vor längerer Zeit gedichtet, mit den Ereignissen der Gegenwart wird es durch einen, von der Germania gesprochenen schwunghaften Epilog in unmittelbare Beziehung gesetzt. Wir theilen die erste Hälfte desselben mit:

Er ist gerächt! Und ich auch bin gerächt
Für all den blut'gen Schimpf, den ich so lange
Von dieser Welschen Uebermuth erlitt.
Hab' ich doch tief im Staub gebeugt getrauert,
Den schamerfüllten Blick zur Erde senkend,
Mit mehr denn zweimalhundertjähr'ger Schmach
Mein Haupt bedeckt; zerrissen mein Gewand,
Zerflicket meine Rüstung, meine Krone
Von diesem schönen Edelstein entblößt!
So oft von meines deutschen Schwarzwalds Höhn
Ich der Vogesen blaue Häupter dämmern,
Des Münsters Prachtbau sah zum Himmel ragen,
Schnitt in die Seele mir der tiefe Schmerz,
Daß meiner Ströme stolzester, der Rhein,
Nicht, wie vordem, an seinen beiden Ufern
Nur deutsches Land in seinem Lauf begrüßte;
Daß meines deutschen Meisters Erwin Kunst
Des tust'gen Franzmanns Blick ergötzen mußte.
Nun aber ist geendet diese Schmach!
Gekommen ist der Tag, wo sich mein Volk
Aus tiefem Fall erhob zu neuer Größe
Durch eigne Kraft und Kurt in Einigkeit! —
In hellen Scharen zogen Deutschlands Stämme,
Von Nord und Süd, vom Eid- und Isarstrand,
Mit Fahnenwehn und tust'gem Hörnerklang
All' all' zum Rhein, all' übern Rhein hinüber,
Und unter ihrem ehrnen Siegerschritt
Weithin erdröhnend bebte Frankreichs Boden.
Da schlug kein Volk und keines Landes Fürst
Im heil'gen Krieg um Deutschlands Ehr' und Freiheit.
Und kühn voran den kampfesmuth'gen Scharen
Auf hohem Rosse stürmt der Königsgreis,
In dem der alten Kaiser Heldenkraft,
Des alten Reiches Glanz sich will erneuen.

Das Drama trägt durchweg den Stempel eines feingebildeten und edelgesinnten Geistes.

**Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Militärischer Büchertisch.

1. Der deutsche Krieg von 1866. Von T. Fontane. Erster Band. Der Feldzug in Böhmen und Mähren. Erster Halbband. Bis Königgrätz. Mit 7 Porträts, 164 in den Text gedruckten Abbildungen und Plänen in Holzschnitt. Berlin, v. Decker. 1870. Lex.-8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Wir haben von dem Verfasser, der sich früher schon durch seine Dichtungen und interessanten Schilderungen von Land und Leuten der Mark Brandenburg einen geachteten Namen gemacht hat, in d. Bl. bereits ein Werk über den schleswig-holsteinischen Krieg von 1864 mit der Anerkennung besprochen, die es verdient. Jetzt liegt ein solches über den Deutschen Krieg von 1866, wenigstens im ersten Bande vor, und ein drittes, das den Krieg gegen Frankreich behandelt, wird unzweifelhaft folgen, denn der Dichter ist selbst auf den Kriegsschauplatz gegangen, um Studien aus eigener Anschauung zu machen. Leider ist er dabei in französische Gefangenschaft gerathen und sollte anfangs als Spion vor ein Kriegsgericht gestellt werden, doch hat man davon Abstand genommen der gefangene Dichter ist inzwischen wieder ausgewechselt worden.

Betrachten wir sein zweites kriegsgeschichtliches Werk, so finden wir in ihm alle die Vorzüge wieder, die wir schon an dem ersten gerühmt haben. Vom rein militärischen Standpunkt ist gegen Form und Fassung manches eingewendet worden, wir meinen aber, daß gerade dadurch, daß der Verfasser eine andere Darstellungsweise als die streng militärische, die nur zu leicht überaus trocken wird, in seinem Werke gewählt hat, dasselbe dem allgemeinen Leserkreise um so lieber sein wird. Eins nur wird dem größtern Publikum minder angenehm sein, der hohe Preis des umfangreichen Werks. Dafür ist es aber so splendid ausgestattet und so reich und trefflich illustrirt, wie kaum eine andere neuere Erscheinung der Presse. Es ist mit Recht als ein typographisches Prachtwerk angekündigt worden.

Nach dem Prospect soll der erste Band den „Feldzug in Böhmen und Mähren" enthalten, doch liegt uns der zweite Halbband („Königgrätz. Bis vor Wien" noch nicht vor. *) Im zweiten Bande, mit welchem das Werk schließt, wird der Mainfeldzug enthalten sein. Derselbe wird auch die Abbildungen aller Denkmäler der Gefallenen, nebst be-

*) Es ist jetzt eingegangen und wird in der nächsten militärischen Revue mit besprochen werden. D. Red.

Digitized by Google

schreibendem Text, als Anhang bringen. Sämmtliche Illustrationen — der Prospect berechnet ihre Zahl auf 480 — sind von dem rühmlichst bekannten Geschichtsmaler Ludwig Burger entworfen und gezeichnet.

Der erste Halbband ist 57½ Bogen in Lexikon-Octav stark. Als Titelbild schmückt ihn das wohlgetroffene Porträt König Wilhelm's, wie sich überhaupt die Bildnisse, welche in dem Werke vorhanden sind, durch große Aehnlichkeit auszeichnen; wir kennen die meisten dargestellten Persönlichkeiten und können es bezeugen. Aufmerksam machen wollen wir aber auch gleich auf die vortrefflichen Initialen der einzelnen Abschnitte, die der Künstler nach geistvollen Conceptionen so genial ausgeführt hat; darin ist er Meister. Wie schön ist gleich die erste, eine Illustration des Anfangssatzes: „Der Frieden von 1864 gebar den Krieg von 1866", und seiner weitern Ausführung, daß der gemeinschaftliche Besitz von Schleswig-Holstein die Keime eines beinahe unausbleiblichen Conflicts enthielt. In der Einleitung, welche die bekannten Thatsachen möglichst objectiv erzählt, verdient der Abschnitt, welcher die Ueberschrift trägt: „Wessen ist die Schuld?" besondere Beachtung; es wird darin ausgeführt, daß die Haltung von Oesterreich und Preußen gegen den Bund, gegen den sie beide unrecht hatten, nicht zum Kriege geführt, sondern daß wir die Schuld des zwischen den Condominis von Schleswig-Holstein ausbrechenden Conflicts einfach bei dem zu suchen haben, der, auf dem Boden des Wiener Vertrags stehend, seine Befugnisse überschritt und den Mitbesitzer schädigte. Oesterreich hat diese Beschuldigung freilich zurückgewiesen, aber die Vorgänge in Holstein können doch nicht geleugnet werden. Am Schlusse der Einleitung heißt es: „Die Bundesabstimmung vom 14. Juni, wie folgenschwer immer, schuf nicht den Krieg, sie gab einer vorhandenen Situation nur den Abschluß. Sie zeigte einfach, wer für uns und wer gegen uns war, sie entschied über die Allianzen der Mittel- und Kleinstaaten, und sie entkleidete den Bund, indem er formale Fehler beging, seines formalen Rechts gegen uns."

Der erste Hauptabschnitt ist betitelt: „Oesterreich und Preußen rüsten", der zweite: „Die Occupation von Sachsen und die Manifeste." Letztere bieten einen interessanten Vergleich mit denen, welche der Krieg von 1870 hervorrief. Die Occupation von Hannover und Hessen ist dem zweiten Theile, welcher den Krieg im westlichen Deutschland darstellen wird, vorbehalten. Im dritten Hauptabschnitt: „Böhmen und das Isergebiet; die Kriegspläne", lesen wir eine gute Schilderung des „alten Schlachtengrundes zwischen Preußen und Oesterreich", Böhmens, in dessen östlichem Theile zunächst der Kriegsschauplatz von 1866 sein sollte. Der Besprechung des preußischen Plans geht eine Biographie seines Urhebers, des Generals von Moltke, voraus. Ueber seinen Geburtsort sind neuerdings Controversen entstanden; der General scherzte nach dem Kriege gegen uns darüber: „Man wird es am Ende mit mir machen wie mit Homer." Er nannte uns damals ganz entschieden das Rittergut Gnewitz als seinen Geburtsort; die Stadt Parchim, welche diese Ehre für sich in Anspruch nimmt, beruft sich auf eine Zuschrift von ihm, möglich, daß er selbst durch irgendein kirchenactliches Document jetzt erst erfahren, wo er eigentlich geboren ist, während er bisher das Gut seiner Aeltern, wo er seine ganze Kindheit verlebt, als seinen Geburtsort angesehen hat. *) Der preußische Kriegsplan ist von Neidern und Feinden, auch von strategischen Dogmatikern (vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1868) angefochten worden. Wir verweisen zur gerechten Würdigung desselben auf das Urtheil von „competenter Seite", das der Verfasser unsers Werks mittheilt und das wir auch zu dem unserigen machen. Dem österreichischen Operationsplane steht als Initial bedeutsam ein behelmtes Haupt mit dem Finger auf dem Munde voran. „Benedek's geheimnißvoller Plan" ist ja seitdem sprichwörtlich und jetzt wieder auf Bazaine angewendet worden.

Der folgende Hauptabschnitt geht zu den Kriegsereignissen über und enthält den Feldzug im Iergebiet bis Gitschin. In diesem wie in den folgenden Abschnitten wird eine Fülle von Einzelheiten erzählt, die man in officiellen und kürzer gefaßten Werken nicht findet; Mittheilungen von Kampfgenossen sind aufgenommen und dienen dazu, die Darstellung anschaulicher zu machen; kleine eingedruckte Situationskärtchen, Bilder von Land und Leuten werden dem Leser sehr willkommen sein.

Im nächsten Abschnitt: „Die zweite Armee bis zur Oderelbe", ist eine Uebersicht der Kriegslage vorangestellt von dem Augenblick an, wo die Offensive feststand. Bis zum 14. Juni war die Defensive der strategische Gedanke gewesen, bestimmt durch die Politik. Erst die Bundesabstimmung, welche Preußen von allen andern Rücksichten als der der Selbsterhaltung entband, gab der Strategie die volle Freiheit; und sie ergriff sofort die Offensive. Am 25. Juni stand auch die Armee des Kronprinzen zum Einmarsch in Böhmen bereit, nur das sechste Corps (Mutius) blieb in Oberschlesien zurück. Wir lesen hier auch Ausführlicheres als sonstwo über die beiden Landesvertheidigungs-Detachements Knobelsdorff und Graf Stolberg, von welchem letztern ein Theil am 27. Juni das Gefecht bei Oswiecym oder Auschwitz hatte. Die Gefechte und Treffen der zweiten Armee in Böhmen sind mit Beachtung auch der österreichischen Darstellung erzählt; der Verfasser sucht dabei nach Möglichkeit einen unparteiischen Standpunkt zu bewahren. Ueber einige Punkte, z. B. über das Cavalleriegefecht bei Nachod, gehen freilich die gegenseitigen Berichte sehr weit auseinander. Beim Treffen von Trautenau wird auch die Theilnahme der Einwohner besprochen, welche früher leidenschaftlich, mit haarsträubenden Geschichten behauptet worden ist. Daß die Bürgerschaft und ihre Vertretung von dem ihr angeschuldigten Verrathe freizusprechen ist, steht nun wol ebenso fest, als daß einzelne Einwohner aus den Häusern auf die Preußen geschossen haben. Das wiederholt sich überall und hat sich neuerdings auch in französischen Städten, die sich ohne jeden Widerstand öffneten, wie Nancy und Rheims, wiederholt.

Der Schlußabschnitt: „Vom 1. bis 3. Juli", betrachtet die Lage und Stellungen der beiderseitigen Heere in dieser Zeit und schildert mit der Ankunft des Königs Wilhelm in Gitschin den Tag vor der Schlacht: eine sinnige Schlußvignette zeigt die fallenden Würfel.

*) Das Document, wonach Moltke in Parchim geboren wurde, ist aufgefunden. Vgl. „Gartenlaube", 1871, Nr. 4.

Digitized by Google

Wir werden uns freuen, die Fortsetzung und den Schluß des interessanten Werks besprechen zu können, und verbürgen schon nach dem ersten Halbband die allgemeinste Anerkennung, welche sowol dem in der Form so frischen und anziehenden, im Stoff so gediegenen Texte, als auch Burger's meisterhaften Illustrationen zutheil werden wird.

2. König Wilhelm und seine Zeit. Dargestellt unter besonderer Berücksichtigung des schleswig-holsteinischen und des österreichischen Krieges. Von Gustav Quade. Anklam, Dietze. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Leben und die Regierung des greisen Monarchen, um dessen Stirn sich noch im höhern Alter frische Lorberkränze schlingen, ist neuerdings in mehrern Werken beschrieben worden; ihnen reiht sich Quade's Schrift durch warme Verehrung für den König und patriotische Gesinnung würdig an. Er hat ein Volksbuch, ähnlich der Archenholz'schen „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs" schreiben wollen, das in schlichten Worten im deutschen Volke nah und fern die Ueberzeugung wecken und befestigen soll, daß Deutschland sein Heil einzig und allein von den Hohenzollern, von Preußen zu erwarten habe. Seit der Verfasser sein Buch schrieb, haben die Ereignisse des Jahres 1870 mächtig zu dieser Ueberzeugung gewirkt. Auf dem Titel hätten wir nur den Ausdruck „siebentägiger" Krieg nicht gewünscht, er kam damals, den „siebenjährigen" überbietend, auf, ist aber doch nur eine Hyperbel, denn nach der Schlacht von Königgrätz ist ja noch Blut geflossen und hat der Krieg noch sieben Wochen länger gedauert.

3. Der Landsknechtsobrist Konrat von Bemelberg, der kleine Heß. Großentheils nach archivalischen Quellen und alten Drucken geschildert von E. Solger. Nördlingen, Beck. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

Eine kleine Schrift fleißiger Forschung, die uns in jene Uebergangsperiode des Kriegswesens führt, in welcher sich für dasselbe eine neue Zeit vorbereitete. Konrat von Bemelberg, genannt der „kleine" oder „kurze Heß", im Gegensatz zu dem „langen Heß" Treusch, seinem Freunde und Kriegsgefährten, war bekannt als Locotenent oder Stellvertreter des berühmten Georg von Frundsberg, des „Landsknechtsvaters", als dieser, bei einem Aufruhr seiner ungeberdigen Kinder vom Schlage halbgelähmt, das Heer auf dem Zuge nach Rom verlassen mußte; die Geschichte hat verzeichnet, daß der „kleine Heß" beim Sturme der Ewigen Stadt der erste auf der Mauer gewesen. Sein Name kommt noch hier und da vor, im ganzen war er aber so ziemlich der Vergessenheit verfallen. Der Verfasser unserer Schrift hat ihn derselben entrissen und das Lebensbild eines Mannes dargestellt, der, wenn er auch nicht zu den Ersten seiner Zeit gehört, doch in derselben eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, dessen Biographie also einen willkommenen Beitrag zur Geschichte der Kriege Karl's V. liefert. Bemelberg hat als Landsknechtsoberst in Italien, gegen die Türken, in Frankreich und in Deutschland in dem Württembergischen und Schmalkaldischen Kriege gekämpft; er hat mit den bedeutendsten Kriegshelden: Sickingen, Frundsberg, Sherrtlin von Burtenbach u. a., in Verbindung gestanden, und seine Erfahrungen als Truppenführer in einer „Landsknechtsordnung" niedergelegt, die er, vom Kaiser beauftragt, in den Jahren 1544 und 1545 unter Mitwirkung seines Freundes, des Grafen Reinhard von Solms, schrieb. Das Manuscript befindet sich zu München in der Hof- und Staatsbibliothek und ist mit Abbildungen aller „Aemter" (Chargen) geschmückt, deren Ausführung Bemelberg überwachte; auch ließ er einigen derselben Porträtähnlichkeit mit Männern seiner Kampfgenossenschaft geben. Er dringt in dem Werke vorzüglich auf Disciplin, was in der Zeit der zuchtlosen Landsknechte bemerkenswerth ist; die Erfahrungen, die er in dieser Beziehung selbst gemacht, und sein Streben, nach Kräften unter seinen Scharen Mannszucht zu halten, haben ihn zu jenen Stellen in seiner „Kriegsordenung" veranlaßt, von denen der Verfasser unsers Werks einige mittheilt. Bemelberg war auch kaiserlicher Rath und wurde von Karl V. mit wichtigen Sendungen beauftragt, z. B. nach Bendigung des Feldzugs von 1546 in Süddeutschland an den Landgrafen Philipp nach Kassel, um demselben zu erklären, an welche Bedingungen die kaiserliche Verzeihung sich knüpfe. Der Landgraf fertigte ihn barsch ab: „Das sei ihm nunmöglich!" worauf Bemelberg erwiderte: „Der Kaiser habe ihm befohlen, zu entgegnen, der Landgraf möge dann den Kaiser für keinen gnädigen seiner Person ansehen."

Interessant mit Beziehung auf den jetzigen Krieg in Frankreich war es uns, daß Bemelberg 1544 an der Spitze von zehn deutschen Fähnlein Meaux, das 1870 viel genannt worden ist, mit stürmender Hand genommen hat, während der Kaiser bis Soissons vorgedrungen war und so den Frieden erzwang, und daß der kleine Heß später an der erfolglosen Belagerung von Metz, welches damals eben erst dem Deutschen Reiche entrissen worden war, theilgenommen hat. Es ist überhaupt in der Schrift viel Interessantes zu lesen, daher wir sie Geschichtsfreunden empfehlen.

4. Zwölf Jahre Soldatenleben in Indien. Zusammengestellt aus den Briefen des verstorbenen Major W. S. R. Hodson, herausgegeben von seinem Bruder George H. Hodson. Autorisirte Uebersetzung von B. von Wigleben. Leipzig, Kormann. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Um den ausgezeichneten englischen Offizier, dessen kriegerische Laufbahn hier aus seinen eigenen Briefen geschildert ist, deutschen Lesern näher zu bringen, erwähnen wir, daß er es war, der am Schlusse des unglücklichen Aufstandes im englischen Ostindien an der Spitze eines aus Sikhs selbstgebildeten Reitercorps den König von Delhi und seine Söhne gefangen nahm. Der indische Krieg mit seinen Greueln hat seinerzeit in ganz Europa großes Aufsehen erregt; in England wird er unvergessen bleiben, weil er dessen Machtstellung gefährdete, Deutschlands Interesse ist aber seitdem von näherliegenden Ereignissen in Anspruch genommen worden. Doch sind wir mit dem Ueberseter des vorliegenden Buchs einverstanden, daß es auch bei deutschen Lesern große Theilnahme finden wird. Aus den Briefen, welche Hodson während seiner Dienstzeit in Indien bis zu seinem frühen Tode geschrieben und die sein Bruder gesammelt hat, ist das Buch zusammengestellt worden. Hodson trat als junger Mann von 24 Jahren in den Dienst der Ostindischen Compagnie und reiste im Jahre 1845 nach Ostindien ab, wo er in einem Sepoyregimente bald nach seiner Ankunft



Digitized by Google

den Feldzug gegen die Sikhs mitmachte. Die Freiheit und Undisciplin der Sepoys bewogen ihn, sich zu einem englischen Regiment versetzen zu lassen. Im October 1846 begleitete er den britischen Agenten, Oberst Lawrence, zu dem Maharadscha von Lahore, der eine Armee versammelt hatte, um den rebellischen Scheikh von Kaschmir zu unterwerfen. Wie frisch und lebendig Hodson zu schildern und wie gut er zu charakterisiren weiß, möge nachstehende Stelle beweisen; wir setzen nur nicht ein, warum der Uebersetzer, wie er erklärt, überall die englische Orthographie der indischen Namen beibehalten und nicht die längst angenommene, nach deutschen Lauten berichtigte Schreibweise gewählt hat:

Unser Zelt ist auf dem Gipfel eines kleinen Höhenvorsprungs aufgeschlagen, und unter uns lagern in wunderlich malerischer Unordnung über das Thal und die kleinen treppenartigen Reisfelder zerstreut die vereinigten Kriegsvölker von Lahore und Jummoo. Der schmächtige Kahlkäpfige Sikh mit seinem grauschwarzen Barte und blauen Turban von möglichst geringem Umfange dicht neben dem starkgeliederten Afghanen mit gewaltiger Kopfbedeckung und vielfarbiger Kleidung. Der stolze Brahmin in demselben Gliede mit den leidenschaftlichen „Kindern der Gläubigen", der kleine thätige Hügelbewohner, der derbe, zwergHafte, plattnasige Ghoorka und der schlankgebaute Hindoo, alle in denselben Zelten zusammengetrieben und gleichmäßig in eine Caricatur der britischen Uniform gekleidet. Der Maharadscha ist ein hübscher, großer, stattlicher Mann, mit einem äußerst ausdrucksvollen Gesicht, angenehmen Manieren und wohlklingendem Organ — überhaupt der liebenswürdigste Asiate, den ich noch gesehen habe — dem Anschein nach der Sanfteste unter den Sanften und der aufrichtigste, wahrheitsliebendste Charakter, den es gibt: in seiner Lebensweise ist er mäßig, exemplarisch; aber er ist der pfiffigste Heuchler, den es gibt, schaerfschtig und schlau, von Geiz und Ehrgeiz verzehrt und, wenn er gereizt wird, furchtbar grausam. Seine Neigung, Menschen lebendig zu schinden, ihnen Nasen, Ohren und Hände abzuschneiden u. s. w., scheint nahe an das Unverzeihliche zu streifen. Man beschuldigte ihn, 12000 Menschen geschunden zu haben; er behauptete erstlich, dies sei eine ungeheure Verleumdung, da er nur drei abgehäutet habe: später bekannte er sich zu 300. Aber er ist nicht um ein Haar schlechter und in vieler Hinsicht unendlich besser als die meisten der eingeborenen Fürsten.

Hodson wurde in der Zeit des Friedens zu verschiedenen Geschäften verwendet: zu Terrainaufnahmen, zur Prüfung der Steuerlisten und Eingänge, zum Räuberfange, selbst zum Bau eines Asyls für englische Soldatenkinder. Später erhielt er den Befehl über eine Abtheilung Guiden und war mit dieser im Beginne des großen Aufstandes von 1849 thätig. Sein Urtheil über die halben Maßregeln der Regierung ist ebenso scharf als treffend. Natürlich bieten seine Briefe erst von dieser Zeit an ein besonderes Interesse, von den früheren hätte mancher in der deutschen Ausgabe als gleichgültig weggelassen werden können. Für seine „ausgezeichneten Dienste", die der Generalgouverneur in mehr als einer Depesche gerühmt, wurde Hodson nach der Annexion des Pendschab, das er als Commissar verwaltet hatte, zu den Guiden zurückgeschickt, um Rekruten zu exerciren:

Jetzt bin ich täglich früh und abends auf einem Beine stehend zu sehen, um ihr afghanisches Gemüth von der Wahrscheinlichkeit und Eleganz des Gänsemarsches zu überzeugen. Es liegt eine Art erheiternder Abgeschmacktheit darin, dem Minister einer Provinz die zum Exercierjergeanten herabsinken. Doch habe ich euch vielleicht mit nächster Post meine Verwandlung in ein neues Thier zu melden.

So geschah es auch. Er wurde als Commissar-Assistent bei der neuen Verwaltungsbehörde angestellt, wäre jedoch lieber im Militärdienst geblieben. Er schrieb seinem Vater:

Ich bekenne, daß ich den militärischen Beruf unendlich vorziehe, obgleich der Civildienst der Weg zu gutem Einkommen ist. Militärischer Rang und Auszeichnung haben mehr Reiz für mich als Rupien, und ich möchte mir lieber meinen Weg zu Ruf und Armuth mit dem Schwerte hauen, als mit den zu Reichthum mit der Feder erschreiben.

Sein Wunsch wurde erfüllt, indem er bald nachher das Commando des Guidencorps erhielt, das 1 Bataillon und 1½ Schwadronen stark war, mit fast despotischer Disciplinargewalt, da er eingeborene Offiziere degradiren und avanciren konnte. Nicht zwei Compagnien von demselben Volksstamme waren dabei, um eine Verschwörung zu verhindern. Er leistete mit seinem Corps wiederum ausgezeichnete Dienste, über welche sein Bruder alle ehrenvollen Berichte mittheilt. Wie klar auch sein politisches Urtheil war, spricht sich in mehr als einem der Briefe aus. So sagt er einmal:

In Indien müssen wir fern bleiben — oder verschlungen. Unsere ganze Geschichte zeigt, daß früher oder später die Berührung mit uns den Untergang bringt. Der Sonnenschein ist nicht verhängnißvoller für den Thautropfen als unsere Allianz für ein asiatisches Königreich.

Hodson's Emporsteigen und Glück hatte ihm aber, wie es in Indien immer geschieht, viele Neider und Feinde erweckt, welche die Unordnung in seinen Regimentsrechnungen — die sein Vorgänger verschuldet hatte — benutzten, um ihn zur Untersuchung ziehen und von seinem Commando entfernen zu lassen. Er hatte 24 Stunden nachdem er dasselbe erhalten, ohne Uebergabe und Vergleichung der Rechnungen mit seinem Vorgänger, der sogleich nach England abgereist war, zu einem Feldzuge ausrücken müssen; später war es unmöglich gewesen, die Confusion in den Rechnungen vollständig aufzuklären. Zwei Jahre zog sich die Untersuchung hin, ohne daß ihm eine Schuld zu beweisen gewesen wäre; der Ausbruch der Empörung in Mirut, nach welchem fast unmittelbar ganz Indien in Flammen stand, machte dem Proceß ein Ende und führte Hodson an die Spitze seines Corps zurück. Seine Briefe aus dem Feldzuge gegen die Rebellen sind für die Specialgeschichte desselben von Wichtigkeit, wir können hier nicht näher darauf eingehen. Die Insurgenten hatten die Stadt Delhi besetzt und den alten neunzigjährigen König, dessen Söhne dort die Blut- und Greuelscenen veranlaßt hatten, zum Kaiser von Hindostan ausgerufen. Ein kleines englisches Corps belagerte Delhi; Hodson, welcher aus den Sikhs eine Schar von Reitern ausgehoben hatte, befand sich bei demselben und verfaß zugleich eine Zeit lang die Generalquartiermeister-Geschäfte, sodaß er das ganze Nachrichtenwesen leitete. Ueber die Führer urtheilt er ungünstig: „Diese Leute sind persönlich brav, wie die Löwen, aber ihre Herzen und Köpfe sind nicht stark genug für die Zeit ernster Verantwortlichkeit. Dieses Wort ist der Popanz, welcher alle unsere Maßregeln hemmt." Es lagen freilich in Delhi 70—75000 Combattanten, während das britische Belagerungscorps nur 3000 Mann zählte, worunter noch 1500 Eingeborene. In allen Ausfallsgefechten aber wurden die Rebellen

Digitized by Google

geschlagen, und Hodson an der Spitze eines Reiterregiments zeichnete sich besonders aus. Man nannte dasselbe wegen seiner rothen Turbans und Schärpen „die Flamingos". Bei dem Sturme, der endlich nach eröffneter Bresche erfolgte, konnte die Reiterei natürlich nicht mitwirken, doch nahm Hodson acht Tage später den alten König und seine Favoritgemahlin gefangen und tödtete am folgenden Tage seine beiden Söhne und einen Enkel desselben mit eigener Hand; „jene Böhemichter", schreibt er, „welche die Abschlachtung unserer Frauen und Kinder befohlen und dabeigestanden haben, um dieser scheußlichen Barbarei zuzuschauen, ihre Körper liegen jetzt auf demselben Platze, wo die jener unglücklichen Damen ausgestellt waren." Mit hundert erlesenen Reitern hatte er sie aus dem Grabmale des Kaisers Humayun geholt, wo sie mit 6—7000 Bewaffneten eine Zuflucht gesucht hatten; er wollte sie in Delhi hängen lassen, aber ein Befreiungsversuch, der auf die Escorte gemacht wurde, und die Frage: „Wir oder sie", ließ ihn einen Carabiner ergreifen und „wohlüberlegt einen nach dem andern niederschießen". An den weitern Expeditionen nahm Hodson mit seinen Reitern, denen immer mehr Freiwillige zuströmten, einen rühmlichen Antheil, bis er vor Lucknow beim Sturme auf den Palast der Begum, den er ohne persönliche Verpflichtung mitmachte, am 11. März 1858 erschossen wurde, allgemein betrauert in der Armee. Das Buch ist vom deutschen Verleger gut ausgestattet und die Uebersetzung sehr gelungen.

5. Aphorismen über taktische Begebenheiten des Siebenjährigen Krieges von Edmund Hoefler. Würzburg, Stahel. 1869. Gr. 8. 14 Ngr.

Wir haben die im Jahre 1867 erschienene Broschüre des Verfassers: „Zur Taktik der Gegenwart", mit Interesse gelesen; die jetzt vorliegende bildet eine Fortsetzung und Erweiterung derselben, indem der Autor die Begebenheiten des Siebenjährigen Kriegs mit dem gegenwärtigen Standpunkte der Taktik in Parallele zu setzen und das noch heute Geltende hervorzuheben sucht. Es würde der Verbreitung dieser kleinen Schrift zum Vortheil gereicht haben, wenn der letztere Zweck auf dem Titel mit einem kurzen Wort bezeichnet worden wäre: das hätte ihm manchen Leser verschafft, der von der Taktik des Siebenjährigen Kriegs als einer längst überwundenen nichts mehr hören will und nicht ahnt, welche wichtigen Lehren daraus für die jetzigen Kriegsverhältnisse in der Broschüre, die er unbeachtet läßt, gezogen werden. Der Verfasser sagt sehr richtig, daß es gegenwärtig unter den Taktikern, wie in der Politik, zwei Parteien gibt: eine starr conservative und eine radical fortschrittliche. Wir sind auch darin mit ihm einverstanden, daß nur mit denjenigen Erfahrungen und Grundsätzen tabula rasa gemacht werden darf, welche den Erfolgen der jetzigen Waffen nicht mehr entsprechen. Aus diesem Gesichtspunkte sucht er in den Ereignissen des Siebenjährigen Kriegs diejenigen Resultate auf, welche auch heute noch in ähnlichen Gefechtslagen sich ergeben müssen, trotz oder zuweilen sogar wegen der verbesserten Feuerwaffen. Zur Beurtheilung der preußischen Kampfweise von 1866 hat er vielfach eine Broschüre: „Taktische Rückblicke", benutzt; er spricht zwar selbst von Erwiderungen, welche dieselbe auf ihr richtiges Maß zurückgeführt haben, aber die schlagendsten (vom Oberstlieutenant Bronsart von Schellendorf) sind seitdem erst erschienen. Für den Verfasser jener Schrift ist vielfach ein hochgestellter Militär gehalten worden, dessen Wort allerdings schwer gewogen hätte, in der That ist es aber nur ein Subalternoffizier gewesen. Die Wahrheiten, welche unleugbar seine Broschüre bei aller Uebertreibung und theilweisen Unrichtigkeit enthält, haben durch diese in der Armee ihren Eindruck verfehlt: die Feinde Preußens natürlich nehmen mit Freuden Act von einem solchen Werke.

Auf die vorliegende Schrift in d. Bl. näher einzugehen, wehrt uns die Bestimmung derselben; wir empfehlen sie jedoch militärischen Lesern, welche darin viele Anregung zum weitern Nachdenken über die wichtigsten Fragen der künftigen Taktik finden werden.

Karl Gustav von Gerneck.

## Von der Ewigen Stadt.

Mit größerer Spannung als seit langer Zeit sind in unsern Tagen die Augen ganz Europas auf die Metropole der katholischen Christenheit gerichtet. Aber auch schon vor dem 10. December 1869, ehe das wunderbare Schauspiel dort begann, bei dessen Anblick sich die Menschheit des 19. Jahrhunderts verwundert die Augen reibt, um sich zu überzeugen, daß sie nicht träume, schon vor den großen Tagen des October 1870, welche die weltliche Macht des Papstthums zerbrachen, war die Ewige Stadt der Augenpunkt unzähliger sehnsüchtiger Herzen nicht nur im katholischen, sondern auch im protestantischen Lager, und in stets zunehmender Proportion ergießt sich der Strom hyperboräischer Wallfahrer zu ihren mit einem unvergänglichen Nimbus umgebenen Wandern. Ja, wir dürfen dreist behaupten: keine Stadt der Welt übt eine gleiche Anziehungskraft auf Menschen der verschiedenartigsten Richtungen aus, selbst die Weltstadt an der Seine nicht ausgenommen. Da ist es nun allerdings nicht zu verwundern, wenn in unserm schreibseligen Vaterlande und Jahrhundert auch die Flut der Touristenschriften über Rom immer höher und höher anschwillt, sodaß in der Bezeichnung der „Ewigen Stadt" dem zu ihrer Lektüre verurtheilten Recensenten wenigstens ein ironischer Doppelsinn verborgen zu liegen scheint. Mit unendlichem Behagen und souveräner Verachtung des Umstandes, daß genau dasselbe schon hundertmal und oft besser und vollständiger von competenteren Federn beschrieben worden ist, schildert uns jeder Tourist die geschauten Herrlichkeiten, gleichsam als seien sie von ihm neu entdeckt worden, und erzählt uns des Breitern, wie er den „Pater" angestaunt oder kritisirt, wie er in der Campagna geschwärmt, auf dem Forum philosophirt, in der Palombella Est Est getrunken und schließlich aus der Fontana di Trevi die Bürgschaft der Wiederkehr geschöpft habe. An besondern



Digitized by Google

und zwingenden Gründen, weshalb er trotz der endlosen Rom-Literatur dem Publikum seine Eindrücke nicht habe vorenthalten dürfen, gebricht es natürlich keinem.

Allerdings ist es richtig, daß sich derselbe Gegenstand in jedem Auge anders spiegelt, und daß die alte Melodie von jedem mit größern oder kleinern Variationen begleitet wird. Insofern können wir diesen Schriften ihre Existenzberechtigung nicht absprechen, wenn sie nur bei wirklich geistvoller Auffassung wesentlich subjectiv gefärbt sind und uns nicht mit der Aufzählung und Beschreibung allbekannter Gegenstände ermüden, zumal wenn ihre Verfasser die eigenen Erlebnisse geschickt mit ihren Schilderungen zu verflechten wissen und ueben dem Rom der Kunst und der Vergangenheit zugleich das Rom der lebendigen Gegenwart mit hellem und vorurtheilslosem Blick beobachtet haben.

Von den im Folgenden besprochenen Werken erfüllen wenigstens die von Allmers und Ehlert diese Anforderungen in ungewöhnlichem Grade, sie nehmen unter den diesen Gegenstand behandelnden Schriften einen so hohen Rang ein, daß wir es für Pflicht halten, den Leser etwas näher mit ihrem Inhalt bekannt zu machen.

1. Römische Schlendertage von Hermann Allmers. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Der Verfasser sagt:

In Rom muß man nur schlendern in stiller Freude, betrachten, empfangen und genießen, und vergessen das ferne Weltgetümmel draußen, das Gezänk der Parteien und alle kleinlichen Sorgen des Alltagslebens, die Seele nur geöffnet großartiger Vergangenheit und ewiger Schönheit: das ist die wahre Weise, in der Ewigen Stadt zu leben. In Rom schlendert alles, der Mensch und der Esel, der Heimische und der Ausländer, Hoch und Niedrig, Weltlich und Geistlich, Handel und Wandel, ja die Weltgeschichte selbst schlendert hier seit Jahren ihren Gang ruhig weiter, und nur dann und wann wird ihr wol von außen her ein Ruck oder Stoß versetzt, wenn sie gar zu sehr in ihrem Schlendrian hintenan geblieben ist. Und auch ich habe Rom ehrlich durchschlendert, zu allen Stunden, in der Sonnenpracht und Lichtfülle des heitern Tags wie im Mondesglanze der brunnenduftrauschenden Nacht, einsam versunken in ruhigen Träumen und Schauen oder fröhlich vereint mit lieben Menschen. Jetzt durchwandere ich sie wieder im Geiste, die alten wohlbekannten Gassen und Plätze, und du, lieber Leser, sollst mit mir wandeln hierhin und dahin und mit mir genießen römische Schlendertage.

Und es wird den Leser nicht gereuen, Hand in Hand mit dem Verfasser durch die Straßen und ihr eigenartiges Volksleben, zwischen den Ruinen, Kirchen, Gräbern und Villen von Alt-Rom, durch die Parks der Villen, durch die düstern Irrgänge der Katakomben und die braunen Hügelwellen der Campagna gewandert zu sein. Allmers will weder Kunstkritiken noch archäologische Abhandlungen geben; er macht keinen Anspruch darauf, Neues zu beschreiben oder auch nur das Alte von neuen Gesichtspunkten aus zu beleuchten. Wer aber ein klares und anschauliches Bild römischer Landschaft und römischen Lebens mit echter Naturtreue colorirt und doch wieder so, wie es sich eben in einem verständnißreichen, für alles Schöne empfänglichen Menschengemüthe abspiegelt, in sich aufnehmen, oder wer das Bild, das sich einst in seiner eigenen Seele abgedrückt, mit lebhaften Farben wieder auffrischen will, der wird dies Buch nicht ohne innere Befriedigung aus der Hand legen; der letztere vielleicht mit einem Seufzer jener Sehnsucht, die er sich einst am Tage des Abschieds aus der Fontana di Trevi getrunken. Gerade das „Heimweh nach Rom", das aus diesen harmlosen Erinnerungen an glückliche Tage von dem Marschendorf am schilfumrauschten Weserstrande uns entgegenklingt, gibt der Schrift einen besondern Reiz, den Reiz der Stimmung, durch welche die Bilder, die der Verfasser vor uns vorüberziehen läßt, zu mehr als bloßen Beduten werden. Bildender Künstler und Dichter zugleich, wenn auch vielleicht in beiden nur Dilettant, verbindet Allmers mit einem feinen Gefühl für Natur und Kunst, für das Schöne in der belebten wie in der unbelebten Schöpfung zugleich ein scharfes, klarblickendes Auge und einen offenen, vorurtheilslosen Sinn für alle Erscheinungen im Reiche der Körper- wie der Geisterwelt. Seine Urtheile sind meist treffend, oft originell; manche feine Bemerkung verkündet den aufmerksamen und geübten Beobachter. So, wenn er die geistige Eigenthümlichkeit der niedern Volksklassen in Italien (wenigstens in Mittel- und Unteritalien) als Knabenhaftigkeit charakterisirt, die Straßenpassion der Italiener der Waldpassion der Deutschen gegenüberstellt, die Entwickelungsgeschichte der italienischen Kunst mit den vier Jahreszeiten vergleicht, die braune Heide seiner Heimat eine ins Neckenhaft Nordische übertragene Campagna-Elegie nennt u. a. m.

Das Buch besteht aus Tagebuchblättern und größern unzusammenhängenden Aufsätzen. Als besonders verdienstlich heben wir daraus die klare und übersichtliche, in den meisten derartigen Büchern vermißte Schilderung und Geschichte der Katakomben hervor, bei der nur zu bedauern ist, daß dem Verfasser de Rossi's treffliche „Roma sotteranea" noch unbekannt war.

Zu einigen Aufsätzen hat der römische Aufenthalt nur die Veranlassung gegeben, während ihr Gegenstand ganz anderer Art ist. So in dem Aufsatz über das Capitol, in dem die gewiß nicht unfruchtbare Idee entwickelt wird, die Kunst in unserm Vaterlande wieder populär zu machen und die mangelnde Wechselwirkung zwischen dem Künstler und dem großen Publikum hervorzurufen durch städtische Kunstgenossenschaften, die sich die Ausschmückung der Heimat durch artistische Denkmäler zum Zweck setzen sollen.

Auch eine Anzahl von Gedichten sind eingestreut, die ebenfalls mit Rom nur in einem sehr mittelbaren Zusammenhang stehen. Sie sind alle originell, zum Theil nicht ohne großen poetischen Werth, oft mit feiner satirischer Pointe, nur größtentheils gar zu langathmig und schwerfällig in der Form.

Bei der Abfassung des letzten Artikels: „Die vergessene Stadt" (Ninfa am Fuße des Volskergebirgs), scheint ihm Gregorovius' herrliche und eingehende Schilderung dieser wunderbaren, blumenumhüllten Ruinen unbekannt gewesen zu sein.

2. Römische Tage. Von Louis Ehlert. Berlin, Guttentag. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nur der Mangel des „Schlenderns" unterscheidet den Titel des Buchs von dem der vorigen Schrift, wie denn auch der von beiden verarbeitete Stoff wesentlich derselbe ist. Auch zwischen den Verfassern existirt eine gewisse Verwandtschaft; beide zeigen ein inniges Verständniß für

Digitized by Google

die bildende Kunst, beide sind selbst ausübende Künstler auf einem andern Gebiete: Allmers als Dichter, Ehlert als Musiker. Beide haben im wesentlichen die bequeme Form des Tagebuchs beibehalten, um die empfangenen Eindrücke unmittelbar auf den Leser einwirken zu lassen. Aber hier hört die Aehnlichkeit auf: Ehlert schlendert nicht durch Rom und die Campagna; ihm ist bei allem Hochgenuß, den er empfindet, das künstlerische Rom ein Gegenstand ernstesten Studiums, ein unvergleichliches Bildungsmittel des Geistes im höchsten Sinne, an dem er auch das große Publikum, dem es versagt ist, die Ewige Stadt selbst zu betreten, nach Kräften durch sein Buch theilnehmen lassen will. Wenn er es als sein Ziel bezeichnet, den poetischen Eindruck Roms zu recht unmittelbarem Ausdruck zu bringen, so ist es doch fast immer nur das künstlerische Rom, das er im Sinne hat. Auch das landschaftliche Element, das Volksleben, die Erscheinungen, die mit Roms Eigenschaft als Hauptstadt des Katholicismus zusammenhängen, werden gelegentlich berührt, aber das erstere nur beiläufig, das letztere stets scharf abweisend. Während Ehlert sich über die norddeutsche Kritikſucht mit einschneidendem Tadel ausspricht und hinzufügt: „Wir sind Abendmenschen; es ist zu wenig heller Morgen in unserm Blute; in Rom soll man wieder reinen Genuß und Enthusiasmus lernen", kann er doch selbst der Erscheinung des Papsttthums, welches doch wirklich eine magna pars von Rom bildet, nicht nur keinen Geschmack abgewinnen, sondern behandelt dasselbe geradezu mit der größten Geringschätzung. Die gewaltige, noch immer lebensvolle Macht, welche, wie die neueste Zeit wieder schlagend bewiesen hat, dem römischen Katholicismus bis auf den heutigen Tag innewohnt, unterschätzt er durchaus. „Die Symbole sind geblieben; aber der Geist, der diesen kolossalen Organismus einst belebte, ist längst gestorben. Mir ist's als läse ich dies Bewußtsein auf allen Gesichtern, selbst auf dem des Papstes." ... „Die Kirche Roms ist eine alte Kinderfrau, und als solche muß man sie nehmen." Das Concil und der gewaltige Einfluß, den die römische Kirche und Curie noch bis in das Herz Deutschlands hin übt, wo sie selbst in Staatsangelegenheiten einer mächtigen, oft übermächtigen Partei das Losungswort gibt, haben ihn vielleicht schon eines Bessern belehrt.

Im übrigen zeigt der Verfasser einen hellen Blick, eine treffliche Beobachtungsgabe und vor allem in der Kunst ein klares und originelles Urtheil, das sich nicht von traditionellen Auffassungen und Vorurtheilen beherrschen läßt. „Rom sehen, ist wie die Reproduction eines Kunstwerks; man muß etwas Virtuose dazu sein." Und diese Virtuosität besitzt der Verfasser in hohem Grade. Er verwahrt sich ausdrücklich gegen jeden Versuch, feindlichen wie freundlichen, seinem Buche in Sachen der Kunst eine kritische Competenz zu vindiciren. In der That läßt er sich nie auf lange Auseinandersetzungen ein; dagegen werden die feinen und scharfsinnigen Bemerkungen, die oft weit von der ausgetretenen Bahn abweichen, auch gewiegten Kunstkennern oft von Interesse sein. So z. B. die kurze Charakteristik der Faun- oder Satyrstatue in ihrer verschiedenen Auffassung bei den Alten; der Commentar zu den Rafael'schen Fresken in der Farnesina u. s. w. Dagegen übersteigt seine Begeisterung für Rom selbst und die Koryphäen der bildenden Kunst wie die Meisterwerke der Antike wenigstens im Ausdruck oft alles Maß. Wir gönnen es jedem, für seine Ideale zu schwärmen wie es ihm beliebt; aber auf dem Papiere festgehalten bleibt solche Schwärmerei nicht ohne erkältenden Einfluß auf den Leser. Der vorübergehenden Stimmung des Moments ist hier ein für das Dauernde nicht adäquater Ausdruck gegeben, und es wird so derselbe peinliche Eindruck hervorgerufen, den wir erhalten, wenn eine Thätigkeit, eine Anstrengung, die der Natur der Sache nach nur einen Augenblick dauern kann, durch ein Werk der bildenden Kunst für immer fixirt erscheint. So heißt es beim Eintritt in die Peterskirche: „Schauer der Ehrfurcht schütteln die Seele wie Fieber; ich war nahe daran, in die Knie zu brechen; nur allein, allein in solchem Augenblicke, nichts sagen zu müssen, wenn es wie ein Krampf die Lippen schließt"; oder beim Anblick des belvederischen Apoll: „Ich kann das Maß von Seligkeit, von völligem Rausch nicht beschreiben, das mir das Blut zum Herzen trieb"; oder vor der Juno Ludovisi: „Erste Liebe reicht kaum an die Wonne solchen Glücks."

Die Ausdrucksweise ist oft noch origineller als die Auffassung selbst: concentrirt, lakonisch, oft eine Art Lapidarstil, dessen aneinandergedrängte Hauptsätze einander zuweilen im Gänsemarsche etwas hart auf die Ferse treten. Die Prägnanz des Ausdrucks in Verbindung mit seiner oft etwas kühnen Bildlichkeit thut zuweilen der Klarheit und Natürlichkeit Abbruch. „Das Leben Michel Angelo's erschien mir wie ein ungeheurer Marmorbruch.... Es kommt mir wie eine ungeheure Symphonie vor, in welcher die Kreuze der Passion vorgezeichnet sind und die Dämonen das Tempo angeben." Ja, er scheint sich in seinen Bildern diesen seinen Heros selbst zum Vorbild genommen zu haben, wenn er z. B. von Anselm Feuerbach sagt, er habe „Raisenflügel, in denen das Pathos des Würgengels lauert". Zuweilen schimmert auch eine gewisse Eitelkeit durch, die einen witzigen oder scharfsinnigen Gedanken, trotzdem er eigentlich in die „Römischen Tage" durchaus nicht gehört, dem Publikum nicht vorzuenthalten vermag, wie in den „Gedankenspänen" oder „Nudeln" à la Börne und zahlreichen Gesprächen, in denen seine Interlocutoren sehr schlecht wegkommen. Doch nimmt man auch diese hors d'oeuvres gern mit in den Kauf, da sie fast alle pikant, frisch und originell sind, wie wenn er unter anderm von einer singenden Miß sagt, sie habe so viel Stimme gehabt wie etwa Lippe-Detmold in auswärtigen Angelegenheiten, oder die meisten sogenannten gebildeten Leute einen bloßen Nachdruck nennt, „als hätten die Leute sich nicht selbst verfaßt, sondern als wären sie von einem andern geschrieben". Weniger leicht kann man ihm die Liebhaberei, in fremden Zungen zu reden, verzeihen, zumal er sich dabei schwere Sünden gegen die Orthographie zu Schulden kommen läßt.

Wer Rom aus eigener Anschauung kennt, mag und wird mit dem Verfasser im ganzen wie im einzelnen über vieles zu rechten haben. Seine Anschauung ist eine zu eigenartige und zu apodiktisch im Ausdruck auftretende, als daß sie nicht vielfach zum Widerspruch reizen müßte. Aber niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne

Digitized by Google

vielfache Anregung dadurch erhalten, ohne manche neue Anschauung daraus gewonnen zu haben. So dürfen wir es sowol denen empfehlen, welche die alte Weltstadt an der Tiber noch in lebendiger Erinnerung tragen, als denen, die sie erst noch zu sehen hoffen, oder, nachdem sie dieser Hoffnung schon entsagt, doch wenigstens im Geiste noch gern, dem alten germanischen Zuge folgend, die beiste Alpenkette übersteigen.

3. Drei Monate in Rom. Zwei Vorträge, gehalten im Literarisch-geselligen Verein zu Oldenburg von F. Schmeding. Duisburg, Ewich. 1868. 8. 15 Ngr.

Das vorliegende Buch bildet einen noch viel stärkern Gegensatz zu den „Römischen Schlendertagen" als das Ehlert'sche; ja, ein größerer Contrast zwischen zwei Schriften, die denselben Gegenstand behandeln, ist kaum denkbar. Das Verhältniß zwischen beiden gemahnt uns, deductis deducendis, einigermaßen an das zwischen den beiden altdeutschen Evangelienharmonien, dem Heliand und dem Krist. Dort ein einfaches, aber klares und farbenhelles, möglichst vollständiges Bild der Ewigen Stadt und ihrer Umgebung, das sich in der Seele und den Worten des Verfassers so treu abspiegelt, wie eine Uferlandschaft in einem stillen See; hier die Reflexionen des Autors den objectiven Stoff meithin überwuchernd, ja der letztere eigentlich blos die materielle Unterlage für die Gedanken des Schriftstellers bildend und ihm die nöthigen Exempel und Beweismittel liefernd.

Als Mentor eines jungen reichen Genfers (des nachmaligen Oberstaatsanwalts Franz Turrettini) nach Italien reisend, sah sich Schmeding in der beginnenden Lage, alle Hülfsmittel benutzen zu können, um die Schätze Roms gründlicher und vollständiger als die große Mehrzahl der Touristen kennen zu lernen; ja es wurde ihm sogar die seltene Gunst zutheil, in den Salons einiger Mitglieder der römischen Aristokratie Zutritt zu erlangen. Wir zweifeln nicht — manche Andeutung liefert den Beweis dafür —, daß er diese Gunst des Geschicks trefflich benutzt hat. Aber seinen Zuhörern und Lesern kommt wenig davon zugute. Ja wir fürchten sogar, daß, wenn diese beiden Vorträge, zumal der zweite, in derselben Gestalt und Ausdehnung wirklich gehalten worden sind, es den erstern einige Anstrengung gekostet haben muß, die sich unwillkürlich einstellende Thätigkeit ihrer Gähnmuskeln im Zaum zu halten. Nicht als ob das, was der Verfasser sagt, im allgemeinen oberflächlich und abgedroschen oder an und für sich langweilig wäre. Aber es fehlt seinen kurzen, fragmentarischen Schilderungen alle und jede Anschaulichkeit und — man fühlt die Absicht und wird verstimmt. Er fagt:

Zu modernen Städten lebt man, um modernes Leben zu sehen und sich an demselben zu betheiligen; man verliert sich in der Welt des Genusses und der Welt der Geschäfte, und will sich darin verlieren; in Rom dagegen tritt die Stadt und das Leben der Gegenwart zurück, und jene idealen Fragen, um derentwillen das Leben lebenswerth ist, treten mit solcher Kraft und Frische an uns heran, daß es dadurch zur interessantesten Stadt der Welt wird.

Das ganze Buch will nun weiterhin gleichsam den Beweis liefern, daß die Ewige Stadt, welche sich bisher nur Historikern, Archäologen, Dogmatikern, Künstlern und Theologen als die ergiebigste Stadt erwiesen habe, erst dann vollständig erkannt sein werde, wenn ihre Schätze in ähnlicher Weise von der Philosophie ausgebeutet sein würden. In diesem Sinne exemplificirt er mit dem katholischen Rom, um zu zeigen, daß diese Stadt uns die wichtigsten Fragen, die mit der Religion zusammenhängen, entgegenbringe; mit dem antiken, um zu beweisen, daß dasselbe uns auffordere, uns unserer Stellung zum classischen Alterthum bewußt zu werden; mit dem künstlerischen, um das Problem über das Verhältniß der ästhetischen und sittlichen Kräfte im Menschen daran zu knüpfen und über die tiefsten Fragen, die mit der Kunst zusammenhängen, zu raisonniren. Nun braucht man in der That, um alle diese Fragen aufzuwerfen, keineswegs nach Rom zu gehen, und wir fürchten, daß die Anschauung der Ewigen Stadt ihre Lösung nicht sehr erleichtern wird. Der Verfasser selbst thut nichts dazu; er begnügt sich damit, sie zu stellen und anzudeuten, daß er vielsach darüber nachgedacht habe. Vielleicht gibt er uns in einer neuen Schrift die Resultate dieses Nachdenkens; inzwischen besorgen wir, daß seine Zuhörer wie seine Leser eine anschauliche Darstellung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten Roms allen diesen philosophischen Ergüssen vorgezogen haben würden.

Mit den eingestreuten kunsthistorischen Urtheilen des Verfassers mag man im allgemeinen einverstanden sein; seine Schilderungen werden dagegen nur sehr theilweise auf Beifall zu rechnen haben. Wenn er die Zeugnisse des mittelalterlichen Rom deutlicher und ungleich verständlicher findet als die Spuren des Alterthums, so ist dagegen mit Recht die bekannte Thatsache hervorzuheben, daß das Mittelalter kaum in irgendeiner andern Stadt der Halbinsel so zurücktritt wie gerade in Rom, sodaß seine Baudenkmäler aus dieser Periode — vor allem in Vergleich zu Florenz — an Zahl wie an Werth gleich unbedeutend erscheinen. Was er von den Katakomben sagt, ist sehr oberflächlich und muß in dem Leser eine falsche Vorstellung von denselben erregen. Das eigentliche Volksleben ist nur gegen den Schluß des Buchs flüchtig erwähnt.

Als eine Probe, wie verschieden sich dieselbe Erscheinung in den Köpfen der drei besprochenen Autoren spiegelt und was für entgegengesetzte Urtheile derselbe Gegenstand hervorruft, citiren wir ihre Aeußerungen über den berühmten Chor der Sixtinischen Kapelle. Ehlert sagt:

Die unheimliche geschlechtslose Klangfarbe dieser Stimmen raubt dem päpstlichen Chor den letzten Zauber, den die Tradition ihm noch gelassen. Die vorgetragene Musik zeichnete sich ihrem innern Gehalte nach durch eine grauenvolle Monotonie aus, welcher durch eine grelle und barocke Ausführung nachgeholfen werden sollte. Die völlig mittelmäßige Ausführung würde in Hildburghausen oder Gera entschieden Fiasco gemacht haben.

Allmers sagt:

Aber ich muß gestehen, kaum ein einziger Ton drang mir ins Herz, und weit entfernt war der Eindruck von dem des berliner Domchors oder der münchener Hofkapelle. Mochte nun das völlig Neue, Glanzvolle, Ungewöhnliche der ganzen Umgebung daran schuld sein, oder die merkwürdig kalte und oft fast harte Stimmenfärbung, die ganz eigenthümlichen Accorde, Uebergänge und Harmonien, oder die seltsame Art des Vortrags mit ihrer aller und jeder eigenen Theilnahme entbehrenden reinen Objectivität; genug, ich blieb von Anfang bis zu Ende völlig kalt

Digitized by Google

dabei, so sehr ich auch die hohe Meisterschaft und Präcision des Gesangs einsah, und wie mir ging es auch meinen Bekannten, die mit mir zum ersten mal die Sixtinische Capelle hörten. Wir alle vermißten den echten innerlichen Seelenausdruck in diesen Tönen, die ether Instrumenten als einer warmen Menschenbrust zu entströmen schienen. Wohl klangen sie uns stark und rein wie Metall, aber auch herzlos und kalt wie solches.

Bei Schmeding heißt es dagegen:

Denken Sie sich nun in einem solchen Kunstwerk (einem Oratorium) die Ingredienz des Sinnlichen und Künstlerischen, namentlich des Vocalischen, unendlich verstärkt, Stimmen von unendlicher Klarheit und Lieblichkeit, ein crescendo und decrescendo, wofür die Kehlen unsers Nordens nicht geschaffen sind, Harmonien, so klar und voll und überraschend, Uebergänge, so großartig, gewaltig und doch so einschmeichelnd, wie die bisher von Ihnen gehörte Musik sie nicht kannte; denken Sie kurz den Gesammteindruck des Religiösen fast verschwinden unter den des Aesthetischen, dann haben Sie die Wirkung des 57. Psalms: der Miserere von Allegri, Palestrina und Muspapa.

Die beiden ersten Darstellungen lassen sich zur Noth vereinigen, während Schmeding mit seiner ganz entgegengesetzten Schilderung ziemlich isolirt dastehen dürfte. Der Referent muß sich auch hier wieder vollständig der Allmers'schen Auffassung anschließen.

4. Romfahrt im Sommer 1867. Von J. A. Scheppach. Augsburg, Kranzfelder. 1868. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Büchlein enthält auf 46 Seiten den Bericht eines bairischen Priesters über seine Reise zu den Festen des Centenariums St.-Petri, d. h. der Feier des vor 1800 Jahren, der Tradition zufolge, erfolgten Märtyrertodes des Apostels Petrus, welche in Rom mit höchstem Pompe celebrirt wurde. Die ganze italienische Reise des Autors dauerte, obgleich sie sich bis Neapel erstreckte, wenig über drei Wochen. Er hat sie redlich benutzt, um neben den Kirchenfesten und dem Messelesen noch zu sehen, was sich in so karg zugemessener Zeit sehen ließ. Große Vorstudien zu einer solchen Reise zu machen war ihm am Ende auch nicht zuzumuthen. Rom, seine Kirche und ihr Verhältniß zu Italien betrachtet er natürlich mit dem Auge eines katholischen Priesters, er gehört jedoch nicht eigentlich zu den Ultramontanen vom reinsten Wasser und schüttelt sogar bedenklich den Kopf über die Massenhaftigkeit des geistlichen Elements in der Ewigen Stadt. Das Ganze dürfen wir wol als eine Art Rechenschaftsbericht an seine Vorgesetzten oder seine Gönner ansehen, bei dem der Verfasser kaum an ein größeres Publikum gedacht hat. Und hiermit glauben wir dem harmlosen Schriftchen, das niemand wehe thut, wenn es auch unsere Kenntniß von Rom und Italien eben nicht zu vermehren oder unsere Ansichten über die Verhältnisse jenseit der Alpen zu berichtigen geeignet ist, gerecht geworden zu sein.

Otto Speyer.

# Feuilleton.

## Die Grillparzer-Feier in Wien.

Am 14. Januar feierte die Stadt Wien den achtzigjährigen Geburtstag des Dichters Franz Grillparzer, eines der begabtesten Dramatiker unserer nachclassischen Zeit; wir freuen uns, daß Deutschösterreich, frei von den Anstrengungen, Lasten und Kämpfen eines großen Kriegs, Dichterfeste feiert und so dem stillen Wirken des deutschen Genius huldigt, der sich jetzt in blutigen Schlachten eine Weltstellung erringt. Die ganze wiener Presse brachte größere Artikel zur Würdigung Grillparzer's; der Kaiser schenkte ihm das Großkreuz des Franz-Joseph-Ordens und verlieh ihm eine jährliche Dichterpension von 3000 Gulden; durch das Wirken eines Frauenvereins ist eine Grillparzer-Stiftung zu Stande gebracht worden, zur Förderung der Dichtkunst, über welche dem greisen Dichter die Bestimmung zusteht; im großen Concertsaal des Neuen Musikvereins fand vor einem Publikum von 3000 Personen die eigentliche, musikalisch-declamatorisch-festliche Feier statt, bei welcher Heinrich Laube die Festrede hielt.

Wir schließen uns aufrichtig allen Glückwünschen für den Dichter der „Sappho" an, welchem die Gunst des Geschicks ein hohes Alter und den Genuß wachsenden Ruhms gewährte. Gleichwol können wir die ältesterlichen Tendenzen der Feier nicht billigen, wie sie namentlich mit hahler Ueberschwenglichkeit von dem „Preußen" Heinrich Laube vertreten wurden. Während die übrigen Artikel der wiener Feuilletons eine gesunde, warme, selbst begeisterte Haltung bewahrten, welcher die deutsche Kritik zustimmen durfte, machte sich schon in dem Feuilletonartikel Laube's eine beisallslüsterne Tendenzmacherei geltend, in sonstwährenden Ausfällen auf die norddeutsche Kritik — und diese Tendenz gipfelte in der Festrede, in welcher Grillparzer als der volle „specifisch österreichische" Dichter gefeiert wurde. Wir waren der Ansicht, daß Oesterreich in Grillparzer einen „deutschen" Dichter feiere. Die Betonung des landschaftlichen Beigeschmacks ist eine sehr mißliche Beschränkung des Dichterruhms. Ein specifisch österreichischer Dichter wird so wenig ein guter deutscher Dichter sein wie ein specifisch preußischer — alles „Specifische" ist seind nationaler Kunst. Wenn nun aber gar Laube den „Oesterreicher" Grillparzer neben den „Schwaben" Schiller und den „Franken" Goethe stellt als drittem im Bunde, eine hohe dichterischer Bedeutung, welche wir ihm nach unserm Maßstab für die Genien ersten Rangs nicht einreihen können; so bleibt er uns doch den Nachweis schuldig, daß Schiller ebenso nur ein „specifischer Schwabe" und Goethe nur ein „specifischer Franke" war, und würde durch Durchführung der Schiller'schen Schwabenstriche jedenfalls die Literatur bereichern. Muß es überhaupt die Oesterreicher nicht anwidern, wenn ein preußischer norddeutscher Schriftsteller ihnen so mit dem Weihrauchfaß um die Köpfe schlägt? Doch die Ungeschicklichkeit seiner Verehrer soll dem greisen Dichter nicht seine Lorbern verkümmern; jedenfalls ist er ein hervorragender Vertreter des deutschen Geists in Oesterreich, das halten wir hoch an ihm, und auf diesen Zusammenhang hinzudeuten war förderlicher, als ihn als Oesterreicher zu isoliren.

## Bibliographie.

Beta, H., Das neue deutsche Reich auf dem Grunde germanischer Natur und Geschichte. Leipzig, C. B. Winter. 8. 8 Ngr.

Brachvogel, A. E., Clancarty. Roman in 4 Bdn. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Briefe einer Predigertochter. Gotha, F. L. Perthes. 1870. 8. 12 Ngr.

Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. 4ter Bd.: Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hartingsfeld, Ida v., u. O. Freih. v. Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch. Brauch und Glaube der Hochzeit bei den christlichen Völkern Europa's. Leipzig, Bach. 4. 12 Thlr.

Eberty, G., Waldeck. Ein Lebensbild. Berlin, A. Marcus. 1870. Gr. 8. 3 Ngr.

Eilsiker, H., Kriegsstimmungen eines Daheimgebliebenen. Gedichte. Göttingen, Eilsiker. 1870. Gr. 16. 5 Ngr.

Laube, H. v., Gedichte. Leipzig, Mathes. 1870. 16. 25 Ngr.

Faraday, M., Naturgeschichte einer Kerze. Sechs Vorlesungen für die Jugend aus dem Englischen übertragen von Ludicke. Berlin, Oppenheim. 1870. 8. 20 Ngr.

Fischbach, G., Krieg von 1870. Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg. Straßburg, Treuttel und Würtz. 1870. 8. 20 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

**Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.**

Mit Einleitungen und Worterklärungen.

Herausgegeben von **Karl Goedeke** und **Julius Tittmann.**

Fünfter Band.

**Dichtungen von Hans Sachs.**

Zweiter Theil. Spruchgedichte. Herausgegeben von J. Tittmann.

8. Geh. 1 Thlr. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter dem Titel „Spruchgedichte" gibt dieser Band, im Anschluß an die im vierten Bande enthaltenen „Geistlichen und weltlichen Lieder", eine wohlgeordnete Sammlung der besten Historien, Schwänke, Fabeln, Sprüche und Gespräche von Hans Sachs, mit Worterklärungen und einer literarhistorischen Einleitung. Der Herausgeber war bestrebt, die reiche Fülle der Stoffe und die Mannichfaltigkeit der didaktischen Richtungen, welche der nürnberger Meistersänger poetisch behandelt hat, in richtiger Auswahl hervortreten zu lassen.

Inhalt des 1.—4. Bandes:

**Liederbuch** aus dem sechzehnten Jahrhundert.

**Schauspiele** aus dem sechzehnten Jahrhundert. Erster Theil. (Nikolaus Manuel. Paul Rebhun. Lienhart Kulman. Jakob Funkelin. Sebastian Wild. Petrus Wedel.)

**Schauspiele** aus dem sechzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil. (Bartholomäus Krüger. Jakob Ayrer.)

**Dichtungen von Hans Sachs.** Erster Theil. Geistliche und weltliche Lieder.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

**Die Religion des Geistes.**

Religiöse und philosophische Gedichte

von

**Melchior Meyr.**

8. Geh. 1 Thlr. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Dichtungen des durch seine philosophischen Arbeiten, namentlich aber seine „Erzählungen aus dem Ries" bekannten Schriftstellers beruhen auf so nennen, eigenthümlichen Anschauungen von dem Verhältniß des Menschen zu Gott und stehen auch in der Form so selbständig da, daß sie nicht verstehen werden mehr als gewöhnliche Beachtung zu finden. In einer längern Einleitung entwickelt der Dichter selbst die Ausgangspunkte seines poetischen Schaffens sowie die hohen Ziele, denen er zustrebt.

Ein competenter Beurtheiler äußert in einem münchener Blatte über das Buch: „Rein lyrische Klänge der schneidend, ringenden, im Genuß der Wahrheit beglückten Seele wechseln mit Betrachtungen Gottes, der Natur und Geschichte. Dem Pfaffenthum wie dem geistleugnenden Materialismus tritt der Dichter mit gleicher Entschiedenheit entgegen und erhebt sich und den Leser zu einem Glauben, der sich auf die Wissenschaft und die Lebenserfahrung gründet und in den Wirren und Kämpfen der Zeit die Harmonie der Vollendung ahnen läßt. Wir sehen, wie Religion und Freiheit gut zusammengehen, wenn beide echt sind."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Lehrbücher der deutschen Sprache für Franzosen.**

**Ahn, F.** Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. 8.

Premier cours. 29e édition. 8 Ngr.

Second cours. 16e édition. 10 Ngr.

Troisième cours. 10e édition. 8 Ngr.

Traduction des thèmes français. Premier et second cours. 7e édition. 5 Ngr.

**Ahn, F.** Grammaire allemande théorique et pratique. 3e édition. 8. Geh. 24 Ngr.

**Ahn, F.** L'Allemagne poétique ou choix des meilleures poésies allemandes des deux derniers siècles. Classées par ordre chronologique et précédées d'un aperçu historique de la poésie allemande depuis Haller jusqu'à nos jours. 8. Geh. 1 Thlr. Geh. 1 Thlr. 8 Ngr.

**Belloc, L. de,** De la formation des mots en allemand. Complément indispensable de toute Grammaire allemande. Geh. 8. 16 Ngr.

**Lutgen, B.** Dialogues français et allemands, accompagnés d'une traduction interlinéaire, à l'usage des deux nations. 2e édition, revue et augmentée. 8. Geh. 12 Ngr.

**Sesselmann, B.** Premier livre de lecture, d'écriture et d'instruction allemande à l'usage de la maison et des écoles. 2e édition. 8. Geh. 6 Ngr.

**Sesselmann, B.** Second livre de lecture, de version et d'instruction allemande à l'usage des familles et des écoles françaises pouvant servir de thèmes aux élèves allemands. 2e édition revue et corrigée. 8. Geh. 12 Ngr.

**Deutsch-französische Wörterbücher.**

**Kaltschmidt, J. H.** Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français. — Vollständiges Taschen-Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Siebente Auflage. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 25 Ngr.

**Kaltschmidt, J. H.** Dictionnaire Trésor français-allemand et allemand-français. — Praktisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Zweite Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Erster Theil: Französisch-deutsch. Geh. 24 Ngr.

Zweiter Theil: Deutsch-französisch. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

**Vollständiges Handwörterbuch** der deutschen, französischen und englischen Sprache. Zum Gebrauch der drei Nationen. Neunte, vollständig umgearbeitete und verbesserte Auflage. In drei Abtheilungen. 8. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Erste Abtheilung: Français-allemand-anglais.

Zweite Abtheilung: English, German, and French.

Dritte Abtheilung: Deutsch-französisch-englisch.

**Vorstehende Lehr- und Wörterbücher, allgemein als vorzüglich anerkannt und zum Theil bereits in zahlreichen Auflagen erschienen, sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 2. Februar 1871.



Inhalt: Zur Charakteristik Schelling's. Von Alexander Jung. — Neue dramatische Literatur. Von Rudolf Gottschall. (Schluß.) — Zur Etymologie des Namens Germanen. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Die Benedix-Feier in Leipzig.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Zur Charakteristik Schelling's.

Aus Schelling's Leben. In Briefen. Drei Bände. Leipzig, Hirzel. 1869—70. Gr. 8. 6 Thlr. 22 Ngr.

Es hat in neuerer Zeit wol nie einen Philosophen gegeben, auf dessen Biographie man mit größerer Spannung hinsehen mußte als auf die Schelling's. Natürlich kann mit dieser Behauptung nur dasjenige Publikum gemeint sein, welches gründlich, vielseitig gebildet genug ist, um zu wissen, was alles sich in dem Namen Schelling verewigt, welche Wirkung Schelling ausgeübt hat im vorigen wie im laufenden Jahrhundert. Aber etwas anderes kam noch dazu, was die Erwartung bis auf den höchsten Grad steigerte. Schelling, wie früh und jugendlich schnell, mit welchem Feuer der Begeisterung er sich entwickelte, wie ununterbrochen er seinem Genius vertraute und von seiner Mission überzeugt war, Schelling hatte auch wieder die Eigenheit des Zurückhaltens. Er vermochte es über sich, sogar das wieder zurückzunehmen, was bereits im Drucke begriffen, also für die Oeffentlichkeit von ihm längst bestimmt war, wie z. B. „Die Weltalter". Er konnte verheißen, und dennoch lange und mit aller Besonnenheit verweigern. Er konnte, freilich nachdem sein kühnes Vorgehen längst bekannt, sein Ruhm fest begründet war, nachdem er sich die wärmsten, thätigsten Anhänger und Schüler gewonnen hatte, schweigen, eine lange Reihe von Jahren hindurch schweigen, völlig unbekümmert darüber, daß man sagte, er habe sich verfahren, er sei im Begriff sein früheres System zurückzunehmen, für das neue finde er keinen Ausweg. Briefe von Schelling, oder auch nur vereinzelte Mittheilungen aus seinen Briefen, wurden spärlich bekannt; was aber derartiges in die Oeffentlichkeit kam, zeigte ihn in voller männlicher Kraft; es war entschieden, ablehnend, bisweilen sogar sehr scharf in der Abweisung, oft höchst bedeutend in aller Kürze des Ausspruchs, überraschend im Ausdruck, stets von allem Hergebrachten abweichend, genial, vornehm-sarkastisch. Von seinen Lebensschicksalen wußte man überaus wenig, es müßten denn die ehrenvollen Berufungen sein, die er im Laufe der Zeit von verschiedenen Universitäten her erhielt, mochte er sie annehmen oder nicht. So viel hatte man vielfach erkundet, daß er auf dem Katheder, durch die Macht und künstlerische Art seiner Darstellung, Jüngere und Aeltere begeistere. Von Besuchern bei Schelling wollte sich auch wenig vernehmen lassen, obgleich es doch die Modernen gern haben, wenn auf dem Wege des Kommens und Gehens, aus dem Zwiegespräche mit Berühmtheiten etwas für ihre Neugier abfällt, da man doch wußte, daß Notabilitäten des In- und Auslandes danach geizten, bei Schelling einen momentanen Zutritt zu erhalten. Schelling, schwer zugänglich, schwieg und schwieg fort. Selbst die Franzosen, die allmählich für deutsche Philosophie ein lebhaftes Interesse gewonnen hatten, zerbrachen sich über Schelling's unerklärliches Gebaren den Kopf und hielten vielfach Umfrage, ob denn kein neues Buch von ihm zu erwarten sei.

Wäre das obenangeführte Werk vor mehrern Jahren erschienen, es hätte ein unglaubliches Aufsehen erregt. Es wird auch gegenwärtig vielen höchst erwünscht kommen, denn diejenigen sind noch immer unter uns zahlreich vertreten, die es ermessen, welche schwerwiegende Bedeutung ein Denker behält, der sein ganzes Leben, unter den größten politischen wie anderweitigen Umwälzungen, der Wissenschaft aller Wissenschaften, der Philosophie gewidmet hat. Und dennoch! Wenn wir die Worte des Titels lesen: „Aus Schelling's Leben", so stutzen wir mit Recht und sehen unsere gespannteste Erwartung um einiges herabgestimmt. Das kleine Wort „Aus" bewirkt eine große Enttäuschung. Nun gar noch: „In Briefen!" Auch das will nicht sonderlich munden, denn in und aus Briefen ein Leben Schelling's nothdürftig zusammengesetzt zu sehen, will uns nicht entfernt befriedigen; wir halten es weder Schelling's, noch der Nation, noch der civilisirten Welt für würdig. Eine




Digitized by Google

Biographie Schelling's erwarten wir aus ganzem Stück, in künstlerischer Fassung und Abgeschlossenheit. Zwar ließ sich bald nach Schelling's Tode verlauten, der Sohn desselben, Dekan Friedrich Schelling, werde eine solche verfassen. Wir hatten über diesen das Rühmlichste gehört. Dennoch, wir gestehen es offen, wünschten wir, und gewiß viele mit uns, das Leben eines Philosophen von solcher Tragweite nicht von einem Theologen, sondern von einem Philosophen geschrieben, aus Gründen, für die hier kein Raum ist. Die Berufensten für eine Biographie Schelling's sind unsers Erachtens Johannes Huber und Hubert Beckers, beide in München. Unterdessen müssen wir uns gedulden, bis wir eine vollständige, durch und durch ausgetragene Biographie Schelling's empfangen. Das in Rede stehende Werk enthält nur Fragmente, Vorarbeiten, die sehr dankenswerth sind, aber, wir wiederholen es absichtlich, noch lange nicht genügen, wie denn der Vorredner selbst, G. L. Plitt, Professor der Theologie, das, was er uns bietet, in liebenswürdiger Bescheidenheit „biographische Urkunden" nennt. Es sind Materialien, die den künftigen Biographen sehr bereichern werden, aber nur relativen Werth in Anspruch nehmen dürfen.

Das Werk beginnt mit dem ebenfalls nur biographischen Fragment von Schelling's Sohne. Dieses gewinnt an Mannichfaltigkeit durch Einflechtung von verschiedenartigen kleinern und größern Schriften, zum Theil Aufzeichnungen aus der Knaben- und Jünglingsperiode des künftigen Philosophen, zum Theil mit Briefen untermischt. Das biographische Fragment ist eine solide Arbeit, gründlich durchgeführt ohne jede Effekthascherei. Vielleicht wäre hier und da etwas mehr Lebhaftigkeit zu wünschen. Aber man erhält einen überaus klaren Einblick in die Art, wie der junge Schelling seine Zeit wohl benutzt; er zeichnet sich durch gediegenen Fleiß aus, sein Talent macht sich früh bemerkbar, läßt den künftigen Genius ahnen, er beobachtet viel, ergeht sich gern in Beschreibung von Localitäten und Naturgegenständen; er ist ein musterhafter Sohn, ein fleißiger Schüler, der schnell vorwärts rückt, sodaß seine Lehrer durch solche Frühreife fast in Verlegenheit gerathen. Die gelungensten, schätzenswerthesten Partien des Biographiefragments sind unsers Erachtens die, in welchen der Verfasser die ersten Entpuppungen des gewaltigen Genius in den Erstlingsarbeiten seines Vaters nachweist, dessen Verhältniß zu Kant, dessen Beziehung auf Fichte, dessen bereits durchbrechende Selbständigkeit. Es ist das alles mit so geschickter Hand vom Biographen durchgeführt, daß wir um so mehr bedanern, nicht ein Ganzes vor uns zu haben. Aber auch dem Herausgeber des Werks müssen wir bezeugen, daß er im Spätern in ähnlicher Weise fortfährt, daß er sich streng an die Sache hält, auch nicht ein einziges mal sein subjectiv-theologisches Gutachten abgibt, völlig objectiv darstellt und selbst da, wo nun hintereinander die großen Productionen Schelling's in die Erscheinung treten, vollständig sein Material beherrscht. Auch der minder Unterrichtete erhält durch die vortreffliche Behandlung und Erörterung Plitt's speciellen Einblick in die denkwürdigen Errungenschaften Schelling's, in die kühnen Eroberungen derjenigen Philosophie des ausgezeichneten Denkers, die er später als die negative bezeichnete. Wir sehen die Naturphilosophie vor unsern Augen entstehen, das System des transscendentalen Idealismus, wir ersahren es, welche nach allen Seiten hin befruchtenden Ideen der junge Genius auch in seinen Zeitschriften auswirft.

Ueberaus beachtenswerth ist, daß Schelling sich die reichsten positiven Kenntnisse erwirbt, daß er durch philologische Studien mit Griechen und Römern schon früh vertraut wird, auch den Sprachen des Orients sich zuwendet, daß er anfangs einen Zug zur Theologie verräth, dann aber, gewiß vielen sehr unerwartet wie ungenehm, mit der Orthodoxie bricht und nun ganz der Philosophie und den Naturwissenschaften obliegt, dabei jedoch nie die Kunst vernachlässigt, im Gegentheil, für diese eine besondere Vorliebe hat. Auch wendet er sich nie vom Leben ab, unterhält vielseitige Verbindungen im unmittelbaren Umgang wie im Briefwechsel, scheint aber stets sehr wählerisch in der Freundschaft gewesen zu sein, gegen Feinde tüchtig gewaffnet, in seinem Charakter unbeugsam, immer besähigt die edlern, auserlesenen Geister seiner Zeit herauszuerkennen, sie zu gewinnen, wie sich das an Hölderlin, Hegel, Goethe, Schiller, Steffens u. a. vielfach bewährt.

Um doch eine Stelle aus dem biographischen Bruchstück hier anzuführen, so wählen wir einen Ausspruch Schelling's, der da beweist, daß er bereits über Fichte hinaus war und trotz pantheistischer Anwandlungen, von denen ihn später vor allen Franz von Baader befreite, entschieden auf einen rationellen Theismus zusteuerte. Er sagt:

> Es muß jeder begreifen, daß die Ichheit nicht blos im menschlichen Bewußtsein existirt; denn obgleich Ich, der Mensch, in der ganzen Natur das einzige Wesen bin, welches zu sich sagen kann: Ich bin, so folgt doch nicht daraus, daß ich sagen kann: Ich allein bin. Die Zweideutigkeit liegt darin, daß das Zeitwort sein in dem Ich in der ersten Person gesetzt ist. Diese Zweideutigkeit verschwindet, wenn man sagt: Ich ist. Denn so das Sein ausgedrückt, ist es wol noch einem andern als dem menschlichen Ich möglich zu sein.

Höchst interessant ist wm weitern Schelling's „Aufenthalt in Leipzig" ein sorgfältig ausgeführter Abschnitt. Schon vorher gewähren und Briefe von außerordentlichem Gehalt, wie Schelling's überaus lebhaft durchgeführte Tagebücher, die angenehmste Lektüre. Er ist Hofmeister der beiden Barone von Riedesel geworden, die er nach Leipzig führt, um ihre Studien an der Universität zu leiten und selbst Vorlesungen zu hören. Die Hinreise schon ist trefflich beschrieben; sür Natur und Gesellschaft hat er das empfänglichste Auge, seine Ueberlegenheit über alles, was sich ihm in aristokratischen wie andern Kreisen kundgibt, tritt in eminenter Weise hervor. Auch ein Abstecher nach Potsdam und Berlin wird gemacht. Ueberall sind die Urtheile ans Schelling's Feder voll Mark und Charakter. Wir befinden uns in den Jahren 1796 und 1797. Der Franzosen wird mehrfach erwähnt. Die Nachwirkungen der Revolution, der Krieg werfen mannichfaltige Schlaglichter auf diese Darstellungen.

Geben wir ein Beispiel, wie scharf er beobachtet:

> Kaum waren wir abgestiegen, als schon ein Bedienter vom Hrn. Geheimen Rath von Gatzert (dem Vormunde der Zöglinge) da war und sich nach unserer Ankunft erkundigte. Wir ließen

Digitized by Google

uns auf den folgenden Tag die Erlaubniß anbitten, ihm aufzuwarten. Wir wurden hierauf zum Mittagessen auf den andern Tag gebeten. Der Geheime Rath nahm mich mit sehr vieler Distinction auf. Ich hatte das nicht erwartet, man hatte mir hier gesagt, il a l'orgueil d'un parvenu. Aber mein Ausfall hatte das bewirkt. Er sagte mir selbst nachher, welche gute Begriffe von mir ihm dieser beigebracht habe. Sanderbar, wie diesen Leuten alles, was geschrieben ist, imponirt. Das kommt daher, weil sie blos schwatzen, aber nicht denken lernen. Ueber Tisch waren wir alle heiter. Ich fühlte mich glücklich auf das freie Wesen im Heilbronn. Ich hatte etwas Aehnliches erwartet, aber ich sah bald, daß wir bei einem weiland Bürgerlichen — und bei einem ehemaligen Professor in Göttingen zu Tische seien. Die Frau vom Hause — eine gute, ältliche Dame, die im Reden anstößt, im groben gießner Dialekt spricht und ihre Gäste beinahe zu Tode füttert. Die übrige Gesellschaft — was man Erbärmliches sehen kann. Ich glaube schon öfters bemerkt zu haben, daß ungelehrte Männer gern in Gesellschaft schwacher, einfältiger, geistloser Leute sind. Sie stärken ihre bürgerliche Superiorität in freier Unterredung am Tisch und in Gesellschaft nicht behaupten zu können und erkaufen den Triumph ihres Ansehens gern mit der Langenweile und dem Mitleiden, das ihnen solche Creaturen erregen müssen. Sprach über Tisch Sr. Excellenz ein Wort, so war alles Ohr, noch sperrten sie das Maul und Nase auf, verzogen lächelnd den Mund, und war es geendigt — respectvolles Beifall, durch eine Verbeugung erklärt! Wie ein sonst vernünftiger und wirklich aufgeklärter Mann sich solchen Creaturen gegenüber superiör fühlen kann! Die eine davon war die Figur eines Leibmedicus, die lebendige Aberlaßpistel, die andern zwei Regierungsräthe, von denen einer ungefähr wie Freund Lazarus, als er aus dem Schlaf erwachte, der andere kein lautes Wort hervorbringt, endlich der vierte der Hr. Archivrath, Kassier der jungen Herren von Riedesel, ein Beim, das immer lacht, in seinem Leben wenig Zeit mit Denken verdorben hat und sich dabei recht gescheit und klug fühlt. Alle diese Menschen hatten Hasdegen angeschnallt und den unterthänigen Hut unterm Arm.

Einer der Beweggründe, die Schelling gehabt hatte, die Hofmeisterstelle anzunehmen, war, daß sie ihm Aussicht eröffnete, mit seinen Eleven eine Reise nach Frankreich und England zu unternehmen. In Leipzig haben gewiß die Vorlesungen über Physik und Mathematik von Hindenburg großen Einfluß auf unsern biographischen Helden gehabt. Dieser ganze Aufenthalt in Leipzig ist eine der anmuthigsten, lehrreichsten Partien des ersten Bandes, zugleich ist er von dem bedeutendsten Ertrage für unsern Philosophen, producirt er doch bereits so hochwichtige Werke wie: „Ideen zur Philosophie der Natur", „Von der Weltseele". Ein überaus mannichfaltiger Briefwechsel drängt sich dazwischen und mitten hindurch. Zwei gewichtige Namen: Hegel und Goethe, außer dem Schelling's bezeichnen was der Leser schon hier zu erwarten hat, einen Reichthum des Briefaustausches, welcher freilich im Spätern noch bei weitem übertroffen wird. Eine besondere Auszeichnung verdienen bereits in dieser ersten Abtheilung die Briefe Schelling's des Vaters, wie des Sohnes an seine Aeltern. Die umsichtigste, treinste Fürsorge für das moralische und wissenschaftliche Fortkommen des Sohnes, das zarteste, weiseste Ueberwachen seiner Studien führen dem Vater die Feder, ob er an ihn oder an einflußreiche Männer für ihn schreibt. Der Sohn hinwiederum ist durchdrungen, so oft er, in kleinern und größern Ergüssen, an die Aeltern berichtet, von der edelsten, wärmsten Pietät, von der vertrauenvollsten Offenheit; auch in dessen literarischen Anliegen ist er dem Vater behülflich, und wie eifrig bemüht ist er um die Bildung und den Fortschritt seiner Brüder mit Rath und That, mit Aufopferung und Freudigkeit! An Hegel schreibt Schelling u. a.:

Gewiß, lieber Freund, bist du indeß nicht unthätig gewesen. Ich wartete immer, etwas von den Resultaten deiner Untersuchungen irgendwo zu finden. Oder hast du etwas Größeres unter der Hand, das Zeit fordert, und womit du deine Freunde auch einmal überraschen willst? In der That, ich glaube von dir es fordern zu dürfen, daß du dich auch öffentlich an die gute Sache anschließest. Sie hat indeß mehr Freunde und Vertheidiger bekommen, als ich in meinem letzten Briefe zu hoffen wagte. Es kommt darauf an, daß junge Männer, entschieden alles zu wagen und zu unternehmen, sich vereinigen, um von verschiedenen Seiten her dasselbe Werk zu betreiben — nicht auf einem, sondern auf verschiedenen Wegen dem Ziel entgegenzugehen, überall aber gemeinschaftlich zu handeln übereinkommen, und der Sieg ist gewonnen. Es wird mir alles zu enge hier — in unserm Pfaffen- und Schreiberland. [Er war damals noch in Stuttgart.] Wie froh will ich sein, wenn ich einmal freiere Lüfte athme.

Wahrlich, hier sieht man ein so schönes, heiter zusammengehendes Verhältniß zwischen zwei genialen Denkern, zwischen Schelling und Hegel aufblühen, wie es zwischen Goethe und Schiller bestand, seine höchste Blüte erreichte und die reifsten Früchte zeitigte! Schade, daß jenes zwischen Schelling und Hegel später sich vielfach trübte, wenigstens in zwei Systemen weit auseinanderging. Ein Brief Goethe's an Schelling beschließt das Bisherige und leitet zu einer der denkwürdigsten Epochen unsers Philosophen hinüber. Goethe schreibt von Weimar, 5. Juli 1798: „Ew. Wohlgeboren erhalten hierbei das gnädigste Rescript abschriftlich, das Serenissimus Ihretwegen an die Akademie zu Jena erlassen haben."

Also Aufenthalt in Jena, 1798—1803, wo nunmehr Schelling an der Universität Professor der Philosophie wurde. Wahrlich, es war ein Reigen der bedeutendsten, verschiedenartigsten Geister, in den Schelling jetzt hineinkam und Gefahr lief in die wildeste Bewegung mit fortgerissen zu werden. Auch tanzten viele mit, denen es nur um Verwirrung, nur darum zu thun war, sich selbst in ihren kleinlichen oder gar bedenklichen Absichten geltend zu machen. Hatte sich doch auch die Romantik eingefunden, welche der Classik und Philosophie gefährlich zu werden drohte. Und, um die geniale Begeisterung abzukühlen, den elektrischen Strom, der einem Genius wie Schelling sehr erwünscht sein mußte, zu dämmen, womöglich abzuleiten, hatte die „Allgemeine Literaturzeitung" unter C. G. Schütz und Hufeland, wie vortrefflich sie anfangs war, jetzt alle Hände voll zu thun, um die Arbeit von Nicolai's gesunden Menschenverstand fortzusetzen, um eine matte, seichte, inspide Aufklärung nicht stocken zu lassen. Schelling und alle ihm Ebenbürtigen wollten freilich ein ganz anderes Licht verbreiten. Glücklicherweise stand ihm noch Fichte zur Seite. Trotzdem war Schelling's Aufgabe eine unendlich schwierige. Hatte doch selbst der große Kant ein warnendes Wort gegen die Gefahren der neuen Weltweisheit in das Schütz'sche Organ hinübergesprochen. Dann wurden wieder andere Stimmen laut in der nächsten Nähe, bleibend oder vorübergehend. Schelling hatte Berührungen mit den beiden Schlegel, mit Griesz, Novalis, Paulus, Niethammer, dem Buchhändler Frommann. Auch Ludwig Tieck kam zum Besuch, machte ihn mit Jakob Böhme bekannt. Es ist nicht zu



Digitized by Google

leugnen, Schelling war mancher Gefahr ausgesetzt, zumal durch die Schlegel. Die Romantik hatte Reize für ihn, um nicht blos den Dichter in ihm zu bestimmen, auch den Menschen für andere Bahnen als die bisherigen zu gewinnen. Ohnehin war er von jeher feind allem Philisterthum, er konnte sich einem gewissen Uebermuth momentan hingeben, der Feuerwein der Jugend brauste stark genug in ihm, um dem jungen Titanen die Umkehr manches Bisherigen erwünscht genug zu machen. Schelling's Gedicht: „Epikurisch Glaubensbekenntniß", beweist, wie weit er die Grenzen überschreiten konnte. Da war es denn ein Glück, daß auch Weimar für ihn ein Brennpunkt wurde, daß dorthin zwei Sonnensterne ihn zogen, die wahrlich ebenfalls die kühnsten Bahnen beschrieben, ohne doch je ins Excentrische sich zu verlieren. So sehen wir Schelling, ungeachtet mancher stark romantischen Alteration, seinen Beruf als Denker würdig verfolgen. Ueber seine erste Vorlesung zu Jena berichtet man:

Vor einer zahlreichen Versammlung von Professoren und Studenten betrat er das Katheder.... Er hatte in der Art, wie er erschien, etwas sehr Bestimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die Schläfe traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengefaßt, die Nase etwas aufwärts gewurfen, in den großen klaren Augen lag eine geistig gebietende Macht. Als er zu sprechen anfing, schien er nur wenige Augenblicke befangen. Der Gegenstand seiner Rede war derjenige, der damals seine ganze Seele erfüllte. Er sprach von der Idee einer Naturphilosophie, von der Nothwendigkeit, die Natur aus ihrer Einheit zu fassen; von dem Licht, welches sich über alle Gegenstände werfen würde, wenn man sie aus dem Standpunkte der Einheit der Vernunft zu betrachten wagte.

Die Worte dieses letzten Citats sind von Heinrich Steffens. Die beiden Schlegel brachten jetzt immer schrillere Misstöne in die jenaer Gesellschaft, sie störten sogar das harmonische Zusammenwirken der Docenten an der Universität. Schelling fühlte für Auguste Böhmer, die Tochter der Frau A. W. Schlegel's aus ihrer erster Ehe. Der Partei- und Cliquengeist, die Intriguen, Cabalen grellster Art nahmen mehr und mehr zu. Schon verwünschte Schelling seine Situation in Jena. A. W. von Schlegel, wenn auch nur ab und zu daselbst, zog ihn stets entschiedener an sich, bald auch dessen Frau Karoline. Da starb plötzlich ihre Tochter Auguste. Karoline und Schelling waren untröstlich. Bald trat nun auch die Hinterlist, gepaart mit Verleumdung gröbster Art von seiten des Hofraths Schütz und der „Literaturzeitung" in persönlichen Angriffen hervor. Diese, und das was man dagegen unternahm, ziehen sich durch einen großen Theil der Schelling-Schlegel'schen Briefe hindurch. Die obwaltenden Verhältnisse steigern das Romantische hier bis zu der Verwickelung, daß Schelling, nun ihm Auguste entrissen worden ist, zu Karoline, ihrer Mutter, die innigste Liebe faßt, Schlegel auch nicht das mindeste dagegen hat und in die Scheidung willigt, deren Vollziehung mit aller Ueberlegung und nicht ohne lange dauernde, große Schwierigkeiten endlich erreicht wird, sodaß Karoline und Schelling einander heirathen. Wir bekennen, daß, wenn wir auch alles und jedes erwägen: drei dichterische Naturen, die ebenso anmuthige wie geistreiche Persönlichkeit Karolinens, den gemeinsamen Schmerz um die hingegangene Auguste, die damals freier gewordene Sitte auch in Deutschland nach der ersten französischen Revolution, die auch heute wieder in der Gesellschaft sich kundgebende vorurtheilslose Beurtheilung solcher Beziehungen, wir dennoch daran Anstoß nehmen, daß Schelling sich zu einer derartigen Verbindung verstand. Sage man was man wolle, hier betreffen wir den großen Schelling bei einer nicht kleinen Leichtfertigkeit, die er in späterer Zeit allerdings mehr als wieder gutgemacht hat, aber es ist und bleibt eine Verirrung, eine Uebereilung, die wir mindestens undeutsch nennen müssen, die uns weder an dem Verfasser der „Lucinde" noch an dem Gesellschafter der Frau von Staël überraschen würde, aber an dem Schöpfer der Naturphilosophie stört sie uns, haben wir sie zu rügen. Geht es doch so weit, daß Schelling seinen Besuch mit Karoline, als sie noch nicht seine Gattin war, dem Vater, einem hochachtbaren würdigen Geistlichen, ganz unbefangen ankündigt, obwol er die Ankündigung zufällig nicht ausführt. Beide werden denn auch später im älterlichen Hause vom Vater getraut.

Aber wir nehmen den Faden des Obigen wieder auf. Unterdessen hatte sich Schelling auch wieder weltlicher Auszeichnung zu erfreuen, die Universität Landshut hatte ihn zum Doctor der Medicin gemacht; er selbst war thätig für seinen wissenschaftlichen Ruhm. War er doch hervorgetreten wieder mit so außerordentlichen Werken als: „System des transscendentalen Idealism", „Bruno", „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums". Dieses letztere Buch schon allein zeigt uns Schelling in seiner ganzen Größe. Man sieht aus demselben, daß das Genie vielen Jahrhunderten vorauseilt. Die Ideen, die hier ausgeworfen, die Ideale, die hier den einzelnen Facultäten, Wissenschaften vorgezeichnet werden, sind, ungeachtet der Vortrefflichkeit unserer deutschen Universitäten, noch lange nicht realisirt. Hier ist das wahre Wesen der Universität methodisch, theoretisch und praktisch in Scene gesetzt, unmittelbar vor die Anschauung gerückt; es ist aber das Ganze so hoch gegriffen, in seinen Constructionen und Forderungen so einzig und großartig, daß das Gros unserer bisherigen Studenten und Docenten noch weit hinter der Erfüllung zurückgeblieben ist. Keine Literatur hat ein ähnliches Werk aufzuweisen.*) Und was wirkte in dieser Zeit Schelling noch außerdem in seinen beiden periodischen Schriften!

Wir machen unsere Leser, was die fernern Briefe betrifft, besonders aufmerksam auf die von Schelling, von Steffens, A. W. Schlegel, Goethe, Eschenmayer, Schiller, Röschlaub, Marcus, auf die Schelling'sche Uebersetzung eines Gesangs von Dante.

Der Brief von Steffens enthält viel Wichtiges über Naturwissenschaft. Es bleibt merkwürdig, wie oft die hervorragendsten Geister sich gar nicht ineinander finden können, und zwar eben in dem Grade, als jeder von ihnen ein Original, eine Einzigkeit ist. Die Differenz indessen hat das Gute, daß bei solcher Gelegenheit wirkliche Mängel gestreift werden und dadjenige dem dritten zur Einsicht gebracht wird, wodurch sich die Differenten voneinander unterscheiden, was denn freilich darauf hin-

*) Vgl. das Nähere: „F. W. J. von Schelling und eine Unterredung mit demselben im Jahre 1838 zu München. Von Alexander Jung" (S. 9 fg. Leipzig, Br. Fleischer, 1864).

Digitized by Google

weist, daß kein menschliches Individuum allein genügt, daß die Individuen sich durch sich selbst zu ergänzen haben, um ein Höheres zu gewinnen, als jedes von ihnen allein geben könnte. So äußert sich Steffens über Novalis:

Ich habe Hardenberg kennen gelernt, und soll ich es gestehen, es hat mich nicht so sehr getreut, wie ich geglaubt hatte. Er ist ein geistvoller Mensch; aber er hat mich von neuem davon überzeugt, daß selbst die geistvollsten Menschen unsere Zeitalters wenig Sinn haben für wissenschaftliche strenge Consequenz. Er will nicht eine Urduplicität, sondern einen Urinfinitismus der Natur haben — sowenig versteht er die eigentliche Tendenz der Naturphilosophie. Seine Denkungsart schient mir zu jenem fragmentarischen Wesen, wo man die Natur gleichsam auf witzigen Einfällen zu ertappen sucht und alles nur auf ein regelloses Zusammenhäufen solcher Einfälle hinauskäuft, kurz auf Schlegelianismus her Naturwissenschaft zu führen.

Einen feinen Spürsinn verräth hier Steffens jedenfalls, zumal wenn man sich ein gewisses dolce far niente mancher Behauptungen Friedrich Schlegel's vergegenwärtigt.

Sehr charakteristisch ist auch das, was Steffens, der bekanntlich von Geburt ein Norweger war, an Schelling über die Dänen sagt:

Meine Landsleute [er denkt wol an Skandinavien] sind Abderiten, die strenge Consequenz der Fichte'schen Philosophie würde ihre gemächliche Ruhe stören, und bald würden sie in die Arme des elenden Pädagogen Christiani und des nach elendern Epikuräers Marezoll eilen. Es würde sie im Anfange kitzeln, wenn es hieße — die aufgeklärten Dänen verstehen den allenthalben verfolgten Fichte zu schätzen — aber lange würde es schwerlich dauern; nun könnte vielleicht ein Teufel ihnen zuflüstern, daß Fichte ein Deutscher wäre — und es wäre um ihn geschehen.

Auch Steffens ist Schelling's Bundesgenosse im Kampf gegen die „Allgemeine Literaturzeitung". Was er von der Wirkung der Schelling'schen Transscendentalphilosophie auf ihn sagt, ist ein interessanter Beitrag zu dem Enthusiasmus jener Zeit, die für die Wissenschaft, für die Eroberungen des Geistes zu einem Feuer aufflammen konnte, welches heutzutage nur noch wenige aus sich aufbringen können. Der gewaltige Panegyrikus entschuldigt sogar, daß der überselige Thyrsusschwinger, um sich nur abzukühlen, in den Pantheismus springt, aus dem er sich jedoch wieder herausrettet.

Ausgezeichnet in jeder Hinsicht, ebenso gehaltvoll an Gedanken wie sicher und treffend im Ausdruck sind Eschenmayer's Briefe an Schelling. Es ist sehr zu bedauern, daß Eschenmayer, ungeachtet seines Anlaufs die Mathematik auf philosophische Untersuchungen anzuwenden, für die Wissenschaft später das nicht geleistet hat, was von ihm zu erwarten stand. Es war in ihm Außergewöhnliches angelegt. Auch an ihm kann man ersehen, welch ein gefährliches Gebiet die Mystik ist. Wer die kostbarsten Perlen und edelsten Metalle, welche sie birgt, lösen und heben will, muß wie ein vorsichtiger Taucher, wie ein umsichtiger Bergmann sich vorher schon geschützt haben, sonst ist er verloren. Hat doch auch Schelling sich großen Gefahren ausgesetzt, nachdem er mit Jakob Böhme bekannt geworden war, zumal als er jenen Schatten, den die Erde in die Sonne warf, für ein Phänomen in dieser nahm, als „dunkeln Grund" in Gott. Nur mit den stärksten rationellen Mitteln rettete sich Schelling.*)

Ueberaus charakteristisch ist, was Goethe in dieser Zeit (1800) an Schelling schreibt, indem er seine einzige und doch so empfehlenswerthe Art kundgibt, sich vor philosophischen Systemen, die ein für allemal abschließen wollen, in Acht zu nehmen, dabei aber doch den wahrhaften Gewinn sich nicht entgehen zu lassen, nur sich erst alles zurechtzulegen und zuzusehen wie man dabei in eigener Unabhängigkeit bestehen könne. Da heißt es:

Seitdem ich mich von der hergebrachten Art der Naturforschung losreißen und, wie eine Monade, auf mich selbst zurückgewiesen, in den geistigen Regionen der Wissenschaft umherschweben mußte, habe ich selten hier- oder dorthin einen Zug verspürt; zu Ihrer Lehre ist er entschieden. Ich wünsche eine völlige Vereinigung, die ich durch das Studium Ihrer Schriften, noch lieber durch Ihren persönlichen Umgang, sowie durch Ausbildung meiner Eigenheiten ins Allgemeine, früher oder später, zu bewirken hoffe und die um desto reiner werden muß, je langsamer ich zu verfahren, je gereuer ich meiner eigenen Denkart dabei zu bleiben genöthigt bin. Die Einsicht in das System des transscendentalen Idealismus hat Hr. Doctor Niethammer die Geselligkeit mir zu erleichtern, und so werde ich mir die Deduction des dynamischen Processes immer mehr aneignen können. Alsdann erst wird es Zeit sein, im einzelnen meine Beistimmung oder meine Einwendungen vorzulegen.

Sehr interessant ist der Kampf Schelling's und A. W. Schlegel's gegen Schütz und die „Allgemeine Literaturzeitung" weiter zu verfolgen, der, schon längst in ihrer beiderseitigen Correspondenz eingeleitet, wohlerwogen, nunmehr ein öffentlicher geworden ist. Schelling war von jener Seite her abscheulich behandelt worden und also in vollem Rechte vorzugehen; er besaß auch sonst in derartigen Dingen eine große Umsicht und Gewandtheit. Er wußte sich geltend zu machen, wo es darauf ankam eine größere Wirksamkeit zu erlangen, sein Licht zur Förderung der Wissenschaft auf den rechten Höhepunkt zu stellen. Daß er dabei streng moralisch zu Werke ging, daß er in der Pflichterfüllung auch im kleinsten treu war, beweisen alle Briefe, die hier vorliegen, vom ersten bis zum letzten. Er wußte aber auch von der vollen Diplomatie des Lebens Gebrauch zu machen, dafür zu sorgen daß er nicht von Unbedeutenden, Mittelmäßigen oder gar Elenden verdrängt, übervortheilt würde. Ein Meisterstück solcher streng moralischen, jedoch auch rücksichtslos die Unwürdigkeit aufdeckenden Diplomatie ist Schelling's Brief an den Minister Freiherrn von Zentner, ein Brief, der glänzend darlegt, daß der Verfasser desselben stets in der Lage war sein eigener Sachwalter und Rechtsanwalt sein zu können, wenn er auch, wo er keine Zeit zu derartigen Zwecken hatte, auf den Succurs seines Vaters und Marcus' rechnen konnte. Es handelt sich in diesem denkwürdigen Documente um die Stelle eines ordentlichen, öffentlichen Professors der Naturphilosophie an der Universität zu Würzburg. Schelling übt in diesem Briefe die Kunst aus, ohne aufdringlich oder unbelicat zu sein, sich selbst für jene Professur dringend zu empfehlen, indem er die gehörigen Lichter auf Schütz, dessen Zeitschrift, seine etwaigen oder vielmehr sichern Mitbewerber wirft, auf alle die Ränke und Cabalen, welche sie ausbrüten, und vor allem auch darauf, was unfehlbar aus der so herrlich aufblühenden Universität Würzburg werden müßte, wenn es gewissen Eindringlingen gelänge, sich daselbst niederzulassen, bleibend zu habilitiren. Schon was sie in Jena des Widerwärtigen angerichtet haben, wird in und zwischen den Zeilen nachdrücklich zu erwägen gegeben, und daß es jetzt

*) Vgl. über Mystik: „Geheimniß der Lebenskunst. Von Alexander Jung", I, 191 fg. in „Gedankenkosmos" und „Unterredung mit Schelling" S. 45; Leipzig, Brockhaus).

Digitized by Google

gelte, kräftig und mit Erfolg denen entgegenzuarbeiten, welche dem jüngern Geschlecht, dem neuen Aufschwunge der Wissenschaft sich mit all ihrer Erbärmlichkeit entgegenstellen. Und dieses Schreiben Schelling's an den Minister hatte denn auch den günstigsten Einfluß, Schelling erhielt einen Ruf an die würzburger Universität. Am Ende des ersten Bandes theilt der Berufene die hochwichtige Nachricht in einem Briefe seinen Aeltern mit.

Alexander Jung.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

## Neue dramatische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 5.)

7. Der deutsche Bauernkrieg. Trauerspiel in fünf Acten von Friedrich Karl Schubert. (Universal-Bibliothek. Band 237.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1870. 16. 2 Ngr.

Der Held dieses Trauerspiels, welches durch seinen Titel episch gemahnt, ist Florian Geyer, auch ist seine dramatische Bedeutung durchweg so fest gehalten, daß er dem Stücke wohl den Namen geben konnte; denn nur an wenigen Stellen des Dramas zersplittert sich dasselbe ins Epische, im ganzen bleibt die Führung der Handlung einheitlich und energisch genug, um dem Haupthelden unsern dauernden Antheil zuzuwenden.

Wir sehen ihn im ersten Acte noch in Gemeinschaft mit seinen Standesgenossen, den Rittern, auftreten und des Bauernkanzlers Hippler Tochter vor der frechen Annäherung des Ritters Eustach von Thüngen schützen; er flüchtet sie in den Schutz der Braut dieses Ritters, der stolzen Nichte des Bischofs von Würzburg, Hildegard. Dies Motiv, durch welches die Handlung sich am Hofe des Bischofs weiterspinnt, erscheint mislich, weil schon oberflächliche Menschenkenntniß Florian sagen mußte, daß der Charakter dieser Hildegard sie wenig dazu geeignet macht, ein anderes schönes Mädchen zu beschützen. Dies zeigt sich im zweiten Act so klar, daß die Schutzbefohlene ihre Beschützerin am Schluß bereits ein „fürchterliches Mädchen" nennen kann. Und mit Recht — denn dieser rasche Wechsel der Empfindungen, oder vielmehr der Berechnungen, wie er sich hier enthüllt, kann selbst dem verwegensten Ehrgeiz, und mag er der Liebe noch so fremd sein, nicht zugetraut werden. Mindestens muthet uns der Autor zu viel zu, wenn er alle diese Sprünge einer capriciösen Schönheit in einen einzigen Act zusammendrängt. Hildegard tritt auf als Braut des Ritters Eustach; gleich in den ersten Scenen erfahren wir, daß sie diesen Ritter nicht liebt. Bald darauf macht sie dem Helden des Stücks eine feurige Liebeserklärung, indem sie in jedenfalls ungerechtfertigten Träumen ihn bereits mit der Kaiserkrone geschmückt sieht. Noch ehe indeß der Vorhang des Acts gefallen ist, hat sie ein Einsehen, daß dieser Traum der Kaiserherrlichkeit ein allzu weit aussehender ist, und als ihr Onkel, der Bischof, sich bereit erklärt, sich zum weltlichen Herzog zu machen, ist sie augenblicklich bereit, eine weltliche Herzogin zu werden, in der Ansicht, daß ein Sperling in der Hand besser ist als zwei auf dem Dache. Einen solchen weiblichen Proteus, dessen spätere Anwandlungen von Eifersucht und gelegentliche Liebesbetheuerungen für den schwarzen Ritter wenig glaublich sind, hat Gertrud wol das Recht, ein „fürchterliches Mädchen" zu nennen.

Ritter Florian spielt in dem zweiten Act keine günstige Rolle. Daß Florian sich auf einmal von Liebe zu dieser ehrgeizigen Dame hingerissen fühlt, daß er ausruft:

Wenn Ihr mich liebt, hab' ich Titanenkraft;
Und dennoch darf ich Euer friedlich Leben
Nicht an den ungewissen Ausgang knüpfen.
O wäret Ihr die letzte Bauernmagd
Und ich ein Königssohn, dann wär't Ihr mein.
So aber darf der kleine Ritter nicht
Zu eines Fürsten Nichte sich erheben —

erscheint durch Charakter und Situation wenig begreiflich, auch ist diese Liebe nur ein Strohfeuer, welches zu Ende des Acts schon wieder spurlos ausgebrannt ist. Auch hebt es den Charakter des Ritters nicht, daß er auf eine Intrigue mit eingeht, welche den Zweck hat, ein Zwiegespräch zwischen dem Bischof und dem Pfalzgrafen Kasimir zu belauschen.

Der dritte Act gipfelt in der großen Scene der Adelsversammlung, in welcher die Ritter dem Kaiser Treue schwören, Florian selbst aber allein die Sache der Bauern vertritt und durch Gertrud und seine schwarzen Ritter und Knappen aus der Gewalt des Adels gerettet wird.

Der vierte Act führt uns die bekannten Scenen vor Weinsberg vor, die Ermordung des Ritters Helfenstein, und zeigt uns am Schluß den Helden, der die Bauern wegen dieser Schandthat zur Rede stellt, als Ritter gefährdet in der Mitte der miethtauischen Scharen, und von der eigenen Mutter verflucht, als er selbst seinen Rittermantel abwirft, seinen Adelsbrief in Stücke reißt und sich für einen Bauer und ein Glied des Bundschuhs erklärt.

Der fünfte Act bringt die Katastrophe, die Belagerung von Würzburg und den Untergang von Geyer und Gertrud. Die Composition, deren Schwächen, wie wir gezeigt, im zweiten Act am merklichsten sind, hat im ganzen einen Verlauf, welcher dramatischen Kunstgesetzen gerecht wird. Die Schlußscene des dritten Actes bezeichnet den Höhepunkt der Krisis, diejenige des vierten die Peripetie. Doch die dramatische Ausführung läßt diese wohlentworfenen Contouren nicht überall mit der nöthigen Schärfe hervortreten; sie verzucht dieselben vielfach durch Nebensächliches, und wenn die Hauptgruppe auch im vollen Lichte steht, so fällt dasselbe volle Licht auch auf die Nebengruppen. Hervorragende geschichtliche Charaktere, wie Götz von Berlichingen und Martin Luther, treten mit auf; doch wenn der erste im ganzen nur eine parodistische Rolle spielt, so ist das Auftreten des letztern in den fünften Act verlegt, während wir Episoden von geschichtlicher Bedeutung uns nur in den ersten Acten gefallen lassen, und überdies sehen wir den Reformator hier von einer Seite, die seinen Glanz eher zu verdunkeln vermag. Die

Digitized by Google

Rolle, die er spielt, ist nicht viel besser als diejenige, welche im zweiten Act der „Räuber" dem im Namen der Obrigkeit zur Ergebung auffordernden Pfaffen zugetheilt ist — und überdies eine ebenso resultatlose.

Den Charakteren fehlt oft die innere psychologische Vertiefung; das Werden der Entschlüsse ist nicht immer lebendig; auch kann es dem Autor passiren, daß er einem Junker wie Eustach von Thüngen, der sich im ersten Act als roher Mädchenjäger entpuppt hat, im zweiten tiefsinnige Worte wie die folgenden in den Mund legt:

Du bliebest trotzdem was du bist. Im All
Verlöre sich nach außen deine Seele.
Verirrt im uferlosen Meer des Aethers,
Wo kein gebahnter Weg die Sterne führt,
Entsänke bald dem schwachen Mond die Kraft,
Er riefe flehend nach der Mutter Erde
Und kehrte wenig heim in ihre Nähe.

Gleichwol verdient das Stück als Talentprobe alle Beachtung. Ein sehr ausgebildeter Sinn für den theatralischen Effect, der die Buchdramatik auf der Bühne lebendig zu machen vermag, ist unverkennbar und spricht sich schon im Arrangement der ersten Höhlenscenen aus. In dem Versteckspiel des zweiten Actes grenzen diese scenischen Ueberraschungen aus Komödienhafte. Dagegen sind die Schlußscenen des dritten und vierten Actes mit theatralischem Geschick gestaltet.

Auch die Diction hat eine edle, kräftige Haltung, wenn sie auch nicht immer die gleiche geistige Bedeutung wahrt. Als Probe diene der folgende Dialog:

Bischof.

Denn kein Gesetz, das die Natur verkündet,
Und scheint es noch so hart, ist Tyrannei.
Ein Zweck voll Einheit, höchster Harmonie
Verknüpft die Wesen, die geschieden scheinen,
Und die Nothwendigkeit ist keine Fessel,
Wenn sie Bedingung unsers Daseins ist:
Sonst wäre ja die freie Luft ein Kerker
Und unser Herz nur ein mechanisch Mühlrad,
Ein Unding unser innerstes Gewissen
Und das Gebot der Pflicht ein Fluch der Knechtschaft;
Nichts wäre gut, nichts böse, nichts gemein;
Zum alten Chaos löste sich die Welt,
Die ihrer eignen Ordnung widersprache.

Hildegard.

Nicht friedlich und nicht willig folgt die Welt
Der eisernen Nothwendigkeit Gebot.
In Flut und Ebbe murret laut das Meer
Und folgt gezwungen nur dem Schwung des Festen;
Im Innersten der Erde kocht die Glut
Und sprengt die starre Rinde. Mächtig stellt
Der Felsen der Zerstörung sich entgegen
Und trotzet zürnend den Jahrtausenden;
Es widersteht im hohen Nord das Eis
Dem Sonnenstrahl, wie er auch kost und schmeichelt.
Am meisten aber widerstrebt der Mensch
Und kämpft und sträubt sich gegen die Natur,
Die ihm allein von allen Erdgebornen
Des sichern Tods Bewußtsein gab und höhnisch
Den Wunsch dazu, in Ewigkeit zu leben.

Ebenso der Monolog des Helden im vierten Act:

Wie lacht von weitem doch ein großes Ziel —
Erst scheint es nah, wie das Gebirg, das blau
Und rein vor uns im Sonnenscheine liegt;
Mit frohem Schritt beginnen wir die Wanderung:
Da führt der Weg durch Wald und tiefe Thäler,
Die jede Aussicht hemmen; Sturm und Nacht
Verhüllen uns die Richtung unsrer Reise,
Und ohne Kampfeslust irren wir dahin;
Die mit uns gehn, verwirren unsre Ruhe,
Denn jeder meint, er hat den rechten Weg
Und jeder glaubt, er hat das beste Ziel.
O könnte man so rein durchs Leben gehen,
Wie man als Kind in seine Pforten tritt!
O wäre jede That der Absicht würdig!
Entschwände nie das Ziel vor unsern Blicken!
Ich hab' die Hand in Blut getaucht; zerbrochen
Liegt hinter mir die Brücke des Vergangnen,
Und eine dunkle Macht stürzt in die Zukunft,
Die unbekannte, mich hinein! Ich wanke,
Und zweifelnd blick' ich rückwärts zu dem Ausgang!
War etwa Selbstsucht Quelle meines Handelns?
War's Schmerz und Unmuth der getäuschten Liebe?
Nein, nein! Mein Wille war's, das Schicksal sprach.
War's Zufall, der mir jene Augen zeigte
Mit ihrer dunkeln, zauberhaften Glut,
Die wie ein Traumbild räthselhaft mir strahlten,
Wie ein Geheimniß schwarz, und doch so hell
Wie Morgensonnenschein nach langer Nacht? —
Ich that ihr wehe, wehrte unbewußt
Mich gegen ihres Wesens süßen Reiz,
Bis sie, durch wunderbare Himmelsfügung,
Gerade sie das Leben mir gerettet.
O laß sie mir, mein Gott! Ihr reines Herz
Ist mir der Leitstern dieser finstern Tage.
In ihrer Seele hat nichts Niedres Raum,
Sie denket groß. So lang sie freundlich lächelt,
Bin ich zuversichtlich; — aus des Zweifels Schatten
Erhebt sich siegreich meines Lebens Ziel;
Ich fühle, daß mein Streben redlich ist,
Daß meine Mittel nöthig sind dem Zweck!

Das Stück würde bei einer Aufführung, bei welcher psychologische Mängel über dem scenischen Effectvollen leicht übersehen werden, vielleicht Erfolg haben.

8. Olympias. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Marx. (Universal-Bibliothek. Band 231.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1870. 16. 2 Ngr.
9. Jacobäa von Baiern. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Marx. (Universal-Bibliothek. Band 158.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1870. 16. 2 Ngr.

Von der Aufführung in Gratz her wurde „Olympias" von Friedrich Marx (Nr. 8) vielfach und warm gerühmt, und in der That hat dies Trauerspiel dichterische und dramatische Vorzüge, welche dasselbe hoch über die Alltagsdramatik erheben; es ist edler Schwung und große Haltung in demselben, ohne daß Marmorstarrheit und Marmorkälte die Helden und Heldinnen auf das Piedestal einer misverstandenen Antike stellt; ja einige der bedeutendsten Situationen sind mit dramatischem Leben ausgeführt.

Gleichwol wird der Stoff immer etwas Fremdartiges für uns haben. Wenn das Alterthum überhaupt auf unsern Bühnen nie heimisch werden wird, so ist gerade die Epoche, in welcher diese Tragödie spielt, eine der ungünstigsten und verworrensten der griechischen Geschichte — das Zeitalter der Diadochen, die Zeit nach dem Tode Alexander's, welche Arthidäus in dem Stücke selbst sehr treffend mit folgenden Worten zeichnet:

Du Königsblüte der Hellenenwelt,
Befruchtet hat dich Asiens Schas empfangen,
Der Blitz erloscht, der Babylon erhellt.
Nun wird es Nacht, nun häufen sich die Schlangen!
Nun zerren tell an deines Purpurs Stücken

Digitized by Google

Argslstige Satrapen, wüth'ge Weiber,
Und in das Chaos bricht die Welt zusammen!

Olympias, die Mutter Alexander's, sucht das Kind des großen Herrschers gegen die Angriffe der Generale, eines Arrhidäus von Epirus, den sie besiegt, eines Kassander, dem sie am Schluß unterliegt, zu beschützen, und in dem Kinde schützt sie zugleich das Unterpfand eigener Herrschsucht und die Bürgschaft, daß Alexander's Gedanke von einem Weltreich, der auch ihre Seele erfüllt, verwirklicht werde. Diesen innersten Kern ihres Strebens, dem sie grausam blutige Opfer geweiht hat, spricht sie in ihrem letzten prächtigen Monolog aus:

Vorhin, in der Waldesöde, sah
Den Traum ich meiner Hochzeitsnacht erfüllt —
Den Blitz, der, sich nach meinem Schoße schlängelnd,
Den ganzen Erdenkreis in Flammen setzte.
Ja, in der Scythensteppe leuchtete
Der Flammenschein, am heil'gen Gangesstrom,
Im Palmenhain des Ammonstempels wieder!
Da stürzten mit den Thronen auch die Schranken,
Die Ost und West, Barbar und Griechen schieden,
Und nicht blos Brudervölker gab es — nein,
Ein einzig Volk von Brüdern auf der Erde!
(Die Sonne geht auf.)
Was aber Alexander irrend strebte,
Wofür ich meine Hand mit Blut befleckt
Und reuig nun mein Haupt zur Sühne trage,
Das war — ein neues Weltreich zu begründen,
Wie es vor ihm die Erde nimmer sah!
Es sollte ja das ungerechte Leben,
Der Völker allgemeine Wohlfahrt nicht
Im Solde eines einzelnen verbluten,
Und an des Weltdespoten Throne nicht
Der jungen Freiheit Siegeslied verstummen,
Das er zuerst in Asien angestimmt!
(Pause.)
Das Lied war aus, die Saite riß entzwei,
Und keine Hand vermag sie mehr zu knüpfen!
Doch lauscht' ich in die Zukunft nun, so klingt
Ein herzerquickend Echo mir herauf!
Wie Wellen in dem Ocean, so drängen
Die Völker sich, und jede Völkerwelle
Singt meines Sohnes, Alexander's Ruhm!
(Begeistert.)
So lang ein König noch die Krone trägt,
So lang noch Männer wo zum Schwerte greifen,
So lang ein frisches Heldenlied erfreut,
Erschallt des Sohnes Preis, den ich geboren!
Es wird der Held der fernsten Zeiten sich
In Alexander's Züge kleiden müssen,
Und doch verzweifeln, je ihn zu erreichen!
Was willst du, Mutterherz, was willst du mehr?
Ein würd'ger Tod ist dir vergönnt, so bricht!
Die Sonne steigt, und forschend blickt aus Pella
Kassander's Aug' nach dieser Burg herüber,
Ob mich der Pfeil schon traf, den er versandte.

Mit den Härten und der tyrannischen Gewaltsamkeit der Heldin sucht uns dieser Monolog, indem er das großartige Ziel ihres Strebens hinstellt, auszusöhnen; freilich erscheint diese Olympias dem geschichtlichen Urbild nicht entsprechend, denn in der Geschichte haben wir es mit einer blutbefleckten Gattenmörderin zu thun.

Von glänzender dramatischer Bedeutung und Wirkung sind namentlich zwei Situationen des Stücks: die erste, in welcher Olympias sich in das Lager der Feinde begibt mit Alexander's Sohn und durch die Hoheit ihres Wesens und die Gewalt des großen Namens den Widerstand bricht; die andere, in welcher Arrhidäus und Eurydice im Kerker ermordet werden. Diese letzte Scene, die Schlußscene des dritten Actes, ist, was die poetische und dramatische Ausführung betrifft, eines bedeutenden Dichters würdig.

Die beiden letzten Acte stehen in der Wirkung zurück; die zersplitterte Führung der Gegnerschaft, die in der verworrenen Zeit der Diadochen immer von einem General auf den andern übergeht, schwächt die Theilnahme ab. Siegreich gegen Arrhidäus unterliegt Olympias dann dem Kassander; es ist dies der epische Verlauf der Historie. Auch ist die contrastirende Gruppirung der Frauencharaktere nicht zu künstlerischer Harmonie durchgebildet; das volle Licht des Dramas fällt auf die stolzen Heroinen, einer Olympias tritt eine noch amazonenhaft kühnere Eurydice entgegen, während Thessalonike und Roxane, die Vertreterinnen sanfterer Weiblichkeit, kein gleiches Gegengewicht in die Wagschale legen.

Der Stil der Tragödie hat tragische Energie und Größe, das os magna sonaturum, ohne welches sich kein hervorragender Tragöde denken läßt. Viele Situationen sind in demselben markigen Lapidarstil geschrieben, der die Schlußworte kennzeichnet:

Halb Furie, halb Göttin liegt sie da,
Die Sonne leuchtet einer neuen Welt,
Es fiel die letzte vom Geschlecht der Riesen.

„Jacobäa von Baiern" (Nr. 9) ist eine bei weitem schwächere dramatische Arbeit, welche an zwei Grundfehlern leidet. Einmal überwuchert die historische Haupt- und Staatsaction, der Parteienkampf der Hoeks und Kabeljaws, die Kriege gegen die Burgunder u. s. f., mit einer Fülle nicht vollständig geklärten Beiwerks so den ethischen, dichterisch werthvollen Grundgedanken des Stücks, den Sieg der Liebe über die Herrschsucht, daß derselbe sich erst am Schluß unter dieser erdrückenden Stoffülle herauswinden kann. Dann aber fehlt der Heldin zur Trägerin des Grundgedankens jene Jungfräulichkeit, ohne welche das Thema einen großen Theil seines Interesses einbüßt. Eine Frau, die bereits drei Männer hinter sich hat, von denen der letzte sich während des Stücks und hinter der Scene von ihr lossagt, ohne daß wir seine persönliche Bekanntschaft machen, darf bei einem neuen Liebeshandel auf unsere Theilnahme nicht rechnen; wir gönnen der Bielerfahrenen den vierten Mann, ohne dieser Ehe ein günstiges Horoskop zu stellen.

Jacobäa von Baiern, die regierende Gräfin in Holland, ist übrigens nicht mit der von Kugler u. a. dramatisirten Jacobäa, der Herzogin von Jülich, zu verwechseln, welche eine nicht minder vielliebende Amazone war und wegen ihres wüsten Lebens sogar bei Kaiser und Reich verklagt, doch noch vor Entscheidung des Processes eines Tags erdrosselt in ihrem Bette gefunden wurde. Diese Jacobäa machte das 16. Jahrhundert unsicher; die unserige das funfzehnte.

An theatralischem Leben, an Volks- und Kampfscenen, an genrebildlichen Gruppirungen, wie in der Idylle des dritten Actes, fehlt es in dem Stücke nicht; doch das psychologische und ethische Moment, auf welches der Grundplan gebaut ist, wird gerade durch diese theatralische Aeußerlichkeit zu sehr verdunkelt. Freilich das Talent

Digitized by Google

des Dichters verleugnet sich auch in diesem Stücke nicht; die Schlußscene mag dies beweisen. Philipp von Burgund hat Frank von Borselles, den Geliebten der Jacobäa, zum Tode verurtheilt; nur wenn sie die Krone aufgibt, wird er begnadigt:

### Fünfte Scene.

Der Vorhang in der Mitte der Decoration öffnet sich; man sieht im Schloßhofe den Thron Philipp's schwarz ausgeschlagen. Jacobäa entsetzt taumelt zurück und begleitet, was folgt, im Vordergrunde mit Geberden. Philipp und sein Gefolge nimmt die bereiteten Plätze ein. Während des Läutens der Armensünderglocke in Absätzen fortdauert, bewegt sich Frank unter Bedeckung von Bogenschützen und Lanzenknechten aus dem Hintergrunde bis zum Schaffot, das dem Zuschauer nur wenig sichtbar ist und von Soldaten umstellt wird. Voll erfüllt alle Räume des Schloßhofs. Philipp, Frank; später Jacobäa, Margareth, Dynter, Bertha, Bredevode.

**Philipp.**
Bekenne deine Schuld und rette dich!

**Frank** (am Fuße des Schaffots).
Ist es Verrath, sein Vaterland zu lieben,
Ja, so gesteh' ich freudig meine Schuld,
Und so beklag' ich, daß wir keine Herrschaft
Nicht also wegefegt, wie Frühlingshauch
Der Ströme Eis zum hohen Meer entführt!
Holland zerriß Parteiwuth! Deine Ruthe,
Die schwer es züchtigt, heilt die Wunden nimmer,
Wie Jacobäa's milde Frauenhand!
Sei menschlich, wenn du kannst! Heut oder morgen,
Vielleicht erst über Jahr und Tag, — vielleicht
Erst über ein Jahrhundert wird die Saat,
Die du durch Henker streust, in Halmen stehn.
Dann rafft das Land, ein eing'ger Riesenleib,
Aus hundertjähr'gem Schlummer sich empor.
Der Edeln blut'ge Häupter sind die Rosen,
Die trauernd es zum Siegeskranze reicht.
Du nimmst sein Gold? . . Es trinkt aus Holzpokalen!
Zerbricht sein Schwert? . . Es greift zum Bettelstab
Und treibt damit die Unterdrücker aus!

**Philipp** (sich erhebend).
Was sein wird, sieh, das ficht mich wenig an;
Was ich gewann, das will auch ich behaupten,
Und keine Hölle reißt es wieder los!
Du aber denk an dich! Bekenne nur —
Das Vaterland, von dem du schwatzest, war
Nur deiner Fürstin frech erschlichne Gunst?

**Frank.**
Die Schranke fällt, die Menschenhand gezogen,
Des Grabes Odem weht mich an, und so
Gesteh' ich freudig ein, daß ich sie liebte
Mit aller Innigkeit der Seele, wie
Die Heimat nur, die Freiheit und mein Volk!
Der Glaube an des Vaterlandes Heil,
Die Hoffnung auch der nahen schönern Zeit,
Sie trugen Jacobäa's theure Züge,
Und Seelenhoheit, Lieb' und hohe Trauer
In ihren Augen wohnen sie allein!
So muß der Engel blicken, der mir dort
Die Wohnungen der Freude öffnen soll.
Des Lebens Geist ist sie, wie du des Todes,
Der liebe Genius, wie du des Hasses Dämon!
Was sie als Herrscherin verbrach, das hat
Als liebend Weib die Himmlische gebüßt!
Was mir das Leben theuer macht, es grüßt
Mich nur aus ihrem Angesicht! Darum —
Weil hier mein Aug' sie doch vergebens sucht,
Die Binde vor, daß sie dem Aug' des Geistes
In ihrer ganzen Schönheit nun erscheine

1871. 6.

Und, mich geleitend auf der kurzen Flucht,
Im Paradies sich ewig mir vereine!
(Schreitet die Stufen des Schaffots hinan. Wie nun angenommen werden kann, daß er auf demselben zum Todesstreiche niederkniet, stutzt Jacobäa hinaus und führt Frank rasch vom Hochgericht hinweg in die Mitte der Bogenöffnung, nachdem sie ihm das weiße Tuch von den Augen hinweggenommen hat.)

**Frank** (vor ihr niedersinkend).
O himmlisches Erwachen — bist du schön —
Verklärter Geist — wie, kamst du mir — zuvor?

**Jacobäa** (ihn erhebend).
Erwach', mein Frank, das alles war ein Traum!
Ich bin dein Weib!

**Frank.**
Ja, dies allein sei wahr!
(Lange stürmische Umarmung.)

**Jacobäa.**
In Glück und Gram dein treu verbunden Weib!

**Frank.**
Du bist mein Weib und trägst die Krone? — Nein!
O leg' sie ab, daß nicht der Traum entschwinde!

**Jacobäa.**
Zum letzten mal als Fürstin steh' ich hier.
Und ehrlich mach' ich dich durch meine Hand,
Den Henkers Arm berühret! Nun leg' ich ab
Der Krone hohlen Prunk! Es hebt der Mann
Dort mit dem Tigerherzen das Juwel
Selbst aus dem Blut des Hochgerichtes auf.
Als liebend Weib nun führ' ich dich hinweg, —
Du sollst der letzte nicht in Holland sein,
Denn ob mein Diadem zerbrach, so schmückt
Uns unvergänglich doch der Liebe Krone!
(Ergreifen, Frank sinkt vor Jacobäa auf's Knie, Bertha und Bredevoede eilen, die Fürstin zu umarmen, derbei, während Philipp mit Margareth und Dynter im Hintergrunde bleibt. Große Gruppe.)

10. **Jakob Molay.** Ein Drama in fünf Acten von Ludwig Rüden. (Universal-Bibliothek. Band 133.) Leipzig, Pfl. Reclam jun. 1870. 16. 2 Ngr.

Der Untergang des Templerordens gehört jedenfalls zu den tragischen Vorgängen der Geschichte; aber er ist schwer dramatisch in fesselnde und spannende Handlung umzusetzen. So ist denn auch das vorliegende Stück nicht viel mehr als eine Haupt- und Staatsaction, welche uns den Helden und sein Geschick menschlich nicht näher zu bringen vermag. Wir sehen das Bündniß des hinterlistigen und gewaltthätigen Königs Philipp mit dem von ihm abhängigen Papst Clemens, der ihm, ehe er durch seine Hülfe Papst geworden, auf die Hostie geschworen hat, fünf Punkte zu erfüllen, von denen die beiden letzten geheim bleiben; der eine ist Vernichtung des Templerordens.

Doch die Motive dieser ganzen Handlungsweise sind nicht mit ausreichender dramatischer Tiefe aus den Charakteren herausgearbeitet; sie bewegen sich mehr auf der Oberfläche. Wohl nimmt hier und dort der Autor den Anlauf zu schärferer Charakteristik; doch es bleibt bei einzelnen Zügen, es ist alles historische Cranonskizze. Jakob Molay besitzt nicht die Größe und den Schwung, die uns für sein Streben erwärmen und hinreißen könnten; er ist überhaupt mehr das Opfer einer Intrigue als ein energisch ringender Held. Die Begeisterung für ein Dogma genügt nicht in der Tragödie; wir



Digitized by Google

wollen mitstreben mit dem Helden nach einem bestimmten Ziele.

Mit dem Geheimcultus des Ordens weiß Rüben bei weitem nicht die Wirkungen zu erzielen, wie Zacharias Werner in seinen „Söhnen des Thals". Diese in Gold- und Rosenlicht getauchte Romantik, dies phantastische Gewölk, das sich um die untergehende Sonne thürmt, paßt als Decoration für den untergehenden Orden. Eine derartige Schwärmerei und Schwelgerei in überschwenglicher Lyrik mag sich oft an dem guten Geschmack versündigen; aber sie versetzt uns in eine empfängliche Stimmung, in welcher wir das unheimlich Große in den Mysterien des Ordens theilnehmend aufzufassen geneigt sind. Auch hat Zacharias Werner durch den Reiz seiner Erfindungen die Satzungen des Ordens zu beleben verstanden. Seine „Söhne des Thals" sind eine oft von wirrer und bunter Romantik angekränkelte, aber jedenfalls großartige Dichtung.

Die „Historiet" von Rüben ist zu nüchtern, um uns zu fesseln. Einzelne Scenen sind nicht ohne dramatische Kraft, aber das Ganze verliert sich ohne streng fortschreitende Führung der Handlung ins Skizzenhafte. Die Diction ist nicht ohne Nerv, doch hart, schroff, ohne zündendes Feuer. Das folgende Zwiegespräch zwischen Molay und dem Prior im letzten Act, eins der wärmsten im Stück, mag dies beweisen:

Prior.

Laßt nicht in Trübsinn Eure Seele sinken
O Molay, heute werden wir befreit.
Der Uhuruf, der so verschieden tönt,
Dient als die Sprache, die von unsern Brüdern
In dies Gefängniß dringt. Die That des Königs
Rief von dem Scheiterhaufen ein Entsetzen
Im ganzen Frankreich wach. Aus allen Ländern
Sind Templer nah, das Volk zum Kampf zu führen.
Die Fahne mit dem rothen Kreuze weht
Bald über unserm Helm, der Templerorden
Gebietet, setzt den König Frankreichs ab,
Ruft ein Concil, das über Clemens richtet.
Und Philipp ist dann hier an unsrer Stelle.

Molay.

Wir suchten für den Templerorden Macht
Und Herrschaft zu begründen, fern vom Lande,
Wo seine Helden gleich den Cedern sproßten
Und, hingesunken zwar vorm Schwert der Feinde,
Im Ruhm des Ordens leuchten gleich den Sternen,
Die auf den Libanon herniederschaun.
Was wir begonnen und vollbringen wollten
War nicht des Ordens großer Zweck geweiht.

Prior.

Das Blut der Templer ward im Morgenland
Umsonst vergossen. Wo einst Baldwin
Ein Reich gegründet, herrscht der Sarazen.
Die Freiheit aller Völker sproßt im Orden
Der Templer auf. Wenn jenes Volk im Osten
Nicht werth der Freiheit ist, soll sie in Frankreich,
Das uns geboren, gegen Tyrannei
Gewaffnet stehn. „Ich mach' euch frei", sprach der,
Der bei des Volkes Hosiannaruf
Als König einzog in Jerusalem.

Molay.

Der, dessen blutgefärbtes Kreuz wir tragen.

Prior.

Er sprach: „Kommt her zu mir, die ihr beladen,
Ich nehm' von euch die Ketten." Mit dem Schwert
Befreiten wir die Wege, daß die Pilger
Aus allen Ländern zu ihm hingelangten,
Die Freiheit zu empfangen. Wir wir sie
Zu seinem Tempel führten, leiten wir
Sie wieder heimwärts und sind stets bereit,
Die Freiheit mit dem Templerschwert zu schützen.

Molay.

Das ist die Freiheit nicht, für die am Kreuze
Der Sohn des Menschen starb und Gottes Sohn.
Das Volk der Juden, welches unterjocht war
Von Römerherrschaft, nannt' ihn seinen König
Und hätt' auf seinen Wink die Palmenzweige
Vertauscht mit jenen Waffen, die es bald
Nach seinem Tode gegen Titus trug.
Er wollt' es nicht. Der Tempel von Granit
Sank vor der Römer Macht; der Tempel aber,
Den Er zerstörte, um nach dreien Tagen
Verklärt ihn wieder aufzubauen, steht
Für alle Zeit. Der ist des Ordens Tempel! —
Zu Gottes Geist die Freiheit! Frei die Völker,
Wenn sie zur Macht des Geistes sich erheben.
Im Kerker auch, so wie sie uns befreit,
Renn' ich mich frei. Dagegen liegt gefesselt
Durch seiner Herrschsucht Wahn auf seinem Thron
Der blutbefleckte Philipp; und es geht
Durch seines Hauses lömgliche Hallen
Ein Geist, der körperlos ihn beben macht
Und der bald Harm, Gefahr und Macht gewinnt.
Das ist der Geist, der aus dem Tempel schreitet,
In dem das rothe Kreuz auf weißen Mänteln,
Der Reinheit unentweihtes Zeichen, prangt.
Von allen Kronen, die auf Erden sind,
Ist keine größer als die Dornenkrone,
Die auf dem Haupt des Königs lag von Juda,
Als er am Kreuz hing. Könnt Ihr als die wahre,
Die einz'ge nicht die Märtyrkron' erkennen,
So lasset hinter Euch des Tempels Pforten.

11. Dramatische Dichtungen von Karl Robert. Tristan und Isolde. David und Bathseba. Berlin, W. Müller. 1870. 16. 1 Thlr.

Unter dem Pseudonym Karl Robert verbirgt sich ein hervorragender philosophischer Schriftsteller, der sich in jüngster Zeit auf diesem Gebiete einen Namen gemacht hat. Jedenfalls ist es von Interesse, einen so geistreichen Denker auch als dramatischen Dichter kennen zu lernen. Daß wir es mit einem Philosophen zu thun haben, beweist gleich das trefflich geschriebene Vorwort: „Ueber ältere und moderne Tragödienstoffe"; eine Abhandlung, die zum Theil an unsere Adresse gerichtet ist. Gleich am Anfang derselben sagt der Verfasser:

Es bedarf der gegenwärtig maßgebenden Kritik gegenüber eines Wortes der Entschuldigung, wenn ein Dichter es wagt, Stoffe, die älter als etwa zweihundert Jahre sind, der dramatischen Bearbeitung zu unterwerfen. Wenn ich die Forderung eines modernen Stoffs für unerläßlich bei der Komödie, für ganz natürlich und berechtigt bei dem bürgerlichen Schauspiel erachte, so scheint sie mir bei dem ernsten Drama, welches seine Gestalten aus den Spitzen der Gesellschaft, aus mehr oder minder historischer Sphäre wählt, mit weitumfassenden Bedenken verknüpft. Unbedingt zugestehen ist es wol, daß die Behandlung der Fabel und der psychologischen Entwickelung eine moderne sein muß, d. h. daß sie auf streng realistischer Basis nur mit solchen Motiven operirt, welche das moderne Bewußtsein gelten läßt, und ihre Personen nur so von derselben afficirt werden läßt, wie das moderne Bewußtsein empfindet, daß es unter gleichen Umständen afficirt werden würde. Es ergibt sich aus diesem Grundsatz, daß eine Menge antiker und mittelalterlicher Stoffe in der That für die Bühne der Gegenwart

Digitized by Google

unbrauchbar sind, aber nicht weil sie antik sind, sondern weil sie Motive enthalten, welche das moderne Bewußtsein nicht mehr gelten läßt, oder Gefühlserregungen auf Grund dieser Motive, welche das moderne Bewußtsein zwar in abstracto historisch gelten lassen muß, aber in concreto nachzuempfinden nicht mehr im Stande ist. Vermag ein Dichter solchen Stoff von solchen unstatthaften Motiven zu befreien, so steht seiner Benutzung nichts mehr im Wege, wenn das, was übrigbleibt, alsdann noch ein poetisch und dramatisch wirksamer Stoff ist; aber freilich ist die Möglichkeit eines solchen Läuterungsprocesses im gegebenen Fall nur durch den gelungenen Versuch zu erweisen. In die Bekämpfung solcher Stoffe, wo diese Möglichkeit noch nicht durch die That erweisbar ist, werde ich immer einstimmen und hoffe das Gegengewicht des Modernen, welches das junge Deutschland seinerzeit der unwahren romantischen Schablone entgegenstellte und noch heutzutage der unermüdlich wiederkehrenden Bearbeitung unmoderner antiker Stoffe entgegenstellt, für höchst verdienstlich; — es fragt sich aber, ob diese Kritik nicht ihr Ziel überfliegt, wenn sie alle antiken Stoffe als solche von der modernen Bühne verbannt wissen will.

Diese Zugeständnisse an das von uns verfochtene Princip der Wahl moderner Stoffe wird indeß im weitern Verlauf der Abhandlung wieder aufgehoben. Die mimische Repräsentation, vor allem aber die Bereicherung und Verfeinerung des modernen Gefühlslebens geben dem Autor Veranlassung, sich gegen moderne Stoffe zu erklären, weil ihnen die für ein einheitliches Kunstwerk unerläßliche Einfachheit fehle. Hierzu komme die Ueberladung mit Gedankenbeiwerk; dem modernen Leben fehlten überhaupt die Consticte ersten Rangs. Hierauf folgen die beliebten Declamationen der akademischen Schule über politische Tendenzmotive, die späte Objectivirung der geschichtlichen Stoffe in unserer Zeit. Wer durchaus modernen Inhalt für die Dichtung der Gegenwart fordere, müsse die Tragödie für eine historisch antiquirte Form halten, an deren Stelle der Roman zu treten habe.

Alle diese Gründe haben nichts Ueberzeugendes; sie beruhen zum Theil auf unhaltbaren Anschauungen über das Wesen des Dramas. Es heißt ja das Drama zur „Geistlosigkeit" verurtheilen, wenn man es nur auf Consticte des Gefühls beschränken will. Da ist nur noch ein Schritt weiter bis zum Kunstwerk der Zukunft und der Anschauung Richard Wagner's, daß alles, was nicht werth ist gesungen zu werden, auch nicht werth sei, gedichtet zu werden. In der That erinnern alle diese Deductionen an ähnliche Parallelstellen in Wagner's Werken. Eine Poesie, welche eine geistig reiche Zeit arm machen will, um sich zur Geltung zu bringen, müßte doch mit einem unheilbaren organischen Fehler behaftet sein. Die Ueberladung mit Gedankenbeiwerk soll störend sein? Wohl, so streiche man vor allem Shakspeare's „Hamlet" aus der Reihe der echten Tragödien und führe uns dafür die alten Oresten vor. Geist- und Gedankenreichthum ist der unsterbliche Vorzug dieses Dramas und das, was uns moderne Menschen an demselben anzieht. Die Handlung, auf ihre nackte Formel gebracht oder mit antiker Einfachheit vorgeführt, würde uns sehr kalt lassen. Der Autor sagt an einer andern Stelle:

> Das Gefühlsleben roher Zeiten ist eng umgrenzt, aber eben deshalb tief innig und concentrirt; es dominirt entschieden über das Verstandesleben und ist deshalb wortarm, aber thatkräftig. Das moderne Gefühlsleben ist mannichfaltig, aber zersplittert, vom Verstandesleben dominirt und deshalb abstract in der Sprache. Die Poesie braucht überwiegenden Gefühlsleben und concrete Anschaulichkeit der Sprache, das Drama insbesondere braucht Concentration und wortarme, thatkräftige Handlung; deshalb sind speciell für das Drama ältere Stoffe im allgemeinen günstiger als moderne.

Wo sind denn die großen „wortarmen" Dramatiker? Etwa Aeschylus, Sophokles, Euripides, die den ganzen Reichthum griechischer Sprache in ihrem Dialog, in ihren Chorgesängen entfalteten? Etwa Shakspeare, dessen Historien von „getrennten Leitartikeln", nach der Ansicht dieser Theorie, wimmeln, der über eine glänzende, großartige Beredsamkeit des Affects und der Leidenschaft gebietet? Etwa Schiller, der seine großen Wirkungen auf die Nation solcher Eloquenz, dem Zauber des Worts, der Fülle der Gedanken verdankt? Wo sind sie denn, die Vorbilder für diese Theorien unter den Unsterblichen der dramatischen Walhalla? Hegel sagt, daß der Dramatiker sein Pathos explociren müsse; Goethe sagt, daß, wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, dem Dichter ein Gott gibt, zu sagen was er leide. Das sind keine großen Dichter, welche nicht über diese Inspirationen gebieten; das sind keine großen Dramatiker, welche nicht den Feuerstrom des Affects und der Leidenschaft mächtig und voll einherfluten lassen. Eine wortarme Dramatik bringt es nur zur Skizze — es kommt nur darauf an, daß das Wort der hinreißende Ausdruck der Situation ist. Will man nur das Leben abschreiben, nicht durch den Geist der Schönheit verklären, so ist alle Dichtung überflüssig. Wozu schreibt man dann überhaupt noch ein Drama in Versen?

Consticte ersten Rangs gibt es in allen Zeiten; die in der modernen liegen der Sitte, der Cultur, den Gedankenkreisen der Nation am nächsten. Karl Robert denkt zunächst bei modernen Stoffen an das Rührstück und Kameliendamen-Schauspiel; doch die historisch-tragischen Stoffe des Alterthums wiederholen sich auch in unserer Zeit. Es ist eine ganz willkürliche Behauptung, daß sich im Alterthum die Stoffe rascher „objectivirten", blos um den Einwand zu beseitigen, den „die Perser" des Aeschylus, ein damals zeitgeschichtliches Stück, gegen die irrige dramaturgische Theorie an die Hand geben; es ist ebenso irrig, zu behaupten, daß die Französische Revolution viel zu innig in die Parteigruppirungen der Gegenwart hineingreife, als daß es bisjetzt möglich gewesen wäre diese Schätze für die Bühne zu verwerthen. Nur äußere Rücksichten, die mit dem Wesen der dramatischen Kunst nichts zu thun haben, stehen diesen Stoffen entgegen, sowie vielfach der Entwickelung moderner Kunst. „Politische Tendenzmotive" — das ist eine der wohlfeilsten Anklagen gegen zeitgemäße Dichtung; es gibt schlechte Tendenzstücke mit aufgeklebten Phrasen, die solcher Anklage verfallen. Dann trägt aber blos der Talentmangel des Dichters die Schuld. Dramen, die von echter Begeisterung für das öffentliche Leben oder den nationalen Aufschwung durchdrungen sind, darf man deshalb nicht politischer Tendenzhascherei beschuldigen. Alle diese Bestrebungen könnten nur dazu führen, die Bühne zu geistigem Tode zu verurtheilen.

Wir kommen also, obwol wir für die Dichtung der Gegenwart den modernen Inhalt fordern, keineswegs zu



Digitized by Google

dem Resultat, daß die Tragödie eine historisch antiquirte Kunstform sei, sondern wir meinen, daß nur diese Tragödie, wie sie die Akademiker und Karl Robert in seinem Vorwort construiren, allerdings eine antiquirte Kunstform sei; daß die moderne Tragödie, mit aller Fülle des Geistes und Vielseitigkeit des Gefühls und mit den großen Conflicten, wie sie die Gegenwart bietet, den echten Lebenspuls in sich trage, der ihr die Zukunft sichert.

So weichen wir allerdings in den Hauptpunkten wesentlich von den Anschauungen des geistreichen Philosophen ab, dessen Dramen wir mit Interesse gelesen haben. Namentlich war es uns, nach den Auseinandersetzungen des Denkers über die Liebe, interessant, in „Tristan und Isolde" ein Liebesdrama von ihm zu lesen, in welchem freilich der sinnberückende Zauber und die verderbliche Macht der Liebe, ganz jenen Theorien gemäß, dargestellt werden. In der Vorrede sagt der Dichter, er habe den Stoff von allen unzeitgemäßen Motiven reinigen wollen. Zu diesen opernhaft romantischen Motiven gehört in der Dichtung Gottfried's von Straßburg der Zaubertrank. Joseph Weilen hat sein in dichterischer Hinsicht sehr verdienstliches Trauerspiel „Tristan" dadurch beeinträchtigt, daß er dies Zaubermotiv nicht ausschloß, wenn er auch den Zaubertrank in einen Zauberring verwandelte; in dem „Tristan" von Schneegans ist dies operhafte Motiv gänzlich beseitigt, indem die Liebesscene nur von einem Volkslied hinter der Scene begleitet wird, dessen Inhalt die Wirkungen des Liebestrankes sind. Karl Robert nennt mit Recht in der Vorrede solchen Zauber ein „doppelt unstatthaftes Agens",

als abgesehen von dem hierbei sanctionirten Aberglauben der äußere Zwang des Zaubers nimmermehr ein dramatisch-psychologisches Motiv zur Schürzung des Conflicts abgeben kann, weil hierzu nothwendig eine innere Selbstbestimmung erforderlich ist. Obwol in der vorliegenden Bearbeitung beide Liebende so reif zur Erklärung sind, daß wahrscheinlich die äußere Situation allein hingereicht haben würde um die Sache zum Austrag zu bringen, so ist doch der fragliche Trank insofern von entscheidender Wirkung, als er auf Isoldens Bewußtsein als Vorstellung des genossenen Todestranks wirkt, und durch ihr Weichwerden im Hinblick auf den zu erwartenden Tod nunmehr (in Verbindung mit der sonstigen Situation) Tristan's Erklärung gleichsam provocirt.

Isolde will den Todestrank mit Tristan trinken, Brangäne reicht ihr an Stelle dessen den Liebestrank, der die Liebenden zu folgendem Duett begeistert:

Tristan.

Nein, göttlich Weib, ich will dich ewig halten,
Licht wird's — der Schleier fällt — die Augen sehen —
Die ganze Welt um sich scheint zu versinken,
Nur du allein bleibst strahlend vor mir stehn!
Was sehnlich ich gesucht zu allen Stunden,
Was ich nicht fand in Ruhm und Kampfeslust,
Ich hab's in dir, o Königin, gefunden,
Des Lebens Krone winkt an deiner Brust!
Dich liebe ich aus des Gemüthes Tiefen,
Dich liebe ich mit aller Geisteskraft,
Mit höchster Inbrunst meiner jungen Seele,
Mit meines Herzens glühendster Leidenschaft!
O laß mich nicht von dir, du süße Holde, —
Siehst du des Meeres lockend stille Ruh?
Verwirfst du mich, dann, göttliche Isolde,
Dann flieh' ich ihm als der Erlösung zu!
Einst sah ich dich in Mitleid mild erwarmen,
Als du das Racheschwert auf mich gezückt;
O laß dich jetzt das tiefre Leid erbarmen,
Das namenlose Weh, das mich erdrückt!

(Das Gewitter ist schnell näher gekommen und verfinstert mehr und mehr den Himmel. Isolde's Angst ist durch wachsender Entzücken besiegt, und einer völligen Selbstvergessenheit und stillverklärten Wonne gewichen.)

Isolde (ziemlich leise mit gefalteten Händen).

Laß mein Held, o mein Gebieter,
Deine niedre Magd mich sein,
Was ich bin und was ich habe,
Es ist alles, alles dein!
Dir zu Füßen leg' ich nieder
Leib und Seele, Ehr' und Ruhm,
In den deinen find' ich wieder
Mir ein bessres Eigenthum.

(Sie will vor ihm auf die Knie sinken, er fängt sie auf, sie verbirgt das Gesicht an seiner Brust; Brangäne kniet in Verzweiflung nach dem Lande.)

Tristan (in höchster Ekstase).

Ist es kein Traum, was ich höre und sehe,
(Er betrachtend)
Bist du's denn wirklich, du theure Gestalt?
Ist's nicht das Werk einer gütigen Fee,
Packt mich nicht Wahnsinnes wilde Gewalt?
Nein, es ist Wahrheit, ich fühle ja schlagen
Dicht an dem meinen dein seliges Herz, —
Götter des Himmels wie soll ich es tragen,
Dieses Entzücken nach bangendem Schmerz!

(Es ist sehr dunkel, heftige Blitze und Donnerschläge.)

Stürze das Himmelsgewölbe zusammen,
Thu' nun die Erde verschlingend sich auf,
Schwinde die Welt in verzehrenden Flammen,
Nehme Vernichtung tosend ihren Lauf!
Will ich doch gern für den Augenblick zahlen,
Wo ich mir göttlichen Lebens bewußt, —
Hatte die Erde nicht Platz meinen Qualen,
Hat nun der Himmel nicht Raum dieser Lust!

Isolde.

Was ich einst liebte, es ist mir vergessen,
All meine Liebe, dir gab ich sie hin!

Tristan.

Was mir einst werthvoll, ich kann's nicht ermessen,
Nur Ein Gedanke verschlingt meinen Sinn!

Isolde.

Seligster Minne hochschwellendes Blühen,
Du nur und ich im unendlichen Raum!

Tristan.

Sehnender Wonne verzehrendes Glühen,
Himmlischer, weltentrückender Traum!

Isolde.

Ewiger Mächte allwaltendes Wehen,
Flammender Blitze hochzeitliche Pracht!

Tristan.

Lösche in Dämmrung den Tag und das Leben,
Heilige, göttliche Liebesnacht!

Wir sehen einerseits, daß es für das Publikum immer zweifelhaft bleiben wird, ob nicht der Genuß des Liebestranks diese maßlose Ekstase hervorruft, daß also das romantische Motiv nicht in einer überzeugenden Weise beseitigt ist; denn im modernen Drama darf man auch nicht „symbolisiren"; andererseits aber sehen wir zur Genüge, daß der Dichter die falsche Theorie von wortarmer thatkräftiger Handlung in seinem Drama selbst am wenigsten befolgt; denn Wortarmuth darf man der

Digitized by Google

Ausführung dieser Situation gewiß nicht zum Vorwurf machen, es herrscht sogar eine überschwengliche Lyrik darin, wie man sie eher von einem liebestrunkenen Jüngling als von einem Manne der zersetzenden Analyse erwarten durfte, eine Lyrik, die uns sogar hier und dort undramatisch an einen Opernterzt zu erinnern und die Zukunftsmusik herauszufordern scheint, sowie sie reich ist an Schiller'schen Reminiscenzen z. B.: „Des Lebens Krone winkt an deiner Brust."

Im übrigen ist die Einfachheit des Conflicts, auf welche der Autor in der Vorrede solchen Nachdruck legt, vollkommen gewahrt; die Composition des Stücks zeugt von Kunstverstand; die Diction ist warm und lebendig, wenn auch ohne markirte dichterische Originalität. Zu den gelungensten Scenen rechnen wir die erste Begegnung zwischen Isolde und Tristan; sie ist dramatisch scharf ausgeprägt und von großer theatralischer Anschaulichkeit. Der Humor des Narren Melot tritt namentlich in der einen Scene hervor, wo er die bramarbasirenden Vasallen des Königs Marke, einen nach dem andern, verspottet.

Das zweite Stück: „David und Bathseba", behandelt denselben Stoff wie Alfred Meißner's „Weib des Urias"; ja Karl Robert bekennt in der Vorrede, daß er die Disposition dieses Stücks theilweise benutzt habe. Der Hauptunterschied besteht wol im Charakter der Heldin, welche von unserm Autor innerlicher, gebrochener, reumüthiger als von Meißner aufgefaßt wird. Die „religiös ethische Herbheit" der Behandlung, welche Karl Robert in der Vorrede betont, ist in dem Drama unverkennbar; es ist geschlossener, knapper, nicht so lyrisch aufblühend wie „Tristan"; aber dieser „concrete culturhistorische Charakter" beeinträchtigt nach unserer Ansicht doch „die ins Moderne idealisirte" Behandlung dieser Stoffe. Sowol das fremdartig Altbiblische, wie die Vorklargheit der Actschlüsse, die nicht immer frappant und durchschlagend die Situation zusammenfaßt, würden den Bühnenerfolg dieses Stücks beeinträchtigen, wenn nicht schon der physiologische Zustand der Bathseba, die Achse der Handlung, nach den Convenienzen der meisten Bühnen ein unübersteigliches Hinderniß wäre. Selbst Meißner's Drama, das in der Charakterschilderung z. B. des Mephisthoseth, dem Darsteller glückliche Handhaben darbietet und schärfer zeichnet als das von Karl Robert, ist nie zur Aufführung gekommen.

12. Julian der Abtrünnige. Trauerspiel in fünf Acten von Hermann Riotte. Leipzig 1870.

Ein junger Autor bietet uns in dem vorliegenden Versuch dem Anschein nach sein Erstlingsdrama. Das Thema ist von großer geschichtlicher Tragik, wenngleich der Untergang des Kaisers im Perserkriege die Geschlossenheit der Handlung unterbricht und einen epischen Zug in dieselbe hineinbringt. Diese Achillesferse des Stoffs hat auch der Dichter nicht zu überwinden vermocht. Auch das Wiedersehen der Asteria und ihres ihr bisher unbekannten Vaters Aetius am Schluß nach dem Tode des Haupthelden scheint uns das Interesse, das an diesem festgehalten werden muß, zu gefährden. Im übrigen zeugt das Stück von Talent, es ist in vielen Scenen leidenschaftliche Bewegtheit, in andern eine gewisse zusammengehaltene Prägnanz des Ausdrucks, und die Sprache hat, ohne in den Jambentrab zu verfallen, an vielen Stellen Anspruch auf dichterische Schönheit, wie der Schlußauftritt des ersten Actes beweisen mag:

Julian. Asteria.

Julian (das Schreiben betrachtend).

Da hast es so gewollt. Asteria, deine Hand.
Ich gehe, doch ich gehe nicht umsonst.
Es breche sich der Strom an meiner Brust,
Ich will ihn theilen mit gewalt'gem Arm!
Wer sich dem Löwen in den Rachen wagt,
Der sei bereit zu kämpfen und zu sterben!

Asteria.

Und ich, ich folge dir.

Julian.

Athene, sieh
Den Bund, den wir geschlossen dir zu Ehren!
Die Trümmer jener Burg hab' ich so oft
Mit Thränen schon benetzt. Sie waren dir
Geweiht! Nimm sie auch heut als Opfer dar
Und schütze deinen Diener in dem Drang
Der Schlachten! Gib ihm Kraft, dir ganz zu dienen,
Und wenn's der Götter Schluß nicht wäre, daß
Er siegte, laß ihn jetzt hier sterben in Athen,
Dem gottgeweihten, laß ihn enden auf
Dem ewig heil'gen Boden seiner Ahnen!

Auch die Philosophie Julian's findet an vielen Stellen, wie im siebenten Auftritt des dritten Actes, sinnreichen Ausdruck; es ist nicht ganz das antike Heidenthum; es spielt auch oft der Feuerbach'sche Gedanke mit herein, daß der Mensch sich seine Götter schafft. Die Volksscenen in Athen, die Prälatenscenen in Konstantinopel sind bewegt und lebendig; aber der weitreichende Stoff ist nicht energisch genug aus dem weithauschigen Gewand der Historie zur spannenden Tragödie zusammengerafft.

Rudolf Gottschall.

## Zur Etymologie des Namens Germanen.

Der deutsche Name Germanen und die ethnographische Frage vom linken Rheinufer. Eine historische Untersuchung von Watterich. Paderborn, Schöningh. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Datum der Vorrede, der glorreiche 6. August des Jahres 1870, stempelt die vorliegende historische Untersuchung zu einer Gelegenheitsschrift, wenn wir das Wort „Gelegenheit" als „zu rechter Zeit kommend" verstehen. Denn an sich ist es eine streng wissenschaftliche Arbeit, eine völlig tendenzlose Prüfung gewisser historischer Zeugnisse und ihrer modernen Erklärungsversuche: nur der Tag und die Stunde ihrer Publication, also ein reiner Zufall, gibt ihr eine eigenthümliche Beziehung zu einer der wichtigsten Fragen unserer nationalen Gegenwart. Doch sei sofort bemerkt, um naheliegende Misverständnisse abzuschneiden, daß der Titel wenigstens einem deutschen Leser von heute mehr verspricht, als der Inhalt zu

Digitized by Google

gewähren beabsichtigt. „Die ethnographische Frage vom linken Rheinufer", dabei denkt doch wol jeder an die gesammten historisch-ethnographischen Vorgänge, durch welche sich die heutigen Nationalitätsverhältnisse in jenem Landstriche vom Beginn der geschichtlichen Kunde an gebildet und festgestellt haben. Auch faßt bekanntlich der heutige Sprachgebrauch den Ausdruck „linkes Rheinufer" in einem ganz specifischen Sinne. Aber in diesem Buche handelt es sich nicht um die Gesammtgeschichte des linksrheinischen deutschen Landes, sondern nur um die Frage nach dem Ursprung und der Einwanderung der Belgier in dem von ihnen benannten Theile des alten Gallien. Was seit dem Beginn der römischen Kaiserzeit sich weiter an dieser Stelle abgesponnen hat, bleibt hier unberührt, und selbst die Zeit des Tacitus liegt eigentlich schon außer dem Bereich der Darstellung. Der Boden aber, den sie berücksichtigt, ist nicht blos oder nicht einmal vorzugsweise das linke Rheinufer in unserm Sinne, sondern das ganze belgische Land auf der Völkerkarte zur Zeit des Cäsar, wo es im Westen bis an die Thore von Paris, im Süden bis zu den Quellen der Maas und der Mosel, im Norden bis an die Mündungen des Rhein und der Maas reichte.

Wer also die heutige Nationalitätsfrage hier beleuchtet zu finden glaubte, würde sehr enttäuscht sein. Denn wenn z. B. auch bewiesen wird, daß vor 2000 Jahren das ganze linke Rheinufer nicht blos in seiner heutigen Beschränkung von deutscher eingewanderter Bevölkerung occupirt war, so folgt daraus noch gar nichts für die Gegenwart. Nicht blos im Sinne sogenannter Männer von der Volkspartei, sondern auch im Sinne jedes ehrlichen und verständigen Mannes müßte eine Berufung auf ein solches historisches Anrecht als eine Albernheit und ein Verbrechen erscheinen, wie es die deutsche Volksseele niemals auf sich genommen hat und niemals auf sich nehmen wird. Sie überläßt das mit Recht andern Nationen, vor allen den Franzosen, deren ganzer Anspruch auf den Rhein sich bekanntlich auf dieselben, nur wissentlich und leidenschaftlich gefälschten historischen Reminiszenzen einer gänzlich zu Grabe getragenen Urzeit stützt, oder unsern östlichen Anstößern slawischen Bluts, oder auch unsern Stammesvettern im Norden, deren „Dänemark bis an die Eider" gleichfalls ein solches aus dem Grabe durch Lug und Trug beschworenes Geschichtsgespenst gewesen ist, das wie andere seinesgleichen deutsche Bajonnete und Kugeln nicht vertragen konnte, oder endlich unsern liebenswürdigen Nachbarn im Süden, die zum rechten Dank für die durch das Blut unserer Helden allein ihnen zutheil gewordene Erlösung aus elender gallischer Lüdeigenschaft sofort lüstern nach den angeblichen alten Grenzen Italiens am Brenner und der Malscher Heide spähen, als wenn es jemals im Laufe der Geschichte ein Italien mit bestimmten Grenzen gegeben hätte! Natürlich ist es das Borrecht unserer deutschen Volksvertheiler, allen derartigen Reclamen anbächtig zuzuhören, nachdem sie den Bannstrahl ihrer sittlichen Entrüstung auf diejenigen ihrer Landsleute geschleudert haben, welche nach ähnlicher, nur nicht ganz so verlogener Logik, wie sie Franzosen, Czechen, Polacken, Dänen, Italienern u. s. w. geläufig ist, dasselbe Recht für die deutsche Nation zu beanspruchen wagen.

Haben wir so auf negativem Wege den Inhalt des Buchs festgestellt, so wollen wir in der Kürze auch seine positiven Ergebnisse berücksichtigen.

Die Frage nach dem Ursprung und der Herkunft des Wortes Germani, das uns zuerst lateinische Schriftdenkmäler aus der letzten Zeit der Republik überliefern, ist von der linguistischen Seite her seit dem 17. Jahrhundert so häufig verhandelt worden, daß daraus eine eigene Specialliteratur erwachsen ist. Es gehört eine nicht geringe Selbstüberwindung dazu, wenn ein Gelehrter es unternimmt, neben dem Geschwirre aller möglichen Hypothesen noch eine neue zu begründen. Jedenfalls ist es bequemer, sich allen bisherigen gegenüber blos kritisch-negatin zu verhalten, obwol der Wichtigkeit des Gegenstandes damit nicht viel gedient ist. Denn mit vollem Rechte betont auch dieser neueste Forscher, daß die Wissenschaft hierbei eine nationale Ehrenschuld einzulösen habe. Niemand verlangt von ihr, daß sie ihr höchstes Lebensgesetz, rücksichtslose Erforschung der Wahrheit, irgendwie zu Gunsten eines andern, wenn auch in seiner Art noch höher stehenden Gesetzes, der nationalen Ehre und Würde, beeinträchtigen lassen solle, wie es bei allen andern Völkern rings um uns fortwährend zu geschehen pflegt. Dem eben darum, weil dies anderswo geschieht, können wir mit Stolz uns rühmen, daß nur bei uns die echte und wahre wissenschaftliche Forschung zu Hause ist. Aber wir verlangen, daß sie da, wo sie an ein Problem herantritt, das mit der Geschichte der Nation zusammenhängt, es in dem Bewußtsein thue, auf geweihtem Boden zu stehen. Es ist eine Schmach für sie, wenn sie das herbe Wort Jakob Grimm's, das hier als Motto vorgedruckt ist, unwiderlegt läßt oder von neuem bestätigt, wenn sie eine sonderbare Genugthuung darin findet, irgendetwas, was unsere Nation selbstverständlich als ihr Eigenthum beansprucht, durch gelehrte Rabulisterei ihr zu entreißen und Fremden zuzuweisen. Auf unsern Fall angewandt, ist es unbedingt wunderlich zu sehen, welche Mühe sich deutsche Forscher gegeben haben, um für den ältesten Namen ihres Volks einen fremden Ursprung herauszuklügeln. Um jeden Preis sollte eine celtische Etymologie geschaffen werden, und doch ist eine solche mit dem größten Aufwande exacten Wissens und scharfsinnigen Umherspähens in den entlegensten Sprachwinkeln selbst von einem Zeuß nicht zu Stande gebracht worden. Noch unpassender freilich sind die schon vor beinahe 900 Jahren üblichen Deutungen aus dem lateinischen Adjectivum germanus, wurzelecht. Für einen oberflächlichen Polyhistor zur Zeit des Augustus, wie es Strabo war, mochten sie hingehen, aber daß neuerdings auch noch deutsche Gelehrte von Geist und Wissen, wie Holtzmann, sich daran klammern konnten, macht einen komischen Eindruck. Aber auch die ältern und neuern Versuche einer deutschen Etymologie sind ungenügend, setzen wir hinzu, auch dieser neueste. Er knüpft an das schon oft dafür benutzte altdeutsche Wort gër, hasta, wieder an, aber selbst der splendide Apparat der modernen Linguistik kann ihn nicht rechtfertigen. Ohne uns in weiteres Detail einzulassen, sei nur bemerkt, daß ein altdeutsches Wort gër in der Zeit Cäsar's jedenfalls nur als gair existiren konnte und von den Römern als gaer überliefert werden mußte,

Digitized by Google

während sich doch niemals gaermani, sondern stets germani findet. Noch dazu ist es fast sicher, daß für gair damals die Form mit dem s gais stand, die ja auch mit der lateinischen Endung um als gaerum ausdrücklich als das deutsche Wort für hasta bezeugt ist. Das gothische gairu, Spitzpfahl, was auch hier wieder geltend gemacht wird, hat wurzelhaft mit diesem gêr, d. h. gais, nichts zu thun, aber auch daraus würde sich kein germani abgeleitet haben, selbst wenn man annehmen wollte, daß es ein allgemein deutscher, schon zu Cäsar's Zeiten üblicher Ausdruck war. Es hätte unabweislich gaerumani oder gerumani geben müssen, je nachdem wir das ai in gairu für lang oder kurz halten — und gilt es als kurz. Will man eine deutsche Wurzel finden, so bleibt nur diejenige, aus welcher z. B. die heutigen Wörter Gern, Gier u. s. w. entstanden sind, oder jene rathselhafte Weiterbildung derselben mit angetretenem m, wovon der mythologische Name Garmr das bekannteste, aber nicht einzige Ueberbleibsel ist.

Was dagegen die „ethnographische Frage" betrifft, so gibt ihr der Verfasser eine, wie uns scheint, endgültige Lösung. Auch hier regiert seit alter Zeit eine unendliche Confusion. Weil die Belgier zu Cäsar's Zeiten in Sprache und Sitte sich nicht wesentlich von den andern celtischen Galliern unterschieden, was notorisch ist, soll ihre eigene, von Cäsar in den klarsten Worten mitgetheilte geschichtliche Ueberlieferung, daß sie deutschen, nicht celtischen Ursprungs und vom rechten Rheinufer her eingewandert seien, nicht zu Recht bestehen! Der Verfasser weist das Absurde dieser Hyperkritik schlagend zurück und stellt die Authenticität Cäsar's und der belgischen Tradition selbst unwiderleglich her. Es ist wahrhaft seltsam, daß man einen Vorgang, der sich später auf gallischem Boden so oft erneuerte, die Einwanderung und Celtisirung germanischer Stämme, bei den Belgen nicht gelten lassen will. Mit demselben Rechte könnte man auch behaupten, daß Franken, Burgunder, Westgothen u. s. w. ursprünglich keine Deutschen waren, weil sie später Romanen wurden.

Heinrich Rückert.

# Feuilleton.

## Die Benedix-Feier in Leipzig.

Die Verdienste von Roderich Benedix, der am 21. Januar d. J. seinen sechzigsten Geburtstag beging, zu ehren, hatten sich in Leipzig am Abend dieses Tags im Trianonsaale des Schützenhauses eine große Zahl von Männern und Frauen, städtische Behörden, Dichter und Schriftsteller, Künstler und Künstlerinnen versammelt. Die Feier war um so würdiger, als sie sich von jeder Ueberschwänglichkeit fern hielt und thätige Leistungen in einfach herzlicher Weise anerkannte. Es war nicht darauf abgesehen, in allen Ecke einen Classiker bei Lebzeiten fertig zu machen, was man billigerweise den Läuterungsprozessen der Zukunft überlassen darf, oder gar einen „preußischen Lessing" zu feiern. Die Literatur, das Theater, die Stadt, die bildenden Künste sprachen dem Lustspieldichter ihre Anerkennung aus, er selbst dankte mit liebenswürdiger Schlichtheit, indem er die Rosen und Dornen des Dichterlebens aus eigenen Erfahrungen schilderte. Ernste und heitere Toaste flossen sich an; ein Festlied von Franz Dingelstedt erfreute durch frischen Humor und die sehr treffende komische Verwerthung der Duel Benedix'scher Lustspiele. Der erste Toast, welchen der Herausgeber d. Bl. sprach, lautete: „In einer Zeit, in welcher die Weltgeschichte große Epen und Tragödien dichtet, feiern wir einen deutschen Lustspieldichter, und mit Recht, denn das geistige Leben der Nation verdient nach allen Richtungen hin die gleiche Pflege, und der Lorbeer vom Schlachtfelde, so wohlverdient er ist, so schön er die Stirn schmückt, darf niemals den friedlichen Lorbeer der Künste verdrängen. Roderich Benedix, dessen sechzigsten Geburtstag wir heute feiern, verdient um so mehr eine solche Feier in der heutigen Zeit, als er ein echter deutscher Lustspieldichter ist, welcher in allen seinen Stücken den Kern unserer nationalen Weisens nie verleugnet hat. Deutsche Sitte, deutsche Männer, deutsche Frauen finden wir in seinen Lustspielen; nirgends den frivolen Ton geistiger Fremdherrschaft, nirgends die Barbiese für ausländische Sensationsmotive. Es ist eine ungezwungene Heiterkeit, welche mit frischem Athem diese Schöpfungen durchhaucht. Schlichte, einfache, gemüthvolle Menschen, harmlose Verwicklungen; der Geist, der stets verletzt, hat keinen Theil an ihnen; nichts von den unheimlichen, dämonischen Elementen, welche diese Harmlosigkeit trüben könnten. Und gesund sind die Lebenskreise, in denen seine Gestalten sich bewegen. Es ist das deutsche Bürgerthum, die deutsche Familie, in selbstgewählter Beschränkung wird alles ausgeschlossen, was weiter hinausgreift über diese Kreise. Wir haben Salonlustspiele, wir haben politische und historische Lustspiele, was aber Benedix geschaffen hat, das Lustspiel des häuslichen Heerdes, des Ohrs an innen heraus alles deutsche Leben erhellt und erwärmt. Welche Summe geistiger Wirkung aber ein Dramatiker ausübt, der mehr als 70 Stücke geschrieben hat, das sagt uns jede Statistik des deutschen Theaters. Auf allen großen und kleinen Bühnen, auf Hoftheatern und Liebhabertheatern werden Stücke des Autors aufgeführt, sodaß fast an jedem Abends sein Name auf einem Theaterzettel in Deutschland zu lesen ist. Es ist groß, ein Volk zum Siege zu führen; es ist herrlich, eine Nation durch erhabene Gesänge zu begeistern; aber es ist nicht minder hohen Ruhmes werth, Jahrzehnte hindurch ein ganzes Volk zu würdiger Weise zu erheitern. Die Propheten ermüden mit der Zeit, die Possenreißer widern an. Aber stets willkommen schlingt mit erquickendem Gleichmaße Thalia freundlich lächelnd ihre Kränze um das vielgeplagte Leben der Menschheit. Und zu wünschen dem Dichter Glück zu seinem sechzigsten Geburtstage mit uns zugleich alle, die sich je an den Gaben seiner Muse erquicken. Ein deutschen Dichterleben ist nicht allzu freudenreich! Während es andern die Rosen reicht, bleiben die Dornen an ihm selbst haften. Doch die Gestalten, die der Dichter schuf — es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte. Sie drängen sich um ihn lebensvoll — „Das bemooste Haupt" und „Der alte Magister", der böse „Doctor Wespe" und der gute „Doctor Hagen", alle die Gelehrten, Künstler, Bürger von deutscher Art; die herzigen Mädchen, die Aschenbrödel und Thusnelden — ein langer, unabsehbarer Zug von Gestalten, lächelnd wie immer, doch heute Lorbeerkränze in der Hand: sie alle stimmen jubelnd ein in unsern Ruf: Es lebe der wackere deutsche Lustspieldichter! Es lebe Roderich Benedix!"

## Bibliographie.

Bodenstedt, F., Zeitgeschichte, Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.
Forchiger, A., Hellas und Rom. Populäre Darstellung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Griechen und Römer. 3te Abth. Rom im Zeitalter der Antonine. 1ter Bd. Leipzig, Fues. Gr. 8. 2 Thlr.
Krahn, C., Das Evangelium Berkündigung in Deutschland vor Karl dem Großen. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 12 Ngr.
Frauenholz, A., Die Sonnenflecken, was sie sind und woher sie kommen. Eine wissenschaftliche Abhandlung begründet auf das Sonnen-System in der Bezeich. Breslau, Gieselbrecht. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.
Grevinus, G. G., Geschichte der deutschen Dichtung. Die völlig umgearbeitete Aufl. 1ter Bd. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr.
Groth, K., Quickborn. 3te Ztl. Volksleben in plattdeutscher Dichtung zumarscher Mundart. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


**A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Zeitgenossen.

**Biographische Skizzen**

von

**Alfred von Wurzbach.**

In abgeschlossenen Heften à 5—6 Bogen. Miniaturformat. Elegant ausgestattet. Geh. Mit Porträts.

Preis jedes Heftes

30 Kr. ö. W. = 5 Sgr. = 18 Kr. Rhein.

Die erste Serie dieses Unternehmens wird enthalten:

1. Ludwig Uhland
2. Carl Vogt.
3. Ferd. Lassalle.
4. A. Dumas Sohn.
5. Gioach. Rossini.
6. Arth. Schopenhauer.
7. Alex. Herzen.
8. Carl Gutzkow.
9. Wilhelm Kaulbach.
10. Rich. Wagner.
11. Gogumil Dawison.
12. Gräfin Hahn-Hahn.

Jedes Heft enthält eine vollständige Biographie und ist apart käuflich.

Das von Tag zu Tag wachsende Interesse, welches die Gegenwart jenen Charakteren entgegenbringt, die auf irgendeinem Gebiete geistiger Thätigkeit schöpferisch oder belebend gewirkt, macht sich zunächst in dem Verlangen geltend, die nähern Lebensverhältnisse dieser Zeitgenossen kennen zu lernen. Was auch das beste Conversations-Lexikon zu bieten vermag, reicht nicht hin, das Interesse nur dürftig zu befriedigen. Die Journale verzeichnen wol täglich Züge aus dem Leben solcher Persönlichkeiten, die das Interesse nach mehr anregen, aber in ihrer Zerstreutheit kein Gesammtbild zu geben im Stande sind.

Damit füllt ein Unternehmen, wie das vorliegende, eine Lücke des deutschen Büchermarktes aus, die sich in der steigenden Nachfrage des gebildeten Publikums längst fühlbar gemacht.

In den „Zeitgenossen" zeichnet Alfred von Wurzbach eine Reihe solcher Charaktere, die entweder auf dem Gebiete der Literatur, Kunst, Wissenschaft, oder dem der Politik, unserer Zeit eine charakteristrende Färbung gegeben.

So sind für die erste Serie:

**Uhland**, als der größte Lyriker und politische Dichter unserer Zeit; **Vogt**, als der eifrigste Kämpfer für Wissenschaft und Wahrheit gegen plastische Verdummung; **Lassalle**, als der Urheber der socialen Bewegung in Deutschland; **Dumas Sohn**, als der Matador der modernen dramatischen Schule; **Rossini**, als eine der interessantesten schöpferischen Individualitäten im Reiche der Töne; **Schopenhauer**, als der Philosoph unseres pessimistischen Jahrhunderts; **Herzen**, als fanatischer Kämpfer für nationale Freiheit; **Gutzkow**, als der bedeutendste Repräsentant des deutschen Romans; **Kaulbach**, als der hervorragendste Historienmaler der gegenwärtigen Kunstepoche; **Wagner**, als bahnbrechendes Talent auf dem Gebiete der dramatischen Musik; **Dawison**, als einer der bedeutendsten darstellenden Künstler der Gegenwart und die **Gräfin Hahn-Hahn** als typisch höchst interessante weibliche Individualität unserer Zeit ausgewählt worden, Namen, die gewiß durch ihren europäischen Ruf zu der getroffenen Wahl berechtigen.

Zur Verständigung des Gesammtbildes ist jeder der Biographien, die sämmtlich durch Gehalt und Ausstattung gerechten Anspruch auf das Interesse des gesammten gebildeten Publikums machen können, ein von künstlerischer Hand ausgeführtes Porträt beigegeben.

Die einzelnen Biographien erscheinen in selbständigen monatlichen Heften von 5—6 Bogen, sobald nach Ablauf eines Jahres die erste Serie abgeschlossen sein wird. — Der äußerst niedrige Preis macht das Werk zu einem dem gesammten Publikum zugänglichen.

**A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig.**

---

Verlag von **Dietrich Reimer** in Berlin.

**Anhaltische Strasse No. 12.**

Soeben ist vollständig erschienen:

## NEUER HANDATLAS

**über alle Theile der Erde**

in 45 Karten.

Entworfen und bearbeitet

von

**Prof. Dr. Heinrich Kiepert,**

Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

**Zweite vollständig berichtigte und erweiterte Auflage. 1871.**

Preis complet in losen Blättern mit Carton 14 Thlr.

Elegant gebunden in dunklem Halb-Lederband mit Goldtitel 16 Thlr. 15 Sgr.

Preis der Einbanddecke allein 1 Thlr. 20 Sgr.

**Auswahl von 18 Karten**

aus

## H. KIEPERT'S HAND-ATLAS

**Dritte vollständig berichtigte Ausgabe. 1870.**

Preis elegant gebunden 6 Thlr. 20 Sgr.

**20 Ergänzungsblätter**

zu

## H. Kiepert's Hand-Atlas

**für die Besitzer der ersten Auflage.**

Preis complet in Umschlag 6 Thlr. 10 Sgr.

☞ Ein ausführlicher Prospect steht **gratis** zu Diensten.

— **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.** —

---

Verlag von *F. A. Brockhaus* in Leipzig.

## Paris als Waffenplatz.

**Plan von Paris und seinen Festungswerken.**

Preis 2½ Ngr.

Soeben erschien ein **neuer verbesserter Abdruck dieses bereits in mehr als 90000 Exemplaren verbreiteten Plans**, der das genaueste Bild von Paris und seiner Umgebung gewährt, besonders aber die Lage der Forts und die Umfassungsmauer der Stadt aufs anschaulichste darstellt.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 9. Februar 1871.



Inhalt: Zur Geschichte der nordamerikanischen Union. Von Rudolf Doehn. — Zur Charakteristik Schelling's. Von Alexander Jung. (Fortsetzung.) — Schriften über die Frauenfrage. — Neue Romane. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur; Johannessegen.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Zur Geschichte der nordamerikanischen Union.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Eduard Laboulaye. Deutsche Uebersetzung mit einem Vorwort von J. C. Bluntschli. Erster Band bis dritter Band. Heidelberg, C. Winter. 1865—70. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Von Tag zu Tag bricht sich die Ansicht immer mehr Bahn, daß kaum ein Volk der Erde mehr praktisches Interesse daran hat, sich mit den politischen Zuständen und der Verfassungsgeschichte des nordamerikanischen Staatenbundes bekannt zu machen, als gerade die deutsche Nation. Theils sind es die Bande der Bluts- und Stammesverwandtschaft, theils der in religiösen Dingen vorwaltende protestantische Geist, theils die Liebe zur persönlichen Freiheit, vor allen Dingen aber auch die vielfachen Verfassungskämpfe, welche Deutschland und die Vereinigten Staaten zu ihrem gegenseitigen Vortheile auseinander hinweisen. Es steht zu hoffen, daß nach Beendigung des gewaltigen Kriegs, welchen französischer Uebermuth über Deutschland und Frankreich heraufbeschworen, neue und wichtige Verfassungsfragen an uns herantreten und ihre Lösung erwarten werden; wir können es daher nur mit Freuden begrüßen, daß das ausgezeichnete Werk Eduard Laboulaye's, welches den Entwickelungsgang der Vereinigten Staaten (von der Colonialzeit an bis zum Ende des Unabhängigkeitskriegs) und die Geschichte ihrer Verfassung in klarer und lehrreicher Weise darstellt, durch eine gelungene Uebersetzung dem deutschen Publikum zugänglicher gemacht worden ist.

Als Laboulaye im Jahre 1849 zum Professor am Collége de France ernannt wurde, faßte er den Entschluß, in dem damals republikanischen Frankreich seinen Zuhörern die staatliche Entwickelung der großen transatlantischen Republik als nachahmungswürdiges Muster vorzuführen. Er ließ sich auch in seinen betreffenden Vorlesungen nicht stören, als Napoleon III. das zweite Kaiserreich gründete. Er war, wie er selbst sagt, in der Schule der Lafayette, Mathieu Dumas, Malouet und ähnlicher Männer erzogen worden, und die Revolution hatte ihm keinen Widerwillen gegen die Freiheit eingeflößt. Wie Tacitus seinen römischen Mitbürgern das Bild der alten Germanen vorführte, um auf den Charakter und die Sitten der erstern eine veredelnde Einwirkung auszuüben, so hat — nach J. C. Bluntschli's treffendem Ausdruck — Laboulaye es unternommen, bald in wissenschaftlicher Form, wie in dem in Rede stehenden Werke, bald in satirischem Gewande, wie in der Schrift „Paris in Amerika", seine Landsleute durch Hinweisung auf amerikanische Tüchtigkeit zur Selbstprüfung und Selbstvervollkommnung anzuregen. Leider scheint er hierin nicht viel glücklicher gewesen zu sein als der römische Republikaner; doch kann uns dies nicht hindern, den ehrenwerthen Bemühungen des hochsinnigen und patriotischen Franzosen die verdiente Anerkennung zu zollen.

Im ersten Bande seines Werks, welcher neunzehn Vorlesungen enthält, gibt der Verfasser die Geschichte der Colonien von ihrer Gründung bis zum Frieden von 1763. Seine Hauptquellen sind dabei die tüchtigen Arbeiten des bekannten amerikanischen Historikers und Politikers George Bancroft gewesen; jedoch hat er auch die Schriften von Hildreth, Robertson u. a. fleißig benutzt. Er nimmt Bezug auf die verschiedenen Gründungsurkunden und charakterisirt in gelungener Weise die besondere Eigenthümlichkeit der einzelnen Colonien, den Geist, der die ersten Einwanderer beseelte, die Einrichtungen, welche sie dem Mutterlande entlehnten, und jene, die sie sich — den localen Verhältnissen und besondern Zeitumständen Rechnung tragend — in freier und selbständiger Entwickelung gaben.

Wir unterlassen es, auf den Inhalt des ersten Bandes von Laboulaye's Werk genauer einzugehen, um so mehr, als die Colonialgeschichte der Vereinigten Staaten




Digitized by Google

von zwei deutschen Schriftstellern, Karl Friedrich Neumann („Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika", Bd. 1, Berlin 1863) und Wilhelm Kiefselbach („Der amerikanische Federalism", Bd. 1, Bremen 1864) ebenfalls nach den besten Quellen vortrefflich dargestellt worden ist. Von besonderm Interesse aber sind alle jene Stellen, wo der Verfasser auf den schneidenden Unterschied zwischen den französischen und amerikanischen Institutionen aufmerksam macht und bedeutungsvoll hervorhebt, wie in Amerika alles staatliche Leben von der Peripherie nach dem Mittelpunkte strömt, während in Frankreich dieses Leben in ganz entgegengesetzter Weise vom Mittelpunkte nach der Peripherie geht. In Frankreich gewährt der centralisirte Staat den Gemeinden einige spärliche Freiheiten; in Amerika dagegen tritt die Gemeinde dem Staate einige ihrer Souveränetätsrechte ab. Man würde in den Vereinigten Staaten niemand finden, der dem Staate das Recht zuerkennt, sich in die Leitung rein die Gemeinde betreffender Interessen einzumischen; was in Frankreich und andern übermäßig centralisirt regierten Ländern ein politischer Glaubensartikel ist, würde in der nordamerikanischen Union einfach eine politische Ketzerei sein. Laboulaye sagt:

Unser Centralisirungssystem, welches das Leben vom Centrum nach den Enden führt, hat anerkannt sehr gewandte Vertheidiger und zählt eine nach größere Zahl geheimer Parteigänger; es schmeichelt unserer Nachlässigkeit ebenso, wie es den Ehrgeizigen und Theoretikern gefällt. Es ist ein vortreffliches System für die großen Interessen des Staats, Armee, Marine, Diplomatie, und vielleicht hat seine Anwendung auf die Gemeindeverwaltung ihren besondern Grund gehabt. Napoleon I. hat es am Ausgange der Revolution gegründet; es war eine Reaction gegen die Ausschreitungen der Gemeindebehörden, welche alle durch Uebergriffe in die Centralgewalt Frankreich zerstückelt und das Ansehen des Gesetzes zu nichte gemacht hatten. Die Gemeinde von Paris hatte uns auf lange Zeit mit einem Widerwillen gegen die Freiheit erfüllt. Napoleon betrachtete Frankreich als ein Kriegsheer, das er ganz in seiner Hand hatte, dem er durch seine Gedanken Leben gab und das er mit seinem Geiste erfüllte. Zwischen seinem Willen und der Ausführung gab es weder Hinderniß noch Widerstand; ein Befehl aus dem Cabinet des Kaisers mußte in ganz Frankreich ohne Zögern und Murren augenblicklich ausgeführt werden. Für einen Eroberer hat ein solches System seinen Werth. Die Einheit, die bebende Ausführung, die Concentrirung aller Streitkräfte Frankreichs in der Hand eines einzigen ist ein wichtiges Vertheidigungs- oder Angriffsmittel. Man kann so eine ganze Nation einer Idee oder einer Leidenschaft dienstbar machen; man kann aus einem Lande den letzten Mann und den letzten Thaler herausziehen: aber das alles ist keine Freiheit. Ein Heer kann wol eingerichtet sein gleich einem Reiche wie Rußland, aber niemals wie eine Republik. Die Autorität und das Commando kommt darin allein in Betracht, für die Freiheit gibt es da keine Stätte. In dem Heere bedingt die herrschende Gewalt das Wohl und die Stärke der Soldaten; in der Gesellschaft aber ist es die Tyrannei, was die Bürger niederdrückt und lähmt.

Mit Recht behauptet der Autor, daß die von dem Gründer der Napoleonischen Dynastie inaugurirte Centralisationspolitik die Hauptschuld daran trägt, daß die französische Nation in so vielen Dingen ihrem eigenen Angelegenheiten fremd geblieben ist, und daß noch heute, wo das allgemeine Stimmrecht aus allen Franzosen Bürger macht, in Frankreich es im höchsten Grade an jener politischen Erziehung fehle, welche das selbständige Leben in der Gemeinde allein geben kann. Heutzutage sind die Anerkennung der Rechte des Individuums, die Heilighaltung der größtmöglichen persönlichen Freiheit in Staat und Kirche, die nöthige Einschränkung des bevormundenden Regierungseinflusses die Grundbedingungen eines wohleingerichteten Staatswesens. Deshalb sagt auch unser Autor:

Der fundamentale Grundsatz einer Republik oder jeder andern freien Regierung ist immer der, daß der Staat in die Verwaltung der örtlichen Interessen sich nicht einzumischen hat, noch die Gemeinde ihrerseits sich um das bekümmere, was nur den einzelnen angeht. Man spiegelt uns ein allgemeines Interesse vor, das nicht die Gesammtheit aller Einzelinteressen, sondern irgendeine unklare politische Abstraction ist. Ein unseliger Irrthum, der zum Despotismus einer Minderheit führen muß. Das allgemeine Interesse ist alles, was außerhalb der örtlichen Interessen übrigbleibt, und die Verwaltung dieser letztern gehört nur den örtlichen Gewalten, d. h. der Gemeinde. Kurz, ohne selbständige Gestaltung der Gemeinden kann eine Nation sich zwar zur Republik erklären, aber den wahren Geist der Freiheit hat sie nicht und wird ihn nie haben; sie kann sich die Farmen und die Außenseite einer freien Regierung geben, aber der Despotismus, wenn auch einen Augenblick unterdrückt, wird doch immer wieder zum Vorschein kommen. Das ist die Geschichte Frankreichs seit mehr als siebzig Jahren, denn so lange schon versuchen wir uns an dem Fels des Sisyphus.

Der zweite Band von Laboulaye's Werk, welchem wie dem ersten eine ausführliche Vorrede des Verfassers vorangeht, enthält in zwanzig Vorlesungen eine Geschichte der Revolution der Vereinigten Staaten vom Jahre 1763—83. Mit Meisterhand schildert der Autor sowol die Ursachen wie den ganzen Verlauf des glorreichen Unabhängigkeitskriegs. Während er in treffenden Zügen alle Helden dieses Riesenkampfes charakterisirt, verweilt er mit Vorliebe bei der Darstellung von George Washington's heroischer Erscheinung. So sagt er unter anderm:

Washington hat der Civilisation den größten Dienst geleistet, welchen ihr ein Mensch leisten kann; er hat die politische Ehrenhaftigkeit wieder eingeführt und geheiligt. Nur zu oft war das Genie nichts als der Sieg des Eigennutzes und hatte zu unvermeidlichen Begleitern die Genialitätsrichter und die Knechtschaft; die großen Politiker, welche die Geschichte thörichterweise bewundert, sind der Fluch der Menschheit gewesen: Washington hat uns gezeigt, wie Genie und Freiheit sich vereinigen lassen, und wie es keine wohlthätigere und schönere Regierung gibt als die eines großen und rechtlichen Mannes.

Wenn wir die Bewunderung und Verehrung, welche Laboulaye für George Washington empfindet und in seinem Werke so häufig, oft vielleicht mit einem etwas zu starken Pathos, zum Ausdruck bringt, vollkommen begreifen, für thatsächlich begründet halten und darum mit ihm theilen, so können wir doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß unser Autor wol auch gerade deshalb Washington's Heldengestalt so bedeutend und wiederholt hervorhebt, weil er in den beiden Napoleon, in dem Oheim sowol wie in dem Neffen, den geraden Gegensatz erblicken zu müssen glaubte. Er konnte deshalb sagen:

Wie oft und wie traurig habe ich, wenn ich die Geschichte der amerikanischen Revolution las oder vortrug, auf mein Vaterland geblickt! Wo ist unser Washington? Wo finden sich in Frankreich solche Patrioten, deren Mäßigung ihrer Aufopferung gleichkommt? Wo ist unser Franklin, unser Adams, Hamilton, Madison? Man zieht uns auf in der Anbetung der französischen Revolution; auch dies ist ein Bauerntheil, welches bei uns der Freiheit im Wege steht. Die Errungenschaften der Revolution

Digitized by Google

allerdings, die soll man lieben, die bürgerliche Gleichheit, eine halbe religiöse Freiheit, einen Anfang der politischen Freiheit. Alle diese Freiheiten liebe ich nicht nur, sondern hatte sie für noch ungenügend und möchte ihrer gern noch mehrere haben. In diesem Sinne gehöre ich ebenso gut, ja mehr wie irgendeiner, zur Partei von 1789; ich achte die Asche unserer Väter, aber ich hege keine Bewunderung weder für die Gesellschaft, welche mit der alten Monarchie zu Ende ging, noch auch für jene gewaltthätige Politik, welche in den Jahren von 1790—99 und durch die Anarchie dem Despotismus zugeführt hat. Vergleicht man die amerikanische Revolution mit der französischen, betrachtet man, wie erstere — dank der Vaterlandsliebe und den Opfern ihrer Staatsmänner — so glücklichen Erfolg hatte, wie kläglich die zweite scheiterte durch die Leidenschaften, die Unwissenheit, die Ungerechtigkeit und die Verbrechen jener, welche sie auf Abwege führten, so fühlt man, daß es noththut, den Bürgerdienst mit der Revolution ebenso ein Ende zu machen, wie der Anbetung der alten Regierungen. Nicht einer Erinnerungen bedarf das junge Frankreich, sondern der Einsicht und der Liebe zur Freiheit. Die Vergangenheit ist nicht der Maßstab für die Freiheit; sondern umgekehrt hat man die Vergangenheit nach der Freiheit zu beurtheilen, dieser kommt es zu, zu richten und, wo es nöthig ist, zu verdammen. Sobald man die Nullen vertauscht, verfällt man in thörichte, theatralische Nachahmerei, oder in endlose gegenseitige Vorwürfe. Lassen wir doch die Todten ihre Todten begraben; wir wollen unserer Zeit ganz angehören und der Zukunft gedenken.

Dies sind offene und ehrliche Worte, welche den Franzosen bittere Wahrheiten ins Gesicht schleudern und aus denen auch wir manches lernen können; sie verdienen aber unsere Anerkennung um so mehr, weil sie zu einer Zeit (1866) geschrieben wurden, wo der Arm Napoleon's III. in Frankreich noch allmächtig war und den kühnen Schreiber *wegen seiner* muthigen Ueberzeugungstreue leicht und *empfindlich* erreichen konnte.

Wenn Laboulaye meint, daß man in den Vereinigten Staaten noch gegenwärtig die Franzosen vor allen andern Völkern liebe, weil man ihrer bedürfe, so befindet er sich unserer Ansicht nach in einem starken Irrthum. Wol gab es eine Zeit, wo die Namen Washington's und Lafayette's Amerika und Frankreich mit dem Bande enger Freundschaft verknüpften; allein diese Zeit ist längst vorüber. Wol zollt man jenseit des Ocean dem Andenken Lafayette's noch immer volle Anerkennung; Napoleon III. aber hat es verstanden, durch seine mexicanische Politik und seine Sympathien für die rebellischen Sklavenhalter die Erinnerung an die alte Freundschaft zwischen Amerika und Frankreich so ziemlich auszulöschen. Auch hier ist Deutschland an die Stelle Frankreichs getreten; der Name Steuben's wird dort ebenso gefeiert wie der Lafayette's, und in dem letztverflossenen Decennium haben innere und äußere Gründe der verschiedensten Art sehr dazu beigetragen, die Beziehungen zwischen Deutschland und Nordamerika zu den freundschaftlichsten zu gestalten.

Der Verfasser, welcher bei der Darstellung der politischen Geschichte der Vereinigten Staaten namentlich das werthvolle Werk von J. Story: „Commentaries on the constitution of the United States", benutzt hat, stellt wiederholt in einer sehr interessanten und belehrenden Weise die verschiedenen Verfassungen von Frankreich und Nordamerika gegenüber; er kritisirt mit Glück die kühnen staatsrechtlichen Ideen John Stuart Mill's und anderer Politiker, Philosophen und Staatsrechtslehrer der neuern und neuesten Zeit und hat uns so eine Arbeit geliefert, die durch die ähnlichen Werke von K. F. Neumann, W. Kiesselbach, Rüttimann, Bluntschli, Mohl, Döhn, Bagehot u. a. durchaus nicht überflüssig gemacht worden ist.

Unser Autor unterschridet in der politischen Geschichte der Vereinigten Staaten von der Unabhängigkeitserklärung bis zur Verkündigung der — einige wesentliche Zusätze und Abänderungen ausgenommen — noch heute geltenden Unionsverfassung von 1789 drei Zeiträume: 1) von 1776—81 regierte der revolutionäre Congreß, man arbeitete daran, einen Bund der einzelnen Staaten zu bilden; 2) im Jahre 1781 wurden die Artikel eines solchen Bundes, der sogenannten Conföderation, angenommen, und hiermit erhielten die Vereinigten Staaten ihre erste Verfassung; 3) Alexander Hamilton, dessen große Verdienste im Kriege wie im Frieden in Europa noch immer nicht genug bekannt sind, arbeitete am friihesten und eifrigsten darauf hin, den lockern Conföderationsartikeln einen stärkern innern Halt zu geben, und so trat im Jahre 1787 die constituirende Versammlung in Philadelphia zusammen, welche unter Washington's Vorsitz die Constitution von 1789 zu Stande brachte.

Nachdem Laboulaye von S. 74—208 die Entstehung der Conföderation, ihre Mängel und ihren Verfall besprochen, gibt er S. 209—282 in kurzen, treffenden Zügen eine Charakteristik der hervorragendsten Verfassungsmänner der nordamerikanischen Union, um schließlich in der zwölften Vorlesung die Frage von der Scheidung der Staatsgewalten und das Ein- und Zweikammersystem einer genauern Betrachtung zu unterziehen. Bei der Besprechung des Wahlrechts nimmt er Rücksicht auf Thomas Hare's ingeniöse, jedoch sehr mechanische Vorschläge; auch weist er darauf hin, daß schon Condorcet lange vor Stuart Mill und dessen Gesinnungsgenossen den Frauen politische Gleichberechtigung eingeräumt habe, und daß man, sobald man von dem natürlichen Rechte ausgehe und in dem Wahlrechte etwas anderes als „eine bloße Function" erblicke, „nothwendig dahin kommen müsse, den Frauen das Stimmrecht einzuräumen".

Bei der Charakteristik Alexander Hamilton's berührt er auch schon den Kampf des für Deutschland so wichtigen staatenbundlichen und bundesstaatlichen Princips, wie solches sich in der constituirenden Versammlung zu Philadelphia geltend machte.

Wir schließen unsere Besprechung des Werks mit folgenden, im großen und ganzen sachgemäßen Bemerkungen Laboulaye's:

In Amerika hat man sich nicht damit begnügt, mit der politischen Freiheit das Gebäude nur krönen zu wollen; dort weiß man, daß die Freiheit etwas so Gewichtiges ist, daß sie mit ihrem Gewichte alles zermalmen würde, daß nur sie selbst sich tragen kann. Daraus ist man dort der Ansicht, daß eine Urkunde nur ein Stück Papier ist, und daß, solange die Freiheit nicht jedem Bürger zu einer Lebensgewohnheit und einem Herzensbedürfnisse geworden ist, selbst die vollkommenste und freieste Verfassung nur eine gesetzliche Chimäre ist. Das spanische Amerika beweist dies durch sein Beispiel zur Genüge. Mit Hülfe der Religion, der Erziehung, der Gemeindeorganisation, des Dienstes in der Landwehr (Miliz) pflanzt man die Freiheit in der Seele des Bürgers. Diese vier Pfeiler stützen



Digitized by Google

das Gebäude der Verfassung. Kirche und Staat sind getrennt, folglich gibt es weder Zänkereien im Innern, noch simonistische Verbindungen; die Erziehung ist nicht Sache des Staats, sondern sie liegt wesentlich der Gemeinde ob und wird als eine Lebensfrage für die Republik betrachtet; eine Nationalmiliz legt die Polizei und die Vertheidigung des Staats den Bürgern in die Hand und macht jede ehrgeizige und Eroberungspolitik unmöglich; die Gemeinde allein hat über ihre eigenen Interessen zu gebieten und ist für ihre Fehler und Irrthümer verantwortlich. Das sind die vier wesentlichen Bedingungen der Freiheit, welche die Vereinigten Staaten haben und die uns immer gefehlt haben. Dort tritt das politische Leben nicht periodisch wie eine Krankheit auf, es bildet einen Theil des Alltagslebens. Als Advocat, Industrieller oder Landmann bleibt man doch immer Bürger. In der Nähe und in der Ferne beschäftigt sich dort jeder mit den Angelegenheiten seiner Kirche, seiner Schule, seiner Gemeinde so gut wie mit seinen eigenen Angelegenheiten. Auch gehen sie ihn ebenso viel an, denn er selbst erhebt, verwendet und überwacht die Fonds, die er bewilligt hat, und er hat Nutzen oder Schaden von der Weisheit oder den Fehlern seiner Mitbürger. So bieten die Vereinigten Staaten ein Bild von jenem öffentlichen Leben, von welchem Griechenland und Rom uns so schöne Beispiele hinterlassen haben; die Gemeinde ist dort eine gegenseitige Schule der Freiheit; vom ersten Lebenstage an gewöhnt sich der Bürger, den Staat als seine eigene Sache zu lieben, und zieht so jenen rechtmäßigen Stolz in sich groß, welcher Republiken stark und tugendhaft macht.

**Rudolf Doehn.**

---

## Zur Charakteristik Schelling's.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

Aus Schelling's Leben. In Briefen. Drei Bände. Leipzig, Hirzel. 1869—70. Gr. 8. 6 Thlr. 22 Ngr.

Während der Lektüre des zweiten Bandes der Schelling'schen Briefe wird man anfangs von der Besorgniß berührt, es könnte derselbe im Reichthum des Inhalts hinter dem ersten um vieles zurückbleiben; bald aber sieht man sich eines andern belehrt. Man wird durch eine Vielseitigkeit, Frische, durch eine Fülle des Interessantesten überrascht, daß man erstaunt, wie der ausgezeichnete Mann, mit umfassenden und kleinern Arbeiten unablässig beschäftigt, so viel Zeit zu gewinnen vermochte, eine so ausgedehnte Correspondenz zu unterhalten. Dabei geizt er so gar nicht, daß er auch seine Briefe mit den fruchtbarsten Gedanken ausstattet. Haben wir wiederholt dem Herausgeber die treffliche, überschriftliche Anordnung zuzugestehen, so erlauben wir uns doch zu bedauern, daß eine erhebliche Anzahl von Briefen, deren Namen schon spannen, daß Briefe von Atterbom, Creuzer, Georgii, Gries, Oken, Pfister, Ritter, Schubert, Steffens u. a., Briefe, die G. L. Plitt noch dazu selbst „interessant" nennt, daß solche unterdrückt wurden.

Wir befinden uns in Würzburg. Die kurbairische Regierung läßt es sich auf jede Weise angelegen sein, die würzburger Universität zu heben, umzugestalten. Schelling bekommt es mit einer doppelten Gegnerschaft zu thun, mit einer falschen, seichten Aufklärung, deren Repräsentanten besonders Salat und Cajetan Weiller sind, und mit dem katholischen Klerus. Das verleidete ihm seinen dortigen Aufenthalt vielfach. Schelling gibt seine „Jahrbücher für Medicin als Wissenschaft" heraus. Das erste Bedeutende, aber auch höchst Bedeutende, dem wir begegnen, ist der Brief Eschenmayer's an Schelling. Unser Denker beginnt seinen Feldzug gegen die Illuminaten. Auch Wagner, der Philosoph, wird gehörig abgewiesen. Der Brief Schelling's an den Grafen Thürheim, dem er sein kriegerisches Vorhaben mit aller Offenheit bekennt, ist wieder ein Meisterstück und ein Beweis, mit welcher Umsicht Schelling dergleichen Vorgänge zu behandeln wußte. Er ist auch in allen diesen brieflichen Auslassungen entschlossen, fest, scharf, rücksichtslos, ohne jede Menschenfurcht. Auch gegen langbewährte Freunde hält er mit seinem Urtheil nicht zurück, was deren Schriften betrifft; man vergleiche sein Schreiben, voll freimüthiger Würde, an Windischmann. Das Verhältniß zu Paulus geht immer weiter auseinander. Vor allem jedoch machen wir aufmerksam auf den trefflichen Brief Schelling's an Alexander von Humboldt; schon hier treffen wir die Klage:

Man hat sich in Deutschland gegen diese Sache (die Naturphilosophie), wie noch immer gegen alles Neue, benommen. Man hat sie erst mißverstanden und verdreht und die gröbsten Vorurtheile dagegen verbreitet. Man hat vorgegeben, die Naturphilosophie verschmähe die Erfahrung und dränge ihre Fortschritte, und dies zu gleicher Zeit, als einzelne Naturforscher von den Ideen derselben den besten Gebrauch zu ihren Experimenten machten und diese danach regulirten.

Und nun die Antwort Humboldt's. Was muß die für Schelling gewesen sein! Blick in diesen Spiegel, ihr heutigen Schwätzer, als wäre alles schon mit Stoff und Kraft erklärt! Humboldt sagt unter anderm in seinem herrlichen Schreiben, von Paris aus datirt, welches auch im Ausdruck classisch ist:

Meiner Absicht nach Rom so nahe, und durch chemische Arbeiten, die ich früher vollenden soll, zerstreut, eile ich, Ihnen so schnell als möglich die Versicherung meiner tiefsten Bewunderung und Hochachtung an den Tag zu legen. Herr Walter hat Ihnen unstreitig gesagt, wie sehr ich mir anzueignen wünschte was Sie durch Begründung einer Naturphilosophie in den letzten Jahren Großes und Schönes errungen haben. Was sollte auch in der That mehr meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen als eine Revolution in denjenigen Wissenschaften, denen mein ganzes Leben gewidmet ist. Seit sechs Jahren von Europa abwesend, ohne Bücher, bloß mit der Natur beschäftigt, ist mir eine unbefangenere Ansicht gewährt als manchem Physiker, dem durch die Sittenverderbniß, welche die literarischen Kriege nach sich ziehen, seine alten Meinungen lieber als das Object selbst, die Natur, geworden sind. Mein! ich hatte die Revolution, welche Sie in den Naturwissenschaften veranlaßt, für eine der schönsten Epochen dieser raschen Zeiten. Zwischen Chemismus und Erregungstheorie schwankend, habe ich stets geahnt, daß es noch etwas Besseres und Höheres geben müsse, auf das alles zurückgeführt werden könne, und dies Höhere verdanken wir nur Ihren Entdeckungen.

Wenn es, wie wir bereits andeuteten, in dem Briefaustausche zwischen Schelling und Windischmann auch zu kleinen Reibungen, zu manchen scharfen Erklärung kommt, so stellt sich doch das gute Einvernehmen bald wieder her, die volle Wärme teilt wieder hervor, wie es denn bemerkenswerth ist, daß das Freundschaftsverhältniß zu Windischmann, Steffens,

Digitized by Google

Schubert, Wagner (dem Künstler), Georgii, Pfister, denen sich später der schwedische Dichter Atterbom zugesellt, und noch andern durch ein ganzes, vielbewegtes Leben sich gleichbleibt. Dieser ausgeprägte Sinn für Freundschaft, zart, tief, innig, welchem es stets um Verwirklichung höchster Ideale zu thun ist, der sich zu jedem Opfer und Rath freudig bereit zeigt, ist eine der köstlichsten Zierden dieser Briefe, einer der Grundzüge Schelling's, welcher von seinem echt deutschen Gemüthe glänzendes Zeugniß gibt. Im innersten Zusammenhange damit steht die gleichfalls unwandelbare Pietät und Liebe zu seinen Aeltern, Geschwistern, das Bedürfniß eines unausgesetzten Gedankenaustausches auch mit ihnen, in welchem dann besonders hervorleuchten die Zuschriften an seinen Bruder Karl, den ausgezeichneten Arzt.

Wenn unser Denker, wo ihn nicht offene und heimtückische Anfeindungen verstimmen und kränken, von der heitersten Lebenslust erfüllt ist, so liegen ihm doch auch die großen Gefahren, die dem deutschen Vaterlande drohen und bereits hereinbrechen, unablässig am Herzen und trüben seine Stunden. Schelling hat nie zu jenen abgeschlossenen Gelehrten gehört, die sich vom Leben abwenden, sich in die Unnatur hineinstudiren und nichts von dem wissen, was um sie her vorgeht. Während er den schwierigsten Untersuchungen und Forschungen oblag, beobachtete er auch stets die schwarzen Gewitter der Politik, die immer drohender heranrückten und in dem unglücklichen Jahre 1806 zerschmetternd losbrachen. Dabei ist er gleichwol in der Wissenschaft unermüdet thätig.

Wir wissen, in der Polemik konnte Schelling ein Aeußerstes leisten. Aber so sehr war er auch Mensch, daß er in den Begegnissen des täglichen Lebens, wo ihm etwas unbequem wurde, allen Sarkasmus loszulassen vermochte, sogar mit einem kleinen Zusatz von Malice. Er stand damals mit F. H. Jacobi noch leidlich, dennoch spürt man schon, als hätte auch er es geahnt, die spätere, ausgebildetste Feindschaft heraus. So heißt es bereits in dem Briefe an seine Frau, S. 85, zuerst: „Jacobi ist in der That ein liebenswürdiger Mann, für die erste Bekanntschaft wenigstens.“ Dann aber lautet es genrebildlich und boshaft genug:

Tieter in ein wissenschaftliches Gespräch mich einzulassen war nicht Zeit noch Ort. Die alten Jungfern [Jacobi's Schwestern] sitzen dabei, wie zwei alte Katzen, die sich Gelehrte oft halten und die nicht vom Sofa zu bringen sind, wenn man ihnen gleich eine versetzt, der alten Gewohnheit wegen. Sie sind insbesondere darum fatal, weil sie ein Personifikat seines ganzen vergangenen Lebens sind, während er noch wohl gegenwärtig ist. Sie sollen sonst nicht so dabei sitzen, bei mir aber machte es die Neugierde. Die älteste ist besonders vom Aergen, sie schielt auf eine horrible Weise.

Wir sind jetzt mit Schelling in München. Auch mit Franz von Baader befreundet er sich. Schon beginnt das Verhältniß zu Jacobi, dem Präsidenten der Akademie, bröcklig zu werden. Besuche von Notabilitäten kommen oder kündigen sich doch an: Frau von Staël, A. W. Schlegel, Rumohr, Ludwig Tieck. Ein furchtbares Ereigniß trifft Schelling, seine Gattin Karoline stirbt. Dieser Tod hatte zur Folge den Briefwechsel zwischen Schelling und Pauline Gotter, welcher zu den größten Kostbarkeiten des vorliegenden Bandes gehört. Unser Philosoph arbeitete an den „Weltaltern“, die er immer wieder vornahm, und an denen er sich immer noch nicht genügen konnte. Die Feindschaft mit Jacobi beginnt und bricht in den heftigsten literarischen Kampf aus. Hierher also gehört Schelling's berühmte Schrift: „Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen“ (Tübingen 1812). Man wird in diesen Briefen den interessantesten Einblick in den Streit beider Männer erhalten. Schelling ist überzeugt von der Schärfe und der heilbringenden Wirkung seiner Waffen. Die Nachwelt wird jetzt ein richtiges Urtheil fällen. Es ist keine Frage, daß Schelling im wesentlichen recht hat. Dennoch geht er zu weit in der Beurtheilung seines Gegners auch als Menschen. F. H. Jacobi ist und bleibt einer der edelsten Männer Deutschlands. Man weiß wie Goethe zu ihm stand, ungeachtet späterer Trübungen. Wie würde auch Jean Paul ihn so verehrt und geliebt, ihn so hoch gestellt haben, wenn er nicht edel gewesen wäre. Es verhält sich mit der Polemik Jacobi's gegen Schelling vielleicht ähnlich wie mit der „Metakritik“ Herder's gegen Kant; trotz der Irrthümer des erstern verlieren in solchem Zusammenstoß weder Herder noch Kant das Geringste von ihrer Größe.

Schelling war so ruhig, daß er von seiner Philosophie aus auch auf die Nation zu wirken alle Anstrengung machte, und sicher mit bedeutendem Erfolg. Dahin schlägt seine Zeitschrift „Von Deutschen für Deutsche“ ein.

Was nun näher den Briefwechsel Schelling's mit Pauline Gotter betrifft, so ist derselbe im höchsten Grade erquicklich. Aus der Art, wie unser Philosoph an sie schreibt, wie sie ihm erwidert, wie Goethe mit ihr ab und zu persönlich verkehrt, ihr die anmuthigsten Blättchen aus seiner Feder sendet, ersehen wir, daß Pauline eine ganz außerordentliche Weiblichkeit gewesen ist. Sie war mit der verstorbenen Karoline innigst befreundet, sie allein konnte Schelling den Schmerz nachfühlen, den er nicht zu verwinden vermochte; war es doch ihr Schmerz. Wie ergreifend drückt er in seinen Herzensergießungen den Gram aus, der keine Minute von ihm weichen will; und wie ruft Pauline in jeder Zeile, die sie ihm schreibt, das liebliche Bild der Verklärten in seiner Seele hervor, und siehe da, es lindert seinen Schmerz, der ihn zu vernichten drohte. Pauline, in allem was sie ihm brieflich zugehen läßt, verräth, ohne daß sie es will, Eigenschaften, die in solchem Verein wol selten sich vorfinden. Nie reflectirt sie auf sich, sie lebt nur in andern. Sie ist vielseitig gebildet, sie hat die regste Empfänglichkeit für alles Geistige, sie hat sich eine Natürlichkeit erhalten, deren holder Ausdruck oft hinreißend ist. Der tiefsten Anempfindung an alles Edle, der reichsten Innerlichkeit des Gemüthes gesellt sich ein Verstand, eine Klugheit und Umsicht, eine naive Heiterkeit, die schon Goethe an ihr so beglückten, Schelling nun vollends entzückten. Was wir bereits ahnen, geschieht: Schelling wirbt um ihre Hand, sie wird seine Gattin. Die Briefe Schelling's, die solches anbahnen, haben ihn so sehr verändert, daß wir den Mann wieder zum Jüngling, den Philosophen zum Dichter umgewandelt sehen. Es erfüllt ihn aufs neue

Digitized by Google

eine Werdelust, eine Begeisterung für seine wissenschaftliche Thätigkeit, daß wir erstaunen über die Zaubermacht eines weiblichen Wesens. In dem einen dieser herrlichen Briefe ist es kein Bericht mehr wie es ihm gehe, er gibt keine Nachricht von seinen literarischen Unternehmungen: er stimmt ein hohes Lied der innigsten Liebe an, und wir erleben mit ihm aus dem was folgt, welch eine glückliche Wahl er getroffen hat.

Aus den weitern Briefen geht wieder hervor, welch ein warmes Interesse Schelling an der Befreiung Deutschlands von den Franzosen fühlt, wie sein Patriotismus ihn überall hin begleitet. Sein Vater stirbt. Im übrigen gestaltet sich sein Familienleben in der erwünschtesten Weise. Er entschließt sich, Kränklichkeit halber, zu einem Landaufenthalt in der bessern Jahreszeit, und empfindet schon wieder ein Bangen nach seinem trefflichen Weibe, nach seinen Kindern, wenn sie ihn nicht begleiten, sodaß er aus neue seine Zuflucht zur Feder nimmt, um auf Blättern und Blättchen ihnen die spreielste Einsicht zu verschaffen in seine idyllischen Siedeleien, in seinen Umgang mit der Natur, in seine Abende und Nächte. Seine philosophischen Arbeiten lassen ihm keine Ruhe, er ist unablässig bedacht, in seinen Denkpraessen auch wirklich fortzurücken, wahrhafte Eroberungen auf dem Gebiete der Ideen, der Natur und Geschichte des Geistes zu machen. Seine „Gottheiten von Samothrake" erscheinen. Jetzt wird ihm auch seine Mutter durch den Tod entrissen. Die überaus bündige Uebersicht des Herausgebers geleitet uns durch den ersten Aufenthalt Schelling's in München bis zu seinem Abgange nach Erlangen.

Die nachfolgenden Briefe dieser Periode erfreuen uns ebenfalls durch große Mannichfaltigkeit. Merkwürdig sind hier Schelling's Aeußerungen und mehrfache Klagen über Friedrich Schlegel. Es heißt in einem Schreiben an Schubert:

Was mich betrifft, so hat F. Schlegel gemeint, mit seiner crassen, höchst allgemeinen und unvollständigen Schilderung des Pantheismus mich zu schildern. Er und seine Anhänger haben diese Vorstellung meines Systems sogar unter dem Pöbel der philosophischen Literatur mündlich schon lange verbreitet. Mit solchem Volk, als man bisher gegen mich aufzutreten gesucht, mich einzulassen, habe ich unter mir gehalten. Es war mir daher sehr angenehm, daß er selbst hervorgetreten. Ich habe seiner künstlichen und auf Schrauben gesetzten Polemik eine gerade, unumwundene Erklärung meiner Ansicht entgegengesetzt und betrachte von jetzt an sein ganzes Beginnen und Wesen als eine Sache, der ich mit aller Kraft wissenschaftlich und literarisch auf jedem Wege entgegenwirken werde. Ich wünsche nichts mehr, als daß die Sache durch das, was ich darin gethan, zum offenbaren und entscheidenden Streit komme. Glauben Sie darum nicht, daß ich nicht die größte Hochachtung für F. Schlegel habe. Aber ich halte sein jetziges Wallen (1809) keineswegs für rein, und sein Beginnen in philosophischer Hinsicht für ungenügend. In dem Werk über Indien herrscht nach B.'s Eindruck eine wahre Bauernmanier-Philosophie. F. Schlegel ist Philalag im höchsten Sinne des Worts; ich betrachte sein jetziges Treiben als eine Rückkehr zu dieser Bestimmung.

Auch der Brief an Schubert ist höchst charakteristisch und bedeutend. In einigen der Briefe nimmt Schelling einen gewissen höhern, einen Urpantheismus in Schutz. In den Briefen an Philipp Michaelis und an Windischmann tritt uns der ganze Seelenadel Schelling's vors Auge. Er gedenkt u. a. seiner verstorbenen ersten Gattin, er gibt uns ein Bild ihres Wesens, dessen Einzelzüge wie Gesammtheit ergreifend sind, ihre ganze Außerordentlichkeit uns veranschaulichen. Die Briefe werden mit jedem Blatte, das wir umschlagen, reicher, gewichtiger. Das Schreiben an Georgii ist wieder für Schelling's philosophische Daetrin und allmähliche Entwickelung von tiefster Bedeutung. Ueber Paulus, den Kirchenrath, wird von Schelling an Schubert bitter geklagt. Später wieder schreibt er an Georgii die merkwürdigsten, bedeutsamsten Worte über den Tod.

Wie warm er sich fortwährend auch für Kunst interessirt, welch gründliche Kenntnisse, seinen Blick, eigenes Urtheil er darüber besitzt, beweisen u. a. alle Briefe an Wagner, den ausgezeichneten Bildhauer, der lange in Rom lebte, jedoch ab und zu nach Deutschland kam. Sa treffen wir denn auch in dem einen Briefe an Wagner sehr aufhellende Auseinandersetzungen Schelling's über die berühmten äginetischen Köpfe. Rührend ist in diesen zahlreichen Aeußerungen über Kunst das stete Trachten Schelling's nach Rom, die sichere Annahme unsers Philosophen einer nahen Reise dorthin, welche er dennoch nie zur Ausführung zu bringen vermochte. Auch in München hielt sich Schelling gern zu den Künstlern und war viel beschäftigt, die dortigen, in größter Fülle vorhandenen, herrlichen Schätze der Kunst wieder und wieder in Betracht zu ziehen. Dabei bewahrte er sich stets eine selbständige Ansicht, er ließ seinen Geschmack nie durch das allgemeine Urtheil bestimmen; er war auch in Sachen der Kunst liberal im besten Sinne. Sa schreibt er einmal vom München aus an Wagner:

Was Sie mir von dem Gang der Dinge in Rom geschrieben, wußte ich freilich so ziemlich schon vorher, doch danke ich Ihnen dafür. Wer sa in der Nähe ist, kommt bald dahin, sich über nichts mehr zu verwundern. Doch der Tummel der Frömmlerkunst und Zunft wird vorübergehen. Bedauernswerther noch schreinen mir andere Dinge, unter anderm der Bau der Ehrptathek, eines Gebäudes völlig ahne Stil, ohne Consequenz, das sich nicht einmal mit den bestern Gebäuden aus den Zeiten Ludwig's XIV. vergleichen läßt.

Viele unter den Deutschen sind lange in dem Wahne gewesen, daß Schelling der Philosophie des Staats keine besondere Aufmerksamkeit bei seinen sa vielseitigen Forschungen geschenkt, daß er am wenigsten den politischen Tagesfragen und Verhandlungen, weder seines engern Vaterlandes nach Deutschlands überhaupt, irgendwelche Theilnahme bewiesen habe, während doch Hegel in seiner Rechtsphilosophie und auch sonst mit seinen Ergebnissen wie mit seinem Urtheil in die Oeffentlichkeit getreten sei. Wie sehr befinden sich jene Deutschen im Irrthum! Schelling hegte immer das lebendigste Interesse für die politische Weitergestaltung seines besondern Vaterlandes, aber auch Deutschlands im großen Ganzen; er verfolgte jedoch auch die politischen Schicksale anderer Völker und sprach sich in kleinerm und größerm Umfange mit allem Freimuth darüber aus. Man vergleiche u. a. den Brief Schelling's an Hrn. von Neurath. Das wichtige Schreiben wird uns, ahne Datum, „nach dem Concept" mitgetheilt, und wir können uns nicht versagen, hier einige Stellen daraus zu citiren, da sie maßgebend für Schelling's politischen Blick und Hochsinn auch in dieser Beziehung sind und unsere Leser bestimmen werden,

Digitized by Google

auch von der politischen Seite den unvergeßlichen Denker kennen zu lernen. Er sagt:

Ew. Excellenz haben meine Aeußerungen über die württembergische Verfassungsangelegenheit, in unheilvoller und schwankend sie nach dem damaligen Stande der Dinge sein mußten, mit solcher ungemein gütigen Nachsicht aufgenommen, daß in dem Augenblick, wo die letzte Veränderung neue Hoffnungen und damit entschiedenere Aeußerungen verstattet, ich über diesen Gegenstand Ihnen zu schreiben mich gedrungen fühle.

Wir übergehen aus Mangel an Raum was zunächst folgt, um vor allem den also lautenden Worten hier eine Stelle zu geben:

Es ist einmal kein Heil noch Friede als bei dem Recht. Gleichwie die Theilung von Polen noch als Schuld auf Europa lastet, so wird, ehe dem Recht des würtembergischen Volks Recht widerfahren, stets ein unbefriedigtes und unbefriedigtes Bewußtsein zurückbleiben — und dieser Friede des Bewußtseins geht doch über alles, es ist der Hausfriede im allerengsten Sinn, alles andere ist nur täuschende Ruhe. Gleichwie, wer mit Gewalt von einem andern Prätendenten aus dem Besitz eines Hauses geworfen worden, von jedem Gericht erst wieder eingesetzt werden muß, und dann erst der Rechtsgang beginnt, dessen Ende vielleicht ist, daß er es wirklich räumen muß: so werden die Württemberger nie beruhigt sein, ehe über alle Verfassung ebenso factisch hergestellt wird, als sie factisch aufgehoben worden — nicht hergestellt um zu bleiben, sondern um als Keim einer neuen zu dienen. Denn dieses ist der Gang der Natur, gegen den keine Menschengewalt etwas vermag. Nichts, das ein Vergangenes wieder, hört darum ganz auf zu sein, es lebt in dem Gegenwärtigen fort, dem es zum Entwicklungsgrunde dient. Die Zeit hat der altwürtembergischen Verfassung ihre Bestehungsfrist entzogen; aber ehe sie ins Grab gelegt wird, diese von so vielen geliebte Mutter, muß sie ein Kind gebären, eine neue, aus ihrem Fleisch, ihrem Blut erwachsene Verfassung.

Es ist bemerkenswerth, daß Schelling beim Beginne der spätern Entwickelung seiner Weltanschauung den neuern Umgestaltungen der Philosophie in Frankreich nicht blos seine Aufmerksamkeit zuwandte, sondern in mancher Beziehung auch eine gewisse Zustimmung andeutete. Hier ist die berühmte Vorrede Schelling's zu: „Victor Cousin über französische und deutsche Philosophie. Aus dem Französischen von Hubert Beckers" (Stuttgart und Tübingen 1834) zu vergleichen, wie Karl Rosenkranz: „Schelling" (Danzig, 1843, S. 354 fg.). Vielleicht legte Schelling ein zu großes Gewicht auf Cousin, der doch in seiner Weise ein schöpferischer Geist ist. Beide Männer hatten zu München einen persönlichen Verkehr gehabt. Cousin hatte sich mit derselben französischen Schnellfertigkeit auch zu rascher Umwandlung der Schelling'schen Philosophie jetzt zugekehrt, wie er früher ein Bewunderer und Anhänger Hegel's gewesen war. Wir lassen es unentschieden, ob es Schelling entging, daß Cousin weder in ihn noch in Hegel tief einzudringen vermochte. Schon unsere Sprache dürfte für den Franzosen ein zu unübersteigliches Bollwerk gewesen sein, als daß er sich einen Zugang hätte verschaffen können in die Felsenschlösser der beiden genialen Denker, um die darin niedergelegten Ideenschätze sich zur Anschauung zu bringen. Wir finden übrigens gegen das Ende vorliegender Briefsammlung ein äußerst interessantes Schreiben Schelling's an Cousin.

Eine der liebenswürdigsten Notabilitäten aus dem unmittelbaren und brieflichen Verkehre Schelling's ist jedenfalls der schon erwähnte schwedische Dichter Atterbom. Solches spiegelt sich auch in dem Schreiben des Philosophen an denselben auf S. 428 fg. auch klarste ab. Was von dem Einflusse, welchen auf jeden seine Zeit übt, gesagt wird, wie hier auch Unglimpfliges zu überwinden ist, um sich in seinem Schaffen über alles, was der Vergänglichkeit angehört, hinauszuschwingen, wird von Schelling bei Gelegenheit seiner „Weltalter" höchst eindringlich in Erinnerung gebracht, und mancher unserer Leser wird sich daran orientiren und für sein eigenes Erfahren eine Beruhigung finden. Schelling sagt:

Niemand geht so rein durch seine Zeit, daß sich ihm nicht vieles anhängt, was seinem eigentlichen Wesen gar nicht angehört. Diese Schlacken wegzuläutern, sich von allem Fremden, Hemmenden loszumachen und so in völlige Freiheit zu setzen, ist eigentlich das Schwere; und indeß das Positive meines Werkes sie meint eben die „Weltalter"] mit Leichtigkeit und gleichsam im jetzigen Genusse schnell und fertig sich bildete, hat jenes negative Geschäft mich Jahre gekostet und nicht wenig Mühe. Denn immer blieb noch etwas Störendes zurück, das meinem Ideal eines durchaus unbefangenen, in Stoff und Form lautern und, daß ich so sage, allgemein menschlichen Werks entgegen war, und es kostete Arbeit, dies zu entdecken. Nun aber ist auch dies überwunden.

Das Totalbild, welches diese Briefe aus vergangenen Tagen zurückwerfen, dessen Einzelzüge jede Zeile zeichnet, colorirt, vervollständigt, entspricht völlig dem Eindrucke, welchen wir vor einer langen Reihe von Jahren unmittelbar von dem großen Denker empfingen, und hat uns aufs lebhafteste die unvergeßliche Stunde vergegenwärtigt, in der wir das Glück hatten, in Schelling's nächster Nähe zu weilen, seine sich tief einprägende Stimme zu vernehmen.*)

Alexander Jung.

*) Vgl. „F. W. J. von Schelling und eine Unterredung mit demselben zu München. Von Alexander Jung" (Leipzig 1864).

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Schriften über die Frauenfrage.

1. Zwei Vorträge gehalten bei der Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins am 19. und 20. September 1868 zu Braunschweig von Auguste Schmidt und Henriette Goldschmidt. Leipzig, Leiner. 1868. Gr. 8. 5 Ngr.
2. Für und wider die Frauen. Vierzehn Briefe von Fanny Lewald. Berlin, Janke. 1870. 8. 15 Ngr.
3. Die sociale Bewegung auf dem Gebiete der Frauen von Otto August. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1868. Gr. 8. 7½ Ngr.
4. Das Recht der Frauen auf Arbeit und die Organisation der Frauenarbeit von Karl Thomas Richter. Zwei Vorträge, gehalten im Frauenerwerb-Verein zu Wien. Zweite vermehrte Auflage. Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1869. 8. 12 Ngr.
5. Ueber die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen. Vortrag gehalten von F. von Holtzendorff. Berlin, Lüderitz. 1868. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Ueber die Emancipation der Frauen von Heinrich von Sybel. Bonn, Cohen u. Sohn. 1870. 8. 5 Ngr.
7. Frauenrecht und Frauenpflicht. Eine Antwort auf Fanny Lewald's Briefe „Für und wider die Frauen" von Ma-

Digitized by Google

thilde Reichardt Stromberg. Bonn, Cohen u. Sohn. 1870. 8. 15 Ngr.

8. Die Frauenfrage eine Culturfrage. Vortrag, gehalten zu Leipzig am 6. April 1870 von Henriette Goldschmidt. Leipzig, Reimer. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

9. Die Frauenfrage in den verschiedenen Culturländern. (In „Unsere Zeit", VI, 1, 542; Leipzig, Brockhaus, 1870.)

10. Geschichte der deutschen Frauen. Vier Vorträge, gehalten in Berlin im Winter 1870 von Zapp. Berlin, Henschel. 1870. 8. 1 Thlr.

Ein Blick auf die Autoren vorliegender Schriften zeigt in bunter Reihe neben Männern, deren Namen an bedeutende Leistungen der Wissenschaft erinnern, neben Frauen, die sich bereits schriftstellerischen Ruhm erwarben, auch solche Autoren, deren Heraustreten auf den Markt des literarischen Verkehrs weder mit einem durch eine Facultät geprüften noch mit einem durch künstlerische Leistungen bewährten Schilde gedeckt ist. Auch belehren uns die Titel der Schriften, größtentheils Vorträge, daß sie nicht dem Fleiße streng wissenschaftlicher Forschungen noch dem geheimnißvollen Besuche der Muse ihr Dasein verdanken. Diese einer Zeitfrage gewidmeten Arbeiten erscheinen fast auch wie ein kämpfendes, sich einen Weg bahnendes Heer, das seine Streiter und seine Waffen aus allen Ständen und Arsenalen holt. Die Arbeit in Reih und Glied ohne Unterschied des Ranges und Standes, die sich im deutschen Kriege so glänzend bewährt, ist auch nothwendig für die Kämpfe, für die Fragen auf socialem Gebiet. Längst hat man eingesehen, daß der praktische Blick des gewöhnlichen Mannes und seine Erfahrungen ein werthvolles Material dem Forscher zuführen und dessen Theorien erst lebensfähig machen.

Der Zusammenhang in den verschiedensten Gestaltungen des Lebens, der sich dem Denkenden so leicht aufdrängt, der sich auch in der in den obigen Schriften behandelten „Frauenfrage" zeigt, läßt es daher immer mehr als eine ernste Pflicht der Presse erkennen, die auftauchenden Erscheinungen auf diesem Gebiet zu beachten. Man braucht kein Prophet zu sein, um vorherzusagen daß die gewaltige Zeit, die so viel Manneskraft gebraucht und verbraucht hat, die Frauenfrage in noch fragwürdigerer Gestalt wird erstehen lassen. „Die Blutarbeit hört auf, die Thränenarbeit beginnt." Eine Thränenarbeit in vieler Beziehung ist das Los des alternden unversorgten Mädchens, der verwitweten Frau auch in Friedenszeiten. Aber eben weil die Arbeit der Frau schon in Friedenszeiten aus dem schweren Druck der Noth sich zu befreien strebte, deßhalb werden wir in der Erscheinung des Krieges nicht die zufällige Ursache für die verschärfte Form finden, in der die Frauenfrage unbedingt jetzt auftreten wird. Der Krieg an sich hat keine zeugende Kraft; er treibt nur die vorhandenen Zustände gewaltsam hervor und belendchtet sie schärfer und greller. Weder hat der Dreißigjährige Krieg noch die Befreiungskriege eine Frauenfrage geschaffen, trotzdem es gewiß nach diesen Kriegen genug der Wittwen und Waisen gab. Deutlich wäre schon daraus zu erkennen, daß die Frage nach Beruf und Stellung der Frau, nach ihrem Recht auf Arbeit gemäß individueller Befähigung eine Culturfrage und nicht eine bloße Brotfrage sei.

Sehen wir uns jetzt die obengenannten Schriften näher an, so finden wir durchgängig zwei leitende Gesichtspunkte, die wie rothe Fäden sich durch dieselben hindurchziehen: die Stellung der Frau in der Familie einerseits, und ihr selbständiger Erwerb andererseits. Wir möchten den ersteren — die Frau in der Familie — den poetischen, den selbständigen Erwerb den praktischen Theil der Frauenfrage nennen. Und da bei uns in Deutschland wenigstens bisher das poetische Element überwog, so hat auch dieser als gröbste Ausgeburt des Materialismus derschrieene Gegenstand, namentlich von seiten der Frauen, eine mehr poetische als sachliche Darstellung gefunden.

Zur Bestätigung sei an Luise Otto erinnert, die auf der äußersten Linken in Bezug auf die Bestrebungen deutscher Frauen steht. Schon der Titel des Buchs: „Der Genius des Hauses", zeigt, wohin die Blicke dieser als extrem betrachteten Vorkämpferin sich richten. Wie naiv gemüthlich, wie poetisch, ja wie fromm die deutsche Frau diese Frage behandelt, ergibt ein Blick auf die französischen Kämpferinnen für Frauenrecht. Wir machen nur auf Frau d'Hericourt, Fräulein Daubié und André Léon vergleichsweise aufmerksam.

Wie Luise Otto hat auch Auguste Schmidt (Nr. 1) den Blick mehr ins weibliche Gemüth als nach außen gerichtet; ihr Vortrag im Rathhaussaale zu Braunschweig hat etwas Predigtartiges. Sie redet eindringlich zu den Frauen und beansprucht, daß sie „ein höheres Princip reiner Sitte" verwirklichen sollen als die Männer. Das „ewig Weibliche" durchzieht und beschließt ihren Vortrag und hat die leichtere Aufgabe, himmelan zu ziehen, da das Leben der Frau nach der Verfasserin Ansichten ohne Sünde und Fehl sich strebend bewähren soll.

Fanny Lewald's „Für und wider die Frauen" (Nr. 2) unterscheidet sich von den früher genannten Schriften nur insofern, daß sie statt Lehrpoesie Lehrprosa enthalten. Sind Luise Otto und Auguste Schmidt weibliche Prediger, so ist Fanny Lewald Moralphilosophin, wobei allerdings die Moral eine größere Rolle als die Philosophie spielt. Nicht „der Genius" und „das ewig Weibliche", sondern der Verstand und das „ewig Gestrige" — nicht die Wahrheit, sondern die Wirklichkeit mit ihrer täglichen Erfahrung und den damit zusammenhängenden Erscheinungen und Schlußfolgerungen beschäftigen Fanny Lewald. Auch sie will die Frauen besser und tüchtiger machen, und da sie sich zu dem Standpunkt einer der anerkanntesten Romanschriftstellerinnen emporgearbeitet hat, so tragen ihre Worte den Stempel dieses Bewußtseins. Im ganzen gibt sowol die Kanzel wie das Katheder den Lehrenden ein erhöhtes Bewußtsein und etwas Protectorartiges. Dies „Protegierenwollen" von seiten der vorgeschrittenen Frauen könnte die an Geist und Geld ärmern nicht mit Unrecht zu dem bekannten Heine'schen Stoßseufzer veranlassen: „Gaben mir Rath und gute Lehren" u. s. w. Dennoch ist der relative Werth dieser Schriften nicht zu unterschätzen; sie haben ihre Bedeutung in dem relativ niedrigen Bildungsstand und dem empfänglichen Gemüth unserer Frauen und sind eine Vorstufe für eine sittliche Bildung und geistige Vertiefung des weiblichen Geschlechts.

Etwas anders als die Genannten verfährt Otto August (Frau von Litrow-Bischoff): „Die sociale

Digitized by Google

Bewegung auf dem Gebiete der Frauen" (Nr. 3). Handwerk und Gewerbe wird betont, und geschichtlich nachgewiesen, daß die Ausbildung beider in alten Zeiten den Frauen in größerem Umfange gehörte und erst durch die Ausbildung des Zunftwesens ihnen genommen wurde. Zeichen- und Gewerbeschulen fordert sie namentlich für die weibliche Jugend; in Deutschland verschulde der Mangel an Ausbildung des Formensinnß Mangel an Geschmack und wurde dadurch Veranlassung zu einer Unterschätzung der Leistungsfähigkeit der deutschen Arbeiterin.

Vorgearbeitet in Bezug auf die geschichtliche Behandlung der Gewerbe hat K. Th. Richter, dessen Schrift: „Das Recht der Frauen auf Arbeit" (Nr. 4), zu dem Werthvollsten gehört, was bisjetzt über diese Frage in Deutschland geschrieben wurde. Die allgemeinen Gesichtspunkte sind mit Klarheit und Unbefangenheit gezeichnet, unbeirrt von der kleinlichen Rücksichtnahme auf bestehende Vorurtheile oder Gedankenlosigkeit. Das Princip: „Das Weib hat gleich dem Manne den Anspruch auf die Freiheit seiner wirthschaftlichen Existenz", ist consequent und stets im Zusammenhang mit den allgemeinen Culturverhältnissen durchgeführt. Richter sagt: „Die wirthschaftliche Arbeitskraft der weiblichen Mittelklasse ward durch die Zunft vernichtet." Und weiter: „Die politische Verfassung der Staaten bestimmt nicht nur die Würde des Mannes, sondern auch die Sitte des Weibes." In der kleinen 80 Seiten umfassenden Schrift kann sich jeder Belehrung holen, der über die Frauensrage Aufschluß haben will. Die Behandlung des Gegenstandes zeichnet sich auch neben der wissenschaftlichen Bedeutung durch eine wohlthuende humane Wärme aus, die der Lektüre vielen Reiz verleiht.

In gleicher Weise kämpft F. von Holtzendorff in seinem Vortrage „Ueber die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen" (Nr. 5) für Reformen auf diesem Gebiete. Doch bewegt er sich nicht so bedingungslos, so unbeschränkt wie Richter; er verclausulirt sich öfters und meint: „die Frauenfrage sei eigentlich eine Jungfrauensrage" — dadurch wird der Standpunkt verengt und beschränkt sich auf das Gebiet der Brotfrage. In Widerspruch damit äußert er freilich, es dürfe heute das Princip, daß das Weib um des Mannes willen geschaffen sei, nicht mehr gelten. Holtzendorff sagt:

> Die Entartungen des modernen Materialismus treten darin sehr deutlich hervor, daß man in Uebereinstimmung mit den rohesten Formen halbbarbarischer Zeiten die Frauen als Instrumente für individuelle Lebenszwecke der Männer zu betrachten sich gewöhnt hat, bestimmt, dafür zu sorgen daß die höhern Anlagen der männlichen Natur sich in freier Weise und unbekümmert um die Vorgänge der Alltäglichkeit dem öffentlichen Leben zuwenden können.

Nicht im Bunde, sondern als Professor der dritte unter den genannten Autoren befindet sich Heinrich von Sybel. Sein Vortrag „Ueber die Emancipation der Frauen" (Nr. 6) sollte „Gegen Emancipation der Frauen" heißen. Hiermit haben wir seinen Standpunkt bezeichnet, der berechtigt wäre, hätte es sich der Professor nicht gar so bequem mit der Beweisführung gemacht. Ist es schon an und für sich bequem, die Durchführung eines sich geltend machenden Princips als unmöglich hinzustellen, indem man es in seiner schärfsten Ausprägung und mit allen möglichen Consequenzen zeichnet, so ist es namentlich bei dieser Frage bequem, wo die Gegnerschaft nicht sowol im Lager der Gedankenlosen als auch der Zartfühlenden vorhanden ist. Stuart Mill mit seinen extremsten Forderungen muß das Schreckbild für die maßvollen deutschen Bestrebungen hergeben. Weil Mill politische Rechte für die Frau verlangt, soll sie nach Sybel nicht einmal als Rechtspersönlichkeit im Familienleben gelten, denn „das englische Eherecht", das die Frau als solche nicht anerkennt, sei dem Princip nach ganz folgerichtig. Gar ein „weiblicher Advocat, Literat oder Zeitungsschreiber" verurfacht nach des Verfassers Ansichten jedem „Schüttelu"; er sieht dabei „den charakteristischen Reiz der Weiblichkeit zu Grunde gehen". Und da (was übrigens noch zu beweisen ist) jeder sich über solche Thätigkeit der Frauen „schüttelt", muß jedes Mädchen nach genossenem Schulunterricht nur „eine Hochschule, das Aelternhaus, nur einen Professor, die Mutter", haben, um für die Ehe und Familie sich vorzubereiten. Nur „die übrigen, die unverheirathet bleiben", dürfen ein Fachstudium betreiben. H. von Sybel vergißt nur einige Kleinigkeiten anzugeben: welches Mädchen sich als „übrig Bleibende" betrachten, und in welchem Alter sie angesagen soll sich als solche zu betrachten, um die Lehrzeit für das Fach zu beginnen. Da wir Schriften, die eine praktische Frage behandeln, besprechen, so ist die Bemerkung gestattet, daß Männer von wissenschaftlicher Bedeutung eine um so größere Verantwortlichkeit auf sich laden, wenn sie es sich mit einer „Tagesfrage" bequem machen. Nicht blos der Geist der Wissenschaft — auch der Geist der Zeit ist ein heiliger, und die Sünde gegen ihn ist um so größer, je glänzender der Name ist, der die Sünde deckt. Unmöglich konnte Professor von Sybel wissen, wie groß die Zahl der „Uebrigbleibenden" bereits im Jahre 1864, also vor dem österreichisch-preußischen Kriege bei uns war. Sie stellte sich in Preußen folgendermaßen heraus: „Unverheirathete männliche Personen über 24 Jahre gab es 976000; unverheirathete weibliche Personen über 16 Jahre 1,827441; in Sachsen betrug in demselben Jahre 1864 die Zahl der unverheiratheten Männer in dem Lebensalter zwischen 30 und 40 Jahren 27185, während die Zahl der Jungfrauen in dem Lebensalter von 20—30 Jahren 120280 betrug."

Wenn wir jetzt die Professoren verlassen und uns zu den Laien wenden, so steht Hrn. von Sybel in Anschauung und Princip Frau von Stromberg (Nr. 7) am nächsten. Gilt diesem Stuart Mill als Vertreter des Frauenrechts par excellence, so ist für Frau Stromberg Fanny Lewald die verkörperte Frauenemancipation. „Frauenrecht und Frauenpflicht. Eine Antwort auf Fanny Lewald's Briefe" nennt sie ihre Schrift. Frau Stromberg ist vielleicht die erste Frau, die so geharnischt öffentlich gegen die Reformen auftritt; die Gegner gehören sonst gewöhnlich zu den „Stillen im Lande". Indeß war an der geistigen Befähigung der Frauen zweifelt, könnte sich von dieser Gegnerin der Emancipation eines Bessern belehren lassen. Sie weiß die Waffen gut zu führen; sie ist geistreich, wissenschaftlich gebildet und hat eine scharfe Logik. Ihr Buch ist, abgesehen von jeder Tendenz, eine interessante Lektüre. Eine im Grunde



Digitized by Google

gesunde Naturanschauung läßt sie häufig Bilder für ihre Ansichten aus dem Gebiete des Naturlebens entnehmen, und dies gibt der Darstellung Originalität und Frische. Sie stellt die gleiche geistige Befähigung der Geschlechter in Abrede und meint, „das Ebelgeweih sei dem Hirsche nicht auf der Stirn, sondern aus dem Gehirn herausgewachsen", daher habe die größere Gehirnthätigkeit beim Manne einen innern, keinen äußern Grund. Ueberhaupt wagt es Fran Stromberg, Dinge zu sagen, die keine für Emancipation kämpfende Frau riskiren würde. Sie meint z. B., die pariser Arbeiterinnen, die 1848 auf das Stadthaus zogen und Arbeit begehrten, um sich ehrlich ernähren zu können, hätten jede „einen Mann von Fleisch und Bein, einen breitschultrigen, starkarmigen und klarängigen Mann verlangen sollen, einen Mann, der die Arbeit ums Brot ihnen aus der Hand genommen und für sie gethan, das hätte ihr Herz mehr erwärmt als alle Ehre, die in der arbeitsamen Armuth liegt".

Betont Fanny Lewald die Selbständigkeit der Frau vielleicht zu einseitig vom bloßen Standpunkt des Erwerbs, so vergißt Frau Stromberg wiederum, daß Ehe und Familie keineswegs Institute sind, in die jedes Mädchen eintreten kann, das den guten Willen dazu hat. Selbst die Begeisterung für die Madonna, die Frau Stromberg der bleichen verkümmerten Lehrerin gegenüberstellt, beweist nichts, da keine Frau, nicht einmal eine Mutter ihr ganzes Leben lang zur ästhetischen Befriedigung der Menschheit mit dem Kinde auf dem Arme dastehen kann.

Was die Schriften „Die Frauenfrage eine Culturfrage" von Henriette Goldschmidt und „Die Frauenfrage in den verschiedenen Culturländern" (Nr. 8 und 9) betrifft, so hat sich die Verfasserin bemüht, den Zusammenhang culturhistorisch nachzuweisen, in dem die Frauenfrage mit der Gesammtentwickelung des Volks und der Zeit sich befindet. Sie geht dabei auf das Princip zurück, aus dem die moderne Anschauung im Staats- und Gesellschaftsleben entsprungen ist. Im Gegensatz zum Alterthum, das nur im Volks-, Staats- und Familienganzen seine Ausprägung fand, heißt das moderne Princip: Entwickelung des Individuums zur größtmöglichen Freiheit. Diese Freiheit beschränkte sich bisher bei der Frau auf das Gefühlsleben und documentirte sich bei der Gattenwahl. Folge dieser einseitigen Freiheit ist ein gefährliches Ueberwuchern romantischen Phantasie- und Traumlebens, das nicht weniger als die veränderten national-ökonomischen Verhältnisse zur Entstehung der Frauenfrage beigetragen. Abgesehen davon, daß darin ein Grund für die Ehelosigkeit in den gebildeten Ständen zu suchen ist, erzeugten sich in dem „in relative Freiheit" gesetzten Gemüthe der Frau andere Triebe, die sich mit dieser Freiheit nicht stillen lassen. Herz und Geist sind in dem Menschen nicht so getrennte Begriffe wie in einer „psychologischen Analyse". Die gemüthlichen und geistigen Kräfte der Frau streben nach Entfaltung, und es ist ebenso wol im Interesse der Frauen als im Interesse der Gesellschaft, die alle vorhandenen Kräfte brauchen kann, wenn die denkenden Frauen bessere Erziehung und freiere Bahn für die Entfaltung dieser Kräfte verlangen. Die Erscheinung, daß die Frauenfrage in den verschiedenen Ländern verschiedene Formen annimmt, daß auch das Auftreten der Frauen für die Emancipation ihres Geschlechts bedingt ist von der eigenthümlichen Entwickelung des Gesammtlebens, ist in dem betreffenden Artikel in „Unsere Zeit" eingehend nachgewiesen.

Der zweite Vortrag in Braunschweig von derselben Verfasserin in der unter Nr. 1 angeführten Schrift bezeichnet Mittel und Wege zur Lösung der Frauenfrage. The right of Petition ist auch ein Recht der Frauen, und sie sollen sich desselben bedienen. Staat und Gemeinde und nicht blos der gute Wille und das edle Herz der Frauen sollen diejenigen Anstalten gründen, die zum selbständigen Erwerb befähigen. Gemeindeämter sollen den Frauen überwiesen werden, damit sie sittlich erstarken und einen Einfluß auf die socialen Zustände gewinnen.

Vier Vorträge von Dr. Zapp behandeln die „Geschichte der deutschen Frauen" (Nr. 10). Selbstverständlich konnte der Stoff in vier Vorträgen nur in aphoristischer Weise bewältigt werden. Auch gesteht der Verfasser, daß er sein Buch weniger aus wissenschaftlichem Interesse geschrieben, als damit es „mitten in den Rauch und Dampf, den diese brennende Frage aufwirbelt, sich hinauswage, um den Brand noch mehr zu beleben und anzufachen". In Wahrheit bringen diese Vorträge vielleicht etwas mehr Rauch und Dampf aber kein Licht in die Sache. Der geschichtliche Hintergrund, auf dem sie sich auferbauen, und der von den Germanen, wie sie Tacitus schildert, bis auf unsere Zeit reicht und Thusnelda und Velleda, Fanny Lewald und Lina Morgenstern umfaßt, bietet doch wenig Material für die „heutige brennende Frage". Bei der Fülle des Stoffs erscheint es daher um so sonderbarer, daß der Verfasser sechs Druckseiten der Beschreibung einer weiblichen Spielhölle in Amerika gewidmet, wenn er nicht dabei die Tendenz gehabt hätte, die übeln Folgen der Selbständigkeit der Frauen in Amerika zu zeigen. Richtiger schiene es uns jedenfalls, wenn der Verfasser der deutschen Bewegung geschichtlich gerecht geworden wäre; er konnte das um so eher, da er den obenerwähnten Artikel in „Unsere Zeit" so trefflich zu nutzen verstand. Die selbständige Inangriffnahme und die persönliche Vertretung dieser „brennenden Frage" von seiten deutscher Frauen ist jedenfalls für uns in Deutschland bedeutsamer als die amerikanische Spielhölle, die im Dunkel mitternächtigen Spuks ihr Wesen treibt. Ehe noch an eine Selbständigkeit der Frauen gedacht wurde, gab es Höllen und Höhlen, wo die Sünde und Sünderinnen ihr unheimliches Wesen um so ungehinderter treiben konnten, je weniger die sittlichen Kräfte das Recht der freien Existenz hatten. Man hat Mönche und Nonnen Unzucht aller Art im stillen treiben lassen, und man hat Huß verbrannt. Von Zapp's Buch läßt sich kurzweg sagen: das Gute darin ist nicht neu, und das Neue nicht interessant.

Wir schließen das Referat mit der Bemerkung, die wir demselben vorangeschickt, daß der Werth der besprochenen Schriften in der Wichtigkeit des Gegenstandes, den sie behandeln, liegt. Eine umfassende Arbeit über die Frauenfrage existirt in Deutschland noch nicht. Wie im allgemeinen die Franzosen in Behandlung praktischer Fragen einen Vorsprung vor uns haben, so ist es auch in dieser Hinsicht. Außer dem obengenannten Fräulein Daubié, die in ihrem „La femme pauvre du dix-neuvième siècle" (1860) die Frage mit wissenschaftlichem

Digitized by Google

Ernst behandelt, sind es Laboulaye und Legouvé, die vor mehr als 20 Jahren sie schon einer gründlichen Untersuchung unterzogen haben. Wie aber die Franzosen selten über das Empirische hinauskommen und dem tiefern, wissenschaftlichen Eindringen des deutschen Geistes weichen mußten, so wird es auch wol bei diesem Gegenstande sein. Möge diese wissenschaftliche Arbeit bald beginnen: es ist dies für uns Deutsche um so nothwendiger, da wir uns erst nach der theoretischen Durcharbeitung einer Frage zu deren praktischer Gestaltung entschließen.

## Neue Romane.

1. Das Erbe Toska's. Erzählung von T. S. Braun. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Eine gelungene Cur. Erzählung von T. S. Braun. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Pablo oder das Leben in den Pampas. Von E. de Garcia. Aus dem Französischen übersetzt von Johanna Moeltenhaff. Berlin, Janke. 1870. 8. 20 Ngr.
4. Der Roman eines Gefolterten. Aus den Sklavenlagen Siciliens. Von Chevalier de Vincenti. Berlin, Janke. 1870. 8. 20 Ngr.
5. Nicht auf immer. Erzählung aus alten deutschen Grenzlanden von Bernhard von Gyseck. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Vor der Piazza del Popolo. Novellen-Cyklus aus Rom, von Wilhelm Bergsöe. Mit Genehmigung des Verfassers verdeutscht von Adolf Strodtmann. Drei Bände. Berlin, F. Duncker. 1870. 8. 4 Thlr.
7. Ein Drama in Californien. Roman von Almeira. Nach dem Spanischen frei bearbeitet. Berlin, Janke. 1870. 8. 20 Ngr.
8. Zwei Höfe. Roman von Ludwig Habicht. Drei Bände. Breslau, Trewendt. 1870. 8. 5 Thlr.

„Das Erbe Toska's", von T. S. Braun (Nr. 1), *ist nicht etwa* Geld oder Geldeswerth, sondern der in der Brust dieser jungen Romanheldin befindliche böse Dämon, den sie theils von ihrem Vater, der ein Raubmörder war und sich im Gefängnisse selbst entleibte, theils von ihrer Mutter, der ehebrecherischen Frau eines Executors, geerbt hat. Toska ist im Gefängniß geboren. Eine zufällig durchreisende Fürstin nimmt sich des unglücklichen Kindes an und übergibt dasselbe der Familie eines Majors von Wiesen, wo es mit seinen Tochter Eva erzogen wird und eine sorgfältige, den vornehmsten Lebenskreisen angepaßte Ausbildung erhält. Toska kennt ihre wahre Herkunft nicht, sondern meint mit der ganzen übrigen Welt, daß der Major ihr Vater und Eva ihre Schwester sei. Der Roman beginnt mit dem Tode des Majors, der zum Erstaunen der beiden Mädchen nicht das geringste Vermögen hinterlassen hat. Beide sehen sich deshalb genöthigt, ihren Lebensunterhalt als Gesellschafterinnen bei fremden Leuten zu erwerben. Ihre Wege trennen sich, und für immer, weil Toska in der Folge durch eine seltsame Verkettung von Zufälligkeiten, und zwar durch Andeutungen von ihrer eigenen Mutter, die nach fünfundzwanzigjähriger Gefangenschaft als altes Bettlerweib ihr in den Weg tritt, ihre Herkunft und ihr düsteres Geschick erfährt. In halber Verzweiflung sagt sie sich hierauf von allen ihren bisherigen Freunden los und, da ihr von der wohlthätigen Fürstin ein Vermögen von 12000 Thalern angelegt ist, verschwindet sie, mit dem Entschluß, den Feind in ihrem Blute: ihre dämonische Natur und ihren Hang zum Diebstahl, zu besiegen, „die Sünden der Aeltern abzuwaschen, den Fluß zu stellen auf Fluch und Schande und sie in Segen zu verkehren". Sie lebt fortan unerkannt und in Verborgenheit.

Die Enthüllung concentrirt sich auf den letzten wenigen Blättern des Romans und macht einen um so gewaltigern Eindruck auf den Leser, da wir Toska bis dahin nur als Tochter des Majors von Wiesen, als ein lebensfrohes, mit seltenen Geistesgaben ausgestattetes, die Köpfe der Männer berückendes, seltsames, schönes Mädchen kennen gelernt haben, das in Luxus und sogar noch weit über den Stand des Majors hinaus erzogen worden ist.

Der Faden der Erzählung wird in ruhigem Ton fortgesponnen, ohne alle Effecthascherei; nur die unerwartete und im höchsten Grade überraschende Entwickelung könnte an solche erinnern, wenn der Verfasser sich nicht selbst in der Vorrede dagegen verwahrt und sich damit entschuldigt hätte, daß er diese Verhältnisse und Ereignisse nicht ersonnen habe, sondern daß dieselben trotz ihres erschütternden Charakters ein Stück wirklichen Lebens seien. Wir haben den Roman mit Interesse gelesen und sind überzeugt, daß er auch andern Lesern Vergnügen bereiten und, wie es der Verfasser wünscht, in ihnen gute und milde Empfindungen zurücklassen werde.

Die Erzählung: „Eine gelungene Cur" (Nr. 2), von demselben Verfasser, spielt in dem kleinen romantisch gelegenen und wenig besuchten, erst im Jahre 1857 eröffneten Badeorte Le Pese in Graubündten. Mehrere meist eingebildete Kranke beiderlei Geschlechts, ein Witwer mit zwei heirathsfähigen Töchtern, ein älterer Hagestolz, zwei Witwen und zwei Jünglinge, treffen zufällig daselbst zusammen, werden nach und nach miteinander bekannt und verlieben sich gegenseitig ineinander. Der erwähnte Hagestolz ist ein steinreicher Engländer, der vermittels seiner Schätze, die er mit vollen Händen vergeudet, verschiedene, von den beiden Jünglingen ausgesonnene Ueberraschungen bereitet und somit für die Zerstreuung der Gesellschaft sorgt. Die eingebildeten Kranken werden gesund, und eine allgemeine gegenseitige Verheirathung ist natürlich das Ende vom Liede. Die Erzählung, ohne Ruhepunkt fortgesponnen, füllt einige Stunden ganz angenehm aus, auf literarischen Kunstwerth kann sie aber keinen Anspruch machen.

In ganz ähnlicher Weise, ohne alle romanhafte Verwickelungen, ist der einbändige Roman „Pablo oder das Leben in den Pampas" von E. de Garcia (Nr. 3) gehalten, ja, seine Handlung ist noch dürftiger, trockener und schleppender als die der vorigen Erzählung. Da er aber das Leben, besonders die socialen und politischen Verhältnisse in den Pampas der Argentinischen Republik schildert, so ist er allen denen zu empfehlen, welche sich für die



Digitized by Google

zerrütteten Zustände jener Republik, die sich allerdings bennoch in mancher Hinsicht wesentlich von denen der übrigen Freistaaten Südamerikas unterscheiden, interessiren und welche ihre Specialkenntnisse in geographischen und ethnographischen Dingen bereichern wollen. Die Uebersetzung ist fließend und liest sich wie ein Originalwerk.

Was den „Roman eines Gefolterten" von de Vincenti (Nr. 4) betrifft, so wissen wir nicht, ob dieser Roman ursprünglich italienisch geschrieben und dann ins Französische übersetzt wurde; aber einerlei, er ist in der auf Ueberraschung berechneten, absprungenden, echt französischen Schreibweise verfaßt. Man wird förmlich aus einem Kapitel ins andere gehetzt, und der Leser könnte sich selber für den „Gefolterten" des Romans halten, zumal er in unterirdische schaurige Gefängnisse geführt wird, mit Dolchen und Gift Bekanntschaft macht, von Zauberei und Bermummten umgeben ist und ihm selbst das Schaufpiel einer in einem unterirdischen Gefängnisse stattfindenden Tortur zutheil wird. Kann man noch mehr verlangen? Selbstverständlich wird dabei gegen die Wahrheit der Natur sowie alle natürlichen Zustände fortwährend gesündigt. Alles ist wunderbar und zauberhaft, wie in den alten Ritter- und Räuberromanen seligen Andenkens. Diese Erzählung hat die Tendenz, uns mit den Zuständen vor der bekannten Garibaldi'schen Eroberungsfahrt in Sicilien, besonders in Palermo, wo der Roman spielt, bekannt zu machen, namentlich mit der bourbonischen Polizeiwirthschaft, sowie auch mit den Hauptpersonen des die Erhebung vorbereitenden Geheimbundes unter der Oberleitung Mazzini's, der seine Fäden sogar bis in die Mönchsklöster gelegt hatte. Der „Gefolterte" ist eben ein junger Mönch, der diesem Geheimbunde angehörte, während einer nächtlichen Zusammenkunft mit einem Agenten Mazzini's ergriffen, eingekerkert, gefoltert und gerade während der Tortur von den hereinbrechenden Garibaldianern befreit wird. Die weibliche Hauptfigur dieser Erzählung heißt Serpentina, die, wie schon ihr Name sagt, ein schlangenartiges, dämonisches Weib, natürlich ein Hirngespinst des Verfassers ist, denn in Wirklichkeit würde man solch ein Zerrbild von Weib nicht finden. Als sie ihre Rolle ausgespielt hat, sinkt sie, nachdem sie Gift genommen, plötzlich todt zusammen. Es muß dies eine sonderbare Art von Gift gewesen sein, ebenso gefährlich als — in Hinsicht auf den ästhetischen Geschmack — der „Roman eines Gefolterten" selbst.

Die Erzählung „Nicht auf immer" (Nr. 5) gehört zu den besten, die Bernd von Guseck je geschrieben. Ueberdies ist sie sehr zeitgemäß, indem uns darin nicht allein ein anschauliches Bild von den Zuständen des Elsaß gegeben wird, sondern auch insbesondere die feste Zuversicht des Hauptheldes, eines elsässischen und deutschgesinnten Fabrikbesitzers, ausgesprochen und motivirt wird, daß dieser uns einst so schmählich geraubte Landestheil „nicht auf immer" entrissen bleiben werde. Die prophetischen Worte, welche der Verfasser seinem Helden in den Mund legt, sind im Hinblick auf die jüngsten Kriegsereignisse und die Zurückeroberung des Elsaß geradezu frappirend, und man könnte fast vermuthen, sie wären post eventum geschrieben, wenn wir nicht wüßten, daß der Roman noch mehrere Monate vor dem so plötzlich ausgebrochenen Kriege erschienen wäre. Die hauptsächlichste hierauf bezügliche Stelle können wir unsern Lesern nicht vorenthalten, sie lautet also:

Der Entscheidungskampf zwischen Frankreich und Deutschland muß doch einmal geschlagen werden, um dem ungerechtfertigten Uebermuthe des gallischen Hahns ein für allemal den Kamm zu legen! Schon spürten sie drüben über die friedlichen Thronreden meines Königs und meinen wol gar, es sei die Furcht, die uns veranlaßt, den Frieden zu wünschen! Sie werden über kurz oder lang schon einen Anlaß, mag er auch noch so nichtig sein, zum Kriege mit Preußen finden; dann aber können sie sich auch darauf verlassen, daß alles zum Austrag gebracht wird, was seit Jahrhunderten zwischen Deutschland und Frankreich unerledigt geblieben ist, daß Falken's Wahlspruch: „Nicht auf immer!" an den alten deutschen Grenztaneen in Erfüllung geht und dem königlichen Sieger die deutsche Kaiserkrone wie eine reife Frucht zufällt, um sein vorbermuthigtes Haupt damit zu schmücken!

Daß in dem Romane auch das Spionirwesen der agents provocateurs — der geheimen Polizei — des zweiten Empire eine nicht unbedeutende Rolle spielt, und daß auch die Verhältnisse aufgewiegelter Fabrikarbeiter auf folgerichtige Weise und ohne alle Effecthascherei mit hineinverflochten sind, gibt dem Ganzen einen durchaus neuzeitigen Anstrich und stellt den Roman in die Reihe der besten Unterhaltungsschriften der Gegenwart.

Der Verfasser des Werks: „Vor der Piazza del Popolo" (Nr. 6), hat dasselbe, obgleich es von Anfang bis zu Ende ein einheitliches Ganzes — einen Roman — bildet, als einen „Novellencyklus" bezeichnet, und mit Recht, denn die Fabel des eigentlichen Romans erleidet durch die Hauptheden desselben durch dänische Künstler in Rom, die theils selbst handelnd auftreten, theils als Erzähler uns vorgeführt werden, verschwinden und unerwartet später wieder auftreten) häufige Unterbrechungen und Abschweifungen, die an und für sich wieder neue Erzählungen bilden und zwar so sorgfältig durchgearbeitet, daß sie für sich als kleine Kunstwerke gelten können, aber auch zugleich als nothwendiges Gefälge zum Ganzen von diesem nicht zu trennen sind. Ohne diese innere Zusammengehörigkeit der einzelnen Theile würden wir den Novellenkranz mit einem Potpourri in der Musik — dieser widerlichsten Verirrung und geschmacklosesten Spielerei in der Kunst, die es gibt — vergleichen, aber wir wollen ihn lieber den Erzählungen der Scheherazade aus „Tausendundeine Nacht" an die Seite stellen, von denen immer die eine wieder aus der andern mit einer gewissen innern Nothwendigkeit entspringt. Die Uebersetzung, wahrscheinlich eine sehr freie, läßt nichts zu wünschen übrig. Wir können diesen Novellencyklus aus voller Ueberzeugung allen Freunden einer gediegenen Lektüre empfehlen.

Man wird beim Lesen des Romans von Almeira: „Ein Drama in Californien" (Nr. 7), unwillkürlich an „Lederstrumpf" erinnert, insofern derselbe die Anfänge der Civilisation (in Californien), also insbesondere die Kämpfe der Spanier mit den Indianern und wiederum jener und dieser unter sich selbst schildert. In der That würde er wegen seiner Fülle der wunderlichsten und blutigsten Abenteuer, wie sie nur die erhitzte Phantasie eines Schriftstellers von romanischem Geblüt erzeugen kann, sich eher für Knaben als für Männer eignen. Wie in den spanischen Tragödien, so fließt auch in den Romanen dieses

Digitized by Google

an die unmenschlichen Schauspiele der Stierkämpfe gewöhnten Volks zu viel Blut; diese Novelle, welche mit einem Morde beginnt, endet auch mit mehrern Mordthaten, die sich überhaupt wie ein rother Faden durch das Ganze ziehen. Dazu denke man sich noch: eine Menge von Flucht- und Verfolgungsscenen, die zum Theil durch Blutrache oder Eifersucht veranlaßt werden; Kämpfe, welche die Verfolgten mit wilden Thieren in der Prairie und mit der Flut wilder Gewässer zu bestehen haben; das Leben und Treiben der Schmuggler am Strande, die von den Indianern geraubte Kupferbarren in Empfang nehmen; ein allen nur denkbaren Gefahren ausgesetztes Liebespaar; und zwischen dem allen einen bejahrten Klostergeistlichen, der wie ein alter Ueberall und Nirgends gleichsam eine zweite Vorsehung repräsentirt — und man hat ein getreues Bild dieses Romans, dessen Uebersetzung eben keine Bereicherung unsers Büchermarkts ist.

Ludwig Habicht's Roman: „Zwei Höfe" (Nr. 8), ist einmal wieder ein Werk, an dem man sich wahrhaft erquicken, das man ohne allen Rückhalt loben kann. In dieser Hoffnung, ja, wir dürfen es dreist gestehen, Ueberzeugung, haben wir auch das Buch zur Hand genommen, wohl wissend, daß uns Ludwig Habicht nichts Gewöhnliches bieten werde. Die naturwahre Fabel des durchweg auf der Höhe der Kunstwahrheit gehaltenen Romans ist dem Leben und Treiben zweier kleinen Duodezstaaten entnommen und schildert uns die uns allen noch wohlbekannten Zeiten des Wendepunkts zwischen dem fächerlichen kleinstaatlichen Absolutismus und der Neuzeit mit ihren Kämpfen um Volksvertretung. Der Verfasser, obgleich ein Großstädter, zeigt, daß er mit den Verhältnissen der kleinen Höfe vollständig vertraut ist, ja, daß er die Komödien derselben sogar hinter den Coulissen belauscht hat. Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Inhalt des dreibändigen Romans auch nur in seinen äußersten Umrissen hier wiedergeben. Nur so viel sei noch gesagt, daß mit dem reichen Inhalt auch die prächtige Sprache desselben die Leser einnimmt, und daß der poetische Hauch, der uns aus ihm anweht, zur Erhöhung seines Werths ebenso viel beiträgt wie die Gedankenfülle und die vielfachen ästhetischen Urtheile über Leben und Kunst, besonders Poesie. Die Charaktere sind vortrefflich und consequent gezeichnet. Der Roman gehört ohne Frage zu den bessern der Gegenwart.

# Feuilleton.

## Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber die beiden letzten Bände der „Tagebücher" von Varnhagen von Ense sagt die „Saturday Review" vom 21. Januar d. J.: „Sie bringen ein Werk zu Ende, welches, abgleich leider viel zu lang, doch als Fundgrube für eine anekdotenartige Beleuchtung des Zustandes der öffentlichen Angelegenheiten in Preußen während einer der am wenigsten beseidigenden Zeiträume seiner Geschichte stets werthvoll sein wird. Heiterkeit und Gutmüthigkeit kann man schwerlich von dem, welcher über üble Tage berichtet, erwarten, und man wird es Varnhagen daher weniger hoch anrechnen, daß kaum irgendein ähnliches Werk mehr Skandal und Böswilligkeit enthält als das seine. Der unsittlichen Verderbtheit des Ancienregimes kann man niemals Herbheit verzeihen; vieles kann als Ausdruck eines edeln Unwillens über die Schwäche und den Mangel an Freisinnigkeit in der Regierung entschuldigt, ja sogar gepriesen werden. Dennoch ist die allgemeine Wirkung eine unangenehme, und es läßt sich nicht leugnen, daß Varnhagen's Manier, verkleinernde Gerüchte sormwährend zu wiederholen, ohne je eine Quelle für dieselben anzudeuten, unbillig gegen die angegriffenen Personen und für die Zuverlässigkeit eines Werks nachtheilig sei. Gewiß ist, daß die unzähligen den verstorbenen König von Preußen betreffenden Anekdoten theils wahr, theils falsch sein müssen; die Unwahrlichkeit aber, sie irgendeiner Prüfung zu unterwerfen, setzt sie alle der Verwerfung aus. Im besten Falle dienen sie dazu, dem gewöhnlichen Ton der Unterhaltung in liberalen Kreisen zu kennzeichnen. Varnhagen's eigene Trinnerungen und Notirungen aus Gesprächen sind allerdings zuverlässig genug und im allgemeinen sehr interessant. Von einigen von ihnen läßt es sich schwer annehmen, daß sie für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen seien. Nicht wenige sind augenscheinlich in einem Anfall von Unmuth niedergeschrieben worden, wie z. B. die Anmerkungen zu Schleiermacher's Briefwechsel, welche, Tag für Tag während der Durchsehung der Bände verzeichnet, mit übler Laune und Skandal beginnen und als der Gesammteindruck des Werks endlich Zeit gehabt hat seine Wirkung hervorzubringen, mit einem schönen, dem Adel des Charakters Schleiermacher's gezollten Tribut enden. Die zahlreichen Notizen über Bettina von Arnim sind auch meistens unter dem Einfluß äußersten Aergers über die Gefühlsüberschwenglichkeit der Dame und ihre unerträgliche Zudringlichkeit geschrieben; was indessen sawol mit Varnhagen's Anspruch über Bettina als auch der wirklichen Beständigkeit seiner Achtung vor ihr in Widerspruch steht. Man muß einräumen, daß Bettina dem Leser schließlich faß ebenso langweilig wird, wie sie es augenscheinlich Varnhagen wurde. Hier war eine einsichtsvolle Redaction dringend nathwendig. Es mag sonderbar scheinen, wenn wir behaupten, daß ein schon um mehrere Bände zu langes Werk nach einen letzten bedarf; es kann aber keiner Frage unterliegen, daß ein gutes Register ihm sehr wünschenswerth wäre. Eine der unterhaltendsten Episoden in diesen Bänden ist der Besuch bei dem Fürsten Pückler-Muskau. Die Bezugnahme auf englische Bücher und Schriftsteller ist gewöhnlich interessant; die Curtze betreffenden Anekdoten sind charakteristisch, und der vortreffliche Einbruck, welchen Lewes' Biographie Goethe's auf das deutsche Publikum gemacht, ist in schönen Worten anerkannt. Gladstone's Hamer wird als das Werk eines blogen Pedanten schonungslos verurtheilt. Der angegebene Grund, nämlich Gladstone's Verwerfung der Wolf'schen Hypothese, wird in England allgemein als Beweis des Gegentheils angesehen werden."

Ueber den zwar in englischer Sprache geschriebenen, aber in Deutschland erschienenen Commentar zum zweiten Theile des Goethe'schen „Faust" von William Kyle heißt es ebendaselbst: „Er verstößt nach derselben Hypothese wie Swedenborg's Auslegung der Heiligen Schrift, indem er nämlich einen innern geistigen Sinn, der durch systematischen Gebrauch von Wörtern mit doppelter Bedeutung verschleiert wird, annimmt. Mr. Kyle hat sich die Mühe gegeben, ein langes Verzeichniß dieser doppelsinnigen Ausdrücke aufzustellen, und durch Anwendung dieses Schlüssels findet er, daß der zweite Theil des „Faust" eine dramatische Behandlung der neuern Geschichte Deutschlands sei. In Wahrheit jedoch ist das Erklärens Auffassung von dem Zwecke des Werks eine würdigere und weitere als dies, und muß man ihm diejenige Anerkennung zollen, welche der Verschwendung nicht unbedeutenden Scharfsinns gebührt. Er sagt uns, er sei zu seiner Auslegung durch die Entdeckung geführt worden, daß das Meer im vierten Aufzug die Religion bedeute —

Digitized by Google

ein Umstand, den wir blos deshalb erwähnen, um die Stelle als eine der merkwürdigsten Beispiele von der Art anzuführen, wie die Inspirationen des Dichters den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung zuvorkommen. Mr. Grove sagte der British Association im Jahre 1866, daß die Flutwelle ein großes Erhältniß von dieser hat undenugter Kraft sei. Er wußte wahrscheinlich nicht, daß dieselbe Idee bereits in prachtvollen Versen im zweiten Theile des «Faust» ausgedrückt worden:

Sie schleicht heran, in abertausend Linden,
Unfruchtbar selbst, Unfruchtbarkeit zu spenden;
Nun schweift's und wächst und rollt und überzieht
Der wüsten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrschet Well' auf Welle kraftbegeistert,
Zieht sich zurück — und es ist nichts geleistet.
Was zur Vernichtung mich bedrängen könnte!
Zweifelte Kraft unbändiger Elemente!

In «Les Travailleurs de la Mer» findet sich eine fast ähnliche Stelle."

Ueber den dritten Band der „Gedichte" von Hermann Lingg lesen wir: „Er weist dieselben Vorzüge auf, welche seinem ersten Berühmtheit erwarben; doch sind sie nur im Zustande eines leisen Ergusses von zartem, phantastischem Gefühl, welches dem an und für sich wesentlich alltäglichen Inhalt einen schwachen, wenn auch echt dichterischen Charakter verleiht, vorhanden; träumerische Schwüle mit einem Anflug von selbstgefälliger Phantasie war das Hauptkennzeichen der ersten Schöpfungen Lingg's, aber dort trat es mit einer Intensität hervor, welche, durch eine glückliche Wahl der Gegenstände unterstützt, die Schöpfung vieler bemerkenswerthen und stets denkwürdigen Gedichte zur Folge hatte. Im vorliegenden Bande indessen ist wenig mehr als eine allgemeine Atmosphäre unbestimmten poetischen Gefühls, selten oder fast nie zu etwas Bestimmtem und Dauerhaftem verdichtet vorhanden. Der Dichter schrint stets im Begriff zu sein etwas Schönes zu sagen; allein er sagt es nicht. Die Form ist wie gewöhnlich vortrefflich, und daher sind die zahlreichen Sonette, bei denen es mehr als anderswo auf die Form ankommt, der gelungenste Theil des Bandes. Die freie Uebertragung der «Mossolin» des Anfonius ist eine Curiosität. Sie zeichnet sich durch bedeutende Eleganz aus, würde aber mehr Befriedigung gewähren, wäre Lingg dem Original genauer gefolgt und hätte er das Bermaß desselben beibehalten."

## Johannessegen.

Ein sehr interessanter Johannessegen in niederdeutscher Sprache hat sich in einer Handschrift der schwabacher Kirchenbibliothek gefunden und wurde von Konrad Hofmann in den Sitzungsberichten der Königlich bairischen Akademie der Wissenschaften zu München, 1870, II, Heft 1, S. 15, nebst Emendationen und Verbesserungen bekannt gemacht. Nach der Schrift gehört die Handschrift in das 14. Jahrhundert, der Johannessegen ist aber gewiß von viel älterer Abfassung, da er in seinen Reimen noch theilweise das reinere Gepräge des 12. Jahrhunderts zeigt. J. B. Zingerle, welcher Monographie über Johannessegen und Gertrudbaumlinie (Sitzung der wiener Akademie vom 16. Juli 1862, Sitzungsbericht, S. 177) das Umfassendste ist, was über diesen Gegenstand existirt, hat dem Herausgeber mündlich die Versicherung gegeben, der vorliegende Segen sei gänzlich unbekannt und der einzige seiner Art.

Ein kurzer Eingang ist in Prosa abgefaßt, dann folgen Verse, die sich dem Gedankeninhalte nach in einzelne strophenartige Absätze gereigen lassen. Nach Mittheilung des Textes und seiner Erklärung gibt Hofmann den Inhalt summarisch folgendermaßen an:

„1. Einleitung. Anrufung der vier Evangelisten und der Dreieinigkeit gegen Wind und Wetter, Anfang des Segens, Gott und Johannes sollen uns an allen Orten gegenwärtig sein. — 2. Uns behüten vor Noth und Waffen der Feinde, unsere Waffen allein sollen schneiden. — 3. Christi Blut soll und den Sieg über unsere Feinde geben, weil es St.-Julian errettet hat. Schutz des eigentlichen Segens. — 4. Wurde je ein Johannessegen kräftiger gesprochen, so möge sich seine Kraft mit der des unsrigen vereinen. — 5. Wer St.-Johannes Minne getrunken hat, ist vor dem Tode durch Waffen geschützt. Wenn aber etwa der Tod durch das Entfallen des Kelches oder Verschütten des Weines vorhergekündet wird, der bleibe im Hause sowl in der Kirche, für ihn gibt es keine andere Rettung. — 6. Nun ist der Wein gewesen, nun greifet fröhlich zu und trinket, Männer und Frauen, und saßt den Becher weiter gehen, damit wir reich und froh auf Erden und selig im Himmel werden."

Was den Inhalt betrifft, so ist er sicher nichts anderes als der wirkliche Spruch, den der Geistliche bei Segnung des Johannesweins an die Gläubigen richtet. Schutz gegen Sturm und Schutz gegen Gift, weil Johannes der Evangelist zu Ephesus auf Anstiften eines heidnischen Priesters einen Becher voll Gift ohne Schaden austrank. Hofmann weist auch auf die besondere Eigenthümlichkeit dieses niederdeutschen Johannessegens hin, daß in ihm statt der heiligen Gertrud der heilige Julian, der Patron der Reisenden, hereingezogen sei.

## Bibliographie.

Andreä, W., Die Louisade oder Napoleon III. Ein protest-komisches Heldengedicht. Berlin, Lipperheide. 1870. Gr. 16. 17½ Ngr.

Anno, A., Königsgrenadiere. Zeitbild in 1 Aufzug. Berlin, Lassar. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.

Bajoine, Summarischer Bericht über die Operationen der Rhein-Armee vom 15. August bis zum 28. Oktober 1870 erstattet. Aus dem Französischen von A. Meis. Berlin, Simion. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Beil-Conrad, Maria, Was mehr als hundert Jahren. Merkwürdige und interessante Abdrücke aus den in ganz Deutschland zerstreuten Zeitungen. Frankfurt a. M., Alt. 1870. Br. 8. 1 Thlr.

Bernhardi, A., Der deutsch-französische Krieg 1870 nach dem innern Zusammenhange dargestellt. Mit vollständiger Ordre de bataille der deutschen und französischen Armeen, Karten und Schlachtenplänen. 1ste Lief. Mit der ersten Ordre de bataille der französischen und deutschen Armeen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Buchwald, O., Gesunde Nahrung. Roman. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 4 Thlr.

Bülow, F. A., Aus stillem Hause. Drei Sonettenkränze. Bern, Huber u. Comp. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

Carl XV., König von Schweden und Norwegen, Gedichte. Uebersetzt von G. v. Leinburg. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1870. 8. 1½ Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1871. Herausgegeben von Fräulein Ottilie C. Wolff. 39ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1870. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Corvinus, G., Kriegslieder. Kattowitz, Siwinna. 1870. Ge. 16. 2 Ngr.

Eckardt, J., Jungfrankish und Altfränkisch. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Elsner, O., Die Wacht am Rhein. Dramatisches Gedicht. Berlin, Lassar. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Faßbender, J., Den deutschen Helden von 1870. Krieg- und Siegeslieder, die abermals vermehrte Aufl. Leipzig, Mayer. 1870. 8. 18 Ngr.

Feist, O., Der Prophet der Kulturkampf und die deutsche Nation. Berlin, Mauh. 1870. 16. 6 Ngr.

Fleck, K., Schmetterlinge. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.

Gerthel, C., Zeitgeschaut. Ein Gedicht. Wien, Gerold's Sohn. 8. 20 Ngr.

Hartung, A. v., Gedichte. Gesammelt und herausgegeben von L. Hartung. Leipzig, Dürr'sche Buch. 1870. 16. 1 Thlr.

Helena. Römisches Familien- und Sittengemälde aus dem ersten Jahrhundert. Aus dem Englischen. 2 Bde. Daheim, Schneider. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Höder, O., und F. Otto, Das große Jahr 1870. Neues naterländischer Ehrenbuch. Große Tage aus Deutschlands neuester Geschichte. Ein Gedenkbuch an die wichtigsten Ereignisse des nationalen Krieges im Jahre der deutschen Einigung. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr.

Hoffmeister, H., Das Königs-Bilderbuch. Mit Reimversen. Berlin, Allg. deutsche Verlags-Anstalt. 1870. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kaldeck, M., Aus Natur und Leben. Gedichte. Breslau, Schlesinger. 8. 25 Ngr.

Kreyn, J., Nach Helgoland. Landesbut. 1870. 8. 5 Ngr.

Köttsch, C., Ein geistlich und ein weltlich deutsches Lied für den Feldzug 1870. Holzminden, Müller. 1870. Gr. 8. 1 Ngr.

Konrads von Würzburg Partonopier und Meliur. Turnei von Nantheiz. — Zwei Novellen. — Lieder und Sprüche. Aus dem Nachlasse von Fr. Pfeiffer und Fr. Roth. Herausgegeben von K. Bartsch. Wien, W. Braumüller. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Digitized by Google

Kreyßig, F., Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. Literar- und culturhistorische Studien. Berlin, Nicolai. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Ein Wort zur Realschulfrage. Kassel, Luckhardt. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Deutscher Kriegersang. Aus Pommern gewidmet dem deutschen Heere. Danzig, Kafemann. 1870. 16. 3 Ngr.

Krones, F., Ungarn unter Maria Theresia und Joseph II. 1740—1790. Geschichtliche Studien im Bereiche des innern Staatslebens. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 24 Ngr.

Krones, F., Zur Geschichte Ungarns im Zeitalter Franz Rákóczi's II. Historische Studie nach gedruckten und ungedruckten Quellen. 2te Abth. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 16 Ngr.

Kupsch, E., Unter dem rothen Kreuz. Reiseskizzen vom Kriegsschauplatze über Liebesgaben-Vertheilung, Krankenpflege und Geheimnisse der Hülfs-Vereine. Berlin, Kortkampf. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Küster, H., Populäre Vorträge über Bildung und Begründung eines musikalischen Urtheils mit erläuternden Beispielen. 1ster Cyklus. Die einfachsten Tonformen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kyaw, H. R., Familien-Chronik des adligen und freiherrlichen Geschlechts von Kyaw. Nach authentischen Quellen. Leipzig, Teubner. 1870. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lang, H., Martin Luther, ein religiöses Charakterbild. Berlin, G. Reimer. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Liebrecht, H., Bayern's Unglück. Der bayerische Premierminister Freih. von der Pfordten in seinem planmäßigen Wirken für Preußen. Brixen, Weger. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Lingg, H., Violante. Trauerspiel. Stuttgart, Cotta. 8. 22 Ngr.

Marlowe's Faust, die älteste dramatische Bearbeitung der Faustsage. Uebersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von A. v. d. Velde. Breslau, Gosohorsky. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Meer, A., Die Gastfreundschaft einst und jetzt. Zwei Vorträge. Breslau, Goerlich u. Coch. 1870. 8. 2 Ngr.

Meiners, E., Die Kirchen des Stad- und Butjadingerlandes im Großherzogthum Oldenburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Marschen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

Mosenthal, S. H., Maryna. Historisches Drama. Leipzig, Weber. 16. 24 Ngr.

Möser, A., Todtenopfer. Gneisenau's Enkel, dem Grafen Lothar von Hohenthal zum Gedächtniß. Canzone. Halle, Barthel. 1870. 16. 5 Ngr.

Nötel, J., 1870. Kriegs- und Siegeslieder. Deutschlands tapferen Kriegern gewidmet. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1870. 16. 3 Ngr.

Oehlenschläger, A., König Helge. Eine Nordlands-Sage. Uebersetzt von G. v. Leinburg. III. Die Hroars-Sage. Ein Roman. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1870. 8. 27 Ngr.

Oelsner, L., Der Siegeszug der deutschen Idee. Blicke von dem Aeußeren auf das Innere. Berlin, A. Duncker. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Erste Ordre de bataille der preußischen Armee im Kriege gegen Frankreich. Berlin, Mittler u. Sohn. 1870. 8. 4 Ngr.

Oeri, J. J., Theodor Meyer-Merian. Ein Lebensbild. Nebst einem Anhang von den Gedichten des Verstorbenen. Basel, Georg. 1870. 8. 28 Ngr.

Oeser, C., Geschichte der deutschen Poesie in Umrissen und Schilderungen. Nebst charakteristischen Proben. Für gebildete Leser. 3te Aufl. neubearbeitet von J. W. Schaefer. 2 Thle. Leipzig, Brandstetter. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Othen, F., 1870. Kriegsgedichte. Wiesbaden, Limbarth. 1870. Gr. 16. 5 Ngr.

Oettinger, E. M., Die Weltgeschichte in einem Brief-Couvert. Historisch-geographisches Handwörterbuch enthaltend die hervorragendsten Ereignisse und Thatsachen der Weltgeschichte geordnet nach der Reihenfolge der Städte. 2te wohlfeile Ausgabe. Leipzig, Denicke. 1870. Gr. 16. 6 Ngr.

Otto, Louise, Privatgeschichte der Weltgeschichte. 5ter Bd. Neufranzösisches und Altdeutsches. Ein Beitrag zu den Ereignissen von 1870. Leipzig, Matthes. 1870. 8. 1 Thlr.

Perels, M., Klänge aus Böhmen. Zeitgedichte. Eine Apotheose zu Alfr. Meißners: „Ziska." 3te Aufl. Leipzig, Matthes. 1870. 16. 25 Ngr.

Pfizmaier, A., Ueber den Text eines japanischen Dramas. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Gr. 4. 1 Thlr. 14 Ngr.

Planck, K. C., Seele und Geist, oder Ursprung, Wesen und Thätigkeitsform der psychischen und geistigen Organisation, von den naturwissenschaftlichen Grundlagen aus allgemein fasslich entwickelt. Leipzig, Fues. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Pirban, H., Das Meisterstück. Die geheimnißvolle Scheibe. Der brave Sohn. Drei Erzählungen für Jung und Alt. Regensburg, Manz. 1870. Gr. 16. 7½ Ngr.

Polko, Elise, Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen. 1ste und 2te Reihe. Leipzig, Barth. Gr. 16. 2 Thlr.

Prestel, M. A. F., Der Boden der ostfriesischen Halbinsel nebst der Geschichte der Veränderung des Bodens und des Klimas der Nordseeküste seit der Eisenzeit. Ein Beitrag zur Geognosie und Geologie von Nordwest-Europa. Emden, Haynel. 1870. Lex.-8. 1 Thlr.

Prohl, Hedwig, Das Glückskind. Eine Erzählung. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr.

Pröhle, H., Deutsche Lieder und Oden aus dem Zeitraume zwischen dem Staatsstreiche Louis Napoleons und der Gefangennahme desselben durch den König Wilhelm. 2te durchgesehene Aufl. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.

Rauchfuß, F., Preußenfeindliche Schlagwörter. Zur Würdigung der Staatszustände in Preußen und seiner europäischen Mission. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Richter, A., Deutsche Sagen. Kaiser Otto mit dem Barte. — Der gute Gerhard. — Herzog Ernst. — König Rother. — Der Graf im Pflug. — Herzog Adelger. — Roland. — Wartburgkrieg. — Tannhäuser. — Lohengrin. Erzählt und erläutert. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Reflexionen über die Kriegsentschädigungsfrage. In 2 Briefen. (Von Gräfin v. Boninska.) Leipzig, Matthes. 1870. Gr. 8. 1 Ngr.

Riegel, H., Italienische Blätter. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Riggenbach, C. J., Hieronymus Annoni. Ein Abriß seines Lebens sammt einer Auswahl seiner Lieder bearbeitet. Basel, Detloff. 1870. 8. 10 Ngr.

Robert, E., Dramatische Dichtungen. Tristan und Isolde. — David und Bathseba. Berlin, W. Müller. 1870. 16. 1 Thlr.

Rochau, A. L. v., Geschichte des deutschen Landes und Volkes. 1ster Thl. Berlin, G. Reimer. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Rodenberg, J., Kriegs- und Friedenslieder. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.

Saranw, C. v., Russlands kommerzielle Mission in Mittelasien. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 20 Ngr.

Schad, C., Klänge vom Main. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.

Scheffel, J. V., Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers erzählt. Illustrirt von Ant. v. Werner. Stuttgart, Metzler. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Scherenberg, C. F., Ligny. 4te Aufl. Berlin, Hayn's Erben. 1870. 16. 10 Ngr.

Schiller, J., Nach Seide gefreit. Eine Dorfgeschichte. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 12 Ngr.

Schottky, E., Saul. Trauerspiel. Breslau, Gosohorsky. 1870. 8. 24 Ngr.

Schröder, A., Schicksale der Protestanten in Frankreich und drohende Gefahren. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 Ngr.

Schwabe, H., Betrachtungen über die Volksseele von Berlin. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 6 Ngr.

Steen, A., Funfzig Jahre deutscher Dichtung 1820 bis 1870. Mit biographisch-kritischen Einleitungen. Leipzig, Wartig. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Strauß, V. v., Der Prediger in der Wüste. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2½ Ngr.

Stradtmann, A., Immortellen Heinrich Heine's. Berlin, R. Lesser. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Tittel, K., Trutznachtigall. Sammlung deutscher Lieder gesungen im deutschen Kriege wider Frankreich 1870. Mit Beiträgen von Arndt, Auerbach, v. Blomberg ic. Jena, Doebereiner. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

— — Heinrich Trost. Eine Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 16 Ngr.

Trendelenburg, A., Lücken im Völkerrecht. Betrachtungen und Vorschläge aus dem Jahr 1870. Leipzig, Hirzel. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Universal-Bibliothek. 230ster Bd.: Die Rose vom Kaukasus. Dramatisches Gedicht von R. Gottschall. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1870. 16. 2 Ngr.

Die Ursachen der Capitulation von Sedan. Von einem Franzosen. Aus dem Französischen von A. Meis. Berlin, Simion. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Varnhagen v. Ense, Tagebücher. Aus dem Nachlaß des Verfassers. 13ter und 14ter Bd. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1870. Gr. 8. à 3 Thlr.

Veith, J. E., Stechpalmen. Erzählungen, Novellen und vermischte Aufsätze. Wien, W. Braumüller. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Viehoff, H., Zeitgedichte. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.

Vivenot, A. Ritter v., Zur Geschichte des Rastadter Congresses. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der deutschen Politik Oesterreichs während der Kriege gegen die französische Revolution. October 1797—Juni 1799. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr.

Gesammelte naturwissenschaftliche Vorträge. Wien, W. Braumüller. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Vogl's, C., politische Briefe an Frdr. Kolb. Biel, Steinheil. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.

Wagner, F., Beethovens Leben und Werke. Leipzig, Leuckart. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wagner, J. M., Hoffmann v. Fallersleben. (Nachtrag.) Dresden, Schönfeld. 1870. Gr. 8. 4 Ngr.

Wagner, R., Beethoven. Leipzig, Fritzsch. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Wallner's allgemeine Schaubühne. 2te bis 8te Lief. Erfurt, Bartholomäus. 1870. Gr. 8. à 7½ Ngr.

Oesterreichische Weisthümer. Gesammelt von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1ster Bd. Wien, W. Braumüller. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Wer sind sie denn eigentlich, Herr N. oder Herr M.? Enthüllungen einer seltsamen Geschichte im Oktober 1870 während der Belagerung von Metz. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, A. Abelsdorff. Gr. 8. 15 Ngr.

Wichert, E., Das eiserne Kreuz. Lebensbild in 1 Aufzuge. Berlin, Lassar. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Wiedemann, F., Kriegs-Scenen aus dem Jahre 1870. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1870. 4. 18 Ngr.

Wigger, F., Geschichte der Familie v. Blücher. 1ster Bd. Schwerin, Stiller. 1870. Lex.-8. 5 Thlr.

Wolff, C. W., Pflicht um Pflicht. Erzählung aus den Arbeiterkreisen. Gotha, F. A. Perthes. 1870. 8. 12 Ngr.

Wurzbach, A. v., Zeitgenossen. Biographische Skizzen. 1stes und 2tes Heft: 1. Ludwig Uhland. 2. Carl Vogt. Wien, Hartleben. 1870. 16. à 5 Ngr.

Zeise, H., Kampf- und Kriegslieder. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.

Zettel, K., Münchener lachende Bilder. Lyrische Humoresken. Eichstätt, Krüll. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Zimmermann, R., Samuel Clarke's Leben und Lehre. Ein Beitrag zur Geschichte des Rationalismus in England. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zingerle, Brüder, Kinder- und Hausmärchen aus Tirol. Herausgegeben von J. V. Zingerle. 2te vermehrte Aufl. Gera, Amthor. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Zschokke, H., Blüthenknospen aus den Stunden der Andacht. Herausgegeben von Müller von der Werra. Jena, Brau. 1870. 16. 10 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Dichtungen eines rheinischen Poeten.

Von

**Wolfgang Müller von Königswinter.**

Erster Band.

Mein Herz ist am Rheine.

Liederbuch.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wolfgang Müller's Liederbuch „Mein Herz ist am Rheine" gehört zu den Lieblingsbüchern aller Freunde einer lebensheitern gemüthvollen Poesie und wird in der vorliegenden vierten, wesentlich vermehrten Auflage sich ohne Zweifel neue Gunst erwerben. Es bildet jetzt den ersten Band von des Verfassers gesammelten Dichtungen, kann aber wie bisher auch einzeln zu obigem Preise bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

**Max Müller.**

Dritte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novellendichtung, zählt in Deutschland wie im Auslande, besonders in England (wo es auch übersetzt worden), so viele Freunde, daß bereits zwei Auflagen davon vergriffen sind. Die jetzt vorliegende dritte Auflage erscheint in neuem, noch ansprechendern Gewande und empfiehlt sich um so mehr zu einer passenden Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## BEETHOVEN,

ses critiques et ses glossateurs.

Par **Alexandre Oulibichoff.**

8. Geh. 3 Thlr.

## Beethoven,

seine Kritiker und seine Ausleger.

Von Alexander Ulibischeff.

Aus dem Französischen übersetzt von Ludwig Bischoff.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieses Werk des berühmten russischen Biographen Mozart's über Beethoven, im französischen Original wie in trefflicher deutscher Uebersetzung vorliegend, steht in wohlverdientem Ansehen als einer der wichtigsten Beiträge zur Beethoven-Literatur. Aus Anlaß des Jubiläums sei die Aufmerksamkeit der Musiker und Musikfreunde von neuem darauf hingelenkt.

## Zeitgeschichtliche Werke

aus dem

**Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Die nachstehenden Werke haben durch die Ereignisse der Gegenwart neues und erhöhtes Interesse erlangt, weshalb sie hier in übersichtlicher Zusammenstellung aufgeführt werden.

**Blankenburg, Heinrich.** Der deutsche Krieg von 1866. Historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt. Mit Karten und Plänen. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

**Charras.** Histoire de la guerre de 1813 en Allemagne. Avec cartes spéciales. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

—— Geschichte des Krieges von 1813 in Deutschland. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Mit 2 lithographirten Karten. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

—— Histoire de la campagne de 1815. Waterloo. 5me édition, revue et augmentée de notes en réponse aux assertions de M. Thiers dans son récit de cette campagne. 2 Vols. Avec un atlas nouveau. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

**Diplomatische Geschichte** der Jahre 1813, 1814, 1815. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

**Klippel, Georg Heinrich.** Das Leben des Generals von Scharnhorst. Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt. Erster und zweiter Theil. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

**König Jérôme und seine Familie im Exil.** Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von Ernestine von K. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

**Scherer, H.** Der Rand der drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun im Jahre 1552 bis zu ihrer förmlichen Abtretung an Frankreich im Westfälischen Frieden.

—— Der Verrath Straßburgs an Frankreich im Jahre 1681.

**Venedey, Jakob.** Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik. Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Venedey dargestellt. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Aus zwei Welten.

Wahrheit und Dichtung.

Von

**Victor Granella.**

(Wilhelm Tangermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während das vorliegende Buch sich im Druck befand, wurde dessen Verfasser, Pfarrer Tangermann zu Unkel in der preußischen Rheinprovinz, wegen seiner Erklärung gegen das Unfehlbarkeitsdogma durch den Erzbischof von Köln seines Amtes entsetzt. Mit doppeltem Interesse wird man daher die Novelle „Aus zwei Welten" zur Hand nehmen, in welcher der Autor mehrfach Gelegenheit nimmt, über die Conflicte des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal sich auszusprechen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

**Wahrheit, Schönheit und Liebe.** Philosophisch-ästhetische Studien.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 16. Februar 1871.



Inhalt: Historische Schriften. — Zur Charakteristik Schelling's. Von Alexander Jung. (Beschluß.) — Unterhaltungsliteratur. — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Der zweite Theil von Karl Ritter's Biographie.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Historische Schriften.

1. Das Baiern-Buch. Geschichtsbilder und Sagen aus der Vorzeit der Baiern, Franken und Schwaben. Von Joseph Maria Mayer. München, Lindauer. 1869—70. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Wer die modernen Bajuvarier, jene Jörg, Greil und Ruland in den Debatten der bairischen Abgeordnetenkammer über die Adresse an den König, über den „Cultur-etat", über die versailler Verträge reden gehört hat, der mußte zu der Ansicht kommen, diese Leute seien etwas ganz Besonderes oder halten sich wenigstens dafür, dieses Baiernvolk sei in Deutschland etwa gerade so das auserwählte Volk Gottes wie die Franzosen in ganz Europa. Dieses Land, diese Verfassung, dieses Königthum soll rein erhalten werden vom Ausland, am allermeisten von dem jenseit des Main. Und wer zum ersten mal München durchwandert, bekommt wol leicht, nur in anmuthigerer Weise als durch jene Reden, den Eindruck eines großen mächtigen Staats. Da ist ein Siegesthor und eine Feldherrnhalle, kaum ein freier Platz ohne Monumente bairischer Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, eine bairische Geschichtsgalerie im bairischen Nationalmuseum, der 100 Fuß hohe Obelisk zum Andenken an die in Rußland umgekommenen Baiern, die Bavaria und die Ruhmeshalle, und was in andern Ländern einfach und schlicht die Erste Kammer oder das Herrenhaus heißt, wird in Baiern die Kammer der Reichsräthe genannt. Ueberall etwas ganz Apartes, Schwungvolles, das Bewußtsein von Größe und der Drang nach Größe. Und liest man das Mayer'sche „Baiernbuch", so muß man gestehen, diese Baiern haben eine reiche Geschichte, dieser Bau des bairischen Staats ist von Anfang an groß angelegt, und was ihm fehlt, das weiß die Sage zu ersetzen, aus andern Ländern in ihr geliebtes Baiern zu verpflanzen. Nach der im „Annoliede" mitgetheilten Baiersage stammen die Baiern aus Armenien von einem der Söhne Noah's, Namens Tuitsch, der nach Europa wanderte und bei Köln die Burg Deutz erbaute. Einer seiner Nachkommen gründete Regensburg (Hermannsheim), ein späterer, König Bayer, beherrscht das nach ihm benannte Baiern und erbaut die Flecken Bayersberg, Bayersdorf, Bayerbrunn, Bayreuth und Bojodurum (jetzt Passau). Dies geschah etwa zur Zeit Moses'. Diese Baiern eroberten viele Länder: Ungarn, Illyrien, einen Theil von Asien, kämpften mit Alexander dem Großen und mit den Römern. Die Geburt Karl's des Großen kann nach der bairischen Sage nur in Baiern stattgefunden haben, und zwar in der Reismühle am Würmsee. Auch beigesetzt in dem Dome zu Aachen läßt ihn die bairische Sage nicht, sowenig als den Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser leben, sondern beide leben fort in altbairischer Erde, im Untersberg in der Gegend von Reichenhall, wozu im Jahre 1527 ein Bürger von Reichenhall den Eingang gefunden hat.

Da sah er in einem großen Saale den Kaiser Karl den Großen, im kaiserlichen Ornate mit Krone und Scepter, mit einem langen Silberbart, einsam sitzend an einem großen steinernen Tische; ist einmal der Bart so lang gewachsen, daß er zum zweiten mal um die ganze lange Tafel herumreicht, so bricht für Deutschland eine neue Zeit an, es wird dann ein großes, einiges, starkes Reich werden.

Nach der Ansicht der Herren Jörg und Consorten scheinen dem kaiserlichen Barte immer noch einige Zoll bis zu dieser respectabeln Länge zu fehlen.

Der Verfasser des „Baiernbuch" ist in der glücklichen Lage, aus dem Vollen schöpfen und uns ein farbenreiches Bild entrollen zu können. Er hat eine sehr interessante Auswahl getroffen und spricht nicht blos von Königen und Prinzessinnen, von Theudelinde und dem Lombardenherzog Autharis, von dem letzten Agilolfingen Thassilo, der auf Karl's des Großen Befehl ins Kloster wanderte, von der Nonne Maria von Brabant, die von ihrem eifersüchtigen Gemahl, Herzog Ludwig, enthauptet wird, von Kaiser Ludwig dem Baier und Friedrich dem Schönen, an deren Thaten und Schicksale manch schöne Sage sich knüpft;




Digitized by Google

sondern er führt uns auch in das Culturleben des bairischen Mittelalters ein. Die Schilderung der Klöster, welche einige Jahrhunderte hindurch in Baiern, wie überall, die Sitze aller Bildung, die Sitze alles landwirthschaftlichen, gewerblichen und commerziellen Fortschritts waren, veranlaßt den Verfasser, den Leser mit manchem hervorragenden Namen vertraut zu machen. Die Nonne Diemud, welche eine ganze Bibliothek, mehr als 40 Werke, abschreibt, ist eine gar interessante Figur; der Geschichtschreiber Lambert von Aschaffenburg, der Abt Hermann der Gebrechliche, der Bischof Albert der Große waren glänzende Sterne des 11., 12. und 13. Jahrhunderts. Hielt man doch den letztern wegen seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit für einen Zauberer! Sehr viel sagt uns der Verfasser von dem reizenden Kloster Tegernsee, in dessen Räumlichkeiten jetzt der süddeutsche Feldmarschall von 1866, Prinz Karl, weilt. Bedeutend und überall geschätzt war die Glasmalerei von Tegernsee, ebenso die Bibliothek, welche so reichhaltig war, daß man Kaisern und Königen damit Geschenke machen konnte. Diese wissenschaftlichen Schätze wanderten nach der Klostersäcularisation vom Jahre 1803 alle in die Hof- und Staatsbibliothek in München. Der Entwickelung des Handels, wie er sich namentlich nach den Kreuzzügen gestaltete, dem Aufkommen der Städte Augsburg, Nürnberg, Regensburg, später auch München, ist ein besonders eingehendes Kapitel gewidmet. Nicht vergessen sind die Dichter, Wolfram von Eschenbach, einer Stadt zwischen Ansbach und Gunzenhausen, und Walther von der Vogelweide, den der Verfasser, im Gegensatz zu Franz Pfeiffer, der ihn für einen Tiroler erklärte, gleichfalls in das heitere Frankenland versetzt. Auch auf diesem Gebiete zeichneten sich die Mönche von Tegernsee aus: der vielgereiste Mönch Froumund beschreibt in seinem „Ruodlieb" in lateinischen gereimten Hexametern die Fahrten und Abenteuer eines ritterlichen Helden, und der dortige Weltpriester Wernher dichtete seine drei Gesänge von der Jungfrau Maria: „Driu liet von der maget." Und daß diese Tegernsee-Mönche auch im Sentimentalen etwas leisten konnten, zeigt ein in einen gelehrten Codex eingeschriebenes wunderbar liebliches Liedchen:

Dû bîst mîn, ich bin din,
des solt dû gewis sîn.
Dû bîst beslozzen
in mînem Herzen;
verlorn ist daz slüzzelin:
dû muost immer drinne sîn.

Sehr angenehm zu lesen ist ein Auszug, welchen der Verfasser von einer im 13. Jahrhundert auf bairischem und fränkischem Boden spielenden Dorfgeschichte gibt. Sie ist betitelt: „Maier Helmbrecht", verfaßt von „Wernher dem Gartenären", und schildert sehr anschaulich und ergreifend die übeln Folgen des Bauernhochmuths, dem nicht mehr sein Pflug und seine Scholle, sondern nur noch das unstete und wüste Ritter- und Raubleben genügt.

2. 1848—1868. Zwanzig Jahre Weltgeschichte für das deutsche Volk. Von Julius Mühlfeld. Zweite Auflage. Erster und zweiter Band. Leipzig, Rösicke. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte der letzten Jahrzehnte hat eine Reihe von Darstellungen gefunden, theils von solchen, welche diesen ganzen Zeitraum behandeln, theils von solchen, welche einzelne Partien desselben in eingehender Detaillirung hervorheben. Zu den erstern gehört das Mühlfeld'sche Buch, das binnen Jahresfrist bereits eine zweite Auflage erlebt hat. Der erste Band umfaßt auf 638 Seiten die Februarrevolution in Frankreich, die deutsche Revolution vom Jahre 1848, Italiens Erhebung und Niederlage, Ludwig Napoleon als Präsident und Kaiser, Deutschland bis zu der neuen Constituirung mit dem alten Bundestage, den Krieg im Orient und Deutschlands stille Jahre; dieselben schließen mit dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm IV. und dem Regierungsantritt des jetzigen Königs Wilhelm von Preußen. Mehrere der bedeutendsten Ereignisse dieser Epoche, wie die Februarrevolution, die Aufstände in Wien, Berlin, Dresden, der Napoleonische Staatsstreich sind nach den Angaben bedeutender Zeitgenossen oder nach den Referaten von Augenzeugen geschildert, wodurch die Darstellung ein sehr lebhaftes Colorit erhält. Der Verfasser hat sich die Mühe des Nachschlagens, Prüfens und Sammelns nicht verdrießen lassen, obgleich diese gerade bei der Beschreibung der zeitgenössischen Geschichte keine geringe ist. Das Buch liest sich recht gut, ist klar, sachlich geschrieben, hütet sich vor Extremen, gibt ein richtiges, maßvolles Urtheil. Die Ueberschriftlichkeit würde bedeutend gewinnen, wenn, statt daß die Ueberschrift „Februarrevolution in Frankreich" durch zwei Lieferungen hindurchgeht, fortlaufende Ueberschriften die Entwickelung des politischen Dramas bezeichneten. Die S. 451 angeführte Aeußerung von Prutz, daß der Großherzog von Baden, statt am 13. Mai 1849 zu fliehen, mit dem Beispiel von Muth und Standhaftigkeit seinem Volke hätte vorangehen, ja allenfalls für die Ehre seiner Dynastie und die Consequenz seiner Grundsätze hätte sterben sollen, wäre besser ungedruckt geblieben. Einem aufgehetzten, disciplinlosen Soldatenhaufen gegenüber hatte der Heroismus eines Fürsten keinen Zweck. Bei einigen andern Punkten hätte der Verfasser vielleicht seiner Darstellung noch eine wünschenswerthe Erweiterung geben können. S. 90 konnte auf den gewaltigen Unterschied, ob der Präsident der französischen Republik durch die Nationalversammlung oder direct vom Volke gewählt werden sollte, auf die Kassandra-Rede des Dichters Felix Pyat aufmerksam gemacht werden. Die zwei Schüsse vom 18. März in Berlin werden unbedingt dem Militär zugeschrieben. Dagegen haben sich gewichtige Stimmen erhoben und die Urheberschaft derselben der Umsturzpartei zugeschrieben, die damit einen ähnlichen Erfolg wie am 23. Februar vor dem Guizot'schen Hotel zu erzielen gehofft habe. Die Wahrheit wird schwer zu ermitteln sein; beide Angaben haben ein Recht auf Beachtung. Warum der Verfasser bei Anführung der Deputation der Nationalversammlung an König Friedrich Wilhelm die Aeußerung des Königsbergers Jacoby übergangen hat, ist unklar. Bei Erwähnung der Ermordung des Ministers Grafen Rossi in Rom wäre noch beizufügen, daß derselbe der extrem hierarchischen Partei ebenso verhaßt war als den Anarchisten, und daß bei seiner Ermordung ganz bedenkliche Symptome von einer Mitwissenschaft jener an den Tag kamen.

Der Charakter des Königs Karl Albert von Sar-

Digitized by Google

dinien, dieses Gemisch von Bigoterie, Absolutismus und dynastischem Ehrgeiz, konnte mit einigen Pinselstrichen noch mehr veranschaulicht werden. Seine zweite Waffenergreifung im März 1849 hatte ihren Grund nicht blos in seiner Hoffnung, sich doch noch zum Herrn von Oberitalien zu machen, wie S. 246 gesagt ist, sondern wesentlich auch in dem Drängen der radicalen Partei in Turin, dem er, die Demüthigung von 1848 nicht verschmerzend, halb willig, halb verzweifelnd nachgab. Die Notiz, daß er in Oporto gestorben, ist nicht gerade absolut nothwendig, wird aber doch von der historischen Correctheit gefordert. Der Anschluß Sardiniens an die Westmächte wird mit dem Satze abgefertigt: „Sardinien ließ ein Corps von 15000 Mann zu den Verbündeten in der Krim stoßen, die dem italienischen Namen Ehre machten." Das ist offenbar zu wenig. Das Bündniß vom 26. Januar 1855 war für den Krieg von 1859 von solcher Bedeutung, daß auf den Zusammenhang beider nothwendig hätte hingewiesen werden sollen. Mit diesem Vertrage erkaufte Cavour seinem Lande die Bundesgenossenschaft Frankreichs und das Wohlwollen Englands, was schon die Verhandlungen beim pariser Friedensvertrag bewiesen haben.

3. Die Reaction in Deutschland gegen die Revolution von 1848 beleuchtet in socialer, nationaler und staatlicher Beziehung. Von Bernhard Becker. Wien, Pichler's Witwe und Sohn. 1868—69. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser erzählt im Vorwort, daß er im Jahre 1864 zwei Theile einer Geschichte der deutschen Bewegung des Jahres 1848 in Berlin herausgegeben habe, in der Absicht, noch zwei weitere Theile nachfolgen zu lassen, wovon der eine die Geschichte der Reaction, der andere die „Beziehungen zu der Bewegung der Gegenwart" behandelt haben würde. Weil er aber die „geschichtliche Wahrheit respectirt und dieselbe nicht nach Art mancher deutscher Geschichtsprofessoren zu Gunsten der preußischen Politik entstellt und verdreht hatte", so schritt die berliner Staatsanwaltschaft, „indem (!) der Verfasser nicht in Preußen wohnhaft war", gegen seinen Verleger ein. Darauf begab sich der Verfasser selbst nach Berlin, ließ als damaliger Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins eine gegen die „Gewaltmaßregeln der preußischen Regierung" gerichtete Resolution ergehen und berief in Berlin selbst eine Volksversammlung gegen das Ministerium Bismarck. Die Folge davon war seine Ausweisung aus Preußen. So entschloß sich nun der Verfasser, statt der angekündigten zwei Theile als Fortsetzung des mit Beschlag belegten Geschichtswerks, ein neues selbständiges Werk zu schreiben und fand für dieses einen wiener Verleger. Er sagt hierüber am Schlusse des Vorworts, eine für Preußen geradezu vernichtend klingende Parallele ziehend:

Es ist ein schlimmes Zeichen für Preußen, den gepriesenen Staat der Intelligenz, daß man in dem geschmähten Oesterreich drucken lassen muß, was in Preußen, ohne auf willkürliche Weise unterdrückt zu werden, nicht erscheinen kann. Wenn in solcher Vergewaltigung der deutsche Beruf Preußens besteht, wie nicht mehr zu bezweifeln ist, dann ist er sicherlich keinen Pfifferling werth und wird bald vom deutschen Volke mit der gebührenden Entrüstung und Verachtung zurückgewiesen werden.

Das Jahr 1870 mit seiner Einigung Deutschlands und seiner hohenzollernschen Kaiserkrone hat einstweilen dem socialdemokratischen Propheten an der Donau die thatsächliche Antwort gegeben. Nach einer Menge von „Einleitenden Bemerkungen" bespricht er die sociale, die nationale, die staatliche Reaction. In den „Bemerkungen" erwähnt der Verfasser, daß König Friedrich Wilhelm IV. durch seine Erklärung am 18. März, er übernehme die Leitung des deutschen Volks für die Tage der Gefahr, unzweideutig die Absicht ausgedrückt habe, sich an die Spitze der Reaction zu stellen. Diese Absicht lag damals nicht vor. Dem Verfasser erscheint alles als Reaction, was andere Menschenkinder, die sich auch ein wenig auf Freiheit verstehen, staatliche Ordnung nennen. Daher beklagt er es, daß die Arbeiterbevölkerung in Wien und in Berlin es nicht verstanden habe, sich in den Besitz der Staatsgewalt zu setzen, um die Arbeiterschaft von ganz Deutschland unter ihre Leitung zu nehmen und dieselbe im Klassenkampfe zu führen; beklagt es, daß im Jahre 1848 die zahme Parole „Freiheit und Einheit" statt des socialen Feldgeschreis „Freiheit und Gleichheit" ausgegeben; daß die Bewegung aus einer socialen (was sie übrigens von Anfang an ja nicht war) in eine verschwommen politisch-nationale umgewandelt worden sei, und daß die süddeutschen Revolutionäre, die viel von der Natur der bloßen Krakeelmacher an sich gehabt hätten, nicht einen Marat, Danton, Robespierre, Camille Desmoulins zum Muster genommen hätten, „deren Revolution so gründlich wurde, weil sie sich auf fester socialer Basis aufrichtete". Also das ist des Pudels Kern, der langen, auf 490 Seiten gehaltenen Rede kurzer Sinn: das siegreiche Auftreten des vierten Standes, ein republikanisches Reichsministerium, allenfalls unter der Präsidentschaft Bernhard Becker's, die Lösung der socialen Fragen im Sinne und zu Gunsten der Arbeiter, Ausbeutung der Reichen, dabei eine starke Dosis Communismus, Anarchie bis zum Excess! Von der Einheit Deutschlands, von dem neu zu gründenden nationalen Staat ist nirgends die Rede. Die Tausende, welche diesem Ziele in den letzten Jahren nachgestrebt haben, sind dem Verfasser politische Lakaien und Krakeelmacher. Solche Fragen sind ihm vollständig Nebensachen; die Hauptsache ist ihm, daß die „Fahne der europäischen Freiheit" aufgepflanzt, die Republik der Vereinigten Staaten von Europa errichtet werde. Die Begründung der deutschen Einheit haben wir gottlob mitten im Kriege mit den Franzosen erlebt; eine deutsche Arbeiterrepublik aber gar eine europäische wird der Verfasser, selbst wenn er steinalt wird, nicht erleben, auch nicht wenn die Franzosen ihre Republik vom 4. September behalten. Der fortwährende Hinweis und Vergleich mit den Franzosen gehört zu den großen Thorheiten der an Thorheiten reichen deutschen Fanatiker. Unser Krieg mit Frankreich hat den ungeheuern Unterschied zwischen deutschem und französischem Wesen, nicht blos, um die Dreitheilung des Verfassers nachzuahmen, in socialer, nationaler und politischer Beziehung, sondern geradezu, möchte man sagen, in jeder Beziehung so klar dargelegt, daß es geradezu Unsinn ist, irgendeine politische Möglichkeit für Deutschland daraus abzuleiten, daß der französische Boden dafür empfänglich war.

Unter solchen Umständen wird es niemand wundern,



Digitized by Google

wenn der Verfasser den Funfzigeranoschuß in Frankfurt für die leibhaftige Reaction, seinen Aufruf gegen Hecker und Struve für eine Don-Quixoterie hält; daß er empört ist, weil die liberalen Zeitungen sich nicht schämten, in dem General Friedrich von Gagern, der in dem Treffen bei Kandern fiel, einen der edelsten Söhne Deutschlands zu betrauern; daß er es auffallend findet, wenn „der Tod der beiden Reactionäre Lichnowsky und Auerswald als ein gräßliches Verbrechen ausgemalt werde", und daß er ein inniges Behagen empfindet, als die Kaiserdeputation oder, wie er sich ausdrückt, „die Kronhaustirer" am 3. April 1849 vor dem König von Preußen „wie begossene Pudel" dastanden. Daß das deutsche Bürgerthum mit den großen Volksmassen sich nicht identisch fühlte, mit ihnen nicht gemeinschaftliche Sache gegen die alte Aristokratie machte, hält der Verfasser für den Grundfehler, an dem die ganze Bewegung scheiterte. Wenn das Bürgerthum die Wahl hat, entweder mit der Aristokratie oder mit den Volksmassen zu gehen, allenfalls auch, entweder von der Aristokratie oder von den Arbeitermassen sich beherrschen zu lassen, so wird sie immer noch besser fahren, wenn sie von dieser entsetzlichen Alternative den ersten Theil ergreift. Uebrigens steht die Sache ja gar nicht so. Daß das Bürgerthum in Deutschland eine Macht ist, und was für eine Macht es ist, das weiß jedermann; und wer es nicht weiß, der darf nur die Verhandlungen des norddeutschen Reichstags lesen, um, wenn er nicht gerade zu der Fraction Bebel und Liebknecht gehört, sich gründlich belehren zu lassen.

4. Von Achtundvierzig bis Einundfunfzig. Eine Komödie der Weltgeschichte von Johannes Scherr. Zweiter Band. Leipzig, O. Wigand. 1869—70. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

In dem zweiten Bande, um dessen Besprechung allein es sich hier handelt, läßt der Verfasser die Ereignisse des Jahres 1848, vom März bis December, Revue passiren. Das mit großem Aufwand von Geistreichthum und Sachkenntniß geschriebene Buch macht einen ähnlichen Eindruck auf den Leser, wie auf den Zuschauer die Abwickelung eines Marionettentheaters, in welchem jede Figur ihren „Treff" bekommt. Der Verfasser ist dafür bekannt, daß er eine ungemeine Belesenheit besitzt, den Stoff mit Sicherheit beherrscht und geschichtliche und literarische Belege und Parallelen leicht zur Hand hat; nicht minder aber vielleicht noch mehr dafür, daß er einen ganz absonderlichen, keineswegs anschönen Stil besitzt und in der Fabrikation neuer Wörter, die wie mit einem Schlage seinen Gedanken bezeichnen und den humoristischen Ton des Ganzen immer in der gleichen Höhe erhalten, etwas Erkleckliches leistet. „Rückwärtserei", „Wetternichtigkeit", „Preßzuchtspritzen" sind Ausdrücke, wie wir sie auf der nächsten besten Seite aufgreifen können. Gar gewählt sind sie nicht gerade immer. Ton und Anschauungen des Verfassers mögen aus folgendem Probestück verdeutlicht werden:

Die Flüsterblicke und Bisherworte seiner Umgebung thaten das Uebrige; besonders dann, als der König, aus dem „revolutionären" Berlin nach Potsdam übergesiedelt, wieder ganz in der höfisch-absolutistisch-pietistischen Atmosphäre athmete. Es war einer der größten Fehler, eine der verhängnißvollsten Schwächen des Ministeriums Camphausen, daß es diese Verpotsdamung des Monarchen zugelassen hat. In Potsdam war es, wo das Werk der Wiederstrammung Friedrich Wilhelm's so recht ungestört mit Bedacht, Methode und Eifer betrieben wurde, und ein unbeugsamer Bauernheiter muß zugeben, daß die Hof-, Militär-, Bonzen- und Mandarinen-Rückwärtserpartei dieses Geschäft mit vollendeter Geschicklichkeit verrichtete. Der Punkt, von welchem sie dabei ausging, war der bekannte Mythus von der „Rote fremder Völkerschie, Franzosen, Polen und Juden", welche die berliner Revolution gemacht hätte. Hatte man erst den König — wie es ja wirklich glückte — zum unerschütterlichen Glauben an diesen Mythus gebracht, so vermochten ihn die Hände, welche das Strammmachungsgeschäft besorgten und unter denen sehr weiße, weiche und weihwasserfeuchte waren, unschwer von Stufe zu Stufe zu der Ueberzeugung hinaufzuhätschein, daß es seine königliche Schuldigkeit und patriotische Pflicht sei, sein angestammtes Land und Volk aus den revolutionären Teufelskrallen der besagten höllenschlegten Rotte zu erlösen.

Der Verfasser hätte gewünscht, daß die deutsche Bewegung von 1848 zu einer Republik geführt hätte. Daß es nicht dazu gekommen ist, ist Deutschlands Glück, in seinen Augen aber die ungeheuere Schuld aller derer, die bei der Aufführung jener „Komödie der Weltgeschichte" betheiligt waren. Wer hat in jenem Jahre immer klar gesehen und richtig gehandelt? Wol keiner, dem Verfasser mit eingeschlossen. Nun macht er sich aus der ganzen Sache eine Art Carneval, setzt eine Narrenkappe auf, springt bald auf diese, bald auf jene männliche oder weibliche Figur zu, wirft ihr ein paar kritische Brocken ins Gesicht und hat seine Freude daran, wenn alles zusammenbricht. Hecker und Struve kommen bei ihm im Grunde gerade so schlecht weg wie Römer und Mathy, denn beide Paare haben große politische Fehler begangen: diese, daß sie sich der Republik in den Weg gestellt; jene, daß sie dieselbe nicht durchzusetzen vermocht haben. Nur sollte der Verfasser, welcher zur Republikanisirung Deutschlands gewiß sehr drastische Mittel gewählt hätte, denjenigen, welche in derselben ein Unglück für ihr Vaterland sahen, die Nichtanwendung solcher Mittel nicht zum Vorwurf machen. Ob die Verhaftung Fickler's durch Mathy ein Verbrechen oder ein Verdienst gewesen ist, darüber sind gegenwärtig wenige im Zweifel. Auch sonst geht manchmal die Tadelsucht und das Allesbesserwissen etwas zu weit. Er heißt den Beschluß des preußischen Ministeriums, daß die preußische „Nationalversammlung" zur gleichen Zeit mit der deutschen tagen sollte, einen schönsben Verrath an der Nation. Bekanntlich haben sämmtliche Ständeversammlungen der deutschen Staaten zur gleichen Zeit mit dem frankfurter Parlament getagt, und zwar sicherlich nicht gerade zur größten Freude der damaligen Minister, noch viel weniger infolge ihrer verrätherischen Absichten. In jedem einzelnen Staate wollte das Volk die Märzerrungenschaften so rasch als möglich eingeführt wissen, hatte auch sonst noch manches auf dem Herzen, was seine Vertreter öffentlich verklndigen sollten, und dazu brauchte es ebenso eine preußische als eine bairische, württembergische, sächsische National- oder Ständeversammlung. Wenn man mit der Einberufung derselben hätte warten wollen, bis das frankfurter Parlament, in welchem eine Menge von „Kneipgenies" sich plötzlich zu Volksführern berufen fühlte und sämmtliche deutsche Professoren als „Staatsmänner" auftraten, der Verhandlungen also etwas lange dauerten, seine Aufgabe gelöst haben würde, so hätte man länger warten müssen, als die

Digitized by Google

Geduld nicht der Minister, sondern des Volks und seiner Führer ausreichte.

Indem der Verfasser alle Parteien tadelt, alle mitwirkenden Personen — fast alle ohne Ausnahme — wegen ihres schlechten Spiels zur Rede stellt, weder in Paris noch in Frankfurt, weder in Berlin noch in Wien, weder in Mailand noch in Rom den rechten Stoff für Republikaner findet, liefert er eine äußerst pikante Lektüre. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß er zuweilen den Nagel auf den Kopf trifft. In der Beschreibung des „Radetzky-Marsches" oder des österreichisch-sardinischen Kriegs gibt er eine treffliche Schilderung des Charakters des Königs Karl Albert und des Maulheldenthums der Mailänder und anderer Italiener. Bei der frankfurter Andienz vom 18. September ist sein Urtheil über Lichnowsky und Auerswald ein gerechtes, seine Entrüstung über die Mörderbande wahrhaft wohlthuend. Wegen des Jacoby'schen Wortes: „Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen", hätte, meint er, Friedrich Wilhelm sich gar nicht so sehr zu erboßen gebraucht. Er wäre ja ganz in seinem Rechte gewesen, wenn er gesagt hätte: „Bah, es ist nicht weniger das Unglück der Völker als der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen, und Sie selbst, mein lieber Hr. Jacoby, sind ja so unglücklich, die Wahrheit nicht hören zu wollen, daß Ihre preußische Volkssouveränetät ein tolleres Märchen ist, als irgendeins im Talmud steht." Und wenn er endlich sagt, daß die Conservativen und Liberalen am besten daran gethan hätten, nicht erst im März 1849, sondern gleich im ersten Anlauf der deutschen Bewegung im Mai und Juni 1848 das preußische Kaiserthum offen auf ihre Fahnen zu schreiben und die Reise nach Berlin anzutreten, da damals weder im Inland noch im Ausland jemand die Macht gehabt hätte, diesem Kaiserthum sich entgegenzustemmen, so hat er gleichfalls recht, wenn es ihm gleich für seine weltgeschichtliche Komödie nicht so sonderlich gepaßt hätte.

5. Europäische Geschichte im achtzehnten Jahrhundert. Von Karl von Noorden. Erste Abtheilung: Der Spanische Erbfolgekrieg. Erster Band. Düsseldorf, Buddeus. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Zweck und Aufgabe des Verfassers ist, „die leitenden Ereignisse der europäischen Politik während der ersten vierzig Jahre des 18. Jahrhunderts im Zusammenhang darzustellen". Der Spanische Erbfolgekrieg und der große nordische Krieg in ihren Ursachen, ihrem Verlauf und ihren Folgen für die politische Gestaltung Europas sollen zur Darstellung kommen. Der vorliegende erste Band bespricht auf 587 Seiten all die verschiedenen Gründe, welche zur großen Coalition gegen Frankreich führten und schildert die Entwickelung des Erbfolgekriegs bis zur Schlacht bei Höchstädt am 13. August 1704. Mit der detaillirten Beschreibung dieser Schlacht und der Angabe ihrer nächsten Wirkungen schließt der erste Band, welchem, wie der Verfasser sagt, zunächst möglichst rasch zwei weitere Bände folgen werden, die den Faden bis zur Unterzeichnung der Utrechter Friedensverträge führen sollen. Wir haben es also hier mit einem Geschichtswerk erster Klasse zu thun, dessen Verfasser mit staunenswerthem Fleiß das reiche Material herbeischaffte, in London die Manuscriptsammlungen des Britischen Museums und des Record office durchgeht, die Privat- und Staatsarchive in Holland und das berliner Staatsarchiv, mit seinen besonders wichtigen diplomatischen Berichten aus London und Wien, durchforscht, von andern Bausteinen, die zu einem solchen Werke in Menge aufzusuchen und herbeizuschaffen sind, nichts zu sagen. Da in die oben angeführten beiden Kriege sämmtliche europäische Staaten, von Lissabon bis zur Newa und zum Goldenen Horn, verwickelt waren, so erhalten wir durch deren Schilderung eine vollständige, werthvolle Darstellung der damaligen europäischen Politik. Es ist zugleich eine Geschichtsschreibung im großen Stil wie im Detail. Denn wie der Verfasser nicht verstümt, den großen Gang der geschichtlichen Epochen und darzulegen, so geht er die Verhältnisse aller der Staaten, welche auf diesem Schauplatz auftreten, auch im einzelnen durch, ihre materiellen und geistigen Kräfte, ihre Verwaltung, ihren Verkehr, ihre innern Parteien, ihre politischen und commerziellen Beziehungen zu andern Staaten und ihre leitenden Männer. Die Schilderungen der großen Charaktere, welche zu Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine Rolle spielen, bilden Glanzpunkte dieses Werks. Mit besonderer Vorliebe verweilt der Verfasser bei der Entwickelung der englischen Zustände. In lebensvollen Gemälden führt er uns die Bilder Wilhelm's von Oranien und des Herzogs von Marlborough vor, ihnen zur Seite stellend die der Königin Anna und ihrer Freundin Sarah Jennings, der Gemahlin des Herzogs. Er sagt:

In diesem schweigsamen und melancholisch blickenden Jüngling gewann der Gedanke einer großen antifranzösischen Allianz, und zwar des gemeinsamen Widerstandes aller Schwächern gegen den einen Uebergegenen, persönlichen Ausdruck. Die Sorge um sein halbverlorenes Vaterland und die Schicksalsfäden des Coalitionskriegs hatten ihn zu männlicher Reife gezeitigt, und schon im Jahre 1674 wußte Wilhelm III. sich als den Mittelpunkt der Allianz gegen Frankreich. Mit Einsichtigkeit und Leidenschaft und, wenn das Verhängniß die Wahl nicht ließ, sogar unbekümmert um das sittliche Urtheil der Zeitgenossen wie um die Bedenklichkeiten des eigenen reizbaren Gewissens förderte er jenes Werk: den Widerstand der Fürsten, der Völker und der Bekenntnisse gegen den einförmigen Despotismus der katholischen Militärmonarchie Ludwig's XIV.

Vergleicht man mit diesen der Charakterschilderung Wilhelm's von Oranien entnommenen Worten das Urtheil, welches der Verfasser über die Bedeutung des Tags von Höchstädt abgibt, so glaubt man, nicht eine Schilderung der Anfänge des 18. Jahrhunderts zu lesen, sondern mitten im Jahre 1870 zu stehen. Nach einer Beschreibung der Schlacht, in welcher Marlborough's geniale Umformung des Angriffsplans gerade im kritischen Momente und ein letzter Angriff des Prinzen Eugen den lange streitig gemachten Sieg erringt, sagt der Verfasser:

Die Fürsten und Völker, welche gegen Ludwig XIV. in Waffen standen, mochten aus dieser Niederlage zweier Marschälle Frankreichs die Erkenntniß gewinnen, daß auch französische Heere überwindlich, daß auch die französische Monarchie verwundbar, und daß es nur der pflichttreuen Anstrengung der Beschädigten und einer selbstsüchtslosern Hingabe an die gemeinsame Aufgabe bedürfe, um in einem abendländischen Befreiungskriege das französische Supremat auf dem Continente in Trümmer zu brechen und die Weltherrschaft der Bourbonen dem Schicksale früherer Weltmonarchien zu überliefern.

Digitized by Google

Im übrigen machen wir aufmerksam auf die Porträtirung Marlborough's, welcher, nach des Oraniers Urtheil, den kühlsten Kopf mit dem wärmsten Herzen vereinigte; auf die treffliche Parallele zwischen dem englischen Feldherrn und dem Prinzen von Savoyen, die sich trotz aller Verschiedenheiten der Charaktere einander doch so rasch, so leicht und so vollständig verstanden und dies mehrere Jahre lang bewiesen; auf die Schilderung des liebenswürdigen Benehmens des ersteren gegen den nachgerade etwas mürrischen Cunctator, den alten Markgrafen von Baden. Bei der Charakterisirung der einzelnen deutschen Höfe, von wo sich allenthalben der Teufel in Gestalt französischer Agenten eindrängt (ganz so, wie wir dies unter dem Napoleonenthum zu erfahren gehabt haben), verweist der Verfasser mit Interesse bei der arglistigen Diplomatie des bairischen Kurfürsten Max Emanuel, seine Stellung, seine Pläne und Hoffnungen beleuchtend, und mit Vorliebe bei der leuchtenden Gestalt des Großen Kurfürsten von Brandenburg, des Schöpfers eines ersten deutschen Staatswesens, welcher seinem freilich ziemlich anders angelegten Sohne, König Friedrich I., ein festes Gemeinwesen und eine so renommirte Armee hinterließ, daß vor dem Ausbruch des Krieges der habsburgische Kaiser und der bourbonische König, Schweden und Polen um die Gunst und die Hülfe des Brandenburgers sich bewarben. Wie schlecht das wiener Cabinet durch seine Gesandten bedient wurde, und wie es stets bereit war, deutsche Provinzen gegen italienische umzutauschen, zeigt der Verfasser an dem ungeschicken, plumpen Auftreten der beiden Grafen Harrach in Madrid, welche dem französischen Gesandten, Grafen d'Harcourt, sein ränkesüchtiges Spiel sehr erleichterten, und an den Verhandlungen, welche der österreichische Gesandte in Paris, Graf Sinzendorf, mit der dortigen Regierung hinter dem Rücken der Seemächte führte, um König Ludwig gegen einige Abtretungen zum Verzicht auf Spanien zu vermögen. Graf Sinzendorf bietet dem König die Festung Luxemburg und das Herzogthum Lothringen gegen Mailand und anderweitige Gebiete an. Wie es in Wien selbst aussah, wie man dort die Kunst verstand, Verlegenheiten nicht aus dem Wege zu räumen, sondern sich selbst zu schaffen, mit der einen Hand halbe Zugeständnisse zu gewähren und mit der andern neue Wunden zu schlagen, weder mit ganzem Ernst zu strafen, noch mit voller Milde zu versöhnen — ein Fehler, der sich an der mittlern Donau zu einer chronischen Krankheit ausgebildet hat —, schildert der Verfasser bei der Erzählung der Ereignisse des Jahres 1703, in welchem die österreichische Regierung, trotzdem daß sie fast bei keinem Bankier mehr Geld bekam, daß sie ihren Soldaten in Italien und am Rhein keinen Proviant, keine Bekleidungsstücke zuschicken konnte, doch den ungarischen Aufstand immer mehr anwachsen ließ, bis Eugen, die Gefahr erkennend, aus Italien nach Wien eilte, die hölzernen Cabinetsräthe in die alte Rumpelkammer schickte, das Präsidium der Kriegsangelegenheiten selbst in die Hand nahm und im Lauf eines einzigen Jahres zeigte, was mit Geist und Energie ausgerichtet werden kann.

Wenn wir zum Schluß noch hinzufügen, daß der Verfasser eine ebenso schöne als lichte und klare Darstellung hat, daß er seinen Satzbau ebenso künstlerisch abzurunden als Ereignisse und Personen natürlich und geschmackvoll zu gruppiren weiß, so haben wir den Grund angegeben, weswegen wir dem Erscheinen der nächsten Bände, in welchen uns der Verfasser seine Ausbeute besonders aus den französischen Actenstücken und den österreichischen Archiven mitzutheilen verspricht, mit dem regsten Interesse entgegensehen. Wer sich ein deutliches Bild von jener großen, bewegungsvollen Zeit machen will, kann das Noorden'sche Werk nicht entbehren und wird um so begieriger danach greifen in einer Zeit, in welcher, wie der Altmeister der Geschichtschreibung, Ranke, dem fahrenden Unterhändler Thiers im vorigen Herbst zu Wien so treffend bemerkt hat, Deutschland mit Ludwig XIV. Krieg führt.

---

## Zur Charakteristik Schelling's.

(Schluß aus Nr. 7.)

Aus Schelling's Leben. In Briefen. Drei Bände. Leipzig, Hirzel. 1869—70. Gr. 8. 6 Thlr. 22 Ngr.

Was den dritten Band dieses Werks betrifft, so ist es nicht blos die Zahl der Briefe, welche hinter der der frühern Spenden bedeutend zurückbleibt, auch der Inhalt, auch die Mannichfaltigkeit bieten uns nicht ganz die Ausbeute, welche wir erwartet hatten. Dem entspricht auch der Ueberblick, welchen der Herausgeber uns gewährt. Wir hätten, namentlich was den Aufenthalt Schelling's während der letzten Zeit in Berlin betrifft, ein größeres Detail gewünscht. Schließen wir aus dem, was uns seinerzeit darüber hier und da bekannt geworden, und zwar aus zuverlässigen Mittheilungen, so hätten wir wol etwas reichlicher bedacht werden können. Doch wir vermögen alles das uns hinlänglich zu erklären, und der Herausgeber selbst geht uns mit Andeutungen an die Hand. Schelling, der unermüdet Thätige, den schwierigsten Forschungen Obliegende, hatte in den letzten Jahren Wichtigeres zu thun als Correspondenzen zu führen, und der Herausgeber wollte lieber kurz sein, als Unhistorisches berichten.

Wir sind beim Beginne des Bandes mit unserm Philosophen in Erlangen. Wir freuen uns, unter denen, welche in Schelling's Nähe traten, unter andern dem Dichter Platen zu begegnen, der damals Student war, auf den unser Denker viel gab, sodaß er den reich ausgestatteten Jüngling auch gern in seinem Familienkreise sah. Auch Rückert finden wir im Umgange mit Schelling. Dieser wird vielfach in seinen Arbeiten unterbrochen durch Kränklichkeit. Die Ausflüge nach Karlsbad werden nun so nothwendiger.

In dem Briefe an Creuzer wird wieder der „Weltalter" gedacht, die, wie sie ihm vorliegen, Schelling noch immer nicht genügen. Auch über Hypochondrie klagt er.

Digitized by Google

Die Familienbriefe in diesem Bande sind zahlreich und sind wieder der Ausdruck des besorgtesten Lebens in andern, dazu der edelsten Frömmigkeit. Seine zarteste Fürsorge in der Familie erstreckt sich bis auf die Dienstboten. Ehe wir es glaubten, sehen wir Schelling schon wieder nach München übersiedeln. So ist sein Aufenthalt in Erlangen, nicht was seine wissenschaftlichen Leistungen betrifft — denn er hielt auch hier die gehaltvollsten Vorlesungen —, sondern was die Briefe angeht, etwas dürftig vertreten.

Es folgt der zweite Aufenthalt in München, von 1827 ab. Zahlreiche, ausgezeichnete Freunde, wie Schubert, Niethammer, Thiersch, Ringseis, Boisserée u. a., machten Schelling die Rückkehr nach der Königsstadt höchst erwünscht. Von allen Seiten war das Verlangen überaus groß, ihn vom Katheder aus wieder sprechen zu hören. War ihm doch auch der Ruf vorausgegangen, daß er in seiner philosophischen Weltanschauung ganz neue Standpunkte erobert habe, ohne jedoch mit den frühern zu brechen. Der Kronprinz Maximilian, ein ebenso geistvoller wie durch und durch edler Fürst, dem er Lehrer in der Philosophie war, fühlte sich von Schelling in jeder Hinsicht angezogen.

Wir begegnen vielen Briefen Schelling's an Cousin. Er fährt fort, auch auf diesen Mann sehr viel zu geben, sowol in Bezug auf dessen eigene Arbeiten, als was er zur Vermittelung deutscher Philosophie mit französischer zu thun vorzugsweise berufen sei. Auch von Erlangen her hatte er ihn geschrieben. Es ist in allen diesen Briefen schon viel von der Philosophie der Mythologie die Rede. Daß Schelling rege Hoffnungen hegte, sein eigenes System, und zumal die positive Philosophie, durch Cousin auch in Frankreich vorzubereiten, sei es durch Zeitschriften, durch selbständige Arbeiten, sei es durch Uebersetzung, muß man ganz in der Ordnung finden. Da sind es denn besonders Cousin's „Philosophische Fragmente", die den Weg bahnen sollen. Die berühmte Vorrede Schelling's zu diesem Werke in der Uebersetzung spiegelt aufs deutlichste ab, wie viel Gewicht der deutsche Denker auf die Richtung legte, welche die französische Philosophie in neuester Zeit genommen hatte. Schelling kündigt das Erscheinen seiner „Philosophie der Mythologie" als nahe bevorstehend an. Er sieht auch seinen Freund überall auf rechtem Wege, muntert ihn auf, ertheilt ihm reichliches Lob. Wichtig ist, daß jedoch in allen diesen Kundgebungen und Zugeständnissen Schelling die Ueberzeugung nicht vorenthält, wie er sich allem Empirismus überlegen wisse und dieser gleichwol hinlänglich schätze. Er arbeitet auf eine wahrhafte Vereinigung der Speculation mit der Empirie hin. Es spricht sich in diesen Mittheilungen an Cousin ein starkes Selbstbewußtsein, eine grandiose Zuversicht zu sich selbst aus. Mit ausgesuchter Feinheit gibt Schelling auch hier das Gefühl seiner Ueberlegenheit dem Franzosen zu erkennen, theils in, theils zwischen den Zeilen, macht es aber auch dadurch wieder gut, daß er ihm nicht blos Artigkeiten sagt, sondern ihm genugsam ausdrückt, wie hoch er ihn stelle, welch außerordentliche Mission er habe. Es fehlt denn auch keineswegs an Seitenblicken auf Hegel und dessen Anhänger, an einer Polemik, deren Schärfe in keiner Weise zurückbleibt hinter frühern Zurechtweisungen und Feldzügen unsers Denkers. Es mußte Cousin die wirksamste Genugthuung gewähren, sich von Schelling selbst in Schutz genommen zu sehen gegen die Angriffe, welche er von der Hegel'schen Schule erfahren hatte, und wir zweifeln keineswegs, daß er vollständig beruhigt darüber war, da er bei allen Bescheidungen von dort her einen so berühmten Bundesgenossen an seiner Seite sah. So viel ist gewiß, den Abfall Cousin's von Hegel durfte man von jetzt ab als Thatsache betrachten. Auf den Franzosen wirft das kein vortheilhaftes Licht. Schelling durfte ihm imponiren, er brauchte deshalb Hegel, dem er viel verdankte, nicht treulos zu werden.

Der Brief Goethe's an Schelling ist mit der gewohnten Zierlichkeit geschrieben, mit Einschluß seines Dankes für die „schmackhaft vegetabilischen Gaben", die ihm zutheil geworden, aber auch in dem gemessenen Ausdruck seiner spätern Periode, welcher dem Philosophen gleichwol die größte Hochachtung und Aufmerksamkeit kundgibt. Ein anderer Brief Goethe's an Schelling offenbart uns seine ganze persönliche Würde, die über alle Angriffe hinaus war, von welcher Seite sie auch kommen mochten, und ist ein herrlicher Beweis, daß derjenige, welcher auf der Höhe der Menschheit steht, keine Entgegnung für nöthig erachtet, wenn die Niedrigkeit sich gegen ihn herauswagt. Goethe schreibt:

> In meinen hohen Jahren muß die unverbrüchliche Maxime sein: durchaus und unter jeder Bedingung im Frieden zu leben. Was sollte aus den schönen mir noch gegönnten Lebenstagen werden, wenn ich Notiz nehmen wollte von allem, was in dem lieben Vaterlande gegen mich und meine Nächsten geschieht! Unserm werthen Freunde [Niethammer] ist wahrscheinlich mehr wie mir bekannt, was für Neckereien und Tücken, Unarten, Widerwärtigkeiten und Feindseligkeiten gegen mich ausgehen; ich weiß nur davon was manchmal ein gegenwärtiger theilnehmender Freund, oder wohlwollende Correspondenten erwähnen. Hat man jemals von mir eine Reclamation deshalb vernommen? auch nur einen Laut?

Unter den folgenden Briefschaften Schelling's, unter denen sich auch ein höchst werthvolles Schreiben des Ministers Eichhorn an den Philosophen befindet, zeichnen sich durch allgemeines und besonderes Interesse, durch charakteristische Züge, durch Gemüthsfülle, Scharfblick, schwerwiegenden Inhalt aus die Briefe an seinen Sohn Fritz, seinen Bruder Karl, an Weiße, an Beckers, an Brandis, Dorfmüller, J. E. Erdmann, Bunsen, Schubert, Steffens, Waitz, Henning, Neander. In der weitern Fortbildung, welche Schelling seiner Philosophie gab, standen ihm vorzugsweise nahe Hubert Beckers und Dorfmüller, der erstgenannte bis zum Tode des Denkers. Schelling betrachtete Beckers nicht blos als einen seiner gründlichsten Schüler, sondern fühlte für ihn auch die wärmste Freundschaft. Und er hatte ihn richtig erkannt. Der von ihm so Gewürdigte hat seinem Lehrer und Meister die treueste Anhänglichkeit bewiesen, wie wir ihm denn auch zu dem vorliegenden Bande reiche Beisteuer und Beleuchtung manches einzelnen verdanken. Hubert Beckers ist gegenwärtig sicher der Hauptrepräsentant der ganzen Weltanschauung Schelling's, er ist nicht allein der genauste Kenner der negativen wie positiven Philosophie, somit des ganzen Systems, er besitzt die seltene Gabe des Zusammenschauens, jene wahrhaft intellectuelle Anschauung,

Digitized by Google

welche Schelling bekanntlich zur Hauptbedingung alles wissenschaftlichen Verfahrens in letzter, entscheidender Instanz machte. Dabei ist Beckers ein Virtuose in der populären, überaus klaren Darstellung und gleich gewandt in der stricten Zusammenfassung aller Hauptmomente der so schwierigen Potenzenlehre, wie in der bündigen Erklärung, in der Reduction auf den kürzesten Ausdruck, endlich aber auch der feinste Aesthetiker in Nachweisung all der großen Schönheiten Schelling'scher Sprache, sowol in der Kunst des Dialogs, wie selbst in der metaphysischen Prosa. Eine Gesammtdarlegung des Schelling'schen Systems, eine vollständige Biographie Schelling's, mit Einarbeitung der hervorragenden Briefstellen, aus Beckers' Feder geben wir hiermit, sicher im Namen vieler, als dringendsten unserer Wünsche kund.*)

Der Brief Eichhorn's an Schelling ist überaus bedeutend. Die Auslassungen über Schleiermacher enthalten die wichtigsten Beiträge zur Charakteristik des großen Theologen, Philosophen und Menschen; sie ergänzen um vieles das Treffliche, was über ihn bereits veröffentlicht worden ist, und zeigen ihn uns auch in seinen letzten Stunden, wie er immerdar in andern lebte und darauf bedacht war, sie zu beruhigen, ihnen Schmerzen zu ersparen, ihnen die Innigkeit seiner Liebe kundzugeben. Auch wird hier ein Umstand vollständig aufgehellt, der seinerzeit von unedeln Leuten durch falsche Berichte vor dem Publikum in Erwähnung gebracht worden ist, ein Umstand, der, wie er hier von Eichhorn zur Sprache gebracht wird, das herrliche Gemüth des Dahingegangenen auch noch kurz vor seinem Tode im reinsten Lichte offenbart. Aber auch der ganze Bildungsgang, den Schleiermacher genommen hat, wird uns in seinen entscheidenden Momenten vors Auge gebracht, wie es auch von hohem Interesse ist, zu vernehmen, wie Schleiermacher eigentlich zu Goethe stand. Kurz, das Schreiben ist durchweg inhaltvoll, gediegen, geistreich, und läßt uns erkennen, wie werth und theuer Schleiermacher unserm Schelling gewesen sein muß.

Unterhaltend, ja pikant für manchen noch lebenden Anhänger der äußersten linken Seite der Hegel'schen Schule, wie für manchen der Hegelingen, dürfte eine Aeußerung Schelling's in einem der Briefe an Beckers sein, und zwar auf Veranlassung eines Schülers der äußersten Rechten, in welcher es heißt:

Unter den Hegelianern ist es jetzt namentlich Gäschel, der sich bemüht, aus Paragraphen der Hegel'schen „Encyklopädie" (NB. erst in der dritten Ausgabe hinzugefügten) Dinge herauszuklauben, an die keiner aus dieser Klasse vor Bekanntmachung meiner Ideen gedacht hat. Daß die Hegelianer von allen Enden und Orten zusammenlaufen würden, um mich, wenn nicht durch die Macht der Gründe, wenigstens durch die der Zahl zu unterdrücken, war vorauszusehen, zumal nachdem sie sich bedroht glaubten, daß ich wol selbst in ihr bisheriges Centrum eindringen könnte, worüber sie doch wol hätten ruhig sein können; denn in einem Alter wie das meinige entschließt man sich nicht so leicht zu einer so großen Veränderung, seien die Anträge auch noch so annehmlich und reizend. Indeß je ärger es diese Sekte treibt, desto schneller wird es mit ihr enden; ihre Stunde hat geschlagen, und es ist nicht dieses Treiben, es sind die Umstände, unter denen ich hier existire und die nicht hinderlicher für wissenschaftliche Thätigkeit sein könnten, als sie bekanntlich seit einigen Jahren (der Brief ist aus dem Jahre 1835) sich gestaltet haben, die mich allein anfechten.

Man sieht, der Gedanke nach Berlin zu übersiedeln, bewegt ihn schon mächtig.

Von außerordentlicher Wichtigkeit ist in einem Briefe an C. H. Weiße die ausdrückliche Erklärung Schelling's, daß der vielbesprochene Aufsatz, der in die Schriften Hegel's aufgenommen worden: „Verhältniß der Naturphilosophie zur Philosophie überhaupt", nicht von Hegel, sondern von Schelling ist. Dieser sagt: „Es ist darin — in jenem Aufsatze — kein Buchstabe von Hegel, ja er hat ihn vor dem Abdruck nicht gesehen."

Daß des wackern Steffens' „Religionsphilosophie" veröffentlicht worden sei, wird, gewiß nicht mit Unrecht, von Schelling im Briefe an Brandis bedauert. Sehr wichtig ist ferner Schelling's Brief an Bunsen, nebst einem Beiblatte; es handelt sich um Berlin. Von Stahl heißt es:

Mit Stahl möchte ich nicht zusammentreffen. Er hat sich, wie Sie selbst finden werden, einem ganz beschränkten Orthodoxismus ergeben; demgemäß sind auch seine kirchenrechtlichen Ansichten. Er übersieht, daß der Protestantismus nothwendig insofern etwas Fliehendes ist, als er ein ihm Entgegenstehendes zu überwinden, allmählich innerlich und ohne äußere Mittel zugleich mit sich in das Höhere (die zukünftige Kirche) zu verklären hat. Der Protestantismus für sich ist so wenig die Kirche als der Katholicismus für sich. Stahl, den Sie als meinen Schüler ansehen, ist durch meine Vorlesungen nur eben hindurchgegangen und hat, zu eitel, um für sein übrigens unleugbares Talent mehr nöthig zu halten, blos Allgemeinheiten daraus benutzt; die Philosophie der Offenbarung hat er nie gehört, und er kennt meinen letzten Sinn durchaus nicht.

So sind wir denn jetzt mit Schelling in Berlin, wo er eben im Begriff ist, den Lehrstuhl zu besteigen, im Jahre 1841. Der erste Brief, dem wir von hier aus begegnen, ist an Dorfmüller gerichtet. Man sieht, Schelling ist in Ansehung seines Wirkens in der preußischen Residenz von unendlichen Hoffnungen erfüllt. Mit höchster Begeisterung beginnt er seine Vorträge an der Universität. Gleich die erste Vorlesung (sie erschien sofort im Druck), mit scharfer Betonung, mit einer sitz alles zu Erwartende spannenden Perspective, classisch auch in der Darstellung, machte einen eminenten Eindruck. Doch, wie bald sollte es sich wenden! Man weiß, wie schon damals die Zeit aufgeregt war; nicht blos die extremsten Richtungen in dem, was man für Wissenschaft ausgab, nicht blos die kleinlichsten literarischen Coterien, auch die politischen Parteiungen brachten ein wildes Durcheinander hervor. Auch in solchem Wirrwarr hatte Schelling bewährte Männer auf seiner Seite, auch Freunde hatte er gewonnen, aber die Feinde mehrten sich mit jedem Tage. Mit ihnen wäre er schon fertig geworden, denn er wußte was er wollte, und daß er von sich, dem Frühern, weder im wissenschaftlich Rationellen, noch in seinem Freimuth in Bezug auf öffentliche Angelegenheiten des staatlichen Lebens abgefallen war; was ihn jedoch kränkte, ihn empörte, war, daß ein Mann, den er schon in früher Zeit als seinen Widersacher erkannt hatte, mit schnödester Willkür gegen ihn verfuhr. Daß der Geheime Kirchenrath Paulus sich erdreistete, nachdem er sich in den Besitz einer noch dazu mangelhaften, wol gar verfälschten Nachschrift der

*) Wir machen noch besonders aufmerksam auf die vortrefflichen Arbeiten von Beckers, z. B. über Schelling's Metaphysik, Naturphilosophie, Unsterblichkeitslehre u. s. w., in den „Abhandlungen der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften".

Digitized by Google

Vorlesungen Schelling's: „Philosophie der Offenbarung", gesetzt, dieselbe drucken, veröffentlichen zu lassen, mußte Schelling tief verletzen. Wir haben damals uns darüber und dagegen entschieden ausgesprochen, daß Paulus in keiner Weise ein Recht dazu hatte.*) Schelling führt unter anderm auch unser Urtheil, in dem Briefe an Dorfmüller, an. Er verklagte den Leichtfertigen, und lebte noch der Hoffnung den Proceß zu gewinnen. Es heißt in jenem Briefe mit Einfügung eines allerliebsten Calembourgs:

Bei dieser Gelegenheit hoffe ich des alten Bösewichts nebst seinem ihm allein noch gebliebenen Schild-K(n)appen einmal für immer los zu werden. Recht muß doch Recht bleiben und die Wahrheit endlich durch das, wenn auch noch so dichte Gewebe von Lügen und Verleumdungen hindurchdringen.

Schelling verlor den Proceß. Wir wissen nicht, wie die Gerichte ihr Urtheil motivirt haben. Wahrscheinlich unterlag ihre Entscheidung den noch vielfach zu verbessernden Bestimmungen des Gesetzes über Nachdruck und dem Verwandtes. Denn nach unserer subjectiven Ansicht gehörte das Verfahren des Hrn. Paulus, ungeachtet er sich einen Vordruck hatte zu Schulden kommen lassen, in die Kategorie des Nachdrucks und somit in das Gebaren des heute vollends unverschämt gewordenen literarischen Communismus. Kurz, das vermessene Verfahren des Hrn. Paulus und der für Schelling verlorene Proceß haben ohne Zweifel unsern Denker tief gekränkt und manchen dazu beigetragen, ihm seine fernere Wirksamkeit in Berlin zu verleiden.

Schelling gibt an Hrn. von Henning nochmals die bestimmte Erklärung ab, daß jener oben von uns bereits erwähnte Aufsatz über Naturphilosophie von ihm selbst, nicht von Hegel ist. Wie anwidernd die tumultuarische Bewegung jener Tage auf ihn wirkte, ungeachtet er am deutschen Vaterlande den lebhaftesten Antheil nahm, den wahrhaften Fortschritt der Menschheit stets im Auge hatte, sich aber auch nach Stille sehnte, um seine wissenschaftlichen Arbeiten zum Abschlusse zu bringen, das spricht er entschieden in einem Briefe an seinen Bruder Karl aus, Berlin 1846. Die Stelle lautet:

Es ist doch alles nur eitel und nichts außer diesem Umgang unsers Geistes mit den höchsten Gegenständen. Diese Tage hörte ich aus zuverlässiger Quelle von einem vertrauten Schreiben des Fürsten von Metternich, worin dieser mit ergreifendem Schmerz seinen Abtritt als Staatsgeschäften aussprecht, und der greise, in den größten Staatshändeln grau gewordene, mächtige Mann sich nichts wünscht als ganz der Philosophie leben zu können. Wer hätte dies gedacht? Aber die Zeit drängt von selbst dahin, und die letzte aus der gegenwärtigen Noth, Mittelmäßigkeit und Erbärmlichkeit hinausführende Entscheidung wird doch nur eine geistige sein können. Gönne auch du noch die die Frist, in deiner wahren Heimat, welche von je her die Innenwelt war, zu leben, und wirf die ganze Philisterei von dir, der du nie nach deines Herzens Neigung, sondern nur aus Nothwendigkeit gehient hast.

Als hätte er die Zukunft geahnt, die eben daran ist Gegenwart zu werden zur endlichen Verwirklichung eines einigen Deutschland, schreibt er an Wait, nachdem er vorher von zwei nicht sicherstellenden Elementen in der Politik gesprochen, und ein drittes fordert: „Dieses dritte, gleichberechtigte (aus der Reihe der Könige genommene) Oberhaupt wäre der wahre Kaiser, der Erkorene der Nation, der eigentliche Gegenstand ihrer Liebe."

Günther in Wien, der bekannte Weltpriester, der, nicht des Geistes ermangelnd, mit seiner Speculation auch Humor zu verbinden pflegte, wird sehr scharf abgewiesen. Wenn aber auch ein überaus edler scharfer Denker, der hoch über alle gewöhnliche Theologie hinausragt und die Wissenschaft vorwärts gebracht, ihr einen ganz andern Sehkreis eröffnet hat, als der ist, welcher sich durch so viele Lehrbücher nichtssagend hindurchschleppt und die Engherzigkeit und Denkfaulheit bestens cultivirt, wenn selbst Rothe (damals in Bonn, später in Heidelberg) von Schelling kurz abgefertigt und hart angegangen wird, so ist das höchst bedauernswerth, und wieder ein trauriger Beleg dazu, daß oft der Bedeutende den Bedeutenden verkennt.

Wie wahrhaft politisch liberal im großartigsten Sinne des Wortes Schelling ist, spricht er aufs klarste und unumwundenste in dem Schreiben an seinen Bruder Karl aus. Unser Denker erweist sich auch in dieser Stelle als einen Mann, der nach den Ereignissen urtheilt, und sich in keiner Weise dazu versteht, mit subjectiver Willkür das Thatsächliche zu leugnen oder gar zu verdrehen. Wie ausgesöhnt ist er jetzt wieder mit den Deutschen, er, der ein Todfeind aller Wühlereien, alles Umsturzwesens war, wenn er im Jahr 1850 an Dorfmüller schreibt: „Aus dem Allergrößten und Rohesten sind wir nun freilich heraus, und wenigstens mit der anschaulichen Erkenntniß bereichert, welch ein Fonds von edler, ehrenhafter und tapferer Gesinnung in dem liebenswürdigen deutschen Volke bisher verborgen gelegen."

Schelling ist gegen das Ende auf Reisen. Der Brief an seinen Sohn Fritz ist von Wilhelmshöhe datirt, 1852. Ebenso zwei andere Schreiben an Dorfmüller und Beckers 1853. Wie würde sich Schelling wol geäußert haben, wenn man ihm gesagt hätte, nach nicht langer Zeit würde auf derselben Wilhelmshöhe, wo er jetzt den großen Anschauungen seiner Philosophie sich hingäbe, der neu creirte Kaiser Napoleon, als Exsaiser, in andere Anschauungen versinken, in die seiner verlorenen Schlachten, seines Sturzes, seiner Gefangenschaft, durch welche er dem Schirmherrn und Haupt eines einigen Deutschland, dem deutschen Kaiser, den Schelling vorausgesehen und gefagt hatte, den glorreichen Weg bahnen würde? Unser Denker würde leicht den, welcher also gesprochen hätte, einen deutschen Schwärmer genannt haben. Und doch hat der vermeinte Schwärmer, dem Himmel sei Dank, die Zukunft richtig erkannt.

In den „Nachträgen und Berichtigungen", mit denen der dritte Band schließt, findet sich unter anderm noch ein sehr inhaltliefer Brief an Georgii, aus dem Jahre 1811, in welchem die wichtigsten Gesichtspunkte über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele uns angedeutet werden.

Ueberblicken wir nun das Ganze dieser Schelling-Briefe, so müssen wir behaupten, daß sie unsere an sich schon überaus reiche Briefliteratur um ein Bedeutendes bereichern und für eine künftige Biographie und Charakteristik des herrlichen Mannes unendlichen Stoff darbieten. Zur gerechten Beurtheilung Schelling's des Menschen, des Denkers, des Dichters bringen sie die dankens-

*) Vgl. das von uns damals redigirte „Königsberger Literaturblatt", Nr. 51 (22. September) f. 1843.



Digitized by Google

werthesten Materialien, aber sie sind auch ganz und gar geeignet, gemüthvolle Naturen, solche, die über die erhabensten Dinge Aufschluß, auf Lebensfragen Antwort in populärer Form haben wollen, ebenso zu belehren wie zu erquicken. Sagen wir alles in allem: die Briefe reihen sich aufs würdigste an den köstlichen Briefwechsel Goethe's mit Schiller, wie Schiller's mit Körner. Nicht wenige haben gewiß ein durchaus falsches Bild von Schelling in ihrer Seele. Sie stellen sich seine Persönlichkeit vor als schwer zugänglich, ablehnend, eingenommen von sich, aristokratisch-abgemessen. Freilich hatte es auch Schelling in Erfahrung gebracht, daß gegen eine gewisse Zudringlichkeit und Unverschämtheit egoistischer Zumuthung nur Vornehmheit Abwehr ermöglicht, und er machte mit Recht davon Gebrauch. Wo er aber mit edelgearteten Menschen zusammenkam, mit solchen, die Verlangen nach echter Seelennahrung hatten und den Werth der Zeit zu schätzen wußten, da war er voll Hingebung und Liebenswürdigkeit. Die vorliegenden Briefe sind nun ganz besonders geeignet, das eigentliche Wesen Schelling's jedem Gebildeten zu erschließen. Ein Solcher wird gut thun, einen so auserlesenen Umgang sich zu verschaffen durch die Lektüre des Werks.

Alexander Jung.

## Unterhaltungsliteratur.

1. Das Fest zu Arpadvar. Roman von Mariam Tenger. Zwei Theile. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1870. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein ungewöhnliches Talent offenbart sich in der Conception und Ausführung dieser Dichtung; logisch und consequent, wie eine männliche Feder es sonst nur vermag, ist der Plan entworfen trotz einiger Ueberstürzungen am Schluß.

In einer vortrefflichen Vorrede gibt die Verfasserin in kurzen Zügen die Grundidee ihres Romans an. Es ist das romantische und pittoreske Ungarland, welches sie schildern will mit dem wilden urwüchsigen Menschenschlage, der es bevölkert, Räuber und Ritter, Adel und Bauernstand, Zigeuner, Walachen, Szekler und wie die Mischvölker alle heißen, sind in typischen Figuren dem bunten Charakterbilde dieses originellen Romans eingereiht. Die Zeit ist ebenso glücklich gewählt wie die Farbe, es sind die Tage der Auflösung und Gärung vor den Revolutionen von 1848; denn man kann nicht mehr von einer sprechen, wo so viele stattfanden und jedes Volksstämmchen in Oesterreich seine eigene haben wollte.

Die ersten Kapitel des Romans sind ganz tadellos; das Fest auf Arpadvar beginnt mit einem charakteristischen Einladungsschreiben an den hohen Adel des hader Comitats. Graf Arpad Arpady auf Arpadvar ladet seine Standesgenossen zu einem Fest oder vielmehr zu einem geselligen Landaufenthalt ein, wie ähnliche Gastfreiheit etwa nur in England gebräuchlich ist, in kleinerm Stil jedoch auch in deutschen Gutsbesitzerfamilien vorkommen mag bei Hochzeiten und Jagdpartien. Der junge schöne ungarische Magnat versammelt die Gäste bei sich mit der Nebenabsicht, unter ihren Töchtern sich eine Lebensgefährtin zu wählen. Die Verfasserin benutzt die Schilderung des geselligen Lebens bei den Festlichkeiten auf Schloß Arpadvar dazu, eine Menge Persönlichkeiten aus der Wirklichkeit mit wenig veränderten Namen ihrem Romane einzuverleiben. Auch der englische Schriftsteller Paget, der über Ungarn geschrieben hat und dort mit einer vornehmen Eingeborenen verheirathet ist, wird mit dem Anagramm seines Namens Gapet öfter redend eingeführt.

Nach dem ersten Dutzend Kapitel ändert sich leider der objective Ton der Autorin, die künstlerische Ruhe kommt ihr abhanden, und die übrigen Kapitel überstürzen sich in Abenteuerlichkeiten und verbrauchten Romaneffecten; umgetauschte Kinder sind denn doch wirklich nicht mehr erlaubt, und sollten von einem Talent wie Mariam Tenger nicht benutzt werden.

2. Grüne Sträucher aus dem Schweizerlande. Erzählungen und Novellen von Arthur Bitter. Neue Folge. Zürich, Verlags-Magazin. 1870. Br. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wieder eine Verherrlichung der Heimat wird uns hier von Frauenhand geboten; denn „Arthur" heißen jetzt mehr oder weniger alle schreibenden Damen. Ein so schönes Stückchen Erde wie die Schweiz würde man gern sich schildern lassen, aber Arthur Bitter erzählt „Dorfgeschichten", wie sie nicht dort, sondern nur in Romanen vorkommen. Diese Breneli mit ihren salonmäßigen Liebesgeschichten im Bauernhause sind wirklich nicht mehr an der Zeit. Einige Novellen behandeln indessen auch einen höhern Gesellschaftskreis, aber die Originalität fehlt auch ihnen und die „heimatliche Schweiz" wird fast nur durch die eigenartige Schreibart der Verfasserin vertreten. So sagt sie „Procedern" statt Verfahren, „hablich" statt wohlhabend. Einzelne ihrer Erzählungen mögen in Tageblättern als flüchtige Feuilletonnovellen gern gelesen worden sein, aber in einer Sammlung kommt ihre Werthlosigkeit mehr zu Tage. Diese „Grünen Sträucher" werden bald verwelken und sich keinen bleibenden Namen in der Unterhaltungsliteratur machen; doch sind sie immerhin frisches Futter für Leihbibliotheken!

3. Man to! Historischer Roman von A. Ferrari. Hannover, Rümpler. Vier Bände. 1870. 8. 5 Thlr.

Die ganze Reihe der historischen Begebenheiten zur Zeit der Befreiungskriege ist in diesem etwas sehr langathmigen Romane als rother Faden benutzt, um einige Liebesgeschichten und Charakterbilder daranzuknüpfen. Wie verdorben muß der Geschmack des Volks sein, daß es noch immer nothwendig ist, die wichtigsten Ereignisse in romantische Süßigkeiten zu hüllen, um sie ihm mundrecht zu machen, und wie langweilig müssen unsere Historiker erzählen, daß so oft noch der schlechteste Romanschreiber als Berichterstatter ihnen vorgezogen wird! A. Ferrari gehört übrigens ohne Zweifel noch zu den bessern Romanschreibern, er arbeitet nicht ganz nach der Schablone des historischen Ragout. Es ist Individualität, Eigenartigkeit in seiner Darstellungsweise. So ist namentlich der Eingang voll von dem Reiz wirklichen Lebens und anschaulicher Naturwahrheit. Er muß ein Bewohner des

Digitized by Google

norddeutschen Heidelandes gewesen sein, um es so treu schildern zu können und die Schlösser des westfälischen oder eigentlich des hessischen Adels werden ihm auch wol bekannt sein, sonst hätte er die wenigen Originalfiguren seines Romans nicht dort finden können. Die Schilderung von Kassel, der schönsten Stadt Deutschlands, Berlin und Dresden nicht ausgenommen, ist als besonders gelungen zu loben. Die hessischen Namen, die theilweise genannt sind, hätten noch durch viele andere aus jener Zeit vervollständigt werden können. So wäre es z. B. interessant gewesen, die Dichterin Philippine Engelhard in ihrer originellen Erscheinung vorgeführt zu sehen, ebenso die Gräfin Hessenstein, die Geliebte des damaligen Kurfürsten. Auch hätte der Autor bei der namentlichen Einführung des Generals Baron von Ochs wol noch die rührende Geschichte erzählen können, wie demselben beim Uebergang über die Beresina die Rettung des Sohnes in so wunderbarer Weise gelang.

Kleine Unrichtigkeiten sollen dem Autor nicht angerechnet, sondern als poetische Freiheiten nachgesehen werden. Namentlich ist es unhistorisch, daß König Jerôme im Schloß zu Kassel anwesend war, als es abbrannte; auch wurde das Marmorbad, ein wunderschönes Kunstwerk, aber keine Badeanstalt, niemals von ihm zu Orgien benutzt. Schloß Wilhelmsthal und das seenhafte Gebäude von Wilhelmshöhe — damals Napoleonshöhe — hätten übrigens auch noch in den Kreis der Schilderungen gezogen werden müssen.

Man to! Nur zu! soll eigentlich heißen: vorwärts, und bekundet die deutsche Gesinnung des Autors trotz seines *ausländisch* klingenden Namens.

4. Nahes und Fernes. — Die Spuren eines Romans. Unter den päpstlichen Zuaven. Von F. W. Hackländer. Stuttgart, E. Hallberger. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der Name des Autors hat einen so guten Klang, daß man mit Vertrauen dem unbestimmten Titel zum Trotz das Buch in die Hand nimmt. „Die Spuren eines Romans“ heißt die erste der wieder abgedruckten Novellen; wir dürfen diese Spuren nicht angeben, um dem Leser die Spannung nicht zu benehmen! Es ist ein beinahe fertiges Lustspiel, das mit Mißverständnissen und Verwechselungen anfängt und mit einer Heirath endet. „Unter den päpstlichen Zuaven“ heißt die zweite Novelle, die auf ernsterm Grunde ein nicht minder fesselndes Lebensbild gibt. Hackländer bewahrt in seinen Stoffen stets einen glücklichen Griff.

5. Der Ankläger von Strasburg. Historische Novelle von Max Ring. Berlin, R. Lesser. 1870. 8. 10 Ngr.

Eine kleine Episode aus dem großen Buche der französischen Revolution ist von dem federgewandten Max Ring für Leihbibliothekzen zurechtgemacht. Man kann dieses Verfahren nicht loben, es verdirbt dem ungebildeten Leser allen Geschmack an der einfachen Kost der Geschichte und wird dem gebildeten keinerlei Unterhaltung bieten. Durch weitschweifige Dialoge wird die Begebenheit in die Breite gezogen; wirkliche Charakterschilderungen sind gar nicht vorhanden, nur Schattengestalten, die keine Sympathien erwecken können. Es ist indessen anzuerkennen, daß Max Ring der Moral und der geschichtlichen Wahrheit nicht ins Gesicht schlägt, wie dies leider so viele seiner literarischen Collegen thun.

6. Ein Geheimniß. Roman aus dem Französischen des Saint-Georges. Deutsch von Th. W. Zwei Bände. Jena, Hermsdorf. 1870. 8. 1 Thlr.

Eine crasse Sensations-Ehebruchsgeschichte auf historischem Hintergrunde aus der Zeit des ersten Kaiserreichs. Die Uebersetzung ist sehr mangelhaft; „die in Lebensgröße in dem ganzen Glanze ihrer Jugend und Schönheit gemalte Herzogin strahlte wie ein Feuerherd inmitten des düstern, ernsten Zimmers“ heißt es unter anderm. Arme deutsche Leserwelt, die aus solchem Machwerk Unterhaltung und Bildung schöpfen soll!

7. Tieh und Pinsing. Ein chinesischer Familienroman in fünf Büchern von Haoh Kjöh. Deutsche Säcular-Ausgabe. Bremen, Rühtmann. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein komischer Roman ist überhaupt für unsere ernste Zeit etwas mißlich, und nun gar in chinesischem Maskenanzuge wie dieser! Wir glauben nicht, daß es viele Leser gibt, die so viel Geduld und so viel Scharfsinn besitzen, um ihn durchzulesen; schon die Vorrede von 30 Seiten wird abschrecken, obgleich sie voller Witz ist. Das Buch ist der Dame Kritik gewidmet, doch auch diese hat heutzutage nicht über so viel Zeit und Raum zu gebieten, um den Wunsch des Verfassers, „scharf abzurntheilen“, erfüllen zu können.

8. Madonna Sixtina. Roman von Ferdinand Sonnenburg. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1869. 8. 3 Thlr.

Die Intentionen des talentvollen Verfassers waren echt künstlerisch, aber die Ausführung ist dilettantenhaft; mit dem dritten Bande langt der enttäuschte Leser bei einer ganz gewöhnlichen Liebesgeschichte an, die so trivial wie möglich endigt. Zwei Paare „kriegen sich“, und ein himmelstürmendes fährt zur Hölle durch Mord und Ehebruch, aber das tragische Element hat keine Kraft mehr nach dem Verlauf von drei Bänden, deren Stoff höchstens für eine Novelle ausreicht.

## Vom Büchertisch.

1. Die Abschaffung des privaten Grundeigenthums von Adolf Wagner. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

Als der bedeutendste Aufsatz unter den drei Exeursen über national-ökonomische Themata, die das vorliegende Buch enthält, ist uns die vortreffliche Untersuchung über das Gemeineigenthum am Grund und Boden nach russischen Erfahrungen erschienen. Auch in dem interessanten Artikel, der die Debatte über das Grundeigenthum vor dem im September 1869 tagenden socialdemokratischen Arbeitercongreß bespricht und der sich scharf gegen die communistischen Phantastereien der Socialdemokratie wendet, kommt Wagner auf sein Lieblingsthema, Rußland und seine national-ökonomischen, speciell agrarischen Ver-



Digitized by Google

hältnisse, zu sprechen. Er findet eine große Vergleichbarkeit zwischen der russischen und der socialdemokratischen Agrarverfassung, die auf der Abschaffung des Privateigenthums beruht. Beide Systeme, sagt Wagner, halten das persönliche Privatinteresse, welches in unserm System (dem geltenden System des Privatgrundeigenthums) den Eigenthümer und Bewirthschafter an seinen Boden fesselt, für entbehrlich zum Zweck ordentlicher Bewirthschaftung und für positiv schädlich in allgemeiner ökonomischer und socialer Beziehung. Wagner legt auf den Zusammenhang zwischen den Wühlern der Socialdemokratie und den moskowitischen Bestrebungen mehr Gewicht, als auf die europäische Furcht vor den agrarischen Einrichtungen Rußlands, die den Occident bedrohen sollen. Allerdings habe Cavour einmal zu einem petersburger Diplomaten gesagt: „Der gleiche Antheil, den ihr Russen jedem euerer Bauern am Grund und Boden einräumt, ist und gefährlicher als alle euere Armeen." Aber, meint der deutsche Volkswirth Wagner, man möchte nach den bisherigen Erfahrungen, vollends seit Aufhebung der Leibeigenschaft, das Wort eher umkehren: das russische Reich mit seinen vielgenannten 80 Millionen Bewohnern und seiner Million Soldaten — auf dem Papiere bleibt nach wie vor 1861 ein Koloß mit thönernen Füßen, solange ein communistisches Princip die Grundlage des landwirthschaftlichen Gewerbes in einem großen und dem maßgebenden Theile des Reichs, in Großrußland, bildet. Ja, die Gefahr des Panslawismus, mit der es auch sonst noch gute Wege hat, bedeutet für Westeuropa noch weniger, weil die Einführung des Gemeindeeigenthums mit periodischer Bodentheilung bei den Westslawen, den culturlich den Großrussen doch weit überlegenen Polen und Czechen, demselben Widerstande wie bei Germanen und Romanen begegnete.

Der zweite Aufsatz schildert das Privateigenthum am Grund und Boden in seiner gesellschaftlich nothwendigen und berechtigten Entwickelung. Auch hier kommt der Verfasser zu einer Warnung vor den russischen Erfahrungen in dieser Beziehung, die er im dritten, bereits erwähnten Artikel noch des Nähern begründet und ausführt. Uebrigens erklärt Wagner die russische Agrarverfassung nicht für ein Ueberbleibsel des Nomadenthums, eine Auffassung, die schon der russische Historiker Tschitscherin bekämpft hat, sondern als eine nothwendige Folge der Staatsgesetze des 17. und 18. Jahrhunderts. Auch in dieser äußerst scharfsinnigen Untersuchung, in der Wagner historische und logische Waffen glänzend ins Feld führt, zeigt sich die Abneigung des Autors gegen das russische System unverhohlen. Nach Wagner ist es, angesichts der wirklichen Lage in Rußland, ein wahrer Hohn, das Gemeindeeigenthum am Boden ein Rettungsmittel gegen das Proletariat zu nennen, höchstens könne man es als Sicherungsmittel gegen Verarmungsungleichheiten der ländlichen Bevölkerung bezeichnen. Beherzigenswerth für unsere modernen Gracchen im Westen, die mit Ackergesetzen nach russischen Principien die ländlichen Tagelöhner und Kleinbauern aufhetzen wollen, bleibt Wagner's Schlußwort:

In Rußland hat sich gezeigt, wohin ein ökonomisches System führt, welches einseitig die möglichst gleiche Vertheilung der in der Volkswirthschaft erzeugten Güter ins Auge faßt, ohne zuvor für eine ordentliche Production und hierdurch dafür zu sorgen, daß etwas Ordentliches zu vertheilen ist. Zuerst ein tüchtiges Productionssystem, welches in der Landwirthschaft das private Grundeigenthum zur Voraussetzung hat, alsdann möglichste Fürsorge für die gute Distribution der Güter. Das ist der richtige Weg zum Ziel, auf welchem sich der Occident befindet.

Ueberall leuchtet aus Wagner's Buch der klare Blick und die seltene Kenntniß des rühmlich bekannten Verfassers hervor, der sich neuerdings wieder durch seine Schrift über „Elsaß und Lothringen", die von allen dahin einschlägigen Arbeiten den praktischen Theil, die volkswirthschaftlichen Interessen des Gaues erörtert, als fleißiger Arbeiter auch im Gebiet politischer Oekonomie gezeigt hat. Der Verlagshandlung aber gebührt das Verdienst, in neuester Zeit einen Specialverlag über russische Culturverhältnisse begründet zu haben, auf dessen Werth wir nur durch die Autorennamen der betreffenden Verlagsartikel: Eckardt, Bock, Schirren, Pierson u. a. m., hinzuweisen brauchen.

2. Die Oeffentlichkeit in den baltischen Provinzen. Leipzig, Brockhaus. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Der durchweg von seinem Gegenstand erwärmte anonyme Verfasser weist mit gediegener Sachkenntniß und freier Auffassung nicht nur die Angriffe der russischen Partei zurück, sondern auf die Einseitigkeit hin, die in den Behauptungen und Forderungen jener Hetzer und Wühler liegt. Den Kernpunkt alles dessen, was den Ostseeprovinzen abgeht, findet der Autor in dem Mangel einer freien Presse. Hätten die Ostseeprovinzen dieselbe, so wäre all der Kampf, der jetzt seit Jahren die Gemüther in Rußland erhitzt und verwirrt, die Zerrissenheit im Reich, die Unlust, der Widerwille mehrerer Provinzen, die Unsicherheit der Zukunft, das Mißtrauen in sich selbst und in die Regierung, alles das wäre nicht eingetreten. Andererseits beschönigt der Autor den Hochmuth, der den Adel der baltischen Provinzen zur Unterdrückung der Eingeborenen getrieben, durchaus nicht: überhaupt ist die Schrift in unparteiischer Weise gehalten. Fortwährend betont sie die Uebelstände, die in den Ostseeprovinzen durch Niederhaltung der freien öffentlichen Meinung hervorgerufen sind. Wie der Sklave beim Mahl des Perserkönigs das μέμνησο τῶν Ἀγγέλων, so ruft der Autor immer wieder, so auch zum Schluß die Mahnung aus: „Gebt den Provinzen die Oeffentlichkeit, beseitigt die Censur, verbannt die Geheimnißthuerei, und der gesunde Trieb, das Gute zu bewahren und neues Gute zu beschaffen, wird unsere innere Lebenskraft und unser Recht auf Eigenart erweisen." Und die letzten Worte der sehr lesenswerthen Arbeit zeigen klar den Weg, den das riesige Staatswesen im Osten zu wandeln hat: „Es thut nicht noth, daß Rußland Fronte gegen Europa macht; seinem Volke wäre besser, es ginge mit Europa Hand in Hand, und dazu bedarf es frei organisirter Grenzwerken mit der ihnen eigenen germanischen Cultur."

3. Karl Friedrich Bahrdt, der Zeitgenosse Pestalozzi's, sein Verhältniß zum Philanthropinismus und zur neuern Pädagogik. Ein Beitrag zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts von J. Leyser. Zweite verbesserte Auflage. Neustadt a. d. H., Gottschick-Witter. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Seit lange ist uns auf unserm Büchertisch kein so gründliches und dabei so anziehendes Buch begegnet als das vorliegende, von dem schon in kurzer Zeit eine zweite

Digitized by Google

Auflage nöthig geworden ist. Bisher war dem Literarhistoriker die wunderliche Gestalt Bahrdt's, den selbst Goethe der Parodirung für würdig erachtete, interessanter als dem Pädagogen. Der sehr unterrichtete und in der Culturgeschichte des Rococozeitalters offenbar gut Bescheid wissende Verfasser führt nicht nur in das Zeitgeschichtliche mit sicherer Hand den Leser ein, sondern er gibt auch mit Benutzung bisher sehr obscurer Quellen einen so klaren Ueberblick über das Leben des merkwürdigen philantropischen Abenteurers, daß wir, besonders bei der eingehenden Schilderung des Bahrdt'schen Philantropinums in Heidesheim in der Pfalz, über die pädagogische Thätigkeit Bahrdt's, die Anschauungen der Mitwelt und die Intriguen, die sich gegen die Inventionen des „Propheten mit der eisernen Stirn" geltend machten, genau unterrichtet werden. Im Anhange befinden sich Proben aus zwei seltenen literarischen Machwerken. Das eine sind zwei Scenen aus Bahrdt's Pasquill: „Das Religionsedict, ein Lustspiel in fünf Aufzügen von Nicolai dem Jüngern", das dem denuncirten Autor ein Jahr Festungsarrest eintrug. Das andere ist von Kotzebue's damals noch jugendlicher Feder, wendet sich gegen Bahrdt und Genossen und steht an cynischer Gemeinheit nur den Fastnachtsspielen des Mittelalters etwas nach. Nicht nur viel werthvolles Material steckt in Leyser's Monographie, sondern auch ein literarhistorisches Darstellungstalent, das den Hettner'schen Untersuchungen über die geistigen Erscheinungen des 18. Jahrhunderts wenig nachgibt.

4. Johann Christian Edelmann. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Kirchengeschichte im 18. Jahrhundert. Vortrag im Evangelischen Verein zu Hannover von Karl Guden. Hannover, Meyer. 1870. 8. 10 Ngr.

Gern möchten wir das Lob, das wir der Leyser'schen Arbeit ertheilt haben, auch auf die sehr flüchtig gehaltene Darstellung Guden's anwenden. Aber gerade Hettner, den wir vorhin erwähnten, würde am wenigsten seine Freude daran haben können. Er gerade hat uns für das Bild des pantheistischen Schwärmers Edelmann, den selbst Strauß in seinem „Leben Jesu" noch nicht kannte, eine so mustergültige Zeichnung gegeben, daß geradezu behauptet werden kann, jede andere Auffassung als die sehr objective Hettner's sei ungerecht. Karl Guden hat es am wenigsten verstanden, dem deutschen Freidenker, der meist mit den englischen Deisten in einen Topf geworfen wird und doch von ihnen wesentlich verschieden war, gerecht zu werden. Er hebt noch immer die rohe Seite von Edelmann's Wesen hervor, ja er beschuldigt den kühnen Mann der Perfidie, tiefer innerlicher Gemeinheit u. dgl. m. Den Beweis ist uns Guden schuldig geblieben, was um so mehr auffällt, als er gerade gegenüber dem fälschlich „gefeierten" Mann eine objective und gründliche Untersuchung zu geben verspricht, die jedoch auf den 34 Seiten der kleinen Schrift nirgends den Eindruck größter Oberflächlichkeit verwischt, die nur trocken Biographisches und eiserude pastorenhafte Polemik beibringt.

5. Das Licht der Geschichte. Mittheilungen aus Johannes von Müller's Werken. Von Julius Hamberger. Gotha, F. A. Perthes. 1870. Gr. 16. 20 Ngr.

Trotz der unleugbaren Ueberschätzung, die Johannes von Müller noch bis in die Zeiten neuester Geschichtsforschung hinein zutheil geworden ist, kommt eine Sammlung von „Lichtstrahlen", von Aussprüchen des bedeutenden Historikers, die nach ihrer ethischen Bedeutung klassificirt sind, immer gelegen. Der Sammler hat sich es denn auch vorzugsweise angelegen sein lassen, sorgsam zu sondern und allgemein Bleibendes nicht mit momentan Zeitgemäßem zu mengen. Den nüchternen Kenner und Schüler der heutigen Historik muß doch häufig ein Lächeln überkommen, wenn er den emphatischen Stil liest, in dem Müller damals die mit Vorliebe als rückwärts gewandte Prophetie aufgefaßte Geschichte tractirt. Dennoch fehlt es dem großen Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft nicht an Klarheit und Prägnanz des Ausdrucks, den er ja oft wie Tacitus bis zur lakonischen Kürze zusammenpreßt. Manche Sentenz gewahnt als wäre sie für unsere Tage geschrieben, so die folgende:

In den Bojoaren ist Kern; man sieht beide Extremitäten der Barbarei und Aufklärung nebeneinander, aber das Bauerland lieben doch alle, zumal wenn man ihm seine Würde eines unabhängigen Staats nehmen will.

Oder die Betrachtung, die gewiß auch für die jüngste französische Republik gilt:

Männer von den glänzendsten Eigenschaften, besonders von großer Beredsamkeit, suchten in Athen durch Volksgunst zu ersehen, was Perikles aus seinem Innern genommen. Die (sic!) Gemeinde wurde geschmeichelt; die leitende Hand war nicht mehr. Die Gemeinde glaubte, selber zu herrschen, und war der Spielball der Leidenschaften einiger Parteiführer.

Wer denkt da nicht an Gambetta, Trochu u. s. w.! Und wie recht hat der alte Meister Johannes, wenn er gleich weiter sagt:

Keine Tyrannei ist unmenschlicher als die im Namen des Volks und gemeinen Wohls. Wenn, wie andere Uebel der Natur und Gesellschaft, ihr auf ewig vorzudringen unmöglich wäre, so müßte wenigstens die bürgerliche Freiheit mit unzähligen Formen umjaunt werden, um ihr das abscheuliche Werk doch möglichst zu erschweren.

6. Das Verhältniß der Provinz Posen zum preußischen Staatsgebiet. Von H. v. H. auf T. Berlin, Korkkampf. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Von einer Schrift wie der vorliegenden kann man nur wünschen, daß ihresgleichen recht oft geschrieben werden möchte. Wenn jeder intelligente Grundbesitzer, der jahrelang beobachtet und Material gesammelt hat für Exposés über seine Provinz, seine Beobachtungen, Gedanken und Vorschläge niederschreiben würde wie H. von H., wir erhielten sehr schätzenswerthe Beiträge zur Würdigung provinzieller Uebelstände und berechtigter Eigenthümlichkeiten. Der Verfasser bringt über die Provinz Posen durchaus Richtiges und gesund Gedachtes bei. Die bisherige Beamtenregierung der Provinz wird durch die Charakteristrung der hervorragendsten Oberpräsidenten von Flottwell bis Königsmarck (1830—70), der polnische Adel und die Bevölkerung der Provinz durch ethnographische und statistische Schilderung, meist aber durch eigene Beobachtung ins rechte Licht gesetzt. Mit einer Anschauung, die H. v. H. vertritt, befindet er sich im Gegensatz zu der bisherigen Provinzialpolitik der preußischen Regierung: er betont, daß es keine größern Germanisatoren der Provinz gebe als Eisenbahnen und Schulen. Besonders der letztern nimmt er sich warm an und fordert die Errichtung einer Universität für die Provinz. Nicht

Digitized by Google

den Polen würde damit in die Hände gearbeitet, sondern den Deutschen. Mit der Begründung einer posenschen Hochschule und der Verbesserung des Unterrichts, welche die geistige Integrität der Provinz sicherstellt, würde sich auch — und dieser Meinung schließen wir uns an — die Gemeinde-, Kreis- und Provinzialvertretungsfrage in der Praxis leichter lösen lassen, weil sich dann die Verständigungsmittel zwischen Polen und Deutschen vermehren; die Universität allein begründe die Möglichkeit, mit der Zeit selbst das zur Germanisirung taugliche Material an Ort und Stelle heranzubilden und zur Verfügung zu stellen, und die posenschen Beamten würden dadurch gewinnen. Denn man könne die Polen am besten mit ihren eigenen Waffen schlagen, wenn die deutschen Beamten der polnischen Sprache, die H. v. H. mehr im Schulunterricht berücksichtigt wünscht, mächtiger werden als sie es sind, und der Provinzialen seine eigene Hochschule besitze, ohne daß er nach Breslau oder Berlin zu gehen brauche. Die Gesetzgebung der Provinz muß nach dem Verfasser dahin streben: die Confession von der Religion, die Kirche von der Schule, die Feiertage von den Arbeitstagen, die Reallasten von dem Grund und Boden abzulösen.

7. Bertin und Mottenburg. Ein Rothbuch herausgegeben von ††† (einem Kreuzritter). Zweite Auflage. Brünn, Karafiat. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein nachgeahmter Laboulaye, nach dessen „Paris in Amerika", ist dies sehr animose Büchlein zu nennen, dem der Witz nicht mangelt, wol aber die Objectivität der Anschauung und vor allem die Sachkenntniß in Beziehung auf berliner Zustände, denen gegenüber es „Haß und Verachtung" erregen will, wie sich ein literarischer Staatsanwalt bei der Confiscirung der Schrift ausdrücken würde. Das beißende, sichtlich gehässige Pasquill macht den Eindruck, als ob es von einem Socialdemokraten oder einem enthusiastischen Abonnenten der „Zukunft" verfaßt wäre. Wenigstens berechtigt das achte, von der berliner Presse handelnde Kapitel zu dieser Auffassung, denn es läßt bei seiner Zeitungsschau nur an Schweitzer's „Socialdemokrat" und der Jacoby'schen „Zukunft" ein gutes Haar.

# Feuilleton.

Der zweite Theil von Karl Ritter's Biographie.

Die Biographie Karl Ritter's von **H. Kramer** ist erst jetzt mit dem Erscheinen des zweiten Theils zum Abschluß gekommen. Der erste Theil wurde schon 1864 ausgegeben und mit so ungetheiltem Beifall aufgenommen, daß man zuversichtlich eine baldige Fortsetzung erwarten konnte. Der Verfasser entschuldigt diese ungewöhnliche Verzögerung durch seine schwer zu besiegende Scheu vor der würdigen Darstellung und Beurtheilung des großen Mannes in seiner höchsten Vollendung als epochemachenden Gelehrten seines Fachs. Er sah darin eine seine Kräfte überspannende Aufgabe. Das ist ein verwüthiges Geständniß, dem wir unser ehrerwerte Anerkennung nicht versagen wollen, und dies um so weniger, als der endlich gebrachte Schluß in jeder Hinsicht vortrefflich ist und den gehegten Erwartungen vollkommen entspricht. Wir haben nun ein tief eingehendes, überall abgerundetes, naturgetreues Lebensbild von unserm unsterblichen großen deutschen Meister vor uns, das mit den edelsten Farben der Liebe und Hochachtung ebenso gemüthlich als frisch und treu gemalt worden ist. Lassen wir es also dahingestellt sein, ob der Verfasser für manche Leser nicht kritisch genug in die wissenschaftlichen Leistungen Ritter's eingedrungen sei, und begnügen wir uns mit der festen Ueberzeugung, daß derselbe was er ursprünglich hat geben wollen wirklich zu Stande gebracht hat, nämlich ein Lebensbild von Karl Ritter, dem genialen Schöpfer unserer heutigen Geographie. Ueber die specifisch gelehrten Arbeiten haben ebenbürtige Fachmänner, unter denen Leopold von Buch und Alexander von Humboldt als Sterne erster Größe glänzen, längst und ausreichend gründlich geurtheilt. Auch ist die von Ritter geschaffene neue Methode des geographischen Forschens und Lehrens ein allgemein gekanntes und von allen gebildeten Nationen gehörig gewürdigtes Verdienst, welches der ausführlichen Besprechung in einer Biographie nicht bedarf. Haben wir doch von Ritter selbst eine reiche Fülle von gedruckten Einleitungen, Entwürfen und Aufsätzen, in denen das, was er will, für jeden Denker klar und verständlich entwickelt worden ist. Die Biographie hat nur nöthig hierauf hinzuweisen; und das ist geschehen.

Der Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Theile des Werks liegt einfach in der Darstellung des allmählich werdenden und des schließlich gewordenen großen Mannes. Wenn dort das Vorführen der Lebenswege und Lebensschicksale, der charakteristischen geistigen Entwickelungsepochen als klar erkannter Ursachen für die gewichtigen Folgen ausreichte, so konnte dies hier nicht mehr genügen, es mußte auch auf die angestaunten Thatsachen hingewiesen werden, und aus diesem Grunde hat der Verfasser sehr wohl gethan, noch einen namhaften Anhang von Briefreihen beizufügen. Hierdurch erhält der Leser ein von Ritter selbst geschaffenes Lebensbild, worin sich alles lieblich, schön und wohr abspiegelt, was aus dem fertig gebildeten Meister zuletzt Großes und Herrliches geworden ist. Gerade für diesen Anhang, der weit mehr als die Hälfte des zweiten Theils ausmacht, wo der Verfasser das Wort ausschließlich an Ritter selbst abgibt, sind wir ihm ganz besonders zu Dank verpflichtet. In diesen Briefen herrscht eine Tiefe des Geistes, eine Wärme des Gemüthes, eine Treue der Beschreibtheit, wie sie sich durch das beschreibende Wort eines andern gar nicht wiedergeben läßt.

Die erste Hälfte des vorliegenden zweiten Theils zerfällt wieder in zwei Abschnitte, wovon der eine die Erlebnisse Ritter's in Berlin bespricht, während der andere das Lebensende und die Begräbnißfeier zur Darstellung bringt. Man sieht daraus, daß der Uebergang von Frankfurt nach Berlin in der That eine Erlösung Ritter's aus der drohenden Gefahr einer Verkümmerung für das ganze Leben war. Von den hervorragenden Geistesverwandten Savigny, Weiß, Lichtenstein, Wilhelm von Humboldt, Leopold von Buch u. a. wurde er auf das herzlichste bewillkommt und ehrenvoll in den dortigen Gelehrtenkreis eingeführt. Auch kam er hier wieder mit seinem beiden ältern Brüdern zusammen, von denen der eine nicht bei Berlin Pfarrer in Wilmersdorf und der andere Chef der Nicolai'schen Buchhandlung war. Doch am meisten freute er sich über das Zusammentreffen mit seinem geliebten Zögling August Hollweg, den man zum Professor der Universität ernannt hatte, der erst kürzlich verheirathet war, und zwar mit einer höchst liebenswürdigen Frau, zu welcher die junge Gemahlin Ritter's in jeder Beziehung vortrefflich paßte. Seine Wirksamkeit an der allgemeinen Kriegsschule, welche durch ihn sehr bald zu einer Akademie erhoben wurde, war sogleich mit den glücklichsten Erfolgen gekrönt. Die jungen Offiziere wurden begeistert für die ganz neuen geographischen Ideen Ritter's. Er hatte das Glück, eine große Reihe ausgezeichneter Schüler zu bilden, unter denen z. B. der jetzige Graf Moltke und der Kriegsminister von Roon zu dem gegenwärtigen Kriege ebenso gut wie in dem vom Jahre 1866 eine die ganze Welt in Staunen setzende Bewahrheitung gegeben haben. In kurzer Zeit war man auf der allgemeinen Kriegsschule ganz entzückt über die geistreiche

Digitized by Google

Behandlung der Geographie durch Ritter. Die Art und Weise, wie er die jungen Offiziere zum geographischen Denken anregte, war ganz neu, und sicherlich um so mehr, als sie der Unterricht auf seinem Tolte hauptsächlich nur den höhern militärischen Zwecken angepaßt wurde. Wie sehr dieser Beifall nach allen Seiten, besonders aber nach oben hin wirkte, ging aus der Aufforderung, den Prinzen Albrecht zu unterrichten, hervor. An diesen Lehrstunden nahmen gar bald die sämmtlichen Prinzen des königlichen Hauses mit dem lebhaftesten Interesse theil. Das war die Veranlassung zum nähern Bekanntwerden mit dem damaligen Kronprinzen, nachherigem König Friedrich Wilhelm IV., wodurch unserm Ritter so viele schöne Freudenpunkte entsprungen sind. Er bewunderte das umfangreiche gründliche Wissen dieses strebsamen edeln Prinzen, und hatte die Freude, von ihm nicht blos beachtet, sondern auch richtig verstanden und ehrenvoll gewürdigt zu werden. Die geistige Verwandtschaft beider knüpfte ein Seelenband der erhabensten Freundschaft. Da kam unserm Ritter auch der Auftrag, der Kronprinzessin Vorträge über die Geschichte der geographischen Entdeckungen zu halten, und es ist bekannt, wie diese Vorlesungen jedesmal zu einer Familienzusammenkunft und Freude des königlichen Hauses wurden.

Auf der Universität wurde unserm Ritter die Anerkennung und das Emporkommen nicht so leicht. Man fühlte noch nirgends das Bedürfniß zu einer wissenschaftlichen geographischen Ausbildung. Für das Wintersemester 1820—21 hatte er eine Vorlesung über allgemeine Erdkunde angekündigt. Es meldete sich nicht ein einziger Zuhörer. Erst am Ende November kam Wilhelm von Fellenberg, der Sohn des berühmten Emanuel von Fellenberg, mit welchem Ritter in Hofwyl bekannt geworden war, und auf den besondern Wunsch dieses jungen Mannes wurde die Vorlesung noch begonnen und dauerte vom 4. December bis zum 21. März. Das Merkwürdige dabei war, daß sich neben dem einen ordentlichen Zuhörer sogleich noch 60 Hospitanten einstellten, welche bis zu Ende getreu ausharrten. Für den Sommer hatte er eine Vorlesung über Afrika angekündigt. „Soll meine Vorlesung in der Universität anfangen", schrieb er am 3. Mai in sein Tagebuch, „aber nur drei Vögel." Den 10. Mai heißt es dort: „Das Collegium auf der Universität kommt nicht zu Stande." Endlich glückte der dritte Versuch für das Wintersemester 1821—22, aber doch nur mit mäßiger Zuhörerzahl. Er las über sein Lieblingsthema der „allgemeinen Erdkunde", und hatte die Freude, die jungen Leute dafür empfänglich zu machen. Die Theilnahme wurde nun mit jedem Semester rasch größer, und noch zwei Jahre später heißt es in seinem Tagebuche: „Volles Auditorium; ich muß ein größeres nehmen." Die Anerkennung und Geltung steigerte sich rasch so sehr, daß er für beständig das größte Auditorium wählen mußte, um für 3—400 Zuhörer Raum zu haben. Karl Ritter gehört zu haben, hielt nun jeder strebsame Mensch für eine Ehrensache der wissenschaftlichen Bildung. Und diese ehrenvolle Anzeichnung dauerte durch das ganze Leben des genialen Meisters ungestört fort. Im Jahre 1822 wurde Ritter zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewählt; 1825 ernannte man ihn zum ordentlichen Professor; 1828 wurde durch Ritter's Betrieb die jetzt weltberühmte „Geographische Gesellschaft zu Berlin" ins Leben gerufen. Daneben war er beständig thätig, um seine umfassenden Werke über Afrika und Asien herauszugeben, welche ihm als Gelehrten einen Namen von immer höher gesteigerter Berühmtheit gaben. Doch hiervon, wie von der vielfachen Anzeichnung durch Gelehrtencorporationen, welche ihn zum Mitgliede wählten, wollen wir in unserer Notiz nichts erwähnen, und verweisen einfach auf das Buch selbst, im Fall man mehr davon zu erfahren wünschen sollte. Ebenso enthalten wir uns Ritter's Stillleben in seiner gemüthlichen Häuslichkeit eingehend zu erwähnen, wovon gerade der Verfasser als Schwager Ritter's und als mehrjähriger Hausgenosse des edeln Mannes, den er früh verwaist wie seinen Vater verehrte, ein sehr anziehendes liebevolles Lebensbild entwirft, das niemand ungelesen lassen sollte, der ein Freund, ein Verehrer des großen deutschen Erdkundigen ist. Wir machen gerade hierauf mit Nachdruck aufmerksam.

Im Jahre 1859 am 28. September entschlummerte der achtzigjährige Greis sanft und friedlich, aber von den Leiden einer eigentlichen Krankheit befreien zu sein, und ohne Abbruch seiner geistigen Thatkraft, denn er hatte noch wenige Tage vorher den zweiten Band von „Kleinasien" zum Abschluß gebracht und in seinem Tagebuche mit rührender Dankbarkeit gegen Gott notirt. Schließlich bringt das Buch auch noch die beiden ausgezeichneten Reden von dem Oberhofprediger Dr. Strauß und dem Generalsuperintendenten Dr. Hoffmann, welche sie am Sarge und Grabe des Verstorbenen gehalten haben.

## Bibliographie.

Dammert, F. L., Anton Kokk, Dr. der Philosophie, grossherz. badischer Geheimer Hof-Rath, Professor und Lyceumsdirector, Ritter des Ordens vom Zähringer Löwen. Ein Lebensbild. Freiburg im Br., Wagner. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Dempwolff, G. H., Novellen. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Droste-Hülshoff, Annette Freiin v., Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter. 2te Aufl. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Geibel, C., Brednow. Legenden. Alten. Literarisch-artistische Anstalt. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Ein Frauen-Album. Illustrirtes Jahrbuch mit Kalender für das Jahr 1871. Herausgegeben von Otfried Mylius. Mit Original-Beiträgen von S. Augustin, B. Berger, F. Cruvell ꝛc. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.

Fullerton, Lady Georgiana, Mrs. Gerald's Nichte. Autorisirte Uebersetzung. Aus 3 Bdn. Münster, Russell. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hellwald, F., Kriegsleben. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.

Griesgrau, Marcus v., Die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland unter Napoleon III. Aus dem Französischen von R. Merk. Kassel, Kay. 1870. Gr. 8. 2½ Ngr.

Grieben, H., Feuilletonisten. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 2½ Ngr.

Groote, A., Wider Frankreich. Alles und Neues. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.

Gugkow, K., Der Wärwolf. Historische Erzählung. Wien, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 20 Ngr.

Hamerling, R., Danton und Robespierre. Tragödie. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr.

Heinrich, Emilie, Novellen. 2 Bde. Hannover, Schulze. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herzog, H., Schweizerjagen. Für Jung und Alt dargestellt. Aarau, Sauerländer. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Hesekiel, L., Sie sollen ihn nicht haben. Heiteres aus ernster Zeit. Leipzig. 8. 20 Ngr.

Hirsch, H., Vom deutschen Elsaß. Briefe an einen Freund. Leipzig, Payne. 1870. Br. 8. 5 Ngr.

Hoffmann, L., Ein Programm zu Beethoven's neunter Symphonie. Berlin, Grosser. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Hottel, A. v., Lieder eines Alten. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 2½ Ngr.

Hoppe, J., Das Entdecken und Finden. Ein Beitrag zur Lehre von der empirischen Forschung. Freiburg, Herder. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

Horne, W., Cupboyslope. Berlin, Amalie Louise Becker, geb. Neumann (geb. 1778—1797). Dessau. Barth. Gr. 16. 22½ Ngr.

Das Jahr 1870 und die Wehrkraft der Monarchie. Wien, Faesy u. Frick. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.

Jensen, W., Lieder aus dem Jahre 1870. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.

Kemmler, O., Deutsche Lieder. Stuttgart, Lindemann. 1870. 8. 6½ Ngr.

Kohle, G., Aus dem heiligen Kriege 1870. Deutsche Lieder. Eichstätt, Krüll. 1870. Gr. 16. 2 Ngr.

Landheimer, A., Das Buch des Offens. Bilder aus dem Wiener Leben. Würzburg, Woerl. 1870. 8. 27 Ngr.

Lieder des Trostes. Osterweise auf Soldatengräber. Stuttgart, Mühlthaler. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.

Lings, H., Zeitgedichte. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 2½ Ngr.

Lohn, Anna, Gesammelte Novellen. Die verwehrte Aufl. Leipzig, Kollmann. 1870. 8. 2 Thlr.

Marbach, O., Das Hallsche Deutschlands. Klänge und Lieder. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 10 Ngr.

Mayer, K., Irrlichter. 1870. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 2½ Ngr.

Meyern, G. v., Zeitgedichte. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Durch Kampf zum Sieg. Zeitgedichte. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 10 Ngr.

Neumann, J., Der zerbrochene Spiegel. Eine Weihnachtsgeschichte nach den Aufzeichnungen eines Fremden. Wien, v. Waldheim. 1870. Gr. 16. 10 Ngr.

Ramshorn, C., Weihnachtsbilder. Leipzig, Weber. 1870. 16. 1 Thlr.

Rimrod, R., Deutsche Kriegslieder 1870. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.

Spielhagen, F., Deutsche Pioniere. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Berlin, Janke. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Traeger, A., 1870. Sechs Zeitgedichte. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 2½ Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Die Kunst
## im Zusammenhang der Culturentwickelung
## und die Ideale der Menschheit.

Von **Moriz Carriere.**

Vierter Band.

Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur.

8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Carriere's Werk, die erste Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit, ist als eine Bereicherung unserer Nationalliteratur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Die gesammte Bildungsgeschichte von der Mitte des 15. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, wie sie durch die Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, die Wiedererweckung des Alterthums und die religiöse Bewegung bedingt ist, wird uns in dem soeben erschienenen vierten Bande lebendig klar geschildert. Die Künstlerpersönlichkeiten eines Michel Angelo und Raffael, Dürer und Rubens, Ariosto und Tasso, Cervantes und Calderon, Rabelais und Molière, Shakespeare und Milton stehen in ihrer individuellen Herrlichkeit neben Luther, Machiavelli, Pascal, Cartesius; im Zusammenwirken der Germanen und Romanen vollzieht sich die große Culturarbeit, die aus dem Mittelalter in die Neuzeit herüberführt.

Der erste bis dritte Band haben folgende Specialtitel:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst.** Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: **Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.** Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: **Das Mittelalter.** (In zwei Abtheilungen.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.

---

## Neueste Kriegskarte

aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

## *Karte von Frankreich.*

Neue Ausgabe.

Mit der Demarcationslinie und dem occupirten Gebiet in Farbendruck.

5 Ngr.

Die von Henry Lange entworfene Karte von Frankreich erscheint hier in einer neuen Ausgabe, welche die durch den Waffenstillstand vereinbarte Demarcationslinie und das von den deutschen Heeren occupirte französische Gebiet in Farbendruck zur Anschauung bringt: ein Blatt von grösstem augenblicklichen Interesse wie von bleibendem Werth für die Geschichte dieses denkwürdigen Krieges.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Biographische Portraits
von
**Varnhagen von Ense.**

Nebst Briefen von Koreff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Campan und Scholz.

**Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.**

8. Geh. 2 Thlr.

In der augsburger „Allgemeinen Zeitung" heißt es über dieses neue Werk aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense: „Das Buch ist eine Gabe, die uns ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte unserer neuern Literatur und zur Kenntniß jenes glänzenden gesellschaftlichen Lebens in der Metropole Norddeutschlands zu sein scheint, dessen Mittelpunkt so lange Zeit das Varnhagen'sche Haus war. Aus diesem Kreise sind denn auch die Gestalten genommen, deren biographische Portraits uns Varnhagen's Feder in kurzen charakteristischen Zügen mit jener Meisterschaft vorführt, die er bereits in der »Galerie von Bildnissen« gezeigt hat."

---

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## HERMES TRISMEGISTUS
### AN DIE MENSCHLICHE SEELE.

Arabisch und deutsch herausgegeben von

Prof. Dr. **H. L. Fleischer.**

4. Geh. 20 Ngr.

Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft hat der berühmte Orientalist dieses „Sendschreiben" herausgegeben, dessen Handschrift sich in der leipziger Stadtbibliothek befindet. Der arabische Text erscheint zum ersten mal im Druck, während die früher vom Herausgeber veröffentlichte Uebersetzung hier in wesentlicher Umarbeitung vorliegt.

---

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**

Erster und zweiter Band. (A—Lehren.)

4. Jeder Band geh. 10 Thlr., geb. 10⅔ Thlr.

Dieses Werk ist die vollständigste und vergleichsweise wohlfeilste aller Sprichwörtersammlungen; die Zahl der in den vorliegenden zwei Bänden mitgetheilten, alphabetisch geordneten, vielfach mit Erklärungen, Citaten und Quellennachweisen versehenen Sprichwörter beläuft sich auf nicht weniger als 120000. Es wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, in welchem die Anschauungen, Ansichten, Urtheile, Irrthümer und Erfahrungen, Rechtsgrundsätze, Klugheits- und Weisheits-, Glaubens- und Sittenlehren der frühern Geschlechter aller Bildungsschichten und Berufsklassen sich abspiegeln, und das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe.

Die Fortsetzung des Werks erscheint in regelmässiger, ununterbrochener Folge (wie bisher in Lieferungen zu 20 Ngr.).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 23. Februar 1871.



Inhalt: Johannes Scherr's literatur- und culturgeschichtliche Schriften. Von Rudolf Gottschall. — Romane und Novellen. — Der Riehl'sche Wanderbuch. — Vom theologischen Büchertisch. Von Gustav Hauff. — Feuilleton. (Neue Auflagen; Johannes Rothe's Gedicht von der heiligen Elisabeth.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Johannes Scherr's literatur- und culturgeschichtliche Schriften.

1. **Allgemeine Geschichte der Literatur.** Ein Handbuch in zwei Bänden, umfassend die nationalliterarische Entwickelung sämmtlicher Völker des Erdkreises. Von Johannes Scherr. Dritte, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Conradi. 1869. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.
2. **Bibelsaal der Weltliteratur.** Von Johannes Scherr. Zweite, umgearbeitete, vervollständigte und bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Krüner. 1869—70. Lex.-8. 4 Thlr.
3. **Deutsche Cultur- und Sittengeschichte.** Von Johannes Scherr. Vierte, durchgesehene, ergänzte und vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Alle diese Werke von Johannes Scherr erscheinen in so wesentlich umgearbeiteter Gestalt, daß sie füglich auf die Rücksicht Anspruch machen können, welche die Kritik sonst neuen Erscheinungen schuldet. Hierzu kommt, daß der Stoff, den sie behandeln, die universelle Literaturgeschichte und die Culturgeschichte, trotz der großen Wichtigkeit dieser wissenschaftlichen Zweige, im ganzen noch in Deutschland einer nur stiefmütterlichen Pflege anheimgegeben ist. Die Literatur spiegelt hierin nur den geringen Antheil wider, welchen der Staat auf seinen Universitäten diesen Wissenschaften widmet. Nur die ältere deutsche Literatur, und zwar nicht vom literarischen, sondern vom philologischen Standpunkt aus betrachtet, wird von den Germanisten fachwissenschaftlich gepflegt; dasselbe gilt von der orientalischen und griechisch-römischen Literatur, welche als Appendix zu den betreffenden Sprachstudien mit vorgetragen wird, in der Regel aber nur für die exclusiven Kreise, welche ihr Leben solchen Studien widmen wollen. Die allgemeine Literaturgeschichte, ein so wichtiges Element allgemeiner Bildung, bleibt an unsern Universitäten verwaist, und gerade die neueste Literatur, in welcher mehr oder weniger alle gesellschaftlichen Kreise heimisch sind, wird an den Universitäten als vollkommenstes Beiwerk angesehen, das höchstens einmal ein Privatdocent oder ein außerordentlicher Professor in den Bereich seiner Vorlesungen zu ziehen wagt, auf die Gefahr hin, dadurch seine wissenschaftliche Würde zu beeinträchtigen. Selbst unsere deutsche classische Literatur gehört auf das Repertoire der gelegentlichen Vorlesungen, die an der Grenze stehen, wo der Lector den Docenten ablöst und der akademische Reit-, Tanz- und Fechtunterricht beginnt. Mit der Culturgeschichte verhält es sich ebenso. Wenn aber die Universitäten der Herd der humanen Bildung sein sollen, nicht blos Dressuranstalten für Staatsanstellungen, so darf die Specialität niemals diejenigen wissenschaftlichen Zweige überwuchern, welche der Bildung weite Perspectiven geben und den ganzen Menschen fördern. Der jetzige Lectionsplan ist daher sehr einseitig; allgemeine und neuere Literaturgeschichte dürfen das gleiche Recht wie die philosophischen Disciplinen und die Weltgeschichte in Anspruch nehmen, ja sogar ein Vorzugsrecht vor den ersteren, da Logik und Metaphysik nach alten Schablonen gelehrt werden und als todte und öde Zwangscollegien für die Collegienhefte keine Theilnahme zu wecken vermögen.

Die wissenschaftliche Literatur ist von den Universitäten sehr abhängig; sie weist mit ihnen dieselben Lücken auf, wie auf der andern Seite dieselbe Ueberfüllung in den begünstigten Facultätswissenschaften. Die universelle Literaturgeschichte geht in den Meßkatalogen oft ganz leer aus — natürlich, die Lehrer lehren sie nicht und die Schüler brauchen keine Compendien darüber. Der letzte Universitätsprofessor, der sich durch derartige Collegien auszeichnete, war der würdige Wachler in Breslau, dessen „Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte“ auf Jahrzehnte hinaus das einzige nennenswerthe Werk auf diesem Gebiete geblieben ist. Die geistvollen Geschichten der Poesie von Rosenkranz und Hartlage umfassten zwar auch das universelle Gebiet, doch mehr von philosophischem Standpunkte aus, vortrefflich orientirend und glücklich in der Gruppirung der literarischen Erscheinungen nach ihrer nationalen und geschichtlichen Bedeutung, doch schon nach




Digitized by Google

ihrer Anlage und Tendenz nicht alle Anforderungen erfüllend, die man an eine allgemeine Literaturgeschichte stellen darf.

Das Werk von Johannes Scherr: „Allgemeine Geschichte der Literatur" (Nr. 1) ist daher einzig in seiner Art. Gegenüber der ersten Auflage hat es in der vorliegenden dritten seinen Umfang fast verdoppelt, und zwar nicht auf Unkosten der kräftig kurzen Fassung und der Betonung des Wesentlichen. Die allgemeine Literaturgeschichte hat sehr fließende Grenzen gegenüber der speciellen einer jeden einzelnen Nation; inwieweit man die Namen und Werke der letztern in die erstere aufnehmen soll, ist immer eine offene Frage, und da jeder Abschnitt der erstern zu einem großen selbständigen Werke anschwellen kann, so gehört viel Takt und feiner Sinn für das Hervorragende hinzu, abschwächende Ausweitungen zu vermeiden und im literarischen Entwickelungsgang die wichtigsten Stationen festzuhalten. Auf der andern Seite geben allzu häufige Nomenclaturen der Darstellung etwas Lebloses; gleichwol lassen sie sich nicht ganz umgehen; auch in dem Scherr'schen Werke finden sich oft solche schattenhafte Dichtercohorten, Namen, an welche sich kein Bild knüpfen läßt, die durch keine Charakteristik mit Lebensblut erfüllt werden. Doch darf man bei einer universellen Geschichte der Literatur darüber mit dem Autor nicht rechten; er muß auf eine gewisse Vollständigkeit Rücksicht nehmen und darf einzelne Namen wie Wechsel auf Sicht ausgeben, welche erst von der speciellen Literaturgeschichte eingelöst werden — wenn er nur die Gruppen im ganzen charakteristisch beleuchtet; den einzelnen Charakterkopf aus ihnen wieder herauszuheben, darf billigerweise der schärfer eingreifenden Darstellung der nationalen Literaturgeschichte überlassen bleiben.

Der vergrößerte Umfang des Werks ist zum Theil hervorgegangen aus der größern Belebung durch bezeichnende Beispiele, durch charakteristische Züge gerade bei den hervorragenden Dichtern; ferner aus der fleißigern Ausarbeitung einzelner Abschnitte, sowie sich auch ganz neugeschriebene Abschnitte in der neuen Auflage finden. Sehr stiefmütterlich war z. B. in der ersten Auflage als „Anhang zum zweiten Hauptstück" „Das Christenthum" behandelt, während die neue Auflage uns an Stelle dieses Abschnitts gestroß ausgeführte Entwickelungen bietet über das Christenthum, die Poesie der Kirche und die neulateinische Dichtung, über den Romanticismus, die Romantik und das Ritterthum und das mittelalterliche Theater. In der Vorrede sagt der Verfasser, daß kein Kapitel, ja fast keine Seite des Werks von der Umarbeitung unberührt geblieben sei. Ueber seine Tendenzen spricht er sich in folgender Weise aus:

Das Publikum hat, wie ich dankbar anerkenne, verständen und wohlwollend begrüßt, was ich mit diesem Buche wollte: — nämlich nicht ein skandrotrockenes, die Geistesöde hinter den Mantelfalten hochgelehrtthuender Grandezza verstreckendes Compendium für fachlente mühseligst zusammenstoppeln, sondern vielmehr ein Buch schreiben, ein lesbares Buch, welches allen wirklich und wahrhaft Gebildeten aber nach wirklicher und wahrhafter Bildung Strebenden die Universalgeschichte der Literatur nahezubringen und vertraut zu machen vermöchte. Diese meine Absicht erklärt auch, warum ich der orientalischen und der antiken Literatur eine möglichst knappe, dagegen namentlich der deutschen, der französischen und der englischen eine möglichst eingehende Behandlung zutheil werden ließ. Wissenden brauche ich nicht darzutegen, wie schwierig es war, immer auf den Raum von wenigen Bogen die literarische Geschichte eines Volks zusammenzudrängen, ohne irgendwelches Wesentliche aber auch nur Bemerkenswerthe zu überlehen oder zu übergehen. Unwissende aber würden diese Darlegung doch nicht verstehen. Wäre mein Buch auf ebenso viele Bände angelegt gewesen, als es Kapitel zählt, so hätte ich selbstverständlich die Literarhistorie wesentlich culturgeschichtlich behandelt. Man wird jedoch zugeben müssen, daß ich auch in den jetzigen Raumverhältnissen des Werks mich bemühte, zu zeigen, daß die Literatur kein von den übrigen Daseinsbedingungen und Lebensmächten losgelöstes Abstractum sei. Im übrigen wünsche ich, dieses Buch möge, wie es ihm auf seinem bisher zurückgelegten Wege gegückt ist, auch auf seinem weitern manche, viele, recht viele antreffen, welche zum Glauben an das Ewigjunge, Ewigwahre und Ewigschöne sich bekennen und den Gläubigen der in unsern Tagen triumphirenden stumpfsinnigen, geist- und götterverlassenen Unitätstheiligen wie einen abwehrenden Schild die Worte Mephisto's entgegenhalten:

Was ihr nicht tastet, steht euch weitenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das meint ihr, gelte nicht!

Der Vorzug des Werks besteht in der That in seiner sehr lebendigen Darstellung, welche keinen trockenen Notizenkram bietet, sondern scharfsumrissene Charakterköpfe, auch nicht blos kritische Censuren austheilt, sondern anschauliche Bilder gibt und zwar mit festen, sichern Zügen. Der Autor verschmäht das Beispiel und die Anekdote nicht, um uns eine Dichtung und einen Dichter näherzuführen. Weit entfernt ist er von jener schlechten Literaturgeschichtschreibung, welche nur Linien zeichnet, nur geistige Richtungen angibt, oft sogar nur Richtungen, die in dem eigenen Kopf des Literarhistorikers spuken; von jenem philosophisch abstracten Schematismus, der in dem Bereiche der Dichtkunst wie in dem jeder Kunst ein Unding ist. Die Schöpfungskraft des Künstlers ist das A und O aller Kunst; wer nicht davon ausgeht, zuerst die Persönlichkeit des Dichters zu schildern, seinen individuellen Genius, der wird, wenn er Literaturgeschichte schreibt, stets das Pferd am Schwanze aufzäumen.

Die Charakteristik der wahrhaft großen Dichter alter und neuer Zeit wird von Scherr mit Liebe und keineswegs allzu compendiarisch ausgeführt; die Porträts eines Dante, Tasso, Shakspeare, Schiller, Goethe, Byron, Victor Hugo sind nicht blose in die Arabesken hineingezeichnete Brustbilder; überdies befleißigt sich Scherr keiner Schulmeisterei, wie etwa Julian Schmidt, und ruft nicht die Größen des Parnasses zur Ordnung wegen irgendwelcher kleiner Versehen, die nicht in den Kram des Literarhistorikers passen; seine Anerkennung des Bedeutenden ist warm, voll und begeistert. Nur verlenguet Scherr nicht immer den politischen Parteistandpunkt, und so kann es kommen, daß er z. B. über Goethe's „Tasso" das folgende Urtheil fällt: „Es ist ein widerlich servilet Product durch und durch, das siebenfach destillirte deutsche Hofsträtthetum in sünffüßigen Jamben, das Hoheliet der deutschen Bedientenhaftigkeit."

Aehnlich lautet das Urtheil über die Ranke'sche Geschichtschreibung:

Sie hat nur fachmännische Bedeutung, keinen ethischen und nationalen Werth. Nirgends gibt sie ein volles und ganzes Gemälde des Wesens und Lebens einer Nation oder einer Epoche,

Digitized by Google

Unvergleichlich meisterlich, oft nur mittels weniger Striche weiß und Ranke diesen Fürsten oder jenen Minister zu zeichnen. Es gibt historische Porträts von ihm, die hinsichtlich geistreicher Auffassung und Feinheit der Farbengebung oder vielmehr der Silberstiftzeichnung ganz einzig dastehen. Aber daß Ranke auch nichthöfischen Lesern — und wir können doch nicht lauter Vorzimmerlinge sein — zumuthet, immer und immer nur in Gesellschaft von Königen und Königinnen, Botschaften, Ministern, Diplomaten, Cavalieren, Generalen und allenfalls auch Hofpredigern, Hofprofessoren und Hofmalern zu sein, immer und immer nur in Räumen und Kreisen, deren dumpfe Luft und uniforme Eleganz nie von einem Hauch und Zug des Volkslebens erfrischt und belebt werden, das macht die meisten seiner Bücher in die Länge so einlösig, bis zur Langweiligkeit einlösig. Immer nur von Hofmann sprechen zu hören, und wäre er die Blume aller Hofmänner, das ist mehr als Fleisch und Blut von denkenden Männern ertragen kann. Die wohlparfümirte Hofluft wird über alles und jedes hingestrichen, über Luther wie über Cromwell, über die Borgias wie über Katharina von Medici. Die zarte Glottfeichelung der letztgenannten Figur mit dem Sammthandschuh Ranke'scher Hofhistorik (in der „Französischen Geschichte") ist ein sprechendes Beispiel, wie diese Historik mit der Geschichte umspringt. Die blutrieselnde Metze erschrimt bei ihm als eine höchst respectable Dame, und der ganze Greuel der Bartholomäusnacht nimmt sich in seiner Darstellung aus als wäre etwa von einer vornehmen Jagdpartie die Rede. Weil Ranke den Inhalt der Geschichte vorwiegend oder ausschließlich in den höflichen und aristokratischen Kreisen sucht, so ist es folgerichtig, daß er zunächst für diese Kreise Geschichte schreibt, die Geschichte für den Geschmack solcher Leser zurechtkocht. Erstes Gebot muß hierbei sein, die „Dehors" zu wahren und alles und jedes, was es auch sei, mit einer gewissen gleichmäßig lächelnden Ruhe vorzubringen. „Pas de zele!" Nur keine moralische Ereiferung! Denn ersteres ist es plebejisch, laut zu sprechen, und zweitens ist das Sittengesetz bekanntlich nur für die „Masse" und die „Natur" da, nicht aber für Menschen, d. h. für Geschöpfe vom Baron oder Geheimrath aufwärts. Die Weltgeschichte ist keineswegs das Weltgericht, bewahre! Sie ist vielmehr ein Diplomatensalon, wo Scharfen und Schenkele, vorausgesetzt daß sie hoffähig, auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung mit den Besten und Edelsten converstren. Diesen vollständigen Mangel an sittlichem Gehalt, diese erschreckende Gleichgiltigkeit in Betreff der Unterscheidung von Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verbrechen preisen die Bewunderer Ranke's als „historische Objectivität". Die Nachwelt wird das Ding ohne Zweifel anders und richtiger bezeichnen, obzwar etwas unhöflicher.

Gegenüber der verständnißlosen Auffassung Jean Paul's von seiten eines Gervinus und seiner Nachtreter berührt Scherr's feinsinnige und warme Charakteristik des großen humoristischen Schriftstellers sehr wohlthuend. Das Register der neuern deutschen Schriftsteller ist ein ziemlich vollständiges; einzelne sind liebevoll charakterisirt, leiner vornehm todtgeschwiegen oder einseitig unterschätzt. In Gruppirung und Rangordnung bei den neuesten Dichtern mag man vielfach von dem Literarhistoriker abweichen: man wird indeß das Streben anerkennen müssen, auch minder Beachtetes zur Geltung zu bringen. Sehr hoch wird Julius Mosen gestellt, sein „Ahasver" eine der kühnsten Unternehmungen und gehaltvollsten Leistungen der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert genannt.

Emanuel Geibel's Nibelungentragödie „Brunhild" wird unter die besten Gaben der tragischen Muse im 19. Jahrhundert gezählt. Auch des „Ahasverus" von S. Heller wird mit Anerkennung gedacht. Ungünstig lautet das Urtheil über Hebbel:

Viel titanisches Wollen, wenig erfreuliches Vollbringen. Als Lyriker zeigte er Gedankenfülle, aber auch eine völlige Methodlosigkeit. Sein Witz als Komödie („Der Diamant", „Der Rubin" u. a.) ist frostig wie Eisschreeis. In seinen Trauerspielen („Judith", „Genovefa", „Moriamne", „Maria Magdalene", „Die Nibelungen") sind große Würfe und Anläufe, die aber meist holzwegs zu Boden fallen. Eine unerquickliche Originalitätssucht hat überall in Hebbel's Schöpfen eingegriffen und hat aus seinen Schöpfungen weit mehr Bizarrerien und Grotesken als Kunstwerke gemacht.

Von den neuern französischen Schriftstellern ist die George Sand mit einer fast unverhältnißmäßigen Ausführlichkeit und bewundernden Anerkennung besprochen. Von Victor Hugo heißt es mit Recht: „Er war ein Mann von Genie, ein Poet jeder Zoll"; ein Lob, das vollkommen berechtigt ist und die deutsche Miniaturkritik ihm nie streitig machen wird.

Das Werk von Scherr verfolgt die allgemeine Literaturgeschichte am Faden der Literaturgeschichte der einzelnen Völker; es ist dieselbe Methode, welche Klein in seiner „Geschichte des Dramas" durchgeführt hat. Soweit es sich um den in vieler Hinsicht zeitlosen, weil mit dem Maßstab unabsehbarer Weltzahre messenden Orient, soweit es sich um die antike Welt handelt, in welcher Rom den Faden der geistigen Entwicklung aufnimmt, wo ihn Hellas fallen läßt, kann man diese Eintheilung unbedingt billigen; auch würden die mehr anhangsweise zu behandelnden Nationen, deren Literatur seine tonangebende geworden ist, wie die slawischen Länder, Ungarn, Neugriechenland, die molda-walachische Sprache und Literatur, selbst die Niederlande und Skandinavien, welche Scherr alle mit großer Belesenheit und eingehend bespricht, eine solche selbständige Literaturchronik wol vertragen.

Anders dagegen erscheint es uns in Betreff Frankreichs, Italiens, Spaniens, Deutschlands und Englands. Hier hätten wir der universellen Literaturgeschichte eine Eintheilung nach geschichtlichen Epochen gewünscht, in denen die eine oder die andere Nation die Führung übernimmt, wie im Mittelalter Italien und Spanien, Dante und Calderon, letzterer als der große Meister und Vollender des Passionsschauspiels, wie am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts England mit der Blüte einer aus protestantischem Geist hervorgegangenen Dramatik, in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten des 18. Jahrhunderts Frankreich mit seiner regelrechten Tragik, gegen Ende des 18. Jahrhunderts Deutschland u. s. w. Der Vorzug einer zusammenhängenden Darstellung der einzelnen Nationalliteraturen scheint uns weniger in das Gewicht zu fallen als der allgemeine geschichtliche Ueberblick, der uns lehrt, welche Nation das Jahrhundert beherrschte, und welches die Wechselbeziehungen der Nationen waren.

Als Pendant zu dieser „Allgemeinen Geschichte der Literatur" ist nun in zweiter umgearbeiteter Auflage der „Bilderſaal der Weltliteratur" von Johannes Scherr (Nr. 2) erschienen, ein Werk, welches bei jeder andern Nation als der deutschen eine Unmöglichkeit wäre und seine Existenz nur der glänzenden und vielseitigen deutschen Uebersetzungskunst verdankt. Hier tritt uns, in Uebersetzungen, die Production aller Nationen entgegen: Morgenland und Abendland mit ihren eigenen treu nachgeahmten Formen, die Stokas und Makamen wie die Sestinen, Rebondillos und Spenserstrophen. Kaum gibt



Digitized by Google

es einen namhaften Dichter aus irgendeiner Nation, dessen Werke nicht der deutschen Sprache angeeignet worden wären. Eine Sammlung wie die von Scherr beweist nicht nur den Fleiß des Herausgebers, sondern auch die Universalität unserer literarischen Bildung. In der Einleitung sagt Scherr, daß die Sammlung der „hochedeln, deutschclassischen Idee der Weltbürgerlichkeit dienen solle", also neben seiner literarisch-lehrhaften auch eine culturhistorische, ja geradezu eine „sittlich-politische Tendenz" haben solle. Der Bilbersaal soll ein Gesammtbild des dichterischen Schaffens sämmtlicher Culturvölker alter und neuer Zeit geben, „eine umfassende Geschichte der Poesie in Beispielen".

Die kurzen Einleitungen geben ein zum Verständniß genügendes Charakterbild der einzelnen Nationen und ihrer literarischen Thätigkeit, dessen Ergänzung freilich in der Allgemeinen Literaturgeschichte zu suchen ist. Die Auswahl der Proben selbst wie diejenige der Uebersetzungen erscheint uns alles Lobes werth. Es gibt für den Freund der Dichtkunst kaum eine interessantere Lektüre als diejenige dieser so eigenartig aufblühenden Poesie aller Völker und Zeiten; sie hat nicht nur ein dichterisches, sie hat zugleich ein historisches, culturhistorisches, ethnographisches Interesse; es ist nicht nur die Wanderung durch einen Bilbersaal, es ist eine poetische Pflanzengeographie, die uns die Verbreitung einzelner Dichtgattungen in den verschiedenen Zonen lehrt und uns vertraut macht mit dem Darwinismus, der auch in Bezug auf die Dichtarten fortwährende Mischungen und Metamorphosen erzeugt. China, Indien, Arabien, Persien, die hebräische Poesie — welch eine Fülle exotischer Blüten der Dichtkunst! Eine Probe der chinesischen Dramatik, die allenfalls aus Bazin's französischer Uebersetzung der chinesischen Stücke hätte ins Deutsche übersetzt werden können, wäre wünschenswerth gewesen, um die Poesie des Reichs der Mitte auch von dieser Seite zu zeigen. Die übrigen orientalischen Länder sind vielseitig vertreten; namentlich hat es uns gefreut, aus der in ihrer Art meisterhaften Uebersetzung der „Gitagovinda" von Rückert, die im ganzen wenig bekannt ist, da sie nur in einem orientalistischen Fachjournal stand, eine glänzende Probe zu finden. Der Abschnitt „Hellas und Rom" bietet einen reichen dichterischen Blütenstrauß aus allen Gebieten, der Ethik, Lyrik, Dramatik, Didaktik, Idyllik; unter den Uebersetzern ist Voß nicht mehr vertreten, wie überhaupt die mitgetheilten Proben beweisen, welche Fortschritte die neuere Uebersetzungskunst gemacht hat; wir vermissen indeß einige der wichtigsten Uebersetzer, wie Jordan und Minckwitz.

Was Frankreich betrifft, so ist die Classik und die Streitpoesie des 18. Jahrhunderts zur Genüge vertreten; ebenso die Romantiker und die andern modernen Dichter; von Lamartine, Victor Hugo (Lyrik und Drama), Beranger, Musset sind anziehende Proben in gelungener deutscher Form gegeben. Das Drama des second empire ist durch einen Neoclassiker, durch Ponsard, und seine „Lucrèce" vertreten. Gewiß wäre indeß hier eine Probe aus einer Sittenkomödie des second empire, von dem jüngern Dumas oder von Augier, willkommen gewesen zur Charakteristik der jüngsten Epoche.

Von den italienischen Epikern begegnen wir nicht nur Dante, Tasso und Ariosto, sondern auch Pulci, Bojardo, Fortiguerra und Casti, dem Thierepiker; von den Dramatikern: Alfieri, Manzoni und Pellico. Hier vermissen wir Niccolini, der doch der bedeutendste Tragiker des neuern Italien ist. Die zahlreichen Proben aus den Gedichten des genialen Satirikers Giusti erscheinen dagegen bei der originellen Bedeutung des Dichters gerechtfertigt. Unter den spanischen Dichtern nehmen im „Bilbersaal" die ältern Dramatiker, Cervantes, Lope, Calderon, Moreto, den hauptsächlichsten Platz ein. Die Größen der englischen Literatur sind vollständig in diesem literarischen Pantheon versammelt; Shakspeare ist außer durch Scenen aus seinen Stücken durch eine reichhaltige Blumenlese von Sentenzen vertreten. Doch hätten wir eine Probe aus der Dramatik des 18. Jahrhunderts, aus einem Trauerspiel von Rowe, Addison's „Cato", aus einem Lustspiel von Congreve und Farquhar, sowie namentlich von Sheridan als Beweis für die durch französische Einflüsse in eine andere Bahn lenkende Entwickelung der englischen Dramatik willkommen geheißen. Die Auswahl aus den niederländischen Poeten wird deutschen Lesern meist Neues bieten.

Die deutsche Literatur nimmt den bei weitem größten Theil des zweiten Bandes ein; die skandinavische, slawische und ungarische bilden eigentlich nur einen Anhang. Der kosmopolitische Literarhistoriker bewährt durch den breiten Raum, den er der deutschen Literatur gönnt, seinen Patriotismus. Daß Proben der allgermanischen Poesie aus „Nibelungen", „Gudrun", „Tristan" in Ueberfetzungen mitgetheilt sind, erscheint für die gleichmäßige Haltung des Werks geboten. Nachdem indeß durch die Pfeiffer'sche Ausgabe mittelalterlicher Classiker Sinn und Verständniß altdeutscher Sprache und unserer poetischen Alterthümer in weiteren Kreisen verbreitet ist, würde an und für sich die Mittheilung derselben im Original wol keinen Leser befremden. Mit großer Ausgiebigkeit ist die neueste Dichtung vertreten. Wir glauben vor dem Verdacht einer Unterschätzung derselben geschirmt zu sein, meinen aber doch, daß ein „Bilbersaal der Weltliteratur" sich hier engere Schranken setzen mußte und nicht eine Menge Dichter aufnehmen durfte, deren Bedeutung selbst für die eigene Nationalliteratur noch eine zweifelhafte ist. Auch vermissen wir hier öfter bei den mitgetheilten Anzügen das durch die Bedeutung der Poeten bestimmte Maß sowie die Herausbebung solcher Dichtungen oder Scenen, welche für die Eigenthümlichkeit der Dichter charakteristisch sind.

Die „Deutsche Cultur- und Sittengeschichte" von Johannes Scherr (Nr. 3), die in vierter Auflage vorliegt, verdient diesen Erfolg, einmal weil sie eins der wenigen Werke ist, welche diesen noch fast jungfräulichen Boden wissenschaftlich zu bearbeiten versuchen, dann aber wegen der Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Auch die Culturgeschichte läuft Gefahr, zu sehr sublimirt zu werden, als eine Geschichte geistiger, ethischer, volksthümlicher Richtungen, die freilich hier berechtigter ist als auf dem Gebiete der schönen Literatur. Auch die geistreichen englischen Culturhistoriker haben sich, wenn auch nicht zu philosophischen Constructionen, doch zu allerlei geistreichen Reflexionen verleiten lassen, statt eine Gruppirung des reichhaltigen Materials, eine Fülle

Digitized by Google

von Anschauungen und beweiskräftigen statistischen Thatsachen den Lesern mitzutheilen.

Scherr's Stil ist zwar nicht ganz von aller Manier frei, er liebt das Kräftige bis zum Forcirten und hat für Andersgesinnte eine recht derbe und bis auf die Knochen dringende Art der Abfertigung; aber er ist klar, scharf, lebensvoll und läßt das Interesse nirgends einschlafen. Ein tüchtiger Beisatz gesunden Humors gibt dieser Darstellungsweise erst das rechte Mark. Das Werk von Scherr ist hinlänglich bekannt, sodaß wir uns hier eine Besprechung der einzelnen Abschnitte ersparen können. Kapitel, welche mit einem gewissen reformatorischen Eifer geschrieben sind, wie dasjenige über den mittelalterlichen Hexenproceß, wie überhaupt über die spätern religiösen Verirrungen mystischer Sekten, zeichnen sich durch besondere Lebendigkeit aus. Sehr interessant ist auch die Darstellung, welche Scherr von der ritterlichen Minne gibt; natürlich bleibt von dem Heiligenschein derselben nicht viel übrig, wie ja auch schon eine Charakteristik der französischen Troubadours und ihrer Dichtungen die Sinnlichkeit ritterlicher Liebespoesie und Liebespraxis zur Genüge ergibt.

Der Kunst und Literatur ist in der Scherr'schen Culturgeschichte der gebührende Platz eingeräumt; hier ist die Grenze eine fließende und nur der Takt des Autors setzt bestimmte Grenzsteine fest. Literatur und Kunst und Cultur sind in beständiger Wechselwirkung; aber der Culturhistoriker darf sich nie in den Literaturgeschichtschreiber verwandeln; nicht das literarische Porträt darf er in sein Werk aufnehmen, wenn es nicht zufällig ein culturgeschichtliches Phänomen ist, sondern nur die Summe geistiger Wirkungen, die durch eine fortwährende Endosmose auf der Literatur in das Culturleben der Nationen übergehen.

Rudolf Gottschall.

## Romane und Novellen.

Indem wir von den Romanen und Novellen, die uns zur Besprechung vorliegen, dasjenige zusammenfassen, was seinem Inhalt oder seiner Bestimmung nach zueinander gehört, beginnen wir mit einem Buch, das in der Reihe der andern eine Art für sich bildet, nämlich mit einer Volksschrift:

1. Hörnen aus Oberhessen. Dem deutschen Volk erzählt von Heinrich Scharfenberg. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1869. 8. 15 Ngr.

Von dem Inhalt der beiden Erzählungen, die sich in dem Buche finden, dürfen wir absehen, da dieselben nichts Bemerkenswerthes darbieten, und namentlich die erste Erzählung, in der Vorzeit spielend, die Elemente eines gewöhnlichen Ritterromans enthält, nur daß dabei die christliche Tendenz in starker Weise in den Vordergrund gestellt wird. Es kommt uns vielmehr darauf an, den Volkston kennen zu lernen, in dem das Buch geschrieben ist, am daran seine Bestimmung als Volksschrift zu prüfen. Wenn der Verfasser, der sich es zur besondern Ehre anrechnet, daß er seines Volkes Landesart und Sitte von Kindesbeinen an getreulich kenne und darum wie ein Hausgenosse aus eigener Anschauung und Erfahrung zu reden vermöge, den Volksmund jener Gegend gern selbst reden läßt und seine eigene Art zu reden damit in Verbindung zu setzen sucht, so verschmilzt sich ihm beides zu einer Art vom alterthümelnd pastoraler Redeweise, die in dem Bestreben volksthümlich zu sein leicht in einen trivialen Ton fällt. Ein paar Proben seines Stils mögen den Beweis liefern. „Sie schlugen die Trommel, das Tamburin und den Triangel, daß es einen wahren Höllenlärm abstehte." „Die andern hielt noch ein lustiger Tanz zurück, so blieb denn keine andere Wahl, als allein die Straße unter die Füße zu nehmen." „Jedermann hatte seine Zeit zur Arbeit dick zu brauchen und zu mißigen Gedanken keinen Raum."

Ist das volksthümlich? Es ist platt. Wohlbemerkt, so läßt der Verfasser nicht etwa die Personen seiner Erzählung reden, sondern so redet er selbst. Wenn man uns fragt, ob dem Verfasser in der angegebenen Weise sein Versuch gelungen sei, uns Land und Leute in Oberhessen und zwar sowol in Vergangenheit als Gegenwart in ihrem eigenthümlichen Volksleben lebendig vorzuführen, so müssen wir antworten, sein mislungener Versuch belehre uns aufs neue, daß man den Geist einer Zeit oder eines Volks noch nicht beschwört, wenn man ihn in seinem Idiom anruft.

Die nächstfolgenden drei Werke gehören insofern zusammen, als sie theils an die weibliche Jugend, theils an die deutschen Frauen überhaupt gerichtet sind. Wir nennen zuerst:

2. Goldene Mitte. Von Clara Cron. Stuttgart, Schmid und Spring. 1869. 16. 1 Thlr.

Die Verfasserin will der schon geistig vorgeschrittenen, mit dem Weltleben vertrauten Jugend die Lehre geben, daß zwischen nichtigem Weltreiben und frömmelnder Weltentsagung oder, wie sie es allgemeiner ausgedrückt nennt, zwischen der Verirrung zur Thorheit und der Uebertreibung des Guten die goldene Mitte zu halten sei. Diese Lehre wird veranschaulicht und eingeprägt durch eine ausgesponnene Erzählung und deren Ergebniß, denn „Goldene Mitte" führt den Bräutigam heim, während die Vertreterinnen der andern beiden genannten Richtungen ihr Lebensglück verfehlen — das ist der ziemlich einfache Inhalt des Buchs. Da die Verfasserin sich in ganz bestimmter Weise und mit einer ganz bestimmten Lehre an die Jugend wendet, so glauben wir an die Beurtheilung ihres Buchs nicht blos den ästhetischen, sondern auch den pädagogischen Maßstab anlegen zu sollen. Wird nun das Buch in erziehlicher und sittlich anregender Weise die Jugend ausrüsten, daß sie, wie die Verfasserin selber es wünscht, ihren Idealen näher komme? Nur in eingeschränktem Maße. Wenn nach einem bekannten pädagogischen Wort der Jugend, wozu wir auch die geistig vorgeschrittene rechnen, das Beste gehört, so müssen wir es beklagen, daß unsere Jugend so vielfach mit Jugendschriften fürliebnehmen muß, die zwar nicht werthlos sind, aber im ganzen mehr negative als positive Tugenden aufzuweisen haben.

Digitized by Google

3. Denkmäler der Liebe. Für die weibliche Jugend von Mathilde Schultze. Mit zwei Titelbildern. Wismar, Hinstorff. 1869. 8. 1 Thlr.

Die Verfasserin will ihren Leserinnen nicht blos eine Lehre geben, sondern sie zu einer ganz bestimmten Thätigkeit anregen. Wir haben deshalb ihr Buch aus zwei Rücksichten uns näher anzusehen: um der Intention willen, die sie leitete als sie sich zum Schreiben niedersetzte, und um des Stoffs willen, den sie uns bietet. Die Verfasserin denkt, daß, während die Weltgeschichte uns die Biographien hervorragender Geister aufbewahrt, wir oft so wenig von dem Leben der eigenen Aeltern und derer wissen, die uns die Nächsten im Leben sind, und daß es deshalb eine hohe und schöne Aufgabe einer jeden Frau wäre — da des Mannes ganze Kraft und Zeit durch seinen Beruf in Anspruch genommen werde —, ihre Mußestunden dem Liebeswerke zu weihen, den kommenden Generationen das Leben der Lebenden oder der schon Dahingeschiedenen aufzuzeichnen und so zu den „himmlischen Rosen ins irdische Leben" auch das Vergißmeinnicht „zu flechten, zu weben". Mit andern Worten also, die Verfasserin will ihre Leserinnen anregen, Familienchroniken zu schreiben. Findet ihre Stimme Gehör, mag dann dieles von dem, was auf diesem Gebiet geleistet wird, an die gereimten ungereimten Chroniken früherer Zeit erinnern, mag die Tagebuchs-Schreibseligkeit in der Aufzeichnung von Geringfügigkeiten sich selbst zu genügen suchen — solange es in dem Schos der Familien bleibt, hat die officielle Kritik weder das Recht noch die Veranlassung, ihr Urtheil darüber abzugeben; auch wird jene Thätigkeit für den, der sie treibt, nicht ohne Nutzen sein, wenn er auch nur in der erlangten Einsicht bestände, daß überall nur der wird schreiben können und wollen, der etwas zu sagen hat. Vorläufig müssen wir constatiren, daß die Verfasserin für ihren Plan mit Begeisterung eintritt, und es ist immer schön, jemand zu finden, der für eine Idee erwärmt ist.

Die Verfasserin überschreitet nun aber mit ihrem Buch die Schranken, die sie jener Thätigkeit gezogen wissen will, indem sie über den Familienkreis hinaus die Erlebnisse ihrer Familie der Oeffentlichkeit darbietet, um einen Beweis von der Ausführbarkeit ihres Plans zu liefern und zur Nachahmung zu ermuntern, und das nöthigt uns, diese Probe ihres Vorschlags uns näher anzusehen. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen: „Meiner Mutter Lebensgeschichte, von ihr selbst erzählt", und „Meiner Mutter Lebensgeschichte, von mir (der Verfasserin) vollendet". In jener werden in gewandter, fast zu gleichmäßig dahinfließender Diction die Leiden und Freuden einer würdigen Frau erzählt, die auch in den herbsten Schicksalsschlägen sich die ruhige Fassung, ja Heiterkeit des Gemüths bewahrt. Der Inhalt der zweiten Abtheilung gibt das nicht, was die Ueberschrift verheißt, denn er gibt weniger eine Fortsetzung der Lebensgeschichte der Mutter, als den Lebens- und Bildungsgang der Tochter (der Verfasserin) und eines Sohnes, dessen von der Festung Silberberg, wo er in der Zeit der Demagogenverfolgung längere Jahre gefangen gehalten wurde, geschriebene Briefe einen großen Theil des Buchs einnehmen. Auf den Inhalt näher einzugehen, dürfen wir uns nicht gestatten; hervorheben wollen wir nur jenes mit größerer Wärme geschriebene Kapitel, wo die Verfasserin uns in das Haus Eduard Hitzig's in Berlin, dessen Gast sie selbst ein Jahr lang gewesen, einführt und uns mit den Gliedern dieses Hauses, sowie des nächsten Freundeskreises, mit Chamisso, dem Musiker Louis Berger u. a., in lebendiger Weise bekannt macht. Nach diesem raschen Blick über den Inhalt haben wir nun noch unsere Meinung darüber auszusprechen, ob das, was die Verfasserin gibt, als eine gelungene Lösung ihrer Aufgabe betrachtet werden darf. Wir müssen bekennen, daß das, was das Buch bietet, immerhin der Aufzeichnung und auch der Veröffentlichung werth war, daß man in unserer realistisch gesinnten Zeit ein Stück wirklich erlebten Lebens vielleicht gern hinnehmen wird, daß insonderheit für die weibliche Jugend, für die das Buch zunächst geschrieben ist, sich manches Anziehende und Lehrreiche darin findet, daß aber, ob und inwieweit das Beispiel der Verfasserin nachzuahmen sei, nur in jedem einzelnen Fall entschieden werden kann.

4. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1870. Begründet von Aloys Schreiber und fortgesetzt von Frater Hilarius. Fünfundfunfzigster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1870. Gr. 16. 2 Thlr.

Tritt in den vorgenannten beiden Werken eine bestimmte Tendenz hervor, mit der sich die Verfasserinnen an ihren weiblichen Leserkreis wenden, so will das vorliegende Buch lediglich der ästhetischen Unterhaltung dienen; aus diesem Gesichtspunkt betrachten wir deshalb das Buch. Es liefert dreierlei: Bilder, Gedichte, Novellen. Wir haben es besonders mit den beiden letzten zu thun. Von den Gedichten, die übrigens in der Form sämmtlich untadelig sind, ist nur das graziöse Widmungsgedicht erwähnenswerth. Die Novellen beweisen, daß sich für Frauen geschrieben sind, sowol durch die Anmuth ihrer Form als durch die Feinfühligkeit ihres Inhalts, was namentlich von der zweiten und umfangreichsten Novelle: „Aus der Tiefe", von E. Frentsch, gilt. Als Mittel einer gebildeten und gewählten Unterhaltung wird das Buch seinem Zweck entsprechen.

Den letzthesprochenen Büchern schließt sich auf eine natürliche Weise das nachfolgende an, in welchem ein Frauencharakter unser Interesse und unsere Sympathie in besonderm Grade in Anspruch nimmt:

5. Der Hausgeistliche. Nachtrag zu Bilder aus meiner Praxis. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines schwedischen Arztes. Von Anders Lundeberg. Deutsch von August Kretzschmar. Leipzig, Kollmann. 1869. 8. 1 Thlr.

Ein junger Geistlicher, der in einem gräflichen Hause Schwedens als Hausprediger und zugleich als Seelsorger für die Arbeiter des Hüttenwerks angestellt ist, liebt die Tochter des Hauses, die, da ihre Liebe bei den Ihrigen Widerspruch findet, am gebrochenen Herzen stirbt. Das ist freilich in der Sache nichts unerhört Neues und in der That eine dürftige Wiedergabe des Inhalts. Wir haben damit aber auch gar keine Inhaltsangabe liefern wollen, sondern haben jene nackten Thatsachen nur hingestellt, um eine Grundlage zu gewinnen, an die wir unsere Bemerkungen anknüpfen können. Der schwedische

Digitized by Google

Autor sagt in der Vorrede, die in der Erzählung auftretenden Persönlichkeiten seien sammt und sonders geeignet, zu fesselnden Charakterstudien einzuladen. Obwol wir diese Verheißung unsererseits nicht in ihrem vollen Umfang bestätigt finden, so müssten wir doch gestehen, daß die beiden Hauptpersonen ein tieferes Interesse einzuflößen vermögen, und zwar sowol wegen ihrer Charaktereigenthümlichkeit als wegen ihrer hohen geistigen Begabung. Aber sind ihre Charaktere wirklich so unergründlich, daß sie erst längerm nachdenkenden Betrachten sich erschließen? Uns will das nicht scheinen. Dem Verfasser, der als Augen- und Ohrenzeuge berichtet und das an andern Erlebte in liebenswürdig geistreicher Weise, aber ohne Resterion wiedergibt, ist augenscheinlich selbst noch vieles halbverschleiert. Hätte er das Wesen seiner Menschen in ihrem Grunde erfaßt, so würde auch ihr Schicksal ihn weniger verwundert haben; denn Schicksal und Gemüth sind synonyme Begriffe. Complicirt und rührselvoll könnte vornehmlich der Charakter des Haugeistlichen erscheinen, der, mit den höchsten Kräften des Willens und Geistes begabt, voll ungemessenen, fast dämonischen Ehrgeizes überall rücksichtslos auf sein Ziel losgehend, zuletzt eine Beute theologisch-philosophischer Grillen wird und nur noch mit dem Leibe auf der Erde wandelt; und doch wird ein so angelegter Charakter wie der seinige, wenn er mit allen seinen Bestrebungen Schiffbruch gelitten hat, nicht einem todten Schmerz verfallen, aber er wird in der Gefahr stehen, ein transscendenter Schwärmer zu werden. Immerhin bildet das einen nicht geringen Reiz des Buchs, daß es den Leser zur Selbstthätigkeit herausfordert, während es so viele Bücher gibt, mit denen man, sobald man das letzte Blatt umgewendet hat, in der That auch fertig ist.

Es folgen drei Werke mit historischem Hintergrunde, wir nennen als erstes:

6. Die Juden von Cöln. Novelle aus dem deutschen Mittelalter von Wilhelm Jensen. Flensburg, Expedition der Flensburger Norddeutschen Zeitung. 1869. 8. 1 Thlr.

Eine zwiefache Natur beherrscht das ungebildete Denken des Mittelalters. Religiöser Fanatismus, der die Güter der Erde von sich wirft und verachtet, besteht neben dem ergrimmtesten Haß gegen diejenigen, welche durch ausdauernden Fleiß und Sparsamkeit sich jene Güter aneignen und vermehren. So richtete sich von zweien Seiten im alltäglichen Leben die Erbitterung wider die Juden.... Und in diesen Zündstoff wirft durcheinandergemengter Vorstellungen und Empfindungen fiel der Schwerte Tod.

In diesen Worten, die in die Erzählung gelegentlich eingestreut sind, finden wir die Voraussetzung oder den Grundgedanken, von dem der Verfasser ausgeht, die poetische Intention, die ihn leitet, und die Situation, in der das, was er sagen will, zur Erscheinung kommt. Es ist richtig, daß das Mittelalter eine Zeit unvermittelter Gegensätze war, in der die verschiedensten und entgegengesetztesten Strömungen unversöhnt nebeneinander liefen, in der aus tiefer Nacht hier und da helle Sterne aufleuchteten; aber falsch ist es, das Volk der Juden, das in seinen Ghettos ein misachtetes und verfolgtes Dasein lebte, zu Trägern der Humanität und echten Religiosität zu machen, und dem Volk der Christen den Fanatismus und die Barbarei zuzuweisen. In die Zeit, die der Verfasser uns schildert, fällt die Blüte der christlichen Mystik, die nicht nur in die in scholastischen Formeln erstarrte Theologie neues Leben gehaucht, sondern auch nach außen in heroischem Ernst des Lebens das Wünschenswerthere geleistet hat; auch die christliche Kunst hatte ihre Schwingen entfaltet, in dem Prestjahr 1348 stand bereits ein Theil des kölner Doms, dessen Plan Meister Gerhardt hundert Jahre früher, nämlich 1248 gezeichnet hatte. Es ist geschichtlich nicht gerechtfertigt, in einem Zeit- und Localgemälde, wie der Verfasser es uns liefern will, das alles zu vergessen, wie es andererseits auch poetisch nicht gerechtfertigt ist, auf der einen Seite alles Licht zu häufen und auf der andern allen Schatten.

Wenden wir uns nach dieser allgemeinen Bemerkung der nähern Betrachtung des Buchs zu, so finden wir vor allem, daß das, was der Verfasser über die Zeit und ihre Sitte erwähnt, auf gründlichen Vorstudien beruht, nur daß das Antiquarische und Sittengeschichtliche oft in zu großer Breite in den Vordergrund tritt, wie z. B. in jener beinahe durch zehn Seiten gehenden, mit reichlichen lateinischen Flosseln gespickten Disputation zweier ärztlichen Charlatane über einen Pestkranken; an andern Stellen wiederum finden wir das Wesentliche von dem, was der Zeit gehört, mit prüfendem Geschmack hervorgehoben und mit Geschick und weiser Beschränkung in die Handlung verflochten. Statt weiterer Bemerkungen über das Buch lassen wir noch eine Stelle aus demselben folgen, wo der Verfasser uns in das Haus des reichen Juden Caleb führt:

So führte Tharaß den Bruder in das obere Gemach; es war finster darin, durch die dunkelschweren Vorhänge fiel aus der dumpfen Judengasse kaum mehr ein leiser Schimmer. Doch im Augenblick, als sie eintraten, entzündeten die vorausgeeilten Mägde hellaufleuchtende Flammen, die in der Luft zu schwimmen schienen und das Zimmer mit geheimnißvoll lieblichem Schein übergossen. Ein fremder Wohlgeruch wie Spezerei des Ostens strömte mit ihnen aus und durchwürzte die Luft, es wurde heller und heller, und man sah, daß die Flammen aus schwebenden Ampeln aufstiegen, die, kunstvoll wie ein zierlicher Blumenkelch aus Metall gebogen, an Seidenschnüren vom Plafond herabhingen, und aus ihrer Tiefe blühte das sanfte Naphthalicht auf, wie eine biegsame Elfengestalt, die in blauem Gewande neckisch emporsteigt.

Wir haben diese Stelle hergesetzt, nicht blos um eine Probe des sauber durchgearbeiteten poetischen Stils zu geben, sondern auch als einen Beleg dafür, wie der Verfasser in der Schilderung das Helldunkel der Färbung liebt. Sollen wir unser Gesammturtheil in wenigen Worten hinstellen, so ist es dies, daß wir dem Buch noch mehr Maß in der künstlerischen Form und mehr Gerechtigkeit in der Vertheilung von Licht und Schatten wünschen, daß wir dafür aber auch zwei Dinge in demselben finden, die unsere Aufmerksamkeit von Anfang an erregt und bis zum Ende festgehalten haben, nämlich tüchtige Arbeit und entschiedenes Talent.

7. Die Todten stehen wieder auf. Novelle von J. Krüger. Altona, Verlagsbureau. 1870. 8. 25 Ngr.

Auf die Kunst des Vortrags macht dieses Buch, das eine Jesuitengeschichte unter König Jakob II. von England erzählt, wol selbst keinen Anspruch; denn wie kann von Kunst die Rede da sein, wo die Rücksicht auf die äußere Erscheinung so sehr aus den Augen gelassen ist, wie es

Digitized by Google

hier geschieht? Die Hast und Flüchtigkeit der Production, die sich überall verräth, die große Zahl von groben sprachlichen Fehlern und Nachlässigkeiten des Stils, die zu entfernen keine feilende Hand sich gefunden, zeigen es allzu deutlich, daß das Buch von vornherein darauf angelegt war, das gewöhnliche Lesebedürfniß zu befriedigen. Wir würden die gerügten Mängel auch bei einem Werk mit großen geistigen Vorzügen nicht übersehen dürfen; bei einem Buch, welches von diesen Vorzügen nichts besitzt, müssen wir ein tadelloses Aeußeres um so mehr verlangen.

8. Die Erbgrafen. Roman von J. D. H. Temme. Vier Bände. Leipzig, Günther. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Buch nennt sich einfach „Roman", es könnte mit gutem Recht näher bezeichnet werden als „historischer Roman", denn das Jahr 1806, die Zeit vor der Schlacht bei Jena, schaut mit ihrem Angesicht überall in den Roman herein. Es würde auch nicht zu gewagt sein, ihn als „historisch-politisch" zu bezeichnen, denn nicht nur daß die Zeit und ihre Verhältnisse den allgemeinen historischen Hintergrund und die Motive der Handlung abgeben, es findet sich auch überall eine scharfe politische Parteinahme seitens des Verfassers; namentlich fallen herbe satirische Seitenblicke auf preußische Zustände, die nicht blos der Zeit von 1806 gelten. Hat überhaupt, die Frage drängt sich hier auf, der Verfasser einen politischen Gedanken, den er zur Darstellung bringen will? Hören wir, was die Vorsteherin eines Nonnenklosters bei der Aufhebung desselben durch die Preußen spricht; wir glauben darin das politische Glaubensbekenntniß des Verfassers zu finden:

Der Herr hat es gefügt, und er hat es gut gemacht in seiner unendlichen Weisheit. Der Mensch muß weiter und immer weiter geführt werden in seiner Entwickelung zu dem Ebenbilde Gottes. Es hängen noch so viele irdische Schlacken an ihm; sie müssen von ihm abgetrieft werden. Er kann von ihnen sich nur reinigen durch neue Formen, in neuen Bahnen. Das Alte, das Morschgewordene muß sterben, dem Neuen, dem Bessern Platz machen. Das kann nur geschehen durch Stürme. So sprach schon jener Weltweise des Alterthums, daß die Leidenschaften ausgeregt werden müssen, um gereinigt zu werden. Das Alte muß fallen, der Sturm muß es wegfegen. Was den Fortschritt hemmen will, muß von dem Erdboden vernichtet werden. In dem Sturme ist die Hand Gottes. Sie zertrümmert die alten Reiche, vernichtet die Völker, die faul geworden sind, stürzt die Throne der Könige um, wirft die Schranken und Kasten nieder, die der Hochmuth und die Eitelkeit der Menschen zwischen diesen selbst aufgebaut; dann endlich sollen alle Menschen Brüder sein, Brüder in der Liebe Christi, in der Verehrung Gottes. Die Hand des Herrn zerstört auch die Klöster, vielleicht, weil auch sie zu alt geworden sind, um ihrem ersten erhabenen Zweck zu dienen, vielleicht um jener Reinigung und Läuterung willen, in der es des wilden Sturms bedarf..... — Keine Stände, keine Schranken mehr, keine Klöster, keine Könige mehr!

Doch es ist Zeit, daß wir von der Historie und Politik zur Hauptsache, d. h. zum Roman übergehen. Um die Ufer des Schwalensees in dem vormaligen Kurfürstenthum Hannover erheben sich: das Schloß Werdenburg, die Residenz eines regierenden Reichsgrafen, der hier mit allem Selbstgefühl des Gottesgnadenthums regiert; nicht weit davon ein zweites Schloß, das Wirthschaftsgut des jungen Erbgrafen, der von Paris die Ideen der Französischen Revolution mitgebracht hat; ihm gegenüber auf dem andern Ufer das dazugehörige Vorwerk, mit dem Inspector und seiner Nichte, der Jugendgespielin und Geliebten des jungen Erbgrafen, seiner künftigen Gattin; endlich auf einem Hügel die preußische Festung Sparrenberg, deren Offiziere am Schluß die Annexion Hannovers vollziehen; in der Nähe des See's ein katholisches Städtchen mit einem Mönchs- und einem Nonnenkloster, deren Abt und Aebtissin, nachdem sie beinahe funfzig Jahre nebeneinander gelebt, sich schließlich als Jugendliebende erkennen. Hier haben wir die Orte der Handlung übersichtlich in einem engen Raum nebeneinander gruppirt, mit ihnen zugleich die Elemente des Romans. Man erkennt aus dem Angeführten, daß hier eine bunte Welt zusammengewürfelt ist: Romantik und Politik, mittelalterliche Belletätten und moderne Tendenzen, alte und neue Zeit.

Sehen wir uns nach der Zeit des Romans um. Sie umfaßt den Zeitraum von Mittwoch vor Ostern bis Charfreitag Abend. Die bestimmte Begrenzung des Ortes und der Zeit gibt dem Roman in seiner Anlage wie in dem Verlauf der Handlung etwas Geschlossenes. In dieser engen Begrenzung der Zeit liegt es zum Theil wol auch, daß das Werk größtentheils nur Lösungen gibt, deren Verwickelungen bereits in der Vergangenheit liegen und durch erzählende Rückblicke nachgeholt werden müssen: eine Form der Darstellung, die allerdings im Roman berechtigt ist. Achten wir auf die Art, wie sich die Verwickelungen lösen, und auf die Resultate dieser Lösung, so gibt uns das, um noch einmal auf die Tendenz des Romans zurückzukommen, die Berechtigung zu der Ansicht an die Hand, als habe der Verfasser, ehe das Schicksal in der Gestalt der Schlacht von Jena über Deutschland hereinbrach, uns das ganze Leben vor dieser Katastrophe vor Augen führen wollen, um daran die Lehre zu knüpfen, daß das, was sich nicht freiwillig in den Dienst der neuen Ideen stellt, der vernichtenden Gewalt derselben verfällt.

Werfen wir noch einen Blick auf die formelle Seite der Ausführung. Der Verfasser bewegt sich in kurzen Sätzen, dadurch erhält die Darstellung etwas Kurzes und Knappes, beinahe Lakonisches, nicht selten erscheint sie geradezu trocken. Satte Farben, Wärme des Colorits, prächtige Schilderungen, schwunghafte Darstellung, Dinge, über die in der Regel nur die Jugend und das reifere Mannesalter zu gebieten pflegen, finden sich in dem Buche nicht, doch ist überall ein tüchtiges Darstellungstalent unverkennbar. Ganz indessen sind dem greisen Verfasser die Farben der Jugend nicht verloren gegangen: ein Hauch frischer Jugendlichkeit umfpielt immer noch das hübsche Bürgermädchen Evchen Treue, ein tüchtiger Humor spricht aus dem wohlbeleibten und weindürstenden Rittmeister von Bachow. Wenn wir bedenken, daß wir hier das Buch eines Mannes von siebzig Jahren vor uns haben, so können wir der Geisteskraft, die sich darin ausspricht, unsere Achtung nicht versagen. Möge sein Beispiel jüngern producirenden Kräften nicht verloren sein, wie denn überhaupt das frühverwachende und frühverschöpfte Geschlecht dieser Zeit nicht an der Jugend, sondern an dem frischen und thatkräftigen Alter sich vornehmlich aufzurichten hat.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Digitized by Google

# Das Riehl'sche Wanderbuch.

Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. Vierter Band: Wanderbuch (als zweiter Theil zu „Land und Leute") von W. H. Riehl. Stuttgart, Cotta. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Daß Riehl mit Nutzen für sich und seine Leser zu „wandern" versteht, hat er durch sein „Land und Leute" genugsam bewiesen. An der Spitze dieser neuen Schrift theilt er uns nun auch sein Handwerksgeheimniß mit: die Regeln, welche er befolge, um über ein Land und seine Bewohner ein gründliches Urtheil zu gewinnen. Vor allem müßte man natürlich wirklich wandern, nicht etwa nur mit Eisenbahn und Dampfschiff die Gegend durchfliegen wollen. Es sei ferner erforderlich, allein zu wandern, nur mit den Leuten des Landes selbst verkehrend, das Auge stets geöffnet für Natur und Volk. Das sei denn wol eine lustige Arbeit, aber keineswegs ein lustiges Spiel. Vorher aber müsse man sich schon eine so genaue Kenntniß des Terrains erworben haben, daß man nicht nach dem Wege zu fragen brauche, und müsse ebenso die Geschichte und die gegenwärtigen Zustände des Landes schon genauer kennen als die Mehrzahl seiner gebildeten Bewohner. Auch dürfe man sich nicht zu viel vornehmen: nur kleine Gebiete könne der Wanderer sich ganz zu eigen machen; aus dem Kleinen setze sich dann allmählich das Große zusammen. Ein sorgfältig geführtes Tagebuch sei dabei unentbehrlich, und doch auch wieder recht gefährlich. „Ich beginne darum kein solches Buch ohne den festen Vorsatz, so viel als möglich auf die weißen Blätter einzuzeichnen und so wenig als möglich von dem Eingezeichneten drucken zu lassen." Es dürfe eben nur die subjective Grundlage zu der objectiven Schilderung bieten. Schwerer noch sei es, die Anekdote, das einzelne Beispiel eines einzelnen Charakterzugs richtig zu verwerthen, und doch sei sie oft von großem Werth, „denn im Volksleben ist nichts klein, was aufs Ganze, auf den geistigen Gehalt des Volksthums zielt. . . . Anekdoten zu erleben, ist leicht; die wichtigen zu behalten und die unwichtigen zu vergessen, schon schwerer; am schwersten aber ist es, den richtigen Gedanken in einer erlebten Anekdote zu finden und zu denken." Die Anekdote solle eben nicht generalisirend beweisen, sondern individualisirend schildern.

Mit wohlgefülltem Tagebuch ist der Wanderer heimgekehrt in seine Studirstube. Aber seine Vorbereitungen sind noch nicht zu Ende. Jetzt beginnt das Studium der Monographien, der entsprechenden Schriften gelehrter Vereine, die zahllosen Artikel in den Zeitschriften, welche Volks- und Landesart schildern. Von den sogenannten Dilettanten gibt es hier oft mehr zu lernen, als von den Männern von Fach. Jedenfalls lernt sich von ihnen meist weit angenehmer. Denn „in der Handhabung des Rothstifts und des Papierkorbes sind die Gelehrten, zumal die Mitarbeiter an den historischen Vereinen, meist vollendete Dilettanten".

So gerüstet, dürfen wir nun an die Darstellung unsers Gegenstandes gehen, wenn es uns nicht vergönnt ist (was das Beste wäre), nach unsern Specialstudien noch einen Revisionsgang durch das zu schildernde Gebiet zu machen. Die nun beginnende Lust des frischen Schaffens wird getragen und gefördert durch den Gedanken, daß wir mitwirken zur Kenntniß unsers Vaterlandes. Auch das Kleinste im Volksleben wird Gegenstand unserer liebevollen Hingebung. „Alles wird bedeutend, wenn wir nur den rechten Gedanken mitbringen, um jede Thatsache in ihrem tiefern Zusammenhang zu erfassen und an ihren rechten Ort zu stellen. Das ist das letzte und feinste Meistergeheimniß, welches sich aber nicht lehren läßt."

Das der Einleitung folgende Vorwort ist bestimmt, uns über die leitenden Ideen des Verfassers bei der Abfassung der einzelnen Aufsätze aufzuklären.

In „Land und Leute" hat Riehl zahlreiche Wanderskizzen verarbeitet, um den Zusammenhang von Volk und Landesart, das organische Erwachsen des Volksthums aus dem Boden nachzuweisen. Wie großen Anklang jene Schrift gefunden, ist bekannt. Der Verfasser kann mit Stolz darauf hinweisen, wie viele seiner Darstellungen und Gedanken Aufnahme in größere geographische Schriften und Sammelwerke gefunden haben. Das spornte ihn zu neuen Entdeckungsfahrten, um wenig bekannte Glieder des deutschen Nationalkörpers aufzusuchen und ans Licht zu ziehen. Diesem Streben verdanken die Aufsätze über das Tauberthal, das Grauer Land, die Holledau und die Bischofstadt Freising ihre Entstehung. Die Darstellungsart ist hier wesentlich dieselbe wie in „Land und Leute"; doch bemerken wir insofern einen Unterschied zu Gunsten der vorliegenden Schrift, als in der frühern die eigenthümliche historisch-politische Auffassung und Denkweise des Verfassers, sein nicht ganz von Romantik freier Conservatismus hier und da etwas zu sehr in den Vordergrund trat. Man fühlte Absicht und man ward verstimmt. Die Schilderungen des „Wanderbuchs" vermeiden diese Klippe; sie sind in dieser Beziehung objectiver gehalten und tragen um so unverkennbarer den Stempel innerer Wahrheit und Zuverlässigkeit.

Aber außer dem angegebenen verfolgt die Schrift noch einen zweiten Zweck. Sie soll eine Probe der praktischen Anwendung der in der Einleitung entwickelten Theorie liefern; der Verfasser will dann die Methode seiner Volksstudien darlegen. „Deshalb ist jeder Abschnitt in anderer Art, mit anderer Absicht geschrieben und will mit einem andern Maße gemessen sein."

Der erste Aufsatz: „Auf dem Wege nach Holland", weist die allmählichen Uebergänge deutschen und holländischen Wesens an der Nordseeküste und am Rhein nach. Der Verfasser verwahrt sich gegen die Unterstellung, als sei dieser einigende Grundgedanke schon vor der Durchwanderung des Landes dagewesen: er habe sich ihm erst nachher von selbst dargeboten. In der That liegt er sehr nahe; doch scheint uns Riehl zu viel Gewicht darauf zu legen. Da die Holländer gleichen Stammes sind wie ihre östlichen und südöstlichen Nachbarn, so ist es zumal bei dem regen Verkehr der Grenzprovinzen selbstverständlich, daß sich allmähliche Uebergänge finden.

Zunächst schildert uns der Verfasser den „friesischen Weg", längs der Nordküste von Cuxhaven an westlich



Digitized by Google

wandernd, dann den „rheinfränkischen", sowol im Rheinthal wie auf dem „Höhenwege" von Xanten nach Nymwegen. Die eigenthümliche Erscheinung, daß in Holland der Bauer dem deutschen ähnlich ist, der Stadtbewohner dagegen ein scharf ausgedrücktes nationales Gepräge zeigt, während in der Schweiz genau das Umgekehrte stattfindet, erklärt sich ohne Zweifel dadurch, daß die holländische Nationalität, dem Landschaftscharakter und der Bodengestaltung entsprechend, aus und in den ummauerten Städten erwuchs, während in der Schweiz ebenso naturgemäß das specifische Volksthum sich aus den Dörfern und einsamen Gehöften der Bauern im Gebirge hervorbildete und bis in die neueste Zeit hinein in dem Bauernstande seine charakteristische Vertretung fand. Schwerer ist die freilich nicht alleinstehende Erscheinung zu erklären, weshalb an der großen deutsch-holländischen Berkehrsader, dem Rhein, die beiden benachbarten Volksthümlichkeiten weit schärfer geschieden sind als im Norden, wo die den „friesischen Weg" meist fast rechtwinkelig schneidenden Flußläufe nicht vereinen, sondern trennen zu sollen scheinen. Die historische Entwickelung wird eben nicht allein, ja nicht einmal immer vorherrschend von der Bodengestaltung bedingt, wie das eine gewisse historisch-geographische Schule noch immer als Axiom festzuhalten scheint. Charakteristisch ist der Gegensatz des Hügelwegs gegen den Thalweg längs des Rhein. Solange Berge und Wälder vorherrschen, begleitet uns deutsches Wesen, „wir spüren Deutschland in Holland"; in der breiten Thalebene hingegen ragt holländisches Wesen tief nach Deutschland hinein.

Der Leser würde sich sehr getäuscht finden, wenn er in diesem wie in den meisten andern Aufsätzen des Buchs Detailschilderungen der durchwanderten Gebiete zu finden erwartete. Nur einzelne charakteristische Züge der Gegend und des Volkslebens sind an einem Faden aufgereiht, gleichsam um den gesunden Grundgedanken zu illustriren. Aber die scharfe Beobachtungsgabe, der weite Blick, das feine Gefühl des Verfassers für jede Eigenthümlichkeit des Landes und seiner Bewohner verleugnet sich keinen Augenblick. Daß bei einem derartigen Buche die Gedanken von dem unmittelbar vorliegenden Ziele hier und da abschweifen, ist natürlich. So finden wir z. B. eine Reflexion über die zukünftige nationale Entwickelung Deutschlands mit Bezug auf seine Stellung zu Holland. Nachdem Riehl den Fall erörtert hat, daß sich die nationale Einigung friedlich und schrittweise vollziehen könne, heißt es weiter:

Oder es kommt eine große kriegerische Katastrophe, in welcher Deutschland das Recht seiner ganzen eigenartigen nationalen Entwickelung gegen das Ausland behaupten muß und, so Gott will, gezwungen und siegreich behaupten wird. Dann wird Deutschland aber auch nicht stehen bleiben bei den von 1648—1815 aufgedrungenen Grenzen. Jedes große Culturvolk strebt heutzutage nicht blos nach nationaler Einigung, sondern auch nach dem Vollbesitzand seines ganzen nationalen Gebiets.

Der Verfasser denkt an einen großen europäischen Krieg, bei dem kleinere Staatengebilde wie Holland leicht zerrieben werden könnten. Er will zwar keine Eroberung; aber er glaubt, daß die deutsche Nation, wenn sie erst einmal wieder zu ihrer vollen Kraft und Gesundheit gelange, die früher abgelösten Elemente zuerst ethnographisch, dann auch politisch zu sich heranziehen werde. Er denkt sich die große deutsche Zukunft in Gestalt eines neuen Bundes, in welchem der Nordbund, der Südbund, Deutsch-Oesterreich, die deutsche Schweiz und Holland die organischen Glieder bilden würden.

Wir sehen, die nationale Phantasie des Verfassers hat einen weiten, für uns zu weiten Flug. Wir fürchten, daß dies Achtzig-Millionen-Reich, dieser eingeschachtelte Verein monarchischer und republikanischer Staaten zu Bundesstaaten und dieser wieder zu einem Staatenbunde alles eher sein würde als ein lebenskräftiger Organismus. Der Anfang der Probe wird jetzt gemacht. Der große Krieg (wenn auch noch „localisirt"), die Einigung des außerösterreichischen Deutschland sind da; die Grenzen von 1815 sind überschritten und werden es bleiben; aber die Idee des Südbundes ist gefallen; was frei zu Deutschland kommen will, muß in den Organismus des Bundesstaats eintreten, und damit hat es für Deutsch-Oesterreich und noch mehr für Holland und die Schweiz gute Wege.

In der Schilderung des Tauberthals kommt das landschaftliche Element mehr zur Geltung als in den übrigen Skizzen des Buchs, während „die Leute" mehr zurücktreten. Im Mittelpunkt der Schilderung steht das alte Städtchen Rotenburg, welches die Gothik des Mittelalters noch reiner zur Schau trägt als selbst Nürnberg. Auch Leben und Verkehr des obern Taubergrundes erinnern fast noch mehr an das Mittelalter, als an das Jahrhundert der Eisenbahnen, und bieten dem Verfasser einen um so dankbarern Stoff.

Das „Bauernland mit Bürgerrechten" bringt eigentlich keine Wanderung, sondern einen rechts- und culturgeschichtlichen Abriß. Von einem andern Standpunkt aus hat Riehl diesen gelegenten und vielbeschriebenen Landstrich, dem Rheingau, schon in „Land und Leute" geschildert. Damals war es „ein Bild des Volkscharakters in seinem weindurchleuchteten Colorit", welches er zu entwerfen bemüht war; hier erscheint es als sein Zweck, die Eigenart der Menschen aus ihren Einrichtungen und ihrer historischen Entwickelung zu erklären. Die eigenthümliche rechtliche und örtliche Abgeschlossenheit des Rheingaues, seine vielfach bevorzugte Sonderstellung unter den kurmainzischen Territorien und die aus seinen Privilegien hervorgehenden städtischen Institutionen, vermöge deren der ganze Gau gleichsam eine große, in Dörfern zerstreute Stadt bildete, während doch die Beschäftigungen der Bewohner im wesentlichen bäuerliche blieben — Einrichtungen, die vom 12. bis 16. Jahrhundert eine ebenso hervorragende wie eigenthümliche Culturblüte hervorriefen —, genügen auch heute noch, um wenigstens zum großen Theil die Eigenart der Rheingauer zu erklären.

Von Freising, einer Stadt mit specifischer katholisch-geistlichem Charakter als irgendeine andere in Mitteleuropa, Gnesen vielleicht ausgenommen, entwirft der Verfasser in quellenmäßiger Darstellung ein ohne Zweifel sehr getreues, aber keineswegs sehr anmuthendes Bild. Er schließt die Skizze mit den Worten:

Wie Freising noch immer, wenn man es nicht gar zu streng nimmt, eine geistliche Stadt heißen kann, so fühlt man auch heute noch aus dem Charakter des altbairischen Volks heraus,

Digitized by Google

daß im alten Baierlande vor allem zwei Herren stark gewesen sind: der Herzog und der Priester. Wer darum Freising nicht gesehen hat, der kennt Altbaiern nicht, und wäre er auch sonst schon weit im Land umhergereist; denn eine Stadt, die so lange und so rein eine geistliche Stadt geblieben, war nur möglich auf der bairischen Hochfläche, und durch die Geschichte Freisings erfahren und begreifen wir erst, welch tiefe Wurzeln die geistliche Macht über ein Jahrtausend im bairischen Volksleben geschlagen hat und heute noch schlägt.

Die Schilderung der Holledau, d. h. des bairischen Hügellandes zwischen Amper, Ilm, Donau, Abens und den moosburg-landshuter Ifarhöhen bietet uns überall nur das Gesammtresultat der Wanderung ohne alle Detailmalerei. Früher war der seitab von allen größern Verkehrswegen gelegene Landstrich nur durch seine Unculur, durch die massive Grobheit seiner Bewohner und durch ihre Neigung zum Pferdediebstahl bei den Nachbarn, in der übrigen Welt wol gar nicht bekannt; jetzt ist die Holledau der Sitz einer rasch an Bedeutung zunehmenden Hopfencultur und mag deßhalb die Aufmerksamkeit der Bierproducenten in ganz Deutschland auf sich ziehen. Als ein kleiner Zug in der Physiognomie des Baierlandes hat auch sie ohne Zweifel ihre Bedeutung; doch gesteht der Referent, daß selbst Riehl's Kunst der Schilderung ihm kein großes Interesse dafür einzuflößen vermocht hat.

Eine ganz andere Theilnahme nimmt die Schilderung des Gerauer Landes, d. h. der Gegend im Silhosten der Mainmündung, in Anspruch. Nicht etwa der wunderbaren Erderschütterungen wegen, welche nach Abfassung der vorliegenden Schrift Großgerau in aller Mund gebracht haben, sondern wegen der großen Erinnerungen aus der Kaiserzeit, denen Riehl mit besonderer Liebe nachspürt. Während das Land seiner äußern Gestalt nach jede Spur romantischen Reizes verloren hat, „lebt und webt es dort im Geiste des Geschichtsforschers von romantischen Erscheinungen". Auf die Spuren von einer alten Vereinigung des Neckar und Main, die man dort entdeckt haben will, gründet Riehl eine Hypothese über die Lage der alten Kaiserpfalz zu Tribur, fügt mit Beziehung auf die bekannte Stelle in Uhland's „Herzog Ernst" eine eingehende, aber nicht immer sehr überzeugende Auseinandersetzung über den Ort hinzu, wo die Wahl Konrad's II. stattgefunden habe, und schildert dann die Schwedensäule (den erselber Obelisk) und die Spuren der von dem großen Schwedenkönige errichteten Gustavsburg, die einst eine Zwingburg für Westdeutschland zu werden bestimmt war, dort wo jetzt die stattlichen Montalembert'schen Thürme die neue Eisenbahnbrücke decken. Er nennt das gerauer Ländchen ein Land der Phantasie — nicht als ob es nicht wirklich existirte oder weil es einen phantastischen Anblick böte, sondern weil es in der nüchternen Prosa seiner Gegenwart, so erstaunlich reich an historischen Erinnerungen und so erstaunlich arm an historischen Denkmälern, der Phantasie ein reiches Feld für ihre lustigen Gebilde darbietet.

Der letzte Aufsatz: „Aus dem Leithawinkel", bringt weit weniger, wie man erwarten sollte, eine Charakteristik des österreichisch-ungarischen Grenzlandes und seiner Bewohner, als vielmehr eine Skizze der Entwickelung Haydn's, der hier in Rohrau geboren und in Eisenstadt, dem Besitzthum der Esterházy am Neusiedlersee, am längsten wirkte; freilich hauptsächlich, soweit diese Entwickelung mit der Eigenthümlichkeit der landschaftlichen Umgebung und ihrer Bewohner in Verbindung steht. Es war ihm auch vergönnt, in dem außerordentlich reichen eisenstädter Musikarchiv den musikalischen Nachlaß Haydn's zu prüfen und hier noch verschiedene ungehobene Schätze zu entdecken. Mit politischen und ethnographischen Vorgedanken hatte er sich der Leitha genähert, und mit musikgeschichtlichen Culturstudien kehrte er wieder heim. Gleichsam als Gratiszugabe erhalten wir außerdem eine geschichtliche Skizze der Familie Esterházy.

Man sieht, das Buch enthält eine bunte Mischung von Beiträgen zur deutschen Topographie und Culturgeschichte; keiner davon ganz ohne Verdienst und Interesse. Und doch können wir nicht leugnen, daß nach der Lektüre von „Land und Leute" uns die vorliegende Schrift unwillkürlich den Eindruck der Nachlese nach bereits abgehaltener Haupternte gemacht hat.

---

## Vom theologischen Büchertisch.

1. Die lateranische Kreuzspinne, oder das Papstthum als Hemmschuh der Völkerwohlfahrt. Eine volksthümliche Studie von Franz Huber. I. Die Päpste als Menschenschlächter. Zweite Auflage. Bern, Haller. 1869. Gr. 8. 16 Ngr.
2. Das Bündel und die Erleuchtkeit Gottes. Von Otto Flügel. Leipzig, Pernitzsch. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste Schrift: „Die lateranische Kreuzspinne" von Franz Huber, welche nach öffentlichen Blättern im Königreich Baiern verboten worden ist, kennzeichnet sich schon durch ihren Titel als Parteischrift. Das Motto derselben ist das Wort Ulrich von Hutten's: „Wenn Deutschland frei und glücklich werden will, so muß es vor allem die Fesseln der römischen Tyrannei zerreißen und sich die erdrückende Last des faulen Pfaffen- und Mönchthums vom Halse schaffen." Ein Sonett fordert sodann die Völker auf, aus Fürstendruck und Pfaffenkrallen sich muthig loszuringen und in tausend Fetzen die Fäden zu reißen, womit der Römling dreist sich angemaßt, die Heerden zu umnetzen. Die Vorrede bezeichnet als Hauptzweck der Schrift die Schilderung der mittelalterlichen Ketzerhatz:

Ein römisches Weltreich suchten sie (die Päpste) zu gründen, worin die weltlichen Fürsten und Regierungen nur als willenslose Automaten der päpstlichen Allmacht Geltung haben sollten. Der crasseste Aberglaube überwucherte bald die letzten menschenfreundlichen Blüten hellenischer Kunst und Cultur, das Licht der Vernunft wurde verdammt und verfinstert, und die heidnische Duldsamkeit im Glauben artete schnell zur wüthesten Verfolgungssucht Andersdenkender aus. Das Papstthum als solches kann und wird nie einen andern Glauben neben sich anerkennen, sondern immer nur bemüht sein, Roms Herrschaft auf den Trümmern der zerstörten Reformation im alten Glanz wiederherzustellen, auf den Ruinen der Civilisation das Reich



Digitized by Google

der Finsterniß und des Aberglaubens zu begründen und so die Zeit der Barbarei, der Inquisition und der Autos de Fé wieder herbeizuführen.

Das erste Kapitel gibt eine Rechtfertigung des Titels, der übrigens durchaus nicht originell ist; nach Scherr's „Deutscher Cultur- und Sittengeschichte", 3. Aufl., S. 156, hat schon früher ein deutscher Autor gesagt, Rom habe im Mittelpunkt der mittelalterlichen Welt gesessen wie eine ungeheuere Kreuzspinne in ihrem Netze; darin hätten sich die Luft und Licht suchenden Mücken unversehens verfangen, und die Spinne hätte ihnen das Herzblut ausgesogen.

Das zweite Kapitel: „Non possumus", schildert Pius IX. als Papstkönig, Jesuitenknecht und Mörder der italienischen Freiheit. Der Standpunkt der Schrift ist, wie man namentlich aus dem dritten Kapitel: „Die Päpste als Menschenschlächter", ersieht, durchaus pessimistisch; die christliche Kirchengeschichte, wenigstens bis zur Reformation, die schon Goethe als Mischmasch von Irrthum und Gewalt bezeichnet hat, erscheint im Vergleich mit der angeblich freisinnigen Praxis des Heidenthums und Judenthums als ein ungeheuerer Rückschritt. So voll der Verfasser hier den Mund nehmen und so sehr er über der Schattenseite die Lichtseite jener Zeiten übersehen mag, so sagt er doch manche heilsame, von den Rittern des orthodoxen Buchstabens übersehene oder geflissentlich verschwiegene Wahrheiten; so z. B., daß der von beiden Kirchen so sehr verehrte Augustin aus den Worten der Schrift: „Nöthige sie hereinzukommen", die gewaltsame Bekehrung der Andersgläubigen und die Ketzerverfolgung herausgeklügelt hat. Die Kreuzzüge, die spanische Inquisition, die Judenverfolgungen, die Religionskriege, die Ketzerverfolgungen, insbesondere die Hexenprocesse liefern dem Verfasser reichen Stoff zu dem von ihm entworfenen Nachtgemälde. Was aber die Hexenprocesse betrifft, so kann ich dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er die Thatsache, daß auch die Protestanten an Hexen und Hexerei geglaubt, Ketzer und Hexen gemartert und gemordet haben, zugibt, aber zugleich bemerkt:

> Denn konnten sie dafür, daß pfäffischer Aberglaube und mönchische Verdammungssucht, geschaelt oft von priesterlichem Eigennutz, funfzehn Jahrhunderte lang den Ketzerbeh, Teufelswahn und Hexenglauben gelehrt und genehrt hatten? Die Päpste sind vor dem hehren Tribunal der unparteiischen Geschichte auch verantwortlich nicht nur für die selbstbegangene Blutschuld, sondern principiell wenigstens auch für jene Blutschuld, welche unmittelbar nach der Reformation seitens der Protestanten aufgehäuft wurde; denn kein Mensch kann sich von allem eingeimpften Aberglauben und eingebläuten Ketzerglauben mit einem Athemzuge frei machen.

Dies ist ganz falsch. Der Hexenproceß beginnt in Deutschland gegen das Ende des 15. Jahrhunderts und kommt vorher nur sporadisch vor. Gerade im Reformationsjahrhundert und in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs wüthete er mit der größten Heftigkeit, und zwar nicht allein bei den Katholiken, sondern ebenso auch bei den Protestanten, welche in diesem Punkt der orthodoxen Lehre und Praxis nicht hinter den Katholiken zurückbleiben wollten. Der Hexenproceß ist die praktische Seite des Teufelsglaubens, und wer diesen Glauben aus dem System der altprotestantischen Dogmatik ohne schwere Beeinträchtigung des ganzen Systems herausnehmen zu können glaubt, ist in einer großen Selbsttäuschung befangen. Die altprotestantischen Theologen wußten die Lehre von den Teufelsbündnissen und von der Pflicht, die Zauberer am Leben zu strafen, genau aus der Bibel zu beweisen. Warum haben sich denn die Reformatoren von andern Vorstellungen, die sie mit der Muttermilch eingesogen hatten, nach und nach freigemacht, aber an dem Hexenglauben festgehalten? Diese Frage möge sich der Verfasser beantworten und das Papstthum nicht schwärzer malen, als es vorher schon ist.

In diesem Kapitel findet sich auch die irrige Bemerkung, die Schrift des Aonius Palearius „Ueber die Wohlthat Christi" sei völlig verschwunden und nicht mehr aufzufinden; in Rom habe man ganze Scheiterhaufen voll von weggenommenen Exemplaren verbrannt. Dies ist nicht richtig. Diese von Cardinal Reginald de la Pole gebilligte, in Venedig 1542 gedruckte und ohne den Namen des Verfassers innerhalb sechs Jahren in 40000 Exemplaren verbreitete Schrift ist allerdings von der Inquisition so vernichtet worden, daß man längst die Hoffnung aufgegeben hatte, sie wiederzufinden; aber 1843 wurde von Cambridge aus gemeldet, daß in der dortigen Bibliothek des Sanct-Johannescollegiums noch ein Exemplar der italienischen Ausgabe sei; 1855 wurde sie nen abgedruckt und auch ins Deutsche übersetzt.

Das vierte Kapitel hat die Ueberschrift: „Die Päpste sind unverbesserlich", mit dem Motto aus Voltaire:

> Die da glauben, die Zeiten schändlicher Verbrechen, wie sie der Aberglaube und Fanatismus verübt haben, seien vorüber, erweisen der menschlichen Natur zu viel Ehre. Der Giftstoff ist noch da, wenn auch das Gift nicht wirkt. Die Zeit kann ihn entwickeln und als verheerende Seuche über die Erde senden.

Es beschäftigt sich gegen den Schluß mit dem gegenwärtigen Papst und weissagt den baldigen Sturz des Papstthums. Damit glauben wir das Buch hinlänglich charakterisirt zu haben. Mehr Ruhe, Klarheit und Ordnung wäre manchmal zu wünschen, wie denn z. B. das Wesen der Hexerei zweimal zur Sprache kommt. Immerhin ist das Buch ein Wort zur seiner Zeit.

Auch die zweite Schrift: „Das Wunder und die Erkennbarkeit Gottes von Otto Flügel", ist ein Wort für die Gegenwart; das Wunder, von dem sie handelt, ist in der christlichen Religion so wichtig, daß diese, wenn man sie nicht zum Deismus oder zur Moral verdünnen will, mit dem Wunder, namentlich der Auferstehung Christi, steht und fällt. Das Wunder ist, wie der Verfasser bestimmt hätte hervorheben sollen, vom Dogma unzertrennlich; jedes Dogma ist mehr oder weniger ein Wunder — wie dies Feuerbach zu seiner Zeit bemerkt hat. Die Erörterung über die Möglichkeit des Wunders führt, wie der Verfasser in der Vorrede mit Recht bemerkt, von selbst auf die Erörterung der Idee Gottes (als des Wesens, dem die Wunder zugeschrieben werden) und des Erkennbarkeit unserer Bestimmungen über das Wesen und das Wirken Gottes.

Die Veranlassung zu der Schrift war laut der Vorrede ein Vortrag, den der Verfasser auf einer Pastoralconferenz zu Freiburg an der Unstrut zu halten hatte. Selbstverständlich ist die Tendenz des Werks apologetisch.

Digitized by Google

Der Verfasser bringt über das Wunder viele scharfsinnige Bemerkungen. Er sucht sodann die Möglichkeit des Wunders bei der Unabänderlichkeit der Naturgesetze zu beweisen, läßt sich aber hier auf einem längst ausgetahrenen Gleise treffen. Die Naturgesetze sind nach dem Verfasser unabänderlich; das Naturgesetz ist der strengste Ausdruck der Nothwendigkeit; hier gibt es weder eine Ausnahme noch eine Beschränkung. Die Naturgesetze sind rohe, unbeugsame Gewalten, welche weder Moral noch Gemüthlichkeit kennen. Darin stimmt der Verfasser ganz mit Moleschott, Büchner, Vogt überein. Dennoch behauptet er die Möglichkeit von Wundern:

Jedes Ereigniß in der Natur — sagt er — ist nicht blos durch eine, sondern durch mehrere Ursachen bedingt, welche alle gleich wichtig sind, obgleich in der Regel nur die am meisten in die Augen fallende oder auch die zuletzt hinzutretende genannt wird. Durch abschließlich vorgenommene Veränderungen und Bedingungen läßt sich nun die Wirkung selbst abändern, beziehungsweise aufheben, ohne daß dadurch ein Naturgesetz für immer oder auch nur für den Augenblick aufgehoben würde.

Der Verfasser führt dafür mehrere Beispiele an und schließt a minore ad majus von den Wundern der menschlichen Industrie auf die Wunder der göttlichen Allmacht, zieht die Bonnet'sche Präformationshypothese herein, wagt aber keine bestimmte Antwort zu geben, wie Gott die gewöhnliche Wirkung der Naturkräfte aufhebe oder modificire; überhaupt kommen wir ja, wie Verfasser an einem andern Orte sagt, mit unsern Vorstellungen von Gott nie über einen verfeinerten Anthropomorphismus hinaus. Völlig betrachtet nun eins der schwierigsten Wunder der *evangelischen* Geschichte, die Verwandlung des Wassers in *Wein*, und bemerkt:

Alle Elemente, welche zur Bildung des Weins erforderlich sind, finden sich im Wasser, in der Erde und in der uns umgebenden Luft vollständig vor. Um Wein zu geben, kommt es nur darauf an, daß sie aus diesen ihren Verbindungen ausgeschieden und dann von neuem in gehöriger Weise miteinander verbunden werden. Wir, wenn es irgendeinem andern Proceß gäbe als den gemeinen Naturproceß, mittels dessen es möglich wäre, jene Grundelemente des Weins auf die nämlichen Zustände zu bringen, die ihm erforderlich sind? Dann bedürften wir nicht der Weinrebe, des Kelterns, der Gärung und Ablagerung. Man darf nicht meinen, daß jedes Naturereigniß blos auf *eine* Weise geschehen könne; oft gibt es noch andere, vielleicht gar kürzere Wege, um das Nämliche zu erzielen. Das ist ja Dichtausen's beschlennigter Naturproceß!] Die menschliche Industrie stellt oft ein dem Wein täuschend ähnliches Getränk her, ohne daß darin ein Tröpfchen Traubensaft enthalten war.

Aehnlich macht Neander den Wein zu Kana zu einem stark mineralhaltigen Wasser. Aus einer Anmerkung erfahren wir, daß Tante in seiner „Religionsphilosophie" in ähnlicher Weise alle Wunder Jesu besprochen hat. Ueber das Hochzeitswunder in Kana bemerkt Tante:

Das Evangelium sagt, Wasser wurde in Wein verwandelt; jedoch behauptet es nicht, daß die umschließende Luft, die Wärme und das Licht des Himmels von dem Wasser abgesperrt blieben; ebenso wenig fehlte es an Kohlenstoff, auch nicht an Stickstoff, zumal wo viele Menschen wie auf einer Hochzeit beisammen waren, um den Wein in Gärung zu bringen. Alle Weinelemente finden sich schon in der bloßen Atmosphäre und schweben in ihr frei umher, sodaß es sogar eine große Herablassung von seiten des Heilandes zu den gewöhnlichen Vorstellungen der Menschen gewesen ist, daß er nicht geradezu Wein aus der Luft herabregnen, sondern ihn aus Wasserkrügen schöpfen ließ. Das Wasser diente dem Wunder allein zur Anknüpfung und vertrat bei ihm die Stelle des Weinstocks. Der Wunderwein ist so vorzüglich gut ausgefallen, weil alle schleimigen, rohunderartigen, unreifen, harten und herben Theile, welche dem Pflanzenwein gewöhnlich anhaften, hier gänzlich wegfielen u. s. w.

Ein tiefer Blick in die Natur! Sieht denn der Verfasser nicht, daß, wollte man auch seine Hypothese annehmen, das Wunderbare eben darin besteht, daß die neue Verbindung der bekannten Bedingungen ohne alle Handanlegung blos durch den Willen Jesu und zwar in außerordentlich kurzer Zeit erfolgt wäre? Wo bleibt denn hier die Aehnlichkeit des göttlichen Wirkens mit dem menschlichen, wo der Schluß a minore ad majus, wenn das göttliche Wirken ohne alle Arbeit und Anstrengung vor sich geht? Außerdem vergleiche der Verfasser gegen seine Umdeutung, nicht Rettung des Wunders, was Strauß über diese „keineswegs neue" Hypothese im „Leben Jesu" bei dem Hochzeitswunder von Kana vorgebracht hat.

Weit gelungener und wirklich reich an treffenden Bemerkungen ist die nachfolgende Untersuchung, die sich weit mehr abwehrend als billigend gegen die bezüglichen Aufstellungen der modernen theologischen Speculation verhält. Der Verfasser sagt:

Hätte man erkannt, daß es eigentlich nur die Alternative gibt, entweder einen überweltlichen Gott anzunehmen, dessen Substanz nicht die Substanz der Welt ist, oder einen mit der Welt identischen Gott, so würde die Wissenschaft, namentlich die Philosophie und speculative Theologie längst auf bessern Bahnen sein und auf festern Grundlagen ruhen. Auch hier bestätigt es sich: veritas citius ex errore, quam ex confusione emergit. Der Name der Immanenz hat, wie eine Zauberformel, die Philosophie und speculative Theologie der Neuzeit in eine Verwirrung gesetzt, aus welcher sie sich nicht so bald wieder zu erholen scheint.

Der Verfasser wendet sich mit scharfer Kritik gegen diesen proteischen Begriffbegriff, bei dem nicht nur das Wunder, sondern auch das Wesen Gottes zu kurz kommt. Er kommt zu dem Ergebniß, daß nur die theistische Lehre, wonach die Natur zwar selbständig, von dem außerweltlichen Gott geschieden, aber doch beständig mit ihm verbunden ist, und Gott als allwissend und allmächtig, als persönlich, frei und lebendig aufgefaßt wird, daß nur ein solcher Theismus dem Begriff einer Schöpfung wie des Wunders einen haltbaren Sinn gibt. Dieser Abschnitt ist gegen unklare Confusionstheorien gerichtet und von diesem Gesichtspunkt aus sehr zu empfehlen.

Auch der zweite Abschnitt des Buche zeugt von bedeutendem Scharfsinn und dient vielleicht manchem dazu, sich auf dem betreffenden Gebiet zu orientiren. Der Verfasser sucht, durchaus in apologetischem Interesse, zu beweisen, daß weder in dem menschlichen Selbstbewußtsein als solchem, noch in einzelnen Momenten desselben eine Unterlage geboten werde, auf welcher mit Sicherheit und Evidenz auf das Dasein Gottes geschlossen werden könne. Die menschliche Seele ist ihm eine tabula rasa, welche von außen her, d. h. durch übernatürliche göttliche Offenbarung beschrieben wird. Unter den Beweisen für das Dasein Gottes erkennt er nur dem teleologischen eine gewisse Beweiskraft zu. Dieser Beweis eignet sich nach ihm zur Unterstützung des Offenbarungsglaubens und der christlichen Schöpfungslehre (S. 165) sowie auch der Möglichkeit der Wunder. Hätte der Verfasser nur den

Digitized by Google

teleologischen Charakter des Wunders mehr ins Auge gefaßt und zwischen den Wundern bestimmter unterschieden, zu welchem Zweck freilich das Hochzeitswunder in Kana am wenigsten als Vertreter des Wunderbegriffs überhaupt hätte angeführt werden dürfen! Damit ist die Sache doch nicht abgemacht, daß man sagt, es sei Gottes Absicht gewesen, den Menschen durch Christus zu helfen, er habe aber vorausgesehen, daß Christus ohne Wunder seine Sendung nicht würde erfüllen können, daher die Wunder Christi um der Schwäche der Menschen willen geschehen seien. So betrachtet hätte das Wunder nur eine vorübergehende Bedeutung. Der Verfasser hätte, wie oben bemerkt, auch das Wunder in den Dogmen, z. B. Menschwerdung Gottes, Auferstehung Christi, künftige Auferstehung ins Auge fassen und im Zusammenhang mit der Gottesidee würdigen sollen. Ueber der Lehre von Gott kommt die Wunderlehre und Wunderteleologie zu kurz. Wir hätten noch über einige Punkte mit dem Verfasser zu rechten, z. B. über das von ihm übergangene Verhältniß der christlichen Offenbarung zu den nichtchristlichen Religionen, und über die von ihm behauptete allgemeine Faßlichkeit der christlichen Offenbarungslehre. Doch sei es an dem Bisherigen genug. Wir empfehlen das Buch nochmals allen, denen es um Selbstständigkeit, Klarheit und Folgerichtigkeit in ihren wissenschaftlichen Ueberzeugungen zu thun ist.

Gustav Hoffmann.

# Feuilleton.

## Neue Auflagen.

Von dem vortrefflichen Werke: „Der Wald, den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert von C. A. Roßmäßler", ist eine zweite, von M. Willkomm durchgesehene, ergänzte und verbesserte Auflage (Leipzig, C. F. Winter, 1871) erschienen. Man darf dem Bearbeiter der neuen Auflage wohl zustimmen, wenn er in dem Vorwort sagt, daß die Literatur keiner andern Nation ein ähnliches Buch aufzuweisen habe, und daß sein Verfasser durch daffelbe allen Gebildeten, welche der deutschen Sprache mächtig sind, ein unvergleichliches Hülfsmittel in die Hand gegeben habe, um sich eine klare Einsicht in das Wesen der Forstwirthschaft zu verschaffen und die hohe national-ökonomische Bedeutung des Waldes verstehen zu lernen. Willkomm hat sich darauf beschränkt, nur solche Stellen des Textes zu ändern, deren Darstellung dem gegenwärtigen Stande der Pflanzenphysiologie entschieden widersprach, und es sonst vorgezogen, etwaige Meinungsverschiedenheiten sowie ergänzende Zusätze in Anmerkungen unter dem Texte beizufügen. Eine Umgestaltung haben namentlich die Abschnitte über den Bau und das Leben des Baums erfahren.

Das Buch von Roßmäßler ist nach allen Seiten hin eine Bereicherung unserer Literatur; es athmet einen poetischen Hauch, der unsere oft sehr im Blinden tappende Waldpraxis beschämen könnte, ohne im mindesten in seichtes belletristisches Geschwätz zu verfallen. Einzelne Abschnitte, wie die über „Die Architektur der Waldbäume", über „Die Formen des Waldes", wirken sehr wohlthätig zur Zier hervorragend und ihnen zugleich mit den durch seltene Treue ausgezeichneten Kupferstichen den Landschaftsmalern zu empfehlen. Die Beschreibung der einzelnen Bäume, durch Holzschnitte, welche Blatt, Blüte, Befruchtungsorgane, Früchte u. s. f. darstellen, gibt eine durchaus klare Anschauung; so sind z. B. Fichte und Tanne so scharf in ihren Unterschieden geschildert, daß die von diesen Loien beliebte Verwechslung nach Durchsicht dieser Abschnitte zur Unmöglichkeit wird. Doch auch die Grundzüge der Forstwissenschaft werden in einfachster Weise auseinandergesetzt; das Werk ist gründlich noch allen Seiten hin, ohne diese Gründlichkeit in ungelenker Aufhäufung von Materialien, Kunststoffbrücken, Citaten zur Schau zu tragen. Auch hat es sein sittliches Pathos: warme Begeisterung für den Wald und den Schutz dieses segenspendenden Naturheiligthums gegen jede Art unwirthschaftlicher Benützung durchzieht alle Abschnitte des Werks, das den Kreisen des gebildeten Publikums nicht worm genug empfohlen werden kann.

Von E. von Hartmann's „Philosophie des Unbewußten", einem Werke, dessen Bedeutung d. Bl. zuerst von allen deutschen Journalen und den philosophischen Fachblättern vorgreifend anerkannt haben, ist bereits eine neue Auflage erschienen (Berlin, C. Duncker 1871), was bei einer Schrift von solcher schweren Wucht des geistigen Inhalts immerhin als ein Ereigniß betrachtet werden kann. Die bei aller Tiefe anziehende und durch zahlreiche Beispiele den Gedankengang erläuternde Darstellung hat jedenfalls solche Anziehungskraft auf weitere Kreise ausgeübt. Die zweite Auflage hat mehrere nicht unwichtige Zusätze aufzuweisen: neue Auseinandersetzungen mit der Schopenhauer'schen Philosophie; mit dem Theismus über das eigene persönliche Bewußtsein Gottes, über die Tendenzen der neuen Philosophie, die nicht zur Entzweiung, sondern zur vollen Versöhnung mit dem Leben führen soll, über die Bedingungen der Möglichkeit des Erkennens u. a. Der neuen Auflage ist ein größeres Register beigegeben, welches auch alles Thatsächliche, Empirische, z. B. aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, soweit es in dem Werke selbst erwähnt wird, enthält. Wir zweifeln nicht, daß die neue Auflage dieses aus dem Reich gegebener Erfahrung zu den Höhen der Metaphysik sich fortentwickelnden Philosophie in noch weitern Kreisen als die erste Auflage finden wird. Es liegt schon in der Aufnahme der ersten eine schlagende Widerlegung der Anschuldigung, welche unser deutsches Publikum der Gegenwart der Antheillosigkeit in philosophischen Dingen zeiht.

In einer Gesammtausgabe erscheinen Ferdinand Freiligrath's Dichtungen (6 Bde., Stuttgart, Göschen). Von den vorliegenden Bänden enthält der erste diejenigen Gedichte, welche die Muse Freiligrath's zuerst zum Liebling der deutschen Publikums gemacht haben — die prächtigen, stimmungsvollen, exotischen Schilderungen. Der zweite Band bringt die Uebersetzungen aus neuern französischen, englischen, italienischen Dichtern, Proben einer seltenen, glänzenden Formgewandtheit, und die Sammlung: „Zwischen den Garben" der neue reifvorum Uebersetzungen englischer Gedichte aus neuester Zeit; der vierte eigene Gedichte aus den Jahren 1852—70, darunter die volksthümlich gewordenen prächtigen Kriegslieder, dann Uebersetzungen neuer Dichter, namentlich aber Victor Hugo's. Fast muß man bedürchten, daß in der Gesammtausgabe die secundäre Thätigkeit des Uebersetzers, und zwar eines ausgezeichneten Uebersetzers, wenigstens dem Umfang nach, die eigene Production des Dichters in den Schatten drängt. Diese ist stets eine sehr mäßige gewesen; doch in der Beschränkung zeigt sich der Meister; sie hat dafür unserer Nationalliteratur Bleibendes geschaffen.

## Johannes Rothe's Gedicht von der heiligen Elisabeth.

Johannes Rothe, den man nicht mit Unrecht den Herodot des thüringer Landes genannt hat, ist in letzter Zeit vielfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen. Vor allen hat Feder Bech in Pfeiffer's „Germania" eine Reihe von Abhandlungen über ihn und über seine beiden Werke, die Thüringische Chronik und das Gedicht von der heiligen Elisabeth veröffentlicht, welche zu den überraschendsten Ergebnissen führten und außer den historischen und biographischen Verhältnissen auch die Sprache dieses Schriftstellers in eingehender Weise berücksichtigten. Ueber „Das Leben der heiligen Elisabeth von

Digitized by Google

Johannes Rothe" speciell handelte zuletzt August Witzschel im jüngst erschienenen vierten und letzten Hefte des siebenten Bandes der „Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde" (Jena, Frommann, 1870). Witzschel bestätigt die allgemeine Ansicht, daß beide Werke, die Chronik und das Gedicht, wirklich von Johannes Rothe herrühren; dagegen tritt er der Aeußerung Liliencron's, daß das Gedicht das ältere Werk sei, entgegen und sucht aus dem Prolog, der verschieden überliefert ist, sodann aus einer großen Menge von einzelnen Stellen den Beweis zu führen, daß Rothe umgekehrt die Legende nach der Chronik verfaßt habe. Diesem literarhistorischen Theile folgt in Witzschel's Aufsatze ein sprachlicher, der einen beachtenswerthen Beitrag zur Kenntniß des mitteldeutschen, speciell thüringischen Dialekts des 15. Jahrhunderts liefert, auf den um so mehr aufmerksam gemacht sein mag, als er sich in einer wenig verbreiteten Zeitschrift befindet.

---

## Bibliographie.

Baur, W., 1813 und 1870. Ein Vortrag. Bremen, Müller. 1870. 8. 5 Ngr.

Bernstorff, A. Graf v., Die evangelische Bewegung in Spanien. Reisebericht. Berlin, Matthies. 1870. 8. 5 Ngr.

Biltig, G., 1870. Die Furien des Krieges. Geschichtliche Darstellung der Ereignisse auf den deutsch-französischen Schlachtfeldern. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. 1ste und 2te Lief. Dresden, Görner u. Engelmann. Hoch 4. à 2½ Ngr.

Bismarck-Schönhausen, Graf v., Reden. 3te Sammlung. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 20 Ngr.

Bluntschli, J. C., Das moderne Völkerrecht in dem französisch-deutschen Kriege von 1870. Eine Rectoratsrede. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 6 Ngr.

Der neue deutsche Bund. Ein Beitrag zum Verständniß und zur Geschichte seiner Verfassung. Von einem Süddeutschen. Anhang: Die neue deutsche Bundesverfassung und die Verträge mit Bayern, Würtemberg, Baden und Hessen. Stuttgart, Rieger. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.

Carneri, B., Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik. Wien, W. Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Clason, O., Deutschland und die Kaiseridee. Eine historisch-politische Untersuchung. Bonn, A. Marcus. 1870. Gr. 8. 2 Ngr.

Concil-Lieder von I. Pfaffentod. Leipzig, Serig. 1870. 8. 3 Ngr.

Deutschlands Helden oder der Kampf gegen Frankreich. Eine Chronik des deutsch-französischen Krieges im Jahre 1870. Nach amtlichen Quellen bearbeitet und zusammengestellt von einem früheren sächsischen Militär. 1stes und 2tes Heft. Dresden, Münchmeyer. 4. à 3 Ngr.

Ditterich, M., „Das Va Banque!" Louis Napoleons III. oder der Kampf mit Deutschlands Erbfeind. Gedenkbuch des Krieges mit Frankreich im Jahre 1870. Dem deutschen Volke gewidmet. 1ste und 2te Lief. Dresden, Münchmeyer. 4. à 3 Ngr.

Eisel, R., Sagenbuch des Voigtlandes. Gera, Griesbach. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Enthüllungen aus den Tuilerien. Die geheimen Papiere des zweiten Kaiserreichs, gesammelt und veröffentlicht von der durch die Regierung der nationalen Vertheidigung erwählten Commission. 1stes Heft. Berlin, Claude. Gr. 8. 10 Ngr.

In Feindesland. Ein Stück aus dem Krieg. Weimar, Geographisches Institut. 1870. 16. 5 Ngr.

Feldbrief an deutsche Soldaten vom Verfasser des Kreuzzuges gegen den Welschen. (Alban Stolz.) Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 20 Ex. 4 Ngr.

Die deutsche Frage. Deren Entwickelung und Lösung. Rück- und Vorschau eines Unpartheiischen. Leipzig, Serig. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gaedcke, H., In Kampf und Sieg. Gedichte. Rostock, Stiller. 16. 7½ Ngr.

Gensichen, O. F., Gedichte. 2te durchgesehene Aufl. Berlin, Grosser. 1870. 16. 20 Ngr.

Gottschall, R., Napoleon III. Eine biographische Studie. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Liegnitz, Kuhlmey. 8. 15 Ngr.

Hartmann, J., Schwaben-Spiegel aus alter und neuer Zeit. Stuttgart, Vogler u. Beinhauer. 8. 18 Ngr.

Heigel, K., Des Kriegers Frau. Scene aus der Gegenwart. Berlin, Lassar. Gr. 8. 20 Ngr.

Hoffmann, F., Bilder römischen Lebens. Münster, Russell. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hofmann, F., Ueber den Verlobungs- und den Trauring. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 6 Ngr.

Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat, Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von A. Dove. 1ster Jahrgang. 1871. 52 Nrn. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. Halbjährlich 4 Thlr.

Kaiser, F., Ein Pfaffenleben. (Abraham a Sancta Clara.) Historischer Volksroman. 1stes und 2tes Heft. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. à 5 Ngr.

Kaiser, E., Deutschlands Heldenkampf 1870. Ein patriotisches Gedenkbuch für Jung und Alt im ganzen deutschen Vaterlande. 1ster Thl. Elberfeld, Büttmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kaepeles, G., Unter Palmen. Literaturbilder. Berlin, Loewenstein. Gr. 8. 22½ Ngr.

Karajan, T. Ritter v., Zu Seifried Helbling und Ottacker von Steiermark. Zwei Vorträge. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 4 Ngr.

Der Krieg des Jahres 1870. Vom militärischen Standpunkt dargestellt. Von ***. 1ste Hälfte. (Bis zur Kapitulation von Sedan.) Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 15 Ngr.

Der deutsch-französische Krieg 1870 in officiellen Kriegsnachrichten. Oldenburg, Schulze. 32. 5 Ngr.

Der Krieg um Metz. Von einem preußischen General. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 5 Ngr.

Kutschke, A., Napolium-Lieder. 3te, stark vermehrte Aufl. Bremen, Tannen. Gr. 8. 1½ Ngr.

Kutzner, J. G., Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870 mit besonderer Rücksicht auf die Waffenthaten der schlesischen Corps. Ein patriotisches Gedenkbuch. 1stes Bdchn.: Von Ems bis Paris. Liegnitz, Kuhlmey. 8. 6 Ngr.

Leitenberger, Johanna, Epheu. Gedichte. Mit einem Vorworte von R. Hamerling. Graz. 1870. 8. 16 Ngr.

Levier, J., Goethe zu Straßburg. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Dichters. Neustadt a. d. H., Gottschick-Witter. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Lorenz, O., und W. Scherer, Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Bilder aus dem politischen und geistigen Leben der deutschen Westmark. In zusammenhängender Erzählung. 1ster Halbbd. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 15 Ngr.

Löw, L., Der jüdische Kongreß in Ungarn, historisch beleuchtet. Beitrag zur Rechts-, Religions- und Kulturgeschichte. Pest, Aigner. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Löwe, A., Gott und das All, Christenthum oder Professorenthum, eine ernste Anfrage an die Gewissen. Zugleich als Studie zur Zeitgeschichte mit Bezug auf Prof. Volkmar's jüngste Schriften. Zürich, Meyer. Gr. 8. 12 Ngr.

Laewenthal, E., Das preußische Völker-Dressur-System und die europäische Föderativ-Republik der Zukunft. Zürich, Schröter. 8. 7 Ngr.

Luboschütz, F., Der Jesuiten-Zögling oder Verrath über Verrath. Roman aus jüngster Zeit. 1ste und 2te Lief. Dresden, E. Lohse. Gr. 16. 2½ Ngr.

Mensch, G., Ludwig van Beethoven. Ein musikalisches Charakterbild. Leipzig, Leuckart. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Michelis, F., Kant vor und nach dem Jahre 1770. Eine Kritik der gläubigen Vernunft. Braunsberg, Peter. Gr. 8. 1 Thlr.

Müldener, R., Zur Vorgeschichte des Krieges 1870. Halle, Herrmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Mühlfeld, J., Im Bann der Schuld. Roman. 3 Bde. Gumbinnen, Krausened. 8. 2 Thlr.

Zürcher Musenklänge von F. Sempervirens. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 16. 1 Thlr.

Oberst, J. G., Taras Grigoriewicz Szewczenko, ein kleinrussischer Dichter. Dessen Lebensskizze sammt Anhang, bestehend aus Proben seiner Poesien, in freier Nachahmung. Czernowitz, Szczerowicz. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Osterwald, W., Deutschland's Auferstehung. Vaterländische Dichtungen aus dem Jahre 1870. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 20 Ngr.

Pfaff, A., La grande nation in ihren Reden und Thaten von Anfang bis Ende des Krieges verglichen mit den Reden und Thaten des deutschen Volkes. Eine chronologische Zusammenstellung mit einem Vorwort. (1ste Abth.) Kassel, Kay. Gr. 8. 15 Ngr.

Bierschter, K., Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Nebst einem Anhang: Das rothe Kreuz und die „Schlachtenbummler". Cöthen, Schettler. Gr. 8. 15 Ngr.

Der italienische Raubzug wider Rom im September 1870. Von einem Augenzeugen. Münster, Russell. 8. 15 Ngr.

Reissmann, A., Lehrbuch der musikalischen Komposition. 3ter Bd. Die Instrumentationslehre. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 3 Thlr.

Reumont, A., Pro Romano pontifice. Rückblick und Abwehr. Bonn, Henry. Gr. 8. 5 Ngr.

Rußland und die Türkei. Von ***. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 5 Ngr.

Schlotter, H., Ueber die Bewegung des Wassers in Leitungsröhren. Beweise für die Energie des Luftdruckes. Gera, Griesbach. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahr, A., Herbstmonate in Oberitalien. 2te vermehrte Aufl. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Stark, C., König Lear. Eine psychiatrische Shakespeare-Studie für das gebildete Publicum. Stuttgart, Lindemann. Gr. 16. 18 Ngr.

Stolberg, A. Graf zu, Roms Septembertage im Jahre 1870. Aus verschiedenen Berichten zusammengestellt. Soest, Nasse. 1870. 8. 3 Ngr.

Struve, G., Eines Fürsten Jugendliebe. Drama. Wien, Wallishausser. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.

Tilsy, J. B., Athens dreißig Tyrannen. Roman. Pest, Lauffer. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Trautmann, F., Astern und Rosen, Disteln und Mimosen. Aus der Kriegszeit 1870. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. 5 Ngr.

Vay, Catharina, Adelma Vay und Ödön Vay, Geist, Kraft und Stoff. Wien, Lechner. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

Weiß, K., Geschichte der Stadt Wien. 1ste Lief. Wien, Lechner. Gr. 8. 10 Ngr.

Wickede, J. v., Kriegsbilder des Jahres 1870. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wiegand, W., Eudoxia, Gemahlin des oströmischen Kaisers Theodosius II. Ein culturhistorisches Bild zur Vermittelung des Humanismus und des Christenthums. Worms, Kräuter. Gr. 8. 10 Ngr.

Offene Wunden oesterreichisch-ungarischer Volkswirthschaft. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Zapp, Geschichte des Krieges 1870. Ein Gedenkbuch unter Benutzung sämmtlicher amtlichen deutschen und französischen Depeschen und Schriftstücke, sowie der bedeutendsten Correspondenten bearbeitet. (Bis zur Cernirung von Paris.) Berlin, Weiß. 8. 10 Ngr.

Zinzow, A., Vineta und Palnatoke, der nordische Tell. Pyritz, Backe. Gr. 8. 15 Ngr.

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutschen Nationalliteratur,

von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von

Bartsch, Biedermann, Buchner, Carriere, Düntzer, Ebeling, Frenzel, Gervinus, Goedeke, Gottschall, Hettner, Köhler, Hermann Kurz, Max Müller, Moriz Müller, Oesterley, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und Andern.

Soeben erschien der 30. Band:

**Gellert's Fabeln und Erzählungen, geistliche Oden und Lieder.** Mit Einleitung herausgegeben von Karl Biedermann.

Die erschienenen Bände (1—29) enthalten:

**Schleiermacher's** Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
**Klopstock's** Oden, von Düntzer;
**Musäus'** Volksmärchen, von Moriz Müller (Doppelband);
**Kortum's** Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
**Ernst Schulze's** Bezauberte Rose, Poetisches Tagebuch, von Tittmann;
**Lessing's** Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan, von Hettner;
**Wieland's** Oberon, von Köhler;
**Maler Müller's** Dichtungen, von Hettner (zwei Theile);
**Körner's** Leier und Schwert, Zriny, Rosamunde, von Gottschall;
**Forster's** Ansichten vom Niederrhein, von Buchner (zwei Theile);
**Herder's** Cid, von Julian Schmidt und Karoline Michaëlis;
**Seume's** Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
**Wilhelm Müller's** Gedichte von Max Müller (zwei Theile);
**Goethe's** Faust, von Carriere (zwei Theile);
**Bürger's** Gedichte, von Tittmann (Doppelband);
**Herder's** Ideen zur Geschichte der Menschheit, von Julian Schmidt (drei Bände);
**Voß'** Luise, Idyllen, von Goedeke;
**Schleiermacher's** Monologen, Die Weihnachtsfeier, von Carl Schwarz;
**Moses Mendelssohn's** Phädon, Jerusalem, von Arnold Bodek.
**Hölty's** Gedichte, von Karl Halm.

Ein Band kostet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band ist auch einzeln zu haben und die Käufer sind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erschienenen 30 Bände sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

**Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.**

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

**Friedrich Bodenstedt.**

In 38 Bändchen. Jedes Bändchen geh. 5 Ngr., cart. 7½ Ngr.

30. und 31. Bändchen.

**Das Wintermärchen.** Uebersetzt von Otto Gildemeister.

**Perikles, Fürst von Tyrus.** Uebersetzt von Nicolaus Delius.

Die Vorzüge der von Bodenstedt im Verein mit den namhaftesten deutschen Dichtern und Textkritikern herausgegebenen neuen Shakespeare-Uebersetzung sind allgemein anerkannt, wesshalb die Ausgabe sich auch einer fortwährend steigenden Verbreitung erfreut. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen. Die noch fehlenden 7 Bändchen befinden sich bereits im Druck, sodaß die Sammlung binnen kurzem vollständig vorliegen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Wahrheit, Schönheit und Liebe.

Philosophisch-ästhetische Studien von

**Victor Cranella.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, Pfarrer W. Tangermann in Uetzel, hat in den religiösen Gedankenreihen dieses Buchs — das sich bereits zahlreiche Freunde erworben hat — mit tiefer Einsicht auf den Dualismus zwischen der Geistesfreiheit des Evangeliums und der Unfreiheit des kirchlichen Standpunkts hingewiesen und die Ideale ewiger Wahrheit, Schönheit und Liebe mit durchsichtiger Klarheit beleuchtet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Ersch und Gruber's Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

4. Cart. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Als neue Fortsetzung des Werks erschien soeben der 90. Theil der I. Section (A—G) enthaltend die Artikel Gregorius (Heilige, Kirchenväter und Gelehrte) — Grezin.

Die Artikel über Griechenland sind bereits in den Theilen 80—87, von welchen auch eine Separatausgabe erschien, enthalten.

☞ Frühern Subscribenten auf das Werk, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 2. März 1871.



Inhalt: Komische Epen. Von Rudolf Gottschall. — Zur Kant'schen Philosophie. Von Eduard von Hartmann. — Romane und Novellen. (Beschluß.) — Deutsche Lustspiele. Von Emil Müller-Sanswegen. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Komische Epen.

1. Durch alle Wetter. Roman in Versen von Adolf Friedrich von Schack. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Hertz. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Pesach Pardes. Ein modernes Epos in zehn Gesängen. Hiphah und Schalum. Eine vorsündflutliche Geschichte, gesungen in der kangathmigen, geschnörkelten, chinesischen grünen Theeweis. Von Julius Grosse. Halle, Barthel. 1871. 16. 10 Ngr.
3. Die moderne Gesellschaft. Episches Gedicht von Ludwig von Mertens. Hamburg, J. F. Richter. 1870. Gr. 16. 1 Thlr.
4. Die Louisiade der Napoleon III. Ein grotesk-komisches Heldengedicht von Wilhelm Andreä. Mit einem Titelbilde und 38 Illustrationen von Arnold Schröder. Berlin, Lipperheide. 1870. Gr. 16. 17½ Ngr.
5. Der Hedelberger-Dragoner-Wachtmeester. Ein humoristisch-satirisches Salbotebibt von Heinz Dewils. München, Braun und Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.

Das in der „Poetik" des Unterzeichneten empfohlene Genre des komischen Epos findet in der Gegenwart immer lebhaftere Pflege. Wir haben erst vor kurzem das humoristische Epos von Ernst Eckstein: „Schach die Königin", besprochen; wir können heute wieder mehrere komische Epen, zum Theil von namhaften Autoren, verzeichnen. Freilich, einen sichern Stil hat diese Gattung noch immer nicht aufzuweisen; die Dichter experimentiren mit den verschiedensten Formen. Die komische Mythologie mit ihrer satirischen Erfindung wird von ihnen verschmäht; was sie geben, sind meistens humoristische Novellen in Versen, in denen einfache Begebnisse durch die Arabesken einer nach allen Weltgegenden hinausschweifenden Komik einen frischglänzenden Barockrahmen finden. Alle Vers- und Reimformen blühen uns dabei im bunten Strauß entgegen, ottave rime, dierfüßige Trochäen und sechsfüßige Jamben, während wir jene freien Oberonstrophen oder die Jamben, in denen Wieland die Satiren des Horaz übersetzt hat, gereimte Jamben mit wechselnden Füßen, für das geeignetste Versmaß halten.

Was die bedeutendste dieser Dichtungen, den Roman in Versen: „Durch alle Wetter", von Adolf Friedrich von Schack (Nr. 1), betrifft, so könnte man zweifelhaft sein, ob sie in den Bereich der komischen Epen gehöre, da der Inhalt allgemein poetischer Art und der Stoff der Stoff einer Novelle ist. Doch sowol die Behandlungsweise des Dichters, welche sich alle Freiheiten eines in den keckten Arabesken sich ergehenden Humors nimmt, durch fortwährende Interpolationen und durch das witzige Spiel mit dem Entgegensten erheiternde Wirkungen erzielt, als auch einige der wichtigsten Katastrophen der Handlung, denen, wie der ersten und zweiten Entführung der Heldin durch den Liebhaber und den Theaterentrepreneur, ein stark komisches Element beigesetzt ist, lassen wol keine Zweifel übrig, daß die Rubrik des komischen Epos auch für diese Dichtung zupassend ist. Freilich, man muß sich der tiefpoetischen Episode der Haydee in Byron's „Don Juan" erinnern, um die glänzenden dichterischen Partien dieser stilverwandten Schöpfung Friedrich von Schack's auch innerhalb eines humoristischen Epos für berechtigt zu erklären.

Die Vorzüge der Dichtung sind in erster Linie Vorzüge descriptiver Art, welche mit Freiligrath's exotischem Colorit wetteifern. Mit seltener Formgewandtheit vereinigt sich eine Pracht der Farbengebung, wie sie nur aus vollkommener Herrschaft über den Stoff, aus genauer Kenntniß fremder Landschaft und ihrer Eigenthümlichkeit hervorzugehen vermag. In dieser Hinsicht sind besonders zwei Gesänge: „Die Pacific-Eisenbahn" und „Im Urwald", als vorzüglich hervorzuheben. „Die Pacific-Eisenbahn" enthält die glänzendsten Schilderungen, und „Im Urwald" ist eine Waldidylle, welche sich mit der Strandidylle in Byron's „Don Juan" messen darf. Das Vorurtheil gegen die Landschafterei, das der Dichter selbst in satirischen Versen bekämpft, ist doch nur dann berechtigt, wenn es sich um gereimte naturwissenschaftliche Beschrei-




Digitized by Google

bungen handelt, ohne stimmungsvollen Hauch, ohne tieferes Naturempfinden. Ist dies letztere, ist der Einklang mit der Weltseele vorhanden, dann gehört solche Naturpoesie zu den höchsten Gattungen der Lyrik.

Wir könnten zahlreiche Proben solcher meisterlicher tropischer Schilderungen aus der Dichtung vorführen, denn wir brauchten nur ins Volle zu greifen; wir führen indeß nur die Schilderung der Tropennacht und des Tropenmorgens an:

O dieses Blau, ein nie erschöpfter Bronnen
Von Glanz und Licht, ein Stahlenocean,
In ewig-ist'ge Klarheit hingegossen,
So rein, wie es die ersten Menschen sahn!
Und leuchtend, funkelnd beben, groß wie Sonnen,
Das silberne Gewölk des Magellan,
Und der Centaur und jenes Kreuz, das hehre,
Der Segler Leitstern durch des Südens Meere!

Die ehemals, ihr göttlichen Gebilde,
Am Himmel unsers Nordens ihr gekreist,
Warum, nur noch die tropischen Gefilde
Erleuchtend, ließt ihr unsre Nacht verwaist?
So wie verirrte Schiffer, wenn durch wilde
Sturmnacht kein Pol, kein Stern sich ihnen weist,
Sehnt, euch zu schaun, vergebens sich ein später
Nachkomme der beglückten Aelterväter.

Gleich Fahnen einer großen Siegesfeier,
Die triumphirend über Grab und Tod
Selige schwingen, wehen Silberschleier
Hin durch den Himmel; aber dunkelroth
Im Osten glimmt's, wie wenn ein Feuerspeier
Aus seinem Krater Flammenausbruch droht,
Und bis an den Zenith empor schwinget, hohe
Lichtgarben schleudernd, sich die glühnde Lohe.

Und herrlich hebt sich aus den Freudefeuern
Der Mondesball in lauterm Strahlengold;
Blickt nicht, ihr Nordlandssöhne, auf den euern,
Wenn ihr der Nächte König schauen wollt,
Seht diesen, der gleich einer ungeheuern
Leuchtkugel funkelnd durch den Himmel rollt,
Indessen Strahlengüsse, roth und grün
Und violett, nach allen Seiten sprühn!

Matt wird der Schein den andren Gestirnen,
Und in der Lüfte schimmernden Krystallen
Aufleuchten Felsterrassen, Wälder, Firnen,
Und bei der Strahlen Steigen oder Fallen
Schrint mit den Zacken, Strömen, Gletscherfirnen
Die Erde selbst zu wogen und zu wallen,
Daß Berg und Wald und eisgewölbte Dome
Zerrinnen in des Lichtes mächtgem Strome.

Der Inhalt des Romans in Versen läßt sich mit wenigen Worten angeben. Ein junger Diplomat verliebt sich in eine Sängerin, entführt sie von der Bühne, noch im Costüm, reist mit ihr nach Baden-Baden, wo er verschiedene Duellabenteuer erlebt, und nach London, wo ein Theater-Impresario die Sängerin vi, clam et precario nach America mit dem Schiffe entführt, welches das Paar nach Neapel bringen soll, während der Gesandtschaftsattaché eine unfreiwillige Spazierfahrt in die entlegensten Gegenden von London und seiner Umgebung macht. Die Primadonna findet sich in ihr Schicksal so gut es gerade geht, concertirt in Amerika, reist nach San-Francisco über die Pacific-Eisenbahn, erlebt bei der Rückfahrt ein Erdbeben in Centralamerika und die obenerwähnte Urwaldsidylle. Ein junger Seecadet, der ihr von Neuyork in platonischer Liebe folgt, ist der Mitgenosse all dieser Abenteuer, ihr Pfleger und Retter im Urwald; er legt, um ihr, ohne die Verleumdung herauszufordern, nach Europa folgen zu können, Frauenkleider an und begleitet sie nach Neapel, wohin sie die Sehnsucht nach dem einzig Geliebten treibt. Dieser hat inzwischen in Parthenope vergeblich die gefeierte Primadonna gesucht, ist bei einem Ausflug von Räubern gefangen genommen worden und erlebt dort Schauerliches, was zum Theil wahren Berichten aus den Kreisen des Brigantaggio entnommen ist, in der übertreibenden Darstellung aber einen stark parodistischen Beigeschmack erhält, wie die Anrufung der Autoren, welche die Musen des Räuberthums vertreten, schon in Aussicht stellt:

Zum zweiten euch anruf' ich, Spieß und Cramer!
In dies Kapitel haucht des Geistes Kraft,
Mit der ihr manchen Tag voll wundersamer
Entzückungen dem Gymnasiasten schafft,
Indem er, statt aus Schreibheft voll infamer
Vocabeln, auf die gelben Blätter gafft
Und sich gehoben fühlt zu allen Himmeln,
Die all von Räubern und Banditen wimmeln.

Selbst denk' ich an die Zeit mit Bonneschauer,
Als ich — es war, da ich in Tertia saß —
Die „Schaudernächte an der Teufelsmauer",
„Urach den Wilden" mit Begeistrung las;
Als neben Spieß Homer uns nur ein flauer
Gesell schien und wir von der Ilias
Sehnsüchtig nach dem Rinaldini schielten,
Den wohlversteckt wir unterm Schultisch hielten.

Als dritten in der Zahl der hohen Meister
Noch nenn' ich dich, erhabner Bulwius!
Nehmt diesen späten Dank, verklärte Geister,
Für den mir früh gebotenen Genuß
Und steht zur Seite mir als Hilfsleister,
Nun Victor's Schicksal ich berichten muß.
Authentisch, ich bethcur' es, in exacten
Auszügen geb' ich alles nach den Acten.

Die Tochter des Räuberhauptmanns, Pippa, die den Keyer und Inglese anfangs mit Ruthenhieben mißhandelt hat, verliebt sich in ihn, befreit ihn und folgt ihm in Knabenkleidern nach Neapel.

Da haben wir eine jener in symmetrischen Linien sich bewegenden Doppelhandlungen, wie sie die altenglische Dramatik liebt und die sich wie Doppelsterne um eine und dieselbe Axe der Erfindung drehen. Symmetrisch wird auch die Handlung dem Ziele zugeführt. Die Liebenden finden sich wieder; dem Entzücken folgt auf beiden Seiten Eifersucht über die zweideutige Begleitung, versuchter Selbstmord, wobei statt des Gistes nur ein Schlaftrunk gewählt wird, und endliche Versöhnung, indem der Seeoabet und das Räubermädchen sich die Hand reichen.

Der „Roman in Versen" ist reich an dichterischen Schönheiten ersten Ranges; wo die ernste Muse nicht mit vollen Accorden in die Saiten greift, da schüttelt ein weltweiter Humor das Kaleidoskop seiner bunten Bilder zu immer wechselnden Figurationen durcheinander; dem Dichter gehorchen die oktave rime bei allen kühnsten Wendungen ohne das geringste Widerstreben. Gegen die Gattung selbst könnte man vielleicht einwenden, daß die einheitliche Stimmung nicht durchweg gewahrt wird, daß durch den parodistischen Ton, der selbst die Hauptkatastrophen ankränkelt, jene ernstere Theilnahme ausgeschlossen

Digitized by Google

ist, welche doch wieder die Hauptpersonen und die prachtvollen Zwischenspiele der poetischen Schilderung in Anspruch nehmen. Trotz dieser Ausstellung bleibt die Dichtung immerhin eine Perle unter unsern neuesten poetischen Productionen und stellt dem vielseitigen Talent des Dichters ein glänzendes Zeugniß aus.

Julius Grosse hat zu seinem Epos „Pesach Pardel" (Nr. 2) den Titelreimer gewählt, wahrscheinlich um durch den Gegensatz des vollönenden, pomphaften Verses zu dem leichtgeschürzten Inhalt einen parodistischen Reiz auszuüben, wie gleich der Eingang beweist:

Dem Pesach Pardel donnert dieses Heldenlied: —
Auf, feiert mit mir seinen Ruhm! War's auch ein Sohn
Des Judastamms — was lag' daran, wenn Romeo
Mosaisch war und Julia ein Kaufmannskind!
Ob Abdalard verschaffen war im Doctorhut —
Ob in Benedig Liebe kocht ein Mahrenherz —
Ob Uriel Acosta selbst den Kopf verlor:
Gleich ebenbürtig tauweit echte Leidenschaft
Von Himmeln hoch zum tiefsten Seelenuntergang.
Geschliffne Dolche, Feuerwaffen, Schierlingssaft,
Sie schaden, wie dem Juden, Christ und Muselman;
Doch ältre Arbeit gröbtes ist, wenn Amor's Pfeil
In Tintenblut der Pallas tückisch eingetaucht,
Davon uns Pesach Pardel ein Exempel gibt.
Er fiel durch Liebel Philosophenstubenlust
Unkränkelte sein Heldenherz. Es ging dahin,
Wie Jordansrosen welken in dem Abendland.

Der Held ist ein Jude, als Waise und Gemeindekind in einem Judenhorf aufwachsend. Wegen seiner guten Anlagen wird er von einer Association der vermöglichsten Gemeindemitglieder in die Stadt geschickt, um Wissenschaft zu studiren und gewaltig und hochberühmt zu werden:

Dem Nordpolfahrer oder Stockfischfänger gleich
Bestrachtet mit Harpunen, leerer Tonnen Last:
So fährt nun Pesach Pardel aus auf Bildungsfang
Zur Residenz, Culturjud' und Gemeindekind.
Mit Garderob' gerüstet ist er, wie sich's ziemt.
Jedweder gab ein Stückchen her, wenn auch nicht neu,
Ehrwürdig doch durch Alter und im Sturm bewährt:
Ein Hut, ein Pelz, ein reichlich weiter Sonntagsrad,
Dazu ein großer Siegelring mit ratzem Stein,
Ein altes Lorbar Kleinod, — auch zum Hausbedarf
Ein hübsches Tönnchen Gänsefett nebst weltem Obst.
So fuhr nun Pesach Pardel wohlgerüstet aus
Zum Heringszug — zum Wahlschlang der Wissenschaft.
Glückliche Reise! rufen wir dem Edeln zu.
Gar manche solcher Pesachs ziehen jährlich aus,
Gleichviel von welcher Confession und welchem Land.
Ihr aller Schicksal sing' ich hier im Urbild nur.

Was Pesach Pardel nun bei dieser Culturfahrt lernt und erlebt, das ist der Inhalt der humoristischen Dichtung, deren Gesänge Parzen, Furien und Musen auf ihrem Titelkopf tragen. Pesach versteht sich in die schöne christliche Kaufmannstochter Laura, macht ihr auf dem Maskenball eine Liebeserklärung, und als dieselbe wider Erwarten erfolglos bleibt, ergeht er sich in einer Strafpredigt, welche Tumult erregt und ihm eine Ohrfeige einträgt. Er verschwindet, kehrt aber wieder und schießt ein Terzerol ab auf die Elenden, die ihn gekränkt haben. Er kommt vors Schwurgericht, wird indeß freigesprochen. Später lebt er als Einsiedler in der Wildniß, nachdem er eine reiche Erbschaft gemacht. Laura besucht ihn dort; man liebt sich und lebt in freier Liebe zusammen. Pesach wirkt als Theateragent, und stirbt vor Entzücken, als er vier Briefe von Meyerbeer, Offenbach, Mosenthal und Dawison erhält. Die Betheiligung der Koryphäen krönt sein Werk.

Man sieht, der Stoff ist dürftig genug; doch es ist ja das Recht der Komik, ein anscheinendes Nichts zu einem geistreich schimmernden Etwas herauszuputzen; daß das Culturjudenthum in des Wortes weiter Bedeutung durch das Theateragententhum vertreten ist, erscheint auch als eine wenig erschöpfende Beschränkung eines reichhaltigen Stoffs, es ließen sich demselben wol nach allen Seiten hin mehr bligende Facetten abschleifen. Die Behandlungsweise ist eine eigenthümliche; schlaghafter Witz und frischer Humor fehlt ihr, dagegen ist eine satirische Aber nicht zu verkennen, welche mit den Verstoßen ganz geschickte komische Gesticulationen macht. Die Verse sind dabei von tadelloser Correctheit, oft von ernstem Schwung, der eben durch die Nichtigkeit des Inhalts komisch wirkt. Die Fülle der Beziehungen erscheint bisweilen gesucht — namentlich dürfte sich kaum ein Name unserer neuesten Literatur finden, der nicht in diesen spielerischen Trimetern untergebracht wäre. Daß diese Verse oft dichterischen Hauch athmen, mag die folgende Stelle beweisen, die uns einen hellen Blick in Pesach's Inneres gewährt:

Pesach ist überglücklich. Niemand weiß es zwar.
Was liegt daran! Nun, Himmelszauber, steh mir bei,
Geheimes Liebesleben, ich zu schildern, ganz
So lieblich, so idyllisch, so verführerisch,
Wie solches ihm beschieden war. — O, lächelt nur
Ungläubig — ganz Unendliches hat er erlebt
In dieser Winterschwingzeit! Wär' es erlaubt,
Ich sing' euch wol von mancher kühnen Wasserfahrt
Im blauen Golf. Von Ritterspielen sing' ich euch,
Von Fackentheitern, Mummenschanz und Hofturnier;
In blankem Stahle reiten licht die Ritter ein,
Auf Festballonen schimmert bunt der Frauenkranz,
Zehn Ritter streckte Pesach in den Sand bereits,
Dann sacht er selbst mit Sieteren kühn als Matador,
Und seine Dame reichte ihm den Siegespreis.
Von stiller Tage Landidyllen sing' ich euch
An blauen Seen des Hochgebirgs im grünen Wald,
Wo Fliederdolden rauschen überm Farrenkraut,
Bergab im Thal Nußbäume blühn — die Wolken ziehn,
Und über Aehrenfeldern summt ein Bienenschwarm.
Dort soll Herr Pesach, auf der Stirn den Erdbeerkranz,
Im Schoß der Heißgeliebten haupt. So kosten sie,
Wie Küchlein mit dem edeln Gras in Kreiß'n Gedicht.
Und endlich sing' ich rauschender vom Wintersturm.
Schwarz steht der Wald. Auf weißen Bahnen geisterhaft
Hinsaust Gefährt der Schlittenfahrt. Im Zobelpelz
Warm eingehüllt das Liebchen lacht — und hintenauf
Die Peitsche Pesach Pardel's knallt wie Feuerwerk.
Da stürmt ein Rudel Wölfe heran mit Mordgeheul,
Dann Schuß auf Schuß wie Böllerdonnerhall. Schon wälzen sich
Im blut'gen Schnee die Bestien. Und zum sichern Port
Errettet er sein süßes Gut aus Todesnoth. —

Das alles hat in Wahrheit unser Freund erlebt: —
Durch Leid und Freude unzertrennlich fühlt er sich
Mit Laura schon verbunden. Zwar ihr lacht erklannt,
Wie solches menschenmöglich sei, und wie's geschah.
Doch tröstet euch. Verarmten wir an Thatendrang,
So sind wir an Gedanken reich. Genügsamkeit
Sie würzt uns jeden Heldentraum zur Wirklichkeit:
Im Geist allein hat Pesach alles dies erlebt;
Glückselig war er — bony soit, qui mal y pense —



Digitized by Google

Verlobt ist er mit Laura längst auf Ewigkeit,
Und sprach er auch kein Sterbenswörtlein noch mit ihr.
Hohn jedem kalten Spötter, der die Achseln zuckt;
Unschuld und Schuld, sie gelten nicht nach Thatbestand.
Intelligenz, sie rechnet stets nach Möglichkeit;
Imagination sind überall Besitz und Recht.
Betrachtet eure Schätze nur. Was ists? — Papier,
Im besten Falle schimmerndes Metall, doch todt
Und ungenießbar. Alles ist nur Anweisung,
Die auf dem Morkte der Natur nur einen Werth
Euch honorirt; den letzten Rest zahlt erst der Tod.
Geht, richtet nicht den Splitter, die ihr Balken tragt
Im Aug' und oft im Herzen, was noch schlimmer ist.
Nur der ist Narr, der ruhen läßt sein Kapital
Und nicht die Zinsen mißbraucht in Behaglichkeit;
Das nur ist wahrhaft Eigenthum, was unsichtbar
Im Innern ruht. Und alles andre ist nur Tand.

Es ist indeß nicht zu leugnen, daß die parodistische Wirkung dieser Trimeter oft verfagt, und daß wir dann nur den Eindruck einer etwas prätensiösen Formenkunst erhalten, welche mit dem schleppenden Versgewand nichtssagenden Staub aufwühlt.

Die vorsündflutliche Geschichte: „Hilpah und Shalum", ist in gereimten trochäischen Tetrametern geschrieben; sie ist im grotesken Stil gehalten, im Stil des „bejopften Grandiosen". In jener Zeit blühte man mit siebzig Jahren zur Jungfrau auf; zweihundertfunfzig Jahre ist das Blütenalter; zehn Jahre trauert man um die Todten; siebzig Jahre lang klagt man um verlorene Liebe; und zu einem Diner geht man mit tausend Gästen, Kamelen und Elefanten, und feiert vierundzwanzig volle Monate lang das „seltene Fest". Diese kolossalen Zahlen, wie sie die alten Inder auch in ihren ernsten Götter- und Heldenliedern noch weit thurmhoher aufzuhäufen pflegen, geben dem Humor wol etwas Vorsündflutliches, decken aber seine Unlosten in ziemlich wohlfeiler Weise. Der Inhalt dieser „grünen Theweis" ist aus Addison's Zeitschrift „The spectator" entnommen, die Liebe eines Riesen zu einer Riesin, des Shalum zur jugendschönen Hilpah, des Herrn der Berge zu der Herrin der Wiesen — eine Volkssage, welche offenbar eine naturmythologische Bedeutung hat und die Besruchtung des Flachlandes durch das Waldgebirge symbolisch ausdrückt. Auf dies Sinnig-Poetische legt indeß Grosse's Muse kein Gewicht, nur die groteske Einkleidung hat Anziehungskraft für sie, wie gleich die Einleitung beweist:

Dieses war im Lande China, in den quellenreichsten Strichen,
Als in Schöpfungskindheit noch Jahrtausende vorüberschlichen,
An dem Fuß des Dachgebirges, seines Namens Teriah,
War es, als vor seiner Sündflut Tagen Folgendes geschah:
Von den hundertfunfzig Töchtern Zilpah's aus Cohn Gechlechte
War die allerschönste Hilpah; blond war ihres Zopfes Flechte,
Ohne Chignon höchst betrachtlich; Busen, Wangen, Kinn und Mund
Wie ihr Wuchs — in allem war sie ganz urzeitlich und gesund.
Ihrer Füßchen, ihrer Händchen Maß, es war im Stil der Riesen,
Und ungleichen vorsündflutlich war ihr Schnarchen und ihr Niesen.
Als mit siebzig Jahren rosig sie zur Jungfrau aufgeblüht,
Ist wol manches Enackssohnes hundertjährig Herz ergllht.

Und unter den verschiedenen Moraletiketten, welche der Dichter seiner Erzählung am Schluß anheftet, fehlt der Hinweis auf jenen poetischen Zug der wenn auch barock aufgeputzten chinesischen Volkssage:

Fragst du mich jedoch zum Schlusse dieser nützlichen Geschichte
Nach Moral und Sinn und Weisheit tief verborgen im Gedichte
— Weisheit selbst noch vom Genusse fordert jeder kluge Mann,
Daß er sich in gleichem Falle nutzbar was entnehmen kann —,
Möcht' ich sagen: in der Liebe muß man siebzig Jahre leiden;
Und zum andern: bei den Weibern kann nur Mammon rasch entscheiden;
Und zum dritten: Herzenswahl ist immer was Verdächtliches;
Oder schließlich: thu im Leide nimmer Ueberschwängliches,
Sondern mach dich nützlich, sei's im Staat, sei's im Cultivieren,
Eines Tags dann wird dein Schicksal ganz erstaunlich prosperieren.

Freilich solche weise Lehren dünken dem Philister schal —
Hätt' er Hilpah sitzen lassen, schien ihm besser die Moral;
Doch die elderen Naturen spiegeln sich an den Chinesen,
Die mit Thränen heut zum Theetrank betten alle Sagen lesen.
Freund, dort pflückt' ich sie und geb' sie gleichsam die als grünen Thee;
Willst du andres, willst du besseres, nun so lies die Odyssee.
Dir doch nah' ich nun mit Ehrfurcht, höchstgeschätztes Biedermeier;
Laß sie ruhn auf deinem Grabe, meine ausgeklungne Leier.
Laß mich weiters deinen Manen dies bescheidene Gedicht,
Unerreichbar schwebt dein Genius im Elysiums Rosenlicht!

Beide Gedichte sind feinsinnige, in formeller Hinsicht tadellose Schöpfungen, oft von treffender Wirkung im Ironischen und Satirischen. Doch sie haben gleichwol einen stark akademischen Zug, und dem Humor des Dichters fehlt das Urwüchsige. Der humoristische Nachdruck ruht mehr auf der Form als auf dem Inhalt.

Was das epische Gedicht von Ludwig von Mertens: „Die moderne Gesellschaft" (Nr. 3), betrifft, so überwiegt in demselben auch die Satire und Ironie, die schon in dem Sprühregen der vierfüßigen reimlosen Trochäen nach Heine's Vorgang schäkernd hermiederplätschert. Im Grunde haben wir es auch hier mit einer Novelle in Versen zu thun, die zum Theil ganz ernste Anläufe nimmt und im ersten Gesang „Am Sterbebette der Mutter" sogar mit elegischen Klängen beginnt. Ueber den Inhalt gibt die Vorrede Auskunft:

Dieses kurze Heldengedicht, mein lieber Leser, führt dich auf kein berühmtes Schlachtfeld und auch nicht in jene lauschigen stillen Haine, welche romantische Liebe verklärt hat. Solche Dinge wären in gänzlich wider den heutigen Geschmack, und ein Poet, welcher sich dagegen versündigen wollte, verdiente in den Augen des modernen Publikums ein Separatzimmer in der Doute'schen Hölle. Folge daher getrost dem Helden dieses Gedichts in den Palast des plötzlich reich gewordenen Verwaltungsrathes, in das Boudoir der schönen Dame, in das geheime Cabinet des Kirchenstifters. Du wirst in diesen glänzenden Gemächern manches bekannte Gesicht finden — —. Die moderne Gesellschaft, welcher auch du, lieber Leser, angehörst, ist eitel und blickt gern in den Spiegel, um sich selbst bewundern zu können. Dieses kleine Buch ist ein kleiner, ganz kleiner Spiegel —.

Der Held ist ein etwas socialistisch angeflogener Marquis Posa mit Pinsel und Palette, der für die arbeitenden Klassen die wärmsten Sympathien hegt, den Reichen und den Geistlichen gründlich die Wahrheit sagt, sich dabei aber fortwährend in den Salons und Boudoirs bewegt und zwar in den letztern mit besonderm Glück. Seiner Liebelei mit der Bankiersfrau von Meyer sind zahlreiche Trochäen gewidmet. Die etwas tragisch angelegte Frau von Gruber, eine Art von Potiphar, vergiftet sich, als ihr der Maler nur seinen Mantel läßt,

Digitized by Google

Frau von Meyer liebt inzwischen anderweitig. Bemerkenswerth sind zwei Situationen des Gedichts. Die eine spielt in dem Cabinet des Kirchenfürsten, der sich in seinen Mußestunden mit der Lesung materialistischer Schriften beschäftigt und dafür einige heftige Philippiken von dem sittlich erzürnten Maler erleiden muß; die andere spielt im Park, wo der Maler einen Dichter, der sich eben mit Selbstmord beschäftigt hatte, vom Zweige abschneidet.

Wenn wir dies Gedicht mit den Mustern des komischen Epos, mit den Dichtungen von Boileau, Pope, auch Zacharia vergleichen, so fällt uns als großer Unterschied auf — es fehlt in den neuen Epen die komische Situation, abgesehen von der komischen Mythologie, die wir keineswegs für veraltet erklären. Charaktere, Reflexionen — alles sollte sich um diese Grundlage der Handlung gruppiren, wie sich die Atome lagern um die Achse des Krystalls. Die Bedeutung jener kunstgerechten Muster ist inzwischen durch ein neues verdunkelt worden — durch Byron's „Don Juan", dessen ins Breite ergossene Satire, dessen weltumfassender Conversationshumor schon den Abschluß des Gedichts vereitelte, das aber doch wenigstens alle die Geschosse seiner satirischen Mitrailleusen auf einen einzigen Punkt schleudert — auf die Sitte in der Liebe und die buntschillernde Mannichfaltigkeit derselben, welche ihre Gebote wieder ironisch auflöst. Der reflectirende Ton und die biographische Fassung ist seitdem in unsern komischen Epen Mode geworden, zu Ungunsten einer energischen Wirkung, die doch immer nur aus einer geschlossenen Handlung hervorgeht.

So ist auch in dem Gedicht von Mertens aller Nachdruck auf die satirischen Reflexionen zu legen, welche die novellistischen Begebenheiten umrahmen. Der Ton ist bald ironisch scherzend, wobei die Trochäen in der beliebten Heine'schen Manier behandelt sind, bald nimmt er Pathos an und sittlichen Ernst, wie in der monologischen Bergpredigt des Helden:

„Einen König nannt' ich mich des Lebens! Ueber Menschen meint' ich
Zu gebieten, und ich war ein
Werkzeug ihrer Lüste, war und
Bin ein Spielball meiner Lüste.
Was ich thun erstrebt in Hetzen,
Siegesmuthiger Entröthung,
Hab' ich nur erreicht durch Waffen,
Die der Starke, die der List'ge
Schwingt, den Schwachen zu bekriegen.
Nichts hab' ich erreicht und alles;
Denn im Kreise dreht die Welt sich,
Und gehoben aus dem Dunkel
Werd' ich, um ins Dunkel wieder
Zu versinken. Meine Seele
Sieht die Schatten schon des Abgrunds.

„Gutes wollt' ich schaffen, unter
Menschen in Erbarmung und in
Reger Thatkraft aus dem Füllhorn
Meiner Freude Freude schütten,
Ketten wollt' ich stolz zerbrechen
Und des Elends seligewordne
Krieger sprengen und zertrümmern.
Aber — ein moderner Hamlet
Geh' ich thatenlos und zweifelnd
Meinen Weg, vergeblich winkt mir
Das Gespenst der bleichen Armuth,
Rasselt mit der rost'gen Kette
Betteln um Erlösung — und ich
Schwelge feig auf weichen Kissen.

„Doch was such' ich hier auf Bergen?
In der Einsamkeit? Es treibt mich
Das Gewissen, das Bewußtsein
Meiner Nichtigkeit hervor aus
Glänzendem Palaste. — Nirgends
Find' ich Rast, ein ewig Suchen
Doch nicht Finden ist das Schicksal
Meines Herzens, unbefriedigt
Blieb und bleibt mir stets die Seele.

„Stürmend wollt' ich, in enträumter
Riesenkraft, die Räder hemmen
Jenes goldnen Wagens, der im
Gleißenden Triumphe prunkend
Die Gesellschaft, die moderne,
Trägt und unter wucht'gen Rädern
Roh zermalmt, was ihm begegnet.
Ungebändigt sind die Rosse
Jenes rollenden Palastes:
Selbstsucht, Hochmuth und Genußsucht,
Reichthum, Blödsinn ist ihr Name.
Weich ein Gott kann sie bemeistern?
Und ich träumte sie zu knechten;
Nach dem Zügel greift sich, und ich
Schwang mich kräftig auf den Wagen.
Ich — ein eitler Künstler! Und die
Rosse zogen im Triumph mich,
Die Gesellschaft applaudirte.

„Nichts hab' ich erreicht, gewagt nichts;
Ein Sardanapal im kleinen
Schwelgt' ich, und — ich stehe rathlos.
Der Jahrtausende bedurft' es,
Bis der Mensch sich stolz emporhob
Zum Gedanken seiner Freiheit
Von den dunkeln Erdenmächten.
Der Jahrtausende bedurft' es,
Bis die Arbeit, nimmer rastend,
Ihn zum Fürsten der Naturkraft
Krönte; — doch die Menschenliebe,
Thätiger Gemeinsinn wird ihn
Erst zum Bürger dieser Erde
Nach Jahrtausenden erheben."

Die Diction hat oft Schwung und Geist; aber der Widerspruch zwischen den weltumgestaltenden Intentionen des Künstlers und seinem zwischen Malen, Lieben und Predigen getheilten Wirken macht einen komischen Eindruck, den der Dichter kaum beabsichtigt hat.

Anspruchsloser sind die beiden letzten Dichtungen, welche sich auf den Boden eines volksthümlichen Humors stellen und durch Naivetät und Mutterwitz zu wirken suchen.

„Die Louisiade" von Wilhelm Andreä (Nr. 4), der trotz des Titels keinen Wettgesang mit Camoëns wagt, sondern nur einen Pendant zu unserer deutschen „Jobsiade" geben will, verherrlicht in Knittelversen das Leben Napoleon's III. und erinnert oft an die studentischen Rundgesänge und an die Lieder, die auf Künapfel, Friedhi, den Bürgermeister Tschech seinerzeit gedichtet wurden. Kapitel für Kapitel folgen wir der Biographie des Cäsars, und burleske Illustrationen, auf denen ein gesunder Mutterwitz bisweilen recht schalkhaft hervorblickt, erläutern uns die wunderbaren Begebenheiten. Diese „Louisiade" ist oft ganz amusant und erfüllt damit ihren Zweck. Wir

Digitized by Google

theilen zur Probe den Bericht mit, den der Kaiser in einem Briefe an Eugenie über Lulu's erste Heldenthat erstattet:

„Liebe Eugenie! Ich thue dir kund und zu wissen,
Daß wir den Feind aus Saarbrücken geschmissen;
Saarbrücken ist eine rheinische Stadt,
Die als Festung kaum ihresgleichen hat.

„Dem Feinde war sehr schwer beizukommen,
Denn er hatte außerdem noch feste Stellung genommen
Hinter Schanzen, und Gott weiß wo noch —
Aber er mußte heraus aus dem Loch.

„Aber nicht nur durch die Festungswerke,
Sondern auch durch numerische Stärke
War er uns überlegen gar weit —
Nur nicht an Courage und Tapferkeit.

„Von den Chassepots und Kugelspritzen
Sah ich jede Kugel sitzen,
Ein Beweis, wie sicher man damit schießt,
Und wie gut jede der Waffen ist.

„Beide haben Wunder verrichtet
Und halbe Regimenter vernichtet,
Haben die feindlichen Truppen verwirrt
Und schon völlig demoralisirt.

„Es kann uns also gar nicht mißlingen,
Den Feind bald gänzlich zu bezwingen,
Zumal unserer Truppen Heldenmuth
Noch mehr Wunder als das Chassepot thut.

„Doch da ich einmal von Wundern berichte,
So vermimm noch folgende Wundergeschichte!
Die, das weiß ich sicher und fest,
Dir Freudenthränen auspreßt.

„Mit Genugthuung nämlich kann ich dir melden,
Daß der brauste von allen Helden
Unser Lulu war, der kleine Soldat,
Der die Bluttaufe erhalten hat.

„Er stand im dichten Kugelregen
Ohne zu zucken und sich zu bewegen,
Er drehte die Mitrailleuse und war
Ausgesetzt der größten Gefahr;

„Sodaß er bald getroffen wäre
Durch eine Kugel aus dem Zündnadelgewehre;
Er hob sie aber auf ohne große Müh'
Und wird die später mitbringen sie.

„Die Soldaten rings, sogar die alten,
Konnten sich der Thränen nicht enthalten
Und weinten vor Rührung ohn' Unterloß,
Sodaß das ganze Schlachtfeld wurde naß." —

Diese Zeilen, nachdem Eugenie sie vernommen,
Sind sofort in die Zeitungen gekommen,
Und das ganze Frankreich begann
Bitterlich zu weinen dann,

Und unternahm in seiner Rührung
Eine allgemeine Illuminirung,
Eugenie aber unternahm
Ein Dankopfer in Notre-Dame.

„Der Heedelberger-Dragoner-Wachtmeister" von Heinz Demils (Nr. 5) ist Kasernenpoesie und zugleich Dialektdichtung, zur größern Hälfte in kunstvollen Sonetten, deren rhythmische Architektur zu dem volksthümlichen Ton in offenbarem Widerspruch steht. Die soldatische Naivetät kommt oft in sehr erheiternder drolliger Weise zum Durchbruch; doch das Gedicht ist viel zu lang für einen im ganzen dürftigen Stoff; denn des Wachtmeisters Heldenthaten sind gering, und die Genrebilder des soldatischen Friedenslebens, die Liebeleien, der Humor des Gamaschendienstes, die kleinen Avantagen, welche die Stellung mit sich bringt, die Familienbilder u. dgl. m. reichen für so ausgiebige Behandlung nicht aus. Das Werk zerfällt in mehrere sehr umfangreiche Abschnitte: „Der Wachtmeister im Friede", „Der Wachtmeister im Krieg", „Der Wachtmeister im Wirthshaus und im Tode". Hierauf folgt „Das Manuscript des Wachtmeisters", offenbar nach dem Vorgang Scheffel's im „Trompeter von Säkkingen" gedichtet, welcher auch die Liederflora seines Helden einen breiten Raum einnehmen läßt: „Des Wachtmeisters Salbote-, Wain- und Liebeslieder", 145 an der Zahl, und „Des Wachtmeisters Sprüch und Sporestich". Es findet sich in dieser Blumenlese viel Schalkhaftes und mutterwitzig Naives, aber auch manches Triviale. Von den Sonetten, in denen die Biographie des Wachtmeisters geschrieben ist, theilen wir dasjenige mit, in welchem er, am ersten Abend nach dem Einrücken dem Stadtschreiber im Ochsen die Taktik und Strategie mit Schwefelhölzchen erklärt:

Was Taktik isch, will ich dir explizire:
Es isch die Kunscht, das Kriegsvolk zu bewege,
Acht Stund des Tags mit ihm zuruck zu lege,
Und kimmt der Feend, den Kop nit zu verliere.

Als Recket gilt: ersicht mußt du nismarschire,
Und das zwar so, daß die der Wind und Rege
Abstömung thut in den Rucke streche;
Isch das geschehn, dann loßt du fananire!

Stellt sich der Feend in deine rechte Flanke,
Dann mußt du selbst dich eppes linkisch stelle,
Und will er auch die linke nit verschone,

So dürfst du nit lang zaudre oder schwanke,
Dein scharfer Blick, man heißt ihn den Coup Dölle,
Der gibt dir dann die nöth'ge Anschruktione.

Das humoristische Gedicht wird unter den Anhängern der Dialektposie seine Freunde finden; wir können diesen Seitenströmungen unserer Nationalliteratur nur eine sehr eingeschränkte Bedeutung einräumen.

Rudolf Gottschall.

Digitized by Google

## Zur Kant'schen Philosophie.

1. Kuno Fischer und sein Kant. Eine Entgegnung von Adolf Trendelenburg. Leipzig, Hirzel. 1869. Gr. 8. 8 Ngr.
2. Anti-Trendelenburg. Eine Gegenschrift von Kuno Fischer. Jena, Deistung. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.
3. Kant's Lehre von Raum und Zeit; Kuno Fischer und Adolf Trendelenburg. Von C. Grapengießer. Jena, F. Maute. 1870. Gr. 8. 12 Ngr.
4. Kuno Fischer und Trendelenburg von E. Bratuscheck, in Bergmann's „Philosophischen Monatsheften", Band 5, Heft 4. (Berlin, Löwenstein, 1870.)
5. Die metaphysische Grundanschauung Kant's, ihr Verhältniß zu den Naturwissenschaften und ihre philosophischen Gegner dargestellt und beurtheilt von H. Wolff. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1870. 8. 12 Ngr.

In meiner Besprechung der Liebmann'schen Schriften in Nr. 19 d. Bl. f. 1870 hatte ich gezeigt, wie wichtig eine Prüfung und Umgestaltung der Grundlagen der Kant'schen Philosophie sei, und schon dort auf Trendelenburg's Aufsatz: „Ueber eine Lücke in Kant's Beweis von der ausschließenden Subjectivität des Raums und der Zeit" in dem 1867 erschienenen dritten Bande seiner „Historischen Beiträge" hingewiesen, in welcher dieser eine schon in seinen „Logischen Untersuchungen" niedergelegte, aber keineswegs ihm eigenthümliche Auffassung näher dargelegt und begründet hatte. Kuno Fischer beantwortete diese Darlegung in der zweiten Auflage seiner „Geschichte der neuern Philosophie" im Jahre 1869 mit einigen unangenehm persönlichen Bemerkungen, welche nichts zur Sache beibrachten, aber sich sehr heftig gegen Trendelenburg's Vorwürfe verwahrten, daß Fischer seiner Darstellung Kant's Unkantisches beigemengt habe. Hierauf schrieb Trendelenburg die unter Nr. 1 genannte Broschüre, welche scharf, aber maßvoll und würdevoll zurückweist. Sein Gegner antwortete mit der Schrift unter Nr. 2 in heftiger und gereizter Weise. Beide Broschüren drehen sich nicht sowol um die Kant'sche Principienfrage, als um das Kantische oder Unkantische der Fischer'schen Darstellung, was die Leser d. Bl. weniger interessiren dürfte. Namentlich bringt Fischer in seinem „Anti-Trendelenburg" nicht das Geringste vor, um Trendelenburg's Einwürfe gegen die Kantischen Principien zu entkräften; offenbar hat er den Sinn dieser Einwürfe misverstanden. Wenn dies einerseits mit Rücksicht auf die von Kant nur ausnahmsweise (Werke, ed. Rosenkranz, II, 719 fg.) gebrauchte und jedenfalls zweideutige Terminologie Trendelenburg's in dem fraglichen Aufsatz verzeihlich erscheint, so ist es doch andererseits um so wunderbarer, als Fischer's Meister Hegel in dieser Frage wesentlich denselben Standpunkt einnahm wie Trendelenburg. Aber Fischer documentirt seine Hinneigung nach der subjectiv-idealistischen Seite schon dadurch, daß er Kant zum Idealisten in einem Sinne stempelt, der noch weit über die erste Auflage der „Kritik der reinen Vernunft" hinausliegt und beinahe Fichte berührt. Dies läßt ihn denn die wahre Bedeutung Kant's so sehr verkennen, daß er glaubt, es bliebe von derselben gar nichts übrig, wenn Trendelenburg recht hätte.

Noch vor Fischer's Duplik erschien die Broschüre Nr. 3, deren Verfasser sich als einen Anhänger von Fries bezeichnet. Er versteht die Bedeutung der Trendelenburg'schen Einwürfe und ihrer Consequenzen durchaus nicht, oder erlaubt sich doch, ihrem angezeigten wahren Sinn zuwider, sie immer wieder misszuverstehen in einer den Leser wahrhaft ermüdenden Weise. Das Beste aber ist, daß er selbst diejenigen Stellen seines Meisters Fries anführt, in welchen derselbe die Möglichkeit der Trendelenburg'schen Ansicht auf das Unzweideutigste ausspricht (Nr. 3, S. 60 und 64); obwol er das naive und ehrliche Geständniß hinzufügt: „Ich gestehe, diesen Satz im Munde Fries' begreife ich nicht" (S. 63), so weiß er sich doch mit der Redensart zu trösten: „Duo si faciunt idem, non est idem." Wie kann man verlangen, daß er einen Satz im Munde und in der Sprache Trendelenburg's begreifen solle, den er im Munde und in der Sprache seines eigenen Meisters nicht begreift!

Einen ausgezeichneten vorläufigen Abschluß hat der ebenso unerquickliche als lehrreiche literarische Streit zwischen Fischer und Trendelenburg durch die Abhandlung Nr. 4 erhalten. Der Verfasser recapitulirt die Hauptpunkte der Differenz so übersichtlich, daß für den Leser dieser Abhandlung fast die Lektüre der Streitschriften selbst überflüssig erscheinen kann, und übt das Schiedsrichteramt zwischen den Streitenden mit gleichviel gründlicher Sachkenntniß, Klarheit, Prägnanz, Unparteilichkeit und selbständigem Denken, sodaß er z. B. in einigen Streitpunkten beiden Parteien unrecht gibt. Nur in einem Punkte will mir scheinen, daß er der Auffassung Fischer's nicht völlig gerecht wird, hinsichtlich der Größenbegriffe (z. B. Kreis) und Kategorien. Die erstern werden immer durch Abstraction erzeugt, gleichviel ob ich den Begriff von fertigen Einzelanschauungen abstrahire, oder ob ich ihn genetisch mit fortwährender Abstraction von der Singularität der productiven Anschauung erzeuge. Die letztern, d. h. die Kategorien, sind als bewußte Begriffe auch innere Abstractionen aus Einzelvorstellungen, unbeschadet des Umstandes, daß sie als unbewußte Ideen ein jenseit des Bewußtseins liegendes Prius der Einzelvorstellungen sind, aus denen das Bewußtsein sie abstrahirt. Dieser Erkenntniß stehen Kant und Fischer sehr nahe, was Trendelenburg und Bratuscheck zu verkennen scheinen.

Die gut und klar geschriebene Inauguraldissertation Nr. 5 ist ein erfreuliches Zeichen für den tiefgreifenden und günstigen Einfluß Kant's auf die gegenwärtig studirende Jugend. Indem der Verfasser sich auf S. 38 fg. zu einer Umgestaltung und Ergänzung der Kant'schen Lehre genöthigt sieht, welche, von der Verschiedenheit des Ausdrucks abgesehen, wesentlich mit den Forderungen Trendelenburg's übereinstimmt, liefert er zugleich den praktischen Beweis für Kuno Fischer, daß eine mit der seinigen im Gegensatz stehende Auffassung Kant's die lebendige Bedeutung dieses Meisters für die Gegenwart keineswegs aufhebt sondern nur noch erhöht; denn er beweist zugleich mit Benutzung seiner gediegenen Kenntnisse der neuesten Leistungen in der Physiologie der Sinneswahrnehmung, daß diese und nur diese Auffassung Kant's im Stande ist mit der naturwissenschaftlichen Denkweise

Digitized by Google

der Gegenwart sich in Uebereinstimmung zu setzen. Die kleine Schrift, die auf den fraglichen literarischen Streit keinen Bezug hat, ist zur Orientirung für Laien über die gegenwärtige Harmonie der Grundanschauungen von Philosophie und Naturwissenschaft in Bezug auf das Erkenntnißproblem bestens zu empfehlen.

Ich will nun zum Schluß versuchen, die wichtige Principienfrage, um die es sich in den besprochenen Schriften handelt, in gemeinverständlicher Form darzustellen.

Der naive Realismus, dem instinctiv noch heute jeder Ungebildete huldigt, zweifelt nicht daran, daß der gesehene Tisch der Tisch selber sei. Mag eine kindliche Wissenschaft die hier angenommene unmittelbare Berührung des Bewußtseins mit der jenseitigen Realität durch das Bild ausgestreckter geistiger Fühlfäden sich verdeutlichen, welche den Tisch erreichen, oder durch Ausstrahlungen des Tisches erklären, welche in den Wahrnehmenden hineinströmen, oder durch eine Combination beider Bilder — immer bleibt das bestehen, daß der Bewußtseinsinhalt mit den jenseitigen Dingen bis zu einem gewissen Grade identificirt wird. Erst Berkeley räumte im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Reste dieser kritiklosen Auffassung gründlich auf, indem er zeigte, daß alles Gesehene, Gefühlte, Gehörte u. s. w. nur Affectionen des Wahrnehmenden (ähnlich wie Lust und Schmerz), also ein durchaus subjectiver und idealer Inhalt der Function des Wahrnehmungsvermögens seien. Durch diese richtige Einsicht wurde nun offenbar die frühere naive Voraussetzung hinfällig, daß die Wahrnehmungsbilder zugleich die wirklichen Dinge seien; aber diese Consequenz entging Berkeley, und durch das irrthümliche Festhalten an diesem von ihm selbst widerlegten Satze kam er zu einem völlig verkehrten System. Er schloß nämlich so: Die Gesammtheit des Gesehenen, Gefühlten, Gehörten u. s. w. ist subjectiv-idealer Vorstellungsinhalt; die Gesammtheit des Gesehenen, Gefühlten, Gehörten u. s. w. ist die Gesammtheit des Wirklichen; folglich ist der subjectiv-ideale Vorstellungsinhalt die Gesammtheit des Wirklichen; d. h. mit andern Worten: es gibt nichts als die vorstellenden Subjecte mit ihren Vorstellungswelten, und keinenfalls gibt es Dinge außerhalb oder jenseit der menschlichen Vorstellung.

Hiermit war dem einseitigen Realismus ein ebenso einseitiger subjectiver Idealismus entgegengestellt, und Kant fand die Aufgabe vor, zwischen beiden die rechte Vermittelung zu finden. Er löste dieselbe, indem er die coordinirte Berechtigung des Wahrnehmungsbildes und des jenseit der Wahrnehmung liegenden Dinges an sich aussprach; aber er traf nicht die rechte Mitte, sondern neigte, besonders in der ersten Auflage seiner „Vernunftkritik", so sehr nach der Seite des Idealismus hinüber, daß Fichte das Recht hatte, als die wahre Consequenz der Kant'schen Voraussetzungen den reinen Idealismus in einer Berkeley noch übertreffenden Einseitigkeit zu entwickeln.

Der Grund für dieses Verfehlen der rechten Mitte war der, daß auch Kant sich noch nicht ganz von dem gemeinen Vorurtheil, das wir als ein dem naiven Realismus und dem Berkeley'schen Idealismus gemeinsames erkannten, losgesagt hatte, daß nämlich das Gesehene, Gefühlte u. s. w. das Wirkliche sei, daß den Wahrnehmungsbildern Realität zukomme, welche doch blos den Dingen selber eignet. Freilich haben die Wahrnehmungsbilder ein reales Dasein als Inhalt der real existirenden Vorstellungen eines real existirenden Subjects; aber nach dieser Realität fragt hier niemand, sondern danach, ob ihnen eine von der Vorstellung des Subjects unabhängige Realität innewohnt, oder ob, wenn ersteres denn doch verneint werden muß, ihnen wenigstens eine mittelbare inhaltliche Realität in dem Sinne zugeschrieben werden kann, daß sie treue und wahre Abbilder oder subjective Repräsentanten von wirklichen Dingen sind, die jenseits und unabhängig von den Vorstellungen eines Subjects real existiren.

Sind die Wahrnehmungsbilder vollkommen treue Abbilder der Dinge an sich, so sind sie wahrhafte subjective Repräsentanten der jenseitigen Realität; entspricht ihnen hingegen (wie bei Berkeley) gar kein Ding an sich, so sind sie schlechthin unwahre Illusionen und trügerischer Schein; sind sie endlich zum Theil wahre, zum Theil verzerrte und gefärbte Abbilder der Dinge an sich, so schreibt man ihnen so viel mittelbare Realität zu, als sie Wahrheit enthalten, und ist in Bezug auf den trügerischen Theil der Wahrnehmungsbilder zu einer Correctur durch den abstracten Gedanken genöthigt, an welcher die Naturwissenschaft unablässig arbeitet. Nur nach dieser Realität seiner Wahrnehmungsbilder und nach keiner andern fragt der Mensch. Kant aber verleugnet diese Thatsache und schreibt den Wahrnehmungsbildern in demselben Athem und in derselben Beziehung objective (empirische) Realität zu, wo er sie für falsche und trügerische Abbilder der wirklichen Dinge erklärt, und geht in dieser Verdrehung so weit, daß er sogar, ganz wie Berkeley, die Bezeichnung „Ding" für das Wahrnehmungsbild in Anspruch nimmt, was ganz und durchaus unzulässig ist, während er das wirkliche Ding nun durch den andernfalls überflüssigen Zusatz: „an sich", kenntlich machen muß. Der Mensch redet aber, wenn er von dem Dinge redet, immer nur und ausschließlich von dem Ding an sich, welches vom wahrnehmenden Subject unabhängig, sich selbst gleich, dauernd und numerisch einzig für alle es wahrnehmenden Subjecte ist (vgl. Kant's Werke, ed. Rosenkranz, III, 58 unten), niemals von dem Wahrnehmungsbilde, welches durch das wahrnehmende Subject bedingt, veränderlich, intermittirend und für jedes der vielen wahrnehmenden Subjecte numerisch und inhaltlich verschieden ist. Insoweit meine Vorstellung von dem Ding an sich von dem wirklichen Ding an sich inhaltlich verschieden ist, insoweit ist sie unwahr, illusorisch, d. h. unreal.

Dies ist aber nach Kant in jeder Hinsicht der Fall; aller Inhalt meiner Vorstellung von dem Dinge kommt nach Kant dem wirklichen Ding an sich nicht zu, also ist nach Kant meine Vorstellung von dem Dinge (die er das Ding nennt) schlechthin unreal und kann in keiner Weise irgendwelche objective oder empirische Realität beanspruchen, da der Umstand, daß die Veränderungen meiner illusorischen Wahrnehmungsbilder einer gewissen unvermeidlichen und gesetzmäßigen Regelmäßigkeit unterworfen sind, mit der Frage nach der Realität derselben gar nichts zu thun hat. Der (vielleicht aus dieser Regelmäßigkeit der Veränderung entspringende) instinctive Glaube an eine

Digitized by Google

objective Realität wäre vielmehr als eine Täuschung enthüllt, und die subjective Erscheinung als falscher Schein erkannt, dem das Sein in keiner Beziehung entspricht.

Indem sich so herausstellt, daß Kant mit Unrecht den Ausdruck „objective Realität" auf die Wahrnehmungsbilder anwendet und falsche Vorurtheile durch diesen unberechtigten Ausdruck erweckt, bleibt doch von dem bisher Gesagten die Frage unberührt, ob seine sachlichen Ansichten richtig seien, welche sich dahin zusammenfassen lassen, daß dem wirklichen Ding, oder dem Ding an sich, keine von allen den Bestimmungen zukommen könne, welche wir an unserer Vorstellung von dem Dinge finden, insbesondere aber, daß ihm nicht die Formen der Räumlichkeit und Zeitlichkeit und nicht die Kategorien zukommen können.

Was die Kategorien betrifft, so kann man nach Kant von dem Ding an sich weder behaupten, daß es eins, noch daß es ihrer viele seien, weder daß es möglich, noch daß es unmöglich sei, weder daß es Realität, noch Dasein habe, weder daß es substituire, noch daß es Einwirkungen ausübe oder empfange (Causalität). Es liegt aber auf der Hand, daß ein grammatikalisches Subject, dem alle diese Prädicate abgesprochen werden, nicht nur ein nonens, eine absolute Null, sondern ein nonsens ist. Ich kann nicht nur niemals etwas von einem solchen Dinge wissen, da es nie mit mir in causale Berührung treten und mich afficiren kann, sondern ich kann auch nicht mehr von ihm sprechen, da ich ihm Realität, Dasein und Subsistenz bereits abgesprochen habe. Man sieht hier, wie Kant's Prämissen das Ding an sich vernichten und zum reinen Idealismus hintreiben. Nun ist aber ein Ding an sich, ein Existirendes unabhängig von allem bewußten Vorgestelltwerden, eine schlechthin unentbehrliche Annahme für jeden vernünftigen Erklärungsversuch der Welt, und zwar ein solches, welches im Stande ist die wahrnehmenden Subjecte vermittels „wirklicher Eindrücke" zu „afficiren" (Kant's Werke, II, 37; II, 31), auf welche Weise allein und „die Materie der Anschauung a posteriori gegeben" sein kann (II, 32). Ohne diese Annahme bliebe es unerklärlich, wie viele wahrnehmende Subjecte 'gleichzeitig Anschauungen oder Wahrnehmungsbilder von übereinstimmendem Inhalt (z. B. ein Pferd) als gegeben vorfinden könnten, während ein analoges Afficirtwerden durch ein unabhängig existirendes Ding an sich (Pferd an sich) dies sehr einfach erklärt (vgl. Kant, III, 58). Ebenso sehr liegt es auf der Hand, und auch Schopenhauer räumt dies ein, daß unsere Wahrnehmungsbilder von einem Pferd und einer Rose deshalb verschieden sind, weil das Ding an sich des Pferdes und das Ding an sich der Rose unsere Wahrnehmungsvermögen verschieden afficiren, und zu dem Behuf selbst verschieden sein müssen, da das Wahrnehmungsvermögen unverändert bleibt. Nur deshalb sehen alle Menschen das Pferd nicht als Rose und die Rose nicht als Pferd, weil das Ding an sich des Pferdes und das Ding an sich der Rose zwei verschiedene Dinge sind. Das Afficirtwerden des Wahrnehmungsvermögens durch das Ding an sich, insolge dessen es mit einem bestimmten gegebenen Anschauungsinhalt erfüllt wird, ist nun aber offenbar eine causale Beeinflussung; in der Fähigkeit zu afficiren und in der Ausübung dieser Fähigkeit entfaltet das Ding an sich Causalität. Damit es aber causal afficiren kann, muß es zunächst da sein, als reale Existenz da sein, da es ohne Realität, d. h. Wirklichkeit, nicht wirken kann. So haben wir bereits Vielheit, Causalität, Dasein und Realität als unerlaßliche Prädicate gefunden. Man sieht, daß das Ding an sich die ihm von Kant abgesprochenen Kategorien energisch für sich zurückfordert. Warum auch nicht? Kant hat ja gezeigt, daß, ehe wir uns dieser reinen Verstandesbegriffe bewußt werden, sie schon als constitutive Gedankenelemente in den Erzeugungsproceß unserer Vorstellungen eingehen, denen sie gleichsam wie ein für allemal aufgepflanzte Merksteine eine bestimmte Direction geben.

Wenn nun in dem Menschen, der doch auch ein Ding an sich sein will, von der ewigen gesetzgebenden Vernunft solche Regeln und Merkzeichen eingegraben sind, warum nicht auch in den andern Dingen an sich, auch dann, wenn sie nicht im Stande sind, dieses „diamantene Netz" der reinen Verstandesbegriffe nachträglich durch Abstraction sich zum Bewußtsein zu bringen, wenn nur ihr Dasein und ihr Wirken denselben Gesetzen des einen überall gleichen Logos folgt! Ist doch der bewußte Vorstellungsinhalt und die bewußte Denkfunction ganz ebenso wie das unbewußt bleibende Dasein und Wirken*nur ein Resultat von zu Grunde liegendem unbewußten Wesen und unbewußten logischen Processen, wie könnte es da anders sein, als daß im Denken wie in den Dingen dieselben logischen Formen als bestimmende Normen sichtbar werden! Wie wunderlich wäre es im Gegentheil, wenn die Grundformen auf verschieden hohen Stufen der Schöpfung verschieden wären!

Ganz ebenso verhält es sich aber mit den andern Formen der Räumlichkeit und Zeitlichkeit.

Der naive Realismus hatte dieselben als wesenseigenthümliche ursprüngliche Formen des Daseins und Wirkens der wirklichen Dinge angesehen, aber es war ihm nie der Gedanke eingefallen, daß sie gleichzeitig auch ursprüngliche Formen der Anschauung sein könnten, sondern er hatte es als selbstverständlich betrachtet, daß die Anschauung diese Formen von den wirklichen Dingen und mit diesen empfängt und enthebt. Kant stellte nun die Behauptung auf, daß Räumlichkeit und Zeitlichkeit nicht hintennach (a posteriori) von den Dingen her in unsere Wahrnehmung hineingelangen können, sondern daß sie von vornherein (a priori) und vor aller Bethätigung als wesenseigenthümliche und ursprüngliche Formen in unserm Anschauungsvermögen gelegen sein müssen. Nun fiel ihm aber wiederum der Gedanke nicht ein, daß, unbeschadet ihres apriorischen und subjectiven Ursprungs für die Anschauung, sie gleichzeitig auch wesenseigenthümliche Formen des Daseins und Wirkens der Dinge an sich sein könnten (vgl. Werke, II, 713). Diese Annahme war ihm vielmehr durch das Vorurtheil des naiven Realismus so eng und unmittelbar mit der apostteriorischen, empirischen Aufnahme dieser Formen von außen her verknüpft, daß ihre Ausschließung durch die Annahme der Aprioricität dieser Formen ihm selbstverständlich erschien. Halten wir aber als die große Errungenschaft Kant's das fest, daß Räumlichkeit und Zeitlichkeit nicht receptiv von den Dingen aus in ein passives Anschauungsvermögen hineinspazieren, sondern als ursprüngliche und wesenseigenthümliche Formen in demselben liegen



Digitized by Google

und von denselben selbstthätig in die bewußte Anschauung hineingelegt werden, so liegt doch hierin auch nicht der allermindeste Grund, um zu bestreiten, daß diese Formen ebenso wohl Formen des Daseins und Wirkens der Dinge an sich seien. Kant ist in seinem Vorurtheil so festgewachsen, daß er nirgends auch nur den leisesten Versuch macht, das zu begründen, was ihm als schlechthin selbstverständliche Lehrsetze des von ihm Bewiesenen gilt, während es in Wahrheit gar nichts damit zu thun hat. Der Mangel dieser Begründung ist es, was Trendelenburg ausführlich nachgewiesen hat.

Freilich ist nicht zu verkennen, daß wir unmittelbar nichts davon wissen können, ob die Formen unserer Anschauung auch Formen der wirklichen Dinge sind; falls wir dies positiv behaupten wollen, liegt uns die Beweislast ob — ein Punkt, den Trendelenburg und seine Anhänger wenigstens nirgends direct ausgesprochen haben. Nun sahen wir aber oben, daß dem Ding an sich Causalität zukommen muß, und die Causalität ist unmöglich ohne Zeit. Das Ding an sich des Pferdes afficirt mich jetzt, darum habe ich das Wahrnehmungsbild eines Pferdes jetzt; das der Rose erst 10 Secunden nachher. Somit sind und wirken die Dinge an sich zu bestimmten Zeitpunkten. Aber ihr Wirken ist auch zeitlich, d. h. es füllt eine gewisse Zeitdauer; denn nur dadurch ist Causalität möglich, daß die Ursache das zeitliche Prius der Wirkung, und diese als neue Ursache wiederum das zeitliche Prius ihrer Wirkung ist, und so fort in ununterbrochener Zeitreihe und Causalreihe. Den Dingen an sich kommt also nothwendig die Form der Zeitlichkeit zu. Da Zeitlichkeit und Räumlichkeit immer parallel als coordinirte Formen behandelt werden, so ist schon daraus zu schließen, daß den zeitlichen Dingen an sich wol auch die Form der Räumlichkeit zukommen wird.

Es ist letzteres aber auch noch deutlicher zu zeigen. Wir sahen nämlich, daß es viele Dinge an sich geben müsse, d. h. daß die Welt der Dinge an sich in reeller Individuation sich befindet, daß also gleichzeitig in demselben Moment viele Dinge nebeneinander existiren und nebeneinander oder zusammen wirken können. Will man dieses Nebeneinander nicht räumlich fassen, so ist erfindlich, daß man anstatt der Räumlichkeit nothwendig eine andere Form für das Auseinanderhalten und doch Auseinanderwirkenkönnen der vielen braucht; denn irgendeine zweite Form neben der Zeitlichkeit verlangt der Begriff der realen Individuation, um die gleichzeitige Vielheit möglich zu machen. Man versetzt sich also dadurch in die Lage, ein bekanntes und ausreichendes Erklärungsprincip (die Räumlichkeit) beiseitezuwerfen, um ein unbekanntes und unerkennbares, also auch nichts erklärendes dafür zu substituiren, und dabei noch zu Gunsten dieser wunderlichen Substitution die Harmonie der Schöpfung im allgemeinen und die Analogie mit Zeitlichkeit und Kategorie im besondern außer Acht zu lassen und zu zerstören. Noch wunderlicher wird diese Substitution, wenn man bedenkt, daß aus der Gravitation und sonstigen empirischen Gesetzen der Mechanik die Nothwendigkeit folgt, daß auch die die Form der Räumlichkeit in der Welt der Dinge an sich vertretende Form nicht mehr und nicht weniger als drei Dimensionen haben müsse.

Das Bedürfniß, die Erfahrung zu erklären, aus welchem ja auch Kant alle seine Behauptungen demonstrirt, fordert hiernach gebieterisch die Annahme, daß Räumlichkeit, Zeitlichkeit und Kategorie ebenso wol wesenseigenthümliche und ursprüngliche Formen der Dinge an sich als der subjectiven Anschauung sind. Der naive Realismus hat mit dem erstern, Kant hat mit dem letztern recht; nur die Vereinigung beider Seiten gibt die Wahrheit. Aber der naive Realismus hatte nur deshalb recht, weil er seinem intellectuellen Instinct folgte, und es blieb die Aufgabe der Wissenschaft, diesen vorläufig unbegründeten Instinctglauben in wissenschaftliche Erkenntniß zu verwandeln. Dies aber konnte nur auf dem Wege geschehen, daß man sich zunächst der wissenschaftlichen Grundlosigkeit dieses unmittelbaren Glaubens bewußt wurde, und der überraschenden Enthüllung dieser Durchgangsstufe liegt es nahe, die mittelbare Berechtigung der injunctio angenommenen Dogmen zu verkennen, und deshalb sogar die Wahrheit derselben zu bestreiten. Die weiter fortschreitende Wissenschaft aber rehabilitirt wie überall so auch hier den dogmatischen Glauben der intellectuellen und praktischen Instincte, welche bei vorläufiger Ermangelung einer wissenschaftlichen Legitimation ihre unerschütterliche Wahrheit aus einem tiefern Grunde schöpfen, aus der unfehlbaren Vernunft des Unbewußten.

**Eduard von Hartmann.**

---

## Romane und Novellen.

(Beschluß aus Nr. 9.)

9. Der Major. Criminalnovelle von Ernst Fritze. Halle, Hendel. 1869. Gr. 16. 1 Thlr.

Wir lassen mit Absicht diese Criminalnovelle der Reihe der historischen Romane und Erzählungen folgen, um es von vornherein auszusprechen, daß dasselbe Verhältniß, welches hier das Historische zum Roman einnimmt, dort das Criminalistische zum Novellistischen einzunehmen hat. Wie nämlich in dem historischen Roman das Historische nicht Selbstzweck ist, sondern nur den Hintergrund und die Motive für die Handlung abzugeben hat, so darf auch in der Criminalnovelle das Criminalistische nie zum Schaden des Novellistischen oder Poetischen in den Vordergrund treten. In der vorliegenden Novelle ist das richtige Verhältniß gewahrt. Die Schilderung und Entwickelung der Charaktere, die angemessene und kunstvolle Verknüpfung der Handlung bildet die Hauptsache und verschont uns mit Auseinandersetzungen, die in das Gebiet der juristischen Praxis gehören. Führt uns auch der Verfasser mit dem, was er uns sagt, nirgends auf eine Höhe und nirgends in eine Tiefe, fehlen der Art, wie er es uns sagt, die hervorstechenden Züge eigenartiger Darstellung, so ist doch das, was er uns gibt, klar,

Digitized by Google

verständig, gereift, und eben diese Reife in der Kenntniß der Welt und ihrer Verhältnisse, diese Fertigkeit in der Art der Darlegung, mit einem Wort, diese Beherrschung des Stoffs nach Inhalt und Form gewähren uns einen reinern Genuß, als Werke anderer Art, die zwar nach der einen Seite vorhergehende Züge an sich tragen, aber nach der andern um so mehr den Stempel der Unreife.

Wir haben schließlich noch zwei Erzählungen zu erwähnen, deren Besprechung wir zum Theil zusammenfassen, nicht blos weil sie einen und denselben Verfasser haben oder die Vorzüge, die wir hervorzuheben oder die etwaigen Ausstellungen, die wir zu machen haben werden, beiden Werken gemeinsam sind, sondern auch weil sie einer und derselben Gattung von Erzählungen angehören, insofern sie beide uns in bestimmte Gesellschaftsklassen einführen:

10. Zwei Familien. Eine Erzählung in zwei Bänden von Edmund Hoefer. Breslau, Trewendt. 1869. 8. 3 Thlr.
11. In der Welt verloren. Eine Erzählung von Edmund Hoefer. Vier Bände. Leipzig, Günther. 1869. 8. 4 Thlr.

Erledigen wir zuerst kurz das, was beiden Werken gemeinsam ist. Da beide sich kurzweg als „Erzählung" ankündigen und es dem Leser überlassen, sie entweder in das Gebiet des Romans oder der Novelle einzureihen, so glauben wir nicht zu irren, wenn wir für sie mehr den Namen der letztern in Anspruch nehmen, denn die feste innere Geschlossenheit der Handlung, die Gruppirung eines reichgegliederten Stoffs um ein Ganzes, das wir bei dem Roman nicht aus dem Auge verlieren wollen, tritt weniger in den Vordergrund als die novellistische Erzählung des einzelnen Erlebnisses oder die sorgfältig ausgeführte Schilderung der Situation. Der Verfasser betrachtet die Form des Romans nicht als ein Gebiet, das man mit allen möglichen eingestreuten Gedanken und Betrachtungen ausfüllen darf, seien es eigene Gedanken oder Gedanken der Personen der Erzählung, er bleibt in der That immer bei der Sache, aber er liebt Ausmalungen und erweiternde Züge des Darzustellenden. Diese Ausmalungen scheinen uns jedoch oft das Maß des Berechtigten zu überschreiten und haben nicht immer selbständigen Werth genug, um die Abschweifung von dem stetigen Gang der Handlung zu entschuldigen; die Erzählung verliert sich oft in eine Breite der Darstellung, die den Charakter behaglicher Plauderei hat, wie wir denn, namentlich in Beziehung auf die zweite der genannten Erzählungen, die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß das, was der Dichter zu sagen hatte, in kürzerer Form gegeben werden konnte, ohne daß dem Werth des Ganzen dadurch Abbruch geschehen wäre. Uns auf die Vorzüge der Hoefer'schen Darstellungsweise des Weitern einzulassen, halten wir nicht für nöthig, da wir dieselbe als bekannt voraussetzen dürfen. Eine nicht blos zutreffende, sondern feine Charakteristik ist auch in den genannten Erzählungen zu finden; mit überraschender Sicherheit weiß der Verfasser den rechten Ton zu treffen und den rechten Zug in der Charakterschilderung hervorzuheben, dabei sind die Personen seiner Erzählungen wirkliche Menschen mit Fleisch und Blut, die wir vor unsern Augen leben und handeln sehen; rechnet man dazu eine Verknüpfung der Handlung, die unsere Spannung bis zum Ende gefesselt hält, so hat man alle Erfordernisse einer guten Erzählung.

Die erste der beiden Erzählungen: „Zwei Familien", ist ein Familienroman in dem besten Sinne des Worts. Hier bewegt sich der Verfasser auf einem Terrain, auf dem er offenbar zu Hause ist. Zwei Familien, und zwar eine Patricierfamilie und eine bürgerliche Handwerkerfamilie, sind es, deren wechselnde Schicksale in Leid und Freude erzählt werden. Wie die Häuser des Präsidenten und des Tischlermeisters aneinandergrenzen, so sind beide Familien von jeher miteinander befreundet gewesen. Die Erzählung, die mit ihrem Schluß bis in die jüngste Gegenwart hereinreicht, wird bis in das 16. Jahrhundert zurückgeführt. Die erzählenden Rückblicke, in denen dies geschieht, sind reich an kurzen Andeutungen, die erst in der Folge klar werden. Ueberhaupt begegnen wir bei dem Verfasser der Gewohnheit, gewisse Dinge halbverhüllt zu lassen, Gedanken, ehe sie klar ausgesprochen, Thatsachen, ehe sie vollständig enthüllt sind, kurz abzubrechen. Wir wissen nicht, ob dies von dem Verfasser absichtslos geschieht und er unbewußt dem Leser, dem er halbenthüllte Dinge sich zu ergänzen auferlegt, ein wenig zu viel zumuthet, oder ob es mit Absicht geschieht, um des Lesers Aufmerksamkeit und Spannung nach allen Seiten hin wach zu rufen. Die Erzählung gestaltet sich mit der Zeit zu einer Criminaltragödie, die tief in das Leben der beiden Familien eingreift, bis am Schluß die beiden von jeher befreundeten, dann durch die Macht der Verhältnisse und die Verschiedenheit der Lebensstellungen getrennten Familien durch eine Heirath wieder vereinigt werden. Die Schilderung des Lebens in dem Hause des Präsidenten de Gore hat etwas durchaus Anheimelndes, wir finden darin die Menschen einer nun vergangenen Zeit, bürgerlich in ihrer Denkweise und ihren Tugenden, voll Selbstgefühl im Blick auf den Glanz einer frühern Zeit. Wir begegnen auch bedeutender angelegten Naturen, wie z. B. der alten Blandine, der Mutter des Präsidenten, die an Selbstbeherrschung, würdevollem und stolzem Auftreten, an durchdringendem Scharfsinn in der Entwirrung der verwickeltsten Schwierigkeiten, an Welt- und Menschenkenntniß offenbar als ein diplomatischer Charakter in bürgerlichen Lebenskreisen erscheint.

In eine andere Gesellschaftsklasse führt uns die zweite Erzählung: „In der Welt verloren." Wenn es auf einer der letzten Seiten des Buchs heißt, daß „gerade in der sogenannten guten und vornehmen Gesellschaft die tiefe Fäulniß furchtbarer wuchert als irgendwo sonst", so ist in diesen Worten die Welt bezeichnet, in die wir eingeführt werden, aber auch zugleich was wir in dieser Welt finden. An einem der Nebenflüsse des Rhein wächst in dem Schloß eines alten Freiherrngeschlechts das einzige Kind des Hauses, eine blühende Tochter voll der herrlichsten Eigenschaften der Seele heran; ohne Hoffnung, dem Manne zu gehören, den sie liebt, reicht sie einem Verwandten ihres Hauses die Hand zur Ehe, verläßt mit ihm ihre Heimat, wird in die sogenannte große Welt eingeführt, in Neapel, wo ihr Gatte der Gesandtschaft accreditirt ist, in Rom u. s. w., kehrt nach wenigen Jahren ie unglücklich, mißhandelt und beschimpft in ihre Heimat



Digitized by Google

zurück und lebt hier, ohne daß es ihr gelingt, die verleumderischen Gerüchte der Welt über sie zu entkräften, Tage einer würdevollen Resignation, „in der Welt verloren, daheim und in sich selber gerettet“ — das ist der Inhalt des Buchs. Anfang und Schluß führen uns in die Heimat am Rhein, der bei weitem größte Theil des Buchs läßt uns in den hohen und höchsten Kreisen der Gesellschaft weilen, und was wir in diesen Kreisen finden, ist wenig erbaulich. Warum, fragten wir uns, als wir die Lektüre des Buchs beendet, verläßt der Dichter den Boden, auf dem er sich in der erstgenannten Erzählung bewegt, wo ihm die Farben und Töne so meisterlich zu Gebote stehen, deren Menschen er so liebenswerth und warmblütig uns vorzuführen versteht, in deren Schilderung seine eigentliche Begabung zu liegen scheint, und betritt hier eine Welt, für die er selbst so wenig Sympathie mitbringt. Oder wollte er vor allem uns das Leben einer edeln Frau zeichnen und glaubte sie in um so hellerm Licht zu zeigen, wenn er neben sie den Contrast der sie umgebenden Welt stellt? Dann ist ihm sein Versuch wenig gelungen, denn diese edle Frau macht in solcher Umgebung den Eindruck wie in einem Feld voll Unkraut und Giftpflanzen eine edle Blüte, die hier ein kümmerliches Dasein fristet und nur dadurch gerettet werden kann, daß sie schnell in einen andern Boden verpflanzt wird, um nicht der verpestenden Atmosphäre zum Opfer zu fallen. Wir finden wenig Erquickendes darin, immer von neuem blasirte Existenzen vorgeführt zu sehen, doch wollen wir diesen individuellen Geschmack nicht zum Maßstab der Beurtheilung machen; aber wir glauben bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung nicht unterdrücken zu sollen, die uns von weiterm Belang zu sein scheint, nämlich die, daß dem Dichter, der sich in der Schilderung raffinirter Sitten und Culturzustände gefällt, die Gefahr nahe liegt, selber einem Raffinement in der künstlerischen Behandlung derselben zu verfallen. Verlangt nicht jeder Stoff seine eigenartige Form, bedingen sie sich nicht einander, ist es gleichgültig, an welchen Stoffen ein Dichter seine Kraft versucht? An großen und edeln Stoffen baut er sich auf, unedle ziehen ihn herab. Der Dichter soll seinen Stoff beherrschen, umgekehrt wird in gewissem Sinne immer auch der Stoff den Dichter beherrschen. Die Dinge, mit denen wir uns beschäftigen, erlangen eine stille Gewalt über uns und führen uns, indem wir schreiben, den Griffel, wo wir in gemessener Objectivität ihnen gegenüberzustehen meinen. An der Beschaffenheit der Stoffe, die von den Dichtern behandelt werden, markirt sich der Aufschwung und Verfall der Kunst, und so läßt es sich an ganzen Literaturepochen nachweisen, wie die fortgesetzte Schilderung der Unnatur immer auch zum Verderben der Kunst geführt hat.

Kehren wir nach dieser Bemerkung zu unserer Erzählung zurück. Daß in dem Buch manches Schöne und Ansprechende, namentlich manche treffende Charakteristik zu finden sei, können wir von dem Autor nicht anders erwarten. Man höre z. B. das echauffirte Entzücken einer überschwenglichen vornehmen Dame über die gute Tournure ihrer Nichte: „Aber ich erstaune mehr und mehr“, sprach sie mit einer gewissen Emphase, „sie ist ja ganz, ganz wundervoll, deine Charlotte! Wie sie den Felix abwies, stand, blickte, lächelte, sich verbeugte und entfernte, nun dort den Weg hinabschwebt, wie sie sich kleidet, sich bewegt, es ist tadellos, entzückend! Sie bezieht ihre Toilette aus Paris?“

Solche Stellen von durchschlagender Charakteristik sind indessen in dem Buche nicht allzu häufig, und doch will es uns scheinen, als müßte dem Verfasser bei größerer Concentrirung seiner Kraft noch Bedeutenderes gelingen. Ueberall merken wir, daß wir es mit einem Autor von nicht gewöhnlicher Begabung zu thun haben, der mit Recht einen bedeutenden Rang in der Unterhaltungsliteratur einnimmt, den wir deshalb und zwar auch um unsertwillen immer auch auf dem rechten Boden zu finden wünschen, der seiner Begabung der zuträglichste ist.

## Deutsche Lustspiele.

Unsere Besprechung der nachfolgenden Bücher erfolgt inmitten großer Weltbegebenheiten, welche auch für unsere deutsche Bühne, namentlich für das heitere Bühnengenre, von großer Nachwirkung sein können. Wir sagten lieber sein müssten als sein können, denn das „können“ scheint einen Zweifel an der guten Sache unserer Bühne in sich zu schließen. Einerseits aber, was wenigstens das tagtägliche Theaterfutter der Bühnen zweiten Ranges betrifft, werden wir nach wie vor immer noch zu viel auf den Abhub der französischen Literatur angewiesen sein; andererseits pflegen häufig genug große, aber schnell vorüberziehende Weltbegebenheiten auf die Bühne keine andere Wirkung auszuüben als die flüchtige, ihr die Anregung zu patriotischen und Gelegenheitsstücken von oft sehr zweifelhaftem ästhetischen Werthe zu bieten. Hinsichtlich der Nachwirkung des gegenwärtigen patriotischen Aufschwungs auf unsere nationale Bühne wird deshalb eine gewisse abwartende Stellung gerechtfertigt sein. Wir können diese Stellung hier offen gesagt nicht ganz verleugnen; sie legt uns für die nachfolgenden Bücher eine gewisse Zurückhaltung auf, besonders für die Stücke aus jüngster vaterländischer Geschichte, welche wir heute selbst in d. Bl. wol kaum nach ihrem rein dramatischen Werthe messen dürften. Eine große Genugthuung, daß wir hier wenigstens nur deutsche Originale in Händen halten; legen wir deshalb für heute den Hauptaccent auf diese ihre deutsche Eigenthümlichkeit.

1. Summ cuique. Lustspiel in drei Acten von Edmund Henoumont. Düsseldorf, Schaub. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.

Wie dieses mag wol die Mehrzahl der Lustspiele ausgesehen haben, welche bei dem letzten wiener Preisausschreiben zum Staube des Archivs verurtheilt wurden. Schade darum, daß, wenn ein solches Stück im Druck

Digitized by Google

erscheint, es bestenfalls einige freundliche Worte der Kritik davonträgt und gleichwol verloren ist. Da zeigt sich in diesem Lustspiele nicht blos guter Wille, sondern auch ein gewisses Talent, wenigstens das Streben, eine Idee zu verarbeiten, und das noch löblichere, Rede und Gegenrede mit Vermeidung der spießbürgerlichen Trivialität im Dialoge in gewisser Weise dialektisch folgen zu lassen: und doch ist das Stück nicht rechter Art. Unglückselige Klippe für den deutschen Lustspieldichter, daß wenn er die Trivialität zu vermeiden sucht, er nur zu leicht ins Doctrinäre, in den Docententon verfällt. An dieser Klippe ist Benoumont's Talent nicht gerade zerschellt, diese Klippe hat aber dem Stücke, dem lebendigen Fortgange der Handlung Abbruch gethan. Wir weisen nur auf den zweiten Auftritt des zweiten Acts hin. Wenn da nicht der Bleistift des Regisseurs anfängt unruhig zu werden und noch mehr das Publikum auf den Bänken, so geht es wunderbar zu. Das letztere läßt sich in einem Lustspiele auch wol eine pathetische Stelle gefallen, aber sie muß entweder mit Sentimentalität verbrämt sein, oder allgemein menschlichere Interessen berühren als in dem Zwiegespräche zwischen Schellhorn und Wallroth. Was geht das Publikum trotz der sugauer und anderer Bergwerksunfälle das „gefährliche Einschachtsystem an, das durch die steten Veränderungen in den Flötzgebirgsschichten bei einem Einsturze so leicht Tod und Verderben über Hunderte von Arbeitern bringen kann"! Hekuba! Uebrigens mag sich der Verfasser nicht einschüchtern lassen. Auch wer Beruf zu einem Lustspieldichter in sich fühlt, muß sich doch oft genug damit begnügen, Niete auf Niete zu ziehen.

2. Gesammelte dramatische Werke von Julius Rosen. Erster Band. Berlin, Lassar. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den Lustspieldichtern jüngern Datums sind nur wenige, welche sich hinsichtlich des schnellen äußern Erfolgs mit Rosen messen können. Und gleichwol eröffnet auch er seine gesammelten dramatischen Werke mit einem Stoßseufzer an Herrn von Hülsen über das unsichere Los eines Dramatikers. „Unter allen deutschen Bühnenvorständen", sagt er, „sind Sie der einzige, welcher der deutschen Production ein Asyl gewährt, in welchem sie nicht verhungern muß; für Sie gibt es nicht nur Classiker und Franzosen, sondern auch einen ganz respectablen deutschen Nachwuchs." Rechnen wir denn Rosen selbst zu diesem respectablen Nachwuchse. Hören wir weiter, wie er seine Bedeutung als Dramatiker mit einem gewissen liebenswürdigen Freimuthe feststellt. „Ich weiß recht gut", setzt er sich mit Kritik und Publikum auseinander, „daß das Theater einen Culturzweck und einen Unterhaltungszweck hat, daß ich öfter in freventlichem Uebermuthe meiner Laune den erhabenen Culturzweck der Unterhaltung opferte, daß ich es vorzog, die Leute lachen zu machen, und es manchmal verschmähte, sie ästhetisch gähnen zu lassen." Es ist freilich billig, sich in dieser Weise von dem höhern Streben freizusprechen, wenn man den Erfolg für sich hat; allein die Eigenartigkeit des Rosen'schen Talents mag diese Freisprechung rechtfertigen. In den vier Stücken dieses ersten Bandes, in den beiden größern Lustspielen: „Die Compromittirten" und „Hohe Politik", wie in den Schwänken: „Il bacio", und „Garibaldi", waltet eine Kühnheit in den Situationen vor, welche vor keinem Hinderniss zurückschreckt. Das mag gehen, solange sich die Situationen nicht wiederholen. Unter der Voraussetzung, daß wir von Rosen immer etwas Neues, etwas Ueberraschendes, Fortreißendes erhalten, werden wir uns seines Talents gern erfreuen. Im übrigen glauben wir, er kritisirt sich selbst am besten, wenn er naiverweise eingesteht, er werde so lange schreiben, als das deutsche Publikum ihm Wohlwollen entgegenbringe und ihm — etwas einfalle. Der auf dem Gebiete der Theaterliteratur unermüdlich thätige berliner Verleger macht, glauben wir, mit der Veröffentlichung der Rosen'schen Komödien keinen Fehlgriff, indem diese Stücke für die Bühnen mittlern Ranges zur Bereicherung des Repertoires wesentlich beitragen.

3. Lustspiele von Gisbert Freiherrn Bincke. Erster Band. Münster, Brunn. 1869. 8. 24 Ngr.

Den Lustspielen des Freiherrn Bincke fehlt zwar das Packende in den Situationen, wie es Rosen liebt, dafür appelliren sie aber wol nicht mit Unrecht an den gebildetern Geschmack. Sie wollen wirklich Lustspiele, keine sich aus Zufälligkeiten und allerlei witzigen Einfällen zusammensetzenden Possenstücke sein. Wie die Stücke von Benedix und von vielen andern Lustspieldichtern spielen auch sie in der bürgerlichen Sphäre, welche Ideenreichthum oder glänzenden Esprit nicht zuläßt. Daher erscheinen sie etwas hausbacken; weniger aus Schuld des Dichters, als vielmehr wegen der Basis, auf der sie sich aufbauen.

Dieser erste Band enthält die drei Stücke: „Theorie und Praxis", „Eine Ehe mit Bedingungen", „Die Feuerprobe". Wir geben dem letztern vor den beiden andern den Vorzug, nicht weil es das längste unter ihnen ist, ein dreiactiges, während die andern nur einactig sind. Es gibt eben den Beweis, daß der Verfasser die Handlung zu gliedern und im größern Maße zu componiren versteht. Die beiden einactigen würden gewinnen, wenn sie sich schneller abspielten. Wie sich die Stücke von der Bühne herab machen würden, wollen wir dahingestellt sein lassen; unser modernes Publikum ist allzu sehr an gepfefferten Witz gewöhnt, und den vermissen wir hier. Der Humor des Verfassers ist allzu zahmer Natur, er scheint nichts mehr zu fürchten als über den Strang zu schlagen, und hält deshalb an sich.

4. Helden von Königgrätz. Lustspiel in fünf Acten von Albert Jäffing.*) Wien, Geitler. 1870. 8.

5. Dramatische Genrebilder aus der vaterländischen Geschichte von Paul Frohberg. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1870. 8. 2 Thlr.

Das Jäffing'sche Lustspiel gleicherweise wie die Frohberg'schen Genrebilder verdanken den letzten großen deutschen Kriegen ihre Entstehung. Das haben die Bücher gemeinsam; unterschieden sind sie aber dadurch, daß, während Frohberg aus ihnen nur die Anregung zu historischen Bildern schöpft, Jäffing die Idee, die Motive des großen Kriegsdramas in seinem Stücke verkörpern will. Ist das nun schon an und für sich mislich, mit Blut

*) Der noch sehr jugendliche Verfasser dieses Lustspiels ist als Held in dem großen deutsch-französischen Kriege gefallen. D. Red.

Digitized by Google

und Eisen in einem heitern Stücke gleichsam Spiel zu treiben, so ist es um so mißlicher, wenn das weltgeschichtliche Ereigniß der Gegenwart noch zu nahe liegt, als daß es schon volles historisches Gewand tragen könnte. Wie in journalistischen Kriegsberichten Zufälligkeiten und Detail die Hauptrolle spielen, so wird auch einem Drama aus der Zeitgeschichte, und zwar aus so ernster wie der böhmische Krieg war, immer etwas von einem Gelegenheits- oder Tendenzstücke ankleben. Bei dem ersichtlichen Eifer und der nicht zu unterschätzenden Begabung des Verfassers muß man bedauern, daß so viele Kraft an einen unreifen oder trockenen Stoff verschwendet ward. Nur das eine: jetzt wo hinsichtlich unserer sächsischen und süddeutschen Brüder ganz andere Luft als Anno 66 weht, was soll da auf der Bühne der Nachweis, daß jene erst durch den Krieg aus particularistischen Gesinnungen herausgerüttelt werden mußten! Kurz gesagt: der Stoff ist in der Weise, wie ihn der Verfasser behandelte, durch die Geschichte von heute überholt, er ist momentan interessellos. Aber der Verfasser hat sich leidlich genug aus der Affaire gezogen. Wie die meisten Büchlerdramatiker steht er mit Kritik und Publikum auf sehr gespannnem Fuße. Er hatte denn auch so vieles auf dem Herzen, daß er seinem Lustspiele schlechterdings eine Nachschrift, voll des absonderlichsten Galgenhumors, anhängen mußte. Der Anfang dieses seltsamen Schreibens wird die soreirte Sucht nach Witz und Witzeleien sattsam kennzeichnen:

Meine Feder, welche die Fuß- und Bummelreise auf den geschnörkelten Buchstabenwegen und Straßenzeilen dieser Komödie kaum zurückgelegt, spaziert eben etwas breitspurig und spatenbeinig auf dem Nagel meines Daumens einher und beschäftigt den träumenden Autor mit nachfolgenden getreulich zu Papier gebrachten Originalspitzbubengedanken, die wie das Rauschleder dem Bergmanne, so hier trotz jeder militärischen Ordnung den Helden von Königgrätz hintenan gehestet werden sollen.

Es kommt noch besser. Wir wollen aber schweigen, sonst müßten wir verrathen, daß ihm (Jäfing) nach seinen eigenen Worten „eine Stock- und Handgemeinheit auf dem Buckel eines nach Tinte und Autorenblut schneidbremsigen Recensenten so wohl thue als dem Ami eine geräucherte Blutwurst".

Da versteht es Paul Frohberg besser. Der hütet sich vor solchen Ausfällen, der ist freilich auch trotz seines jungen Namens kein Neuling in der Literatur, der weiß, womit man auf die patriotische Gesinnung wirkt, und daß, wenn er kommt, er gewiß die berliner Hofbühne für sich offen findet. Das Geheimniß ist längst gelöst: es verbirgt sich hinter Frohberg der Verfasser des Lebens der Königin Luise, Adami. Welche Lust diese Genrebilder durchweht, brauchen wir nicht weiter auszusprechen. Es sind ihrer vier: „Der Hollandgänger", „Seeleute oder Deutsch und Dänisch", „Freund und Feind" und „Die Kroaten in Berlin". Die drei ersten wurden mit mehr oder minder glücklichem Erfolge zuerst auf dem berliner Hoftheater aufgeführt; das erste, „Der Hollandgänger", ist noch jetzt gern gesehenes Repertoirestück und verdient das Glück, abgesehen von der überwitzig carikirten Figur des Voltaire, wegen der gelungenen Mischung von Gemüthlichkeit und Jovialität. Das letzte: „Die Kroaten in Berlin", dagegen erlebte zur Zeit des böhmischen Kriegs auf dem Wallnertheater zu Berlin unsers Ermessens unverdienterweise nur einen einzigen Abend, es machte totales Fiasco; die Stimmungen des Publikums sind eben unberechenbar. Mit Recht nennt Frohberg seine Stücke Genrebilder; den drei ersten nämlich fehlt ein Etwas, um wirkliche Lustspiele zu sein, und gleicherweise dem letzten etwas, als daß es ein drastischer Schwank wäre. Im ganzen verdienen die Stücke ihrer maßvollen Haltung wegen Lob; wo sich Ausschreitungen zeigen, wie bei der oben schon bezeichneten Figur des Voltaire, da verschuldet dies die Tendenz, eine Tendenz, welche dem bestimmten patriotischen Zweck, und nicht etwa blos in Zeiten wie den gegenwärtigen, den Kunstzwecke gern und leicht opfert. Wo man mit Frohberg sympathisirt und die Genrebilder als solche auffaßt, werden sie willkommene dramatische Gaben sein. Wir dürfen uns wol auf eine Fortsetzung dieser Sammlung gefaßt machen, denn die gegenwärtigen Weltläufe werden Frohberg hinlänglich Stoff und Anregung zur weitern Bethätigung seines Talents bieten.

Wir schließen an diese Stücke ein Buch, welches mit seinem durchaus ernsten Tone nicht recht in die Reihe der Lustspiele hineinpaßt:

6. **Dramen von Frodor Wehl.** V. Leipzig, Matthes. 1869. 8. 1 Thlr.

Die vier ersten Theile der Wehl'schen dramatischen Werke enthalten eine ziemlich große Zahl größerer und kleinerer Stücke heitern Genres. Hier nun, in dem fünften Theile, macht der Dichter einen Abstecher auf das ernste Gebiet, selbst bis zur hohen Tragödie in fünffüßigen Jamben. Wollte er uns einen Maßstab von der Tragweite seines dramatischen Talents geben, so konnte er die Auswahl nicht besser treffen. Wir erhalten in diesem Theile ein bürgerliches Drama, dann ein sogenanntes Literatur- oder Künstlerdrama, drittens eine historische Tragödie.

Das erste, ein Volksschauspiel, „Ein Bubenstreich" betitelt und nach einer von Joseph Rank erzählten Begebenheit gedichtet, steht etwas auf fatalistischem Grunde, indem es, reich an crassen Gegensätzen, die handelnden Personen fast willenlos auf ein tragisches Ziel lostreibt. Die crassen Gegensätze mögen in der Erzählung gemildert erscheinen, im Drama dagegen zeigen sie sich in ihrer vollen Unversöhnlichkeit. Daher möchte der „Bubenstreich" von der Bühne weniger erschütternd, was der Verfasser sicher beabsichtigte, wirken, desto mehr aber abtörnend. Das zweite Stück „Hölderlin's Liebe", von Wehl dramatisches Gedicht genannt, führt uns den unglücklichen deutschen Dichter vor, den wir bedauern müssen, auch wenn wir nicht umhin können die Schuld für seine Zerrissenheit zum größten Theile ihm selbst aufzubürden. Wir werden in Wehl's Gedicht unwillkürlich an „Tasso" erinnert, das kann für dasselbe kein Vorwurf sein. Wie Wehl das Ringen des Dichters zugleich als ein Leiden darstellt und wie er den unglücklichen Poeten mit Schonung und Milde umgibt, wirkt wohlthuend.

An „Constantin oder der Sieg des Christenthums", ein christlich-historisches Drama in fünf Acten, setzte der Dichter gewiß sein Bestes. Leider aber ist die Gegenwart nicht die Zeit für dergleichen Stücke. Auch Wehl,

Digitized by Google

ein wie bedeutender Bühnenpraktiker er sein mag, hat doch mehr eine sogenannte akademische Studie als ein lebens- und wirkungsvolles Stück geschaffen. Bei allen einzelnen Schönheiten in vielen Scenen bleiben uns selbst die Personen, mit welchen wir sympathisiren sollen, mehr oder weniger gleichgültig. Das christlich-historische Drama erscheint uns wie ein Glaubensbekenntniß des Dichters selbst, und da möchte die eigene Befriedigung an der Dichtung den höchsten Werth derselben ausmachen.

Emil Müller-Samswegen.

# Feuilleton.

## Notizen.

Die „Bibliothek pädagogischer Classiker. Eine Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit" (Langensalza, Beyer, 1869—70) beginnt mit „Pestalozzi's ausgewählten Werken". Der Herausgeber sagt in der Vorrede:

„Wenn wir unsere »Bibliothek pädagogischer Classiker« mit Pestalozzi, dem Vater der neuern Pädagogik, beginnen, so bedarf dies wol keiner weitern Rechtfertigung. Ist er es doch, der jene mächtige Bewegung hervorgerufen hat, durch welche die Pädagogik erst eigentlich zur Wissenschaft erhoben worden ist. Er nöthigte die Pädagogenwelt, auf dem Wege, den sie wanderte, einmal stille zu stehen, um sich allen Ernstes über ihre eigentliche Aufgabe Rechenschaft abzulegen und über das wahre Wesen und die Bestimmung des Menschen nachzudenken, wie über den Weg, auf dem jene Bestimmung mit den dem Menschen von Natur verliehenen Mitteln zu erreichen sei. Es war ihm ebenso sehr darum zu thun, für alle Erziehungsthätigkeit eine feste psychologische Grundlage, wie ein wahres ethisches Ziel zu finden. Und wie er es einerseits erst zur vollen Anerkennung brachte, daß die Familie die wichtigste Stätte der Erziehung, daß insbesondere die Mutter die einflußreichste Erzieherin und Lehrerin sei, so hat er andererseits dadurch, daß er die eigentlich bildende dynamische Methode zur Geltung brachte, auf dem Gebiete der Didaktik der Volksschule sich unsterbliche Verdienste erworben."

Die beiden ersten uns vorliegenden Bände enthalten „Lienhard und Gertrud" nach der neuesten Ausgabe, da Pestalozzi bekanntlich an diesem Werk immer fortgearbeitet hat und, als er eine fünfte neue Bearbeitung unternahm in dasselbe hineingetragen hatte, sich genöthigt sah, auch den historischen Unterbau zu erweitern. In einem Anhang werden die Aenderungen der Anordnung und der historischen Grundlage kurz bezeichnet, und da wo dieselben bedeutend sind, die parallelen Kapitel der verschiedenen Ausgaben nachgewiesen; ebenso die pädagogischen Kapitel der ersten Ausgabe vollständig mitgetheilt.

Eine „Pädagogische Bibliothek", welche Karl Richter im Verein mit Gesinnungsgenossen herausgibt (Berlin, Stühne) beginnt in den ersten Heften ebenfalls mit einer Schrift von Pestalozzi: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt." Dann folgen Schriften von Salzmann: „Noch etwas über Erziehung" und „Märchendichtern", J. A. Comenius' „Große Unterrichtslehre" u. s. w.

Alice Salzbrunn hat eine Festgabe herausgegeben: „Das Wort Gottes in Zeugnissen von Theologen, Philosophen und Dichtern" (Leipzig, Friese, 1871). Es sind Aphorismen und Gedichte über Gotteswort, welche sie zum Confirmationsgeschenk für den Sohn einer befreundeten Familie ausschrieb. Das Werkchen enthält Stellen nicht nur aus den Schriften der Kirchenväter und Reformatoren, Herder's und Hamann's, Gerlach's, Ahlfeld's, Luthard's und aus „Kritis nicut deus", sondern auch aus den Werken großer Heiden, wie aus Goethe und Friedrich dem Großen. Die neueste religiöse Lyrik, Spitta, Julius Sturm u. a., ist in sehr zahlreichen Ergüssen und Sentenzen vertreten.

## Bibliographie.

Baehlich, H., Das Nordlicht. Nach den Resultaten der neuesten Forschungen. Berlin, Grosdach. Gr. 16. 5 Ngr.

Blob's, G., Theater-Correspondenz. Nr. 10.: Kaudel's Gardinenpredigten. Lustspiel von G. v. Moser. Berlin, Lassar. 8. 20 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der fliegende Holländer. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Brentano, L., Aus der Chronika eines fahrenden Schülers. Berlin, Heinerdorff. 16. 12½ Ngr.

Brentano, F., Allerlei Pech. Humoristische Erzählungen. Cassel, Luchhardt. Gr. 8. 25 Ngr.

Bürger, M., Ham und Sedan oder ein Thron auf Leichen. Großer historisch-politischer Roman aus der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. 1. Lief. Wien, Wenerett. Gr. 8. 4 Ngr.

Denhart, B., Die Verschwörungen der Franzosen an den deutschen Rhein bis zum Ende des siebenjährigen Krieges. Drei Vorträge. Cassel, Luchhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Diller, A., Waldmeister, Musik und Meisterin zu Meisterburg an der Rauerschlacht. Berlin, Heinerdorff. 8. 20 Ngr.

Genschen, O. F., Vom deutschen Kaiser. Zwölf Lieder. 2te Aufl. Berlin, Wiesner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Gerst, E., Eichenland. Deutsche Gedichte aus dem Jahre 1870. 2te, vermehrte Aufl. Berlin, Lipperheide. 16. 5 Ngr.

Hanbaur, F., Mozarts Don Juan. Nach dem italienischen Text des Lorenzo da Ponte für die deutsche Bühne neu bearbeitet und ersetzt. München, Aschmann. 8. 12 Ngr.

Haug, Gedichte. Ein Beitrag zur achtzigjährigen Geburts-Feier. Prag, Borkel. Gr. 16. 4 Ngr.

Heller, A., Prinzessin Primadonna. Roman aus der türkischen Vergangenheit. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Jäger, H., Gedichte. Tübingen, Osiander. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jünglingsjahre und Manneszeit. Nach Napoleon's III. Leben. Eine vollständige Geschichte dieses merkwürdigen Lebenslaufes und seiner Zeit. 1ste Heft. Wien, Wenerett. Gr. 8. 5 Ngr.

Kunert, O., Deutsche Lieder. Stuttgart, Lindemann. 1870. 8. 4 Ngr.

Lütolf, A., Forschungen und Quellen zur Kirchengeschichte der Schweiz. — A. u. d. T.: Die Glaubensboten der Schweiz vor St. Gallus. Luzern, Räber. Lex.-8. 1 Thlr.

Maurenbrecher, W., Die deutsche Frage 1813—1815. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 4 Ngr.

Paar, Walpine, Deutschland's Erbfeinde. Ein vaterländisches Gedicht verfertigt in den ersten Tagen der August 1870. Cassel, Luchhardt. 1870. 8. 7½ Ngr.

Pfeiffer, Marie, Die Architekten. Ein Märchen. 17te Aufl. Berlin, G. Hünder. 16. 2½ Ngr.

Pflugmacher, A., Die Lebensverhältnisse der Männer des Wegen. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 9 Ngr.

Phillips, G., Die Einwanderung der Iberer in die pyrenäische Halbinsel. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 6 Ngr.

Prätorius', M., Delicias Prussicae oder preußische Schaubühne. In weltlichen Reimen aus dem Manuscript herausgegeben von W. Pierson. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Rochach, J.-J., Geschichte der Gesellschaft, 4ter Th. Die Mittelstaaten in der Entwigkeit der Völker. 4te Abth. Bürgerzug. Stuber. 8. 1 Thlr.

Sacula, A. de, Die Kunst immer zufrieden zu sein. Regensburg, Pustet. 32. 3 Ngr.

Scheffel, J. B., Der Trompeter von Säkkingen. Ein Sang vom Oberrhein. 17te Aufl. Stuttgart, Meyer. 8. 1 Thlr.

Segelfer, A. F., Kinder- und Großen zur Tagesgeschichte. — Das Ende des Kaiserreichs. Schwyz. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.

Siebenbürger, A., Die Lebenserfrischungen der Männer des Wegen. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 9 Ngr.

Spielhagen, F., Durch Nacht und Eis. Roman. Berlin, Janke. 8. 1½ Ngr.

Stieber, J., Die komische Lyrik des achtzehnten Jahrhunderts. Aesthetische Studien. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Deutsches Theater. 1ste Sechs.: Das Duell oder: Angeführt, Lustspiel von H. Julius. Nixon, Verlags-Bureau. 8. 7½ Ngr.

Tecke, G. Freih., Anno 1870. Ja bei Sedan. Lieder. Münster, Brunn. 1870. 16. 3 Ngr.

Vivenot, A. Ritter v., Thugut und sein politisches System, Urkundliche Beiträge zur Geschichte der deutschen Politik des österreichischen Kaiserhauses während der Kriege gegen die französische Revolution. II. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Waldmüller-Duboc, M., Des wohlseligen Eusebius Hutzler, vorlaz Deutschrock, einzähliger Erbtheilerkommissär. Zur Erholung von dem Ernst der eisernen Zeit mitgetheilt. Hamburg, Richter. 8. 19 Ngr.

Weber, A., Hessing und die Kirche seiner Zeit. Ein Vortrag. Barmen, Klein. 8. 6 Ngr.

Winterfeld, A., Herrn Jahnelmann's heitere Berichte vom Kriegsschauplatz. 1ste und 2te Heft. Berlin, Grosser. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wo ist Europas Zukunft? Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 20 Ngr.

Woll, A., Die Ansiedlung der Klöster in Innerösterreich 1782—1750. Ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Joseph's II. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.

Ein Wort an's deutsche Volk von einem Deutschen jenseits der Grenze. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 4 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Das Kutschkelied
auf der Seelenwanderung.

Mit einer Hieroglyphen-Tafel.

Herausgegeben zum Besten der Deutschen Invalidenstiftung von

**Wilhelm Ehrenthal.**

8. Geh. 10 Ngr.

Das schwungvolle Kriegslied des Füsiliers Kutschke „Was kraucht da in dem Busch herum?" hat den gelehrten Verfasser vorliegender Schrift begeistert, den Duellen des Gedichts mit deutscher Gründlichkeit nachzuforschen und dessen Ursprünge bis ins graue Alterthum zu verfolgen. Er gelangte zu den überraschendsten Resultaten, die hiermit unsern Archäologen und Schriftkundigen zur weitern Prüfung, dem verehrlichen Publikum aber zum ergötzlichen Genuß übergeben werden. Der Ertrag ist für die Deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die deutschen Republikaner
unter der französischen Republik.

Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Benedey dargestellt von

**Jakob Benedey.**

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Memoirenwerk des kürzlich verstorbenen Verfassers füllt eine Lücke in der Geschichtschreibung aus, indem es über eine bisher dunkle Partie in den politischen Geschicken des deutschen Volks helleres und authentisches Licht verbreitet. Die harten Kämpfe der deutschen Bevölkerungen von Strasburg, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Trier u. s. w. zu Ende des vorigen Jahrhunderts bilden den Gegenstand der Darstellung, welche theils auf eigener Forschung des Verfassers, theils auf zeitgenössischen Erinnerungen fußt.

Wiederholt ist von der Kritik auf die große Wichtigkeit hingewiesen worden, welche das Benedey'sche Werk durch die neuesten politischen Vorgänge in Frankreich gerade für unsere Gegenwart gewonnen hat.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

**Irland.** Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.
**England.** Drei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Soeben erschien ein neuer (der 30.) Band von

**Brockhaus'**

## Bibliothek der deutschen Nationalliteratur
des 18. und 19. Jahrhunderts:

**Gellert's Fabeln und Erzählungen, geistliche Oden und Lieder.** Mit Einleitung herausgegeben von Karl Biedermann.

Die erschienenen 30 Bände sind nebst einem Prospect über die ganze Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig.

Jeder Band geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Supplement
zur elften Auflage
des
## Conversations-Lexikon.

Encyklopädische Darstellung der neuesten Zeit
nebst
Ergänzungen früherer Artikel.

In Heften zum Preise von 5 Sgr.

Erstes Heft.
(Aachen — Arbeiterbewegung.)

Das „Supplement" ist zunächst eine Fortführung der im Jahre 1868 vollendeten elften Auflage des Conversations-Lexikon bis zur unmittelbaren Gegenwart und deshalb für jeden Besitzer dieser letzten Auflage unentbehrlich. Wegen der vollständigen, übersichtlichen Darstellung der jüngsten Zeitgeschichte in ihren Thatsachen und Persönlichkeiten dient es aber zugleich als willkommene Ergänzung zu frühern Auflagen des Conversations-Lexikon und zu andern Encyklopädien, sowie es sich auch als ein in sich abgeschlossenes Conversations-Lexikon der neuesten Zeit zur Benutzung für jedermann empfiehlt.

Der Umfang des Ganzen wird voraussichtlich 12 Hefte zu 5 Sgr., also einen Band in der Stärke der Bände des Conversations-Lexikon, nicht überschreiten.

In allen Buchhandlungen ist das erste Heft vorräthig und werden Subscriptionen auf das Werk angenommen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena; vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

## Kriegsbilder eines Nachzüglers
aus dem
## deutsch-französischen Kriege
von
**Friedrich Gerstäcker.**

(Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus. VIII. Band.)

In elegantem Buntdruck-Umschlag. Preis 15 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Philosophische Paradoxa.
Von **Heinrich Ritter.**

8. Geh. 2 Thlr.

Unter obigem Titel veröffentlichte der berühmte göttinger Philosoph eine Reihe von Aufsätzen, welche untereinander in enger Verbindung stehen, indem sie alle von der Erkennbarkeit der Welt handeln und die besondern Bedingungen, unter welchen dieselbe steht, hervorheben. Das Buch ist als eine nothwendige Ergänzung zu den frühern Werken des Verfassers anzusehen, wird aber auch dem für ernstere Lektüre empfänglichern größern Publikum Interesse gewähren.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 9. März 1871.



Inhalt: Tutti-frutti neuerer Lyrik. Von E. Hesekiel. — Politische Broschüren von 1870. — Zur Schopenhauer-Literatur. Von David Asher. — Romane und Erzählungen. — Feuilleton. (Ludwig Eckardt.) — Bibliographie. — Anzeigen


## Tutti-frutti neuerer Lyrik.

Wenn die Resignation, mit der sich in Heine's „Atta Troll" die inmitten der Wilden Jagd durch den Geisterhohlweg ziehende Diana in die modernen Verhältnisse gefunden hat, auch den Musen beiwohnt, wenn auch von ihnen das Wort gilt:

Und die Quantität ersetzt ihr
Jetzt vielleicht die Qualität —

so haben dieselben, vor allem Erato, genügende Ursache, mit der Neuzeit zufrieden zu sein. Allein es ist dies doch höchstens jene Zufriedenheit, von welcher es in den „Zahmen Xenien" heißt: „Zufrieden bin ich, aber es ist mir nicht wohl dabei!" Denn wenngleich die Massenhaftigkeit der lyrischen Production auch die kühnsten Erwartungen übertrifft, so bleibt die Qualität der Producte doch oft hinter den bescheidensten Anforderungen zurück. Der Katalog der schönen Literatur gestaltet sich immer mehr und mehr zu einem Völkerfeste: „Wer kennt die Völker, zählt die Namen?" Und insbesondere die modernen Lyriker sind kaum noch einzeln zu zählen, sondern nur nach Dutzenden; ihre Gedichte sind ja meist nur Dutzendwaare, und von den Dichtern kann man mit einem alten Sprichwort sagen, daß nicht blos zwölf auf ein Dutzend gehen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Diese Früchte sind aber zu häufig noch ganz unreif und unschmackhaft, ja ungenießbar; nur selten bieten sie uns Labung und Erquickung auf der ermüdenden Wanderung auf dürrer Heide, während sich herbe Schlehen und Holzäpfel und saure Südfrüchte unter den Tutti-frutti der neuern Lyrik nur zu häufig vorfinden.

Als solche Schlehen und Holzäpfel sind zunächst folgende Producte zu bezeichnen:

1. Der Bahnhof auf Golgatha. Eine kleine Weltausstellung in Liedern von Albert Jäßing. Leipzig, Matthes. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Dichtungen von Ernst Hesse. Bremen, Müller. 1869. Gr. 16. 20 Ngr.
3. Von Meer und Insel. Liederstrauß zur Erinnerung an Norderney, Sylt, Rügen von F. Sundermann. Aurich, Dunkmann. 1869. 32. 7½ Ngr.
4. Die Angeli-Lieder des Agnis-Sâji. Frei aus dem Orientalischen übersetzt. Leipzig, Matthes. 1868. 16. 7½ Ngr.

Ein splendid gedrucktes Bändchen Gedichte in kohlschwarzem Umschlage, darauf steht mit Silberschrift geschrieben: „Der Bahnhof auf Golgatha" von Albert Jäßing (Nr. 1) und als Erläuterung: „Eine Weltausstellung in Liedern"! Ja freilich, das ist pikant, das muß doch Effect machen! Tritt man aber in diesen Bahnhof ein, so findet man nur eine Reihe höchst geschraubter und schwülstiger Reimereien de rebus omnibus et quibusdam aliis, und zur Rechtfertigung des Titels nur die vier Zeilen:

Es war, daß ich im Geiste sah
Einen Bahnhof stehn auf Golgatha;
Und Dampfeszüge zur Weltenlichtung
Fortbrausten daselbst nach jeder Richtung!

Es ist also nur ein barocker Einfall, der zur Reclame benutzt wird. Freilich, da der Verfasser, wie seine in raschester Reihenfolge erschienenen, in d. Bl. bereits besprochenen Publicationen: „Saitenklänge" (1868), „Borgefühle" (1869) und „Der Bahnhof auf Golgatha" (ebenfalls 1869), beweisen, nach dem obigen Grundsatze die Qualität durch die Quantität zu ersetzen sucht, so ist ihm die Reclame auch sehr nöthig, und deren Gebrauch seiner Begeisterung für alle Erfindungen der modernen Zeit ganz entsprechend. Von eigentlicher Lyrik ist hier keine Spur zu finden; der Autor verschmäht es, wie die Einleitung und das Schlußwort ausdrücklich besagen, zu singen wie im Zweig der Vogel singt; Leid- und Liebeslieder sind ihm zu altmodisch, er hat sich stolz „die kühnere Ode des Zeitgesanges" erkoren. Er preist „aller Weltenfirmen größte: Menschenthat und Menschengeist", und zwar in einem Tone und mit solchem Eifer, als ob er von dieser Firma als Commis-




Digitized by Google

voyageur engagirt sei. Alle modernsten Artikel und Nouveautés, nicht blos Telegraphie und Locomotiven (letztere unter der Ueberschrift: „Ein Gewitter ohne Feuer, Krach und Blitzableiter"), Journalismus und Reisehandbücher, sondern auch Arnheim'sche Geldschränke und der Kanal von Suez, Taktik und Statistik, Stenographie und Concurrenz, Vivarium und Acclimatisation, Mikroskope und Velocipede (dem ein besonderes Reitrad-Gedicht gewidmet ist), werden in dieser Weltausstellung in Liedern vorgeführt und angepriesen, und die Hamlet'sche Frage: „Sein oder Nichtsein?" wird mit Hochgefühl in „Haben oder Nichthaben" umgeändert. Barocke Bilder und Vergleiche, z. B. die Bezeichnung der Polizei als „Fingerspitzen der Menschheit", das Läuten der Todtenglocke als „Bahnhofs-Reisesignal", werden wie brillante Etiketten den Waaren angeheftet, und werden dieselben noch mit einem crassen Materialismus, der sich z. B. in dem Gedicht „Nichts außer dem Menschen" breit macht, ausstaffirt. Bei aller Gespreiztheit und forcirten Geistreichigkeit sind dabei die Gedichte doch im Grunde sehr nüchtern und trivial, wie einige Proben zeigen mögen. Das Gedicht „Moderne Sonne" lautet:

In dem Tajo zu Toledo
Purpurroth die Sonne glüht;
Fern vor Kronstadt der Torpedo
Aus dem Meere Feuer sprüht.

Durch den Pradopark in Mailand
Durstige Studenten ziehn;
Während vor dem Kreuzesheiland
Böhmens gläub'ge Völker knien.

Dies ein Wettbild hell und blonden?
Wie viel Schatten noch daraus?
Doch Paris, Berlin, Wien, London
Hellen auch dies Bildchen auf!

Ferner „Concurrenz":

Da gilt's in der großen Weltenschaft
Zu ergründen und zu ermessen,
Wie es steht um das Conto der Menschenkraft
Und um Kraftkapitals Interessen?
Und wie draußen viel Blüten sprudet der Lenz,
Bringt geistige Blüten: Concurrenz!

Sehr gedankenreich sind auch folgende Verse:

Es ist wol ein Denken, was
Im Empfinden Thiere lenkt;
Doch es ist ein Denken, das
Die Gedanken wieder denkt!

Es klingt durch das ganze Buch ein Ton, wie ihn der Baccalaureus in Faust's Gemach anschlägt:

Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
Versetze froh mein innerliches Licht
Und wandle rasch im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsterniß im Rücken! —

nur daß demselben noch ein Anklang vom Famulus Wagner und seiner stolzen Befriedigung darüber, „wie wir es dann zuletzt so herrlich weit gebracht", beigemischt ist.*)

Die „Dichtungen" von Ernst Hesse (Nr. 2) enthalten zwei Reihen Balladen, „Schreckliche Geschichten" im Bänkelsängerton, die in ihrer Traurigkeit zuweilen recht erheiternd wirken, z. B. wenn der Fischer sagt:

Mich ruft der Brust entflammter Wahn! —

oder das Bettelweib klagt:

Knirschend trag' ich meine Kette,
Schäume wüthend in den Zaum! —

oder wenn der Eber „des Weinbergs holde Blut (sic) arg zerfetzt". Das zwischen die beiden Abtheilungen dieser Balladen eingeschobene „Lyrische Intermezzo" ist auch nicht sehr anziehend, am wenigsten misklungen sind noch die Terzinen: „Auf dem Meere."

Eine Blüte aus dem Liederstrauß: „Von Meer und Insel", von F. Sundermann (Nr. 3): „Das Inselthal", schließt mit den Worten:

Da hab' ich mich ins Gras gelegt,
Hab' lang' dem Treiben zugesehn,
Und an die Liebste auch gedacht.
Gar sehr ward mir das Herz bewegt;
Doch war's im Thal auch wunderschön! —
Dann hab' ich mir dies Lied gemacht!

Die gleiche Fabrikationsmarke tragen auch die übrigen Gedichte, in denen das ewige Meer mit seinen Wogen, den Perlen auf seinem Grunde u. s. w. more solito besungen wird. Am ansprechendsten ist das auf einer wahren Begebenheit beruhende Gedicht: „O Mutter, Mutter lieb", die Erzählung von dem Tode eines zu Weihnachten auf seine heimatliche Insel zurückkehrenden Knaben, welcher bei starkem Nebel von dem Fährboot statt am Inselstrand auf einer Sandbank ausgesetzt und dort von der steigenden Flut ereilt wird. Die den Meeresliedern unter der Ueberschrift: „Rosen und Lilien" und „Innig" beigefügten rein lyrischen Gedichte sind Liedesblüten ohne Duft und Farbenglut.

Die angeblich frei aus dem Orientalischen übersetzten „Augeli-Lieder" des Agnis-Säjt (Nr. 4) enthalten zehn kurze Gedichte voll Liebesunglück, deren jedem eine Blume oder ein Baum mit einem mehr oder weniger passenden Sinnspruche vorgesetzt ist. Allein diese Blumensprache ist auch das einzige, was an den angeblichen orientalischen Ursprung dieser Lieder erinnert; in den Gedichten selbst, die mit Hafis und dem „Westöstlichen Divan" nichts gemein haben, spielen Gasbeleuchtung, Locomotivenpfiffe und Telegraphenstangen eine Hauptrolle, und zwar eine sehr unglückliche, wie das zweite Gedicht beweist:

Auf dem Bahnengeleis, wie einem Schaffot,
Lag bloß mein Hals; ha! ho! mein Gott!
Eine Sternschnuppe fiel! — Der Hoffnung Sinn!
Aufsprang ich! — Da brauste der Zug dahin. —
Was Hoffnung? — Vergeblich Mühen!
Nie, nie wird deine Lieb' erblühen!
Die Telegraphenstange da, —
Dein Galgenpfahl! Hinauf, ja! ja!
Und droben mit dem Kupferdraht
Umschnürt' ich den Hals, o fünfte That! u. s. w.

Während sonst nur von bittern und salzigen Thränen geschrieben und gesungen wird, sind die Ströme aus der „leeren Thränendrüse" des Agnis-Säjt sogar sauer, denn es heißt:

Denn wie auch Marmor hart,
Meiner Thränen Säure
Aetzt in den Stein ihr Bild, das theure!

Zu den sauern Südfrüchten gehören ferner:

*) Die große Jugend des im Kriege gebliebenen Albert Jäßing, welche dem Referenten unbekannt war, mag für das Unreife und Ueberschwengliche in den Gedichten, das eine spätere Entwickelung gewiß abgestreift hätte, Entschuldigung geben. D. Red.

Digitized by Google

5. Gedichte eines Süddeutschen von Joseph Schießl. Augsburg, Kranzfelder. 1869. Gr. 16. 18 Ngr.

Daß diese „Gedichte eines Süddeutschen" ein specifisch bairischer Particularismus durchweht, wird in der oratio pro domo des Vorworts von dem Verfasser ausdrücklich zugegeben, und dieser Particularismus tritt uns nicht blos in den den Ereignissen von 1866 gewidmeten Gedichten der ersten Abtheilung entgegen, sondern sucht sich in dem ganzen Buche, und zwar keineswegs immer in maß- und anstandsvoller Weise Luft zu machen. Denn wenn wirklich der Absicht des Verfassers, wie er behauptet, Schmähung und Agitation fern gelegen, so hätte er doch wol Gedichte, wie z. B. „Moralische Eroberer", welche mit mehrern Paragraphen des Norddeutschen Strafgesetzbuchs leicht in bedenkliche Collision gerathen könnten, lieber ungedruckt lassen sollen, und wenn er den Nordbund als „nordischen Pferch", seine Einheit als „Einheit des Drucks" bezeichnet, wenn er seinen königlich bairischen Particularismus jenem gefährlichten Particularismus entgegenstellt, „welcher den deutschen Einheitsgedanken blos für seine Selbstsucht auszunzen und abnutzen möchte" u. s. w., und wenn er dies alles doch nur als „maßvolle Aeußerung in edler Form" angesehen wissen will, so dürfte wol nur das Publikum des „Münchener Volksblatts", die vom Verfasser lebhaft vertheidigte ultramontan-demokratische Coalition, einem solchen Selbstlobe beistimmen. Der Preußenhaß des Autors tritt überall in aufdringlicher, komischer Weise zu Tage; so lautet z. B. die Antwort auf die Frage, was während der Belagerung Sebastopols, bei der übrigens die bairische Armee sich auch keine Lorbern geholt hat, die deutschen Borussen gethan:

Sie fochten mit singender Suade
Und freuten sich stramm der Parade!

In „Des Siegers Heimweh" wird von dem Landwehrmann im böhmischen Feldzug gesagt, daß der alte Burschenschafter „nun mußte selbst mit helfen zerreißen das Vaterland" — und in dem Schlußgedicht ist dann wieder von „des Nordens Felonie" die Rede. Diese letztere Phrase findet sich in der Apotheose des „letzten deutschen Bundesfeldherrn", in der man die Worte allerdings nicht auf die Goldwage legen darf, da die Aufgabe, die Thaten oder vielmehr die That- und Rathlosigkeit des Gegners der Mainarmee zu verherrlichen, doch gar zu schwer ist und wol kaum anders als mit bewußter oder unbewußter Ironie gelöst werden kann. Außer diesen Tendenzstücken enthält das Buch noch eine Anzahl lyrischer Gedichte meist contemplativen Inhalts, hinsichtlich deren die Befürchtung des Verfassers, daß „ihr Silberblick unerkannt verglimmen möge", sehr gerechtfertigt erscheint, da ihr Lichtlein gar zu schwach leuchtet. Die größere Hälfte des Buchs besteht aus einer Reihe von Geschichtsbildern aus allen Zeiten und Ländern ohne jeden Zusammenhang, denen der Verfasser selbst Gerechtigkeit und Treue und die „specifisch süddeutsche Begeisterung für Recht, Freiheit und Selbstbestimmung der Völker im Gegensatz zu der nur Gewalt und Erfolg anerkennenden norddeutschen Geschichtsphilosophie" nachrühmt. Diese Geschichtsbilder haben nur selten einen historisch bedeutsamen Moment zum Vorwurf genommen; es sind meistens versificirte Anekdoten, historische Genrebilder, in denen jedoch häufig nicht ohne Geschick die Gestalten in eine effectvolle Beleuchtung gestellt werden und deren Colorit hin und wieder Anerkennung verdient.

Die Form dieser Gedichte ist sehr mangelhaft; sie wimmeln von überflüssigen und hinkenden Versfüßen und von falschen Reimen (z. B. „Gezeter" und „Retter", „Krebs" und „Plebs"); die Bilder sind sehr wenig ansprechend, häufig geradezu häßlich; in der Belagerung von Sebastopol heißt es von den Kriegern:

Ihre Leiber, zertretene Würmer,
Liegen erfaret um den Malakoff!

Von Provinzialismen (z. B. „die freien Huben") und von Fremdwörtern wird ein überreichlicher Gebrauch gemacht, so ist z. B. von der „smarten Bande" der „Blattform", von der „Delatorenbande" u. s. w. die Rede, und der Schluß der „Bauerndeputation" lautet:

Dort ans Meer — von Crepost zu Crepostem,
Führ' uns, Väterchen! — Immer nach Osten!
Hurrah! Gospodin Pomilu!

Eigenthümlich ist es auch, wie häufig der Verfasser die Eigennamen falsch scandirt und betont; so legt er z. B. bei „Avignon", „Abälard", „Washington" wiederholt den Ton auf die zweite Silbe, gebraucht dagegen S. 77 „Epirus" als Daktylus.

Nur wenig schmackhafter sind:

6. Singen und Sagen. Gedichte von Johannes Grasberger. Wien, Gotthard. 1869. Gr. 16. 25 Ngr.
7. Lieder von Franz Prešern. Deutsch von A. Pace. Laibach, v. Kleinmayr und Bamberg. 1869. 16. 5 Ngr.

Die unter dem Titel „Singen und Sagen" herausgegebenen Gedichte von Johannes Grasberger (Nr. 6), enthalten Balladen, lyrische Gedichte, Naturschilderungen und Denksprüche in bunter Reihenfolge. Den Balladen ist ein volksmäßiger Ton, oft ein markiger Lapidarstil eigen, der jedoch mit mancherlei Incorrectheiten und Seltsamkeit versetzt ist, sodaß dieselben nicht zur vollen Wirkung gelangen. In der Ballade: „Der Heruler Untergang", ruft der König sein Volk zum Kampfe mit den Worten:

Dies Bachsfeld, seht, im Morgenschein,
Muß heut' noch ein Schlachtanger sein! —

und die Heruler finden den Untergang, als sie in dem Wahn, auf der Flucht einen Strom erreicht zu haben, statt in das Wasser in ein Feld blühenden Flachses springen. Die Naturschilderungen sind sehr breit ausgesponnen und voll wunderlicher, oft unschöner Bilder; so wird z. B. gesagt, das Licht des Sterns

Gleicht des Wachrers Augen,
Die selbtrocken saugen
An der Armen thränenfeuchten —

welche Verse zugleich von der mangelhaften Form dieser Gedichte ein Beispiel geben. Am besten sind noch die kurzen Denksprüche; einzelne derselben könnten in Rückert's „Weisheit des Brahmanen" eine Stelle finden; z. B. „Frohsinn und Ernst", oder „Winke":

Was reine Schickung ist, ergeben trag' es;
Unwürdig Joch, mit Mannezorn zerschlag' es;
Was du als gut erkannt, mit Umsicht wag' es;
Was du als wahr erforscht, mit Freimuth sag' es;
Was du nicht weißt, mit Jüngersernst erfrag' es!



Digitized by Google

Die kleine Sammlung von 17 Liedern von Franz Preeern (Nr. 7) enthält einige hübsche Gedanken, größtentheils aber in fast ungenießbarer Form; doch trifft die Schuld allerdings anscheinend weniger den Dichter als den Uebersetzer, dessen Verse nicht nur holperig sind, sondern dessen Ausdrucksweise den Eindruck macht, als ob ihm Deutsch eine fremde Sprache sei, in der er nur mit Mühe und kaum correct sich zu verständigen vermöge. Verse, wie z. B. folgende:

Schau hat im Netz dich ein andrer gefangen,
'S wandelnde Herze, es ist nicht mehr mein;
Etwas doch macht, daß an mir du mußt hangen,
Was es ist, wissen kaum wir zwei allein! —

oder:

Wozu auch wurdest du mir gesandt,
Liebliches Kind, himmlisches Pfand!
Mir armen jungen Mägdelein,
Der unverdrichten Mutter dein? —

sind wol dem Uebersetzer zur Last zu legen, während für die Trivialitäten des Inhalts, welche auch häufig genug, z. B. in dem Lobe des Soldatenlosen vorkommen, der Dichter verantwortlich bleibt.

Etwas ansprechender, wenngleich das Niveau der Mittelmäßigkeit nur wenig überragend sind:

8. Grüße aus Tirol. Gedichte von Angelika von Hörmann. Gera, Amthor. 1869. 8. 10 Ngr.
9. Gedichte von F. Wilden. Leipzig, Matthes. 1869. 16. 5 Ngr.

Die „Grüße aus Tirol" von Angelika von Hörmann (Nr. 8) enthalten eine Reihe von Liebesliedern, von denen die meisten unbedeutend sind, einige jedoch durch anmuthige Form und den lebendigen Ausdruck eines warmen Gefühls recht ansprechend wirken; z. B. „Hattest dir das Glas gefüllt", „Schneestocken" und „Vorgefühl":

Frühmorgens ist hellrothe Glut
Dort über den Bergen gelegen;
Ich kenne das Zeichen: es ist nicht gut,
Es deutet auf Sturm und Regen.

Ich hab' an meine Liebe gedacht;
Es kam das Lieben und Sehnen
Wie helles Frühroth nach dunkler Nacht —
Und brachte mir Leid und Thränen!

Eigenthümlich ist auch die sehr unbefangene Antwort auf die Frage:

Ob ich getieft schon und gefüßt
An unbelauschter Stelle?

Zwischen diesen Liebesliedern findet sich noch eine Anzahl Naturschilderungen, welche zum Theil, z. B.: „Grasisch bei Meran" und das Festlied: „Am Berg Isel" bei Eröffnung der Brennerbahn, von poetischem Hauche durchweht sind, ohne jedoch der Erhabenheit der alpinen Natur ganz gerecht zu werden.

Die Hälfte des Bändchens der „Gedichte" von F. Wilden (Nr. 9) wird von drei Sonettenkränzen von je 15 Sonetten eingenommen, an deren Spitze jedesmal ein Sonett steht, dessen 14 Zeilen zweimal, in den Anfangs- und Schlußzeilen der folgenden 14 Sonette wiederholen. Die erste und zweite Zeile des Hauptsonetts bilden die Anfangs- und Schlußzeile des zweiten, die zweite und dritte Zeile die Anfangs- und Schlußzeile des dritten Sonetts u. s. w., bis in der Schlußzeile des letzten Sonetts die Anfangszeile des ersten wiederkehrt und die Sonettenschlange sich in den Schwanz beißt.

Der Dichter löst diese Aufgabe mit großem Geschick und überwindet die selbstgeschaffenen Schwierigkeiten mit vieler Kunst; allein es ist doch mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, das er uns bietet, und wenn er das erste Sonett als Thema bezeichnet, so sind die folgenden eben nur Variationen ohne selbständige Bedeutung. Namentlich dem ersten dieser Sonettenkränze: „Dichters Lieb und Leid", fehlt es an einer fortschreitenden Entwickelung des Grundgedankens, der in den Combinationen und Permutationen der Verszeilen beinahe erstickt, und man hat beim Lesen das Gefühl, daß der Pegasus gezwungen wird, den spanischen Tritt zu gehen. Die Ausdrucksweise ist dabei häufig unklar und geziert; so klingt z. B. die Zeile:

In dem Krystallbett (sc. des Meers) will ich Frieden machen —

doch etwas zu bergmännisch. Die Abtheilung: „Bilder der Geschichte", von denen der Dichter sagt:

Auf der Welthieroglyphen
Wunderbaren Zauberstum
Wers' ich meiner Liebesfackel
Blutig rothe Strahlen hin,
Flöge zu dem Geist des Lebens
Nun der Dichtung schönern Geist,
Wie er hell und feurig gewaltig
Mir durch Nerv und Adern kreist —

wirkt sehr ansprechend durch ihre schöne und kräftige Diction.

Noch Besseres und zwar wirklich Gutes bieten:

10. Mußestunden von Antonie Brehmer-Gaffron. Triest. 1869. 16.
11. Neuer Frühling. Brautlieder von Gustav Jahn. Zweite Auflage. Magdeburg, Heinrichshofen. 1868. Gr. 16. 22½ Ngr.

Der Titel der Gedichte von Antonie Brehmer-Gaffron: „Mußestunden" (Nr. 10), findet seine Erklärung in der Schlußstrophe des Einleitungsgedichts, in welcher die kleinen Lieder zu der Dichterin zurückkehrend (aber nicht als sogenannte Krebse) zu derselben sprechen:

Wir bleiben fest mit dir verbunden,
So lange warm dein Herze schlägt,
Und bilden deine Mußestunden,
Bis man dich einst zur Ruhe legt!

Allein die Dichterin hätte sogar nicht unbefugt „Mußestunden" schreiben können, da sie Musis amica und viele ihrer Gedichte wirkliche Musenklänge sind, welche eine dichterische Begabung unverkennbar bekunden; z. B. „Mädchenlieder": „Die Dämmerstunde sinkt hernieder", „Oh, frage nimmer du mit bangem Blicke", und S. 20:

Wenn seine dunkeln Lasten
Der Himmel ausgeweint,
Der Regenbogen lächelnd
Als Friedensgruß erscheint.

Ich hab' so viel geweinet,
Seit mir mein Glück geraubt. —
Wann wölbt ein Friedensbogen
Sich über meinem Haupt?

Digitized by Google

Auch das patriotische Lied: „An Preußen im Jahre 1866“, zeichnet sich durch dichterischen Schwung und schöne Diction aus. Daneben findet sich freilich auch eine Anzahl Gedichte, die theils nüchtern, theils etwas gesucht und schwülstig sind, z. B.: „Die Sterne“, „Unvermeidlich“, die Schilderung eines widerwärtigen Familienlebens: „Wen erhörst du?“ „Wenn ihr an Gräbern stehet, die doch nicht Gräber sind?“ Den Gedichten sind noch Uebersetzungen aus dem Italienischen und Englischen beigefügt, die jedoch zum Theil, z. B. die Manzoni'sche Ode: „Der fünfte Mai“, nur wenig gelungen sind.

Die Brautgedichte: „Neuer Frühling“, von Gustav Jahn (Nr. 11), haben bereits eine zweite Auflage erlebt, und mit Recht. Denn diese bald dem Bräutigam, bald der Braut in den Mund gelegten Gedichte bekunden in wohlthuender Weise einen frommen Sinn, ein warmes, wenn auch nicht sehr kräftiges Gefühl und eine anmuthige Formgewandtheit. Einzelne derselben, z. B. das als Vorwort dienende Gedicht: „Lenz im Winter“, „Die beiden Freundinnen“, „Der Besuch“, verdienen besonders hervorgehoben zu werden; andere sind freilich auch etwas alltäglich, zuweilen sogar unschön, z. B. die Apostrophe: „Nach der Trauung“:

O du, nicht Braut mehr, Gattin, Männin, Weib!

An diese rein lyrischen Producte schließen sich eine Anthologie und drei epische Dichtungen an:

12. Harz und Kyffhäuser in Gedichten, Schilderungen und Aufsätzen von Bürger, Goethe, Hölty, Klopstock, Rückert, Ernst Schulze, Stolberg u. a. Mit einer literarhistorischen Einleitung von Heinrich Pröhle. Berlin, Moeser. 1870. 8. 15 Ngr.
13. Drei poetische Erzählungen von G. L. Wilhelm Sigbert. Frankfurt a. M., Auffarth. 1869.
14. Kloster Arkadi auf Kreta. Gedicht von C. Hoeflin. Athen, Wilberg. 1869. Gr. 16. 6 Ngr.
15. Achtzehnhundertunddreißig. Ein Todtenlanz am Teutoburgerwalde. Leipzig, Naumann. 1869. Br. 8. 15 Ngr.

Die unter dem obigen langathmigen Titel herausgegebene Harz-Anthologie von Heinrich Pröhle (Nr. 12), als dessen schriftstellerische Domäne der Harz schon seit Jahren gilt, will die Poesie des Harzes als einen Theil der Nationalliteratur in einem engern Rahmen zur Geltung bringen. Auf den Ruhm der Vollständigkeit hat der Autor, in dessen Seele der Kritiker über den Bibliographen gesiegt, von vornherein verzichtet, und will derselbe durch eine strenge kritische Auswahl nur Vorzügliches bieten, wobei jedoch die Aufnahme von Bruchstücken, z. B. der Walpurgisnacht aus Goethe's „Faust“, ausgeschlossen bleiben soll. Allein diese selbstgegebene Regel ist bei der Compilation nicht festgehalten worden; aus Heine's „Harzreise“ wird z. B. das kleine durchaus unbedeutende Fragment über „Osterode“ gegeben, und ebenso Bruchstücke aus Andersen's Werken und O. Roquette's „Herr Heinrich“.

Einzelne der aufgenommenen Gedichte und Schilderungen in Prosa haben fast gar keinen oder doch nur einen sehr entfernten Bezug auf den Harz, z. B. die Ode auf Klopstock's Geburt vom Grafen Friedrich Leopold Stolberg, in welcher sich eine Harzreminiscenz nur in der Erwähnung der Bode findet. Ebenso paßt der Excurs von Kohl „Ueber unsere Freude an Bergen und Thälern“ auf jedes andere Gebirge gerade so gut wie auf den Harz. Neues oder bisher nur wenig Bekanntes bringt diese Anthologie nur in sehr beschränktem Umfange; von den eigenen Gedichten des Herausgebers sind die meisten schon in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt gewesen; die neu hinzugefügte Sage von dem „Hakelberger“, dem „wilden Jäger“, ist eine Ballade in ansprechendem Volkston. Die literarhistorische Einleitung bringt einige interessante Notizen, namentlich über die Bearbeitung der Sage von der „Walpurgisnacht“ durch die pseudonymen Anchorano Strupiato Cantatelli und Berlindo.

Von den „Drei poetischen Erzählungen“ von Wilhelm Sigbert (Nr. 13) verdient die erste, die in fließenden Hexametern geschriebene Erläuterung des Spruchs: „Wo Barthel Most holt“, den Vorzug. Die Schilderung der Götter im Exil, des in der Nähe eines Klosters angesiedelten Dionysos mit seinem Gefolge von Satyrn, Faunen und Bacchantinnen, denen sich der Klosterbruder Barthel zugesellt, ist ganz behaglich und voll frischen Humors. Der tiefern Bedeutung dieser Sage, der Beziehungen des Mittelalters zu der lebensfrohen Sinnlichkeit des Alterthums geschieht keine Erwähnung.

Die beiden andern Erzählungen in gereimten Jamben: „Die neue Eva“ und „Der Student von Helmstedt“, enthalten nur ein unbedeutendes Genrebildchen und eine phantastische Episode aus dem Dreißigjährigen Kriege mit einer sehr ausführlichen Schilderung einer Hexen-Brockenfahrt. Als Probe führen wir die Moral der zweiten Erzählung an:

Stark ist der Tod, doch will das Leben
Sich seiner Rechte nicht begeben,
Und stark ist Liebe wie der Tod
Und überwindet Angst und Noth, —
So sagt der weise Salomo,
Der selber war des Lebens froh,
Und der mit hellem Jubelklang
Das hohe Lied der Liebe sang,
Und spät nach ihrem Vollgenuß
Erst sprach in seinem Ueberdruß,
Daß eitel sei das ganze Leben,
Das seine Fülle ihm gegeben!

Das kleine Epos: „Kloster Arkadi auf Kreta“, von C. Hoeflin (Nr. 14), dessen Erlös zu Gunsten der kretenser Flüchtlinge bestimmt ist, hat eine Episode aus dem letzten Aufstande in Kreta zum Gegenstande, indem es schildert, wie die Vertheidiger des Klosters Arkadi sich nach der Einnahme desselben durch die türkische Armee mit den eingedrungenen Siegern in die Luft sprengen. In dieser Schilderung ist die Erzählung von dem an der Spitze der Armanten fechtenden Renegaten Achmet eingeflochten, welcher seine Jugendgeliebte Irene in diesem Kloster wiederfindet und, nach vergeblichen Versuchen ihr Herz zu erweichen, schließlich von ihrer Hand erstochen wird. Das kleine Epos, eine schwache Nachahmung von Byron's „Belagerung von Korinth“, hat einzelne gelungene Stellen, im ganzen aber etwas Unreifes; die Diction ist zuweilen sehr hölzern, z. B.:

Dort weiden Rosse — Pioniere
Die Zelte richten — Offiziere
Vertheilen Posten rings. — Es pflanzen
Auf rasch nur halb erbauten Schanzen

Digitized by Google

Nach dem Befehl der Offiziere
Die Feuerschlünde Kanoniere.

Die pathetische Prophezeiung des Vorworts, daß nur unter den Trümmern Kretas die Revolution begraben werden könnte, hatte schon vor dem Erscheinen des Buchs ein Dementi erhalten.

Der anonyme Verfasser des den Manen von August von Harthausen-Büdendorff, zu Paderborn gewidmeten Todtentanzes am Teutoburgerwald: „Achtzehnhundertunddreißig" (Nr. 15), hat sich die Aufgabe gestellt, in sechs Gesängen in Hexametern paderborner Reminiscenzen aus dem Jahre der Julirevolution aufzufrischen, und

Zu entfalten uns nun die Fülle des stattlichen Unsinns,
Welchen die Vader gesehn, fürwahr höchst stattlichen Unsinn,
Theils dem Boden entflammt, dem festen Natur- und Geschichtsgrund,
Theils von loserer Art und mehr moderner Entstehung,
Größtentheils jedoch von beiden ein lieblicher Mischmosch!

Bei Heine, Börne und Obilon Barrot werden die Schatten jener Zeit heraufbeschworen und zum Theil unter Pseudonymen, die jedoch für den Localkundigen ebenso durchsichtig sind wie die Anonymität des „rothen" Verfassers (M.), zum Theil unter ihrem wirklichen Namen porträtirt, auch wol häufig carikirt. Trink- und Balgeschichten von rein localem und persönlichem Interesse bilden den Hauptinhalt, der mit wenig Witz und viel Behagen erzählt wird und häufig geradezu in Klatsch ausartet. Daneben finden sich aber auch recht humoristische Schilderungen, z. B. die Proben der paderbornschen Mundart, der Exkurs über das Culturwort „eben" u. a., sowie kleine amusante Genrebilder, z. B. „Der antikatholische Hauptfalarien-Kassenrendant", der „Doctor Bode" u. s. w.

Von etwas allgemeinerm Interesse ist der fünfte Gesang, in welchem in dem Tone und von dem Standpunkte des „Kleinen Reactionärs" gegen die Verjüdelung des christlich-germanischen Staats, gegen Synodalverfassung und Grundsteuer, gegen Aufhebung der Wuchergesetze und der Schuldhaft, gegen Gewerbefreiheit und die neue Maß- und Gewichtsordnung polemisirt wird. Die volle Schale des Zorns aber entladet sich über Constitutionalismus und Liberalismus und den hiervon angeblich gesäuerten Reichstag:

Wird vom Reichstag nicht, dem breit grundlagig gewählten,
Wo um die Wette man läuft alliirts im Liberalismus,
Centralistisch erdrückt der alte geschichtliche Plunder
Und beseitigt zugleich die rückwärts wirkende Schraube,
Dran so redlich sich mühn die alten befestigten Herren?
Wird zu verkürzen die Zeit der langanhaltenden Sitzung,
Alle Jahr am Gesetz und am magenverirrenden Budget
Nicht so tapfer gewirkt, daß gleich dem Krebse der Staat auch
Jährlich wechselt das Kleid, und zugleich mit dem Kleide den Magen,
Vorbehaltlich des auch demnächst zu wechselnden Hauptes?
Liegt in ihm nicht der Keim des souveränen Congresses,
Der nothwendig dereinst die Republik muß gebären,
Drin dann Preußen zergeht, wie Butter zergeht in der Pfanne,
Wenn die edle Partei der Fortschrittsnationalen
Nur zu warten versteht und Ueberstürzung vermeidet?
Und sind trefflich nicht dort die deutschen Stämme vertreten
Durch viel Männer semitischen Bluts, ansehnliche Männer
Mit schwarzglänzendem Haar und intelligenter Benasung?

Wir finden hier also eine in Hexameter gesetzte Expectoration der Herren von Prudelwitz und Strudelwitz, und wird auch in der Weise der letztern die Sprache behandelt und zuweilen mißhandelt. Der Verfasser, der mit dem stolzen Wort: „Anch' io sono pittore" sein Epopöe schließt, rühmt sich:

Frisch drum fließt mir der Vers, und die Form gehorcht dem Gedanken,
Zwingend zum Rhythmus sogar culturbarbarische Phrasen,
Jenen jeglicher Art, Städten, Jonen und Zen
Nicht zu vergessen das Jt von Hydrantik, Mechanik und Nantik,
Und von der Intelligenz die vielen endlichen Enten,
Neben den Alen und Ellen und Alen aus vielerlei Jemen,
Daß in der Höflichkeit sie dienen der Fülle des Schönen!

Allein die Hexameter, in die diese culturbarbarischen Worte, wie Exterritorialität, Constitutionalismus u. s. w. hineingezwängt werden, lesen sich auch holperig genug, und mancher Holzklopfstock muß als Daktylus gelten, mancher Hexameter sogar auf fünf Füßen einherhinken (z. B. „Schwarzenberg sagt, man hat Brummel zum Muster genommen"). Als Curiosum mag noch erwähnt werden,

. . . wie Franz Gehten, Horaz verdeutschend, odi profanum
Vulgus et arceo also in Vers und in Reim bringt:
Ich has' all die Canalge und halte sie weit mir vom Balge,
Was sehr kräftig klingt im paderbornischen Hochdeutsch!

War nun schon dieser Todtentanz eine ziemlich seltsame Frucht, so erscheint sie doch noch bei weitem nicht so „wunderlich absonderlich" wie

16. Lieder eines Patreyka. (Dreißigjähriger.) Hamburg, Grüning. 1869. 8. 15 Ngr.
17. Erläuterungen zu den Liedern eines Patreyka. Hamburg, Grüning. 1870. 8. 10 Ngr.

Wenn der Verfasser der „Lieder eines Patreyka" (Nr. 16) es erforderlich gefunden hat, den „schönen romantischen Liedern, gedruckt in diesem Jahr" „Erläuterungen" (Nr. 17) nachzusenden, so hat ihn dazu wol die Wahrnehmung veranlaßt, daß dieselben dem common sense der Leser größtentheils unverständlich geblieben sind. Allein dieses Los theilen nicht minder die Erläuterungen selbst; auch sie wecken häufig die Vermuthung, daß der Verfasser „in fremden Zungen" rede, und gar mancher möchte in Erinnerung an die Deutung des Pfingstwunders auch von dem Patreyka annehmen, er sei „des süßen Weines voll" und habe diese Lieder und Erläuterungen in jenem Weinrausche geschrieben, von dem er selbst sagt, daß derselbe „als Mittel zum Innewerden der Bedeutung des Augenblicks fürs Ganze an jeder Wendung des Lebens in besonders feierlicher Weise durch die Sitte vorgeschrieben sein sollte, und theilweise ja auch wirklich schon vorgeschrieben wird"!

Freilich trifft jeden Zweifler an der Vorzüglichkeit dieser Lieder sofort das Anathema des Autors, der in seiner Unfehlbarkeit erklärt, wenn man aus dieser Unverständlichkeit einen Mangel der Lieder demonstriren wolle, so „heiße das die Ilias tadeln, weil sie, im Urtext vorgelesen, auf unsere Waschweiber keinen Eindruck machen würde". Schon der Titel ist wol für die meisten Leser ein Räthselwort, welches die Erläuterungen in folgender Weise erklären: „Das Wort »Patreyka« bedeutet in der

Digitized by Google

buddhistischen Terminologie, einen Menschen, welcher, nicht im Zusammenhang der auf die Welterlösung abzielenden göttlichen Einrichtungen stehend, auf eigene Faust ein befriedigendes, eigenthümliches Arrangement seiner Beziehungen zu Himmel und Erde erlangt. . . . Er ist der Stifter einer Kirche, die mit ihm ausstirbt."

Dieser neue hamburger Patrokla, welcher, aus seiner Anonymität heraustretend, sich am Ende der Erläuterungen Johannes Wedde unterzeichnet, bringt nun ein Bändchen Lieder, von deren überwiegender Mehrzahl er nicht „umhin kann zu meinen, ein Leser, der sie wirklich verstehe, ohne unter den linken Rippen warm zu werden, habe in Beziehung auf seine Ohren bedenkliche Aehnlichkeit mit einem gewissen durchgefallenen Recensenten und Herrscher aus Phrygien".

Einige Proben aus diesen Liedern, welche der Verfasser als „das volle und reine Echo seiner befriedigten Geistesstimmung" bezeichnet, sind am besten geeignet, diese Selbstkritik zu illustriren. In der im Local der altdeutschen Wasserhölle Oeclgunni spielenden Scene Friaware spricht die Verdammte „unhörbar jedem Ohr für sich mit Donnerstimme":

Auch Nachtigallen sind den Mücken Enten;
Der Witz ist allbekannt;
Haus Quast mag singen, Peter Pump wird heulen!
Die Welt ist so bewandt!
Nun 'mal: Haut-goût für die blasirte Narre,
Compat von Seelentausch, Mustard aus Wuth und Zorne!
— — — — — — — — — — —
Sie streckt den Hals und schreit: „Herren, nicht blöde,
Ihr Schlangen, voici moi!" Es hallt die Hällenöde!

In dem Lied: „An eine Jungfrau", welches nach den Erläuterungen kein Liebeslied, sondern nur „ein rein und voll empfundener Dank gegen eine der herrlichsten Mädchenblüten Hamburgs" sein soll, lautet Strophe 9:

Karge mit dem Gnadenschatze,
Härte schimpft die Jungfrau nicht:
Schön genügt sie ihrem Platze
Als ein markoerzehrend Licht,
Des gemeinen Säbelmahe
Goldnen Strahls die Brust durchsticht,
Dran verbluten mag die Fratze,
Wenn der Wunsch nicht eher bricht!

In den Apostrophen an Victor Scheffel, K. Simrock und R. Rothe wendet sich der Autor mit folgenden Worten zu dem einen (Victor Scheffel):

Gestatte laß mich fein bei deinem Banner,
Kein Klinsar zwar und weiser Geisterbanner,
Kein Sanct Brandan, Atalonang, nach eh'r ein Nasian —

zu dem andern (K. Simrock):

An jener Brüder Seite tritt uns entgegen, Seliger,
Und stärke uns, vor Jalab zu stehen und vor Withelm.
Wo jedes Haders Mißlaut verhallt in Bragi's Harfe,
Wo Hagen frah verwundert der jüngeren Weisheit zuhorcht,
Wo Benele, der milde führt Müllenhaff zu Pferdern,
Wo Holtzmann und Lachmann die Hände lachend schütteln:
Der alte Konrad selbst verlöhnte diese Kämpfer! —

und zu dem dritten (R. Rothe):

Dach hoch ob der Sterbenweis, dem Taggeraät entnommen,
Standst du auf granitenem Thurm, vom Morgenstrahl beflammen!

Die Schlußstrophe des für die Manchesterschule bestimmten Hymnus „An die Smithiten", d. h. die Anhänger Adam Smith's, lautet:

Drum Prolete, wenn dich hungert,
Wenn dein Bauch nach Futter lungert,
So crepir' frisch, fromm, frah, frank!
'S ist ja nur ein Uebergang:
O großer alter Adam!

Ein Nonplusultra bringt das „den Biedermännern" gewidmete Gedicht; dasselbe bietet eine solche überschwengliche Fülle von kräftigen, saftigen Schimpfreden, daß ein Dutzend der mundfertigsten Fischweiber kaum etwas Aehnliches leisten könnten. Wenn die den Kritikern im allgemeinen bestimmte Strophe lautet:

Du Rasselbande
Zu Deutschlands Schande
Der Tagesmeinung gewattig,
Baumgeisthums Blüten!
Wie drollig wühlen
Müßt ihr, weil ein wenig schelt' ich!
Gespitzt die Feder!
Es zeit vom Leder!
Heran mit dem blechernen Sturmzeug!
Kasperles, klappert!
Parnassisch plappert!
Gib mir ein Schauspiel, o Wurmzeug! —

und wenn in den „Erläuterungen" im speciellen die Kritik der „Blätter für literarische Unterhaltung" als „reiner Schwefelwasserstoff" bezeichnet wird, so muß es uns der Autor schon verzeihen, wenn wir in diesen Gedichten, die nach dem Grundsatze: „Naturalia non sunt turpia", bis zum geradezu Obscönen (z. B. S. 46) und Gemeinen (z. B. S. 54) sich versteigen, auch nicht überall „Rosenöl und Moschus" zu riechen vermeinen. Allein ebenso wenig soll verschwiegen werden, daß unter all dem Wust und tollem Zeug sich eine Menge recht witziger geistreicher Einfälle, pikanter Wendungen und bedeutender Gedanken vorfinden. Dieses Lob verdienen der Hymnus an die „Noth", und namentlich die polemischen Gedichte: das Pasquill auf die Nationalliberalen, die „Kämmerlinge der Königin Germania" (abgesehen von dem obscönen Schlusse), die humoristische Schilderung der bairischen Patrioten, der „maulenden Schmollanten", die sich die Geschichte anders gedacht, und denen Klio 'nen Querstrich gemacht (S. 48):

Einstweilen aber sitzen wir hier
Und gehn nicht vom Flecke und trinken den Bier!

Ebenso die Charakteristik der Lassalleaner und ihrer Matadore (S. 50):

Ein rauchend Weib und ein verlaffner Junker,
Das sind die wahren Führer dieser Schar!

Dahin gehört auch das Xenion an die Materialisten, mit der Schlußstrophe (S. 57):

Langt zu! Es lohnt euer Thun
Leviathan-Mayonnaise,
Porrwein und Stilton-Käse
On doomsday dinner in the afternoon —

von welcher es in den „Erläuterungen" (S. 30) heißt, „daß diese Einladung doch nur für den Bitterkeit enthalten könne, der am chronischen Magenkatarrh leide". Von der „scherzliebenden" Klio wird David Strauß zugerufen (S. 30):

Laß! Sie ist ein Mädchen!
Ihre Spinnesädchen
Mußt du gönnen ihr!
Reißt du raus die Dinger,
Schlägt sie auf die Finger
Mit dem Sticken dir!

Digitized by Google

Dies sind aber doch nur vereinzelte Goldkörner in dem Sande und Gerölle, welches der trübe schäumende Strom dieser Patreyka-Dichtung mit sich führt. Bei der großen Mehrzahl der Gedichte und den im anmaßendsten Tone der Selbstüberhebung geschriebenen philosophischen Excursen der „Erläuterungen" möchte man mit dem Cardinal von Este fragen:

Wo des Himmels, Meister Ludwig,
Habt ihr all das tolle Zeug
Aufgegabelt?

Sie gleichen meistentheils den Räthseln, und zwar auch darin, daß sie jedes Interesse verlieren, sobald man die Lösung gefunden. Der Autor mag sich mit der Erwägung trösten, daß in ferner Zukunft

Kommen die Deutschen einst wieder zu Sinnen,
Jetzt sind vernünftig ein Dutzend ja kaum —

auch seine Patreyka-Lieder werden besser gewürdigt werden; jeder Leser der Jetztzeit, natürlich mit Ausnahme des einen Dutzend der Vernünftigen, wird sie mit Kopfschütteln aus der Hand legen, und den „Erläuterungen" nur in dem Ausrufe beistimmen: „Unser Herrgott hat doch wunderliche Heilige unter seinen Kostgängern!"

**E. Herfurth.**

---

## Politische Broschüren von 1870.

1. Vertrauliche Briefe aus dem Zollparlament (1868, 1869, 1870). Von Ludwig Bamberger. Breslau, Günther. 1870. 8. 20 Ngr.

Seitdem Ludwig Bamberger am 29. Mai 1870 die vorliegende Ausgabe seiner Zollparlamentsbriefe Arnold Ruge dedicirt hat, ist im schnellen Fortschritte der Zeitereignisse der große politische Zweck des Zollparlaments, den auch Bamberger vertritt, in geschichtliche Erfüllung gegangen. Wir haben durch die versailler Verträge endlich ein geeinigtes Deutschland, statt des norddeutschen einen gesammtdeutschen Bund mit einheitlicher Spitze; wir haben endlich ein protestantisches, ein preußisches, ein echt deutsches Kaiserthum, das weder römisch noch österreichisch ist. Die Philosophie der deutschen und der preußischen Staatsgeschichte ist zur Wirklichkeit geworden, und diejenige selbständige Constituirung eines nationalgermanischen Reichs, die von der fürstlichen Reichsopposition seit 350 Jahren so oft und immer vergeblich angestrebt worden, sie ist, auf einem weiten Umwege zwar über die entlegensten norbdstlichen Reichsmarken, aber doch offenbar nach einem für Jahrhunderte angelegten weisen Plane, nun vollendet. Was einst durch die Entsagung eines Kurfürsten, Friedrich des Weisen von Sachsen, verfehlt blieb, was der Schmalkaldische Krieg und das Fürstenbündniß unter Kurfürst Moritz von Sachsen, was im Dreißigjährigen Kriege die Bundeshülfe eines fremdländischen königlichen Helden und die diplomatische Tapferkeit eines Bernhard von Weimar nicht erreichen konnten, was ein bairischer Kaiser Karl VII.*) nur für wenige Jahre und nur zum Scheine zu repräsentiren versuchte — das hat der December 1870 erfüllt. Wenngleich im vollen Gegensatze zu der staatlichen Entwickelung, die wir in den vielfach einseitigen Centralisationsprocessen von England, Frankreich, Spanien und Italien vor uns sehen, hat nun die germanische Nation dennoch, und zwar entsprechend dem humanistischen Rechtsbewußtsein und föderativen Charakter ihrer historischen Vergangenheit, sich ebenfalls zu einem Staate, zu einem einheitlichen Reiche constituirt.

Für diese Gipfelung und Vollendung unsers nationalen Staatsbaues ist das berliner Zollparlament insofern von entscheidender Wichtigkeit gewesen, als es neben der partikularen Nationalrepräsentation des norddeutschen Reichstags über die Zwischenzeit von 1866—70 die Form einer Vertretung der deutschen Gesammtinteressen erhalten und weiter fortgebildet hat. Von dem bisherigen norddeutschen Reichstage zu einem zu erwartenden allgemein deutschen Reichstage bildete das provisorische Zollparlament die „Mainbrücke", mit welchem Namen die Partei in demselben bezeichnet wurde, welcher Bamberger in den drei Sessionen der Vertretung des Zollvereins angehörte. Bamberger ist Süddeutscher, hessen-darmstädtischer Unterthan, war 1848 compromittirt, lebte darauf funfzehn Jahre als Flüchtling in Paris, kehrte 1866 nach Deutschland zurück und gibt in diesen seinen freimüthigen Bekenntnissen ein Document von einer solchen Verhältnissen entsprechenden politischen Charakterentwickelung, das einem jeden Patrioten, der aufrichtig eine Ausgleichung der Differenzen von Nord- und Süddeutschland wünscht, von bleibendem Interesse sein muß. Während andere Zeitbroschüren durch die schnell fortgeschrittenen Ereignisse in den Hintergrund gedrängt sind, gehört diese zu denjenigen, deren Werth dadurch erhöht ist.

2. Die Schattenseite des Norddeutschen Bundes vom preußischen Standpunkte betrachtet. Eine staatswissenschaftliche Skizze von Konstantin Frantz. Berlin, Stilke und van Muyden. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

In seiner gerade jetzt sehr lesenswerthen Schrift: „Preußens deutsche Politik: die Dreifürstenbünde von 1785, 1806 und 1849" (Berlin 1850 und wiederholt aufgelegt), sagte Professor Adolf Schmidt:

Friedrich der Große bewecte durch den Fürstenbund keine Vergrößerung Preußens auf Kosten Deutschlands, keine Verdrängung der Fürsten aus ihren angestammten Ländern. Der Bund selbst schnitt jeden Weg gewaltthätiger Aneignung, jede Aussicht auf Eroberung für die Dauer ab, denn er verbürgte vielmehr jedem Staate seinen dermaligen Bestystand und hielt nur das Recht der Haus-, Familien- und Successionsverträge aufrecht. Und eben deshalb sand das Dreifürstenbündniß in dem specifischen Preußenthum seinen entschiedensten und erbittertsten Gegner.

Die vorliegende berliner Broschüre, welche die Schattenseiten des 1866 realisirten norddeutschen Fürstenbundes beleuchtet, nimmt nicht diesen Standpunkt eines verdächtigten specifischen Preußenthums von 1785 ein. Im

*) Gewählt 1742 am 24. Januar, dem Geburtstage Friedrich's des Großen.

Digitized by Google

Gegentheile vertheidigt der Verfasser die gewissenhafte und rechtliche deutsche Politik Friedrich's des Großen aus demselben Gesichtspunkte, den Professor Adolf Schmidt an ihr hervorhebt. Konstantin Frantz hat seine Broschüre vor dem Kriege veröffentlicht, und die seitdem eingetretenen Ereignisse haben ihm insofern recht gegeben, als sie ja über das unvollkommene Provisorium des Norddeutschen Bundes zu neuen vollkommenern Verhältnissen bereits hinausgedrängt haben. Im übrigen scheint die sophistisch klügelnde und mäkelnde Haltung des Verfassers in einer ängstlichen Vorsicht ihren Grund zu finden, die im Hinblick auf die vieljährigen Mißerfolge der deutschen Politik Preußens allerdings ihre zeitweilige Rechtfertigung in der Uebergangszeit von 1866—70 gehabt hat. Darum betrachtet der Verfasser den „deutschen Beruf" Preußens mit Besorglichkeit, zählt sich nicht zur „Kaiserpartei" und setzt einem preußisch-deutschen Kaiserthume logische Bedenken entgegen, die vor der Consequenz der Thatsachen seitdem freilich in sich verfallen sind. Seine hypochondrische Sorge, ob Preußen nach Auflösung des ehemaligen Deutschen Bundes sich noch auf die gesammte Congreßacte und die Garantien der europäischen Verträge von 1815 werde berufen können, kann in der unter der folgenden Nummer von uns aufzuführenden Veröffentlichung eine wenigstens theilweise Beruhigung finden.

3. Zur französischen Grenzregulirung. Deutsche Denkschriften aus den Verhandlungen des zweiten Pariser Friedens. Berlin, Vahrig. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Die deutschen Heere, wenn sie Elsaß und Lothringen dem deutschen Reiche wieder vereinigen wollen, erkämpfen das, was die hervorragendsten preußischen Diplomaten vor fünfundfunfzig Jahren verlangt haben. Der erste Pariser Friede ließ Frankreich in den Grenzen von 1792. Als der Weltfriede dann aber durch die unerwartete Rückkehr Napoleon's von Elba und die hundert Tage seiner nochmaligen Herrschaft wiederum unterbrochen gewesen war, bewirkte die Wahrnehmung der ungenügenden Sicherheit Deutschlands sowie der andern Nachbarländer Frankreichs, daß bei dem zweiten Pariser Frieden von den preußischen Staatsmännern die seit 1552 dem Reiche verloren gegangenen Grenzländer mit Nachdruck reclamirt wurden. Oesterreich schien anfangs dasselbe Ziel ins Auge zu fassen, wandte sich dann aber von demselben ab, als der Plan, aus Elsaß und Lothringen eine österreichische Secundogenitur zu schaffen, mißlungen war. Die Denkschriften, in welchen Wilhelm von Humboldt, General von Knesebeck, Fürst Hardenberg und Freiherr von Stein im August 1815 das Interesse der deutschen Sache vertreten haben, sind hier, soweit sie schon der Oeffentlichkeit angehören, zusammengestellt.

4. R. Schramm's Kriegsbroschüren: I. Die europäische Diplomatie, die deutsche Volksvertretung und die allgemeine Entwaffnung. Leipzig, O. Wigand. 1870. 8. 5 Ngr.

Auch Rudolf Schramm ist, wie Ludwig Bamberger, ein Compromittirter von 1848. Er hatte fünfzehn Jahre im Auslande, meist in England gelebt, und kehrte dann 1863 nach Berlin zurück, woselbst er sich alsbald gedrängt fühlte, in einer Broschüre: „Die rothe Fahne von 1848 und die schwarzweiße Fahne von 1863" (Berlin, Walter), sein Glaubensbekenntniß abzulegen. Er sagt dort unter anderm:

„Als geborener Rheinländer bin ich in meiner Jugend, wie faſt alle meine Landsleute, die ich damals kannte, ſtark mit rheiniſcher Stammthümlichkeit behaftet geweſen, die ſich gegen das Aufgehen in Preußen ſperrte; es war ein völlig werthloſes Gefühl, denn was hatten wir von der ſogenannten preußiſchen Zeit unter dem Krummſtabe? Aber dieſes Gefühl lag wie ein kalter Nebel auf dem Herzen; jetzt iſt derſelbe allmählich geſchwunden u. ſ. w.

Schramm erklärte ſein achtundvierziger Demagogenthum für ſein politiſches Fuchsemeſter, perhorreſcirte ſowol die Feudal- als die Fortſchrittspartei und hoffte auf die Bildung einer dritten neuen Partei. Die glücklich heranwachſende äußere Politik Preußens, die vorwiegenden öffentlichen Intereſſen und Anſichten mit ſich fortreißend, hat eine ſolche in der Geſammtheit der preußiſch-deutſchen Nation, ſoweit dieſelbe mit der Gegenwart vorwärts leben will, in der That ſeit 1864 herangebildet.

Die vorliegende neue Broſchüre iſt Mitte Auguſt 1870 verfaßt und gehört in die ganz unentbehrliche Claſſe jener Publiciſtik, die man als die „rührende" bezeichnen ſollte, d. h. als diejenige, der es in Zeiten, wo neue Aufklärungen verlangt, aber doch nicht direct ermöglicht werden, zunächſt nur darauf ankommt, Thatſachen, Anſichten, Parteirichtungen, Hoffnungen, Wünſche und Beſitzrechtungen durcheinander zu rühren, zu ſchütteln und zu rütteln, um ſo zum allerwenigſten auf Sachen, um die es ſich handelt, aufmerkſam zu machen und der Leſer Selbſtdenken anzuregen. Die Publiciſtik dieſer Art muß oft das Gegentheil von dem ſagen, was ſie meint, und führt bisweilen Gründe an, die das Entgegengeſetzte von dem beweiſen, was der Autor zu demonſtriren ſcheint. Aber wenn nur überhaupt Facta und Motive recht frappant hingeſtellt ſind, ſo wird der ſelbſtändige Denker um ſo mehr eigenthümliche Gedanken dabei haben, je weniger die Rührbroſchüre ſelbſt eine abſolut logiſche Anordnung und aufrichtige Aufklärung offenbaren kann. Darum wollen wir über manche Fragwürdigkeiten in dieſer Darſtellung, z. B. den Hardenberg und W. von Humboldt gemachten Vorwurf, nicht rechten, aber z. B. die Bemerkung notiren: „Nicht der erſte Napoleon, ſondern der Bourbone Ludwig XIV. hat der franzöſiſchen Nation den Stachel eingepflanzt, der ſie ruhelos zu immer tieferm Vordringen in deutſches Land anſpornt." Nicht nur dem großen Publikum, auch Diplomaten von Fach iſt die Lektüre dieſes keck anregenden Raiſonnements zu empfehlen. Daß der Verfaſſer in der Hauptſache einen recht klaren Begriff von der Tragweite der Ereigniſſe damals bereits gehabt hat, geht allein aus folgender Stelle ſeiner Einleitung ſchon hervor:

Dieſe kleine Schrift und diejenigen, die ihr unter gleichem Geſammttitel folgen werden, ſollen die neuen Ordnungen Deutſchlands und Europas ins Auge faſſen, welche nach dereinſtem Kriege nothwendig werden, vor deren Hauptprincipien eines darin beſtehen wird, auf Koſten des jetzigen franzöſiſchen Staates ſämmtliche angrenzende deutſche und nicht deutſche Staaten ſo zu verſtärken, daß ſie fortan mehr in eigener Kraft als in Verbriefungen der europäiſchen Diplomatie die Sicherſtellung ihres Beſtandes und ihrer Unabhängigkeit finden,



Digitized by Google

während die innewohnende Gewalt der Dinge von selbst bewirkt, daß das eigentlich politische Geschäft der Führerrolle des gesammten westlichen Europa auf die demnächst unter den Hohenzollern und den Reichsfürsten neu zu organisirende deutsche Nation übergeht.

5. Deutsche Antwort auf welsche Projecte. Ein nach authentischen Quellen entworfenes Promemoria über das germanische Problem und über das, was noch zu thun erübrigt. Dritte vervollständigte und commentirte Auflage. — A. u. d. T.: Enthüllungen über die Palastrevolution im Vatican und den Feldzugsplan der Jesuiten gegen Deutschlands Neugestaltung. Von Georg Köberle. Stuttgart, Vogler und Beinhauer. 1870. 8. 15 Ngr.

Der Inhalt dieser Schrift ist nicht so haarsträubend, als der Titel vielleicht erwarten läßt. Georg Köberle, Sohn einer katholischen Bürgerfamilie in Augsburg, hatte das Glück gehabt, als junger Mensch zur Vollendung seiner Schulbildung in den Jahren 1838 und 1839 in das „Deutsche Colleg" der Jesuiten, in der Casa professa zu Rom, aufgenommen zu werden. Als er aber nach abgelaufenem Provisorium sich zur Aufnahme in den Jesuitenorden entscheiden sollte, konnte er sich zu dem nöthigen Ende nicht entschließen, verlangte Entlassung, wurde in allen Gnaden verabschiedet und setzte in Deutschland seine Studien fort. Die Aufzeichnung seiner Erlebnisse in Rom hat er später 1845 in den „Grenzboten" und 1846 in einem Separatabdruck veröffentlicht. Georg Köberle selbst vergleicht diese Schrift mit Eugen Sue's bekannten Angriffen gegen die Jesuiten in seinem Romane „Der ewige Jude"; doch müssen wir ganz ehrlich gestehen, daß in uns selbst die von Köberle gemachte Schilderung einen so gar großen Abscheu vor einem derartigen Wohlthätigkeitsinstitute kaum hat erwecken können. Wir möchten sogar annehmen, daß die dadurch weiter verbreitete Kenntnißnahme von der Existenz und Tendenz einer solchen Anstalt derselben an sich nur förderlich gewesen ist. Was im allgemeinen die zum Theil theatralischen Ceremonien des Katholicismus betrifft, so können dieselben auch einem sehr aufrichtigen Protestanten möglicherweise nicht ganz so leer und bedeutungslos erscheinen, als ein großer Theil der entgegengesetzten öffentlichen Meinung vielleicht vorauszusetzen pflegt. Könnte man doch sagen, daß gerade mit seinen vielgescholtenen Aeußerlichkeiten der Katholicismus so recht eigentlich eine „sichtbare Kirche" ist; und darum schon, weil deren symbolische Gliederung und Ausschmückung ein Bild der socialen Architektur der Wirklichkeit bis in tiefste und höchste Lebensgeheimnisse darbietet, ist er gewissermaßen offenbarungsvoller als diejenige Gemeindeform, welche nur eine unsichtbare Kirche repräsentiren will. Der Blick, den diese Broschüre in Zustände der geistlichen Metropole thun läßt, ist jedenfalls allgemein interessant und anregend, und der Umstand, daß der Verfasser nicht irgendeine Bemerkung macht über etwa infolge der Eidesverweigerung erlebte Anfechtungen, gibt seiner gesammten Darstellung doch schließlich eine versöhnliche Haltung.

Zur neuen Herausgabe haben den Verfasser die gegenwärtigen Kriegsereignisse, in einer freilich etwas weit ausgeholten Ideenverbindung, veranlaßt. Er behauptet nämlich:

Die Casa professa im Palazzo al Gesù ist die Geburtsstätte des Unfehlbarkeitsdogmas, und nichts setzt die Berechtigung des deutschen Emancipationskampfes schlagender außer Zweifel als eine gründliche Kenntniß der dort heimischen Grundsätze.

Georg Köberle ist ein entschiedener Gegner der Infallibilität, und da er im übrigen sich als guter Katholik ausspricht, so gibt er mit der Tendenz seiner Schrift ein Beispiel für die in seiner Confession neu erwachenden Glaubensdifferenzen. Er sagt:

Das jüngste Dogma, die Erhebung eines gebrechlichen Menschen zum gottähnlich unfehlbaren Wesen, nöthigt unsern vor einem Vierteljahrhundert verfaßten Aufzeichnungen jetzt unwillkürlich einen Charakter auf, welchen dieselben zur Zeit, als wir sie niederschrieben, noch gar nicht besaßen. Damals konnte in ihnen nicht der geringste Verstoß gegen den Katholicismus gefunden oder in sie hineingelügelt werden. Jetzt stehen sie in unausgleichbarer Opposition gegen die römische Kirche. . . . Vor 25 Jahren war der Orden, dessen wissenschaftliche und Religionsbegriffe hier geschildert werden, der unerbittlinge Diener des Papstes; er galt nach für ein selbst in der katholischen Kirche nur geduldetes Extrem. . . . Jetzt hat sich durch einen Staatsstreich, der eher eines Napoleon als eines Nachfolgers Jesu würdig zu sein scheint, der Jesuitismus aus der bescheidenen Stellung des geduldeten Sühlings der päpstlichen Gewalt emporgeschwungen zur oligarchischen Beherrschung der katholischen Kirche. Der Katholicismus, somit derselbe sei seit sechzehn Jahrhunderten gelehrt und von unzählbaren Millionen geglaubt wurde, dieser Katholicismus besteht in Rom nicht mehr. An dessen Stelle trat jetzt der antikatholische Selbstvergötterungswahn, mit dem einst auch der barbarische Christenverfolger Nero decretirte: Fürder soll außer mir auf Erden keine Bernunft bestehen.

Zwischen diesem usurpatorisch infallibeln Pontificate und dem revolutionären Neu-Cäsarismus Napoleon's III. will Georg Köberle im neuesten Anhange seiner neuen Ausgabe verwandtschaftliche Beziehungen nachweisen. Er sagt mit dem Datum des 1. October 1870:

So ist denn der Tag, an welchem der Epigone des corsischen Cäsars unsere nationale Unabhängigkeit mit Afrikas entmenschten Banden und mit welschem Banditengesindel vernichten wollte, zum herrlichsten Auferstehungstage unserer nationalen Ermannung geworden. So lange ein Deutschland bestehen wird, so lange werden nach unserer spätesten Enkel die 18. Juli 1870 gedenken und von ihm den Beginn der neuen Aera datiren. Am 18. Juli trug der Telegraph die Kunde durch die Welt, daß die letzten Vermittelungsversuche der Neutralen (!) am Starrsinn des pariser Cabinets gescheitert seien und Napoleon den Krieg an Preußen officiell erklärt habe. Diese Kunde war das Signal für unsern ersten entschiedenen Sieg, denn sie verwischte wie mit einem Zauberschlage plötzlich die Meinlinie, bannte all die kleinlichen Zwistigkeiten, welche die deutschen Bruderstämme nach bis dahin paneinander getrennt hatten, und reihte die deutschen Südstaaten zu einträchtiger Abwehr des französischen Uebermuths dem deutschen Nordbund an. Aber ebenderselbe Tag brachte noch ein anderes Ereigniß, dessen unheildrohende Saat unter dem betäubenden Klange bisher wenig beachtet wurde (?), obgleich es nicht minder als Ludwig Napoleon's Angriff der einmüthigen Abwehr deutschen Männermuthes verfallen muß. Am 18. Juli errichte nämlich die Demoralisation des persönlichen Regiments, welche zu Paris in der Kriegserklärung gegen die deutschen Einigkeitsbestrebungen gipfelte, auch in Rom ihren Gipfelpunkt. Denn der 18. Juli war es, an welchem Papst Pius IX. offeriell sich an die Spitze einer kirchlichen Revolte (!) gegen die gesellschaftliche Ordnung Europas stellte, indem er das neue Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit proclamirte, durch welches implicite die Vernichtung des bisherigen Katholicismus (mit dem patriarchalischen Constitutionalismus seiner Kirchenverfassung) zu Gunsten der

Digitized by Google

fundamentalkehre der Jesuiten ausgesprochen und der Cultur des Jahrhunderts der Fehdehandschuh auf Tod und Leben hingeschleudert ist.

Wenn die politischen Consequenzen eines etwaigen universalen Revolutirungsversuchs unter der Aegide des infallibeln Pontificats jetzt schon in der Hauptsache überwunden sind, so können wir Protestanten uns beim Gefangenen von Sedan bestens bedanken. Und wenn dadurch die solchem Versuche entgegengesetzte katholische Fraction in das deutsche Einigkeitslager unter der preußischen Spitze geleitet wird, so werden wir sie aufrichtig willkommen heißen mögen, ohne sie protestantisch oder uns katholisch bekehren zu wollen.

5. Die Tendenz der Großstaatenbildung in der Gegenwart. Eine politische Studie von Karl Theodor von Inama-Sternberg. Innsbruck, Wagner. 1869. 8. 12 Ngr.

Principiell wäre die historische Universalstaatsidee auf den Katholicismus, schon diesem seinem Namen nach, zurückzuführen. Nachdem die katholische Kirche im verstoßenen Menschenalter sichtbarlich dem Particularismus der Staaten manchen Vorschub geleistet und namentlich doch im römischen Musterstaate des Pontificats selbst bis vor kurzem gegen alle Fortschritte auch der Industrie, insbesondere gegen Eisenbahnen und Telegraphen sich gesträubt hatte: ist es jetzt zu erwarten, daß die nach allgemeiner Einführung beider Erfindungen trotzdem ins Unberechenbare erweiterten Verkehrsmittel der Nationen nun gerade das praktische, weltliche Ideal der katholischen, d. h. allgemeinen Kirche, also die geistige Machtentfaltung einer einheitlich organisirten Priestercorporation über möglichst alle Nationen und Erdtheile in einem früher ungeahnten Grade, werden der Realisirbarkeit entgegenführen können. Die protestantische Kirche, die seit ihrer Emancipation sich im vollen Gegensatze dazu durch Decentralisation und Localisirung duldsam und wohlthätig zu erweisen versucht hat, wird als eigentliche Kirche und Corporation, abgesehen von den allgemein geistigen Vorzügen der protestantischen Nationen, mit jener universalistischen Tendenz vielleicht kaum zu concurriren im Stande sein. Wenn die Geschichte aus den Zeiten Kaiser Karl's V. und König Ludwig's XIV. den Gedanken eines Universalstaats behandelte, so frug es sich damals immer nur nach einem particularen Staate, der die Tendenz hatte, zum europäischen Universum seine politischen Ziele theilweise in ein Verhältniß zu setzen. Bei den Erweiterungen der Verkehrsmittel aber, die wir etwa in 100 oder schon in 50 Jahren zu erwarten haben, wird alsdann der Gedanke eines wirklichen Weltstaats, in der einen oder der andern Form, gar nicht mehr außerhalb der möglichen Berechnungen liegen. Alle Politik wird im kommenden Zeitalter in der Kosmopolitik ihre Grundlage finden. Die Broschüre des Hrn. Inama-Sternberg kommt zum Schlusse in der That auf diese Idee hinaus; obgleich wir sie als ein Erzeugniß der katholischen Wissenschaft anzusehen haben, so ist doch jede confessionelle Wendung aus ihrem Texte entfernt gehalten, und wir finden in ihrem Stile die classische elegante Einfachheit und Klarheit der modernsten philosophischen Darstellung. Auch in Betreff der politischen Principien, welcher Fortschritt nicht nur gegen die ultramontane, sondern auch gegen die orthodox protestantische Wissenschaft noch vor zehn Jahren! Gleich in der Einleitung adoptirt der Verfasser den Standpunkt der Volksabstimmung und des constitutionellen Parlamentarismus, und weiterhin sagt er:

Zwar die Verträge, welche das zerrüttete europäische Staatswesen im Jahre 1815 wieder in Ordnung bringen mußten, erschienen noch vielfach als Nachklang jener frühern bereits damals überlebten naturwidrigen Gleichgewichtstheorie, wie sie auch das Princip der Legitimität und des Absolutismus auf ihre Fahne geschrieben hatten; aber sie sind auch der Schwanengesang der Principien, und mit ihnen schließt die Periode des Absolutismus, der Legitimität und des sogenannten politischen Gleichgewichts. Sobald der europäische Staatskörper von der auf die Kriege gefolgten Abspannung sich erholt hatte und wieder in Thätigkeit überzugehen begann, zeigte sich, daß ganz andere Principien, ganz andere Kräfte wirksam wurden als im vorigen Jahrhunderte; schon bevor Frankreichs, schon Italiens Herrschaft auf dem Volkswillen, und auch streng legitimistische Regierungen wie die preußische haben das Princip des suffrage universel anerkannt und sich thatsächlich von dem Legitimitätsprincip losgesagt.

6. Die Zukunft Oesterreichs von einem deutschen Standpunkte. Leipzig, Matthes. 1869. Lex.-8. 10 Ngr.

Der Verfasser unterzeichnet Gustav B.-D. Ist er mehr Diplomat oder mehr Publicist? Als Publicist würde er kaum bedeutend sein, wenn das, was er von Projecten aufstellt, nur seine persönlichen Einfälle wären, denn ins Blaue hinein unmöglliche Projecte aufzustellen, ist keine hohe Publicistik. Als Diplomat aber könnte er allerdings groß sein, in dem Falle, daß er Vollmachten oder Handhaben zur Realisirung der aufgestellten Projecte besäße. Auf S. 41 sagt er:

Jedes Gelüste auf italienische Herrschaft ist selbstverständlich, aber auch jeder Traum von deutschem Supremat ein für allemal von Oesterreich zu verabscheiden.

Gott gebe das! so fügen wir Norddeutschen ein; und die preußische Enthaltsamkeit von allem österreichischen Gebiete im Jahre 1866 hat das wahrlich verdient.

Letzteres um so mehr, als eine Lebensfrage Oesterreichs, die positive Verstärkung seines deutschen Elements und zwar, um es offen herauszusagen, einfach durch deutsches Gebiet, nur ganz allein durch rückhaltlose Verständigung mit Preußen zu erreichen ist.

Unter solchem für Oesterreich erreichbarem Gebiete versteht der Verfasser nämlich das des bairischen Königthums. Doch ist er gnädig gegen die Erben von Wittelsbach, er will ihr Land nicht erobern oder stehlen, er will es nur austauschen und zwar gegen das Fabeland eines neuen Königreichs Polen. Eine allerdings problematische und umfangreiche Anweisung auf die Gnade des Kaisers von Rußland! Der Verfasser weiß sehr wohl, daß das Project eines Austausches für Baiern bereits im vorigen Jahrhundert von der officiellen Diplomatie Oesterreichs in Gang gebracht worden ist, und zwar 1777, und namentlich im Januar 1785, wo es sich darum handelte, dafür die österreichischen Niederlande, verbunden mit dem blendenden Titel eines Königs von Burgund, zu bieten (vgl. in Häusser's „Deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrich's des Großen", 4. Aufl., S. 173). Die dadurch drohende Störung des Gleichgewichts der deutschen Staatsverhältnisse hatte damals, 1785, die Gründung des Fürstenbundes durch Friedrich den Großen



Digitized by Google

zur Folge. Es ist natürlich, daß, wie vor hundert Jahren nach den Kriegen Friedrich's des Großen, so nach dem Kriege von 1866 Vorschläge zu Entschädigungen für die österreichischen Verluste auftauchen. Doch ist dabei nicht zu übersehen, daß der Verlust des Jahres 1866, die Einbuße der officiell diplomatischen Führerschaft Deutschlands, keine thatsächliche Machtverkleinerung ist, denn jene Führerschaft war ja nur eine titulare und imaginäre. Hr. Gustav B.-D., der übrigens von der Annahme des Kaisertitels von seiten Preußens abrät, sagt selbst:

Damit ist der Bruderkrieg (von 1866) für den Norden als der wahrste, edelste und echteste Befreiungskrieg zu achten, indem er dessen geistigem Uebergewichte und seiner wirklichen Macht und Bedeutung auch die ihnen gebührende äußere Stellung und Anerkennung verschafft und die seinen weitern Aufschwung belästigenden Hemmnisse entfernt hat. Aber auch für das ganze Deutschland verdient er diesen Namen, da er daſselbe von dem schweren Drucke einer unerspriesslichen Nebenbuhlerschaft der beiden Großmächte befreit hat, unter dem es gänzlich zu verkümmern im Begriffe war. Endlich kann ihn auch das besiegte Oesterreich als solchen — als Befreiungskrieg — begrüßen, weil es von der kostspieligen und undankbaren Aufrechterhaltung veralteter, unzeitgemäßer und geradezu verderblicher Ansprüche erlöst ist, und Zeit und Mittel gefunden, auf gesundere Bahnen einzulenken.

Mit Recht macht der Verfasser fernerhin darauf aufmerksam, wie Oesterreichs Unglück darin beruhe, daß es bisher wol geschickte Diplomaten, nicht aber eigentliche Staatsmänner gesucht habe. Die beglückendste Aufgabe aber des wahren Staatsmanns beruht in der innern Regierungskunst, in der Ausbildung der realen Ertragsfähigkeit eines Landes, für welche kaum ein anderes Reich in Europa solchen Fortschritten, als gerade Oesterreich, noch Gelegenheit bietet.

Als eine Beeinträchtigung des Deutschthums in Oesterreich feit 1866 beklagt der Verfasser den „Beust'schen Ausgleich mit Ungarn". Wir werden in nächster Nummer eine interessante Schrift ausführen, die sich in ähnlichem Sinne ausführlicher mit diesem internationalen Verhältnisse beschäftigt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Zur Schopenhauer-Literatur.

Kurz nach Schopenhauer's Heimgang im Jahre 1860 schrieben wir in einem ihm gewidmeten Nachruf (in den „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft" von Franz Brendel und R. Pohl, 11. Heft, November 1860) folgende Worte:

Ein Stern erster Größe ist mit seinem Hinschreiben erloschen — doch nein, nicht erloschen. Im Gegentheil wird er erst jetzt anfangen, Tausenden zu leuchten, wird erst jetzt sein Licht, von dem sich viele absichtlich abgewendet, und das andere noch nicht erkannt haben, in vollem Glanze strahlen und die Dunkelheit auflichten. Der gewaltige, kühne und freie Geist, der seine Schriften durchweht und kennzeichnet, wird nun erst sich Bahn brechen und zur vollen Geltung kommen.

Diese Prophezeiung ist bekanntlich längst eingetroffen, und täglich mehren sich die Zeichen, wie man es endlich erkennt, welcher Schatz von Wahrheiten in seinen Werken aufgespeichert oder verborgen liegt, und wie man sich jetzt alles Ernstes dazu anschickt, diesen Schatz zu heben. Wer würde erwarten, wenn er den Titel liest: „Beethoven" von Richard Wagner (2. Aufl., Leipzig, Fritzsche), daß ihm auch in dieser Schrift Schopenhauer begegnen würde? Und doch ist dem so. Wagner versenkt sich hier in eine tiefere Betrachtung der Musik und will dem deutschen Volke bei Gelegenheit der Jubelfeier seines größten Musikers das Wesen der göttlichen, von ihm gepflegten Kunst erschließen. Dies führt ihn auf Schopenhauer, welcher, wie ich bereits 1856 in einer in obengenannter Zeitschrift veröffentlichten Abhandlung nachgewiesen, eine ganz neue und höchst originelle Ansicht über die Musik aufgestellt und in sein System eingefügt hat. Die Klarheit, welche Wagner Schopenhauer mit Recht nachrühmt, hätte man seiner Darlegung dieser tiefsinnigen Theorie des Meisters wünschen können; denn in dieser Hinsicht gibt die sonst gediegene und tief durchdachte Schrift des Componisten Anlaß zum Tadel: auch ist zu bedauern, daß sich im weitern Verlaufe derselben gewisse Absichten entdecken lassen; indessen ist es meines Amtes nicht, über diese Schwäche des Autors zu Gericht zu sitzen, noch bin ich befugt, über den mehr technischen Theil der Schrift ein Urtheil abzugeben; niemand aber wird sie aus der Hand legen, ohne seine Anschauungen über die Musik als Kunstgattung vertieft und gehoben zu finden und ohne Beethoven's Genius in verklärterer Gestalt sich vorschweben zu sehen. Wie sehr sich Schopenhauer gefreut hätte, wäre es ihm vergönnt gewesen, bei seinen Lebzeiten seine Philosophie der Musik von einem so bedeutenden Componisten wie Richard Wagner anerkannt und verwerthet zu sehen, möge man seinen eigenen Worten entnehmen. So schrieb er mir in Bezug auf die oben erwähnte Abhandlung:

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für das mir überſandte Journalheft und noch mehr für Ihren darin enthaltenen Aufsatz, welcher mir viel Freude gemacht hat, zumal gerade dieser Theil meiner Lehre, auf die ich besondern Werth lege, bisjetzt fast gar nicht besprochen worden ist, nämlich, soviel ich weiß, blos von Noack, vor ungefähr fünf Jahren, in einer Metaphysik (habe den Titel vergessen) auf einer halben Seite, aber so concis, daß alles darin enthalten ist, — ein besonderes Kunststück. (Vgl. „Deutsches Museum", von Robert Prutz, Nr. 34, 1865, S. 276 und die Anmerkung daselbst.)

Und hieran anknüpfend sei eine andere Stelle aus seinen Briefen an mich hier angeführt:

Eine Katastrophe, bestehend im Triumph der Goethe'schen Farbenlehre, nebst meiner, kommt allmählich heran. Sie werden wissen, daß in Berlin in der Polytechnischen Gesellschaft, die Sache zur mündlichen Debatte gekommen ist, Vorlesung von Dr. Wolff pro Newtono, von Dr. Grühell dagegen und für Goethe: letztere ist gedruckt: „Charakteristik der Newton'schen Farbentheorie". . . . . Die Goethe-Lattie ist eben in höchster Catmination. Man wird die Acten revidiren und dann vae victis!

Auch diese Prophezeiung ist eingetroffen. Die Acten sind revidirt worden, und zwar von einer unserer ersten physiologischen Autoritäten, und das Verdict ist zwar

Digitized by Google

wider Goethe, desto glänzender aber zu Gunsten Schopenhauer's ausgefallen. Es liegt mir ein Abdruck aus dem vorjährigen Juliheft des Sitzungsberichts der königlichen Akademie der Wissenschaften, zweite Abtheilung, vor, eine Abhandlung folgenden Titels: „Ueber Schopenhauer's Theorie der Farbe. Ein Beitrag zur Geschichte der Farbenlehre. Von Professor Johann Czermak in Leipzig, correspondirendem Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (vorgelegt in der Sitzung am 7. Juli 1870)."

Der berühmte Physiolog, der Schopenhauer den „gewaltigsten Denker seit Kant" nennt, scheidet hier das, was irrig an dessen Farbenlehre, von dem, was brauchbar und originell an ihr ist, aus, läßt dabei Newton volle Gerechtigkeit widerfahren und sagt dann von der Schopenhauer'schen Farbentheorie, sie sei

eine eminent physiologische, die unverkennbar, mit unsern heutigen, in ihrem Detail und ihrer Exactheit allerdings ungleich höher entwickelten Anschauungen hinsichtlich gewisser Hauptzüge und deren allgemeinster Formulirung, in wahrhaft wunderbarer Weise übereinstimmt, was um so staunenswerther und unerwarteter erscheinen muß, als ihr Autor niemals aus der unzurechnungsfähigen, absoluten Opposition gegen den Newtonismus und gegen die exacte naturwissenschaftliche Methode überhaupt herausgekommen war, und nur ein höchst dürftiges und beschränktes empirisches Material — die Nachbilder — noch dazu ganz einseitig bearbeitet hatte. Und wenn auch Young's wirklich epochemachende Hypothese, welche die moderne Farbenlehre wasentlich begründet hat, schon 14 Jahre vor dem Erscheinen der Schopenhauer'schen Theorie gedruckt zu lesen war, so bleibt es doch Schopenhauer's Verdienst, in der Farbenlehre einen ganz neuen und an sich richtigen Weg eingeschlagen, und durch seine physiologische Theorie die allgemeinste und wesentlichste Grundlage jeder wahren Farbenlehre aufgefunden zu haben — und deshalb muß Schopenhauer's Theorie, obschon sie erst nach der Young'schen erschien, und niemals eine Bedeutung und Verbreitung erlangte, mindestens als eine sozusagen philosophische Anticipation unserer heutigen Anschauungen betrachtet werden.

Damit der mit den Werken Schopenhauer's unbekannte Leser nun auch erfahre, welches die Schopenhauer eigenthümliche Erklärung der Farbe im wesentlichen sei, so mag hier die auch von Czermak als solche aus Schopenhauer's Schrift: „Ueber das Sehen und die Farben" (Leipzig, Brockhaus, 3. Aufl., S. 32) citirte Stelle folgen:

Die Farbe ist die qualitativ getheilte Thätigkeit der Retina. Die Verschiedenheit der Farben ist das Resultat der Verschiedenheit der qualitativen Hälften, in welche die Thätigkeit auseinandergehen kann, und ihres Verhältnisses zueinander.

Sofern davon freilich, seinen Meister in diesem Zweige zu Ehren gebracht zu haben, erhält zwar Schopenhauer die Verheißung, einen Ehrenplatz in jeder vollständigen Geschichte der Farbenlehre einzunehmen, Goethe's Farbenlehre aber wird als physikalisch völlig sinnlos bezeichnet.

Die „Saturday Review" vom 24. December 1870 widmet dem Schriftchen: „M. Rénan et Arthur Schopenhauer. Essai de critique par Alexandre de Balche" (Leipzig, Brockhaus, 1870) eine eingehende Besprechung, die sich vorzugsweise mit der von Balche im Auszug mitgetheilten Ansicht Schopenhauer's über den Staat beschäftigt; und im „Journal of the Anthropological Society of London" ist im Januarheft d. J. (Nr. III) ein vom Unterzeichneten verfaßter Aufsatz: „Schopenhauer and Darwinism", der des ersteren Metaphysik der Geschlechtsliebe behandelt, erschienen.

David Asher.

---

## Romane und Erzählungen.

1. Eine gelungene Cur. Erzählung von T. S. Braun. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine durch und durch gefällige und wenn auch mit einer etwas großen Zahl Hochzeiten schließende, doch keineswegs übel angelegte kleine Arbeit des fleißigen Verfassers. Seine Gestalten haben alle Fleisch und Blut und bewegen sich ganz mit unsern Anschauungen und Empfindungen auf einem Boden und vor und in Katastrophen, die uns aus eigener Erfahrung oder hinreichend verbürgten Berichten genau bekannt sind. Besonders ist es der Engländer, der uns interessirt. Er ist mit allen den oft barocken Details ausgestattet, die dem englischen Gentleman zukommen, aber er ist nicht carikirt und bis zum Schluß so gezeichnet, daß wir ihn liebgewinnen müssen.

2. Das Erbe Toska's. Erzählung von T. S. Braun. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser hat es sich bei der Anlage dieses Romans nicht leicht gemacht und doch seine Aufgabe glücklich genug gelöst. Die Hauptheldin, durch eine seltsame Verkettung von Ereignissen in eine ihr bei der Geburt nicht vorauszusehende höhere Lebenssphäre geworfen, entwickelt sich an Geist und Charakter in bedeutender Weise. Als sie dann durch den Tod ihres Pflegevaters wieder in dürftige Verhältnisse gestoßen und darauf hingewiesen wird, für ihre Subsistenzmittel selbst Sorge zu tragen, wagt sie in kecker, fast abenteuerlicher Art den „Kampf um das Dasein" und — erliegt. Die atavistischen Gewalten sind es, denen sie nicht gewachsen bleibt, und so müssen wir das Unglaubliche erleben, daß die geistvolle, träumerische, reizende Toska — stiehlt. Aber weshalb soll eine liebenswürdige junge Dame nicht auch einmal im Ringen mit angeborener Diebsnatur gezeichnet werden? In dieser schlechten Welt ist alles möglich, und wenn wir mit dem Verfasser rechten sollen, so ist es, weil er den Roman nicht zu Ende geführt hat, sondern mit einer Katastrophe abschließt, die Toska nur in eine neue Phase ihres verworrenen Daseins einführt.

3. Todtes Kapital. Roman von Luise Ernesti (M. von Humbracht). Vier Bände. Jena, Costenoble. 1870. Gr. 8. 4 Thlr.

Von allen Werken unserer heutigen Besprechung müssen wir diese neue Gabe der Frau von Humbracht als die unbestreitbar bedeutendste und in sich reichste bezeichnen, reich an Schilderungen immerhin interessanter Localitäten, und zwar sind diese so erkennbar genau, daß wir uns

Digitized by Google

auch bald in ihnen heimisch fühlen, reich an sorgfältig durchgeführten Bildern von Persönlichkeiten, die im Leben eben selten genug vorkommen, sodaß wir uns um so lieber mit ihnen beschäftigen, endlich Schicksalsverknüpfungen und eine Nemesis, die uns einleuchten, wenn auch das Schicksal bei den meisten etwas lange auf sich warten läßt und Glück und Unglück den besten Theil des Lebens der Betreffenden in unverdienten Graden ausgefüllt haben, ehe die Gerechtigkeit in ihr Amt tritt und jedem den ihm gebührenden Platz anweist.

Dürfen wir mit einer Bitte an die Verfasserin schließen, so ist es die um strengere Disponirung ihres Materials und erkennbarere Uebergänge. Beides würde die Lektüre wesentlich erleichtern.

4. Von Sünde zu Sünde. Roman von Max von Schlägel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1870. 8. 4 Thlr.

Die Schlägel'schen Erzählungen haben vor denen mancher andern modernen Autoren den Vorzug, daß sie in pikanter und charaktervoller Weise Scene auf Scene vor uns erscheinen lassen, das wirkliche, aber nicht das triviale Leben, mögliche Personen, aber nicht gewöhnliche und langweilige. Wir befinden uns dadurch bei ihm, wenn auch keineswegs stets in guter, doch immer in mehr oder weniger interessanter Gesellschaft und entschließen uns bald, ihm willig dahin zu folgen, wohin ihm beliebt uns zu führen. Er hat einen etwas allgemeinen Titel gewählt, wohl um es zu maskiren, daß er den Trägern seiner Erzählung nicht immer treu bleibt, und fast den ganzen zweiten Band mit einer Episode ausfüllt, für die, so lebenswahr sie geschildert ist, die unabweisbare Oekonomie des Romans nur ein oder höchstens zwei Kapitel gestatten konnte. Die ganze Geschichte des Hrn. Weizenstengel wäre besser in einer besondern Erzählung für sich untergebracht.

5. Zwölf Schicksalswege. Bunte Blätter aus alter und neuer Zeit von Theodor Griesinger. Drei Bände. Stuttgart, Bogler und Beisthauer. 1870. Gr. 16. 2 Thlr. 18 Ngr.

Der Titel ist nicht übel gewählt, obgleich mit demselben Rechte ziemlich alle Erzählungen auf dem wechselvollen Menschenleben auf diesen Titel Anspruch erheben dürften. Einige dieser Novellen, besonders die halbhistorischen, haben ein gewisses Anrecht auf Beachtung, die Mehrzahl ist aber nur als Lesefutter und in der veralteten Weise à la Tromlitz angelegt und vorgetragen.

6. Unter dem Halbmond. Heimatliche Novellen von Ludwig Salamon. Mit einem Vorwort von G. Hesekiel. Halle, Barthel. 1870. Br. 8. 1 Thlr.

Der Vorredner dieser drei Erzählungen, Hofrath G. Hesekiel, hatte es allerdings leicht, sie zu empfehlen, da sie in der That so fleißig gearbeitet sind, daß sie sich selbst empfehlen und dem jungen Autor für seine weitere schriftstellerische Laufbahn das Horoskop günstig zu stellen gestatten. Wir sind deshalb ganz mit Hesekiel einverstanden, wenn er sagt: „Aus den saubern, anmuthigen und vollkommen sicher vorgetragenen Erzählungen mit ihrer glücklichen Mischung von tiefem Ernst und neckischem Scherz wird's kaum einer herausleseu, daß er es mit Erstlingen zu thun hat.“ Uebrigens versetzt uns der Verfasser keineswegs in den Orient, zu welcher Annahme der Titel verführen könnte, sondern unter das Stadtwappen der guten Stadt Halle a. S., in dem sich, von zwei Sternen begleitet, ein rother Halbmond auf weißem Felde befindet. Den Vorzug geben wir der ersten Erzählung: „Die andere babylonische Gefangenschaft“, aus der wir den Verfasser zugleich als sorgfältigen Forscher in der Cultur- und Kirchengeschichte kennen lernten, und die wir als Roman bezeichnen dürfen, während die zwei übrigen Erzählungen mehr nur auf den Namen novellistischer Kleinigkeiten Anspruch haben.

# Feuilleton.

## Ludwig Eckardt.

Am 4. Februar starb der als Vorleser und dramatischer Dichter bekannte Ludwig Eckardt in Teplitz, auf einer Kurreise im Deutschböhmen, an Gehirnentzündung, offenbar infolge der Anlegungen und Strapazen, welche bei der großen Kälte seine Thätigkeit als Vorleser zur Folge hatte. Gerade in Böhmen als Vertreter deutscher Geisteseultur aufzutreten, ist ein um so größeres Verdienst, als hier, den schroffen deutschfeindlichen Tendenzen gegenüber, die Pflege der nationalen Interessen doppelt noththut.

Ludwig Eckardt war im Jahre 1827 in Wien geboren und besuchte dort Gymnasium und Universität. Früh producirte auf dem Gebiete der Poesie brachte er bereits 1847 auf dem Josephstädter Theater ein Stück: „Die Kinder der Räuber“, zur Aufführung, welches ein glänzendes Fiasco erlebte. Eckardt gab den Schaulpielern die Schuld, und um dies zu beweisen, spielte er den Abend darauf selbst die Hauptrolle, verschlimmerte aber dadurch womöglich noch den Eindruck seiner Jugenddichtung, welche diesmal unter unerhörterem Skandal zu Grabe getragen wurde. Im Jahre 1848 war er, bei seinem jugendlichen Enthusiasmus, einer der Hauptvorkämpfer der Aula, mußte daher aus Wien während der Octobertage flüchten und bekleidete dann mehrere Lehrämter in der Schweiz, theils an der berner Hochschule, theils an der höhern Lehranstalt in Luzern, wo er in fortwährenden Conflicten mit den jesuitischen Professoren lebte. Im Jahre 1862 wurde Eckardt von dem Großherzog von Baden als Hofbibliothekar nach Karlsruhe berufen; zugleich hielt er Vorlesungen über Literatur- und Kunstgeschichte. Wegen politischer Gründe, wie es damals hieß, am 17. November 1864 entlassen, siedelte er nach Mannheim über, wo er das „Deutsche Wochenblatt“, ein Organ der äußersten Linken, redigirte. Inzwischen bereiste er die deutschen Städte als Vorleser über ästhetische, literatur- und kunstgeschichtliche Themata, kehrte dann 1868 nach Wien zurück, wo er als Journalist, als Redner und als Vorleser mit glücklichem Erfolg thätig war. Häufig machte er Ausflüge in die deutschen Städte der Kronländer und fiel zuletzt als ein Opfer seiner Wandervorträge.

Ludwig Eckardt ist producirt gewesen auf den verschiedensten Gebieten, ohne auf einem derselben einen glücklichen Wurf mit durchschlagendem Erfolge zu thun, während sein Wirken doch in vielfacher Hinsicht ein anregendes und verdienstliches war. Am wenigsten durchschlagend erscheint dasselbe in der Politik, wo seine Hinneigung zu Extremen mannichfache Schwankungen nicht ausschloß. Als Aesthetiker führte er sich zuerst ein im Jahre 1852 mit Vorlesungen über Goethe's „Tasso“: ihnen folgten „Schiller's Geistesgang“ (Bern 1853) und „Dramaturgische Studien“ (Aarau 1855). Sein Hauptwerk auf diesem

Digitized by Google

Gebiete ist „Die theistische Begründung der Aesthetik im Gegensatze zu der pantheistischen" (Jena 1857). Die Herleitung des Schönen aus der göttlichen, unerschöpflichen Persönlichkeit läßt indeß zu sehr die wissenschaftliche Methode vermissen und scheint besonders aus der Polemik gegen Vischer's „Aesthetik" hervorgegangen zu sein; auch der „Plan einer künftigen Aesthetik", den das Werk bringt, enthält des Neuen nicht viel, es bleibt im ganzen bei vielmalenden Intentionen. Eine kleinere Schrift: „Einleitung, dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen" (Jena 1857) hat zedenfalls pädagogischen Werth. Sehr eingehend beispricht Eckardt „Schiller's Jugenddramen" (2. Aufl., Jena 1862) mit der Absicht, die gewöhnliche Anschauung von denselben, als wären sie ungeheuerlich und ungeschlacht in Plan und Anlage, in Ausführung und Charakteristik, zu widerlegen. Eckardt geht hierin, wie in allem, zu weit. Man kann die Geschmacklosigkeiten dieser ersten Schiller'schen Dramen nicht in Abrede stellen, man wird aber freilich auch einräumen müssen, daß namentlich „Die Räuber" in Bezug auf den innern Zusammenhang und energisch spannenden Fortgang der Handlung den spätern Dramen des Dichters überlegen sind. Von andern Schriften Eckardt's erwähnen wir noch seine Säcularrede: „Friedrich Schiller und seine Stellung zu unserer Gegenwart und Zukunft" (Jena 1859) und die andere Säcularrede: „Fichte, ein Vorbild des deutschen Volks, und seine Bedeutung für die Gegenwart" (Karlsruhe 1862). Von seinen „Wandervorträgen für Kunst und Geschichte" erschien die erste Hälfte im Jahre 1868 (Stuttgart). Wir möchten auf diese Vorträge den Hauptnachdruck bei der Charakteristik von Eckardt's Wirken legen. Nicht als ob wissenschaftliche Vertiefung und originelle Auffassung ihnen eine hervorragende Bedeutung gäben — es ist dies schon ausgeschlossen durch die Tendenz derselben, welche die Resultate der Forschung auf Kunst- und Literaturerfahrung weitern Kreisen vermitteln sollen. Doch gerade für diese Vermittelung besaß Eckardt durch die Lebhaftigkeit seines Naturells und ein rasch aufflackerndes Feuer eine besondere Begabung. Es war zwar nur die Beleuchtung des Esprit, in welche er alles rückte, das Citat und der Witz waren so flechend in seinen Vorträgen wie in den Collegienheften mancher Professoren; aber er wußte Interesse für die Sache zu erwecken, über die er vortrug, und dies kann nur der letzte Zweck jedes mündlichen Vortrags sein. Er las über Heinrich Heine und Ludwig Uhland, über Jean Paul, Lessing, die romantische Schule, gab Parallelen zwischen Schiller, Thorwaldsen, David, Beethoven, besprach überhaupt auch Musik und bildende Kunst — alles fragmentarisch, geistreich, spielerisch, aber doch ebenso oft schwunghaft und glänzend. Er gebar im Vortrag auch über jene schmeichelnden Accente, die man oft bei den beliebten Damenpredigern findet. Der „theistische" Standpunkt seiner Aesthetik machte sich in seinen Vorträgen wenig geltend; wohl aber stand Eckardt durchweg auf dem modernen Standpunkt und protestirte gegen alles Akademische, Abgethane, gegen das Giepen des neuen Weins in alte Schläuche.

Mit seinen Dichtwerken konnte er sich keines besondern Erfolgs rühmen. Sein Drama „Sokrates" erhielt bei der münchner Preisausschreibung eine ehrenvolle Erwähnung und wurde auch am berliner Hoftheater mit einem succès d'estime zur Aufführung gebracht. Bedeutender ist „Paim", ein Stück voll frischen Lebens und funkelnden Esprits, aber zu wenig zusammengefaßt in Bezug auf Einheit der Handlung. Noch mehr gilt das von dem fünfactigen Drama: „Friedrich Schiller" (Jena 1859), in welchem der Dichter einen Zeitraum von 1782—90 dramatisch zu umfassen suchte und die Handlung so zersplitterte, daß Eckardt nicht weniger als vier Herzensneigungen Schiller's vorführt, zu Margaretha Schwan, zu Charlotte von Wolzogen, zu Charlotte von Kalb und endlich zu Charlotte von Lengefeld, seiner spätern Frau. Ein spätteres Drama von Eckardt: „Josephine", das nur an mehrern kleinen Bühnen zur Aufführung kam, darf als mißlungen bezeichnet werden; es enthält einzelne Züge prägnanter Charakteristik, aber auch Scenen von einer Räuberromantik, die an das erste josephstädter Fiasco des Dichters erinnert.

Auch als Romandichter und Novellist ist Eckardt aufgetreten. Sein Roman aus der Zeit der schwenzerischen Glaubenskämpfe: „Nikolaus Manuel" (2 Bde., Jena 1862), behandelt die Einführung der Reformation in Bern und enthält ein künstlerisch wohl angelegtes und lebendiges Gemälde aus jener Zeit. Die Novellensammlung: „Gestaltene Märtel" (2 Bde., Mannheim 1865), enthält neben einzelnen zu doctrinär gehaltenen Tendenzgeschichten auch frische und ansprechende humoristische Skizzen.

## Bibliographie.


Adelis, C., Der Krieg im Lichte der christlichen Moral. Ein Vortrag. Bremen, Müller. 8. 5 Ngr.

Berthold, G., und L. Neumeister, Nachteulen. Romantische Erzählungen. Die Hyäne von Paris. — Der Junker von Schwarz und seine Kameraden. — Die Hasenmänner oder das Gespenst im Rabenwalde. Ifies und Nes Heft. Dresden, Littel. Gr. 8. à 3 Ngr.

— Die Nächer der Nacht. Romantische Novellen. Die Räuber auf Maria Culm. — Burggraf Wolf von Greifenstein. — Berlin, Königgrätz und Wien. Ifte und 2te Lief. Dresden, Littel. Gr. 8. à 2½ Ngr.

Bidl, Graf, Oesterreichs Neutralitäts-Politik und das künftige Verhältniß der österreichisch-ungarischen Monarchie zu Deutschland. Pest, Rigler. Gr. 8. 12 Ngr.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. 58ster Bd.: Fabeln und Erzählungen. Geistliche Oden und Lieder. Von C. F. Weiskrl. Mit Einleitung herausgegeben von K. Bietermann. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Bram, G., Der Johannistag. Eine Erzählung. Zwickau, Töhpert. 8. 7½ Ngr.

Brunold, F., Die Königin im Traum. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Partenkn. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bunsen. — Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen. Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von seiner Wittwe. Dritte Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Fr. Nippold. 3ter Bd.: England und Deutschland. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Edwardall, J., Der Welt-Verräther. Griechisch-römisch-germanisches Gemälde aus der neuesten Zeit. Ifte Lief. Berlin, Berger. Gr. 8. 3 Ngr.

Ehrenthal, W., Das Kaiserhelden und der Seelenwanderung. Forschungen über die Lauchen des Kaiserheldes im ganzen Alterthum nebst allen Texten und Uebersetzungen in neuere Sprachen. Ifte u. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Ehrlich, K., Lumpensammlerchron' von 1. Jahr 1572. Der Kuß an Venre und Mars' entgegnen. 2te Aufl. Bremen, Canonen. 1870. 16. 3 Ngr.

Efferth, M., Lehrer alte Zeit. Philosophische Untersuchung. Berlin, Henschel. Gr. 8. 24 Ngr.

Hanne, F., Baron de la Motte, Ein kriegerisches Idyll. 2te Aufl. Gotha, F. A. Perthes. 8. 10 Ngr.

Friedrich, F., Die Dilsdoppen. Ein Roman aus der Gegenwart. Mit abenteuerliche Aufl. 4. Bde. Leipzig, Hartknoch, Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Fuchs, A. W., Studien und Kritiken zur Pädagogen und Theologen. Neue Reihe. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 20 Ngr.

Hamacher, Die Schlacht bei Sedan und den Perlen des Aeschylos. Nebst einem Epilog an die Deutschen. Trier, Linp. Gr. 8. 15 Ngr.

Hanne, J. N., Der treale und der geschichtliche Christus. Berlin, Hendschel. 8. 10 Ngr.

Hafeins, J. N., Eine Stimme aus Schweden über den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich, seine nächsten Ursachen und Folgen. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heyer, H., Katholicismus und Protestantismus im Hinblick auf die politischen Tagesbestrebungen betrachtet. Bertesg. 8. 5 Ngr.

Hlawatsch, A., Schutz den Bäumen. Reichenberg, Schöpfer. 8. 5 Ngr.

Hohenegg, L. v. (Pseud. Herrlein). Eine verpfuschte Saison. (1870.) 2 Bde. Leipzig, Schäfer. 8. 3 Thlr.

Kutschke, A., Napoleium-Lieder. 5te Aufl. Bremen, Tannen. Gr. 8. 1½ Ngr.

Lehn, Anna, Innerhalb zehn Jahren. Reiseerlebnisse und Reiseeindrücke aus dem Jahre 1857 bis 1867. Ifte ergänzte und vermehrte Aufl. Gera, Theil u. Riesbiehl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Maynald, M., Die Lehre von der unendlichen Wahrheit. Ein Versuch der Trennung von Theologie und Philosophie im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der scholastischen Philosophie. Berlin, Henschel. 8. 10 Ngr.

Storch, A., An Wasser und zu Land. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 4 Ngr.

Strahnbneck, F. W., Herzenbuch und Priesterthum. Geschichtspolitosophische Skizzen. Berlin, Henschel. 8. 24 Ngr.

Walthier, K., Der Gott zu Pytho. Eine Didaskalie. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie sprich für Gesunden durch die gegenwärtigen kriegerischen Ereignisse offenbar geworden sind. Ein Vortrag von einem sprachrichtigen protestantischen Pfarrer. Zürich, Meyer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wiesemayer, G., Chronik der Burg und des Marktes Tölz. Tölz. Gr. 8. 24 Ngr.

Wirth, M., Grundzüge der Nationalökonomie. 1ster Bd. 4te umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Aufl. Köln, Du Mont-Schauberg. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wurzbach, C. v., Franz Grillparzer. Wien, Hügel. Gr. 8. 16 Ngr.

Zum Versailler Vertrag. Ein Wort an das baierische Volk und dessen Vertreter. München, Literarinstitut. 1870. 8. 2½ Ngr.

Zuser, B., Gedichte. Ar vermehrte Aufl. Schaffhausen, Hurter. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.


Digitized by Google

# Anzeigen.


**Neue Romane und Novellen aus dem Verlage von Hermann Costenoble in Jena.**
**Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.**

**Todtes Capital.**
Roman
von
Louise Ernesti.
4 Bände. 8. Eleg. brosch.
Preis 4 Thlr.

**Nach 15 Jahren.**
Ein Strauß Geschichten
von
Adolph Ewald.
Zweite Ausgabe.
2 Bände. 8. Eleg. brosch.
Preis 3 Thlr.

**Loreley.**
Roman
von
Egon Leis.
4 Bände. 8. Eleg. brosch.
Preis 5½ Thlr.

**Holländische Geschichten**
von
Wilhelm Fischer.
2 Bände. 8. Eleg. brosch.
Preis 3 Thlr.
Zeichnen sich durch Feinheit der Beobachtung, gesunden Humor und ein richtiges, zartes, sittliches Gefühl aus.

**In Mexico.**
Charakterbilder aus den Jahren 1864—67
von
Friedrich Gerstäcker.
3 Theile in 4 starken Bänden. 8. Eleg. brosch. Preis 6 Thlr.
Das Werk schildert das Trauerspiel in Mexico bis zur Erschießung des Kaisers Maximilian durch Verrath Napoleon's und Bazaine's.

**Nach dem Schiffbruch.**
Nord-Australische Abenteuer
von
Friedrich Gerstäcker.
Preis 10 Sgr.

**Der schlimmste Feind.**
Historischer Roman
von
Bernd von Guseck.
2 Theile in einem Band.
Preis 22½ Sgr.

**Die Geheimnisse einer großen Stadt.**
Roman
von
Ewald August König.
Verfasser des preisgekrönten Romans „Durch Kampf zum Frieden".
3 Bände. 8. Eleg. brosch.
Preis 4 Thlr.

**Reisebriefe aus Aegypten**
von
Louise Mühlbach.
Preis 2½ Thlr.
2 Bände. 8. Eleg. brosch.
Das morgenländische Leben am Hofe des Khedive, dessen Gast die Verfasserin war, Feste bei den Prinzessinnen, Diners en famille beim Khedive, die Harems ꝛc. bilden den höchst interessanten Inhalt dieses Buchs.

**Wat möt, dat möt.**
Eine lustige Geschichte
in
niedersächsischer Mundart
von
Wilhelm Fricke.
2 Bände. 8. Eleg. brosch.
Preis 1½ Thlr.

Das
**Wrack des Piraten.**
Erzählung
von
Friedrich Gerstäcker.
Preis 15 Sgr.

**Der letzte König der Magyaren.**
Historischer Roman
von
Leopold von Bacher-Masoch.
Zweite Ausgabe.
3 Bände. 8. Eleg. brosch.
Preis 4 Thlr.



Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

**LIBRI APOCRYPHI VETERIS TESTAMENTI GRAECE.**

Recensuit et cum commentario critico edidit
**Otto Fridolinus Fritzsche.**
Accedunt Libri Veteris Testamenti pseudepigraphi selecti.
8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die als Apokryphische Bücher bezeichneten alttestamentlichen Schriften erscheinen hier in einer neuen kritischen, reichlich mit Anmerkungen versehenen Ausgabe von Oberbibliothekar Professor Fritzsche in Zürich, dem bekannten Verfasser des „Exegetischen Handbuch zu den Apokryphen". Beigefügt sind vier der merkwürdigen Pseudepigraphen, die noch in keinem ähnlichen Werke gesammelt vorliegen.

Von letztern wurde zugleich eine Separatausgabe veranstaltet unter dem Titel:

LIBRI VETERIS TESTAMENTI PSEUDEPIGRAPHI SELECTI. Recensuit et cum commentario critico edidit **O. F. Fritzsche.** 8. Geh. 24 Ngr.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 16. März 1871.



Inhalt: Zur neuen Kriegslyrik. Von Rudolf Gottschall. — Dante-Literatur. Von Theodor Paur. — Politische Broschüren von 1870. (Beschluß.) — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Zur neuen Kriegslyrik.

1. Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870. Gesammelt und herausgegeben von Franz Lipperheide. Mit einer Titelzeichnung von Ludwig Burger. Dritte Sammlung. October bis December 1870. Berlin, Lipperheide. 1870. 4. Drei Lieferungen 1 Thlr.
2. Für Straßburgs Kinder! Eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. — A. u. d. Titeln: Zeitgedichte von Friedrich Bodenstedt. 5 Ngr. — Eichenland von Karl Gerok. 5 Ngr. — Kriegslieder von Rudolf Gottschall. 5 Ngr. — Zeitstimmen von Hermann Grieben. 2½ Ngr. — Wider Frankreich. Altes und Neues von Julius Grosse. 5 Ngr. — Lieder eines Alten von Karl von Holtei. 2½ Ngr. — Lieder aus dem Jahre 1870 von Wilhelm Jensen. 5 Ngr. — Zeitgedichte von Hermann Lingg. 2½ Ngr. — Das Hallihr-Deutschlands. Klänge und Lieder von Oswald Marbach. 10 Ngr. — Zeitklänge. 1870, von Alfred Meißner. 2½ Ngr. — Durch Kampf zum Sieg. Zeitgedichte von Wolfgang Müller von Königswinter. 10 Ngr. — Zeitgedichte von Gustav von Meyern. 5 Ngr. — Beide einig! Von Wilhelm Osterwald. 5 Ngr. — Deutsche Tage, Zeitgedichte aus Tirol von Adolf Pichler. 2½ Ngr. — Deutsche Lieder und Oden von Heinrich Pröhle. Zweite Auflage. 5 Ngr. — Kriegs- und Friedenslieder von Julius Rodenberg. 5 Ngr. — Klänge vom Main von Christian Schad. 5 Ngr. — Kriegslieder, 1870, von Karl Simrock. 5 Ngr. — Aehren und Nelen, Disteln und Mimosen von Franz Trautmann. 5 Ngr. — 1870. Sechs Zeitgedichte von Albert Traeger. 2½ Ngr. — Zeitgedichte von Heinrich Viehoff. 5 Ngr. — Kampf- und Kriegslieder von Heinrich Zeise. 5 Ngr.
3. Den deutschen Helden von 1870. Kriegs- und Siegeslieder von Johann Fastenrath. Sechste abermals vermehrte Auflage. Leipzig, Mayer. 1871. 8. 18 Ngr.
4. Deutschlands Auferstehung. Vaterländische Dichtungen aus dem Jahre 1870. Von Wilhelm Osterwald. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1870. 8. 20 Ngr.
5. 1870. Kampf- und Sieges-Gedichte von Julius Sturm. Halle, Barthel. 1870. 16. 6 Ngr.
6. Das hohe Lied von 1870. Patriotische Dichtungen eines deutschen Offiziers. Ulm, Stettin. 1871. 16. 7½ Ngr.
7. 1870. Kriegs- und Siegeslieder. Deutschlands tapfern Kriegern gewidmet von Julius Rötel. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1870. 16. 3 Ngr.
8. Lieder von einem der nicht mitdarf. Kriegslieder 1870. Von Karl Weitbrecht. Stuttgart, Neff. 1870. 8. 9 Ngr.
9. Krieg und Sieg. Deutsche Lieder von Gustav Weck. Zweite vermehrte Auflage. Görlitz, Remer. 1871. 16. 5 Ngr.
10. Deutsche Sturmlieder gegen die Franzosen. Von Rudolf Gerle. Dresden, Schulbuchhandlung. 1870. 8. 3 Ngr.
11. Wider den Erbfeind. Deutsche Hiebe in Versen, von Gustav Gerstet. Freiburg i. Br., Poppen und Sohn. 1870. 4. 7½ Ngr.
12. Während des Krieges. Poetische Klänge von Heinrich Schwarzschild. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Auffarth. 1870. 8. 7½ Ngr.
13. 1866 und 1870. Vaterlands-, Kriegs- und Sieges-Gedichte von Marie Ihering. Aurich, Dunkmann. 1870. 8. 7½ Ngr.
14. Deutschland. Ein Gedicht von Hermann Glottbei. Wien, Gerold's Sohn. 1871. 8. 20 Ngr.

Die Friedenstauben stiegen, der Krieg von 1870 gehört bald der Geschichte an, die Kriegslyrik von 1870 der Literatur; die außerordentliche lyrische Productivität und Sangesrüstigkeit deutscher Nation hat sich wiederum in überraschender Weise bewährt. Es ist erfreulich, daß das deutsche Gemüth bei jeder Erregung so zahlreiche Blüten treibt, mag nun der Hauch des Frühlings oder der Sturm des Krieg den deutschen Dichterwald, in welchem es von allen Zweigen singt, bewegen. Früher mochte man diese Sangeslust verspotten als üppigen Seitenschößling deutscher Hamletsnatur und thatenarmer Gemüthseligkeit; jetzt, nachdem das Volk von Denkern und Dichtern einen mächtigen Feind in glorreichen Siegen zu Boden geworfen hat, darf es mit um so größerm Stolz sein Denken und Dichten betonen, dem so glänzende Thaten zur Seite stehen.

Freilich, die Empfindung ist stets dichterisch schlagfertig in einer „gebildeten Sprache, die für uns dichtet




Digitized by Google

und denkt", und so sind nur von den wahrhaft begabten Sängern von Gottes Gnaden Gedichte geschaffen worden, welche in der Literatur eine bleibende Stätte finden werden. Im übrigen muß die Gesinnung zunächst das Deficit an Kunst und Originalität decken.

Wir haben bereits in den Feuilletons des vorigen Jahrgangs d. Bl. die hervorragenden Erscheinungen der Zeitlyrik, namentlich die Gedichte von Freiligrath und Geibel besprochen; wir haben mehrfach auf die „Lieder zu Schutz und Trutz" (Nr. 1) als ein umfassendes Repertorium der Zeitlyrik, als ein literarisches Denkmal der Empfindungen und Bestrebungen hingewiesen, welche der deutsch-französische Krieg von 1870 in Deutschland hervorgerufen hat. Der ästhetische Maßstab muß hier dem culturgeschichtlichen weichen; selbst in manchen trivialen Gedichten ohne Formgewandtheit und Bedeutung des Inhalts ist doch einer oder der andere Gedanke enthalten, welcher im Bewußtsein des Volks lebendig war und sonst nirgends in so prägnanter Weise zum Ausdruck gekommen ist.

Von der Lipperheide'schen Sammlung liegt jetzt die dritte Sammlung vor. Wir finden in derselben einige der werthvollsten Gedichte, namentlich die vorzügliche Romanze von Ferdinand Freiligrath: „Die Trompete von Gravelotte":

Sie haben Tod und Verderben gespien:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Colonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt, —
Kürassiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt;
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft, —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet', und er hauchte hinein;
Da — die muthig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein —
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz,
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz, —
Um die Todten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut gefallen, —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht, und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnaubten, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten, der Todten!

Wir halten dies Gedicht für die Perle unter den Kriegsliedern von 1870, es ist eine Ballade von stimmungsvollem Hauch, und eine solche aus dem Lärm der neuern Schlachten mit ihren Massenentfaltungen und taktischen Manövern herauszufischen, dazu gehört die Taucherglocke eines echten Dichters. Ebenso gehört zu den vorzüglichern Gedichten Emanuel Geibel's „Am dritten September 1870", wegen des wohlgestimmten lyrischen Glockengeläutes, welches siegesfestlich einherbraust. Die kurz aufeinander folgenden Reime gemahnen weder an zwangvolle Nöthigung, noch an klappenden Dreschflegeltakt; sie klingen harmonisch voll wie eherne Stimmen der Begeisterung zusammen, wie die Schlußstrophen beweisen:

Nun hebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefodert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr bräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht sacht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Das vortreffliche Gedicht: „Deutsch-Oesterreich", von Hamerling, welches ebenfalls in der dritten Sammlung mitgetheilt ist, findet einen Pendant in Ludwig August Frankl's „Kranichzug":

Herbstabend hat sich sonnig rings ergossen,
Die Heerden ziehen heim, des Landmanns Pflug,
Hoch in der Luft, von feuchtem Glanz umflossen,
Bewegt sich schattenhaft ein Kranichzug.

Nur einer bleibt zurück von den Genossen,
Den es noch jetzt hoch durch die Wolken trug,
Ein Jäger hat den Flügel ihm durchschossen,
Er flattert noch, wenn auch gelähmt sein Flug.

Doch müd muß er auf einen Baum sich senken,
Er blickt den Fluggenossen nach mit Schmerz,
Die um ihn unbekümmert weiter lenken,

Zu reichen Laubenhainen, südenwärts.
Der Zug verschwand, es dunkelt — und mein Herz
Es mußte trauernd Oesterreichs gedenken.

Im übrigen finden wir in diesem Heft die „Napoleonischen Xenien" von Friedrich Bodenstedt, „Das rothe Kreuz" von dem Herausgeber d. Bl., „Die Wacht am Rhein bei Chateaudun" von Adolf Strodtmann, eine dichterisch illustrirte Kriegsanekdote, „Heilige Zeit", von Hermann Lingg, nicht ohne Stimmung, doch im ganzen unbedeutend, „Drum auf" von Niendorf, der die Männer deutscher Einheit „die Zunft der Edelinge" nennt. Tief gefühlt ist das „Gebet" von Emil Rittershaus, ein Gebet für den Frieden, mit dem schönen Vers:

Nicht länger wird um jedes Saatenfeld
Ein Wald von Speeren immer starren müssen;
Freiheit und Frieden müssen dann der Welt
Vom rothgeweinten Aug' die Thräne küssen!
Das sei der Segen von dem Waffenzug:
Nach langem Schwanken endlich echter Frieden,
Daß ruhig mag der Hammer für den Pflug
Statt für das Schwert fortan das Eisen schmieden!

Außerdem finden sich Gedichte von Ignaz Hub,

Digitized by Google

Johann Fastenrath, Karl August Mayer, Wilhelm Schröder, Joseph Streiter, Julius Sturm, Bayard Taylor („Jubellied eines Amerikaners"), Julius Wolff, Godfried Wandner, Ida von Düringsfeld, K. Etze, Karl Gerok, Karl Simrock, Max Ring u. a.

Was die in einzelnen Heften erschienene Sammlung: „Für Straßburgs Kinder, eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern", betrifft (Nr. 2), so hat dieselbe vor dem Repertorium der „Lieder zu Schutz und Trutz" den großen Vorzug voraus, daß jedes einzelne Heft uns die Erzeugnisse eines und desselben Dichters im Zusammenhang vorführt, und so uns zugleich das Bild dichterischer Eigenthümlichkeit gibt. Hier hebt sich das Bedeutende leichter aus der Masse hervor, während allerdings auch die minder frappanten Züge alltäglicher Dichtweise nun so unverkennbarer sind. Zu bedauern ist nur, daß infolge äußerer Rücksichten die Gedichte von Freiligrath, Geibel und Ritterhaus, die jedenfalls mit den ersten Platz in der Zeitlyrik einnehmen, in diesen Heften nicht vertreten sind. Bei Freiligrath und Ritterhaus war offenbar der Grund, die Vorwegnahme der Gedichte für die eigenen, angekündigten Sammlungen zu vermeiden. Obwol einige unserer lyrischen Matadore fehlen, finden sich in der Sammlung doch viele Gedichte von dauerndem Werth und andere, welche wenigstens das Interesse der Gegenwart in Anspruch nehmen dürfen. Wenngleich eine kritische Sichtung für einen der Mitstrebenden mißlich bleibt, so wird es ihm doch dergönnt sein, mindestens ein subjectives Urtheil über die Leistungen derselben zu fällen.

Zu den schwunghaftesten Gedichten gehören ohne Frage diejenigen von Julius Grosse, welcher durch den „großen Stil" seiner Dichtweise wirkt. Ihre pomphafte Gewandung zeigt sich auch hier in den Terzinen des „neuen Inferno", sowie in den Pindarischen freien Odenrhythmen des Gedichts: „Auf die Knee, Frankreich!" In den Terzinen ist rhetorische Kraft, welche selbst dies Schleppkleid der Strophen und Reime gewaltsam zusammenrafft und durch die stets wiederkehrenden Anaphora: „Ihr habt's gewollt" kräftig wirkt, wie besonders die Schlußterzinen beweisen:

Ihr habt die Langmuth Gottes lang mißbraucht,
Doch endlich voll ist seines Zornes Schale
Von Blut und Thränen, denen Tod entdaucht.

Ihr habt's gewollt! Zermalmt zum letzten male
Wird erner Lüge Macht und Herrlichkeit,
Die Drachensaat erwürgt mit kaltem Stahle! —

Auf euer Größe Trümmern mag in Leid
Das Aug' euch anstarrn ob der Höllenliste,
Die nur der Schlachtbank euer Volk geweiht.

Ihr habt's gewollt! — gewollt zu unserm Glücke:
Der Einheit heiliges Banner ist entrollt,
Germaniae Ukraft schmettert euch in Stücke,

Den Cäsar und sein Reich! Ihr habt's gewollt!

Ebenso schwunghaft tönen die Pindarischen Rhythmen aus:

Auf die Knee, Frankreich!
Viel hat des Himmels Gnade und Langmuth
Dir gewährt zum leuchtenden Vorbild:
Lodernden Heidensinn gegen die Knechtschaft,
Heiligen Todesmuth menschlicher Freiheit,
Die du errungen in hundert Stürmen,
Spehende Geister voll Witz und Scharfsinn,
Künste des Friedens und blühenden Handels
Steigende Wohlfahrt — Viel gab der Himmel,
Doch mehr gab die Hölle:
Frevelnder Anmaßung eherne Stirnen,
Gewissenloser Selbstsucht Hochmuth und Habgier,
Prahlender Eitelkeit tolle Verauschung,
Starrer Unwissenheit eigne Vergötterung —
Sklavensinn, Dunkelsinn
Für den meineidigen schuftigen Teufel,
Den Mörder der Freiheit, den Spender des Ruhms.
Drum folgest du blindlings
Der tückischen Hinterlist
Frecher Gewaltthat deines Tyrannen;
Ströme von Heldenblut ehelost Völker
Ruchlos zu opfern! —

Auf die Knee, Frankreich!
Büßen wieß du nun
Vor den Jahrhunderten
Die namenlose Blutschuld. —
Gefüllt längst die Schalen sind
Fremdmenschen Zorns ausdrohende Völker,
Den geöffnet die Schleusen
Unabsehbaren Kriegs.
Von den zuckenden Schultern
Wird man dir reißen
Den geschändeten Purpur.
Im Staub an den Haaren
Wird man dich schleifen
Zum Altar der Menschlichkeit,
Die du verleugnet.
Barfuß im Büßerhemd
Sollst du am Pranger
Stehen der Freiheit,
Ehrlos gepeitscht
Mit schimpflichem Brandmal,
Verworfen vor Gott
Und den Völkern der Erde!

Grosse's Muse behagt sich in diesen stolz wogenden Rhythmen; so liebt er auch die achtsilbigen reimlosen Trochäen, in denen er eine Art nächtige Heerschau des second empire schildert: „Auch eine Augustnacht":

Lautlos rauscht die Flut des Hades, lautlos ziehn die Todennebel,
Doch es hallt wie tausendstimmig Wimmern aus den Abgrundklüften,
Aus den schattenblassen Fluren und vom Strand des schwarzen Styx.

Warum wachst du noch, Orsini, sind die Furien schon gestorben?
Schreitest riesenhoft bergaufwärts in die Wolkennacht Europas,
Schreitest über feuchte Meere, über blutgetränkte Lande,

Winkest stumm in alle Winde, pochst mit deinem Botenstabe
Auf die Grüfte von Magenta, auf die Sümpfe von Cayenne,
Auf die Höhlen von Arabien, auf die Hügel in der Krim.

Und sie steigen und sie kommen hundertausend, aber tausend —
Bleich und dürr in hellen Scharen aus der rothen Flut der Alma,
Aus des Malakoff Ruinen — Tausende und aber tausend
Aus dem Wüstensand von Algier, aus den Grüften Solferinos,
Aus den Ebnen Mexicos und aus dem Kirchhof Père la Chaise.

Tausende und aber tausend kommen mit zerhauenen Schädeln,
Hoch zu Rosse in Schwadronen und zu Fuß in Bataillonen,
Trauernd mit umflorten Adlern, trommelwirbelnd Sturmschritt schlagend,
Wüstenjäger, Lanzenreiter, braune Turcos, Kaisergarden
Und ertrunkne Matrosen, noch das Haar voll grünem Seetang,
Leichen hingeflürzt in Schlünde, tief in Rußlands Schnee erfroren,
Oder in Porio erschossen, hingeschlachtet, hingerichtet
Für das Kaiserreich des Friedens, für den Neffen von Saint-Cloud.



Digitized by Google

Das Gedicht „Generalmarsch“ erwähnten wir schon — es erinnert an den lyrischen Champagner Béranger's. Auch eine Zahl früher gedichteter „Zeitbilder“ ist der Sammlung eingereiht; unter diesen stellen wir das Gedicht „Ein neuer Macbeth“ am höchsten. Die Parallele ist geistreich durchgeführt; das Gedicht, welches mehrfach eine prophetische Ader verräth, schließt mit dem Verse:

Reit' heim, noch bist du mit Blut gefeit.
Die Rachwelt ist fern, dein Gewissen ist weit;
Noch dampfen die Leichenhügel am Po,
Stürz' um den Löwen von Waterloo!
Stürz' um das Babel am Themsestrom!
Stürz' um den Felsen am Petersdom!
Wir sehen und wieder im Wetterschein
In Deutschlands Wäldern — am grünen Rhein!

Das ebenfalls 1859 gedichtete Lied „Von den Turcos“ ist noch vollkommen zeitgemäß, nur daß es dem Cäsar nicht gelang, seine Bestien wie einst die Löwen, die gelben Hunde des Commodus, in Deutschland zu importiren. Die Genrebilder in Hexametern, die trotz wohltönenden Falls nicht den Trochäus verschmähen: „Auf der Fahrt“ und „Sommerbild“, sind sehr anziehend. Das zweite enthält die inhaltreichen Schlußverse:

Deutsche Geschichte, was war sie einst? Ein endloses Säen;
Aber die andern Völker zumeist, sie schnitten die Garben,
Die wir gepflanzt, und heimsten sich ein manch prangende Ernte.
Aber Germania las in dem grauen Kleide der Armuth,
Las vom Felde, wie Ruth, die einzeln verlorenen Aehren.
Bis sich vielleicht ein mächtiger Mann erbarmt der Armen,
Kommen wird er dereinst, der große Freier von Deutschland,
Wird sie führen als Braut, das mißachtete Aschenbrödel,
In sein herrliches Zelt. An solche Zeiten gedenkend,
Nicket sie ein und verschläft die bösen Tage des Hundes.
Schlafen auch wir mit ihr, bis ein freischer Morgen sie aufweckt.

Der Dithyrambus auf „Blut und Eisen“ erklingt uns mit seinen Binnenreimen, die nicht immer ganz rein sind („saßen, blassen“, „Säbel, Rebel“) doch etwas zu „blutdürstig“, denn Blut und Eisen werden hier um ihrer selbst willen, nicht als die dira necessitas der Geschichte gefeiert.

Die Gesänge zweier namhafter und begabter Poeten, Hermann Lingg's und Friedrich Bodenstedt's, stehen weit hinter denen von Große zurück; sie sind im ganzen farb- und bedeutungslos. Lingg ist kein Dichter für sonnenhelle Tagesereignisse, denen die Beleuchtung der dämmernden Mythe, der träumenden Geschichtsbetrachtung fehlt; er braucht für seine Gedichte den Duft der Ferne, die weiten Perspectiven durch dahinrollende Jahrhunderte. Der Stern seiner Muse ist der Sirius, nicht als der Stern hirnverbrannter Hundstage, sondern als der Leiter des ägyptischen Weltjahrs. Daß die Völker sich ablösen, die einen aufblühen, die andern verwelken — dieser Grundgedanke einiger Gedichte, wie „Ablösung“ und „Bei Wörth“, ist in wenig schlagbaster Form ausgesprochen; ja selbst das Metrum erlahmt mit dem Gedanken, wie im Schlußverse des Gedichts „Bei Wörth“:

Der Friede wird kommen, gesunken ins Grab
Sind längst die Gefallnen; die Kronen
Verschwinden, verstuken — es welken ab
Die einen und aufblühn die andern Nationen.

Das gelungenste Gedicht der Sammlung ist das Sonett „Zum Andenken an Theodor Körner“.

Von Bodenstedt's Kriegsgedichten haben wir schon früher einzelne, wie das „Neue Kriegslied“ erwähnt; der liebenswürdige Dichter des „Mirza Schaffy“ will uns in dem Streben nach volksthümlichem Kriegsliederton nicht glücklich erscheinen; er verfällt oft in eine etwas triviale Bänkelsängerei:

Wenn der Kaiser wachelt auf seinem Thron,
Läßt er stolz seine Kampfhähne kollern.
Hier handelt sich's nicht um Hispaniens Kron'
Und den Prinzen von Hohenzollern:
Wir kämpfen für Freiheit und Vaterland
Und schlagen den Räuber das Schwert aus der Hand.

Was gehn uns die Kaiser von Frankreich an,
Die nicht leben können in Frieden?
Mehr gilt uns ein richtiger deutscher Mann
Als alle Napoleoniden!
Drum fort die Franzosen vom Rheine gejagt
Und den Räubern das Handwerk auf immer gelegt!

Refrains wie:

O nein, o nein,
Der Grund zum Krieg muß größer sein —

dürften wol kaum sich dem Gedächtniß des Volks einprägen. Zur Charakteristik der „Napoleonischen Xenien“ genügen die zwei Proben:

Hätt' ich gesiegt, wär' ich bewundert
Als größter Mann im ganzen Jahrhundert;
Ich wurde besiegt — nun werd' ich verhöhnt;
Doch ich bin, gottlob! an alles gewöhnt.

Und:

Mac Mahon.
Ein großer Feldherr war ich nicht,
Doch that ich als Krieger meine Pflicht,
Und als ich fiel auf Sedans Feld,
Durfte man sagen: Hier fiel ein Held!

Am besten scheint uns noch der Prolog zu einem Concert für die Wittwen und Waisen unserer Krieger gelungen.

Zu den bessern Gedichten der „Kriegslyrik“ gehören auch die „Lieder aus dem Jahre 1870“, von Wilhelm Jensen, ein Dichter, dessen Talent in vielen Sätteln, in Novelle und Lied, gleich gerecht ist und sich stets in geschmackvollen künstlerischen Formen ausprägt. Auch gehören seine Gedichte nicht der geistesleeren formalistischen Schule an, sondern es ist in ihnen ein geistiger Inhalt, der nicht in ausgefahrenen Geisen sich bewegt. So ist eine ganz glückliche Idee, wenn er den Inhalt der Uhland'schen Ballade, wo Eberhard der alte Ranschebart von dem „gleißenden Wolf“ überfallen wird, umdichtet für den diplomatischen Ueberfall, welchen der greise König von Preußen in Ems erleben mußte. Dies Gedicht mit seinen modernen Nibelungenstrophen macht durch die geschickt ausgeführte Parallele einen anmuthenden Eindruck.

Schwunghafter und an die Gedichte von Große erinnernd ist „Lutetia“. Jensen fragt Lutetia, das laute Kind Lütitia's, wen sie anklage, wenn die Rache des Jahrhunderts ihren Glanz mit Trümmern bedecken, wenn ihre letzte Stunde auf Erden schlagen würde:

Die falschen Götter klage dann, zu denen du vergebens rufst
Den nichtigen Schein dann klag' du an, den statt der Wirklichkeit du schufst,
Die Lüge, die am Busen du genährt, der du Hallelnja
An tausend von Altären sangst — sie klage an, Lutetia!

Digitized by Google

Und klage an den hohlen Prunk, den deiner Eitelkeit du dankst,
Und klage an der Wollust Trunk, den du zur tiefsten Hefe
trankst,
Die Feilheit, die dein Mark entnervt, die sich zum Götzenbild erhob
Die Trinität: Gold, Macht und Rang — sie klage an, Lutetia!
Die falsche Tugend, die sich dem Erfolg der Schande stets gebückt,
Die feige Selbstsucht, die ein Blick des mächt'gen Schurken stets beglückt,
Die Sklavenseele, die aus dir nach Freiheit schrie, und wenn sie noh,
Dem Bastard Willkür sie verkauft — sie klage an, Lutetia!
Und wenn du solche Klag' erhobst — den Hochmuth, der dein Hirn zerfraß,
Die Narreneitelkeit alsdann, die wohlgefällig sich vermaß,
Trotz alledem auf dem Altar der Welt, die dich als Fetisch sah,
Als Heiligthum dich zu erhöhn — sie klage an, Lutetia!
Dich selbst und dich allein klag' an, wenn selbst die Lohe dir ersteigt,
Wenn um dich her der Erde Mark erbebt und über dich sich neigt,
Wenn ausgebrannt zur Schlacke du bereinst, ein andres Capua,
Mit Asche siedend selbst bestreust dein stolzes Haupt, Lutetia!

In den zwölf „Sonetten" überwiegt ein nicht immer poetisch verklärter Reflexionston; der Inhalt ist eine hin- und hergehende Dialektik, welche auf schwankender Wage das Weltgeschick und das Geschick des einzelnen wägt und die Opfer, welche das erstere verlangt, mit dem Anrecht auf Glück in Einklang zu bringen sucht, welches mit jedem einzelnen geboren wird.

Umfang- und inhaltreich ist die Gedichtsammlung von Oswald Marbach: „Das Halljahr Deutschlands. Klänge und Lieder." Daß dieser Kranz von 71 Sonetten, welche die großen Geschicke des denkwürdigen Jahres begleiten, nicht aus Blumen gewunden worden ist, welche in aller Eile in den Treibhäusern des Zeitgeistes gezogen wurden, das beweisen die bereits früher verfaßten Gedichte des „Anhangs", in denen sich derselbe patriotische Geist ausspricht, wie in der „Prophezeiung aus dem Jahre 1864", aus dem Lustspiel „Herodes", z. B. in der prophetischen Stelle:

. . . . Das Cäsarenthum — ist Völkertod —,
Ist Fäulniß, ist Verwesung, ist Weltuntergang!
Schon hat die Jagd, die Menschenjagd begonnen; laut
Erschallt des schnaun Jägers Pfiff im Menschenwald,
Es klemt der Freiheit Lockruf ihm das Ebelwild,
Im Nebel klirren Waffen! Und die Meute bellt!
Hollah! Erwache, Deutschland! Auf! es naht der Feind!
Der Freiheit gilt's! O hör' auf deiner Dichter Ruf
Wie einst vor funfzig Jahren! Auf, ermanne dich!
Zu Berg! auf deine Sängerhalden steig hinauf,
Wo dir die Geistessonne strahlt ins Angesicht,
Wo der Begeistrung Stürme wehn, das Ebelwild
Der Freiheit blüht — wie schön du bist im Alpenglühn! —
Tief unter deinen Füßen zieht der Nebel hin,
Mit ihm der Feind, nun stürz' herab den Felsenblock
Des Völkerfuchs zermalmend auf des Feindes Haupt!

Die „Sonette" geben sich den üppigen Reimumschlingungen nicht mit weichlichem Geberdenspiel hin, es ist Kraft und Mark in ihnen; sie gehören in das Genre der „Geharnischten Sonette", wie sie Rückert zur Zeit der Befreiungskriege gesungen hat. Marbach stellt oft bizarre, selbsterfundene Wörter, denen es nicht an trotziger Kraft fehlt, in den Reim, wie z. B. in dem Sonett „An Victor Hugo":

Ich liebte dich, weil du den Kaiser haßtest,
Ihm wagtest keck ins Angesicht zu schlagen,
Als feig die Franzen ihm zu Füßen lagen,
Und wie ein Bulldogg an der Kehl ihn faßtest.

Doch was du jetzt prahlhansest und phantastest,
Das wendet alle Herzen nun und Magen,
Es können die Gesunden nicht vertragen,
Wie du mit Redensarten dich bequaksest.

Als Frosch nun plätschernd im pariser Sumpfe
Bläßt du zum Stier dich, glotzest, pustest, quakest,
Bis mit der ersten Bombe du wirst platzen.

Mit abgeschriebnen Gänseliedes Stumpfe
Dein letzt Gedicht du schnatterst, zischest, galest,
Bis ganz du Schwuslt nur, Schwindel, Schwall und Schwatzen.

Noch kecker und sonderbarer sind die folgenden Reime:

Ihr sollt behalten ihn als Herrn im Laude,
Mit seines Ruhmes Last euch überbürden
Und wenn er hustet, Plebiscite outen.

Bezahlet euer Unglück, eure Schande,
Bezahlet ihn auch nach Verdienst und Würden,
Accompagnirend wollen wir dann pfuien.

Gegen Rom und Paris, gegen das Empire richtet Marbach die eisernen Strophen seiner Reime. Napoleon wird angeredet mit den folgenden Kraftwendungen:

Bastard von Frankreich! Schuftiger Imperator!
Gesetz dich zu deinen Legionen,
Zu Spahis, Turcos, Zuavenbataillonen,
Der Schalkbande würdigster Dictator!

So tritt hervor als Belzebubsliator
Mit Mitrailleusen, Chassepots, Kanonen,
Um auf Europas Trümmern einst zu thronen
Als ruhmgekrönter stolzer Triumphator.

Auch gegen die heimatlosen „Weltrepublikaner", gegen die „heulenden Poeten" an den Waffern der Seine, gegen die „französische Kriegführung" wendet sich die Muse Marbach's; dann aber lenkt er seine Sonetten-Quadriga blumenausstreuend an den Helden und Fürsten Deutschlands vorüber.

Uns sagen die scharfen Rügelieder besser zu als die Lob- und Preislieder, obgleich auch unter ihnen sich einige von kräftigster Haltung befinden und hier die Parforcereime eines mit der Peitsche bewehrten Humors vermieden sind.

Nicht minder umfangreich ist das Büchchen der „Zeitgedichte": „Durch Kampf zum Sieg", von Wolfgang Müller von Königswinter. Auch hier findet sich eine große Zahl patriotischer Gedichte von älterm Datum. Schon im Jahre 1859 dichtete Müller ein Gedicht an den Prinz-Regenten: „Führ' uns, o Hohenzoller", mit dem Schlußvers:

Noch lebt in uns der Väter Geist!
Kein Teufel soll uns höhnen.
Die Wahrheit siegt, der Wahn zerreißt,
Auf, laßt die Losung tönen:
Ein deutsches Land in Waff' und Wehr,
Ein deutscher Fürst, ein deutsches Heer,
Ein Deutschland einig, machtvoll, hehr,
Führ' uns, o Hohenzoller!

In der „Mahnung des Rhein" heißt es:

Leßt keinen Franzmann mir herein,
Der sich im Glanz der Waffen naht!
Es tränke nie im deutschen Rhein
Sein Roß der Ungar und Kroat!

Digitized by Google

Dein Heil ist nicht in Ost und West,
Mein Volk, es ist in deiner Hand!
Durch Freiheit mach' die Einheit fest!
Gott schirm' das heil'ge Vaterland!

Die Gedichte: „Victoria", „Die Gräber in Böhmen", „Ein Sylvesterlied", knüpfen an den deutschen Krieg von 1866 an. Das zweite Gedicht hat den einfach wehmüthigen Schlußvers:

Es rauscht im Böhmerwalde,
Scharf geht die Winterluft,
Im Grund und an der Halde,
Da reiht sich Gruft an Gruft.
Auch Helden, Kind' und Friede,
Schlaft wohl in Ewigkeit,
Ihr lebt im deutschen Liede
Hochherrlich alle Zeit!

„Zum heiligen Krieg" heißt das von Müller gedichtete Kriegslied für 1870, mit dem Refrain:

Habt Acht, der böse, böse Feind,
Der grimme Corsenwolf erscheint,
Die Trommel ruft, die Fahne fliegt,
Schlagt zu, bis der Tyrann erliegt!
Zum Eisen, zum Eisen!

Rückert hat bekanntlich derbvolksthümliche Spottlieder auf die Franzosen und ihre Marschälle, auf Bandamme, „welchen Gott verdamme", auf Ney u. a. gedichtet. Diesen Vorbildern nach singt Wolfgang Müller einige Lieder, deren Stil einen holzschnittartigen Charakter hat: „Gegen den uralten Feind", „Wir schlagen dich, wir jagen dich", „Du willst uns civilisiren", „Die wilde Jagd":

Hyäne, Bajaine in Mexicos Gau, hurrah!
Du wurdest geprügelt ganz grün und ganz blau, hurrah!
Du hast nur gepoltert, dann bist du geflohn,
Du feiner, du kleiner, gemeiner Patron!
Hurrah, hurrah, hurrah,
Die deutschen Schützen sind da!

Und Herr Palikao, genannt Montauban, hurrah!
Gold stahlst du in China und auch Porzellan, hurrah!
Die Schätze, die frech du zusammengerafft,
Die hast du den Herren Parisern verkauft.
Hurrah, hurrah, hurrah,
Die deutschen Schützen sind da!

Le Boeuf, der Ochse im Deutschen es heißt, hurrah!
Du bist im französischen Heere der Geist, hurrah!
Gloire, wie achtst! Komm nur ins Revier,
Wir fassen am Horne das geistreiche Thier.
Hurrah, hurrah, hurrah,
Die deutschen Schützen sind da!

Dagegen werden König Wilhelm, Graf Bismarck, der junge Fritz in Lobgesängen gefeiert.

Auch die „Kriegs- und Friedenslieder" von Julius Rodenberg gehören in der Mehrzahl einer frühern Zeit an. Die Sammlung beginnt mit einem Tagebuchblatt: „Auf den Trümmern Strasburgs"; es folgen sechs Helenalieder zum 18. October 1857: „Trutz Frankreich", die bereits damals bei Hoffmann und Campe erschienen waren. Die Verleihung der Helenamedaille an deutsche Krieger begeisterte Rodenberg's Muse zu diesen poetischen Kriegserklärungen gegen den Napoleonismus, von denen die beiden letzten: „An dem Dom der Invaliden" und „Geisterappell", offenbar den meisten Schwung haben. Der zweite Theil: „1866", enthält ein „Lied vom Kaiser" und einen lyrischen Kalender mit „Denkversen", die sich an die einzelnen Monate knüpfen. In der Abtheilung „Zwischen Krieg und Frieden" findet sich das kräftige Gedicht: „Was uns noththut", dessen drei letzte Verse lauten:

Wir stehn hier und bekennen,
Daß uns ein Band vereint,
Das keine List zertrennen
Und lösen soll kein Feind!
Wir stehn nicht, weil wir dürsten
Nach eitlem Siegesruhm:
Wir stehn mit unsern Fürsten
Für Deutschlands Heiligthum!

Als Wächter und als Hüter
Stehn wir auf diesem Platz,
Für unser bestes Güter,
Für unsern besten Schatz.
Freiwillig nicht — — getrieben
Stehn wir mit nackem Schwert:
Für alles, was wir lieben,
Für alles, was uns werth!

— Noch ist kein Wort gesprochen,
Noch steckt der Schuß im Lauf,
Noch ist kein Pact gebrochen ....
Doch kommt der Tag — dann auf!
Dann mag die Trommel rollen
Zu Leben oder Tod:
Wir wissen, was wir sollen,
Und wollen, was uns noth!

Das Hauptgedicht Rodenberg's aus dem Jahre 1870: „Nach Paris", haben wir bereits im Feuilleton d. Bl. erwähnt; ebenso das beste unter den sechs Zeitgedichten von Albert Traeger: „Cäsar, die Todten grüßen dich." Das Gedicht: „Vergeßt die Freiheit nicht", schließt mit dem Verse:

Der letzte Kampf um alle höchsten Güter,
Daheim wie draußen sei er ausgefochten,
Des Rechtes sind wir und der Wahrheit Hüter,
Und ihnen wird des Sieges Kranz geflochten;
An jenem Thron erkennet das Gericht:
Gewalt und Meineid hat auf ihm gethront,
Von steiler Knechte Eigensucht behütet, —
Wo sind sie, nun er morsch zusammenbricht?
Vergeßt, vergeßt die Freiheit nicht!

Von den „Zeitgedichten" von Gustav von Meyern haben einige durch die „Gartenlaube" eine weltweite Verbreitung gefunden:

Herunter vom Sattel den Reiter,
Du feurig französisches Roß!
Auf, bäume dich, trag' ihn nicht weiter,
Denn lange beim Herbstlaub floß.

„Die Schmiede von Weißenburg" ist ein kräftiges Lied deutscher Freiheit:

Das war die rechte Schmiede,
Die Schmiede von Weißenburg,
Da glühte der goldene Friede
Der Deutschen durch und durch!

Das war die erste Feier,
Die glücklichs Tage verheißt —
Da wurden der Preuße und Baier
Im Feuer zusammengeschweißt!

„Europas Riesenkokette", Paris, wird, wie Lutetia von Wilhelm Jensen, besungen:

Verführerisch Ungeheuer,
Nun zeige des Zaubers Gewalt,
Nun sprühe der Augen Feuer:
Die Blitze, sie treffen kalt!

Digitized by Google

Nun lasse die Minen springen
Und schnüre den Gürtel fest,
Den Gürtel mit siebenzehn Ringen,
Daß keiner dich verlästr,

Denn würde von ihnen allen,
Die böser Zauber dir gab,
Ein einziger Ring nur fallen,
So fällt auch der Gürtel herab,

Und an derselben Stätte,
Die deinen Triumphen geweiht,
Hast du, sündhafte Kokette,
Zur ewigen Reue Zeit!

Das „Soldatenlied", „Das Völkerschach von 1870", „Vor Metz" haben gesunden Humor, der nur hin und wieder in den Bänkelsängerton verfällt. Zart empfunden ist das Gedicht: „Die Kinder der Nacht"; schwunghaft „Germania":

Wenn die Feuer lodern in dunkler Nacht
Auf todesbangem Gefild,
Und der Deutsche lagert zur Völkerschlacht —
Was träumt er so süß in die Flammenpracht,
Als säh' er ein Zauberbild?
Eine Jungfrau, schön wie sein Heimatland,
Den Adler zu Füßen, den Kranz in der Hand,
Germania, leuchtet ihm vor.

Ansprechend wie die Gedichte von Meyern sind auch die „Zeitstimmen" von Hermann Grieben, es weht ein frischer Hauch vom Rhein durch diese Gesänge. Da sieht der Dichter im Rheingau die schattenhaften Gestalten der Kaiser, die Geister Stein's und Arndt's vorüberziehen und mahnt, gegenüber den verschiedenen Stimmen, die ihm ertönen, endlich einmal die Fehde „um des Kaisers Bart" zu schließen. Er liebt überhaupt die alte Reichs- und Kaiserromantik nicht, und wenn er den Königsstuhl von Rense besingt, so ruft er am Schluß aus:

Schon kommt, ich hab's vernommen,
Im Sturm der Waffen naht
Willkommen, allwillkommen
Der Mann der neuen That,
Der hoch im Königsstuhle
Als deutscher Siegesheld
Mit Schwert und Federspule
Das neue Reich bestellt.

Auf der „Burg zum Stein" besingt er den alten Freiherrn:

Dies ist der Deutschen Edelstein
Und Eckstein im Gewitter,
Wie Sonnenschein so makellrein,
Der beste deutsche Ritter.

Ebenso besingt der Dichter Ernst Moritz Arndt. Von edler Hallung sind die Gedichte: „Blut und Eisen" und „Allerseelen".

Unter den „Klängen vom Main" von Christian Schad findet sich ein wohlgelungenes Gedicht: „Kriegerhort", dessen erste Verse wir hier mittheilen:

O sommergrünes deutsches Land
Vom Alpenfirn zum Dünensand —
Wo hoch im Blau die Adler fliegen
Bis wo im Horst die Reiher liegen —
Du unausdenkbar schönes Reich,
Dem keines steht auf Erden gleich:
Rauft deine Jungen, deine Alten,
Des Kriegeramtes recht zu walten.

O Armbrustschwe, Hochlandstug,
O Männerwall zu Schutz und Trutz;

Du Auge, fest und falkenhelle;
Herz, hoch und frei wie Meereswelle;
Du felsenstarke, sichre Hand:
Ihr knüpft ein Band ums Vaterland;
Gegrüßt von nah, gegrüßt von ferne,
Steht ihr geschart dicht wie die Sterne.

In den übrigen Gedichten verknüpft sich meist modernes Naturgefühl mit kriegerischer Begeisterung, z. B. in den Liedern: „Lerche, stell' dein Singen ein", und „Tann' und Eiche zittern sehr". Die Ballade: „Bazeilles. Zween Schüsse", hätte durch gedrungenere Fassung gewonnen. Vorliebe für altdeutsche Wendungen und Bilder spricht sich mehrfach in den Gedichten aus; so nennt der Dichter die „Stillen, dunkeln Schwestern" Walkyren der neuen Zeit.

Ein anderer, mit Vorliebe altdeutscher Dichtung zugewendeter Poet, Karl Simrock, schwingt seinen Bersharnmer wie Wieland der Schmied; er singt meist in derbem, muskelkräftigem Stil, unbekümmert um melodischen Fluß. Das Gedicht: „Childerich und Basina", hält in einer Romanze aus der Frankenzeit den spätern Herrschern Frankreichs einen unwillkommenen Spiegel vor. Den Franzosen wird mit deutschen „Hieben" tüchtig zugesetzt, Lutetia nicht in prophetisch schwunghaften Strophen angeklagt, sondern ganz sans façon behandelt:

Sä't Salz hinein, wenn nun die alte Babel
Im Kothe liegt, von dem sie Namen hat,
Streut reichlich Salz', indem des Pfluges Schnabel
Den Boden zieht der eitetn Sündenstadt,
So reichlich Salz, daß man hie an den Nabel
Durchwaten kann die viel entwehlte Statt,
Eh' ein Geschlecht so ungeheurer Thoren
Wie diese wieder werde draus geboren.

In dem Gedicht: „Voyage en Espagne", wird die französische Geographie verspottet; in „Kugelspritzencultur" das Marschiren an der Spitze der Civilisation; in „Alle miteinander" die Neutralität der Völker mit dem Stichwort: „Der Teufel ist neutral." In dem Gedicht: „Frage und Antwort", wird der Rhein sehr treffend als unser „heil'ger Mittelstrom" bezeichnet.

Der Veteran schlesischer Dichtkunst, Karl von Holtei, erscheint in den „Liedern eines Alten" als der Taufpathe der Sammlung: „Für Straßburgs Kinder", und als der eigentliche Festredner; er pflanzt ein „Strasburger Tannenbäumchen" am Eingang auf; er nennt es „Deutschlands erste nächste Pflicht", durch Liebe sich verständlich zu machen:

Dazu ist dieses Fest geeignet,
Der Liebe Fest in deutschen Gaun;
Ihr sollt auf kleinen Tannenbäumchen
Die Weihnachtskerzen fröhlich schaun.

Nach wißt ihr nicht, was sie bedeuten.
Doch mer Geduld, ihr lernt es bald,
Wie's heut aus unserm Wald erschallet,
Schallt's einst zurück aus euerm Wald.

Dann sagt ihr wol am heil'gen Abend,
Beschenkend Kind und Kindeskind:
„An solchem Abend war's, was wieder
Zu Deutschen wir geworden sind!"

Holtei pflegt in den mitgetheilten Gedichten die Anekdote und das Genrebild. Ein „Richtiger von der großen Nation" fragt, wo die „Provinz Landwehr" liege, der Dichter gibt ihm über diese „ziemlich große Provinz" die

Digitized by Google

nöthige Auskunft und räth der „groß-erhabenen Nation“ am Schluß, die „Klippschulen zu verbessern“ und französische Knaben lernen zu lassen, „wo sie's Land Landwehr“ zu suchen haben. Allerliebst ist das kleine Genrebild: „Als ich Freitags gegen Abend.“ Der Dichter wandelt am Oberufer hin und sieht aus einem leeren Fischkasten kleine Kinderköpfe hervorgucken:

Ei, die „spielen Fische“, dacht' ich,
Aber als ich näher sah,
Auf den Grund des Kastens blickend, —
Rathet, was entdeckt' ich da?

Aermlich, sauber doch bekleidet
Hocken ihrer fünfe hie
Wie in einem Nest beisammen,
Und sie zupften still Charpie.

Reingewaschne Leinwandstecken
Hielt die schwache Linke fest,
Eifrig zupfte dran die Rechte,
Schweigend saß das ganze Nest.

Aus den Kinderangesichtern
Leuchtete ihr deutsches Herz,
Gleich wie wenn es ahnend fühlte
Unsrer tapfern Duldet Schmerz.

Strich wie wenn sie mitempfänden,
Welche ernste, heil'ge Pflicht
Ihre Fingerchen vollbrachten,
Für ein Spiel galt's ihnen nicht.

Und als der Dichter ihnen kleine Münzen zuwarf, rufen die dünnen hellen Stimmchen:

Hurrah, das kommt in die Büchse,
Unterm schwarzen Kreuze dort!

Dies Genrebildchen ist vielleicht das ansprechendste und rührendste in der Kriegsliederpoesie des Jahres 1870.

**Rudolf Gottschall.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Dante-Literatur.

1. **Dante Alighieri, seine Zeit, sein Leben und seine Werke. Von J. A. Scartazzini.** Biel, Steinbrüel. 1869. Br. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Nach Wegele's anerkanntem Werke ist dies der zweite tapfere Anlauf, Zeitalter, Lebensentwickelung und Wirken Dante's vollständig und zusammenhängend darzustellen; neben beiden ist kein drittes deutsch geschriebenes Werk der Art zu nennen. Wegele's und Scartazzini's Leistungen unterscheiden sich indeß schon in der Aufgabe, die sie verfolgen, wesentlich voneinander; denn während jener die Erscheinung Dante's lediglich vom weltgeschichtlichen Standpunkt als Glied in der Kette der mittelalterlichen Culturentwickelung auffaßt, deshalb über manches einzelne sich weniger in die Breite ausläßt und den ganzen Stoff bündiger zusammenhält, geht die Absicht des Verfassers vorliegender Schrift gerade auf möglichste Vollständigkeit nach allen Seiten hin, zugleich aber darauf, durch populäre Haltung einen viel weitern Leserkreis für den Gegenstand zu gewinnen, als es dem Wegele'schen Werke bei seiner streng wissenschaftlichen Tendenz möglich wurde. Doch ist letzteres nicht mißzuverstehen. Scartazzini faßt meistens auf eigener Quellenforschung und seine Arbeit bietet keineswegs blos das Bekannte vollständig und in ansprechender Form, sondern der Verfasser nimmt auch über verschiedene unsichere Punkte, ohne Beeinträchtigung des Hauptzwecks, die Untersuchung neu auf und führt sie selbständig zum Ziel.

Die Einrichtung des Buchs entspricht sowol den praktischen Zwecken des Unternehmens als tiefer begründeten Rücksichten des zur Behandlung kommenden Stoffs. Dieser zerlegt sich in sieben Hauptabschnitte: dieselben umfassen der Reihe nach die allgemeinen Zeitverhältnisse in poetisch-kirchlicher und culturgeschichtlich-literarischer Hinsicht in Italien wie speciell in Florenz; das Jugendleben des Dichters, seine erste Entwickelung, Studien, Freundschaften, Liebe und Liebespoesie; Dante als Krieger, Bürger und Staatsmann bis zur Verbannung aus der Heimat; seine innere Entwickelungsgeschichte im Zusammenhange, sammt ihren Conflicten zwischen irdischer und überirdischer Liebe, zwischen Philosophie und Glauben; seine schriftstellerische Thätigkeit im Bereiche der Dichtkunst, der Sprachforschung und literarischen Aesthetik, der Philosophie und Politik, sowie die Bedeutung seines Briefwechsels; die Wanderungen des Verbannten, die getäuschten Hoffnungen auf Verwirklichung seines national-politischen Ideals und auf Heimkehr in die Vaterstadt, Tod und Charakterbild des Mannes; zuletzt sein Lebenswerk, die „Commedia“, nach ihrem Ursprunge, ihrer poetischen Form, ihrem sittlich-religiösen Grundgedanken und der Gestaltung desselben in den organischen Bestandtheilen der Dichtung. Jedes dieser sieben Bücher bildet etwas Abgeschlossenes, und doch greifen sie mit ihren Fäden so tief ineinander, daß sie fortwährend sich gegenseitig ergänzen, erläutern, in das richtige Licht stellen. Dante's Werke z. B. spielen ihre verschiedene Rolle in sämmtlichen Abschnitten, je nachdem sie als Quelle für die äußere oder die innere Lebensgeschichte des Dichters, oder zum Belege für seine schriftstellerische Entwickelung dienen, oder ein jedes selbständig in seiner literargeschichtlichen Bedeutung gewürdigt wird. Mit sinniger Auswahl hat der Verfasser alle funfzig Kapitel, in welche sein Buch einschließlich der allgemeinen Einleitung zerfällt, mit bezeichnenden Mottos aus Dante's Schriften ausgestattet, dazu die ganze Darstellung mit Beweisstellen von Dante, besonders aus der „Commedia“, durchwebt, überhaupt den Dichter allenthalten, wenn es irgend anging und dem Zwecke förderlich schien, für sich selbst sprechen lassen.

Wo die Dinge nicht klar vorliegen, geht der Erzähler zu kritischer Erörterung über, legt die wesentlichen Momente des Widerstreits einfach und deutlich zur Entscheidung vor und trifft diese in möglichst unbefangener Weise. Man muß sagen, diese Lebensgeschichte Dante's ist so objectiv, als sie nach Art des Gegenstandes und Beschaffenheit der vorhandenen Quellen und Vorarbeiten nur sein kann. Ueber die letztern beiden gibt der Verfasser bei mehrern Gelegenheiten zusammenhängende Rechenschaft,

Digitized by Google

unter anderm zu Anfang des zweiten Buchs, mit welchem die Darstellung des Lebens beginnt. An manchen Stellen wäre die Angabe der Quelle unter dem Texte, wenn nicht für den gewöhnlichen Leser, doch für den denjenigen, der sich ernstlicher mit der Sache beschäftigt erwünscht gewesen; denn auch einem solchen wird es nicht gerade gegenwärtig und doch von Interesse sein, wo er z. B. die Mittheilung Landino's von einem gelehrten und beredten Nachkommen Dante's noch im 15. Jahrhundert in Ravenna zu suchen habe: jedenfalls steht er zuerst vergebens in der „Vita" nach, bis er sie nach längerm Suchen in dem Commentar zu „Inferno", XXVII, 40 vorfindet. Um mit dem Aeußerlichen des Buchs abzuschließen, sei bezüglich des Stils, der im allgemeinen klar und fesselnd ist, bemerkt, daß demselben an manchen Stellen eine bildungere Form zu wünschen wäre, wodurch das Maß des Ganzen, ohne Einbuße an Deutlichkeit, einige Kürzung erfahren hätte. Daneben mag noch die consequent festgehaltene Schreibweise „ptolomäisch" anstatt „ptolemäisch", gewiß nur ein Druckfehler, als solcher anzuerdenn auf der Geschlechtstafel S. 98 das Geburtsjahr „1267" anstatt „1265", zur Verbesserung empfohlen werden.

Nun einige Bemerkungen, welche den materiellen Inhalt des Werks betreffen. Zuerst bedarf einiges wenige der Berichtigung. Wenn in dem Verbannungsdecret gegen Dante vom 27. Januar 1302 die Geldstrafe zu 8000 Lire angegeben wird, so stimmt dies nicht mit dem urkundlichen „de libris quinque millibus florenorum parvorum" bei Fraticelli, „Vita di Dante", S. 150; auch Begele („Dante's Leben und Werke", S. 142) berichtet wie der Verfasser, trotzdem er am Schlusse den Wortlaut der Urkunde mittheilt. Beide schreinen ihre Summe nicht der Urkunde selbst, sondern der urkundlich nicht belegten Angabe in „Pelli memorie" (1823, S. 105) entnommen zu haben. An eine Gleichheit beider Werthe ist doch wol nicht zu denken. Ferner ist S. 420 das Datum des letzten Rückberufungsdecrets vom Jahre 1316 aus dem 11. September in den 11. December umzuändern (Fraticelli, „Vita", S. 255). Dann in der von Boccaccio entlehnten Charakterschilderung, wo es heißt: „Sehr begierig war er nach Ehre und Prunk, zufällig noch mehr, als es sich seiner ausgezeichneten Trefflichkeit geziemt haben würde", mußte das per avventura des Originals offenbar nicht mit „zufällig", sondern mit „vielleicht" übersetzt werden.

In einigen Stellen scheint der Verfasser mit zu großer Sicherheit vorzugehen, aus der bloßen Wahrscheinlichkeit ohne rechte Befugniß Gewißheit zu machen. So wenn es mal im dritten, vierten und sechsten Kapitel des sechsten Buchs, wo er von den Zeitpunkten des Aufenthalts in Paris, in Lucca und Verona mit einer Bestimmtheit spricht, als ob darüber gar keine Zweifel laut werden dürften. Ebenso wird der Brief Dante's an die Cardinäle, der in chronologischer und sachlicher Beziehung noch immer räthselhaft bleibt, als ein zweifellos klarer Text behandelt und im letzten Kapitel des genannten Buchs verwendet. Höchst unsicher ist auch im zweiten Buch die Behauptung von Brunetto Latini, dem Jugendlehrer Dante's, er habe in seinen Werken die Sterndeutung verdammt, und die daraus für die Interpretation von „Inferno", XV, 55 gezogene Folgerung, daß der Lehrer demgemäß wol nicht seinem Schüler aus den Sternen geweissagt habe, wie einige der ältesten Commentatoren bezeugen. Vielleicht folgte der Verfasser hierin der Bemerkung von Philalethes zu dieser Stelle, Brunetto verdamme in seinen beiden Werken die Sterndeutung. Es läßt sich aber weder in dem betreffenden Kapitel des „Trésor" (ed. Chabaille, S. 148) noch in dem des „Tesoretto" (Kap. 10) eine Verdammung der Astrologie finden, vielmehr dort nur ein Schweigen davon, während ohne weiteres der nothwendige Einfluß des Laufs der Gestirne auf Entstehen und Untergang aller irdischen Dinge festgestellt wird; hier eine gestissentliche Rücksichtung, den Gegenstand zu berühren, indem der Dichter die „Natura" sagen läßt, daß sie zur Vermeidung von Irrthümern sich nicht darüber aussprechen wolle, ob außer dem natürlichen Einfluß der Gestirne ihnen noch eine andere vorausbestimmende Macht verliehen sei.

Wichtiger ist die Bestimmung der Chronologie einiger Schriften Dante's, insbesondere der „Monarchia". Während die gewöhnliche Meinung, nach dem Vorausgange Boccaccio's, dahin geht, daß die Schrift in Zeit und Anlaß mit dem Römerzuge Heinrich's VII. zusammentreffe, schließt sich der Verfasser den Gründen K. Witte's an, welche sich für einen viel frühern Ursprung, bis in die Jahre vor der politischen Wirksamkeit Dante's zurück, entscheiden. Aber weder die bescheidenen Anfangsworte des Buchs, welche nur für einen angehenden Schriftsteller passen sollen, noch die Beschränkung, der Gegenstand sei von andern bisher nicht behandelt worden, wogegen sich aus den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts allerdings einige Schriften des Inhalts vorfinden, noch auch das Fehlen der Bezugnahme auf die Bulle „Unam sanctam" vom Jahre 1302 vermögen einen so frühen Ursprung glaublich zu machen; denn das eine wie das andere gestattet immer noch eine abweichende Erklärung. Freilich sind die Gegengründe, welche sich aufführen lassen, ebenso wenig durchschlagend, aber sie schienen jenen doch wenigstens die Wage zu halten und geeignet, die Entscheidung weiter zu suspendiren. Zuerst setzt die Andeutung des politischen Gesinnungswechsels beim Beginn des zweiten Buchs und die Unterscheidung von anfänglich oberflächlicher Betrachtung, nachher tieferm Eindringen in den Gegenstand wol einen längern Zeitverlauf dazwischen voraus, als daß beides zugleich in die Jugendzeit des Dichters gesetzt werden könnte; dann aber drängt die Uebereinstimmung zwischen dem zweiten Buch, Kap. 3—5, und „Convito", IV, Kap. 4, 5, welche beiderseits von der Kaisertheorie handeln, in einer Weise, wonach letzteres als ein erster Entwurf, jenes als die weitere Ausführung erscheint, zu der Annahme, daß die „Monarchia" später und zwar nicht lange nach dem „Convito" abgefaßt sei; auch der Brief Dante's an die Florentiner vom Jahre 1311 entwickelt in Kürze dieselbe Auffassung. Empfiehlt es sich da nicht, diese drei Stücke in der Zeit möglichst nahe zusammenzuhalten? Und wenn das „Convito", worauf bestimmte aus ihm selbst entnommene Zeugnisse hinweisen, etwa in das Jahr 1309 zu stellen ist, kommt es dann nicht bezüglich der „Monarchia" ungezwungen auf die alte Annahme hinaus, daß erst das Erscheinen Heinrich's VII. den Anlaß zu einer vollständigen Entwickelung der Kaisertheorie geboten habe?



Digitized by Google

Noch auf einen besondern Punkt im „Convito" und in der „Monarchia" ist zur Bestimmung der Zeitfolge beider Schriften Gewicht gelegt worden, nämlich auf die Aussprache bezüglich des Adels. Dort wird im vierten Tractat die landläufige Meinung verworfen, daß altvererbter Besitz, feine Sitten und lange Geschlechtsfolge adelich machen, und statt dessen der Satz begründet, Adel sei da, wo Tugend; in der kurzen Stelle der „Monarchia" dagegen (II, Kap. 3) heißt es: die Menschen werden durch das Verdienst der Tugend, sei es der eigenen oder der der Vorfahren, geadelt, mit dem nicht gerade harmonirenden Zusatze: denn Adel ist Tugend und alter Reichthum. Wegele („Dante's Leben", S. 191) hält jene Auffassung für die jugendlich ideale, die letztere für die gereiftere des politischen Mannes und folgert daraus die spätere Abfassung der „Monarchia". Indeß genauer angesehen, verschwindet im wesentlichen der angenommene Unterschied. Derselbe wäre vielleicht vorhanden, wenn der Dichter in der Canzone des „Convito" sich darauf beschränkte, zu sagen: „E gentilezza dovunque virtute": er fügt jedoch ausdrücklich hinzu: „Ma non virtute ov' ella", womit er das Vorhandensein des Adels auch außer der Tugend zugibt, und erläutert dies in Kap. 19 mit bestimmten Worten dahin, daß der Adel sich weiter erstrecke als die Tugend und auch in mancherlei andern Trefflichkeiten Frucht treibe. Es stimmt also nicht mit Dante's Worten und Meinung, wenn unser Verfasser sagt, im vierten Tractat des „Convito" sei das Wesen des Adels nach der Formel entwickelt: „Wo Tugend, da Adel, wo keine Tugend, kein Adel." Hiernach scheint Dante im „Convito" keineswegs ernstlich Adel mit Tugend als identisch zu fassen, sondern er richtet nur mit poetischer Energie die Mahnung an den Adel, er möge sich, um seiner Idee zu entsprechen, stets durch Tugend auszeichnen, übereinstimmend mit der Anrede an seinen Ahnherrn Cacciaguida in der ersten Terzine „Paradiso", XVI, wo er das eigene adelige Blut nicht geringschätzt, aber zugleich den Adel einem rasch sich verkürzenden Mantel vergleicht, wenn demselben nicht täglich neue Verdienste zuwachsen. Jene Worte der „Monarchia", in welchen Dante nicht als philosophischer Dichter, sondern als Staatsmann, und zwar nicht eben mit logischer Schärfe, von dem Adel spricht, wollen auch nichts anderes sagen, als daß der Adel seinen Ursprung in Tugend oder Trefflichkeit habe und mit ihr verbunden sein müsse. Schon Dante's Lehrer, Brunetto Latini, hatte in seinem „Trésor" (ed. Chabaille, S. 343) das Wesen des rechten Adels in der Erhebung über die gemeinen menschlichen Dinge, in dem vernünftigen Willen und in der Tugend gesehen und war doch gewiß sowenig wie sein großer Schüler jemals willens, dem Adel im Staate seinen Bestand abzusprechen oder denselben zu einer Charaktereigenschaft zu verflüchtigen. Die erwähnten Stellen im „Convito" und in der „Monarchia" scheinen also nicht dazu angethan, aus ihnen die Zeitfolge beider Werke herzuleiten; die Frage aber nach dem frühern oder spätern Ursprung der „Monarchia" mag noch bis auf weiteres als eine offene gelten.

Endlich ein Wort der Bestimmung und des Zweifels über die Art, in welcher der Verfasser das schwierige Verhältniß der Liebe und Untreue Dante's in buchstäblicher und symbolischer Beziehung auseinandersetzt. Es ist höchst ansprechend, wie er an mehrern Stellen so warm für die Wirklichkeit der Liebe Dante's zu einer irdischen Jungfrau eintritt, so entschieden die kalte Einbildung derjenigen zurückweist, die darin schlechterdings nichts anderes als ein dichterisch eingekleidetes Symbol sehen wollen, und dann so schön und wahr den leisen Uebergang vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen zu finden weiß. Aber die verschiedenen Stellen, welche davon handeln, stimmen nicht genau miteinander überein. Während der Verfasser das eine mal ausruft: „Auf immer würde ich meinen Dante von mir werfen, wenn ich bei den einfach rührenden Gedichten der «Vita nuova» nicht an ein menschliches, reelles Wesen, sondern nur an eine abstracte Personification denken müßte", ist er anderswo doch geneigt, des Dichters Jugendliebe in erster Linie auf eine Idee zu beziehen, welcher die sterbliche Beatrice nur zur Unterlage diente, sodaß seine Liebe zu ihr nicht sinnlicher, sondern geistiger Natur gewesen sei. Wer aber die drastisch-naturwahre, dabei scholastisch-zergliedernde Schilderung der einzelnen Symptome, in welchen nach dem Bericht der „Vita nuova" bei Dante sich die erste Empfindung der Liebe verrieth, physiologisch erwägt, der muß die Anschauung gewinnen, daß die Wirkung bei ihm keine andere gewesen, als die unser moderner Goethe ebenso naturwahr in den Worten schildert:

Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide —

also eine so sinnliche Wirkung, wie sie nun einmal der Liebe Gott seinen Menschenkindern in diesem Verhältnisse, sei es auch das reinste, verliehen hat. Es ist wahr, Dante pflegte von früh auf neben dem buchstäblichen stets noch einen allegorischen Sinn im Auge zu behalten, und so war es seiner Natur und Stimmung, wie der des Zeitalters überhaupt ganz gemäß, hinterher im „Convito" und in der „Commedia" seine Liebe in das rein Geistige zu erheben und dieselbe als Sinnbild der göttlichen Lehre zu dem entscheidenden Factor in der dichterischen Verherrlichung seiner Geistesgeschichte zu machen. Auch seine Untreue gegen Beatrice und die schließliche Rückkehr zu ihrem Andenken werden von dem Verfasser mit vollkommenem Rechte als ihrem Ursprunge nach wirklich und persönlich, dann erst von dem Dichter symbolisch für seine poetischen Zwecke verwendet angenommen; nur muß entschiedener Protest eingelegt werden gegen das wiederholte strenge Urtheil über Dante wegen dieser begangenen Untreue. Was soll der weniger kundige Leser sich darunter vorstellen, wenn der Verfasser in moralischer Entrüstung ausruft: „Wir möchten freilich dieses schwarze Blatt aus der Geschichte seines Lebens entfernen", wenn er gar von einem „Laster" redet, welchem Dante „gefröhnt"? Muß er nicht irgendeine Schändlichkeit vermuthen, anstatt daß wir nur so viel wissen, er habe nach dem Tode Beatricens einige Zeit lang Neigung für eine andere Jungfrau gefaßt, ohne den mindesten Grund zu dem Verdacht, daß diese Neigung in das Unehrenhafte ausgeartet sei? Sie scheint im Gegentheil ebenso anspruchslos gewesen zu sein wie die Liebe zu Beatrice. Und könnte denn jemand im Ernst, der das schriftstellerische Schaffen Dante's als das natürliche Ergebniß seiner Geistes- und Gemüthsentwickelung

Digitized by Google

betrachtet, aus der letztern jenes „schwarze Blatt“ hinwegwünschen und damit alle die herrlichen Blätter aus der „Vita nuova“ und der „Commedia“, die von der Untreue und der Reue darüber so entzückend berichten, herausreißen wollen? Der Verfasser will das sicherlich nicht, aber sein rigorofes Urtheil müßte folgerichtig ihn dahin führen.

Abgesehen von diesem und noch einem andern Punkte ist die innere Entwickelungsgeschichte des Dichters im vierten Buche meisterhaft entworfen. Der andere Punkt betrifft die Deduction von Liebe, Glauben und Hoffen als den wesentlichen und gleichberechtigten Elementen, die, miteinander ringend und sich in ihre Gegenbilder verkehrend, nach Ausweis der „Vita nuova“, in dem Jugendleben Dante's wirkend erscheinen sollen. Ohne Künstlichkeit läßt sich diese Ausführung nicht begründen: in der genannten Schrift herrscht vielmehr entschieden die Liebe, der Glaube meldet sich schüchtern unter Verhüllungen, die Hoffnung aber ist ohne alle selbständige Geltung nur insoweit vorhanden, als sie naturgemäß an der Liebe haftet. Nach des Verfassers Entwickelung gewinnt es den Anschein, als ob die drei Cardinaltugenden zusammen der eigentliche Gegenstand der „Vita nuova“ wären; dieser Anschein entspricht jedenfalls nicht dem richtigen Sachverhältniß. Freilich ist der Stoff des vierten Buchs ein so subtiler, in luftigen Regionen schwebender, daß feste Griffe hier nicht ohne Wagniß zu thun sind, und so darf wiederholt werden: der Abschnitt gehört zu den vortrefflichsten des Werks, wie dieses selbst in seiner ganzen Ausdehnung als eine wesentliche Bereicherung unserer Dante-Literatur bezeichnet werden muß. **Theodor Paur.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

---

## Politische Broschüren von 1870.

(Beschluß aus Nr. 11.)

7. Das Germanenthum und Oesterreich. Oesterreich und Ungarn. Eine Fackel für den Völkerfrieden. Von Arkolay. Darmstadt, Zernin. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Der Inhalt dieser 282 eng gedruckten Seiten, getragen von modern principiellem Bewußtsein, erfüllt von einem unerschöpflich erscheinenden, historisch diplomatischen Raisonnement, ist anzusehen als eine Stimme derjenigen wilden, antipreußisch-deutschen Politik, in welcher Preußens Gegner bei der Kriegserklärung vom Juli vorigen Jahres offenbar eine Allianz erwartet haben und auch gefunden hätten, wenn nicht eine höchste Weisheit nationaler Voraussehung es bestimmt hätte, daß — als ein fast einziges Beispiel in deutscher Geschichte — ein mächtiger, scheinbar unbesiegbarer Feind der fast vollständigen Gesammtheit Deutschlands, trotz des noch so frischen Bruchs von 1866, in einem hochdisciplinirten Lager offenbar unstörbarer Einheit begegnen sollte.

Dem Verfasser, der in den letzten zehn Jahren mit militärischen Schriften über „Gezogene Geschütze“, „Taktik der Neuzeit“ und „Mysterien der Artillerie, kritisch-didaktisch-historische Analyse des Kartätschenschusses glatter Rohre als Grundlage der Dreiwaffen-Taktik für Offiziere aller Waffen“ aufgetreten ist, steht jene Disciplin der historischen Wissenschaft vornehmlich zu Gebote, die man Völkerpsychologie nennt.

Die Veranlassung zu seiner Schrift ist keine andere, als die Sachlage, in welche die österreichisch-deutschen Interessen in Oesterreich durch die Ausschließung seines Einflusses einerseits aus Italien im Jahre 1859, andererseits aus dem deutschen Reiche im Jahre 1866 und endlich seitdem durch die föderalistische innerösterreichische Politik des Reichskanzlers Grafen Beust, ganz vornehmlich durch die seit 1849 für absolut unmöglich gehaltene Tendenz des national-verschönlichen „Ausgleichs mit Ungarn“, auch noch bis auf den heutigen Tag geratben zu sein scheinen.

Der Artillerist Arkolay ist zwar durchaus nicht mit den Fortschritten Preußens einverstanden; er nennt im Gegensatze zu den „Geschichtsverfälschern“ Treitschke, Sybel u. s. w. die Erfolge von 1866 ein „politisches Verbrechen“, und die aufgehißten Nordbundsfahnen einen „Frevel“, solange das Germanenthum „da unten“, in Oesterreich, mit Trauer seine Fahnen senkt; daß er aber dennoch eine sehr vorausschtsvolle politische Einsicht besitzt, ersehen wir, bei der seit Abfassung dieser Schrift eingetretenen neuen großen Situation, aus dem Hinweis auf dieselbe, wie er ihn schon auf seinen ersten Seiteu gibt. Er sagt:

So wie das patitische Deutschland, ähnlich wie in der besten Epoche der Kaiserzeit, wieder mehr ein Ausdruck des gesammten Germanenthums wird, sallen vermöge der stärkern patitischen Anziehungskraft die langezösen Stücke ganz von selbst an den Hauptkörper zurück; insbesondere wird dies von der Schweiz und von Holland gelten; ebenso kann dann Frankreich die schmählich gestahlenen deutschen Perlen Elsaß und Lothringen blos so lange noch halten, als Deutschland dies erlaubt.

Und weiterhin lesen wir die gleichfalls sehr wahre Bemerkung:

Die patitische Zerrissenheit Deutschlands war allerdings ein Unglück; aber sie bewirkt durchaus nichts gegen die Bestimmung und die Zukunft des Germanenthums. .... Aus diesem Conflict zwischen Deutschlands äußerm Nimbus und seiner innern Kraft, den das Ausland selbstgefällig ignorirte, sind eine Menge historischer Lustspiele ohne und mit Kanonendonner entsbanden, wovon hier als Orte der Handlung nur das Lechfeld, Zarndorf, Roßbach und Leipzig genannt werden sallen. Es kann sogar ein großes Glück bedeuten, daß die Germanen so lange an der vollen Entwickelung ihrer Kraft nach außen verhindert wurden, daß sie diese wider Willen schonen und für eine entfernetere Zukunft aufsparen mußten, während die Romanen ringsum fertig sind, von den Slaven aber niemand weiß, ob sie nach im Rinde- aber ab sie schon im Greisenalter stehen — vermuthlich das letzte! Ist mit dem zerrissenen Deutschland selbst Napaleon I. nicht fertig geworden, so wird das geeinte Deutschland der Meister Europas sein.

Zwar dünkt mich, der Verfasser verspräche in diesen letzten Worten etwas zu viel; dennoch aber wäre eine intellectuelle und föderalistische Meisterschaft des gegenwärtigen neuen Deutschland für das seit 1830 liberal gewordene Westeuropa, bei glücklicher Benutzung der gegen-



Digitized by Google

wärtigen Situation der Principien, keine blaue Unmöglichkeit.

In einer Schrift, die sich selbst eine „Fackel für den Völkerstreit" nennt, ist natürlicherweise nicht durchgehends eine correcte und zarstühlende Stilistik zu erwarten. Dennoch ist die Tendenz des Buchs so innerösterreichisch, daß die Angriffe gegen Preußen nicht vorwiegend sind, wenngleich der Verfasser das „große Maßengeheimniß" enthüllt, daß Preußen ein slawischer Staat und als solcher ein Gegner des Germanenthums sei:

Und ein solches Volk soll berufen sein, an der Spitze des reinen Germanenthums zu stehen? Nimmermehr! Preußen kommt nicht zu diesem Ziele, so wahr es einen Gott im Himmel gibt und ein deutsches Volk auf Erden!

Noch energischer und um vieles umfangreicher ist die Polemik gegen den Regenerator Oesterreichs, Grafen Beust, und das angeblich mit ihm gleichfalls gegen das reine Germanenthum verschworene Magyarenvolk. Arkolay sagt, daß er „1848 und 1849 als junger Mensch begeistert für die ungarischen Siege, erfreut über die österreichischen Niederlagen war"; und im Jahre 1870 ruft er aus:

Kann es einen größern politischen Wahnsinn geben als den, dem an sich ohnmächtigen Magyarenthum mit österreichischer Hülfe das Aufsehen und die Bedeutung eines Halbstaates zu verschaffen, damit es dann, zwanzigfach teuflischer wie der Teufel selber und Undank zum Danke stempelnd, dasselbe Oesterreich zerstören hilft? . . . Zum Henker mit einer solchen asiatischen Afterdemokratie, die zu ihren Anschlägen und Zukunftsplanen — fürstliche Archive braucht! u. s. w.

Wehe uns Herz muß dem Freunde dieser Zeit werden, wenn er also Völkerwunden, die er gerade jetzt geheilt glaubte, von unerwarteter Seite wieder aufbrechen sieht. Eine Fackel in der That ist dies Buch, eine Beleuchtungsfackel, die unheimlich phosphoreścirende Lichter auf des Germanenthums wichtigste Grenzpartien wirft. — Schnell ein anderes Bild!

8. Das politische Deutschland seit dem Prager Frieden 1866 —70. Von Victor Cherbuliez. Bern, Haller. 1871.

Wie sympathisch plaudert diese Darstellung der deutschen Zustände vor dem Kriege mit uns! Der Verfasser des französischen Originals gehört einer der angesehensten Intelligenzfamilien der Schweiz an. Deutsche wissenschaftliche Anschauungsweise und französische elegante Darstellungsmanier vereinigen sich in seinem Buche. Nur jemand, der die Zeit mit und durchlebt und durchdacht hat, kann so ins Detail eingehend, mit solcher historischen und diplomatischen Einsicht, mit solchem Verständniß bis in die kleinen Klauseln selbst unsers Parteilebens die Periode der geschichtlichen „Mainbrücke" schildern. Und doch wieder wuchert aus der Art des Vortrags jener Reiz des Fremden und an, jene schmeichelhafte Aufmerksamkeit, die aus der Ferne unsere Zustände beachtet, jene weltmännische Galanterie der — einst — großen Nation, die dem publicistischen Stoffe kosmopolitische Bedeutsamkeit abzugewinnen weiß. Diesem Buche sind schon früher, wie die Vorrede sagt, und auch Anfang 1871 wieder Vorwürfe gemacht, es sei nicht preußenfreundlich; und doch erscheint es uns, in Ansehung der Weltlage vor 1870, gerade so preußenfreundlich, als es vom Standpunkte einer 1866 neutral gebliebenen Nationalität nur irgend sein konnte.

Zum Beleg für diese Behauptung citire ich nur die Stellen, wo der Verfasser sein gediegenes Verständniß dieser Uebergangszeit von der Zolleinigung zur Reicheeinheit darlegt, indem er bemerkt: wie Europa gestaunt hätte, wenn Preußen am 26. Juli 1866 im österreichischen Waffenstillstande zu Nikolsburg diejenigen Grundsätze ausgesprochen hätte, unter denen es jetzt — in Bezug auf die innerdeutschen Verhältnisse — ein neues Reich errichtet! Der Verfasser sagt, daß damals für Preußen selbst die Sprache dieser föderalistischen, national-legitimen Principien eine „unmögliche" gewesen sei: und ihm will man von Preußen aus nun vorwerfen, daß er seine eigenen großpreußischen Grundsätze nicht immer in directer Aussprache, sondern bisweilen diplomatisch zwischen Anführungszeichen zu referiren versuchte?

Im Schlußkapitel behandelt der Verfasser allerdings die „ehrgeizigen Bestrebungen und die Gefahren der preußischen Politik" und wirft derselben vor: daß sie, „nicht zufrieden, Preußen auf Kosten Deutschlands zu machen, sich vorzubehalten scheine, Deutschland auf Kosten der öffentlichen Ruhe zu machen". Wenn es scheinen sollte, als sei diese Besorgniß durch den gegenwärtigen Krieg bestätigt worden, so kann man wenigstens sagen, daß das nationale und liberal-dynastische Deutschland mit den bisherigen Erfolgen zufrieden zu sein Ursache habe. Die Versöhnung Europas aber mit der nicht direct durch unsere Veranlassung eingetretenen Störung der öffentlichen Ruhe braucht aus den noch bevorstehenden Entwickelungen auch nicht ausgeschlossen zu sein. Bei der gegenwärtigen preußisch-deutschen Machtstellung wäre es doch wol nicht mehr nöthig, der neutral-internationalen Intelligenz die Preußenfreundlichkeit gar so schwer zu machen?

9. Wie wir wieder ein Volk geworden sind. Von Hermann Baumgarten. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Hirzel. 1870. 8. 12 Ngr.

Hermann Baumgarten ist die deutsche Autorität in Betreff der neuern Geschichte von Spanien. Der Umstand, daß die spanische Frage die Veranlassung des gewaltigen gegenwärtigen Kriegs geworden ist, muß die vielleicht zu sehr vernachlässigte Aufmerksamkeit auf den Südwestpfeiler des europäischen Staatenbaues von neuem beleben. Wir möchten sagen, man habe nur nöthig, Meyerbeer's „Afrikanerin" anzuhören, um an das Problem erinnert zu werden, das in den Culturentscheidungen beruht, durch welche die Iberische Halbinsel für Europa andere Welttheile einerseits eröffnet und andererseits verschlossen hat. Indessen darf man behaupten, daß der Geschichtsfreund, welcher sich von Hermann Baumgarten's „Geschichte Spaniens seit dem Ausbruch der Französischen Revolution" angezogen fühlt, das Geheimniß des ältern Napoleonismus in anderer Beleuchtung betrachten wird, als die banale Geschichte der Befreiungskriege sonst anzuwenden beliebt.

Die Stimme eines solchen Historikers über unsere heimische Nationalitätsfrage muß gerade unter den gegenwärtigen Zeitereignissen von hoher Wichtigkeit sein. Einer Ansicht, die in dem Buche von Cherbuliez eine Grundlage bildet (z. B. Vorrede, S. xxiii), begegnen wir auch hier: „Was 1805 in offener Feldschlacht miteinander

Digitized by Google

rang, das bekämpfte sich in Wahrheit unter uns seit drei Jahrhunderten.“ Doch ist Baumgarten kein unbedingter Verehrer der Reformation, denn „von da ab gab es keine deutsche Geschichte für Deutsche mehr“. Wie aus der damit begonnenen Zerklüftung heraus die deutsche Einheit durch die Entwicklungen des letzten Jahrhunderts in Staats- und Literaturleben von neuem gegründet worden ist, das ist der Inhalt des vorliegenden Aufsatzes. Die Wichtigkeit Preußens für eine solche Geschichtsaufgabe tritt auch hier in den Vordergrund. Daneben werden die liberalen Bestrebungen Süddeutschlands, die früher unbedingt antipreußisch erschienen, von einem zeitgemäßen höhern Standpunkt gewürdigt. Von unserer unglücklichen Revolution vor 22 Jahren ist gesagt: „Der Krieg von 1866 war das eigentliche Resultat der nationalen Erhebung von 1848.“ Das Vorwort dieser zweiten Auflage ist datirt: „Karlsruhe, Anfang November 1870.“

10. Kaiser oder König? Beitrag zur Klärung einer Tagesfrage. Von Ferdinand Gielmeister. Hamburg, Grüning. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diese Broschüre ist datirt: „Hamburg, November 1870.“ Sie hat mit ihren Wünschen nicht viel Glück, denn sie ist gegen den „Reichswahn“ und „will den Kaiser aus dem Spiele lassen“:

Wie man aber in dem protestantischen Norddeutschland an ein Kaiserthum denken kann, ist schlechterdings unbegreiflich. Einen protestantischen Kaiser hat es nie und nirgend gegeben. Ein solcher wäre ein innerlich unwahres Wesen u. s. w.

Diese Auffassung des Verfassers rührt daher, daß er die zwiefachen Grundrechte des römisch-deutschen Kaiserthums als eines ultramontan-universalen und eines national-germanischen nicht hinreichend sondert. Im Gegentheil, es ist erst von dem Augenblick an, wo Deutschland seinen Kaisertitel einem protestantischen Fürsten anvertraut hat, ein rein deutsches, also echt nationales Kaiserthum möglich, denn nur mit einem solchen, durch die Religion nicht nach Rom verpflichteten Souverain hört die Tendenz seines Titels zur Abhängigkeit von der römischen Infallib“ät und zur Anmaßung etwaiger universeller Ansprüche über andere Nationen auf. Die innerdeutsche katholische Kirche an sich ist damit nicht im geringsten gefährdet; sie kann vielmehr unter einem Kaiserthum von protestantischen Religionsgrundsätzen erst diejenige decentralisirte und nationale Selbständigkeit erlangen, deren Mangel nicht nur die gallikanische, sondern auch die hispanische Kirche bisweilen empfunden hat.

Als Motto führt der Verfasser die Worte der Lehnin'schen Weissagung an: „Recipit Germania regem.“ Abgesehen davon, daß wir diese kabbalistische Literaturcuriosität in ihrer Auslegungsfähigkeit nicht für so ganz unbedenklich halten, daß sie uns eine sozusagen kanonische Prophezeihung sein sollte, so ist dennoch der Begriff rex im mittelalterlichen Staatsrechtsfinne vielleicht deshalb dort angewandt, weil darunter der erwählte deutsche Imperator ohne die päpstliche Bestätigung verstanden wurde: bei dem ersten protestantischen Imperator aber fällt die Nothwendigkeit dieser Bestätigung eben fort. Uebrigens verweise ich hier auf H. von Sybel's Schrift: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich“, die schon 1859 in München entstanden ist.

11. Ueber Wappen und Banner des deutschen Reichs. Von A. M. Hildebrandt-Miesse. Berlin, Mitscher und Röstell. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese wenigen Blätter regen mit Recht zu der Bemerkung an, daß Schwarz-roth-gold eigentlich die Vereinigung der österreichischen Farben mit dem bedenklichen Roth seien. Für das neue Reich wäre darum vielleicht eine Zusammenstellung von Schwarz-Weiß mit Gelb oder Gold zu empfehlen.

Der Herausgeber fügt eine Tafel der Farben der deutschen Bundesstaaten bei, die aber unvollständig ist. Möchte ein intelligenter Buntdrucker uns nicht auf ein paar Bogen übersichtlich die Flaggen auch der einzelnen Provinzen und Städte anschaulich machen, damit das Publikum auf zukünftigen Nationalfesten namentlich sich leicht orientiren könne?

12. Die alten Reichslande Elsaß und Lothringen und ihre Stellung zum neuen Reiche. Eine Skizze von Gustav Lenz. Greifswald, Bamberg. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Schrift, ausgegeben am 22. November 1870, ist eine wohlmeinend raisonnirende Wiederholung der in Nr. 1 d. Bl. aufgeführten Geschichtsdarstellungen von Treitschke, Menzel, A. Schmidt und Usinger. Der Verfasser will die genannten Provinzen „wieder ungetrennt in den Schos des neuen Reiche aufnehmen“ und schließt seine Broschüre mit Hutten's oft citirten Worten: „O Zeit, o Jahrhundert, es ist eine Lust zu leben!“ Gerade mit Lothringen aber könnten sich Consequenzen verknüpfen, die nicht der dilettirende Publicist, sondern nur der systematische Diplomat zu beurtheilen vermag! Der Verfasser sagt:

In diesem Belgien, das uns die Erhaltung seiner absoluten Neutralität zu verdanken hat — wenn die Conservirung einer solchen zwitterhaften Selbständigkeit Dank verdient —, hat man, so wenig auch eine verlogene Presse es wahr haben will, unsern verwundeten Helden von Sedan Schimpf angethan und ihnen jede Lobung versagt.

Dies führt uns zum folgenden Hefte:

13. Berufung Belgiens auf das ruhige und billige Urtheil Deutschlands. Brüssel, Muquardt. 1870.

Diese Broschüre spricht im Namen Belgiens. Weil es den Belgiern zu Ohren gekommen ist, „daß deutsche Publicisten mit bitterer Empfindlichkeit ihnen vorwerfen, gegen die deutschen Soldaten grobe, ja feindselige Gesinnungen und dagegen für Frankreich eine Vorliebe an den Tag gelegt zu haben, die mit der Sorge um Belgiens nationale Selbständigkeit für unvereinbar erachtet werden dürfe“, darum ist dieses Schriftstück der Neutralitätspolitik erschienen. Den ersteren Vorwurf weisen mitgetheilte Zeitungsartikel der augsburger „Allgemeinen Zeitung“, sowie gerichtliche, persönliche und diplomatische Documente vollständig zurück. In Betreff des zweiten Vorwurfs, der verdächtigten Vorliebe für Frankreich, zumal in der Haltung der belgischen Presse, macht die Broschüre beachtungswerthe Bemerkungen, namentlich über die „Indépendance Belge“: Preußen habe, sich über die Schmerkungen dieses Blattes zu beklagen, viel weniger Grund als Napoleon III., den dasselbe nach seinem Sturze mit leidenschaftlichem Eifer verfolge; man finde in der jetzigen Haltung der „Indépendance“ viel weniger Feindseligkeit gegen Preußen,

Digitized by Google

als Sympathie für die neue Form der französischen Regierung; aber Deutschland thue Unrecht, dieses Blatt mit Belgien selbst zu identificiren; dasselbe sei Eigenthum einer von preußischen Kapitalisten gegründeten Gesellschaft geworden u. s. w.:

Doch es möcht sich — so sagt die belgische Beurtheilung ferner — in den gegen Belgien geführten Proceß nach eine schwerere Ungerechtigkeit, nämlich die aus jener Identificirung des Blattes und des Landes bedeutete Folgerung, daß Belgien, seiner Selbstständigkeit überdrüssig, Lust habe, zum Vortheil Frankreichs sich derselben zu begeben.

Die Schrift weist diese Zumuthung mit Entrüstung zurück und kommt zu dem Schlußsatze:

Während die Zukunft dieses unglücklichen Frankreich so räthselhaft war und dürftig, sein ferneres Schicksal in die dunkelsten Schleier verhüllt ist, da sollte plötzlich Belgien das Verlangen empfinden, sein eigenes Geschick mit dem Frankreichs zu verschmelzen! Weder Freiheit, noch Unabhängigkeit, noch Ehre, nach Ruhe, nach langjähriger Genuß eines erstaunlichen Wohlstandes wären im Stande, diese Anwandlung des Selbstmordes zu verdrängen? Gleichsam von der Anziehungskraft des Abgrundes überwältigt, empfinden seine Bewohner, Liberale wie Katholiken, Grundeigenthümer wie Gewerbsleute, keinen lebhaftern Wunsch mehr, als sich mit ihrem haßdasten Schützen, ihren thrannischen Interessen auf immer verschlingen zu lassen? Grechte, vernünftige Männer Deutschlands, sind dergleichen Vermuthungen für ernstlich und glaubhaft zu erachten? Es unterbreitet diese Frage eurem Gewissen und gesunden Verstande das verkannte, in seiner Ehre angegriffene Belgien.

14. Die Bedeutung des deutsch-französischen Kriegs im Lichte der Vergangenheit und Gegenwart. Vortrag, gehalten zu Barmen am 25. August 1870 von Theodor Weber. Barmen, Klein. 1870. 8. 5 Ngr.

Ein protestantisch-politisches Tractätlein von einer gewissen energievollen Originalität und nicht zu unterschätzenden historischer Intelligenz. Nach dem, was der Verfasser über Napoleonismus, Ältern und neuern, sagt, nehmen wir an, daß er noch mehr darüber sagen könnte, als er sagt, und daß er auch manche seiner geäußerten Gedanken anders aufzufassen erlaubt, als sie den äußern Anschein bieten. Weber sagt z. B.: „Napoleon I. war der Heros, der Testamentsvollstrecker der Revolution“; er hätte aber hinzusetzen sollen, daß er das werden konnte, weil er von maßgebenden Seiten her für ihre Gottesgeisel gehalten wurde. Auch meinen wir, daß unser Patriotismus nicht mehr nöthig hätte, jene pariser Revolution mit so viel Absehen zu behandeln, als der Verfasser thut; es ist wol endlich einmal Zeit, dieser leidigen Angewöhnung eines zelotisch-orthodoxen „Pharisäerthums“, die weniger klug ist als sie denken mag, eine Schranke zu setzen. Der gesammte Grundgedanke dieses Vortrags, der von dem zu entscheidenden Kampfe des Romanismus gegen den Germanismus, ist ein solcher, den wir Anhänger der heutigen Gestaltung Deutschlands durchaus nicht provociren sollten.

# Feuilleton.

## Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Aus der Besprechung des siebenten Bandes der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ von F. Gregorovius in der „Saturday Review“ vom 18. Februar wollen wir nur die Alexander VI. betreffende Stelle hier anführen: „Erst wenn wir bei der räthselhaften Gestalt Alexander's VI. anlangen, scheint die Treue seiner drei Verfasser(n) Schilderung fraglich. Allerdings hat eine außerordentliche Erforschung der handschriftlichen Quellen in letztern Jahren ein neues Licht auf den Charakter dieses Papstes geworfen und uns den finstern Thrannen, als welchen wir ihn bisher gekannt, als eine leutselige und nicht ungemüthliche Persönlichkeit gezeigt, die wenigstens dem Vergnügen ebenso sehr zugethan war wie der Intrigue. Gregorovius gibt indessen unserer Ansicht nach zu weit, wenn er, hierauf fußend, Alexander(s) diesen Wollüstling brandmarkt, der unfähig war, eine systematische Politik zu entwerfen, und dessen Ehrgeiz selbst beschränkt und egoistisch war. Der Wahrheit nach zeigt alles, was wir von diesem Papst als Staatsmann zu sehen bekommen, Tiefblick und Scharfsinn; die bewundernswerthe Ordnung, welche er in Rom während seiner ganzen Herrschaft aufrecht erhielt, bekundet nicht geringeren persönlichen Einfluß als Geschick in der Verwaltung, und seine Pläne zur Vergrößerung seiner Familie überstiegen den gewöhnlichen Nepotismus vorangegangener und nachfolgender Päpste so weit, daß ihr Erfolg selbst das Papstthum bloß zu einem Anhängsel des Königreichs gemacht haben würde, welches er sich demüthig für seinen Sohn aufzudrängen. Die vollkommene Unsichtbarkeit seines persönlichen und politischen Charakters kann nicht bezweifelt werden; man kann nur sagen, daß seine Ruchlosigkeit die der Durchschnittscardinäle, und seine Treulosigkeit die der Durchschnittsmonarchen seiner Zeit nicht übertreffen zu haben schrint. Den größern Theil der romanischen Anekdoten, welche man sich von ihm erzählt, läßt Gregorovius mit Recht unbeachtet; er hätte indessen seinen Skepticismus auch auf die Geschichte von seinem Tode durch das für einen andern bereitete Gift ausdehnen können, da sie, obschon als Beleuchtung des gewöhnlichen Urtheils über seinen Charakter von Bedeutung, doch auf keiner sichern Quelle beruht und mit den gut verbürgten Umständen seiner letzten Krankheit unvereinbar ist.“

Ueber den dritten Band von H. Reuchlin's „Geschichte Italiens“ u. s. w. sagt dasselbe Blatt: „Der Stil ist zwar nicht fesselnd, allein die Wichtigkeit der geschilderten Ereignisse sa wie die Kundgebung von unterrichtenden Kenntnissen und gesundem Urtheil verleihen dem Werke Interesse und Werth. Cavour ist die vorwiegende Gestalt, und seine Verdienste hat der Verfasser gewiß nicht überschätzt; nur muß man bedauern, daß er sie die aller andern so vollständig verdunkeln läßt. Reuchlin's Mäßigung und Nüchternheit, die allerdings mit einer entschiedenen Trockenheit und einem gänzlichen Mangel an Phantasie verbunden ist, machen ihn gegen die „Partei der Action“, welche fast ebenso behandelt wird, wie ihre eigenen Führer die Constitutionalisten zu behandeln pflegen, äußerst abgeneigt. Es ist unparteiischen Beurtheilern hinlänglich klar, daß Cavour und Mazzini einen ziemlich gleichen Antheil an der nationalen Wiedergeburt Italiens gehabt haben, und daß keiner von beiden etwas ohne den andern hätte zu Stande bringen können; doch ist die Zeit der Unparteilichkeit für diesen Theil der Geschichte noch nicht gekommen. Wie man von Dr. Reuchlin's Geistesrichtung erwarten konnte, ist die schwache Seite seines Werks seine Behandlung der Volksgesinnung, außer wenn er nachzuweisen hat, wie die Kraft des Nationalgefühls Napoleon's Plane, seinen Vetter auf den Thron Toscaniens zu setzen und später einen Bonaparte-Staat unter der Vicedirection des Papstes zu gründen, durchkreuzte. Es ist seltsam, zu bemerken, wie des Kaisers Politik durch dieselbe Ursache, welche nachmals zu seinen größten Mißgriffen, Mexica und Deutschland, veranlaßte, vereitelt wurde, nämlich, durch seine gänzliche Unbekanntschaft mit der Volksgesinnung, aber auch durch sein cynisches Ignoriren der Kraft, welche die Vaterlandsliebe selbst dem schwächsten Volke verleiht. Eine blasse, auch noch so gründliche Kenntniß der schlimmsten Seiten der menschlichen Natur ist augenscheinlich für

Digitized by Google

sich allein keine hinreichende Bestätigung für einen Staatsmann. Dieser Theil des Rentchin'schen Geschichtswerks ist sehr gut; der Verfasser befindet sich indessen noch mehr in seinem Elemente, wenn er die Irrgänge der Diplomatie verfolgt und den Einfluß der gegenseitigen Beziehungen der großen Mächte auf die Geschicke Italiens nachweist."

Ueber „Hellas und Rom" von A. Forbiger heißt es: „Es ist ein Werk nach dem Muster von Becker's Charikles und Gallus, in welchem der Versuch gemacht ward, die Trockenheit archäologischer Forschungen dadurch anziehend zu machen, daß ihre Ergebnisse in der Gestalt einer Dichtung dargeboten werden. Die im vorliegenden Falle angewandte Maschinerie ist das Tagebuch eines griechischen Reisenden, den der Verfasser im Zeitalter der Antonine eine Reise nach Rom unternehmen läßt. Der Plan ist insofern lobenswerth, als er den supponirten Reisenden nöthigt, sowohlbrend auf die anständigste Weise Gegenstände und Ereignisse zu schildern, mit welchen er zu Hause vollkommen vertraut gewesen sein muß. Auch vermissen wir die antike Färbung und dramatische Schicklichkeit; denn die Diction und die Art der Betrachtungen des classischen Reisenden sind genau die eines Deutschen des 19. Jahrhunderts. Dies erzeugt nothwendigerweise ein Gefühl der Unwerschlichkeit, welches das Buch für classisch Gebildete verdirbt, während, wie zu fürchten steht, es immer noch etwas zu gelehrt für den allgemeinen Leser ist, besonders wenn man von ihm erwortet, daß er die unzähligen Citate, mit welchen die Genauigkeit jeder Bemerkung unterstützt wird, prüfe oder gar verifiecire. Diese Anmerkungen sind übrigens vielleicht der wertvollste Theil des Buchs; sie fassen die viel lobbatere Darstellung von dem Besenheit in einen sehr engen Kreis zusammen und gewähren ein klassificirtes Verzeichniß von Hinweisungen auf die Originalquellen der Belehrung über archäologische Gegenstände. Was man indessen auch gegen den Verfasser Methode auszustellen haben mag, so muß man ihr doch anderersteits gewisse Vortheile einräumen: so z. B. gibt die Schilderung der Römerinnen bei ihrer Toilette eine viel lebhaftere Darstellung von dem Vorgang, als man von der bloßen Aufzählung der Kleidungsstücke in einem Wörterbuche erlangen würde. . . . . Im letztgenannten Kapitel (der Recensent erwähnt die sechs Abschnitte, in welche das Werk zerfällt, und der letzte behandelt das Drama) kommt ein seltsames Versehen vor; der Grieche drückt nämlich Bestremden über den Mangel eines Chors auf der römischen Bühne aus; als ob die athenische neue Komödie einen solchen besessen hätte!"

Ueber Hermann Hettner's „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert", Bd. 3, Abth. 1, seien wir: „Dieser Band ist der interessantteste von allen; die Kraft des Historikers scheint mit seinem Gegenstande zu wachsen. Unter dem Titel »Das Ideal der Humanität« ist der Band hauptsächlich einem Blick auf die gegenseitigen Beziehungen Goethe's und Schiller's und den Werken, welche ihr Einfluß auseinander entstehen ließ, gewidmet. Die Geschichte der mit der Schöpfung dieser unsterblichen Schriften verbundenen Umstände besitzt das höchste Interesse und wird von Hettner außerordentlich gut erzählt, seine eigenen Erläuterungen sind dabei die eines feingebildeten und geistreichen Kritikers. Die Schilderung der romantischen Schule, Jean Paul, Hölderlin und anderer, welche den von Goethe und Schiller verlassenen Pfad verfolgt haben, finden hinlängliche Berücksichtigung, und der einzige Fehler des Buchs ist, daß es bei einer der interessantesten Perioden der deutschen Literatur aufhört. (?) Die Beschränkung auf das 18. Jahrhundert wird indessen nicht mit solcher Strenge eingehalten, daß sie etwa Goethe's Werke nach dieser Periode ausschlösse."

J. Fosternroth's „Das Buch meiner spanischen Freunde" gibt dem Recensenten der „Saturday Review" Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Gegeistreung für neuere spanische Literatur ist keine gewöhnliche Erscheinung, und ebenso selten ist eine leidenschaftliche Hinneigung zu heutigen Spaniern in der Gesammtheit. Fosternroth drückt sich sehr mit beiden Gefühlen; ohne die Echtheit derselben anzuweifeln zu wollen, müssen wir dennoch gestehen, daß die Innigkeit seiner Eigenliebe einen stärkern Eindruck auf uns gemacht hat. Es muß kein geringer Grad einer solchen dazu erforderlich sein, die übertriebenen Complimente zu drucken, die derede Andalusier an ihn gerichtet haben, und deren Ueberschwenglichkeit zwar in ihrem eigenen großsprecherischen Idiom unbedachtet bleibt, die aber im Deutschen lächerlich wird. Fosternroth verdient darum nicht, seinen Freunden in ihrer eigenen Münze heimzuzahlen; so viele Schöne ist schwerlich seit Menschengedenken außerhalb Spaniens wenigstens über Spanien gesagt worden. Er hat indessen seinem Lieblingsthema durch die zahlreichen Uebersetzungen und Nachahmungen seiner neuern Poesie, worous das Werk hauptsächlich besteht, einen wichtigen, wenn auch immerhin nicht sehr bedeutenden Dienst geleistet. Man ersieht daraus, daß die Bereitwilligkeit durchaus nicht in Spanien erloschen ist, und wenn die Gedichte auch selten etwas Höherest anstreben als eine einfache Erzählung, oder nur der zierliche Ausdruck eines etwas alltäglichen Gedankens in Lied oder Sonett sind, so sind sie doch jedenfalls durch die unoffecirte Würde und vollkommene Schicklichkeit gekennzeichnet, welche dem gebildeten Spanier im geselligen Verkehr eigen sind."

Ueber die „Bilicheide" von F. Michaelis endlich heißt es: „Das Motto »Dulce et decorum est pro patria mori« ist zwar auf den Helden dieser epischen Dichtung unanwendbar; es drückt aber vielleicht die Gesinnung richtig aus, mit denen sich der Dichter der Arbeit hingegeben hat, Seite für Seite der kahlsten Verse ihm zu Ehren auszuspinnen. Wir können uns kaum ein rührenderes Beispiel von sich selbst opferndem Patriotismus denken, als zwischen 6 und 7000 Hexameter dieser »Bilicheide«: »General Jagow dann commandirte die dritte Brigade«, zu dichten. Ex pede Herculem."

## Bibliographie.

Hocker, A., Das Kaiserthum der Hohenzollern. Köln, Bädeker. Br. 8. 7½ Ngr.

Hyazinth, H. v., Der Raubzug nach Rom in seiner Bedeutung für die katholische Welt. In sieben Predigten beleuchtet. Wien, Sartori. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Schönheit und Wahrheit der katholischen Kirche. Dargestellt in Predigten. 1ster Jahrgang. 1871. 4 Predst. Wien, Sartori. Gr. 8. 20 Ngr.

Jacobi, B., Die Rachharn. Eine Erzählung für das Volk. Zwickau, Döhner. 1870. 8. 3 Ngr.

Kannegießer, C., Für Deutschlands Krieger. 12 Gedichte aus der Kriegszeit. Neubrandenburg, Brünstow. 8. 2½ Ngr.

Kayser, L., Die Bildung des Charakters in der Volksschule. Leipzig, Klinkhardt. 8. 5 Ngr.

Officielle Kriegs-Nachrichten des deutsch-französischen Krieges 1870, after theil. Nebst den Spezialmissionen vom 31. Juli und 2. August und Brief aus Sedan vom 3. September 1870 König Wilhelm I. an die Königin Augusta in Berlin. Hamburg, Leipzig u. Provstet. 1870. 8. 6 Ngr.

Treitschke, Heinr. v., Deutsche Kämpfe. Neue von der Verfasserin veranstaltete, erweiterte Ausgabe. 1ster Theil. Berlin, Janke. 8. 15 Ngr.

Ulfner, C., Griechische in Illustrirten. Reiseerinnerungen. Zwickau, Döhner. 8. 1½ Ngr.

Voßdorf, H. v., Lieder der Heimath. Blüthenlese aus dem deutschböhmischen Dichterjarten. Prag, Hanse. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Matthias, P., Ein Patriotischer Gedenkblatt an das Jahr 1870. Vier Festgesänge. Berlin. 8. 1 Ngr.

— — Der erste Gruß. Gedicht. Berlin, Reichardt u. Zanter. 1870. 8. 5 Ngr.

Mayer, G., Die soziale Frage in Wien. Studie eines „Arbeitgebers". Wien, Beck. Gr. 8. 8 Ngr.

Mollin, A. v., Die Kunst in der katholischen und christlichen Welt bis zum Tode des Michel Angelo Buonarotti. In fragmentarischem Ueberblick. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Plath, J. H., Confucius und seiner Schüler Leben und Lehren. II. Leben des Confucius. Iste Abth. Nach chinesischen Quellen. Minchen, Franz. Gr. 8. 1 Thlr.

Richter, A., Immortalitas. Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele, gehalten in der heiligen Fastenzeit 1870. Wien, Meyer u. Comp. 8. 18 Ngr.

Richter, A., Der Gesangene von Sedan oder Erlebnisse eines flotti. Abenteurers. 1ses und 2tes Heft. München, Wagner. Gr. 8. à 3½ Ngr.

Schultze, H., Die Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf die Sonne der Fixsterne und die Natur der Himmelskörper gemeinverständlich dargestellt. Die durchaus umgearbeitete und vermehrte Aufl. Isse u. 2te Abth. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 3 Thlr.

Schramm, P., Die interessantesten Volksscenen im Lichte der Erziehung, Liebe und Freiheit. Nürnberg, Korn. Gr. 8. 3 Ngr.

Speid, K. v., Dramatische Dichtungen. Wien, Mayer u. Comp. 8. 22½ Ngr.

Stolz, A., Ein Gespräch mit armen Leuten. Wien, Sartori. 8. pro 25 Exemplar 9 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat.

Von

**Baron Joseph Eötvös.**

Vom Verfasser selbst aus dem Ungarischen übersetzt.

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Baron Eötvös, der ungarische Staatsmann, der vor kurzem tiefbetrauert von seinem Volke aus dem Leben geschieden ist, entwickelte in diesem Werke seine wissenschaftlichen Theorien über die Begriffe Gleichheit, Freiheit und Nationalität und über deren Anwendung auf den modernen Staat. Wie das Werk bei seinem Erscheinen (1854) ungewöhnliches Aufsehen erregte, verdient es auch dauernde ehrenvolle Beachtung nicht blos von seiten der Freunde des Verfassers, sondern in allen politischen, rechtsphilosophischen und volkswirthschaftlichen Kreisen Deutschlands.

Von dem Verfasser erschien (anonym) in demselben Verlage:

Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs. Vierte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung.

Mit einer Hieroglyphen-Tafel.

Herausgegeben zum Besten der Deutschen Invalidenstiftung von

**Wilhelm Ehrenthal.**

Dritte Auflage.

8. Geh. 10 Ngr.

Das schwungvolle Kriegslied des Füsilliere Kutschke „Was kraucht da in dem Busch herum?“ hat den gelehrten Verfasser vorliegender Schrift begeistert, den Quellen des Gedichts mit deutscher Gründlichkeit nachzuforschen und dessen Ursprünge bis ins graue Alterthum zu verfolgen. Er gelangte zu den überraschendsten Resultaten, die hiermit unsern Archäologen und Schriftkundigen zur weitern Prüfung, dem verehrlichen Publikum aber zum ergötzlichen Genuß übergeben werden. Der Ertrag ist für die Deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die deutsch-französischen Grenzen

historisch — politisch — sprachlich.

In fünf verschiedenen Farben dargestellt.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Preis 4 Sgr.

Eine sehr interessante Karte der deutsch-französischen Grenzgebiete, unentbehrlich zur Orientirung bei allen Erörterungen und Verhandlungen über die Frage der neuen Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich, indem sie 1) die bisherige französische Grenze, 2) die historische Grenze von Elsass, 3) die historische Grenze von Lothringen, 4) die Sprachgrenze, 5) die deutsche Westgrenze mittels verschiedener Farben aufs anschaulichste markirt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Weihgeschenke zur Confirmation.

### Illustrirte Bibel.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Beudemann, Dorndeck, Retzsch, L. Richter, Schnorr von Carolsfeld, Steinle, Strähuber u. a. Groß-Quart. Geh. 7½ Thlr. Geb. in Halbfranz 9½ Thlr., in Leder mit Goldschnitt 10 Thlr., in Chagrinleder 11 Thlr.

### Hausbibel.

Klein-Quart. Geh. 3½ Thlr. Geb. in Halbfranz 4 Thlr., in Leder 5 Thlr., in Leder mit Goldschnitt 5½ Thlr.

### Das Neue Testament und der Psalter.

Mit Photographien nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands. Octav. Cart. 4 Thlr. 24 Ngr. Geb. in Chagrinleder 6 Thlr.

### Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von Friedrich Adolph Strauß und Otto Strauß.

Mit hundert Bildern nach Zeichnungen von Halbreiter, Bernaz u. a., drei Karten, und einem Titelbilde von Strähuber. Groß-Quart. Geh. 9 Thlr. Geb. in Leinwand 11⅓ Thlr., in Chagrinleder 12½ Thlr.

Diese aufs würdigste ausgestatteten, von den hervorragendsten deutschen Künstlern illustrirten Bibelwerke (früher Verlag der Bibelanstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) sind besonders als Fest- und Weihegaben zu Weihnachten und Ostern, bei Jubiläen, Hochzeiten, bei der Confirmation u. s. w. zu empfehlen und in einfachen wie in kostbaren Einbänden durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Aus zwei Welten.

Wahrheit und Dichtung.

Von

**Victor Granella.**

(Wilhelm Tangermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während das vorliegende Buch sich im Druck befand, wurde dessen Verfasser, Pfarrer Tangermann zu Uxkel in der preußischen Rheinprovinz, wegen seiner Erklärung gegen das Unfehlbarkeitsdogma durch den Erzbischof von Köln seines Amtes entsetzt. Mit doppeltem Interesse wird man daher die Novelle „Aus zwei Welten“ zur Hand nehmen, in welcher der Autor mehrfach Gelegenheit nimmt, über die Conflicte des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal sich auszusprechen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

**Wahrheit, Schönheit und Liebe.** Philosophisch-ästhetische Studien.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 23. März 1871.



Inhalt: Zur neuen Kriegslyrik. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Essays von Scherr. — Dante-Literatur. Von Theodor Paur. (Beschluß.) — Feuilleton. (Das Kutschenlied.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Zur neuen Kriegslyrik.

(Beschluß aus Nr. 12.)

1. Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870. Gesammelt und herausgegeben von Franz Lipperheide. Mit einer Titelzeichnung von Ludwig Burger. Dritte Sammlung. Octoder bis December 1870. Berlin, Lipperheide. 1870. 4. Drei Lieferungen 1 Thlr.
2. Für Straßburgs Kinder! Eine Weihnachtsbescherung von Deutschlands Dichtern. Berlin, Lipperheide. 1870. 16. — A. u. d. Titeln: Zeitgedichte von Friedrich Bodenstedt. 5 Ngr. — Eichenlaub von Karl Gerok. 5 Ngr. — Kriegslieder von Rudolf Gottschall. 5 Ngr. — Zeitstimmen von Hermann Grieben. 2½ Ngr. — Wider Frankreich. Alten und Neuen von Julius Grosse. 5 Ngr. — Lieder eines Alten von Karl von Holtei. 2½ Ngr. — Lieder aus dem Jahre 1870 von Wilhelm Jensen. 5 Ngr. — Zeitgedichte von Hermann Lingg. 2½ Ngr. — Das Hallfahr Deutschlands. Klänge und Lieder von Oswald Marbach. 10 Ngr. — Zeitklänge. 1870, von Alfred Meißner. 2½ Ngr. — Durch Kampf zum Sieg. Zeitgedichte von Wolfgang Müller von Königswinter. 10 Ngr. — Zeitgedichte von Gustav von Meyern. 5 Ngr. — Bleibt einig! Von Wilhelm Osterwald. 5 Ngr. — Deutsche Tage, Zeitgedichte aus Tirol von Adolf Pichler. 2½ Ngr. — Deutsche Lieder und Oden von Heinrich Pröhle. Zweite Auflage. 5 Ngr. — Kriegs- und Friedenslieder von Julius Rodenberg. 5 Ngr. — Klänge vom Main von Christian Schad. 5 Ngr. — Kriegslieder, 1870, von Karl Simrock. 5 Ngr. — Aehren und Rosen, Disteln und Mimosen von Franz Trautmann. 5 Ngr. — 1870. Sechs Zeitgedichte von Albert Traeger. 2½ Ngr. — Zeitgedichte von Heinrich Viehoff. 5 Ngr. — Kampf- und Kriegslieder von Heinrich Zeise. 5 Ngr.
3. Den deutschen Helden von 1870. Kriegs- und Siegeslieder von Johann Fastenrath. Sechste abermals vermehrte Auflage. Leipzig, Mayer. 1871. 8. 18 Ngr.
4. Deutschlands Auferstehung. Vaterländische Dichtungen aus dem Jahre 1870. Von Wilhelm Osterwald. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1870. 8. 20 Ngr.
5. 1870. Kampf- und Siege-Gedichte von Julius Sturm. Halle, Barthel. 1870. 16. 6 Ngr.
6. Das hohe Lied von 1870. Patriotische Dichtungen eines deutschen Offiziers. Ulm, Stettin. 1871. 16. 7½ Ngr.
7. 1870. Kriegs- und Siegeslieder. Deutschlands tapfern Kriegern gewidmet von Julius Rötel. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1870. 16. 3 Ngr.
8. Lieder von einem der nicht mitdarf. Kriegslieder 1870. Von Karl Weitbrecht. Stuttgart, Neff. 1870. 8. 9 Ngr.
9. Krieg und Sieg. Deutsche Lieder von Gustav Weck. Zweite vermehrte Auflage. Göttig, Remer. 1871. 16. 5 Ngr.
10. Deutsche Sturmlieder gegen die Franzosen. Von Rudolf Genée. Dresden, Schulbuchhandlung. 1870. 8. 3 Ngr.
11. Wider den Erbfeind. Deutsche Liede in Versen, von Gustav Gerstel. Freiburg i. Br., Poppen und Sohn. 1870. 4. 7½ Ngr.
12. Während des Kriegs. Poetische Klänge von Heinrich Schwarzschild. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Auffarth. 1870. 8. 7½ Ngr.
13. 1866 und 1870. Vaterlands-, Kriegs- und Sieges-Gedichte von Marie Ihering. Aurich, Dunkmann. 1870. 8. 7½ Ngr.
14. Deutschland. Ein Gedicht von Hermann Glattbri. Wien, Gerold's Sohn. 1871. 8. 20 Ngr.

Unter den Lipperheide'schen Liederheften „Für Straßburgs Kinder" begegnet uns auch Heinrich Viehoff, der sich als formgewandter Uebersetzer englischer und französischer Dichter sowie durch seine Schriften zur Interpretation deutscher Dichter, zur Poetik und Metrik einen Namen gemacht hat. Diese Formgewandtheit verleugnen auch die eigenen Gedichte Viehoff's nicht, mag er nun Napoleon mit einem Herostrat vergleichen,

der in grauser Nacht
Zu Ephesus aus Ruhmessucht die Brände
Geschleudert hat auf heil'ge Tempelwände —

oder „Weißenburg und Wörth" in zwei Sonetten, oder den „Empfang der Verwundeten" in Hexametern besingen, oder gegen die „Vermittler" eine Kriegserklärung schleudern.

Die Uebersetzungen in der Viehoff'schen Liedersammlung sind von besonderm Interesse; sie geben uns ein Bild französischer Stimmungen in Betreff der Kriegs- und Friedensfrage, von dem berüchtigten Gedicht Alfred




Digitized by Google

de Musset's: „Wir haben ihn gehabt", an, in welchem der Dichter höhnend von der Spur spricht, welche die Hufe französischer Rosse unserm Volke eingeprägt haben, und den Deutschen räth, im freien deutschen Rhein ihre Livreen zu waschen, bis zu Lamartine's „Friedensmarseillaise" und Béranger's „Heiliger Bund der Völker", zwei Gedichte, welche der Friedensbrecher von 1870 und seine uniformirten Senatoren, ehe sie dem Friedensbruch zujauchzten, als den Ausdruck des edeln französischen Geistes sich hätten ins Gedächtniß zurückrufen sollen. Da singt Lamartine, als Prophet einer in Träumen rosig schimmernden Zukunft, welche die Wirklichkeit noch einmal blutig anhauchen sollte:

Nicht Ström' und Meere sind's, nicht Berge mehr und Zonen,
Was Völkereigenthum noch auseinanderhält;
Der Geister Schranken nur noch trennen Nationen,
Durch Licht und Weisheit hebt zur Einheit sich die Welt.
Mein Vaterland ist ringsum, so weit nur Frankreich strahlet,
So weit sein Geist, sein Wort erschaffenen Boden fand;
Mit jedem Sinn ich Freund, Mitbürger und verwandt,
Auf dessen Stirne sich Gedankenfreiheit malet,
Die Wahrheit ist mein Vaterland.

Und Béranger läßt die „Friedensgöttin" ausrufen:

In eurer Nachbarn Häuser werft ihr Flammen,
Der Sturm erwacht — hell glänzt der Lohe Schein!
Und stürzt zuletzt die Glut in sich zusammen,
So deckt den Grund verstümmeltes Gebein.
Wo eure Staaten ineinanderfließen,
Trankt Menschenblut jedwede Scholle Land —
Eilt, Völker, einen heil'gen Bund zu schließen,
Und reichet euch die Hand!

O, wälzt den Kriegsalp von der Menschen Busen,
Mit dichtem Schleier deckt Vergangenheit!
Bestellt die Flur beim Chorlied meiner Musen;
Der Künste Weihrauch sei nur mir geweiht!
Laßt meinem Schoß den Ueberfluß entsprießen,
Und tausendfach verknüpf' euch Hymen's Band!
Eilt, Völker, einen heil'gen Bund zu schließen,
Und reichet euch die Hand!

Als Vorläufer Victor Hugo's und seiner „Châtiments" singt Barbier seine zornflammende Rhapsodie: „Frankreich und die Napoleone":

Erst hetzt' er Volk auf Volk, sich wechselseits zu schwächen,
Schrieb auf die Fahnen Völkerfreiheit
Und Freiheit, heuchle dann mit höhnischem Erstrecken
Vom Siegespreis sich einen Theil,
Umspann die Welt umher mit Trug- und Arglistnetzen,
Und wagte nun, sein kriegrisch Roß,
Das ihm geläufig ward, auf unser Volk zu hetzen,
Dieß tröstlich Wachen ihn verdroß.
Doch hier, will's Gott, ereilt an einem Schlachtentage
Auch ihn ein strenges Strafgericht,
Daß ihm sammt seinem Roß, gefällt von deutschem Schlage,
Im Sturz Genick und Rippe bricht.

Die „Deutschen Lieder und Oden" von Heinrich Pröhle haben wir schon früher besprochen.

Die „Kampf- und Kriegslieder" des holsteinischen Dichters Heinrich Zeise sind schlicht und einfach, correct in der Form. Das gelungenste ist das Gedicht:

Wie oft hat mich in feinen trauten Schatten
Der kühle Wald gelockt und still gebannt,
Ich lagerte mich auf die grünen Matten,
Die Wipfel schirmten vor der Sonne Brand.
Mein weiches Polster waren Rasenkissen,
Denn Fels und Bäume hielt das Moos umsäumt,
Wie oft hab' ich, dem lauten Markt entrissen,
Der Jugend schönste Träume dort geträumt!

Ich sah die Eichen stolz gen Himmel ragen,
Die Buchen prangten in dem frischen Grün,
Und Bilder aus den längst entschwundnen Tagen
Sah ich im Geiste vor mir auferblühn.
Ich sah es nicht in Elend und in Blöße,
Ich sah die deutschen Banner siegreich wehn,
Ich sah das Vaterland in seiner Größe,
Als weltgebietend, mir vor Augen stehn!

Auch die darauf folgenden Strophen sind als wohlgelungen zu bezeichnen.

Karl Gerok, der fromme Palmensänger, betheiligt sich als Dichter des „Eichenlaub" an den Kriegsgesängen; er beginnt die Sammlung gleich mit einem Widmungsgedicht: „Palmen und Eichen":

Einst haben Judas Palmen
Zu Häupten mir gerauscht,
Entzückt hab' ich den Psalmen
Des Morgenlands gelauscht,
Und hehren Schritts durchwallten
In goldnem Dämmerschein
Prophetische Gestalten
Den hohen Palmenhain.

Nun aber hör' ich brausen
Den deutschen Eichenwald,
Im heil'gen Sturme sausen
Die Wipfel mit Gewalt,
Ich sehe Helden schreiten,
Umkränzt von Waffenklang,
Ich hör' in neuen Zeiten
Des alten Gottes Gang.

In dem „Aufgebot an die Prediger" läßt er die alten Kraftgestalten uns in den heiligen Streit führen und macht Josua, David, Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel poetisch mobil, denen er in dem nächsten Gedicht: „Die Geister der Helden", auf schnaubenden Rossen die profanen Helden der Befreiungskriege: Blücher, Gneisenau, York, Kleist, Schill und „Württembergs tapfern Sohn" folgen läßt, den letzten „auf grauem geligerten Hengst". Der Menagerie der Tarcos widmet Gerok ein Spottgedicht. In zwei „Alten Geschichten" bringt er Parallelen zur Neuzeit herbei: Otto II., der gegen den welschen Schelm und Räuber Lothar und seinen tückischen Ueberfall rüstet und mit den deutschen Fürsten im Bunde Paris erobert, und Alarich, welcher, vor Rom stehend, den Friedensboten, die ihm viel Gold bieten wenn er zurückkehrt und der Stadt geweihten Bau nicht bricht, wo wie Gras Mann an Mann und Speer an Speer stehen, entgegnet:

Mann an Mann und Speer an Sperre? mich gelüstet's euch zu sehn;
Wo das Gras am dichsten grünet, ist's am leichtesten zu mähn.

Diese beiden deutschen Fürsten erscheinen als Vorbilder des preußischen Heldenkönigs, der den Ueberfall des welschen Lothar glorreich zurückschlägt und vor dem „heiligen Paris" nicht zurückbebt. Auch Max Schneckenburger's Schatten wird poetisch heraufbeschworen.

In den Gerok'schen Gedichten, die wenigstens originelle, nicht in den Zeitungsspalten verbrauchte Geschichtsbilder

Digitized by Google

mit in ihre Strophen verwoben, fallen nur hier und dort triviale Wendungen störend auf; z. B.: „Still verduften die Gesandten" — oder:

Ist dies die Stadt, wo Goethe
Voll Jugendmuth gebaut,
Im Herzen seine Grete,
Im Kopfe seinen Faust.

Von den deutsch-österreichischen Sängern, welche nicht wie Moritz Hartmann Spottlieder auf den deutschen Kaiser singen, sondern Deutschland mit voller Sympathie begrüßten, fehlt Robert Hamerling mit seinem dithyrambischen Gruß in der Sammlung; wol aber sind Alfred Meißner und Adolf Pichler in ihr vertreten, jener mit „Zeitklängen", dieser mit Zeitgedichten aus Tirol: „Deutsche Tage."

Meißner läßt in dem Gedicht: „Vor der Entscheidung", den Franzosenkaiser wie Macbeth schlaflos sich auf seinem Purpurkissen wälzen, während Germania segnend den grauen deutschen Heldenkönig lobt, daß er ohne Zagen die Wahl getroffen; sie rühmt das deutsche Volk:

Wie mein Volk ehrt keins den Frieden und ein reines Menschenthum,
Keins sucht weniger hienieden in den Waffen blut'gen Ruhm,
Keins ist sanfter und gerechter, keins wird ernster, wenn der Fuß,
Höchste Güter zu vertheid'gen, über Leichen schreiten muß —

und prophezeit noch am Schluß ihrer Rede:

Noch bevor das Jahr sich wendet, ist hier der Vulkan verbrannt,
Aber dort der Bau vollendet, der zu Staufenzeiten stand;
Bis sie wieder Trauben lesen, wird das Reich bestimmen sein,
Deutsch muß sein, was deutsch gewesen, Grenze werden die Vogesen,
Wieder zwischen deutschen Ufern stark und ruhig fließt der Rhein!

Das Prophezeien ist den deutschen Sängern, die sich als vates glänzend bewährten, diesmal leicht gemacht worden; so schnell und großartig erfüllten die deutschen Heere die prophetischen Verkündigungen der Dichter.

In dem Gedicht: „An die Deutsch-Oesterreicher", das in seiner Haltung weniger schwunghaft, mehr publicistisch ist, drückt Meißner seine Mißstimmung über die Haltung Oesterreichs während des deutsch-französischen Krieges aus und nennt Böhmen „ein östliches Elsaß".

Adolf Pichler beklagt ähnlich in seinem Lied: „Am Achensee", daß Tirol nicht den Brüdern zum Gruß die Fahne Hofer's entrollen darf. In dem Gedicht an Garibaldi klagt er diesen Helden an, daß er, gepriesen als ein Vorbild für die Jugend, zum Filibustier geworden und in des Frankenreiches Sumpf gefallen sei. In dem schwunghaftesten Gedicht der Sammlung: „Gallia", läßt Pichler das Wort des Weltenrichters ertönen über das wahnsinnig wilde, thränenreiche Weib:

„Deine That ist deine Strafe,
Deine That ist deine Buße:
Das erkenne! und der Himmel
Neigt versöhnt sich dir zum Gruße.
Aus den Tiefen des Gewissens
Mußt du wieder auferstehen,
Und in frohlockender Verjüngung
Wird die Welt aufs neu' dich sehen!"
Nacht und Schweigen! vor die Thüre
Frankreichs rücken Deutschlands Heere,
Lorber schmücket jedes Banner,
Und gefeit ist jede Wehre.
Fahl, hohlängig, zähnefletschend
Kriecht der Hunger auf die Mauern
Und erfüllt die Prachtpaläste
Mit des Pesthauchs kalten Schauern.
Wie einst die Posaune dröhnte
Furchtbar aus des Sinai Wettern,
Hebt sich aus dem ehrnen Kreise
Plötzlich der Trompete Schmettern.
Rings im weiten Bogen krachen
Drauf die Salven der Kanonen,
Daß in Schutt zerbröckelnd fallen
All' die stolzen Bastionen.
Selbst im Sturz noch schön und prächtig,
Muß die hohe Frau erbleichen,
Denn der Todesengel drücket ihr
Auf die Stirn des Fluches Zeichen.

Die Gedichte von Franz Trautmann: „Astern und Rosen, Disteln und Mimosen. Aus der Kriegszeit 1870", sind etwas kraus und verzwickt; sie hätten eher Cactus als Disteln getauft werden sollen; denn es sind vorzugsweise Stachelgewächse in bizarren Formen, aber hin und wieder mit einer duftigen Blüte, wie das Schlußgedicht „An Frankreich" mit den ersten Strophen:

Die Stunde der Vergeltung kam.
Du stehst vernichtet da,
Verhüllt das gramgebeugte Haupt,
O bleiche Gallia!

Bereust du deinen Siegeswahn,
Den Tod der Tausende,
Der eignen Kinder Mörderin,
Du neue Niobe?

Ja ja, die ewig rächende,
Sie kam, der Sühne Zeit —
Hinweg von deinem Angesicht
Das thränenfeuchte Kleid!

Dein ausgestorbnes Auge lenk'
Zum Himmel du empor,
Es schwand dein Stern, er schwand dahin,
Ein blutig Meteor.

Das „Neueste Kutschke-Napolium's-Lied" erscheint uns etwas forcirt:

Haun dich aufs Capitolium,
Arglistiges Trifolium,
Sammt deinem Mitraillolium —
Zuvoltum,
Turcolium,
Zephrollum,
Chassepolium,
Bazaine- und Leboeufolium —
Voraus Maemahonolium!
Hast jetzt dein Rheinbundolium,
Preußen-verkleinerolium
Und uns Entehrenwollium?

Im übrigen dichtet Trautmann humoristische „Kriegslegenden", in denen Gott Vater, oder Lucifer, oder selbst schwarz-roth-weiße Engel eine Rolle spielen.

Die „Kriegslieder" vom Herausgeber d. Bl. enthalten außer den Gedichten: „An Victor Hugo", „Das rothe Kreuz", „Kriegslied", „Das Lied von Waterloo", „Hymne", mehrere Prologe, das „Requiem", dessen erste Strophe lautet:

Rührt die Trommeln ernst und dumpf,
Senkt die Fahnen feierlich!
Ihrem Heil, der im Triumph
Für das Vaterland verblich!



Digitized by Google

In der fremden Erde Schos
Ruht er nimmer heimatlos,
Der die Heimat unvergessen
Sich in unsern Herzen schuf!
Eine Thräne den Cypressen,
Doch den Lorbern Jubelruf!

Ferner zwei Oden „An den Cäsar“, in jenen gereimten antiken Strophen, welche auf der Grundlage der alcäischen aufgebaut sind, wie die Schlußstrophen der zweiten Ode beweisen mögen:

Dein war die Zukunft, welche das Herz befreit!
Jetzt lastet schwer auf dir die Vergangenheit
Mit Trümmern, Leichen, Schmach und Fetzen;
Sie hat mit dumpfen Zaubersprüchen
Dich unentrinnbar schmerzlichem Los gehetzt.

Weh über den Besiegten — du hast's gewollt!
Wie rasch den Hang hinunter die Krone rollt,
Ein Nebelstreif der Traumgesichte,
Ins Schattenreich der Weltgeschichte,
Wo bleiche Ohnmacht mit dem Verhängniß grollt.

Die Weltbeglücker, die nur sich selbst beglückt,
Die nur ihr Schwert dem eigenen Ruhm gezückt,
Begräbt der Dom der Invaliden —
Kein Cäsar stört den Völkerfrieden,
Der sich mit neuen blühenden Lorzen schmückt.

Die „Kriegs- und Siegeslieder“ von Johann Fastenrath, die bereits in sechster, abermals vermehrter Auflage vorliegen (Nr. 3), wachsen lawinenartig mit jeder neuen Bervielfältigung; die Zusätze zu den früher bereits besprochenen Auflagen sind meist munterer und kecke Improvisationen. Die fortwährenden Siege erhalten den Poeten bei der besten Laune, und in diesem heitern Frühlingswetter schlägt alles aus, was von poetischer Triebkraft in ihm ist, in Blättern, Blüten und oft sonderbaren Kätzchen. Jede durch die Zeitungen laufende Anekdote wird augenblicklich angehalten und für ein Liedlein oder Sprüchlein in dem lyrischen Bademecum des Autors angeworben. Gleichberechtigt neben der Anekdote steht der Calembourg — und neben dem Richtigen und Treffenden ist auch viel des Nichtigen und Aeffenden. Das Ganze aber hat einen jovialen Charakter, welcher erquickend auf die Leser wirkt und sie in ein Behagen versetzt, das zu kritischer Musterung wenig aufgelegt ist. Da sehen wir den „Halleschen Professor“ als Rekrut, dem sein Lieutenant ein bischen den Kuhfuß trägt, damit ihm das Gewehr nicht zu schwer wird; wir sehen, wie im Lande der Blinden der Einäugige König ist; bekanntlich hatte sich Gambetta in seiner Jugend ein Auge ausgestochen. Wir erfahren, daß man Urheber und Werkzeug in diesem Krieg gefangen hat, nicht nur den Kaiser Napoleon sondern auch Le Sourd, der die Kriegserklärung nach Berlin brachte, und schließlich auch den Tisch, an dem der Kaiser das Schicksalswort geschrieben, den der Geheimrath Louis Schneider aus den Trümmern von St.-Cloud forttrug; wir erfahren ferner, daß dieser Dichter der Bluette: „Der Kurmärker und die Picarde“, der selbst früher in dem Stücke den Kurmärker spielte, seine Picarde vergeblich sucht, da sie zwar nach Versailles gezogen, aber dort vor den Preußen geflohen ist. Wie Graf Bismarck im Krieg zu einem neugeborenen Kindlein gekommen ist, wird ebenfalls wahrheitsgemäß erzählt; „dies wunderschöne Kindlein heißt Elsaß“ — lautet die Moral dieser Anekdote. „Die Uhr im Schloß von St.-Cloud“ steht still, „4. Septembre, Dimanche“, und zeigt das Ende der Dynastie. Die Baiern schicken ihrem musikfreundlichen König das Schild des Postillons von Lonjumeau als einen Ton deutscher Zukunftsmusik; ein bairischer Trompeter Freund bläst den Franzosen das Signal „Rückwärts“, das er in einem französischen Signalbuch gefunden hat; der preußische Major, der irrthümlich um 8 Uhr nach Strasburg befohlen ist, das noch die Franzosen besetzt halten, klettert über das Stadtthor und dringt mitten durch die Franzosen bis zum General Uhrich. Das ist eine kleine Auswahl aus den Anekdoten, welche Fastenrath's Muse frisch in Verse gebracht hat. Dazwischen tummeln sich kleine Sprüche und Gnomen, kurzathmig, oft scharf treffend, oft harmlos plaudernd.

Auch an geschichtlichen Perspectiven und Parallelen fehlt es nicht. Das Jahr 870, in welchem der deutsche Ludwig dem französischen Karl dem Kahlen Elsaß und Lothringen abnahm, wird mit dem Jahre 1870 verglichen; Strasburg mit Gudrun, der von Ludwig geraubten Königstochter. Im „Lied vom von der Tann“ wird die „Pucelle“, deren Stadt Orleans ist, nicht vergessen; dem alten Ludwiglied, das den Frankenkönig Ludwig III. feiert, wird ein neues Ludwiglied an die Seite gestellt, geweiht dem Baiernkönig:

Dem Ludwig gilt's, der unverweilt
Aufs deutsche Rütli hingeeilt.

Die meisten dieser Gedichte, auch wo sie mit historischen Gewichten belastet sind, erscheinen anspruchslos und geben sich leicht und munter; einige indeß schlagen auch ernstere und gewichtigere Klänge an. So das Lied: „An Giuseppe Garibaldi“, mit den ersten Strophen:

Wo ist der Tag von Marsala,
Da du mit deinen Tausend
Dahrfuhrst durch Italia
Die Sturmwind Gottes brausend,
Als du dem König deinem Herrn
Ein Reich gelegt zu Füßen,
Als dich dein Volk, dein Volk als Stern
In dunkler Nacht mocht' grüßen?

O Held, der um die Freiheit freit',
Sich nur in Freiheit sonnte,
Wo ist die Zeit selbst, die voll Leid,
Der Tag von Aspromonte,
Da deines Blutes ach ein Strom,
O Märtyrer, geflossen?
Doch für dein Volk strittst du in Rom,
Drob mußt' dein Lorber sprossen!

Wo ist — sie ruf' ich lieber mach —
Wo ist die Zeit von Como?
Wo ist der sonnig-lichte Tag
Des re galantuomo?
Der Preußen Bruder warst du da,
Uns war Fortuna gnädig:
Die Königin der Adria
Ward frei, frei ward Venedig!

Auch Roma jetzt, die Stadt so hehr!
Jetzt juble, Cincinnatus;
Nicht in der ew'gen Stadt herrscht mehr
Der Papst und sein adiatus.
Frei wurde Rom, da Frankreich sank:
Es rang Albionschlands Wage
Italia's Geschick, jetzt dank'
Uns Cäsar's Niederlage!

Digitized by Google

Das deutsche Volk, ein Bruder, grüß',
Das mit dem Heldenschwerte
Van Frankreichs Thron stieß Dionys
Und Freiheit euch bescherte! —
Was aber seh' ich! Ach, du kehrst
Gen dieses Volk den Degen,
Gleich einem Parricide führst
Germania du entgegen!

Noch stimmungsvoller gehalten sind die Gedichte: „Allerseelen" und „Der Auszug der Kaisergarde aus Metz", mit den Schlußstrophen:

Und der Regen gießt in Strömen und es heult der Wind so schaurig:
Noch ist nie ein Zug gewesen, nie ein Leichenzug so traurig!
Durch die porte Serpentvise zieht die alte Kaisergarde;
Die sie ablöst, dort die Wache, trägt die preußische Cocarde!

An der porte Serpentvise abgelöst sind drei Jahrhundert:
Was der Kaiser nicht errungen, Karl der Fünfte hochbewundert,
Heut' zuerst ward es gewunnen, Gott war mit der deutschen Sache!
An der porte Serpentvise hält die neue Zeit die Wache!

Eine nicht minder umfangreiche Sammlung: „Deutschlands Auferstehung" (Nr. 4), hat Wilhelm Osterwald herausgegeben, aus welcher ein Auszug ins Heftchen der Sammlung „Für Straßburgs Kinder" einverleibt ist; es wechseln in derselben die kunstvollsten Versverschlingungen der Canzone, der Spenserstrophe und des Sonetts mit sehr volksthümlichen Liedern, sogar in Dialekten, im schwäbisch-alemannischen, bairischen und altmärkisch-plattdeutschen. In der großen Frühlingscanzone: „Deutschlands Wiedergeburt", leitartikelt eine trotz aller Reimglocken oft ziemlich schwunglose Reflexion, welche nur durch die von lebendiger Anschauung zeugenden Bilder aus der Zeit der Schlacht bei Langensalza mehr Blut und Leben erhält. Die Verkettungen der Gedanken und Strophen sind nicht immer von prosaischen Bindegliedern der Syntax frei. Eine der besten Stellen der Canzone ist die folgende:

Ja wie ein erstes Frühlingswetterleuchten
Die Dünste scheucht, die auf der Erde schleichen
Und Fiebergift in ihrem Schoße hegen:

So mußten zäh die Feinde Preußens weichen,
Die sich zuvor so gut gesichert däuchten,
Wenn sauernd sie im Hinterhalte lagen,

Als blank der Preußen Degen
Gezogen ward, und als die blanke Frage:
Für oder wider? in geschrieben Blitzen
Nach den vier Himmelsherrenthren
Geschleudert wurde am St.-Vitus-Tage,
Um ihnen wie in Römertogafalten
Zur Auswahl Krieg und Frieden vorzuhalten.

Der „Wartburgsgruß" in Spenserstrophen hat etwas von dem erbaulichen Ton einer Homilie. Unter den Sonetten am Schluß finden sich einige wohlgelungene: „Der Demos von Paris", „Der Todescancan", auch „Ein Waldgang im November" mit dem homerischen Schlußgedanken:

Viellieber Wald, „andächt'ger Aufenthalt"
Auch „meiner Lust und Schmerzen", lang', ach! lang'
Hast du mir nicht gerauscht auf meinem Gang;
Nun streicht entgegen mir novemberkalt

Der Wind durch dein Gezweig, vielliebes Wald,
Und singt durch dürres Laub so traulich und bang
Das Grablied der Natur, den Herbstgesang,
Der auch dem Menschen so verständlich schallt.

Die Tanne hüllt sich in ihr ernst Gewand,
Kahl starrt die Buche, nur die Eiche hält,
Das Laub noch fest mit ihrer zähen Kraft,
Der dach der Wind schon Blatt auf Blatt entrafft. —
Ach! die Geschlechter auch der Menschenwelt
Wie Waldes Blätter greift des Todes Hand.

In einer Canzone polemisirt Osterwald gegen die zweifelhafte Ehre des deutschen Kaiserthums, und er sucht dem König die deutsche Königskrone zu wahren; in einem der Sonette dagegen heißt es:

Gebt Wilhelm's Kron' den schönsten Edelstein,
Macht ihn zum Kaiser, wenn es denn muß sein,
Zum deutschen neuen, nicht zum röm'schen alten,
Und schaffet, daß im neuen Reiche müssen
Sich Macht und Freiheit stab die Wage halten
Und Fried' und Recht im Land einander küssen.

Was die Lieder mit dem „derben Kriegshumor", namentlich die Dialektlieder betrifft, so werden sie gewiß ihre Freunde finden; uns ist keins als besonders schlagkräftig und kernig durchgreifend aufgefallen.

In den „Kampf- und Siegesgedichten": „1870", tritt Julius Sturm (Nr. 5) als lyrischer Feldprediger, Kreuz und Schwert zugleich schwingend, in fließenden Versen auf. Der oberste Kriegsherr ist ihm „Herr Zebaoth". Den trauernden Müttern ruft der geistliche Sänger zum Trostе zu:

O weine still dich aus
Und denk' ans Vaterhaus;
Es harrt das Kind der Mutter droben:
Und wenn du ausgeweint,
Wirst du mit ihm vereint
Am Throne Gottes danken nur und loben.

Napoleon wird als ein Va banque-Spieler von Haus aus geschildert; das „Deutsche Kriegslied" schließt mit der beschwingten Strophe:

Ader, nun stieg!
Kreisend mit rauschenden Schwingen
Hoch über blitzenden Klingen
Führ' uns zum Sieg!

Neben manchen Liedern von alltäglicher Haltung trotz sonntäglicher Intentionen und von matten Pointen finden sich auch getragene und gelungene, wie das Gedicht „Auf!":

Laßt die deutsche Fahne wehn
Ueber allen Fahnen,
Und es wird ein Reich erstehn
Würdig großer Ahnen!
Soll die Rath erst Nord und Süd
Aneinanderschweißen?
Wer für Deutschlands Ehre glüht,
Soll und Bruder heißen.

Ebenso die Ode in sapphischen Strophen: „Deutschland", deren erste lauten:

Scham ergriff mich, dacht' ich in Liebe deiner,
Vaterland, wie glühend in Scham die Wange
Stammt dem Bräut'gam, der die erkorne Braut mit
Schande bedeckt sieht.

Trauernd abseit legt' ich die goldne Harfe;
Möge, rief ich, Staub dich bedecken, Spinnweb'
Ueberziehn dicht schlafender Saiten Goldglanz,
Rost dich zerfressen!

Digitized by Google

„Das hohe Lied von 1870“ (Nr. 6), die Dichtungen eines deutschen Offiziers, begrüßen wir mit Freuden; denn nachdem uns die Fülle von Liedern und Hymnen, in denen die bleiche Farbe der Reflexion oft das lebendige Bild ankränkelt und die Phrase oft an Stelle des Gedankens tritt, übermüdet hatte, floßen wir hier einmal auf eine größere, epische Schilderung, auf ein Schlachtbild und zwar eins von großer Anschaulichkeit; keins jener Gobelins, zu welchem nur Namen und tode Daten den durchgewirkten bunten Faden hergeben. Der Dichter schildert, wie es schrint aus eigener Anschauung, „Die Garden bei St.-Privat“, in fünf Abschnitten: „Die Neutralen“, „Die Garden“, „St.-Marie aux Chênes“, „Der Sturm“, „Der Halt im Feuer“, „Vor Metz“. Die Form sind fünffüßige Jamben, meist reimlos und nur gelegentlich gereimt. Die Darstellung aber verdient alles Lob; die Bilder sind stimmungsvoll und klar gezeichnet und frei von der Manieritheit der Scherrenberg'schen Schule. Von köstlicher Frische sind die ersten Lagerbilder; sehr lebendig das Bild des Prinzen Friedrich Karl, des schwarzen Reiters in der reich mit Silber verbrämten Jacke:

Sonst alles dunkel:
Der Rock, das Pferd, der todesschwangre Blick —
Nur an der Mütze weiß der Todtenkopf,
Der von Entschlüssen eines Helden spricht.

Nachdenklich überschaut der Reiter den Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung, ihre Feuerkrone St.-Privat:

„Es muß genommen werden!“ richtet er
Das Wort der Ueberzeugung an den Mann
In seiner Nähe, der Befehl erwartet.
„Es muß genommen werden!“ wiederholt
Fest und bestimmt den Auftrag sein Geführte
Und wendet ruhig nach der Front sein Pferd.
Da hebt im Innersten Prinz Friedrich Karl,
Der schwarze Prinz von Preußen, seine Hand
Faßt nach des raschen Freundes Zügel, ihn
Zurückzuhalten — wenn es menschenmöglich.
Noch einmal ruht auf St.-Privat sein Auge
Und prüft und sucht — da geht der Berg in Feuer
Und weit, auf funfzehnhundert Schritte weit,
Stürmt, Schlag auf Schlag, ins Heer das Ungewitter.
Vor- oder rückwärts heißt die Losung nur —
Und „vorwärts!“ ruft der Prinz: „Aus Werk mit Gott!
Die Stunden sind gezählt — nicht darf die Nacht
Ein Hinderniß uns sein, dem Feinde nicht
Die Flucht begünstigen!“ Es salutirt
Der Commandeur der Garde, Württembergs
Furchtloser Prinz. — „Es muß genommen werden!“ —
So ruft er über die Colonnen hin —
Und wie der Blitz den Pulverturm entzündet,
Daß er ins Angesicht des Himmels fährt
Und weithin der Vernichtung Kunde trägt —
Erschallt des Heeres Antwort: „Drauf mit Gott!“
Der Helme Spitzen leuchten blutroth auf
Und es beginnt der schwarze Aar zu flattern;
Mit schmetternd tönendem Parademarsch,
Als ging' es über Potsdams freies Feld,
Entwickeln sich die Garden — musterhaft
Ist ihre Ordnung, ihre Hast geordnet.
Zuerst die Grenadiere — stolzes Volk,
Ein Schritt und Tritt, als wie aus Stahl gegossen
Und fortgeschoben wie durch Federkraft!
Die goldnen Borten, ihrer Röcke Schmuck,
Die Sterne, ihrer Helme Siegeszeichen,
Sie werden heute oder nie verdient!
So neu und blank macht die Erinnerung
An Leuthen und an Leipzig sie nur werth;
Doch haben sie die Linie paßirt,
Ging erst der Hauch von St.-Privat darüber,
Der jeden Flitter brennt zu echtem Gold —
Dann gilt der Grenadier des Königs Wilhelm
So viel als jener galt des Alten Fritz,
So viel als dessen Enkelsohn gegolten
Der Leipziger Schlachten schlug und Waterloo. —

Die „Kriegs- und Siegeslieder“: „1870“, von Julius Rötel (Nr. 7) sind meistens für den Gesang gedichtet, entweder nach früheren Melodien oder für selbständige Composition, die ihnen auch zutheil wurde. Neue Gedanken oder Bilder finden sich nicht in ihnen, doch sind sie von Wärme der Empfindung beseelt. Jäger- und Reiterlieder lösen sich ab. Der Kronprinz von Preußen und Prinz Friedrich Karl werden poetisch verherrlicht. Am lebendigsten ist das letzte Gedicht: „Der Königsritt“, auf dem Schlachtfeld von Sedan:

Das Schlachtgefilde ist weit, ist groß —
Greif aus, greif aus, du edles Roß,
Dich hindre nicht Ort, nicht Stätte!
Greif aus mit deinem erhabenen Herrn!
Er reitet so feurig, er reitet so gern
Mit dem brausenden Sturm um die Wette.

Die „Kriegslieder“ von Karl Weitbrecht (Nr. 8), die jetzt selbständig erschienen sind, rühmten wir schon, als wir die Sammlung süddeutscher Lieder „Deutschland über alles“ besprachen (vgl. Nr. 48 d. Bl. f. 1870). Ein Treffer, ein glücklicher Wurf ist das Gedicht: „Trompeter blas! An den Rhein, an den Rhein!“ eins der besten der neuen Kriegslyrik. Auch in den meisten andern ist Schwung und Leben; doch sind sie ungleich an Werth:

Wie hat es gesaust, wie hat es gekracht
Auf Gravelottes blutigen Feldern —

ist offenbar keine geschmackvolle Ouverture. In demselben Gedicht heißt es:

Wir wachen, wir halten getreue Wacht,
Daß nimmer möge zerreißen
Der Bund, der für heut und ewig gemacht
In euerm Blute, dem heißen.

Einen „Bund machen“ ist undeutsch und nur des Reims wegen gewählt. So findet sich häufig in diesen Gedichten Unerfreies neben Wohlgelungenem.

Die deutschen Lieder „Krieg und Sieg“ von Gustav Weck (Nr. 9), sind ebenfalls ungleich an Werth. Der Dichter hat eine große Vorliebe für das daktylische Versmaß; wenn er die „Görlitzer Jugend“, „Deutschland“, „Strasburg“ u. a. in Daktylen besingt, so ist das sein gutes Recht, das wir ihm nicht verkümmern wollen, aber elegische Klänge „An deutschen Gräbern“ können nicht in hüpfenden Daktylen ertönen, so gelungen diese Strophen an und für sich sind:

Ueber die bleichen
Riesigen Leichen
Wehte der Friede der feiernden Nacht.

Das ist als ob ein Componist ein Requiem im Takt und Tempo einer Galopade componiren wollte. Das beste Gedicht der Sammlung ist: „Sedan“, dessen zwei erste Strophen das rhetorisch Wuchtvolle des Ganzen hier vertreten mögen:

Digitized by Google

Das war der Herr! — um unsre Stirnen braust
Die Glut der Hommel, die gewitterjähe,
Der Geisterſturm, vor dem der Erde graust —
Wir fahren auf, und ahnen seine Nähe!
Das war der Herr! — das Schwert des Gideon,
Das Siegeslied im Munde der Deborah,
Die heil'ge Flamme, die vor alters schon
Im Felsenbauch begrub die Rotte Korah!

Und wieder Korah! — wirbelnd hat die Flut,
Verſchlungen ſie der weite Schoß der Laube,
Und dem Propheten ihrer tollen Wuth
Sich aufgethan das tiefe Grab der Schande.
Im Rauſche feiernd des Triumphes Tag,
Am Mantel zerrend dem verhaßten Gotte,
Und hingeſchmettert nun von Einem Schlag —:
So fiel der Sünder, ſo des Sünders Rotte!

Die „Deutſchen Sturmlieder" von Rudolf Genée (Nr. 10) gehörten unſerer Wiſſens zu den erſten lyriſchen Ergüſſen der deutſchen Muſe gegen den an die Grenze rückenden Feind; ſie ſind dictirt von der eifrigſten Entrüſtung:

Es iſt die große Nation,
Iſt das Verbrechen auf dem Thron,
Verweſung an der Seite,
Die Schandthat im Geleite.

Auf Lulu wird das folgende Spottlied geſungen:

Lulu iſt ſchon groß geworden,
Lulu kann ſchon reiten,
Lulu ſoll nun mit dem Säbel
Wider Preußen ſtreiten.
Lulu muß ſich ſelbſt erproben,
Denn Papa wird älter,
Kann in ſeinen müden Händen
Noch ſein Scepter hält er.
Lulu, Lulu, führ' uns an,
Wie Papa ſchon oft gethan!

Das kräftigſte dieſer Gedichte iſt „Deutſches Volk in Wehr". Es fehlt indeß in ihnen nicht an uncorrecten Metaphern, wie wenn von dem „grünen Rauſchen" des Vaters Rhein die Rede iſt, oder derartige proſaiſche Wendungen wie:

Der erſte Sieg! das war nach dumpfer Schwüle,
Nach mancher ſorgenvoll durchlebter Stunde
Befreiung unſrer innigſten Gefühle.

„Die deutſchen Hiebe" von Guſtav Gerſtel (Nr. 11) werden in fließenden Verſen ausgetheilt! In dem Gedicht: „Komm' an"! nimmt der Poet eine energiſche Fechterpoſitur ein; die Strophen ſind kräftig gegliedert; nur hier und dort ſtört die gereimte Proſa, wie in den zwei erſten Zeilen des folgenden Verſes:

Ihr maßt euch an, den frechenden Nationen
Exrobte Führer zur Cultur zu ſein —
Im Bienenkorb Europens ſeid die Drohnen
Seit langer Zeit, Franzoſen, ihr allein!
Die junge Freiheit gabt ihr Charlatanen
Gen eitel Blendwerk willig hin zum Tauſch,
Frau! ſind im Reich nur eure Courtiſanen —
Die Zeit iſt um, wir dämpfen euern Rauſch!

Die „deutſchen Hiebe" treffen den Cäſar in den Gedichten: „Cäſar, hör' an!" und „Nemeſis". Der Kern des letztern iſt ein dramatiſch bewegter Monolog mit ſchreckhaften Viſionen, die den Kaiſer auf Wilhelmshöhe heimſuchen. Das Gedicht: „In der zwölften Stunde", iſt am ſchwungbafteſten, wie die folgende Strophe beweiſen mag:

Doch was an Sorgen auch das Herz uns preßt —
Wir haben nie ein ſchöner Wort vernommen:
Du deutſches Volk, es iſt dein Weihnachtsfeſt
In ſtolzer Pracht und überreich gekommen!
Dein Weihnachtsfeſt! Nun tritt, mein Volk, heran,
Der Lieder beſte laß ſie hell erklingen, —
Die Eiche brauſt, es rauſcht der dunkle Tann:
Deutſch wieder iſt das Elſaß und Lothringen!

Ebenſo fließend ſind die „Poetiſchen Klänge" von Heinrich Schwarzſchild: „Während des Kriegs" (Nr. 12), obgleich ſie keine ſcharf ausgeprägte poetiſche Phyſiognomie zur Schau tragen und an proſaiſchen Wendungen reich ſind z. B.:

Auch wenn, nach edler Philanthropen Lehre,
Zur Sage wird' das Mordsyſtem der Heere.

Schwarzſchild wendet ſich auch an Johann Jacoby, den er einen edeln „Dulder und Märtyrer der Tugend" nennt, den er aber doch poetiſch zur Ordnung ruft, weil er auf Elſaß und Lothringen Verzicht leiſten will:

Nun muß das ein'ge Vaterland erſtarken
Zu Größ' und Macht bis an die fernſten Marken.

Auch eine Dame miſcht ſich unter die Kriegsſängerinnen, und legt nicht blos poetiſche Charpie auf die Wunden, obgleich ſie auch dem rothen Kreuz „als dem hehren Bild ew'ger Liebe" eine Hymne weiht. Marie Ihering feiert in ihren Gedichten „1866 und 1870" (Nr. 13) die Heldenthaten der deutſchen Krieger in den zwei großen Feldzügen. An Kriegs- und Siegeshymnen fehlt es in der Sammlung nicht; die Loſung „Vorwärts" wird verherrlicht; einem „Gebet vor der Schlacht" folgte in „Victoria" nach dem Sieg. Die Gedichte zeugen alle von warmer Empfindung, auch wo ſie ſich in ausgefahrenen Gleiſen bewegen. Die beſten ſind diejenigen, in denen ein elegiſcher Zug vorwiegt, ſodaß das „ewig Weibliche" auch hier zu ſeinem Rechte kommt, wie „Nachruf an die Gefallenen" und namentlich „Auf den Trümmern des Glücks" mit der einleitenden Strophe:

Leb' wohl, du mein verlornr Himmel,
Mein Häuschen, grün umrankt von Wein!
Mir ließ das wilde Kriegsgetümmel
Ein Häufchen Aſche nur allein!
Rings rauchen noch die ſchwarzen Trümmer,
Verheert ſind Garten, Feld und Wald,
Des Fleißes Frucht dahin auf immer,
Des Jammers Klage dumpf verhallt.

„Deutſchland", ein Gedicht von Hermann Glottbei (Nr. 14) iſt uns als ein Ausdruck der Sympathie für deutſchen Geiſt und deutſches Weſen aus Oeſterreich willkommen, obgleich die Haltung des Gedichts etwas von jenem Halbdunkel hat, wie es die allzu farbenreiche Glasmalerei der Anaſtaſius Grün'ſchen Muſe liebt, und den klaren Gedankengang vermiſſen läßt, deſſen tragende Säulen auch aus allen lyriſchen Umrankungen feſt und ſcharf hervortreten müſſen. Die Diſtichen des Widmungsgedichts ſind zum Theil unſtandbar:

Spannt um mich die ſchillernden Flügel, o ſinnende Geiſter,
Deutſchen Volkes Leid, wer kennt es beſſer als ihr?...
Jetzt wo das was gut iſt, muß erſt Probe beſtehen.

Das Gedicht beginnt mit einem Hymnus auf Deutſchland, mit einer Schilderung des Rheingaus, des Schwarzwaldes, der deutſchen Städte; die Schilderung eines

Digitized by Google

Abendgangs durch eine deutsche Stadt ist die stimmungsvollste Partie des Gedichts; in den Harzwäldern feiert der Sänger die Vorkämpfer für die deutschen Ideale, doch bleibt ihm die Frage, wo ihr wirklich Leben sei. Hierauf begeben wir uns ins Reich der Edda zu den alten Göttern und vernehmen am Schluß die Verkündigung einer neuen, schönern Welt:

Den Thron nimmt wieder die Schönheit ein,
Wo lang gethront die Nacht;
Der Dämmrung Dunkel ist zerstreut,
Ein ew'ger Morgen lacht.

In neuem Glanz die Welt erfreut,
Das Gute wird ewig blühn;
Ein immer klarer Himmel blaut,
Die Zinnen sind ewig grün.

Die Sonne heller flammend strahlt,
Wie je sie dort geglänzt;
Des Menschen Blick durchmißt die Welt,
Vom Raume nicht begrenzt.

Alvaters Auge segnend ruht
Auf dieser Welt des Lichts;
Der bösen Sünden Kette bricht
Und sinkt ins alte Nichts.

Die Form des Gedichts ist nicht immer correct, wie der folgende Vers mit der eines Fußes beraubten Zeile und dem unreinen Reim beweisen mag:

Im Winkel dort das Gretchen lauscht,
Die blauen Augen innig strahlen,
Und Dorothea neben ihr
Ragt schlank hervor aus allen.

Es war eine lange Wanderung durch das Gebiet der überfruchtbaren neuen Kriegslyrik, die wir hinter uns haben. Gesinnung und Phrase spielen allerdings eine große Rolle in derselben, ebenso die gebildete Sprache, die für uns dichtet und denkt. Doch finden sich auch einige hervorragende Gedichte unter denselben, und wenn von tausend deutschen Liedern nur sechs auf die Nachwelt kommen, so ist das für unsere poetische Statistik immerhin ein sehr günstiges Verhältniß. **Rudolf Gottschall.**

---

## Essays von Scherr.

Farrago. Von Johannes Scherr. Leipzig, O. Wigand. 1870. 8. 2 Thlr.

Im Juvenal finden sich, im ersten Buch der „Satiren", die Verse:

Quidquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,
Gaudia, discursus, nostri farrago libelli est.

Scherr hat sich für das historische Allerlei, das er uns in seinem neuesten Werk auftischt, jenes Juvenalische Wort zum Titel gewählt und gibt uns ein Gemenge von pikanten Histörchen, ein Ragout von den Schilderungen jener Leidenschaften, die der römische Satiriker in dem citirten Verse aufführt, kurz, einen Abhub von der Tafel der weltgeschichtlichen Haupt- und Staatsactionen, wie ihn Scherr liebt und wie ihn nur er mundgerecht zu machen versteht. Daß Scherr sich mit einer gewissen Lüsternheit Stoffe aus der Historie herausnimmt, um sie unter dem Mantel entrüsteter Sittlichkeit mit anatomisch-psychologischer Gewissenhaftigkeit zu zergliedern und unter die Lupe Schlosser'scher Moralhistorie zu nehmen, wobei freilich so manches Stückchen Schmutz an derselben kleben bleibt, sind wir an dem eifrigen Auskehrer sittengeschichtlichen Unraths schon gewohnt. Den Eingang seines neuesten Buchs läßt Scherr jedoch diesesmal von einer reinen Frauengestalt hüten, von der germanischen Thusnelda. Auch in der Schilderung dieser anantastbar keuschen Gestalt, von der uns wenig mehr als die Umrisse ihres Wesens überliefert sind, verleugnet der Autor von „Michel" und der „Waise von Wien" nicht die Phantasie des Romanschreibers. Die magere Notiz des Tacitus („Annal.", I, 55): „Arminius filiam eius (Segestis) alii pactam, rapuerat", gibt Scherr den Anlaß zu einer stimmungsvollen Entführungsschilderung. Sonst weiß Scherr über den Sieger der Teutoburger Schlacht, über sein Heldenweib und seinen verkommenen Fechterssohn weder Neues noch kritische Beleuchtung des bekannten Alten beizubringen. Im Gegentheil ist ihm die typisch gewordene altgermanische Frauengestalt Thusnelda's und die ihres mythischen Heldengemahls nur eine willkommene Gelegenheit, um auf zehn Seiten und länger (der ganze Aufsatz zählt 38 Seiten) gegen die Gesinnungstüchtigkeitslottermänner, gegen alle Welt loszuziehen, die nicht zu den „Gefühlspolitikern" und „Principienreitern" gehört, zu denen Scherr in dem wohlbekannten Eigensinn und Ingrimm der süddeutschen Radicalen, die man bei der Begründung des deutschen Einheitsstaats nicht zu Rathe gezogen, sich selbst zu zählen scheint. Ihm, der sich doch so oft seines historischen Verständnisses rühmt, ist die Idee des deutschen Staats „die des ordinären Militär- und Polizeistaats, unter dessen Joch man sich selber unterthänigst beugt". „Ist es wirklich unseres Geschlechts höchstes Ziel", fragt der Kenner deutscher Schwäche und Zerrissenheit, „daß wir, statt freie Menschen, harmonisch entwickelte, selbst sich bestimmende und selbst sich beschränkende Persönlichkeiten zu werden, unisormirte Staatsatome, willenlos brauchbares und verbrauchbares Staatsvieh seien?"

Der zweite Aufsatz des Buchs behandelt „Elahgabal" so nennt er den cäsarenwahnsinnigen Baalspriester, der den Erdball in seinen Händen gehalten, indem er statt der griechisch-semitischen Form Heliogabal, das hebräische El oder das arabische Elah mit dem semitischen Wort Gabal (Berg), also Elagabal gleich Berggott, verbindet. Erst hier kommt der Autor in sein eigentliches Element. In solchen Zersetzungsprocessen der culturgeschichtlichen Welt ist Scherr Kenner und Meister der Beschreibung. Kein Arzt kann eine richtigere und scharfsinnigere Diagnose über die Krankheit einer Zeit oder eines Menschen stellen, als Scherr: den syrischen verrückten Jungen, von dem Gregorovius sagt, daß er darüber sinnlos wurde, als er eines Tags die Welt zu seinen Füßen fand, und daß er die Erde wie ein Ei auf einmal hätte auschlürfen mögen, diesen bepurpurten Verbrecher, auf den man das in neuester Zeit so beliebt gewordene

Digitized by Google

Princip der Unzurechnungsfähigkeit brillant anwenden könnte, schildert Scherr mit Geist, Witz und der ätzenden Eigenschaft moralphilosophischen Spottes, mit der Wohlgefälligkeit des skandalösen Details, aber ohne tendenziöse Seitenhiebe auf die Gegenwart.

Die dritte culturhistorische Skizze beschäftigt sich mit der merkwürdigen Erscheinung der Jeanne d'Arc. Da diese Arbeit der unveränderte Abdruck eines Vortrags ist, so gebot die Form hier wesentliche Beschränkungen. Gerade für eine schriftstellerische Natur wie Scherr ist es sehr schwer, nicht alles zu sagen, was man weiß. Und über das Mädchen von Orleans läßt sich gerade, ohne daß man in den Ton Voltaire's geräth, sehr Pikantes aus dem unerschöpflichen Born des ewig Zweideutigen beibringen. Natürlich stützt sich Scherr auf Jules Quicherat und seine Apologie der Retterin der französischen Gesellschaft von 1428. Leider gibt es außer dem genannten Werke des Franzosen noch keine streng actenmäßige Darstellung der wunderbaren Französin, und so müssen wir die, wahrscheinlich einseitig patriotisch gefärbte, französische fable convenue noch immer auf Treu und Glauben als Quelle hinnehmen. Scherr stellt Jeanne d'Arc denn auch nicht abweichend von der Tradition dar: ihm ist sie ein reines, schönes, gläubiges Mädchen, das in zartester Jugend (vermuthlich sechzehnjährig) voll glühenden Enthusiasmus für die Liliendynastie auszieht, um ihr Vaterland von der englischen Invasion zu befreien. Mit Vorliebe verweilt Scherr bei dem Proceß der Heldin und ihrem Ende, ohne doch, wie wir erwartet, uns von den kriegerischen Unternehmungen des weiblichen Dictators nähere Kunde zu geben. Aber der Autor, der ein klares und übersichtliches Bild der Pucelle, wie sie selbst von einer sie verherrlichenden dichterischen Zeitgenossin genannt wird, gibt, ist doch bescheiden genug, den trefflichen Monographien Hafe's (der unsers Wissens Quicherat noch nicht vollständig kannte) und Sickel's den ersten Rang in Beziehung auf gründliche und kritische Verarbeitung des Stoffs zuzuerkennen. Dagegen scheint Scherr die gediegene Arbeit Eysell's (Regensburg 1864) über Jeanne d'Arc nicht gekannt zu haben.

Der folgende Essay: „Zwei Königinnen", behandelt in weniger knapper Form als der ebendesprochene Vortrag die Staatshändel der jungfräulichen Königin mit ihrer Staats- und Privatfeindin Maria Stuart. Das poetische Gemüth Scherr's neigt sich entschieden mehr der schottischen Circe zu, während er betreffs der Elisabeth die richtige Bemerkung macht: „Wer mit Engländern verkehrt hat, weiß, daß über zwei Dinge sich nicht mit ihnen reden läßt: über die Bibel und die Königin Elisabeth." Scherr führt des weitern aus, wie die Idolatrie mit englischen Nationalgöttern den Briten gegen andere Größen seines Volks, wie Cromwell, Byron, Shelley u. a. m., geradezu ungerecht mache. Aber wenn der Vertheidiger souveräner Freiheit, der auch ein Herz für die Größe einer Nation haben will, in der Begründerin der britischen Großmacht nur ein Schoßkind des Erfolgs, eine kieselsteinhartherzige (sic!) Tyrannin, eine grausame Kokette, männersüchtige Nichtjungfer, blutige Verfolgerin Andersdenkender u. s. w., kurz das Urbild der englischen Heuchelei, Scheinheiligkeit und „Respectability" sehen will, so müssen wir doch entschieden gegen eine derartige Auffassung protestiren, in deren Vorwürfen ein gut Theil Wahrheit enthalten, jedoch so weit ins Extrem gesteigert ist, daß es unwahr und durchweg übertrieben wird. Es ist richtig, daß Elisabeth mehr eine virago als eine virgo gewesen zu sein scheint; aber der Mangel letzterer Eigenschaft, sowie die durch nichts zu vertheidigende verbrecherische Frivolität der schönen Schottin, die Scherr mit jesuitischem Geschick von einer Menge Anklagen zu reinigen versucht, war doch wahrhaftig auch keine Tugend der schottischen Maria. Es war nicht in dem Grade persönliche Feindschaft, die Elisabeth gegen Maria vorgehen ließ, wie man bisher gemeint hat: es war vielmehr eine unabweisbare Pflicht der unerbittlichen Staatsraison, die der englischen Königin ihr Verhalten gegen Maria Stuart vorschrieb. Der Scherr'sche Aufsatz zeigt, daß Schiller in seiner „Maria Stuart" mehr der Geschichte gefolgt ist, als man bisher zu glauben geneigt war. Was jedoch das „tückisch" falsche Verhalten Elisabeth's vor der Bestätigung des Todesurtheils der Maria Stuart anbetrifft, so scheint Scherr auf Treu und Glauben hier den parteiischen Vertheidigern Maria's wie dem romanisirenden und römisch gesinnten Jules Gauthier gefolgt zu sein.

Geht Scherr in dem ebenerwähnten Aufsatz dem Vorurtheil von der großen Queen Bess zu Leibe, so ist sein Zweck in der kleinen Skizze: „Ein Prophet", die sich mit dem segensreichen Wirken des neuenglischen Predigers der Gewissensfreiheit Roger Williams beschäftigt, die Bibel und ihre Auslegung von streng puritanischer Seite her in ein unliebsames Licht zu stellen. Von Roger Williams, der sich der puritanischen Orthodoxie der Pilgerväter so wacker entgegenstellte, erhalten wir ein sorgsames Lichtbild, während und „Der verzauberte Kurfürst" ein Nachtstück aus den Zeiten hochfürstlicher Maitressenwirthschaft aufdeckt, wie es eben nur Behse in trockner actenmäßiger Weise und Scherr in blühender üppiger Malerei zu reproduciren versteht. Es ist die kurze romanhafte Geschichte der schönen Sibylle von Neipschütz und ihres Verhältnisses zu dem, wie die Volksmeinung überzeugt war, von ihr verzauberten sächsischen Kurfürsten Johann Georg IV. Der romantische Schleier, der lange über der Gestalt der schönen „Neipschützin" lag, wird erbarmungslos hinweggezogen und die bislang sentimental gefärbte Affaire wird zur widerlichen Intrigue einer kupplerischen Mutter und einer verbuhlten Tochter gestempelt.

Sehr unbedeutend ist der Stoff des letzten Essay: „Eine Mutter Gottes". Es ist eine Episode aus der Zeit Robespierre's, die den Schreckensmann als bigote und abergläubische Seele hinstellt, und die andererseits zeigt, wie man in der Zeit vor dem 9. Thermidor aus einer Mücke vortrefflich einen Elefanten zu machen verstand, wenn es galt, ein unliebsames System und seine Vertreter zu stürzen. Aber Scherr läßt den Leser, der bei dem geistvollen Autor immer Fesselung seines Interesses findet, nicht scheiden, ohne der großen jüngsten Zeit gerecht zu werden. In dem angehängten „Tagebuch vom Berge", das nur zu sehr in seinen prophetischen Ergüssen an ein Niederschreiben post festum gemahnt, finden wir Scherr, den Radicalen, den Feind der deutschen Staatsidee, die aus Blut und Eisen geboren ist,



Digitized by Google

mit vollem Herzen den Ereignissen der letzten Monate folgen, und was noch mehr ist, er weiß sie in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu würdigen.

Vielleicht wäre mancher Passus des „Farrago“ ungeschrieben geblieben, wenn die zweite Hälfte des Jahres 1870 den Beginn jener Arbeit gesehen hätte. Die Polemik, mit welcher Karl Braun gegen Scherr jüngst aufgetreten ist, hat den alten Cato von Zürich sichtlich gerärgert, und im Vorwort des Buchs bekommt der nassauische Nationale harte Worte von dem schwäbischen Radicalen zu hören: uns aber dünkt, daß angesichts der versöhnenden Ereignisse der letzten Monate die beiden Männer, die, freilich von verschiedenen Standpunkten aus, ihre Zeit und ihre Nation begriffen haben, des Haders müde sein und sich die Hände reichen sollten. Mit wie vielem wir auch in Scherr's jüngstem Buch nicht einverstanden sein können, so sehr wir auch ein verblendetes Verkennen der Realpolitik und eine oft willkürliche Zuschneidung geschichtlicher Stoffe tadeln müssen: immer leuchtet aus seinen Schriften ein sittlicher Ernst hervor, der den Mangel an Würde aufwiegt; immer erfreuen wir uns bei Scherr an der gedankenreichen Arbeit eines vielseitigen Geistes, der die bedeutungsvollste That der Welt- und Culturgeschichte wie das bedeutungslosefte Nichts, von dem die Quellen spärliche Kunde geben, interessant und, wenn dies ein Lob sein soll, pikant zu machen weiß. Der Leser setzt sich bei Scherr an eine reichbesetzte Tafel, an der Salz und Pfeffer nicht vergessen ist: aber er muß sich auch von dem starken Hautgout mancher Gerichte nicht abschrecken lassen.

## Dante-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 12.)

2. Dante Alighieri und die Göttliche Komödie. Eine Studie zur Geschichte der Philosophie und zur Philosophie der Geschichte. Von H. K. Hugo Delff. Leipzig, Teubner. 1870. 8. 24 Ngr.

Die Tendenz der Schrift ist von dem Verfasser richtig bezeichnet, wenn er in der Vorrede sagt, dieselbe wolle in die Intima des Dante'schen Geistes einführen. Und sie thut dies in so strenger Weise, daß sie diejenigen Leser, welche es ernst mit dem Studium des Dichters meinen, ebenso dauernd an sich fesseln als diejenigen sich fern halten wird, welche von Dichtern und ihren Commentatoren nur nach oberflächlichem Behagen Notiz zu nehmen pflegen. Der Verfasser hat auf dem Wege, den er zur Erklärung der ideellen Grundlage und des geistigen Ursprungs der „Commedia“ einschlägt, einen unmittelbaren Vorgänger an Anton Lubin in Graz: beide führen in den Kreis jener tiefsinnigen Anschauungen der mittelalterlichen Mystik ein, welche im Gegensatz zum dürren Formelwesen der Scholastik das geistig nährende Mark des Zeitalters bildeten und nun auch als eine Hauptquelle für Dante's schöpferische Poesie erkannt werden müssen. Zeigte Lubin diesen Zusammenhang an einigen bestimmten Punkten, so leitet der Verfasser gegenwärtiger Schrift Dante's gesammte Weltanschauung, wie sie uns besonders in dem Buche „Von der Monarchie“ und in der „Commedia“ entgegentritt, aus den Einflüssen der Mystik her. Den Begriff derselben faßt er weiter, als dies gewöhnlich geschieht, insofern nach seiner Auffassung die mystische Theologie des Mittelalters im wesentlichen nichts anderes ist als die erfüllende Reproduction der platonischen und neuplatonischen Philosophie. Doch macht der Verfasser den Dichter nicht etwa zum Plagiator der nachgewiesenen Parallelstellen von Philo, Plotin, dem Areopagiten, Meister Eckhart, Tauler, Bonaventura, St.-Bernhard, Hugo und Richard von St.-Victor, so überraschend auch die Verwandtschaft, manchmal bis zum Wortlaut, sich ausnimmt, vielmehr läßt er uns die in sich harmonisch verschwisterten Gedanken und Anschauungen der Genannten als die Atmosphäre erkennen, in welcher der Geist des Dichters frei athmend aus eigener Tiefe seine Welten schuf und selbständig ausbaute. So erscheinen die Elemente der Theologie, der Kosmologie, der Anthropologie, der Religions- und Sittenlehre in Dante's „Commedia“, sowie der allgemeine Grundriß derselben, auch seine Stellung gegen die Entartung der sichtbaren Kirche, durchaus vorgebildet in einer Reihe von Aussprüchen früherer und späterer Mystiker, unter deren Einwirkung wir das Dichterwerk in einem ganz neuen aufklärenden Lichte erblicken. Manches davon war schon früher bekannt; die zusammenhängende, das Wesen der Sache bis zu einem relativ ausreichenden Maß erschöpfende Kenntnig des Verhältnisses verdanken wir erst der vorliegenden Schrift. Die alten Commentatoren haben wenig von den tiefer liegenden Quellen der „Commedia“ gewußt und überliefert; den Jetztlebenden blieb es vorbehalten, die geheimen Fasern bloßzulegen, durch welche Dante's Dichtung mit der Gedankenwelt seiner und der vorangegangenen Zeit verwachsen ist, und daran zu zeigen, wie gerade das erhabenste Dichterwerk aller Jahrhunderte sich am wenigsten von der festgeschlossenen Kette des Entwickelungsgesetzes ablösen und als etwas Gesondertes auffassen läßt. Erst durch solche Vorarbeiten werden wir befähigt, die schöpferische Arbeit des Dichters zu würdigen, indem wir erkennen, wie er den überlieferten, noch schwankenden Geistesgebilden Einheit und festgegliederte, harmonische Form leiht, ihnen als belebendes Centrum eine ewige Idee einbildet und so ein Werk gestaltet, das aus der Zeit erwachsen alle Zeiten überragt.

Der Verfasser führt sein Material in zwei Theilen vor. In dem ersten allgemeinen entwickelt er Dante's Weltanschauung und ihr Verhältniß zur Mystik, in dem zweiten speciellen den Gedankengang der „Göttlichen Komödie“ nach ihrer Dreitheilung als „Hölle“, „Fegfeuer“ und „Paradies“. Bei seinen Auslegungen folgt er dem Worte von Carus, daß man Dante nicht tief genug nehmen könne, und wahrlich mit Recht; denn bei irgend ernstlicherm Studium dieses Dichters wird man bald gewahr, wie jedes seiner Worte sich an berechneter Stelle befindet, jede seiner Andeutungen, auch die leiseste, tiefern Bezügen

Digitized by Google

folgt. Aber eben darin liegt auch die Gefahr für den Ausleger, fehl zu greifen, eine Gefahr, die indeß in jedem Falle gewagt werden muß, wenn das Verständniß des Dichters gefördert werden soll. Gegen die eine Auslegung des Verfassers sei es erlaubt, Bedenken zu äußern. Wenn als der Unbekannte im „Inferno", III, 60, welcher den großen Verzicht gethan, an Stelle von Papst Cölestin, den sast übereinstimmend die alten Commentatoren nennen, mit apodiktischer Gewißheit Pilatus angenommen wird, so ermangelt dies jedes bestimmten Grundes, indem vielmehr einerseits die persönliche Trefflichkeit Cölestin's den Dichter nicht im mindesten hindern konnte, die Handlungsweise desselben durch Einreihung in die Klasse der Unentschiedenen, die noch der Vorhölle angehört, zu charakterisiren, während er so viele andere treffliche Männer, eben auch lediglich zur Charakteristik, in die Hölle selbst versetzt, andererseits die bedeutsame Verschweigung des Namens weit eher für eine bekannte nahe stehende Persönlichkeit als für eine der grauen Vergangenheit angehörende spricht. Die vergleichende Namensanspielung im „Purgatorio", XX, 91, scheint ebenfalls nicht vereinbar damit, daß der Dichter den gran rifiuto dem Pilatus habe vorwerfen wollen. Vollständiger ist derselbe Gegenstand in Nr. 14 d. Bl. s. 1868 bei Besprechung eines Aufsatzes von Gschel zur Erörterung gekommen. Noch gegen eine Ungenauigkeit scheint ein Wort der Verständigung erforderlich. Im zweiten Kapitel des ersten Theils, welches von den politisch-kirchlichen Ansichten Dante's handelt, wird der Dichter, auf Grund seines Buchs „Von der Monarchie", als ein Verfechter der Freiheit des Staats von der Kirche dargestellt. Hiergegen ist zu bemerken, daß Dante sich nirgends darauf einläßt, das Verhältniß des kirchlichen Einflusses auf die Leitung des Staats überhaupt zu bestimmen; allenthalben spricht er in dem betreffenden letzten Abschnitt des genannten Werks ausdrücklich nur von dem Papstthum gegenüber dem Kaiserthum, von dem römischen Pontifex gegenüber dem Weltmonarchen, unter dessen Scepter nach seiner Vorstellung die Einzelstaaten mit ihren verschiedenen Verfassungen stehen sollen — ob daraus auch die Consequenz auf die fürstliche Herrschaft des Einzelstaats zu ziehen sei, darüber enthält sich Dante der Entscheidung, sodaß man von ihm wol nicht allgemeinhin sagen kann, „sein Ruf an die Zeit und an die Geschichte sei auf Freiheit des Staats von der Kirche ergangen".

Der Verfasser versichert im Vorwort, seine Abhandlung mit besonderer Liebe ausgeführt zu haben; in der That, dies ist Kapitel für Kapitel zu erkennen, und es muß schließlich die Erklärung abgegeben werden, daß die Schrift zu dem Bedeutendsten gehört, was in den letzten Jahren über Dante's „Commedia" und die geistige Entwickelung des Dichters geschrieben worden.

3. Dante. Vorlesungen über die Göttliche Komödie, gehalten in Krakau und Lemberg 1867 von J. J. Kraszewski. Ins Deutsche übertragen von S. Bobbanowicz. Dresden, Kraszewski. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Interesse dieser Vorlesungen über Dante haftet vornehmlich an dem Umstande, daß sie in zwei polnischen Städten von einem hervorragenden polnischen Literaten — es ist ohne Zweifel der rühmlichst bekannte Romanschriftsteller dieses Namens — in der Landessprache gehalten worden sind. Wir ersahren auf diese Weise zugleich, wie und inwieweit bisher auch Polen sich an dem Studium des Dichters betheiligt hat. Der Vortragende gesteht selbst ein, daß die „Göttliche Komödie" und ihr Schöpfer in seinem Vaterlande bis in die neueste Zeit fast unbekannt geblieben seien, was er sich um so schwerer erklären könne, als gerade diese Dichtung vielleicht nirgends besser als von seinen Landsgenossen hätte verstanden und geschätzt werden können. Warum? Das bleibt unserer Ahnung überlassen. Indeß ist des bisher Geleisteten doch nicht gar so wenig, besonders im Vergleich zu dem Nachbarlande Ungarn, wo nach Kertbeny's Mittheilungen im ersten Bande des „Dante-Jahrbuch" so gut wie gar nichts auf diesem Gebiete gethan worden. Die frühseste Erwähnung Dante's in Polen geschieht von einem Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, woraus wenigstens so viel ersichtlich, daß der Dichter damals im Original gelesen wurde. Dann fehlt freilich jede Kunde von Dante bis in die jüngste Zeit; aus dieser aber sind, abgesehen von einer Anzahl bruchstückweiser Ueberfetzungsversuche, nicht weniger als acht vollständige polnische Uebersetzungen der „Commedia", darunter eine von J. J. Kraszewski selbst, zu verzeichnen: nur die eine von J. Korsak liegt gedruckt vor, eine andere befindet sich unter der Presse. Außerdem sind die französischen und deutschen Studien über Dante von Ozanam, Fauriel und Blanc, theils überarbeitet, theils übersetzt, unter anderm durch Klaczko, dem polnischen Publikum bekannt geworden; sonst existirt aus dem Jahre 1817 eine selbständige kurze Abhandlung von J. Senkowski im „Wilnaer Tageblatte", wozu sich nun noch die vorliegende umfassendere Arbeit Kraszewski's gesellt.

Leider entspricht der schönen Ausstattung des Buchs von seiten des Verlags, welcher sammt Druck dem Verfasser selbst angehört, nicht in gleicher Art das Gelingen der deutschen Uebersetzung. Man merkt hier nur zu sehr den der deutschen Sprache nicht vollkommen mächtigen Landsmann des Autors. Außer Verstößen gegen die Rechtschreibung und Zeichensetzung, begegnen dem Leser an verschiedenen Stellen nicht blos unbequeme, sondern unmögliche Constructionen. Andere Versehen mögen auf sachlicher Unkenntniß beruhen: wenn z. B. Mantua das Vaterland „Marona's" statt „Maro's" genannt, wenn von den Albigensern als von der Sekte „eines gewissen Albigens" gesprochen wird. Verschiedene Druckfehler gesellen sich dazu, um die Lektüre des Buchs unbehaglich zu machen.

Was neben diesen Mängeln, die dem Uebersetzer zur Last fallen, den materiellen Werth der Schrift selbst anlangt, so ist nicht zu verkennen, daß in dem Abschnitt von der cultur- und literargeschichtlichen Vorentwickelung des Zeitalters, in der Bestimmung der Grundidee der „Commedia", in der Exposition und Parallelisirung der drei Hauptstheile derselben, in der Hervorhebung bedeutsamer Momente, sowie in der Charakteristik der eigenthümlichen Darstellungsform und Architektonik des Gedichts manche treffende und geistreiche Bemerkungen vorkommen



Digitized by Google

und den seit Jahrhunderten aufgespeicherten Stoff von Anschauungen des Gegenstandes bereichern. Das Biographische ist nicht im Zusammenhange gegeben, sondern an geeigneten Stellen in das Ganze verflochten. Zur Charakterschilderung hat das Material unbeglaubigter Anekdoten, wie deren von Boccaccio und Franco Sacchetti herrühren, einen allzu reichlichen Beitrag liefern müssen: einiges ist dazu noch willkürlich frei ausgeführt, z. B. das Erscheinen Dante's vor dem Kloster del Corvo, bezüglich dessen der Brief des Frate Ilario, woraus das Geschichtchen stammt, kein Wort von der Abendzeit, von der geöffneten Kirche und dem Herumgehen Dante's in derselben vor den Altären und Bildern zu erzählen weiß. Noch anderes ist ungenau oder ermangelt der Begründung. So wird Brunetto Latini, der Lehrer Dante's — gewiß ohne genügende Berechtigung — „ein leichtfertiger verderbter Mensch voller Fehler" genannt. Dann soll Dante mit andern Verbannten Bittbriefe nach Florenz geschrieben haben, in denen er sich zum Behufe der Rückberufung anheischig macht, alle feindlichen Schritte und Ränke gegen die siegreiche Partei, die ihn gestürzt, zu unterlassen; es kann hier nur das Antwortschreiben der verbannten Ghibellinen und ihres Anführers Alessandro da Romena auf die zum Frieden ermahnende Botschaft des päpstlichen Legaten Bischofs Nikolaus von Ostia gemeint sein. Hier wird indeß unter rhetorischer Verbrämung nichts weiter als die ergebene Geneigtheit kundgethan, die Schwerter niederzulegen und sich dem Richterspruch des Friedensvermittlers zu unterwerfen. Das lautet doch etwas anders. Als Abfassungszeit des „Convito" wird mit der Wendung: „schrieb er in diesem Jahr", ein Termin bezeichnet, der sich in dem unmittelbar vorangehenden nicht findet; soll es etwa das am Schluß des Abschnitts zuvor angegebene Jahr 1306 sein, so wäre dies jedenfalls ein mit Unrecht als fest angenommener Zeitpunkt. Der Gesichtsbildung Dante's wird — entgegen dem ausdrücklichen Wortlaut der betreffenden Quellen — eine hervorragende Oberlippe, statt einer solchen Unterlippe, zugeschrieben. An Stelle eines nicht existierenden Dante-Bildnisses von Orcagna in der Kirche Maria Novella zu Florenz wäre das eine oder andere existierende anzuführen gewesen; auch das Vorhandensein der Todtenmaske in San-Onofrio ist eine irrthümliche Angabe. Ferner geschieht des von Michel Angelo's Hand illustrierten Exemplars der „Commedia" in einer Art Erwähnung, als wenn es nicht verloren gegangen wäre, was bekanntlich der Fall ist.

Genauigkeit fehlt noch in andern Punkten: ist mündlich gehaltenen Vorträgen, wenn das Ganze dafür entschädigt, manches nachzusehen, so erscheint doch Strenge gegenüber den durch den Druck veröffentlichten geboten. Von den einzelnen Gesängen der „Commedia" wird gesagt, daß sie an Länge „kaum um einige Verse" voneinander abweichen: in Wahrheit aber differirt der kürzeste („Inferno", VI) von dem längsten („Purgatorio", XXXII) um nicht weniger als 45 Verse, und die übrigen variiren auf- und absteigend zwischen diesen beiden Extremen. Zur Schilderung der Scene vor der Höllenstadt gehören die Worte: „In Rauch und Flammen schwimmen(!) über ihnen" — den beiden Wandelnden — „Tausende von Teufeln. Drei Eumeniden stiegen(!) den Ankommenden entgegen"; man vergleiche damit die Originalstellen in „Inferno", VIII, 82 und IX, 37, und wird da weder etwas von „schwimmen", noch von „entgegenfliegen" finden. Eine prosaische Uebersetzung der Dante'schen Canzone: „O patria degna di trionfal fama", wird mitgetheilt und dieselbe für treu ausgegeben; die Zusammenstellung mit dem Original erweist jedoch, daß sie in verschiedenen Stellen nichts weniger als wortgetreu ist, auch wenn man abweichende Lesarten in Anrechnung bringt. Mit Recht ist auf die Legende vom Ritter Tundalus als eine der Sagenquellen für Dante's „Commedia" hingewiesen, doch entschieden zu viel behauptet, wenn hinterher von ihr gesagt wird, sie habe dem Dichter „unbedingt zum leitenden Faden gedient". Sehr unbestimmt erscheint ferner an den verschiedenen Stellen, wo davon die Rede ist, das Verhältniß des Papstthums und des Kaiserthums aus Dante's Schrift „Von der Monarchie" entwickelt, als ob hiernach einerseits der Statthalter Gottes über Kaiser und Königen stehen, andererseits die kaiserliche Monarchie als Despotismus gegen das Uebel der Zügellosigkeit und Anarchie wirken sollte. Weder das eine noch das andere ist im Sinne Dante's, welcher vielmehr feststellt, daß Papst und Kaiser im wesentlichen voneinander gesonderte, coordinirte Stellungen als Regenten der Menschheit, der eine in geistlichen, der andere in weltlichen Dingen, einzunehmen haben, ferner daß die Gewalt des Kaisers keine despotische, sondern eine in gesetzlichen Schranken sich haltende, und zwar nicht gegen die Anarchie an sich, sondern gegen den Zwiespalt und die Uebergriffe der Einzelherrschaften, seien es Fürsten oder Freistaaten, sein solle. Vor allen bedarf ein anderer Punkt der Berichtigung, wenn man lieber will, der Klärung.

In dem Abschnitt über den mittlern Theil der „Commedia" heißt es bezüglich des zehnten Gesangs, der Dichter gelange hier zum Hauptthеile des „Purgatorio", wo diejenigen, welche in der Liebe kein Maß gekannt, ihre Buße vollenden. Das muß nothwendig von dem unkundigen Leser mißverstanden werden. Richtig ist, daß der Dichter im siebzehnten Gesang die Verschuldungen des Menschen, nicht ohne scholastische Spitzfindigkeit, von zu heftiger oder zu lauer oder übel angebrachter Liebe, deren Begriff hier mit Trieb oder Verlangen schlechthin gleichbedeutend ist, herleitet; aber bei der eigentlichen Ausführung legt er auf diese gezwungene Genesis keinen Werth mehr und schildert unabhängig davon eine jede der Sieben Todsünden nach ihrer individuellen Erscheinung. Man kann also nimmermehr sagen, wenn man Dante's Vorstellung richtig geben will, er lasse in den Hauträumen des „Purgatorio" das Unmaß in der Liebe büßen. Uebrigens beruht es außerdem auf einer Verwechselung mit der Eintheilung des „Inferno", wenn der Verfasser für die Unterscheidung der Sieben Todsünden im „Purgatorio", die rein kirchlichen Ursprungs ist, die, „Ethik" des Aristoteles als Quelle annimmt. Von den vielfach in den Text eingestreuten Belegstellen aus der „Commedia" ist schließlich zu erwähnen, daß sie der deutschen Uebersetzung von Philalethes entlehnt sind.

Aus den gerügten Mängeln, deren Zahl sich leicht noch vermehren ließe, geht zur Genüge hervor, daß

Digitized by Google

Kraszewski's „Dante-Vorlesungen" in der gegenwärtigen deutschen Bearbeitung, obwol um ihres Ursprungs willen von Interesse und auch nicht arm an fesselnden und beachtenswerthen Bemerkungen, doch keineswegs demjenigen deutschen Leser zu empfehlen sind, welcher ohne Vorbereitung an Dante herantritt und eine vollkommen sichere, in allen Einzelheiten genaue Kenntniß von dem Gegenstande erlangen will.

4. Dante Alighieri's göttliche Komödie. Erste Abtheilung: Die Hölle. Neu metrisch übertragen mit Erläuterungen von K. Baron. Oppeln, Reiswitz. 1870. Br. 8. 28 Ngr.

Zu den seit dem Dante-Jubiläum 1865 in den verschiedensten Formen so überaus zahlreich erschienenen deutschen Uebersetzungen der „Divina commedia" immer noch neue — wen muß das nicht in Erstaunen setzen! Denkt man sich für jede derselben, abgesehen von den bis zum genannten Jahre vorhandenen, zum Theil wieder neu aufgelegten, ein besonderes Lesepublikum, das doch im Interesse des Herausgebers und Verlegers anzunehmen ist, so erblickt man eine Verbreitung des schwierigsten aller Dichterwerke im deutschen Volke, mit welcher kein anderes fremdländisches gleichen Schritt gehalten hat. Jedenfalls liegt darin ein erfreuliches Zeichen für den ernstgestimmten Sinn des gebildeten Theils unserer Nation. Die vorliegende Uebersetzung der „Hölle" wetteifert, dies muß von vornherein anerkannt werden, mit den besten der bisher erschienenen an Vorzügen in Form und Inhalt, was indeß nicht ausschließt, daß noch mancherlei kleine Mängel an ihr zu rügen sind, die bei einer wiederholten Auflage leicht gehoben werden könnten.

Zuerst ein Wort über die metrische Form. Der Verfasser hat es mit Recht aufgegeben, die gereimte Terzine des Originals nachzubilden, weil dies nicht ohne zu große Einbuße des Sinnes geschehen könne, und bei keinem Dichter es so sehr wie bei Dante darauf ankomme, „am Worte knapp und streng festzuhalten". Den reimlosen iambischen Fünffüßler, zu welchem Philalethes, Kopisch, Witte, Blanc, Eitner gegriffen, mochte er auch nicht anwenden, da es „eine harte Zumuthung sei, so und so viel tausend Verse Dante'scher Poesie reim- und unterschiedslos in fünffüßigen Jamben lesen zu sollen". Das ist nun freilich Geschmackssache. Hat nicht aber auch Milton sein „Verlorenes Paradies" in reimlosen Jamben gedichtet? Der Unterzeichnete kann seinerseits versichern, daß er gerade diese schlichteste, zugleich der deutschen Sprechweise gemäßeste aller Versformen zur Wiedergabe und bequemern Auffassung eines so gewichtigen Inhalts für besonders geeignet hält, auch darum, weil gerade sie die innigste Anschmiegung an Wort- und Gedankenrhythmus des Originals gestattet, so zwar, daß — ohne Reim — selbst die mit der Terzinenform verflochtene und durch sie bedingte Satzbildung auf keine andere Weise besser zum Ausdrucke gelangt. Der Hexameter, welchen statt dessen der Verfasser in seine Uebersetzung einführt — unsers Wissens der erste Versuch dieser Art in Deutschland — ist in seiner unruhigen, vielgliedrigen Bewegung entschieden weniger vermögend, der bezeichneten Aufgabe nachzukommen. Man vergleiche und sehe nur, wie der Uebersetzer genöthigt war, die rhythmischen Satzgefüge des Originals aufzulösen, um die einzelnen Bestandtheile in dem Gefäße von ganz andern Maßen unterbringen zu können! Wenn er sich zum Nachweise der Berechtigung des heroischen Versmaßes auf den wesentlich epischen Inhalt der „Commedia" und darauf beruft, wie Dante im vierten Gesange der „Hölle" sich als sechster dem Kreise der Hexameterdichter des Alterthums anschließt, so hat der Dichter selbst doch die Zumuthung von literarisch befremdeter Seite, sich des lateinischen Hexameters zu bedienen, von sich gewiesen, wol ein Fingerzeig für uns, daß er das anspruchsvolle Einherschreiten des Hexameters der Tendenz seines Gedichts nicht gemäß fand.

Der Verfasser hat es also unternommen, das Werk in metrischer Beziehung neu einzuschmelzen und die Materie in eine andere Form zu gießen. Es ist nicht zu leugnen, der Umguß ist im ganzen vortrefflich gelungen, und wer sich jene unvermeidlichen Mißstände sormeller Art nicht ansechten läßt, wer lediglich dem Stoffe der Dichtung nachtrachtet und denselben in jedem einzelnen Zuge genau wiedergegeben, eine nicht blos gewissenhaft treue, sondern auch frische und anmuthig lebdare Uebersetzung verlangt, der darf sich von der vorliegenden alle Befriedigung versprechen. Die Lesbarkeit leidet nur an wenigen Stellen durch Haten, z. B. halte ich, wäre es, durch harte Elisionen, wie: Asch' des Sichäus, in Folg' seiner, und durch falsche Betonungen, z. B. Seneca den Moralisten, Penelöpe, Cocytus, Antenor. Daß letzteres überdies im zweiunddreißigsten Gesange an Stelle der Dante'schen Ortsbezeichnung Antenora gesetzt ist, kann nicht gut geheißen werden, ebenso wenig daß im dreiunddreißigsten Gesange das l'altro sol des Originals, das in der Bedeutung „der andere Tag" noch sonst öfter vorkommt, ohne Grund durch das uns gänzlich fremde „der folgende Sol" wiedergegeben worden. Ein Uebelstand, freilich von geringfügiger Art, liegt ferner in der Differenz der Versbezifferung von der des Originals mit seinen kürzern, folglich zahlreichern Versen; es wäre gut gewesen, die geltenden Ziffern an geeigneter Stelle mit beizufügen.

Für das Verständniß der einzelnen Gesänge ist durch nachfolgende Erläuterungen gesorgt, die auf Grund der Commentare von Philalethes und Bianchi, dessen Originaltexte der Autor auch gefolgt ist, kurz doch ausreichend vollständig demjenigen Leser, welcher größere Werke entbehrt, die erforderliche Belehrung über historische, literarische, und allegorisch-symbolische Fragen darbieten. Es scheint noch einiges der nachbesserungen Revision entgangen zu sein. So finden sich in den geschichtlichen Bemerkungen über den Grafen Ugolino zum dreiunddreißigsten Gesange, die der historischen Skizze bei Philalethes entlehnt sind, einige geringfügige Abweichungen, die wol nicht auf andern Quellen beruhen, sondern einfach der Berichtigung bedürfen, z. B. daß Ugolino zuerst auf ein, dann auf zwei — anstatt auf zehn — Jahre zum Podestà gewählt wurde; daß die Würde des Podestà neben dem Richteramt auch das Feldherrnamt umfaßte, welches letztere vielmehr davon getrennt dem Capitano zustand —, Ugolino aber wurde mit beiden Würden zugleich bekleidet; daß Ugolino den Neffen des Erzbischofs Ruggieri darum tödtete, weil dieser ihm wegen der Hungersnoth Vorstellungen zu machen

Digitized by Google

wagte, während er dagegen aus diesem Grunde den eigenen Enkel verwundete, dann erst den Neffen des Erzbischofs tödtete, welcher ihn wegen jener Verwundung zur Rede stellte. Dergleichen erscheinen indeß unter-geordnet gegen die Vorzüge des Buchs in der Hauptsache; dasselbe ist jedenfalls hinlänglich empfehlenswerth, um die Fortsetzung zu wünschen.

Theodor Paur.

# Feuilleton.

## Das Kutschkelied.

Das populärste Lied von allen Kriegsliedern des Jahres 1870 ist das „Kutschkelied", das wir zunächst hier nach authentischer Angabe seinem Wortlaut nach mittheilen wollen:

Was kraucht da in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium.
Was hat er rum zu kauchen dort?
Drauf, Kameraden, sagt ihn fort!

Dort haben sich im offnen Feld
Noch reiche Gaben aufgestellt.
Was haben die da rum zu stehn?
Drauf los! die müssen wir besehn!

Mit den Kanonen und Mamsell'n
Da kull'n sie, daß die Ohren gell'n
Was haben die da rum zu knall'n?
Drauf, Kameraden, die sie fall'n!

Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache gehts es krumm!
Mit Gott denn fort los, dann ist's vorbei
Mit deiner ganzen Kaiserei!

Und die französ'sche Gesammtschaft,
Auf ewig wird sie abgeschafft.
Auf, nach Paris! den rich'gen Lohn
Dort geben wir der ganzen nation.

Während die oberflächlichste moderne Quellenforschung unserer Publicisten von heute und gestern unter den Flüchtlingen des deutschen Heeres den Verfasser sucht, wie es sich von einer mit dem Wesen des Volksliedes wenig vertrauten, den Gymnasiasten des „Aufklärichte" auch auf dem Gebiete der Kunst huldigenden Penny-a-liner-Aesthetik erwarten läßt, hat die tiefsinnige Forschung, die den im verborgenen rauschenden Quellen der Volksdichtung nachgeht, jetzt das „Kutschkelied" in seinen culturhistorischen Zusammenhängen und seiner mythischen Bedeutung erfaßt. Jene Verstandeerdichtung, die auf das Nachweisbare, auf das polizeiliche Legitimationsfähige geht, zeigt mit den Fingern bald auf diesen oder jenen uniformirten Sterblichen als den Träger, in welchem der Genius des Feldzugs von 1870 seine partische Menschwerdung gefeiert hat. So führt das „Neue Blatt" in seiner Nr. 11 als den wahren Kutschte" den jetzigen invaliden Grenadier im 1. westpreußischen Grenadierregiment Nr. 6 G. Hoffmann aus Ste bei Nieoky an, der sich durch Darlegung seiner Mannszeiche und seines Tagebuchs legitimirt habe. Dieser Hoffmann-Kutschke ist am 11. November 1844 (an dem Tage, den man längere Zeit für Schiller's Geburtstag hielt) in dem Dorfe See in der Oberlausitz als Sohn des Schnellzeheres gebaren worden und erbte von seinem Vater, dem Gelegenheitsdichter, das Versemachen. Den Krieg von 1866 machte Hoffmann im 46. Infanterieregiment mit, wührte sich später mit dem Vertrieb von Büchern auf dem Lande, machte dann den Feldzug 1870 mit, erhielt bei Sedan einen Schuß durch den Oberleiter und wurde als Invalid mit dem Civilversorgungsschein seinem Kreuz entlassen.

Nach andern Nachrichten wieder ist das Kutschkelied in seinem ersten, aus dunkeln Quellen entsprungenen Vers bereits vor Jahren gesungen worden, und ähnlich, wie dies bei Studentenliedern der Fall ist, z. B. bei dem berühmten Lied vom Känapfel, hat jeder sangeslustige Flüchtler einen neuen Vers dazugedichtet. Das „Daheim" nimmt die Erfindung der Person eines „Flüchtlers Kutschke" für einen seiner Kriegsberichterstatter in Anspruch.

Längst aber hat die große Lehre von der Volksdichtung derartige Untersuchungen überflüssig gemacht. Wie es keinen Homer gibt, sondern nur eine Schar von Rhapsoden, deren Gesänge bündelweise zusammengebunden wurden, so gibt es auch keinen Kutschke, und was Schiller von den Homeriden singt, paßt auch auf die Dichter dieser neuen Ilias für die Westentasche:

„Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weiß ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heyne ein Pack göttinger Würste für ihn." —
„Wir hier! ich sang der Könige Zwist!" — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!" — .

„Wir die Würste! ich sang, was auf dem Ilis geschah." —
„Friede! zerreißt mich nicht! Die Würste werden nicht reichen,
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen verlassen."

So wollede auch hier der eine Kutschke für den im Busch herumkrauchenden Napolium seine Wurst verlangen, der andere für die abgeschaffte französische Großmaulschaft, der dritte für die zu Ende gehende Kaiserei.

Doch auch dieser Standpunkt einer gleichzeitigen Vielköpfigkeit des dichterischen Genius ist überwunden; auf die Höhe der Wissenschaft, für welche Kutschke als ein durch die Weltgeschichte hindurchgehender Mythus erscheint, erhebt uns erst die bisjetzt bereits in vier Auflagen erschienene Schrift: „Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung. Forschungen über die Quellen des Kutschkeliedes im grauen Alterthume nebst alten Texten und Uebersetzungen in neuere Sprachen. Mit einer Hieroglyphentafel. Herausgegeben zum Besten der Deutschen Invalidenstiftung von Wilhelm Türnthal" (Leipzig, Brockhaus, 1871). Hier ist es als Resultat der Untersuchung ausgesprochen, „daß Kutschke ein bereits bei den ältesten Völkern gefeierter Heros war, in welchem wir symbolisirt sehen die mit heiterm Humor schön gepaarte, von Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache durchdrungene, unüberwindliche Kraft, mit welcher ein friedliches Volk zur Vertheidigung des Vaterlandes aufsteht, wenn es von räuberischen Feinden angefallen wird. Daraus finden wir auch das Kutschkelied auf einer förmlichen Seelenwanderung durch alle Culturvölker. Darum verstummt es in Zeiten der Erschlaffung, und erhebt dann wieder seine Stimme, sobald sich der Volksgeist von neuem ermannt, wie im Jahre 1813, wo bereits die beiden ersten Verse von unsern Kriegern gesungen wurden. Jetzt, in dem neuen großen Befreiungskriege, erschallt es in hundert Strophen durch das ganze deutsche Land, und der Held des Liedes erscheint von neuem herrlich verkörpert in der Gestalt eines braven Flüchtlers, oder vielmehr eines Heeres von Hunderttausenden todesmuthiger Kämpfer. Ihr sieggewohnter Kriegsherzog, Kaiser Wilhelm, führt sie an, den Vorbertrag im Silberhaar, Barbarossa's Schwert in der Heldenfaust."

Dieses Resultat schwebt aber nicht in der Luft als eine jener philologischen oder culturgeschichtlichen Hypothesen, welche bei aller Haltlosigkeit doch wegen ihrer Kühnheit einen Anspruch auf Unsterblichkeit geben; wir selbst sind in den Stand gesetzt, aus den tiefsten Quellenstudien die gleiche Folgerung zu ziehen. Zwar der griechische Text, den wir mitgetheilt finden, verleugnet sein modernes Gepräge nicht, als das Product der Musestunden eines sprachkundigen Landwehrlieutenants; die erste Strophe lautet:

Τι κραύγατο περί δρυμών;
Ὡς μοι δοκεί, Ναπωλέων.
Τι κάπνος κραύγατον τόσον;
Φεύγετε μεν κερτομοῦντες!

Doch schon der lateinische Text ist entlehnt einem codex membranaceus minio eleganter scriptus, dessen schöne Majuskelschrift auf das dreizehnte Säculum hinweist, und der in einer alten Klosterkirche des Ossestrandes gefunden worden, mit Varianten

Digitized by Google

von verschiedenen Händen und Tinten. Kutschke hat eine Copie dieses Textes, die als Schreibvorlage wegen der schönen Handschrift dient, vielleicht als Einweihung einer von seiner Frau ihm nachgeschickten Meinwurst gefunden und auf Vorposten übersetzt. Der erste Vers des lateinischen Originals lautet:

Quid repit ille per ineum?
Ni fallor, est Napoleon.
Quid tandem repet? Agite,
Commilitones, petilite!

Daß dieser Text die lateinische Bulgata einen hebräischen Kriegspsalms sei, ergab sich aus einer, von dem gelehrten Rabbiner Jakobson entdeckten, stark verschmierten und von den Tempelmäusen geschändeten Schrift, welche den hebräischen Text enthielt. Bei näherer Untersuchung wird man durch die „rothen Hosen" auf den Propheten Nahum geführt; denn es heißt bei diesem 2, 4: „Sein Heeresvolk sieht wie Purpur." Eine andere Mittheilung erwähnt den Fund des Kutschkeliedes in perspolitanischer Keilschrift, ja in Hieroglyphenschrift auf einem Gebälk- und Säulenfragment auf den Tempelresten zu Karnak. Imponirend ist der Scharfsinn der Untersuchungen der ägyptischen Abtheilung; der geflügelte, gekrönte, in gekrümmter Bewegung dargestellte Mann, der behelmte ägyptische Krieger mit seiner einem Zündnadelgewehr ähnlichen Waffe, der Napoleon mit dem Krokodilkopfe, die weibliche Figur mit schönen Formen und dignonarartiger Haartracht, mit der Handpauke und auf dem Haupt die Kuhhörner mit der Sonnenscheibe — das Thiersymbol der Hathor, der Herrin des Tanzes und Scherzes — jedenfalls der Gemahlin des krokodilköpfigen Mannes — wie scharfsinnig ist das alles erklärt, wie unwidersprechlich nachgewiesen, ja auch daß Orpheus und Kutschke nur Eine Person sind, wird aus den Bildern der zweiten Säule erläutert. Nehmen wir dazu die altertümliche Fassung des Kutschkeliedes aus einem hieratischen Papyrus aus der Pharaonenzeit des neunten Necho (14. Jahrhundert n. Chr.), das Professor Ebers entdeckte; die Sanskritstrophe, die Professor Brockhaus von einem Mitgliede der Asiatic Society of Bongal erhielt; den arabischen Versstreifen, welchen Professor Fleischer von dem Kriegsgefangenen Ben Mohammed erhandelte, der ihn bei Wörth als Amulet auf der Brust trug; das aus Island eingeschickte Lied eines Skalden; das altfranzösische, der Normannische und niederdeutschen Kutschkelieder — so erhalten wir eine Summe von Belegen für die mythisch-symbolische Bedeutung des Kutschkeliedes, die kein Raisonnement zu entkräften vermag. Von Interesse sind auch die Uebersetzungen des Liedes in das Holländische, Dänische, Englische, Russische, Polnische, Litauische, Obermendische, Italienische, Spanische, Französische.

Jeder Dichter der Gegenwart ist durch den heutigen Stand der Wissenschaft wie Kutschke der Gefahr ausgesetzt, sich in einen „Mythos" zu verwandeln. Ist der Ruhm sehr vieler doch nur eine Mythe, an die sie selbst allein glauben, und ihre Werke sind oft mit der neuesten Jahreszahl in den Fächern der Buchhandlungen und später auf den Lagerböden so gut verborgen, wie in irgendeinem Papyrussack oder Papyros! Die kleine Schrift wird jedermann eine heitere Stunde bereiten und sie um so mehr der allgemeinsten Theilnahme empfehlen, als ihr Ertrag für die Deutsche Invalidenstiftung bestimmt ist. Der Preis der Schrift beträgt nur 10 Ngr.

## Bibliographie.

Baumgarten, M., Der Krieg und die Reichstagswahlen. Eine kirchliche Stimme an das nachdenkende Volk. Nopkes. Kuhn. 8. 6 Ngr.

Bernhard, L., Fidele. Wien, G. Beck. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bernhardi, L., Die Sprachenfrage zwischen Deutschland und Frankreich erwittelt und erläutert. Kassel, Fernschmidt. Gr. 8. 8 Ngr.

Bernstein, A., Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und Jacob. Kritische Untersuchung. Berlin, F. Dunder. Gr. 8. 15 Ngr.

Brenn, K. (Wiesbaden), Gegen G. G. Gervinus. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.

Camilli, C. B., Kriterien über die moderne Gesangskunst und den Gesangsunterricht der Neuzeit. Wien, F. Beck. 8. 16 Ngr.

Creta, C., Der Gegenseite-Standpunkt gegen die aufgestellten Zweck-Standpunkte der gestarbenen Menschen. Wiesbaden, Feller u. Gecks. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Dilthey, C., Ehre sei Gott in der Höhe! Geistliche Gedichte. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 16. 22½ Ngr.

Florencourt, F. v., Katholische Briefe, Intes Heft. Wirn, F. Beck. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Luxemburger Frage. Trier, Lintz. 8. 3 Ngr.

Patriotische Gedichte. Nr. 2 und 3. Speyer, Lang. Gr. 8. à 1 Ngr.

Gisler, C., Weihnachtsgruß. Neue Lieder nach bekannten Melodien im Kriege von 1870. Breslau, Priebatsch. Gr. 8. 3½ Ngr.

Grunbaum, H., Don Juan. Nach dem italienischen Text des Lorenzo da Ponte für die preußische Bühne neu bearbeitet. Musik von Mozart. München, Aschmann. 8. 3½ Ngr.

Gschaidt, W. Wilhelm Fritz. v., Onkel Hagestolz. Original-Lustspiel. Kassel, Jungkunz. 8. 7½ Ngr.

Gross, W. K., Die Verwandtschaft der Naturkräfte. Deutsche authorisirte Ausgabe nach der 3ten engl. Auflage. Mit englischen Originalen herausgegeben durch E. v. Schaper. Mit einem Anhang enthaltend die Rede des Autors „über den muuntrerbrochenen Zusammenhang in der Natur", gehalten als Präsident der British Association zu Nottingham 1866, nebst einem Vorworte zur deutschen Uebersetzung von R. Clausius. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hackländer, F. W., Geschichten in Zick-Zack. 1ste Bicl. Stuttgart, C. Hallberger. Gr. 8. 1½ Ngr.

Hemmer, F., Leitsterne zur Orientirung in politischen Fragen für die Katholiken aller Stände. Brixen, Weger. 1870. 8. 25 Ngr.

Höfler, C., Abhandlungen zur Geschichte Oesterreichs unter den Kaisern Leopold I., Josef I., Karl VI. 3. Band. Aus ungedruckten Acten im Jahre 1705. Nach den Actenstücken der diplomatischen Correspondenz des Grafen Wenzel Gallas, kaiserlichen Gesandten in London, Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 12 Ngr.

— — Anna von Luxemburg, Kaiser Karl's IV. Tochter, Königin Richard's II. Gemahlin, Königin von England 1382—1394. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 3 Ngr.

Hopp, J., Das ernste Drama oder die jedermalige vollständige inductive Zusammenordnung und Knordnung der Gutachten. Nebst einer Rechtfertigung gegen den Herrn Prof. Dr. Resch und Herrn Dr. Weber. Bed. Schattdorf. Gr. 8. 4 Ngr.

Jellinek, A., Zeitstimmen. Reden. II. Wien, Herzfeld u. Bauer. 8. 20 Ngr.

Kell, H. J., Populäre ästronomische Encyklopädie. Ästronomisches Wörterbuch für Freunde der Himmelskunde. 1ste Lief. Berlin, Grieben. Gr. 8. 8 Ngr.

Kohnt, A., Alexander von Humboldt und das Judenthum. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Fardobitz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Landsberg, Pädagogische Studien für Eltern und Lehrer. Neue Ausgabe. Cöthwitz. Gr. 8. 25 Ngr.

Lange, L., Stimmbuch zum Sturmbuche der Weltgeschichte oder: Gedanken über den deutsch-französischen Krieg von 1870. Wien, Gerold's Sohn. 1870. 8. 10 Ngr.

Mailschall, J., Von der Selbststeuerung im Leben der Menschen. Neue Gießen, Roth. 8. 10 Ngr.

Naturgeist und Menschenwille. Hamburg. O. Meißner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Illustrirte Natur-Wissenschaft. Redacteur H. Auerbach. Nr. 1. Berlin, Grieben. Gr. 4. pro Nr. 1—13 1 Thlr.

Naundau, Hermine v., Erinnerung an Oberammergau vom Jahre 1870. Wien, Pichl. 8. 15 Ngr.

Die friedfertige Politik der Regierung Preußens gegenüber Frankreich vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. Ein Beitrag für den deteuschen Charakter der deutschen Politik. Aus den Papieren eines verstorbenen Staatsmannes. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 8. 10 Ngr.

Neue Redetem. Manuscript für Herausgeber und Redakteuren von Zeitungen, Zeitschriften, Unterhaltungsblättern. Jahrgang 1871. 36 Nrn. Leipzig, Serbe. 4. Halbjährlich baar 4 Thlr. 7½ Ngr.

Nitzsche, C., Das Gedächtniß. Bertrag. Gotha, Glaser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Oncken, A., Graf Bismarck und die deutsche Nation. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Rudow, W., Der Krieg um die Rheingrenze 1870 politisch und militärisch dargestellt. Mit Kriegskarten und Plänen. 2te u. 3te Aufl. Zürich, Schultheß. Gr. 8. à 27 Ngr.

Sachse, L., Zur ältesten Geschichte des muhammedanischen Recht. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 3 Ngr.

Scheyer, C., Bilder und Einbrücke aus einer achtwöchentlichen Dienstzeit als freiwilliger Feldprediger im Sommer 1870. Bonn, A. Marcus. 8. 10 Ngr.

Schröer, K. J., Wörterbuch der Mundart von Gottscheer. 11. Weiters Mundartenbuch über die Mundart von Gottscheer. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Lex.-8. 18 Ngr.

Schuster, B. T. M., Oliver Cromwell. Ein Essay über die englische Revolution des 17. Jahrhunderts. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Streckfuß, A., Der tolle Hans. Criminal-Novelle. Berlin, Heigl. Br. 8. 25 Ngr.

Stricker, W., Die deutsch-französischen Grenzstreite in historischer und nationaler Beziehung. Zwei Vorträge. Frankfurt, Auffarth. Gr. 8. 6 Ngr.

Unterhaltungs-Bibliothek für Reise und Haus. 6ter Bd.: Kriegsbilder eines Nichtkämpfers aus dem deutsch-französischen Kriege. Von H. Gerstäcker. Jena, Costenoble. Gr. 16. 15 Ngr.

Weinmeisen, L., Handpraxis für das gesammten Unterrichtswesen. Nebst ringehenden Erörterungen über den Sprachunterricht in der Volks- und Bürger-Schule. Wien, Beck. 8. 14 Ngr.

Weissenhof, Mathilde, Friedrich der Große. Dramatischer Bilder (nach H. Kugler.) Berlin, Lippderbide. 16. 12½ Ngr.

Ein Wort über die österreichisch-ungarischen Verrosverhältnisse. An die Mitglieder der Delegationen zum Neujahr 1871. Fest, Aigner. Gr. 8. 8 Ngr.

Zeitel, C. A., Denkeehrift auf Christ. Erich Hermann v. Meyer. München, Franz. 1870. 4. 16 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


## Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biedermann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung war während des nunmehr glücklich beendigten Krieges bemüht, den erhöhten Anforderungen nach allen Seiten hin zu entsprechen: durch Zugabe einer täglichen Extra-Beilage, vermehrte telegraphische Depeschen, Originalberichte vom Kriegsschauplatze, Mittheilung der amtlichen Berichte aus den Hauptquartieren, Beigabe von Karten und Plänen, tägliche Leitartikel und Uebersichten. Sie hat auch die Genugthuung gehabt, daß die Zahl ihrer Abonnenten bedeutend stieg und aus der Mitte derselben mehrfach die vollste Befriedigung über die Reichhaltigkeit und die ganze Haltung des Blattes ausgesprochen worden ist.

Auch bei den an die Stelle der Kriegsereignisse tretenden Friedensverhandlungen wird sie es ihr eifrigstes Bestreben sein lassen, ebenso rasch und gesichtet zu berichten, wobei ihr mehrseitige zuverlässige Verbindungen zur Seite stehen. In gleicher Weise wird sie dem neuen Reichstage eine noch größere Aufmerksamkeit in demselben Maße zuwenden, wie solcher als der erste gesammtdeutsche Reichstag das allgemeinste Interesse in Anspruch nimmt. Sie darf daher hoffen, daß der von ihr neu gewonnene Leserkreis ihrem alten Stamme getreuer Leser und Abonnenten dauernd hinzutreten werde.

Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint nachmittags 3 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) 5 Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich einer Reihe großer industrieller Institute regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen" 1½ Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingesandt" 2½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Sprachvergleichende Studien

mit besonderer Berücksichtigung der

**indochinesischen Sprachen**

von

**Dr. Adolf Bastian.**

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses neue Werk des berühmten Ethnographen und Sprachforschers enthält, nebst einer allgemeinen sehr interessanten Einleitung, die folgenden vier Kapitel: I. Das Flüssige schriftloser Sprachen, ihre Wechsel und Mischungen; II. Das Birmanische; III. Das Siamesische; IV. Die Sprachgestaltung. Eine ausserordentliche Fülle neuen werthvollen Stoffs wird darin für die Wissenschaft zu Tage gefördert und in anregender Weise dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von

**seiner Wittwe.**

Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von

**Friedrich Nippold.**

Dritter Band:

England und Deutschland.

Mit einem Porträt Bunsen's nach Julius Roeting und einem Generalregister.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Der erste und zweite Band haben denselben Preis.)

Dieser soeben erschienene Band vollendet das in jeder Hinsicht interessante und bedeutende Werk. Wenn schon die Biographie eines so vielseitig thätigen Staatsmannes und Gelehrten wie Bunsen für sich allein die Theilnahme der Leser in hohem Grade fesseln muß, so bietet die vorliegende Lebensbeschreibung außerdem einen umfassenden Einblick in die politischen und kirchlichen Bewegungen Deutschlands, welche den Boden für die gegenwärtige Erhebung und Einigung bereiteten. Bunsen war, wie sich aus den hier mitgetheilten Briefen und Aufzeichnungen ergibt, einer der kräftigsten Förderer der neuen Zeitepoche.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## William Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

**Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Ferdinand Freiligrath, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.**

Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von

**Friedrich Bodenstedt.**

In 38 Bändchen. Jedes Bändchen geh. 5 Ngr., cart. 7½ Ngr.

30. und 31. Bändchen.

**Das Wintermärchen.** Uebersetzt von Otto Gildemeister.

**Perikles, Fürst von Tyrus.** Uebersetzt von Nicolaus Delius.

Die Vorzüge der von Bodenstedt im Verein mit den namhaftesten deutschen Dichtern und Textkritikern herausgegebenen neuen Shakespeare-Uebersetzung sind allgemein anerkannt, weshalb die Ausgabe sich auch einer fortwährend steigenden Verbreitung erfreut. Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst ausführlicher Einleitung und erläuternden Anmerkungen. Die noch fehlenden 7 Bändchen befinden sich bereits im Druck, sodaß die Sammlung binnen kurzem vollständig vorliegen wird.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1871.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Karl Biedermann. Erster Artikel. — Religionsphilosophie und Religionsgeschichte. — Neue englische Romane. Von Franz Hirsch. — Zur Psychologie. Von Julius Frauenstädt. — Feuilleton. (Deutsche Sprichwörter aus dem 14. Jahrhundert; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

## Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert.

### Erster Artikel.

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Dritter Theil: Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Drittes Buch. Das classische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1869—70. Gr. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Wir sind dem rüstig voranschreitenden Werke Hettner's mit immer steigendem Interesse gefolgt und freuen uns jetzt mit dem fleißigen Verfasser der Vollendung desselben, die uns ein abgeschlossenes Ganzes von reicher und schöner Ausbeute für unsere deutsche Literaturgeschichte, und nicht nur dies, sondern, zusammengenommen mit den vorausgesandten zwei Bänden über die englische und die französische Literatur im gleichen Zeitraume, auch für die allgemeine Literaturgeschichte der neuern Zeit liefert.

Hettner hatte im ersten Buche der „deutschen Literatur" die Periode vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen (1648—1740), im zweiten das Zeitalter Friedrich's des Großen (bis mit Lessing) geschildert; das vorliegende dritte Buch, dessen überreiches Material nur in zwei, jedoch bald aufeinander gefolgten Abtheilungen bewältigt werden konnte, führt uns durch die Sturm- und Drangperiode bis zu Goethe's und Schiller's Meisterwerken und zu Kant's gewaltiger philosophischer Reform, somit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, ja theilweise noch darüber hinaus.

In der „Einleitung" zu diesem letzten Bande bezeichnet Hettner es als „den Ruhm und unvergängliche geschichtliche Bedeutung" dieser letzten Epoche der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, „das trotz all seiner Größe noch beschränkte und einseitige Lebensideal des Zeitalters der Aufklärung zum Lebensideal des vollen und ganzen, reinen und freien Menschenthums, zum Ideal vollendeter und in sich harmonischer Humanität vertieft und verklärt zu haben".

Er unterscheidet „zwei verschiedene Entwickelungsstufen dieser großen Epoche". Die eine, „das erste kühne, aber noch phantastisch unklare Aufleuchten des neuen gesteigerten und vertieften Lebensideals" ist die sogenannte „Sturm- und Drangperiode", die zweite ist „das eigentlich classische Zeitalter der deutschen Literatur, die kritische Philosophie Kant's, die von dem Ideal wiedergeborenen Hellenenthums getragene Dichtung Goethe's und Schiller's".

Hierauf charakterisirt Hettner das Wesen und die Entwickelungsursachen der Sturm- und Drangperiode. Das durch Winckelmann wieder erschlossene Alterthum einerseits, Shakspeare andererseits hätte einer strebenden Jugend „eine ganz neue, bisher ungeahnte Welt von Kraft und Leidenschaft erschlossen, die mit unwiderstehlicher Allgewalt ihr ganzes Wesen ergriff und ihre Phantasie mit den machtvollsten Gestalten erhöhten Menschendaseins erfüllte". Dieser Drang sei noch geschärft worden durch die unbefriedigende Wirklichkeit, die verkommenen und verderbten politischen und gesellschaftlichen Zustände. Mannichfache literarische Anregungen von außen, von Young, Ossian, Percy, vor allem jedoch von Rousseau hätten übereinstimmend zu der einen gemeinsamen Quelle hingeführt: Natur, Ursprünglichkeit, Verjüngung, Wiedergeburt der veralteten, verschrobenen Menschheit. Daher ein heißes Dursten und Hungern nach tieferer Gemüthsinnerlichkeit, ein zornmüthiges Ankämpfen gegen alles Beengende, aber auch vielfach eine Verzerrung von wahrer Gemüthstiefe in bloße Gefühlssophistik, eine neue Einseitigkeit an Stelle der alten.



Digitized by Google

Die Jahre der Sturm- und Drangperiode sind die Flegeljahre der deutschen Bildung, um so ungeberdiger, je mehr die Enge und Stille des Daseins Phantasie und Gemüth ganz auf sich selbst wies, und bei der Verborgenheit aller öffentlichen Dinge jedes Gegengewicht einer bedeutenden Wirklichkeit fehlte.

Hettner will es nicht gelten lassen, erklärt es vielmehr für ungeschichtlich, „wenn man, wie gerade neuerdings wieder vielfach geschehen ist, die Sturm- und Drangperiode nur als Abfall von der Höhe der bereits errungenen Bildung und als bedauerliche Trübung der großen Aufklärungsziele des 18. Jahrhunderts betrachtet". Es sei eben ein Gärungsproceß gewesen, wobei es freilich „eine Frage war auf Leben und Tod, ob sich der gärende Most klären, ob der Kern des neuen, gesteigerten und vertieften Lebensideals die trübenden Schlacken von sich abstoßen, ob sich der unversöhnte Zwiespalt zwischen Ideal und Leben, zwischen Herz und Welt zu innerer Versöhnung und Selbstbefriedigung, zu Ruhe und Gleichgewicht befreien werde".

Verweilen wir hier einen Augenblick, um uns mit dem geistvollen Verfasser über eine wichtige Principfrage, die er selbst anregt, auseinanderzusetzen! Er will, man solle die Sturm- und Drangperiode nicht als einen „Abfall" von der vorausgegangenen Aufklärungsperiode betrachten. Zu Anfange des zweiten Buchs der „Deutschen Literatur" hat Hettner sich die Worte Kant's angeeignet, daß „das Zeitalter der deutschen Aufklärung" als „das Jahrhundert Friedrich's des Großen" zu bezeichnen sei. Er hat eben dort, und gewiß mit vollem Recht, an den Eingang dieses Zeitalters der Aufklärung Friedrich den Großen selbst als dessen Schöpfer, an den Ausgang aber Lessing als dessen literarischen Hauptträger und Vollender gestellt. Die Frage möge nun gestattet sein: in welches Verhältniß zur Fridericianischen Periode und speciell zu Lessing setzt der Verfasser die Sturm- und Drangperiode? Erblickt er darin, gegenüber jener Entwickelungsstufe unserer Literatur, einen Vor- oder einen Rückschritt?

Gern hätten wir darüber eine Andeutung in dem Hettner'schen Buche gefunden. Was dahin etwa bezogen werden kann, ist zu wenig und zu sehr nur beiläufig gesagt, als daß es uns über des Verfassers Ansichten in diesem Punkte eine genügende Aufklärung gewährte. Wir lesen wol in der Einleitung zu diesem Abschnitt, daß Friedrich II. „mit dem zunehmenden Alter nur immer herrischer und gewaltthätiger geworden"; aber wenn wir uns erinnern, was im vorhergehenden Bande über des großen Königs Bedeutung für das deutsche Geistesleben im allgemeinen und die deutsche Literatur im besondern gesagt war, wie darin der bekannte Goethe'sche Ausspruch, daß mit Friedrich II. erst ein wahrer nationaler Gehalt in die deutsche Poesie gekommen, seine Bekräftigung und Erläuterung fand, so wünschten wir gern zu ersahren, ob nach des Verfassers Ansicht dieser nationale Gehalt, den Friedrich II. der deutschen Poesie gegeben, derselben wieder verloren gegangen war, und wodurch und wie, oder ob der Verfasser meint, auch dieser Gehalt sei doch nur ein beschränkter und unzureichender gewesen im Vergleich zu dem, was die Sturm- und Drangperiode gesucht, die sogenannte „classische" Zeit wirklich gefunden habe. Was Lessing betrifft, so hören wir wol, daß „die letzten Schranken moralisirender Absichtlichkeit, in welche selbst Lessing noch gebannt war," durch Herder und Goethe als die Führer der Sturm- und Drangperiode, beseitigt worden seien. Allein dieser Anflug „moralisirender Absichtlichkeit", den wir allerdings hier und da noch bei Lessing finden, war doch nur ein äußerliches Beiwerk, machte das eigentliche Wesen Lessing's nicht aus, weder des Kritikers noch des Dichters. Auch Hettner hat dies gewiß nicht sagen wollen — dafür stellt er selbst Lessing viel zu hoch, weist ihm einen viel zu gewichtigen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Literatur an. Aber eben darum wüßten wir gern, wie Hettner sich diesen Lessing'schen Einfluß durch den Herder'schen und Goethe'schen entweder überflüssig und beiseite geschoben, oder ergänzt, bekräftigt, verstärkt denkt.

Wir lesen bei Hettner, „es nehme wahrlich nicht wunder, wenn Lessing von diesen ungeheuerlichen Erscheinungen (der Sturm- und Drangperiode), welche die ganze Arbeit seines Lebens wieder in Frage stellten, verletzt und unmuthig sich abwendete, sodaß er in diesem gerechten Aerger sogar die großartige Bedeutung der gewaltigen Jugenddichtungen Goethe's verkannte".

Es könnte hiernach scheinen, als ob Lessing auch gegen „Götz" und „Werther" sich nur in einem Anfalle von Unmuth über die Nichtbeachtung der von ihm aufgestellten Regeln erklärt habe, während doch wenigstens sein bekanntes Urtheil über „Werther" offenbar einen viel tiefern Grund hat, nämlich die specifische Verschiedenartigkeit der Lessing'schen Lebensanschauung von der Goethe'schen.

Daß in der Sturm- und Drangperiode ein neuer Trieb des deutschen Geistes- und Gefühlslebens ansetzte, daß die classische Zeit unserer Literatur ihre Thätigkeit vorzugsweise der Pflege und Veredlung dieses zuerst etwas wilden Schößlings widmete, und daß wir dieser Thätigkeit viele und herrliche Schöpfungen unserer Poesie verdanken, wird nicht geleugnet werden können; ebenso wenig aber auch, daß diese ganze neue Richtung ein Bruch mit der durch Lessing inaugurirten, wesentlich auf dem Boden der Zeit und der Thaten Friedrich's des Großen stehenden Literaturrichtung war. Die Literaturgeschichte wird sich daher der Aufgabe nicht entziehen können, festzustellen, ob dieser Bruch berechtigt oder unberechtigt war, ob er unserer Literatur zum Heile gereichte oder nicht, ob er hätte vermieden werden können, oder ob er erfolgen mußte, und weshalb.

Es ist hier der Ort nicht, eine Lösung dieser und ähnlicher Fragen zu versuchen; aber aufmerksam mußten wir sie, um anzudeuten, nach welcher Seite hin wir noch einige weitergehende Erörterungen in dem vorliegenden Werke gewünscht hätten. Der verehrte Verfasser mag uns dies verzeihen: es ist eben eine Unart der menschlichen Natur, daß sie, je mehr ihr geboten wird, desto mehr verlangt. Bei einer weniger gründlichen und vielseitigen Literaturgeschichte als dieser Hettner'schen, würden wir auf solche unbescheidene Wünsche wahrscheinlich gar nicht verfallen sein.

Hiermit verlassen wir vorläufig das Gebiet allgemeiner Betrachtungen, auf welches der Verfasser uns einlei-

Digitized by Google

tungsweise führte, und wenden uns zu den einzelnen Charakterbildern, in denen derselbe die Sturm- und Drangperiode abschilderte.

An der Spitze derselben steht das mit großer Liebe, Wärme und Klarheit ausgeführte Bild Herder's. Die Entwickelung Herder's, insbesondere sein Streben nach dem Natürlichen und Volksthümlichen, führt der Verfasser — vielleicht allzu ausschließlich — auf Rousseau zurück. Uns scheint, der Hamann'sche Einfluß hatte doch größern Antheil daran, als Hettner, der wol zu sehr blos Hamann's pietistische Seite ins Auge faßt, zugeben will. Das positiv Berechtigte und Befruchtende in den ursprünglichen Kundgebungen des Menschen- und Volksgeistes tritt bei Hamann stärker hervor als bei Rousseau, bei welchem letztern mehr die negative Seite, die Abwendung von der Uebercultur vorwiegt; gerade jenes Positive aber, die urschöpferische Kraft der Volksgeister, bildet auch die Grundlage der dichterischen und kritischen Anschauung Herder's.

Mit Recht hat Hettner die liebevolle Würdigung der verjüngenden und erfrischenden Kraft der Volkspoesie als den lebendigen Mittelpunkt der Bestrebungen und der Verdienste Herder's um unsere Literatur hervorgehoben. Aber auch die Schranke dieser Bestrebungen hat er angedeutet, daß dieselben nämlich vorzugsweise der Lyrik zugute kommen und so der ganzen Dichtung einen Impuls nach der lyrischen Seite hin geben, während Lessing ausdrücklich die dramatische Dichtung als den Höhe- und Zielpunkt aller Poesie bezeichnet und gepflegt hatte. Daß bezüglich des Dramas Herder den Irrthum beging, Einheit der Person mit Einheit der Handlung zu verwechseln, und wie verhängnißvoll dieser Irrthum für die Dichter der Sturm- und Drangperiode wurde, ist sehr richtig nachgewiesen.

Ebenso durchsichtig und liebevoll eingehend ist bei Hettner die Schilderung und Würdigung der geschichtsphilosophischen und der religiös humanen Wirksamkeit Herder's. Mit besonderer Vorliebe wird hier, wie auch schon (im zweiten Buche) bei Lessing, den Einflüssen spinozistischer Denkweise auf unsere großen Geister nachgespürt. Ueberhaupt erscheinen in diesem Theile der Hettner'schen Darstellung die Geisteserichtungen der beiden großen Männer, die in der Poesie wesentlich divergiren, wieder ungleich mehr convergirend, ja in der Hauptsache einstimmig.

Gleich Lessing betonte auch Herder aufs schärfste den rein menschlichen Ursprung der biblischen Evangelien. Indem Herder in diese Untersuchungen den Begriff der Volksdichtung einführt, bezeichnet er in den Abhandlungen vom Erlöser des Menschen und von Gottes Sohn als der Welt Heiland die Evangelisten ohne Bedenken als Rhapsoden der mündlichen Ueberlieferung und apostolischen Sage, der heiligen Epopöe, welche, ehe noch eins unserer Evangelien geschrieben wurde, als lebendiger Glaube der neuen Gemeinde längst vorhanden gewesen. Gleich Lessing bekämpfte auch Herder aufs schärfste die kirchliche Forderung, die Wunder und Weissagungen Christi als Kennzeichen und Beglaubigung der Wahrheit seiner Lehre und seiner göttlichen Sendung zu betrachten. Die Wahrheit, sagt Herder, muß sich selbst beweisen, aber alles Zusammentreffen alter Propheten, alle ehemals geschehenen Wunder sind für uns ungesagt und ungeschehen. Gleich Lessing unterschied auch Herder aufs schärfste zwischen der christlichen Religion, wie sie ungewiß und vielbeutig die Kirchenlehre sei, und zwischen der Religion Christi, wie Christus als Mensch in höchster Vorbildlichkeit sie erkannte und übte, und wie sie jeder mit ihm gemein haben könne und solle. Der kirchliche Glaube war ihm nur Hülle, in der die Frucht erwuchs, nur Schale, die den Kern festhielt, war ihm, selbst mit dem feinsten Dogma überspannen, blos ein historischer Glaube. Das Christenthum aber war ihm nicht Lehre allein, sondern ein lebendig wirkendes Institut, nicht Schule, sondern thätige Gemeinde. Das Christenthum, fortgebend durch alle Zeiten und Nationen, war ihm eine über allen Nationalismus erhöhte Menschen- und Völkerreligion, nicht nur Religion also, sondern die einzige Religion der Menschheit, höchste Tendenz und Bestimmung der menschlichen Natur, Humanität.

Wenn Hettner es auch nicht besonders anmerkt, so hat er doch sicherlich hierbei Lessing's „Erziehung des Menschengeschlechts" im Auge, wo ebenfalls als höchste und letzte Blüte aller religiösen Erziehung des Menschengeschlechts durch die Offenbarung in ihren verschiedenen Stadien die Humanität, gleichsam die reine Selbstbestimmung und Sichselbstbestimmung des Menschen erscheint.

Von besonderm Interesse ist endlich noch, weil in den gewöhnlichen Literaturgeschichten kaum oder gar nicht berührt, was Hettner über das Verhältniß Herder's zur bildenden Kunst und speciell über seine Ansichten von den Stilverschiedenheiten der Plastik und der Malerei gesagt hat. Wir begnügen uns hier, darauf zu verweisen.

Auf Herder folgt Gerstenberg, zwar ihm längst nicht vergleichbar, aber ebenfalls, „wenn nicht ein Begründer, so doch ein Vorläufer der Sturm- und Drangperiode".

Hier haben wir es, anders als bei Herder, vorzugsweise mit der Richtung auf das Drama zu thun, theoretisch sowol als praktisch. Ersteres namentlich in dem „Versuch über Shakspeare's Werke und Genie", letzteres im „Ugolino".

An jenem „Versuch" hebt Hettner sehr richtig hervor, daß Gerstenberg zwar auf der einen Seite dem großen Genie Shakspeare's vollkommen gerecht geworden, indem er ihm die seltene Kraft zuschrieb, alles was nur in den Bereich des menschlichen Geistes falle, die Natur in Ruhe und die Natur in Bewegung, das Komische und das Ernsteste, mit der gleichen Fähigkeit zu umfassen, zugleich jeden Gegenstand in der ihm zukommenden, ihm natürlichen Sprache auszudrücken; daß er aber auf der andern allerdings ihn doch nur einseitig erfaßte, indem er die Schilderung der Sitten und der Charaktere ihm als sein größtes Verdienst anrechnet, dagegen feste Einheit der Composition als außerhalb des Zwecke seiner Dichtung liegend bezeichnete.

Gegen diese Auffassung Shakspeare's, die rückwirkend zu einer Legitimation der Regellosigkeit wurde, erhob sich Lessing in seiner „Dramaturgie"; allein „für die ausschweifende Genialitätssucht des jungen Geschlechts, das jetzt in die Literatur trat (die Männer des Sturmes und Dranges), war die wuchtvolle Einrede Lessing's in den Wind gesprochen".

Gerstenberg machte zu jener Theorie von Shakspeare und vom Drama die praktische Probe in seinem „Ugolino", wo er „alle Kunst in die Aufgabe setzte, das Kommen und Wachsen des Hungers und der brennenden Verzweiflung mit lebendigster Anschaulichkeit Schritt vor Schritt vor Augen zu stellen, scharf individualisirt und verschieden-



Digitized by Google

artig abgestuft, je nach der Empfindungs- und Altersverschiedenheit des Vaters und der jüngern Söhne". Hettner findet, daß der „Ugalino", obgleich als Drama natürlich gänzlich verfehlt, dennoch „ein Werk von ergreifender Plastik der Schilderung" sei. Wir möchten ihm selbst diesen Vorzug nur sehr theilweise zugestehen. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß bei aller Uebertreibung des Gräßlichen der „Ugalino" dan andern shakspearisirenden Versuchen oder vielmehr Mißversuchen der Sturm- und Drangperiode, die bisweilen ins platt Triviale verfallen, sich wenigstens durch eine gewisse ernste Größe des Gedankens vortheilhaft unterscheidet.

Gerstenberg's „Ugalino" war die erste Dichtung jenes ungebundenen, ungestümen dramatischen Stils, der fortan immer mehr in die Mode kam, und den die Stürmer und Dränger mit prahlerischer Selbstgefälligkeit Shakspearisiren nannten. Nicht in der Weise von Lessing's „Emilia Galotti", die sich mit bewußter Gegenthümlichkeit dem neuen Stil Gerstenberg's scharf entgegenstellte, straffe, gemessene Führung einer stetig fortschreitenden, folgerichtig einheitlichen dramatischen Handlung, sondern einzig und allein oft bis zur Roheit drastisch natürliche Ausmalung der fesselnd hervorstürmenden menschlichen Leidenschaft.

Im dritten Kapitel wird uns „Goethe bis zur italienischen Reise" vorgeführt. Zuerst die drei Vorstufen seiner Entwickelung: Leipzig, Straßburg, Wetzlar. Hettner faßt hier einfach jener Prädestinationstheorie, welche man ja auf Goethe ganz besonders und fast ausschließlich angewendet zu sehen gewohnt ist, jener Prädestinationstheorie, wonach dieser Götterliebling mehr denn irgendein anderer Dichter vor und nach ihm gleichsam fertig aus dem Haupte des Jupiter (mit dem man ihn selbst fa oft verglichen) hervorgesprungen wäre. Jung Stilling's, Kestner's, Heinse's, Jacobi's, Klinger's und Wieland's Aussprüche über das „Dämonische" in Wesen und Erscheinung des Jünglings Goethe werden mitgetheilt und dann fortgefahren:

Von Kindheit auf war der Grundzug seines Wesens unbeirrbar in ihm ausgeprochen. Die Goethe in seinem Alter eine volle und in sich abgeschlossene Persönlichkeit vorzugsweise „eine Natur" zu nennen liebte, sa geht auch bereits durch das vielthätige, oft scheinbar ziellos unthersichtsweisende Lernen und Treiben des Knaben der dunkle, aber nichtsdestoweniger sich des rechten Wegs bewußte Drang, den vollen und ganzen Menschen in sich herauszubilden und dieses freie Menschenthum unbedingt und rückhaltlos auf die ungestörte Gesundheit und Entfaltung der reinen Natur zu stellen.

Wir hätten gleichwol gewünscht, daß über die Genesis dieses bedeutenden Geistes, an welcher immerhin auf die Außenwelt, das Aelternhaus, die Eigenart von Vater und Mutter, die ersten Umgebungen, Jugendeindrücke, später dann bewußte Strebungen und Anlehnungen, kurz Bildungseinflüsse verschiedener Art ihren gewiß nicht gering anzuschlagenden Antheil halten, einiges gesagt worden wäre. Besonders der leipziger Aufenthalt bietet, dünkt uns, nach Goethe's eigenen Aufzeichnungen dafür manche nicht unwichtige Anhaltpunkte. Ueber diesen ist hier fast allzu rasch hinweggegangen.

Etwas mehr erfahren wir van den Anregungen und Anbahnungen der straßburger Periode. Im ganzen doch auch nur das schan Bekannte. Besonderes Gewicht legt Hettner auf die Einwirkungen Rausseau's, zu viel, scheint uns, auf einzelne Anklänge von Spinozismus in der damaligen Denkweise Gaethe's. Um sa auffallender ist, daß Hettner die varausgegangene Episode van Goethe's Umgang mit Fräulein von Klettenberg in Frankfurt a. M. und dem etwas mystischen Christenthum, welches der phantasierende Jüngling in diesem Geisteaverkehr sich aufterbaute, gar nichts erwähnt, obschon doch die Nachklänge dieser Stimmungen in den „Bekenntnissen einer schönen Seele", auch sanst in gewissen Partien des „Wilhelm Meister" wiederzuerkennen sind.

Auch „Wetzlar" ist meist nur eine Maskit von Aussprüchen Goethe's selbst über sich und anderer über ihn. Wir möchten gern nach mehr diesen Genius, dessen Schaffen var allem sa sehr ein Selbsterleben war, vor unsern Augen werden und wachsen und das aus sich heraus Gebären sehen, was uns bald darauf als fertige Dichtung vorgeführt wird.

In den folgenden (zweiten) Abschnitt: „Frankfurt", fallen bekanntlich die für Goethe's Eigenthümlichkeit, saweit er der Sturm- und Drangperiode angehört, bezeichnendsten Werke: „Werther", „Götz", „Prometheus", die Anfänge des „Faust". Hettner sagt:

In ihren Stoffen und Motiven sind diese Jugenddichtungen Goethe's durchaus echte Kinder der Sturm- und Drangperiode. Und zwar um so mehr, je mehr jener innige und unverbrüchliche Zusammenhang zwischen Leben und Dichten, welcher der Grundzug seiner Natur ist, ihm schon jetzt mit klarster Bewußtheit tiefste Lebensnathwendigkeit und höchstes Kunstgesetz war. . . . All das schrankenlos Emporstrebende, Grollende, Wühlende, was diese gärende Zeitstimmung gegen die Enge und Starrheit der herrschenden Meinungen und Zustände auf dem Herzen hatte, strebt, grollt, wühlt, schafft und arbeitet auch in Goethe. Aber wa alle die andern nur an der Oberfläche hasten, nur lallen und flammeln, oder sich tüngerisch aufschwingen und sich in sinnlosen Schmutz verlieren, da ersaßt der durchdringende Tiefsinn und die sittliche Sicherheit und Klarheit Goethe's sogleich den innersten Kern, spricht das letzte, entscheidende Wort aus und schafft gestaltskräftig rein und allgemein menschliche und darum ewig gültige Typen und Ideale. Im „Werther", im „Prometheus", vor allem im „Faust" vertieft sich die Grundstimmung der Sturm- und Drangperiode, der himmelstürmende Titanismus und die überschwengliche Gefühlsinnerlichkeit, zur erschütternden Tragik des unlösbaren Widerspruchs zwischen dem angeborenen Unendlichkeitsstreben und der angeborenen Endlichkeit ang Begrenzung. Es ist ein Ringen und Kämpfen um die letzten und höchsten Ziele des Daseins. Alle die Dichtungen der andern Stürmer und Dränger sind zerfahren wie Spreu; Goethe's Jugenddichtungen dagegen sind die wesentlichsten Grundlagen unsers tiefsten Bildungslebens. Unser ganzes Denken und Empfinden wäre ein anderes, wären „Werther" und „Faust" nicht.

Was hier über Goethe's spezifischen Unterschied van und seinen unendlichen Vorzug vor den andern Dichtern des Sturms und Drangs gesagt ist, unterschreiben wir natürlich Wort für Wort. Wenn aber Hettner in diesen Dichtungen Goethe's, im „Werther", im „Faust", nicht blas das Höchste dichterischer Gestaltung, sandern auch mustergiltige Typen, wesentliche Grundlagen alles sittlichen und Bildungslebens erblickt, sa müssen wir dagegen gewisse Verbehalte machen.

Bekannt ist Lessing's Ausspruch, daß ein Grieche selber einem Mädchen kaum die Schwäche verzeihen haben würde, die an Werther als Seelenstärke gepriesen und poetisch verherrlicht wird. Die große Zeit, deren Zeugen und Genossen zu sein uns Jetztlebenden vergönnt ist, diese große Zeit, die uns die Möglichkeit nicht nur, sondern auch

Digitized by Google

Anreiz und Sporn zu Bestrebungen, Thaten und Opferungen für ein Allgemeines gibt, bringt jenen Ausspruch Lessing's zu Ehren und lehrt uns die sittliche Aufgabe des Menschen und die wesentliche Grundlage menschlichen und nationalen Bildungsstrebens in etwas anderm erkennen, als in einem Quietismus und Egoismus bloßer Gefühlsschwelgerei, wie es doch wesentlich der Grundzug des Werther ist.

Der Dichtung „Werther" wird dadurch von ihrem unvergänglichen Werthe als wahrheitsgetreues Spiegelbild ihrer Zeit und der sie bewegenden Stimmungen nichts genommen, aber freilich als Spiegelbild einer kranken Zeit und krankhafter Stimmungen, die wir heute nicht mehr als mustergültige, typische hegen und pflegen, sondern als überwundene lediglich noch mit einem culturgeschichtlichen Interesse ansehen können, mit einem ähnlichen Interesse wie das, womit der Pathолog eine merkwürdige Verbildung des gesunden Organismus betrachtet und zergliedert.

Und einen eben solchen pathologischen Charakter, nur in ungleich großartigern, ja den denkbar großartigsten Dimensionen, hat auch der „Faust". Jenes Ringen nach dem Unendlichen, jener Drang nach absolutem Wissen, jenes Sehnen, hinabzusteigen in die Tiefen der Natur, wird auch heute und in alle Zukunft hochstrebenden Geistern vielfach nahe treten und vielleicht keinem ganz erspart sein. Aber nicht in den Zauberformeln der Magie, noch in den Tiefen der Sinnlichkeit und dem stets bereiten Wunder zur Erfüllung jedes ausschweifenden Wunsches wird fernerhin die Heilung solcher innern Wehen und Wirren gesucht und gefunden werden, sondern in der stetig forschenden Wissenschaft, die sich bescheidet, immer nur Endliches und Bedingtes, aber dieses immer vollständiger zu erfassen, in der rastlosen Arbeit, „die Sandkorn nur zu Sandkorn reicht, doch von der Schuld der Ewigkeiten, Minuten, Tage, Jahre streicht", kurz in jener „That", die Faust selbst als das Höchste preist, nur daß er für sein Theil nicht in ihr, vielmehr — darin der Zwillingsbruder Werther's — im bloßen egoistischen Genusse, auf Kosten fremden Glücks und mit Verachtung der allgemein gültigen sittlichen Ordnung die höchste Bestimmung des Menschenlebens und die höchste Verwerthung der Menschenkraft erkennt.

Ein solches pathologisches Element in der gesammten Sturm- und Drangperiode anzuerkennen und unter diesem Gesichtspunkte ihre Ergüsse, also auch die Goethe'schen Dichtungen, die dahin gehören, zu betrachten, wird sich unsere Literaturgeschichte je länger je weniger entbrechen können, wenn sie den wahren Gesetzen nationaler Culturentwickelung gerecht werden will. Sie wird zu constatiren haben, daß die Sturm- und Drangperiode wirklich ein Abbrechen (wenn man den Ausdruck „Abfall" zu hart findet) von dem durch Lessing angebahnten Wege war, um nachzuweisen, warum sie dies nach den ganzen Culturverhältnissen jener Zeit und speciell unsers Volks sein mußte. Sie wird deshalb keinen Stein auf jene Stürmer und Dränger selbst zu werfen brauchen, sie wird der gerechten, unvergänglichen Bewunderung Goethe's nichts entziehen; aber sie wird doch zu beklagen haben, daß der Geist jener Zeit nicht verstattete, die männliche, thatkräftige, charaktervolle Poesie, zu der Lessing den Anstoß gegeben, fortzusetzen und weiter auszubilden.

Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser unserer Ansicht, die wo der Hettner'schen Anschauung allerdings wesentlich abweicht, uns im Einklange zu befinden mit einem andern bedeutenden Literarhistoriker der neuesten Zeit, dem leider verstorbenen Koberstein. Er schrieb uns nicht lange vor seinem für die Wissenschaft noch zu frühen Tode:

> Wie oft bin ich bei meinen Studien und Arbeiten in der vaterländischen Literaturgeschichte der Neuzeit trübe gestimmt worden, wenn ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß unsere großen Dichter zu Ende und zu Anfang des vorigen und jetzigen Jahrhunderts den Weg nicht innegehalten, auf welchen Lessing unsere literarische Entwickelung gebracht, wie dieses Streben nach einer sogenannten idealen Kunst, die aus dem wirklichen Leben herausgehoben werden sollte, und nun, um einen Ausdruck von Herder mich zu bedienen, wie ein luftiger Paradiesvogel in der Luft schwebte, die Kräftigung und Volksthümlichkeit unserer Literatur verhindert hat.
>
> Karl Biedermann.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Religionsphilosophie und Religionsgeschichte.

1. Lob und Schimpf des Jesuitenordens, im Interesse der bürgerlichen Wohlfahrt historisch dargelegt von Franz Huber. Bern, Haller. 1870. Gr. 8. 12½ Ngr.
2. Pascal, sein Leben und seine Kämpfe. Von J. G. Dreydorff. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Diese beiden Bücher lassen sich insofern zusammenstellen, als sie beide in der ausdrücklichen Bezugnahme auf diejenige Richtung unserer Zeit übereinstimmen, die im letzten vaticanischen Concil ihren Ausdruck gefunden hat. Denn es ist ja wol keinem Einsichtigen zweifelhaft, daß dort, wie überhaupt in den leitenden Kreisen der römischen Kirche, der Jesuitismus dominirt und daß das Unfehlbarkeitsdogma keine andere Bedeutung hat, als in bezeichnender Weise eine Centralstelle zu schaffen, von der aus die von den schauerlichsten Zukunftshoffnungen beraufchten Armeen schwarzer Streiter die bindendsten Commandos erhalten: es bedeutet Unterwerfung aller Mächte, Organismen und Glieder der katholischen Kirche unter den Jesuitenorden.

Stimmen nun in dieser polemischen Tendenz beide Schriften zusammen, so unterscheiden sie sich doch wesentlich in Stoff und Ausführung und in der Gattung von Publikum, für die sie bestimmt sind. Franz Huber's Buch: „Lob und Schimpf des Jesuitenordens" (Nr. 1), ist eine kernige populäre Streitschrift. Er nennt sich auf dem Titel Verfasser der „Lateranischen Kreuzspinne" und stellt in der Vorrede eine dritte Schrift: „Jesuitenmoral", in nahe Aussicht. Schon die äußere Ausstattung der kleinen Broschüre ist in die Augen fallend, wie es bei

Digitized by Google

den fürs größere Publikum bestimmten Sachen zu sein pflegt. Den Inhalt bilden hauptsächlich zahlreiche, in ziemlich bunter Reihenfolge ausgeführte testimonia wider den Jesuitenorden. Alle erdenklichen Zeugen aus vier Jahrhunderten und drei Welttheilen lassen uns aus ihren Aussagen die gleiche diabolische Fratze entgegengrinsen, die wie eine märchenhafte Unmöglichkeit aus der Weltgeschichte herausschaut. Oder hätte etwa bis heute ein Schriftsteller vermocht, das Wachsen und Anschwellen dieses wunderbaren Abscesses am Leibe der Civilisation, in den sich alle Ränkesucht und Verschlagenheit vornehmlich der romanischen Rasse in einen Giftknäuel zusammengezogen zu haben scheint, pragmatisch darzustellen? Das Schlußtableau bildet der Sonderbundskrieg. Merkwürdigerweise finden wir Pascal nicht unter der Schar der aufgeführten Zeugen; wahrscheinlich hat sich der Verfasser diesen fetten Bissen für seine „Jesuitenmoral" aufgespart.

Auch J. G. Dreydorff will mit seinem „Pascal" (Nr. 2), dessen Kampf gegen die Jesuiten er in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt, in die Reihen der Kämpfer gegen das schwarze Schreckniß unserer Tage treten. „Keine Zeit ist für das Verständniß dieses Kampfes Pascal's besser vorbereitet als die gegenwärtige, keine dringender aufgefordert, davon zu profitiren", schreibt er in der Vorrede. Und an einer andern Stelle:

> Die Meinung, daß die Jesuiten ihre schlechte Moral verbessert haben, wesentlich verbessert, ist durch sie selbst widerlegt worden. Widerlegt durch das auf deutschen Lehranstalten gebrauchte Compendium der Moral vom Jesuiten Gury (Ratisbonae 1868, 1014 Seiten), ein Buch, von dem ich hier noch einmal erkläre, daß es ganz nach Verdienst zu behandeln dreimal schwer ist, weil sich gerade das, was es am meisten kennzeichnet, gravirt und den Arm des Staatsanwalts in Bewegung setzen sollte, anstandshalber in keine der lebenden Sprachen, am wenigsten gottlob in unser gutes Deutsch übertragen läßt.

Dreydorff gehört, wie auch sonst bekannt, der Richtung des Protestantenvereins an und datirt seine Vorrede: „Berlin, während des vierten deutschen Protestantentags, gegenüber der heute kirchengeschichtlich gewordenen «Turnhalle», am 6. October 1869." Wenn sich auch sein Werk nun mit manchen von ähnlicher Richtung berührt, so muß hier ganz besonders anerkannt werden, wie sehr der freie Geist des Verfassers in jener überlegenen Ironie, mit der sowol die Schwächen des Jansenismus wie der verächtliche Machiavellismus der Jesuitenmoral tractirt wird, der gesammten Behandlung zugute kommt.

Das Buch ist kritisch geschrieben; viele Züge des Lebens Pascal's werden hier zum ersten mal auf ihren festen geschichtlichen Boden gestellt. Es ist geistvoll und frisch gehalten und behandelt jeden Punkt, der von allgemeiner Bedeutung ist, mit universellem Ausblick.

Es zerfällt in drei Bücher. Das erste Buch berichtet die Entwickelung des Wanderkindes, seine „Bekehrung", seinen Eintritt in die jansenistische Genossenschaft zu Port-Royal und sein Leben in dieser Genossenschaft bis zu seinem Eintritt in den Kampf der Jansenisten wider die katholische Orthodoxie.

Den Leitern dieser Gemeinschaft fehlt der aggressive Heroismus reformatorischer Naturen: sie haben Concessionen gemacht, sind Schritt vor Schritt aus ihren Positionen heraus- und endlich an die Wand gedrängt worden. Da fällt es ihnen bei, auf die öffentliche Meinung zu recurriren, und der geistreiche Pascal ist der Auserkorene, um diesen Kampf zu führen. So entstehen die „Lettres provinciales", das größte stilistische Meisterwerk des Jahrhunderts. Unter der Maske eines heitern Weltmanns und mit weltmännischer Ironie stellt der Dreiundzwanzigjährige in dem ersten zu Anfang 1656 erschienenen seiner pseudonymen „Briefe" seine vergeblichen Versuche dar, über die Streitpunkte ins Klare zu kommen, welche die theologischen Perrücken der Sorbonne in Harnisch gebracht haben. Der Erfolg ist ein beispielloser, ebenso beim zweiten und dritten Brief, die den gleichen Gegnern gewidmet sind. Erst der vierte wendet sich gegen die Jesuiten, und erst mit dem fünften wird der Kampf von den Händeln der Jansenisten auf den allgemeinen Boden der jesuitischen Morallehre hinübergespielt.

Vortrefflich ist die Darstellung, wie Pascal vor seinem Briefsteller, der dabei die Rolle des überraschten Dummen spielt, einen Jesuiten seine sämmtlich mit den bewährtesten Citaten belegten „casuistischen Schurkereien" entwickeln läßt. Der Zweck des ganzen ungeheuerlichen Systems, Herrschaft über die Gewissen um jeden Preis, auch um den der gesammten Moral, tritt in die schärfste Beleuchtung. Der dicke Strick, aus Beichte, Absolution und Pönitenz geflochten,' mit dem der sündhafte Mensch an die Autorität der Kirche gekoppelt ist, wird hier in lauter dünne Zwirnsfäden auseinandergezerrt, die besonders dem „vornehmen Sünder" jeden erdenklichen Spielraum, bis zu Meuchelmord und Meineid hin, gewähren. Sehr ergötzlich ist besonders die Darstellung, wie der jesuitische Beichtiger, wenn das Beichtkind weder Reue zeigt, noch Besserung in Aussicht stellt, noch sich zu einer Pönitenz versteht, seine Absolution — denn absolvirt muß werden, um das Band mit der Kirche nicht zu zerreißen — um jeden Preis losschlägt.

Am Schluß des zehnten Briefs verwandelt sich dann der harmlose Schüler, der seinen Jesuiten nur immer in schwatzhafter Laune zu erhalten suchte, plötzlich in einen strafenden Propheten voll sittlicher Entrüstung, und es beginnt eine fulminante, direct an die Jesuiten adressirte Polemik, zu der sich jene ironisirende Behandlung nur wie ein Kampfspiel vor einem wirklichen Kampfe verhält.

Aber wie vorher sein weltmännischer Spott, so wurde nachher die Energie seiner Angriffe den asetisch-engherzigen und furchtsamen Vätern von Port-Royal unbequem; er erntete Undank bei seinen eigenen Schützlingen — ein Vorspiel der „Entäußerungen", die, wie schon die Unterschrift des dritten und letzten Buchs der Biographie anzeigt, den Charakter der letzten Lebensjahre Pascal's — er starb mit 39 Jahren — ausmachen.

Ein Dorn von Christi Dornenkrone verrichtet im Sommer des Jahres der „Provinzialbriefe" in Port-Royal Heilungswunder: für die Partei wie für Pascal selbst eine Ursache triumphirendsten Selbstbewußtseins, bis ihnen die Polemik der Jesuiten begreiflich macht, daß diese Wunder keineswegs als das anzusehen seien, wofür sie ihnen galten, als ein direct göttliches Zeugniß für die Gerechtigkeit ihrer Sache. Immer bündigere Erklärungen ihrer Orthodoxie werden den Vätern von Port-Royal zur Unterschrift vorgelegt, und mit immer gewundenerer Sophistik

Digitized by Google

deuten sie die Kernpunkte ihrer Ueberzeugungen hinein und unterschreiben. Pascal's Lieblingsschwester Jacqueline, gleich ihm Wunderkind und gleich ihm in Port-Royal in klösterlicher Abgeschiedenheit lebend, stirbt infolge von Gewissensnoth wegen abgepreßter Unterschrift; er selbst ermannt sich zu dem Gedanken, daß auch der Papst irren könne, sagt sich von jenen schwachmüthigen Bätern los und appellirt an einen zukünftigen Papst und eine zukünftige Kirche. Gleichzeitig versinkt er mehr und mehr in äußerliche Andachtsübungen und in eine engherzig aseetische Gesinnung, in der ihm die wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Jugend nur als eine Jugendsünde und selbst die auf die „Provinzialbriefe" verwendete Zeit als den Armen geraubt erscheint. Und so endet denn ein früher Tod am 19. August 1662 dieses offenbar von Haus aus krankhaft und pessimistisch angelegte Leben, von dem uns hier ein ganz vortreffliches und lebhaftes Bild gegeben wird.

3. Ueber das Böse und seine Folgen. Von Heinrich Ritter. Gotha, F. A. Perthes. 1869. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir haben es mit einem opus posthumum des bekannten, am 3. Februar 1869 verstorbenen göttinger Philosophen und Geschichtschreibers der Philosophie zu thun, dem es nur noch vergönnt war, die ersten Bogen dieser Schrift gedruckt zu sehen. In einer ausführlichen Einleitung (xxvi Seiten) weist der Herausgeber, Peipers, nach, wie das Problem des Bösen während der ganzen Zeit der schriftstellerischen Thätigkeit des Verewigten ein Haupt-, um nicht zu sagen ein Lieblingsgegenstand seines Nachdenkens gewesen ist. Und eine wichtige Stellung darf es ja wol in dem Interesse jedes tiefer Denkenden einnehmen; ganz abgesehen von der religiösen Bedeutung hat es seine Stelle in der Psychologie und in der Ethik, und auch eine tiefergreifende Socialwissenschaft kann sich ebenso wenig der Untersuchung entschlagen, inwieweit das Böse eine Macht in der menschlichen Natur und Gesellschaft ist, wie sie im Stande sein wird, eine dauerhafte Heilung für die Schäden der Gesellschaft lediglich auf Grund des Egoismus und ohne Zuhilfenahme des Princips zu finden, das der Erfinder der Socialwissenschaft, Adam Smith, „sympathy" nennt.

In der Ritter'schen Schrift nun finden wir im allgemeinen eine eigenthümliche Mischung von Speculation und Reflexion; jener Speculation, die sich gemüthlich hinsetzt und beweist, zwei Krammetsvögel wären drei, denn eins stecke ja in zwei; die mit wichtiger Miene mit Begriffen taschenspielert, in dem stolzen Bewußtsein, damit der Welt des Seins drakonische Gesetze vorzuschreiben; und einer Reflexion, die zwar nicht scharf gespannt, nicht realistisch ist, aber in ihrer kühlen, quietistischen Klarheit oft treffliche Ausführungen bringt, z. B. über den Unterschied des Menschlichen vom Thierischen im Streben nach Genuß, und über verderbte Phantasie.

Der Stil ist vortrefflich, klar, ebenmäßig, deutsch; aber ohne Leben und individuelle Färbung und ohne scharf markirten Gedankenfortschritt. Und so ist denn auch der Inhalt vielfach verschwommen oder dem Leben abgewandt, eine Offenbarung aus der nirwanistischen Wolke des deutschen Professorenhimmels.

Der Standpunkt des Verfassers ist der einer theologisirenden Metaphysik; er ist Theist und bekennt sich zur Dreieinigkeit. Gleich im zweiten Kapitel finden wir, wie er, wenngleich nach seiner Ansicht der Zwischenraum zwischen dem höchsten Princip alles Seins und der Sinnenwelt, den die Theologie in löblicher Absicht mit allerlei guten und bösen Mittelwesen ausfüllt, für die Vernunft mit Finsternis umhüllt ist, die Möglichkeit eines übermenschlichen Reichs des Bösen nachdrücklich einräumt. Dabei nimmt er aber zum Dogma eine völlig freie Stellung ein; er leugnet ein geoffenbartes Sittengesetz und übernatürliche Gnadenwirkungen und proclamirt emphatisch die „Wiederbringung aller Dinge". Auch befindet er sich mit seiner ganzen Auffassung des Bösen in offenem Widerspruch gegen das christliche Dogma von Sündenfall, Erbsünde und Grundverderbtheit der Natur.

Das Resultat seiner Untersuchungen über die Natur des Bösen nämlich ist eine überraschend milde Auffassung derselben:

Weder der Trieb zum sinnlichen Begehren noch der Trieb zur Selbstliebe darf als ein Trieb zum Bösen oder als Grund des Bösen von uns angesehen werden. ... Vermögen und Trieb haben wir empfangen, sei es von Gott oder von der Natur. Wir würden einen von beiden beschuldigen müssen, daß sie etwas Böses in uns angelegt hätten, wenn wir zu seiner Erklärung auf eine ursprüngliche Anlage und einen ursprünglichen Trieb zum Bösen zurückgingen.

Vielmehr werden „die Entwickelungen unsers Lebens erst durch einen ihnen anhaftenden Mangel zu etwas Bösem", und wir haben „das Böse in einer Form der Verbindung zu suchen, welche an sich gute Elemente in eine böse Verwickelung bringt". So bleibt im Bösen immer noch ein guter Bestandtheil, vermöge dessen es sogar geeignet ist die Entwickelung des Guten zu fördern, und selbst der im zweiten Kapitel stipulirte Teufel ist nicht ohne gute Elemente.

Als den Hauptmangel dieser Untersuchungen möchten wir bezeichnen, daß sie nicht von einem das ganze Leben, Wollen und Handeln umfassenden und gestaltenden Idealprincip des Sittlich-Guten ausgehen, wobei sich ganz von selbst alles hinter der Verwirklichung dieses Princips Zurückbleibende als das Nichtgute ergeben würde, während es so dem Verfasser nicht gelungen ist, ein einheitliches Princip des Nichtsittlichen aufzufinden. Damit hängt als ein zweiter Mangel zusammen die Verquickung religiöser Begriffe, wie Sünde und Erlösung, mit sittlichen.

Da es nicht dieses Ortes ist, eine eingehende Auseinandersetzung über die hier einschlagenden Fragen, Standpunkte und Principien zu bewerkstelligen, so genüge das Gesagte, das Buch der Beachtung aller derer, die sich für die Frage interessiren, zu empfehlen.

4. Liebe, Traum und Teufel. Drei Vorträge aus dem Gebiete der Mythologie, Psychologie und Dämonologie. Von Julius Landsberger. Darmstadt, Jonghaus. 1869. Gr. 16. 18 Ngr.

Wie der Verfasser in der Vorrede mit Recht bemerkt, haben von diesen drei populären, vor einem gemischten Publikum in Darmstadt gehaltenen Vorträgen wenigstens der zweite und dritte insofern noch ein besonderes Interesse, als sich in ihnen manches Neue findet, „das zumeist aus

Digitized by Google

den dunkeln Schachten des orientalischen Schriftthums zu Tage gefördert worden". Sämmtliche drei Vorträge gehören mehr oder weniger dem Gebiet der allgemeinen Religionsgeschichte an; der Verwandtschaft mit dem vorigen Gegenstande wegen beginnen wir mit dem dritten, dessen genauere Ueberschrift lautet: „Samiel oder die Teufelsidee in der Geschichte." Ausgehend von der bekannten Gestalt in Weber's „Freischütz", über dessen nächste Quelle wir schätzenswerthe Mittheilungen erhalten, gibt der Verfasser hier eine Uebersicht über die Entwicklung des Dämonenabergl aubens bei den hauptsächlichsten Völkern des Alterthums und durchs Mittelalter hindurch bis auf die neuere Zeit hin. Der Glanzpunkt des Vortrags ist die Darlegung des altjüdischen Teufelsglaubens in den Jahrhunderten vor und nach Christi Geburt, der bekanntlich ein Erbstück der Zendreligion aus der Zeit nach der Eroberung von Babylon durch Cyrus war. Durch Zusammenstellung der Vorstellungen des Parsismus mit Stellen aus den spätern Schriften des Alten Testaments, mit neutestamentlichen und Talmudstellen, wird es zur vollsten Evidenz gebracht, wie die Vorstellungen des Neuen Testaments, besonders der Evangelien, vom Argen, z. B. die Besessenheit, die Versuchung, durchaus der Religion Zoroaster's entstammen. Nebenbei erhalten wir genauere Nachweisungen sowol über Samiel, der keineswegs, wie Friedrich Kind erklärte, vom Samum abstammt, sondern von Sammael, dem altjüdischen Oberteufel, als auch über die Lilith der Goethe'schen „Walpurgisnacht", über den Asmodi des Buches Tobias und den Beelzebub des Neuen Testaments.

Der erste Vortrag: „Eros und Psyche", gibt eine hübsche Inhaltsangabe des Märchens oder allegorischen Romans von Amor und Psyche nach Apulejus nebst einer Uebersicht über die hauptsächlichsten Deutungen und einem eigenen Deutungsversuch, wobei jedoch der Umstand stärker hätte hervorgehoben werden sollen, daß das allegorische Gespinst größtentheils aus echtem Volksmärchenstoff zusammengewoben, wo nicht ganz und gar nur ein wenig umgestalteten Volksmärchen ist. Auch die hauptsächlichsten künstlerischen Darstellungen des Mythus aus alter und neuer Zeit werden erwähnt.

Der mittlere Vortrag über „den Traum" enthält neben kurzen psychologischen Betrachtungen hauptsächlich eine reiche Fülle interessanter Notizen über den Glauben der Alten Welt an die divinatorische Kraft des Traums, wobei wieder merkwürdige und werthvolle Mittheilungen aus altjüdischen Quellen zahlreich mit unterlaufen. Sämmtliche drei Vorträge sind sehr flüssig und lesbar stilisirt.

5. Paulus, der Apostel der Heiden. Vorträge gehalten in den Protestantenvereinen zu Dresden und Leipzig. Von Max Krenkel. Mit einer Karte. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser führt in der Einleitung Klage über eine „noch vielfach geltende conventionelle Regel, die dem gebildeten Nichttheologen gegenüber den Größen der Bibel und Kirchengeschichte Gleichgültigkeit zur ersten Pflicht macht; die es verschuldet, daß die Propheten Israels, die Heroen des Urchristenthums, die Glaubenszeugen der alten und mittelalterlichen Kirche in den Hallen der Geschichte vereinsamt stehen, indeß sich um die Heldengestalten des alten Hellas und Rom eine rege Menge voll freudiger Bewunderung schart". Dieser Klage gegenüber erkennen wir bedingungslos die Verpflichtung der modernen Bildung an, jene Erscheinungen semitisch-orientalischer Geistesart, die durch das Christenthum und den Islam eine so ungeheuere Einwirkung auf den Gang der Weltgeschichte geübt haben, geschichtlich zu verstehen. Wir erkennen die Verpflichtung an, in dem so oft barocken orientalischen Wesen, in dem die mehr passiven, vom Object wie von einer beherrschenden Macht tyrannisirten Seelenkräfte, Gefühl und Phantasie, einseitig vorherrschen, eine wenn auch einseitig entwickelte Seite des allgemein Menschlichen zu würdigen und dadurch unser Verständniß der Menschennatur überhaupt zu vertiefen und zu erweitern.

Aber man erkenne auch die ungeheuern Schwierigkeiten eines solchen Verständnisses an! Dieselben liegen einmal in der Fremdartigkeit des Gegenstandes selbst, andertheils aber in der Behandlung, die man demselben bisher hat angedeihen lassen, und die zwischen den wunderglaubigen Zumuthungen der Orthodoxie und der unhistorischen, verflachenden Modernisirung der Aufklärung, wie sie schon Goethe in der Person Bahrdt's verspottet, hin- und hergeschwankt hat. Ohne Zweifel ist die kritische Theologie unserer Zeit berufen, das wirklich historische Verständniß der Bibel und ihrer Charaktere den Gebildeten zu vermitteln; und da unter ihnen sowol noch seiner geschichtlichen Bedeutung als nach dem Reichthum gesicherter Quellen Paulus eine hervorragende Stellung einnimmt, so heißen wir eine weitern Kreisen zugängliche geschichtliche Würdigung dieser Persönlichkeit gern willkommen.

Freilich verlangen wir dann aber auch diesen sonderbaren Schwärmer und Visionär nach der ganzen wunderlichen Gestalt seines Geisteslebens, wie er überall übernatürliche Einsprachen und Stimmen, in allen starken Regungen seines Gemüths- und Phantasielebens Einflüsse der Gottheit wahrnimmt, wie er vermöge einer gründlichen Verschrobenheit seiner Anschauungen von der nächsten Zukunft gleichsam alle menschlichen Verhältnisse auf den Kopf gestellt erblickt, und wie er umgeben ist von einer Atmosphäre schwärmerischer Wunderlichkeiten, die z. B. in der üppigen Seestadt Korinth ein förmliches neues Bacchantenthum erzeugt: dies alles verlangen wir in den lebhaften und grellen Localtönen, die der Gegenstand erfordert und die wahrhaftig nicht grell und fremdartig genug gewählt werden können, gemalt zu sehen. Es muß zugestanden werden, daß bei aller Methodenlosigkeit und Unwissenschaftlichkeit Renan diese orientalische Localfärbung oft ausgezeichnet zu treffen weiß. Hierin wie in der fesselnden Lebhaftigkeit seines Stils können die deutschen Theologen noch viel von ihm lernen.

Auch Krenkel ist es noch nicht in dem erwünschten Maße gelungen, seinen Gegenstand in seiner ganzen geschichtlichen Eigenartigkeit wiederzugeben. Wesentliche psychologische Motive, wie z. B. der Visionsvorgang bei der Bekehrung des Paulus, das wunderliche Treiben, das zur Aussendung der ersten Heidenmission von Antiochia aus führt (Apostelgeschichte 13), u. s. w. kommen nur zu einem abgeschwächten Ausdruck, wie überhaupt das ganze in Extase und Wunder getauchte Geistesleben, die ganze

Digitized by Google

barocke, nach modernem Maßstabe gemessen stockfanatische Denkweise des Mannes nicht lebhaft genug zur Darstellung kommt. Es ist offenbar ein gewisses pietätvolles Autoritätsgefühl, das hier unbewußt dazu beigetragen hat, das Fremdartige abzuschwächen und dem eigenen modernen Wesen zu assimiliren oder wenigstens näher zu bringen.

Im übrigen hat die Schrift alle Vorzüge einer freisinnigen und wahrheitliebenden, ernsten und gediegenen Forschung, einer sorgfältigen Ausarbeitung und klaren correcten Darstellung und wird von dem über diesen Gegenstand der Belehrung Bedürftigen nicht ohne reichen Gewinn aus der Hand gelegt werden.

## Neue englische Romane.

Wir haben diesmal über eine größere Anzahl von Romanwerken, die jenseit des Kanals erschienen sind, als im vorigen Jahr zu berichten; wir theilen die eingelaufenen Novitäten in Gruppen, denen wir einzeln Berücksichtigung zuwenden werden. Die auf unserm Roman Tisch gelagerten Bücher zerfallen nach ihrem Inhalt in folgende Gattungen: in den Sensations-, den Familien-, den religiösen, und den historischen Roman. Beginnen wir mit der ersten Species. Da begegnen uns:

1. Charlottens Erbschaft. Roman von M. E. Braddon. Aus dem Englischen übersetzt von August Kretzschmar. Vier Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2 Doppelt falsch. Roman von Mrs. Ann S. Stephens. Deutsch von August Kretschmar. Fünf Bände. Leipzig, Kollmann. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Sora, die Königin der Gauklertruppe. Vom Verfasser von „Die Arvikanerin", „Das vergiftete Halsband". Nach dem Englischen. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1869. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Sensations-Novellen. Aus dem Englischen von John Harwood Esq. u. a. Herausgegeben von Ottfried Mylius. Autorisirte Ausgabe. Erster Band. Stuttgart, Bogler und Beinhauer. 1869. 8. 20 Ngr.

Nach dem Englischen! Das war für die deutsche Lesewelt von Walter Scott bis Dickens die Parole zur Erstürmung der Leihbibliotheken (denn Romane schafft sich der sparsame Deutsche nicht an), das Gesprächsthema in den Kaffeekränzchen, das Behagen der Berleger und die Qual der im Schweiße ihres Angesichts arbeitenden Uebersetzungsmaschinen. Aber seit der große Unbekannte, seit Dickens todt sind, seit Bulwer seine Feder beiseitegelegt hat, an der noch die glänzende Goldtinte seines letzten Romans: „Was will er damit machen", klebte, seit der edle Lord sich torysistischen und mystischen Liebhabereien hingegeben, ist es still geworden im Reiche des gediegenen englischen Romans, und weder die brunette südliche Muse der englischen George Sand, der Evans-Elliot, noch die blonde bescheidene Romanphysiognomie der Wood'schen Schriften haben die epische Prosa der britischen Gegenwart vor dem Vorwurf der Effecthascherei einerseits und der Seichtheit und trivialen Weitschweifigkeit andererseits retten können. Den erstgenannten Vorwurf, den der Effecthascherei, der absichtlichen Bevorzugung der um jeden Preis spannenden Handlung, verdienen denn auch die heute zu besprechenden Sensationsdichtungen in hohem Grade.

„Charlottens Erbschaft" von M. E. Braddon (Nr. 1) ist kein selbständiger Roman, es ist nur die Fortsetzung von dem in Nr. 28 d. Bl. f. 1869 von uns besprochenen Roman derselben Verfasserin „Raubvögel". Vielleicht gibt es doch noch einige gedächtnißstarke Leser, die sich erinnern, daß die „Raubvögel" eine ehrenwerthe Sorte von Galgenstricken waren, die sich bemühten, die reiche Erbschaft eines hübschen Mädchens, Charlotte Halliday, an sich zu bringen. Der Roman schloß ohne Schluß, d. h. er gab uns ein Räthsel, mit dem Hinweis: „Auflösung folgt" in einem neuen Roman. Dieser neue Roman: „Charlottens Erbschaft", dessen Inhalt, statt in vier Bänden breitgetreten zu werden, ganz gut in einem fünften Bande der vierbändigen „Raubvögel" hätte erzählt werden können, handelt nun von den nächsten rechtmäßigen Erben der verhängnißvollen Erbschaft, von Philipp Sheldon's unheilvollen Ränken, die bis zur Vergiftung seiner Pflegetochter Charlotte führen, von den Liebesverhältnissen Gustav Lenoble's zu Diana Paget, und Charlotte Halliday's zu Valentin Hawkehurst, dem Schriftsteller. Schließlich erbricht sich das Laster Philipp Sheldon, und die Tugend Charlotte setzt sich zu Tisch, aber ohne ihre Erbschaft. Denn ein näherer Intestaterbe, Gustav Lenoble, der Gatte Diana Paget's, hat sich zu der Erbschaft, die von einem gewissen Matthew Haygarth stammt, gefunden; Gustav, großmüthig wie er ist, verzichtet auf die Erbschaft, oder will doch wenigstens mit Charlotte und ihrem Gatten Valentin theilen. Aber auch Valentin, der nach Berühmtheit strebende Schriftsteller, der schon einige Leser zu seinen Essays gefunden hat, ist stolz und entsagend: er lehnt das Anerbieten Gustav's ab, um von seiner Feder und seiner Liebe zu leben, als ob er zu den Scribenten gehörte, die eiserne Geldschränke besitzen:

Nach allem Herumsuchen in saubigen Aufzeichnungen vergangener Jahrhunderte, nach aller geduldigen Aufsuchung der schwachen Spuren, welche Matthew Haygarth's Füße im Sande der Zeit zurückgelassen, bestand Charlottens Erbschaft in einem Herzen, dessen Unschuld und Liebe das Haus zu einem irdischen Paradies machte und den gewöhnlichsten Dingen des Lebens einen Reiz lieh, welchen alles jemals in Californien gefundene Gold ihnen nicht hätte geben können. Dies war Charlottens Erbschaft — das zärtliche, selbstverleugnungsvolle Gemüth der Haygarths und der Hallidays —, und für diese Mitgift würde ihr Gatte sie nicht gegen die reichste Erbin vertauscht haben, deren Vermählung jemals in den aristokratischen Journalen gemeldet worden.

Die Intrigue, die geheimnißvolle Verwickelung ist alles in den Romanen der Braddon, die Charakteristik der Personen wenig oder nichts, wie bei Wilkie Collins und Charles Reade. Aber auch die Form beginnt saloper und bequemer zu werden: es ist nicht mehr die strenggeschlossene Arbeit, die wir in „Henry Dunbar" anerkennen müssen; die letzten Arbeiten der Braddon machen schon den Eindruck der Viel- und Schnellschreiberei. Die sehr häufig angewandte Briefform, die flüchtige Art der Dialogarbeit machen sich schon störend bemerkbar. Auch



Digitized by Google

die typischen Figuren des jüngsten englischen Romans, die reiche Erbin, der verbrecherische Arzt, der spitzfindige Advocat, der ein Mittelding zwischen Gut und Böse ist, sind nicht mehr mit der alten Gewandtheit benutzt und mit der berechnenden Sargfalt Collins' ausgeführt. Allerdings hat, wie wir ihn in „Charlottens Erbschaft" und mehrern andern nun jetzt varliegenden Romanen varfinden, auch die Braddon einen neuen Typus im Romanliebhabersach verwendet, den Schriftsteller, der indeß häufiger im Familien- als im Sensationsroman anzutreffen ist. Mr. Valentin Hawkehurst ist einer van der Zunft: wir haben schon in den „Raubvögeln" sein Bild geschildert; nun ist er älter geworden, die Zahl seiner Nachtköpfe ist vollständiger und seine Gedanken über Mein und Dein sind geregelter geworden. Er verkehrt nicht mehr mit dem Lumpen Horatio Paget, dem Muster schäbiger Gentilität, er ist gesetzter, mit einem Wort, er ist ein Ehemann geworden. Diese Valentin könnte ein interessanter Charakter sein, wenn er nicht in den letzten Bänden zu verblaßt gehalten wäre. Dagegen müssen wir der Zeichnung des Philipp Speldon das Lab ertheilen, scharf und interessant zu sein, ein Lab, welches wir im Hinblick auf die Flüchtigkeiten und die Breite des Romans diesem selbst nur unter Vorbehalt ertheilen können.

Die Verfasserin von „Doppelt falsch", Mrs. Ann S. Stephens (Nr. 2), ist eine Amerikanerin, und in Amerika spielt auch der spannende Roman, der sich durch gute Diction, ruhige Führung der Charakterschilderung, ja sogar durch poetische Schilderungen auszeichnet, denen wir in den hier zu besprechenden Romanen nichts Aehnliches an die Seite stellen können. Das Buch beginnt gleich mit der Beschreibung eines auf offener See verbrennenden Schiffs. Dergleichen Scenen sind für den Pinsel des Dichters oft schwerer als für den des Malers, und man verzeiht eine etwas zu grelle Ausführung, eine schreiende Farbe gern. Mrs. Stephens hat jene Auswüchse künstlerischer Phantasie glücklich vermieden, und ein ergreifendes, wahrheitsgetreues Bild der gräßlichen Situation geschaffen. Weiterhin, im vierten Bande, erinnern wir uns einer reizenden Idylle, die sa stimmungsvoll gehalten ist, wie eine Waldlandschaft der Düsseldorfer Schule. Es ist das zweiundvierzigste Kapitel des vierten Bandes: „Ein Herbstpicknick im Walde." Und nicht nur die zarte Saite der Naturschilderung und deren Zusammenhang mit den menschlichen Stimmungen, auch die Leidenschaft, die derbern Farben der Sinnlichkeit fehlen nicht. Diese Cora Lander, eine schönes intriguantes Weib, das voller Lügen und Ränke ist, um sich Vermögen und Liebe zu erschwinden, diese rücksichtslose Frau, die vor der Bigamie nicht zurückschaudert, und von der jemand sagt, „daß es in ihren Augen von Klapperschlangen wimmele", wie ist diese Gestalt der Verfasserin gelungen! Es ist wahr, die Stephens ist eine Frau, gerade so wie die Braddon: aber die Amerikanerin übertrifft die Engländerin an Talent für Charakterschilderung um eines klugen Kopfes Länge, wenn auch das Erzählungstalent der Verfasserin von „Henry Dunbar" in den frühern Romanen fast unübertrefflich war. „Doppelt falsch" gipfelt, wie alle neuern Romane angelsächsischer Rasse, auch in Erbschaftsangelegenheiten, im Kampf um ein Erbe, aber es ist ein einheitsvollerer Plan in „Doppelt falsch" bemerklich, als in „Charlottens Erbschaft". Es ist wahr, die Frau steht in dem Roman der Amerikanerin oft stark hervor: so in der liebevollen Detaillirung weiblicher Toiletten und dem Schwelgen im Beschreiben häuslichen Camfarts wie in dem stark ausgeprägten Bestreben, schwache unentschiedene Männergestalten neben energische willensstarke Frauen zu stellen: eine Neigung, die bekanntlich in den Romanen der Elliot unverkennbar ist.

So ist Alfred Seymaur, der Gatte Cara's, der Typus männlicher Willensschwäche, und selbst Clarence Braals, der Geliebte des guten Geistes, Virginia, leidet nicht gerade an starkem Entscheidungs- und Unterscheidungsvermögen. Allein der Eindruck, den der effectvolle, aber nicht unnatürliche Roman hinterläßt, ist, wenn auch kein nachhaltiger, so doch ein befriedigender, und selbst eine gestrenge Kritik wird sich im Hinblick auf die originell und fröhlig gezeichnete Cora Lander über manche Unebenheiten amerikanischer Lebensanschauung hinwegsetzen können. Der Uebersetzung des Braddon'schen wie des Stephens'schen Romans, die von August Kretzschmar herrührt, der auch bereits als selbständiger Novellist aufgetreten ist, können wir großes Geschick und angemessenen Ausdruck nachrühmen.

So sehr uns Cora Lander, die Heldin von „Doppelt falsch", interessirt, sa wenig können wir uns mit „Cora, der Königin der Gaunertruppe" (Nr. 3) befreunden, einem Räuberroman, wie ihn Spieß und Cramer nicht würdiger hätten liefern können. Das ganze Machwerk wimmelt von so viel Unnatürlichkeiten, phantastischen Gaunerabenteuern und banalen Gemeinplätzen, daß es für die abenteuerlüsterne Phantasie eines mit schwacher Gehirncapacität begabten Nähmädchens noch immer zu schlecht wäre. Selbst dem biedern Gottfried Basse in Quedlinburg wären ab den Schandthaten, die der Autor der „Afrikanerin" und des „Vergisteten Halsbandes" seine Helden verüben läßt, die nachsichtigen Augen übergegangen.

Van ähnlichem Schlage wie „Cora" sind die „Sensations-Novellen" von John Harwoad (Nr. 4), vier an der Zahl. Die erste Novelle: „Hazard" betitelt, ist in drei Acte und mehrere Scenen eingetheilt und handelt natürlich wieder von einer Erbschaft, von Mord und Betrug und dergleichen. Friedlicher präsentirt sich uns „Eine Frauenrache", ein Lebensbild aus der englischen vornehmen Welt. „Auf Urlaub in Mexico" ist eine spannend geschriebene Reisefizze im Stile der französischen Feuilletons; desta unbedeutender ist das „Eine unangenehme Verwechselung" betitelte Reiserlebniß aus Griechenland. Weniger roh als Stil und Inhalt van „Cora" bewegen sich doch alle diese Sensationsnovellen in den Bahnen romanhafter Unwahrscheinlichkeit, in vergifteten sacialen Verhältnissen, die nicht eine arganische, sondern nur eine abhezehende überpikante Steigerung der Handlung und einen unbefriedigenden enttäuschenden Schluß zulassen. So raffinirt wie die Männer schreiben die Frauen doch noch nicht: Mrs. Braddon und Mrs. Stephens wollen uns verzeihen, daß wir ihre respectablen Persönlichkeiten mit den literarisch zweideutigen Autoren der „Cora" und der „Sensationsnovellen", die jetzt auf den Büchertischen von

Digitized by Google

Pall Mall und Westminster Mode zu sein scheinen, zusammengeführt haben.

Leider scheint es, als ob der Sensationsroman die gute altenglische Specialität des Familienromans in den Augen des lesenden Publikums überflügelt habe. Allerdings leistet auch dieses Gebiet epischer Prosa nicht mehr das, was es zu den Zeiten der Bulwer, Thackeray und Dickens für das literarische Amusement der ganzen Welt gethan, zu derselben Zeit, als Dumas und Sue für das Plaisir der halben Welt sorgten. Der Humor der Thackeray und Dickens liegt mit jenen fröhlichen Geistern in Westminster begraben: es ist nicht mehr das Wogen des Meers, das um die freie Insel rauscht, sondern meist das eintönige Rieseln eines flachen Binnengewässers, das wir aus dem englischen Roman heraushören. Sehen wir einmal zu, was wir von dem Genre des behaglichen Familienromans, den Urnekeln des „Tom Jones", der Smollet'schen, Fielding'schen und Richardson'schen Romane, hier vor uns haben. Es sind die folgenden Werke:

5. Hilary St.-Ives. Roman von W. Harrison Ainsworth. Aus dem Englischen von Lina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Schlicke. 1870. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
6. Klein Blondel. Roman von James Payn. Aus dem Englischen von Elise Mirus. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1870. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
7. Henrietta's Wunsch oder die Sucht zu herrschen. Eine Erzählung von Miß Yonge. Aus dem Englischen übersetzt von Maria Heine. Leipzig, Kollmann. 1869. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Anna Severin. Roman von Frau Augustus Craven, geb. La Ferronays. Deutsch von Silvan. Autorisirte Uebersetzung. Münster, Russell. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Alle diese autorisirten Uebersetzungen sind sorgfältiger und gewissenhafter gearbeitet als die Originale, die sämmtlich an bedauerlicher Oberflächlichkeit leiden. Wir wissen nicht, sind wir oder ist die Welt so viel älter geworden in ein paar Jahren. O, Mr. Ainsworth, was waren Sie für ein amusanter Herr, als Sie Ihre ersten Romane schrieben, die Ihnen die londoner Verleger, noch ehe sie das Manuscript eingesehen, mit vielen Hundertpfundnoten bezahlten! Aber wie alt müssen Sie jetzt geworden sein, mein werther Sir, und wie sehr muß Ihr Kapital an Phantasie und Gedankenreichthum gelitten haben! Es wäre besser gewesen, Sie hätten wieder historische Phantasien oder einen so amusanten Schelmenroman verfaßt wie „Jack Sheppard", Mr. Ainsworth, als daß Sie uns ein Machwerk über den Kanal schicken, in welchem neben vielem Essen und Trinken nichts gethan wird, als endloses Papier vergeudet. „Hilary St.-Ives" (Nr. 5) ist der Sohn eines Colonel und eines ränkesüchtigen Weibes aus deren heimlicher Ehe. Hilary St.-Ives weiß nichts von seinen Aeltern, die sich nicht um ihn bekümmert haben. Hilary ist Maler. Hilary ist einundzwanzig Jahre alt, als wir ihn kennen lernen, und sehr schön. „Seine ganz überraschende Schönheit war dunkler Art; die Gesichtszüge regelmäßig und schön geformt, die Haut von olivenfarbigem Anflug und seine Locken glänzend schwarz gleich Jet; die dunkeln Augen beschatteten lange Wimpern, welche deren Feuer dämpften, und der schwarze Bart nahm sich weich und glänzend aus wie Seidengespinst. Man konnte sich keinen schönern jungen Mann vorstellen."

Es ist bemerkenswerth für die neuern englischen Romanheiden, daß sie meist statt des bisher üblichen angelsächsischen Blondkopfs das normannische Schwarz aufweisen: vielleicht ein tiefsinniges Symbol dafür, daß der neuenglische Roman die guten Traditionen germanischer Epik, die sorgsame Charakterschilderung über der lohnendern romantischen Jagd nach Effecten vergessen hat. Man könnte „Hilary St.-Ives" recht gut den Roman der Herzlosigkeit nennen. Der Vater Hilary, obwol er den Maler für seinen Sohn hält, verleugnet ihn, und statt sich um sein einziges Kind zu kümmern, geht er auf Freiersfüßen und macht der schönen Lady Richborough die Cour, die ihrerseits den jungen Hilary, den Sohn des Obersten Delacombe, gar nicht übel findet. Der Bruder der Lady, Sir Charles Iminster, soll auf Wunsch ihres Großvaters, die liebliche May Radcliffe heirathen, eine hübsche Blondine, die den malerischen Helden gleichfalls dem ältern Baronet vorzieht. Die Mutter May's hat früher mit dem Colonel ein solides Verhältniß gehabt, hat aber Mr. Radcliffe von Haslemere heirathen müssen, in dessen Hause sich als Wirthschafterin eine Mrs. Sutton befindet; diese Sutton ist die Gattin Oberst Delacombe's, die er todt wähnt, und die Mutter Hilary's — Umstände, von denen niemand etwas weiß. Die Sutton ist die Intriguantin des Romans. Von dem Moment an, wo Hilary, im Walde vor Haslemere von Strolchen überfallen verwundet und nach Haslemere zur Pflege gebracht, von seiner Mutter erkannt wird, bemüht sich die Sutton, dem Sohne eine Existenz und eine gute Partie zu schaffen. Der Zufall kommt der würdigen Dame zu Hülfe. Mr. Charles verunglückt, die gute May wird frei, der Oberst fühlt, nachdem seine Bewerbung um Myrtilla Richborough, welche Marquise Hartpoole wird, ihm nicht sonderlich geglückt, ein menschliches Rühren: Hilary St.-Ives, der Vaterlose, wird Alberic Delacombe, der Mutterlose, da die Sutton es für besser hält, sich durch den Tod der aristokratischen Gemeinschaft, in die ihr Sohn eintritt, zu entziehen, und Alberic, welcher Baronet wird, führt mit May in der Ehe hoffentlich fein so langweiliges Leben, als er es bis dahin ganze Buch hindurch thut.

Es geschieht so gut wie gar nichts im ganzen Roman: durch drei Bände hindurch quält sich der Leser, fortwährend in Gefahr, an einer Magenüberladung zu Grunde zu gehen. Denn was in Ainsworth's Roman gegessen und getrunken wird, wie liebevoll die Wein- und die Speisekarte jedes Diners und Soupers aufgeführt werden, das ist unglaublich einladend; schade, daß wir, wie wir anfangs beabsichtigt, wegen Raummangel es haben aufgeben müssen, einen Auszug jener gastronomischen Genüsse zu geben. Die Sprache des Buchs ist die leidlichste, die es gibt: statt der Baronets und Lords glauben wir oft mit Stallknechten zu thun, oder das Werk eines unzurechnungsfähigen Obergnartauers vor uns zu haben, der nach dem Vorbilde Karschin Miesnick's einen Roman zu schreiben versucht. Der einzige Charakter des Buchs unter all den Schatten, die man uns für Männer, und den Haubenstöcken, die man uns für Frauen ausgeben will — die



Digitized by Google

einzige Figur, vor der wir Respect haben, ist der treffliche alte Mr. Thornton, May's Großvater und Großhändler in der höhern Kuppelei: ein Gentleman, der „seine Flasche Portwein nach Tische verträgt, ohne sich am nächsten Morgen im geringsten davon belästigt zu fühlen". Es ist schade, daß solche Biedermänner austerben und infolge davon der englische Roman immer nüchterner wird.

Müssen wir gegen die Poesie von „Hilary St.-Ives" und Consorten energische Verwahrung einlegen, so können wir dem James Payn'schen Werk „Klein Blondel" (Nr. 6) höhere Bedeutung zusprechen. Den Roman hat der Verfasser „seiner besten Freundin, seiner Frau", gewidmet. Seiner Frau wagt denn ein Schriftsteller auch nicht so viel zuzumuthen wie einem geduldigen Publikum, das ihn nichts angeht. Die göttliche Frechheit, mit der der leichtsinnige Ainsworth ein literarisches Kind in die Welt setzt, das an einem riesigen Wasserkopf von Langeweile leidet, suchen wir bei James Payn vergebens. Dieser Autor ist einer von den Detailliften des menschlichen Herzens, er tritt bescheiden auf und weiß für seine Helden, deren Schicksale er in gewählter Sprache erzählt, lebhaftes Interesse zu erwecken. Er leidet nicht an der leider immer mehr um sich greifenden Epidemie, reinliches weißes Papier mit Schriftzeichen zu verderben, die in dem Leser von Anfang bis Ende das nicht gerade erhebende Gefühl der Trivialität aufkommen lassen. Klein Blondel ist ein Weiter an der Südküste Englands, in welchem unsere Geschichte spielt. Es ist eine einfache Geschichte, eine Geschichte, in der die Laster einiger wenigen vor der Fülle liebenswürdiger Charaktereigenschaften der handelnden Personen gar nicht zur Rede kommen. Käthe Irby erhält ihren braven Maurice Glyn zum Gatten, und der böse Better Richard erhält seinen verdienten Lohn. Auch hier ist wieder ein Testament im Spiel, um dessen Besitz intriguirt wird. Mit der Erzählung dieser Umtriebe, die, wie gesagt, in den englischen Romanen chronisch geworden sind, wollen wir unsere Leser nicht behelligen. Es genüge hier, zu constatiren, daß der Gang der Handlung in „Klein Blondel" einfach und natürlich ist; daß die Charaktere nicht fizzirt, sondern sorgsam ausgemalt sind; daß jene kleinen Züge nirgends mangeln, die uns romanhafte Menschen wahrscheinlich und der Wirklichkeit näher gerückt erscheinen lassen; daß die Verbrecher nicht teuflisch, sondern menschlich fehlen, und daß die Guten aus ihrer Tugend kein Kapital machen und sich nicht pharisäerhaft benehmen. Es sind eben Menschen germanischen Gemüths, die der Autor uns vorführt: dieses anmuthige Käthchen, das mit Vorliebe Deutsch treibt, der wackere Maurice, der weichherzige Pfarrer Milton, die alte ehrliche Dame Irby, der haltlose verstockte Richard, das sind lebensvolle Figuren, die man uns in eine sonnige Landschaft Englands gestellt hat, in eine Umgebung, in der es uns recht gesund zu Muthe wird. Nur der Schluß klingt etwas seltsam. Payn bemerkt, nachdem er pflichtschuldigst seine verlobten Paare zum Altar geführt hat, Folgendes: „Die beiden Bräute — ich weiß wirklich nicht, welche die schönste war — boten einen Anblick, der einen armen Junggesellen dazu verleiten konnte, zu wünschen — sich zu verheirathen? Nein! — aber Bigamie zu treiben. Dieses Thema ist zu gewaltig — zu eng verwoben mit den Interessen der Gegenwart — als daß wir es hier noch weiter verfolgen dürften."

Ei, ei, Mr. Payn, was sind das für ketzerische Gedanken! Zum Glück sind Sie verheirathet und, soviel wir wissen, kein Mormone.

Wenn wir hier noch zwei Frauenarbeiten englischer Feder erwähnen, so vermissen wir sowol in „Anna Severin" als in „Henrietta's Wunsch" das, was männliche Leser fesseln kann. Von dem letztern, dem Buch der Miß Yonge (Nr. 7), das mehr eine Jugendschrift im Stil der Hoffmann'schen und Nieritz'schen Erzählungen zu nennen ist, können wir nichts sagen, als daß es jungen Mädchen vom zehnten bis funfzehnten Jahr unbedenklich zur Lektüre empfohlen werden kann: ältere Leserinnen dürften sich weniger für die Geheimnisse englischer Puppenstuben interessiren, zumal in dem ganzen Buch kein Wort von Liebe, desto mehr aber von unschuldigen Kinderspielen die Rede ist. Das Thema, bei einem Mädchen die Neigung, den eigenen, augenblicklichen Empfindungen alles andere unterzuordnen, allmählich zu unterdrücken, ist für die Vorsteherinnen höherer Töchterschulen höchst interessant: auf unsern Romantisch hat es sich wol nur durch Zufall verirrt.

Weniger harmlos, aber nicht weniger frauenhaft gedacht und geschrieben als „Henrietta's Wunsch" ist der Roman der Frau Augustus Craven, geb. La Ferronays: „Anna Severin" (Nr. 8). Weichlich und sentimental gehalten vermag die flache Weltanschauung der Verfasserin ihrer nicht ungeübten Feder doch keinen Halt zu geben, mag die Handlung, wie im vorliegenden Roman auch wie ein Springer auf dem Schachbret bald in England, bald in Frankreich oder in Italien spielen. Aber in dem Stil und der Richtung der Verfasserin von „Anna Severin" haben wir bereits den Uebergang zu der religiösen Romangattung, die jetzt in den drei Inselreichen stark um sich greift. Fromme Gesinnung lassen wir uns gern auch in einem Roman gefallen, sobald der Kern des Kunstwerks nicht durch eine kirchlich strenge Tendenz leidet. Bei der Craven ist es noch eine ziemlich confessionslose Frömmigkeit, die durch ihren Roman das Thema durchklingen läßt, das im Schlußgebet des Buchs seinen Ausdruck findet, den frommen Wunsch: „Vereinige, o Gott, in Einem Glauben alle jene, welche hier auf Erden gleiche Hoffnung und gleiche Liebe tragen." Die Verfasserin von „Henrietta's Wunsch" soll uns aber noch Gelegenheit geben, jene Art englischer Frömmigkeit kennen zu lernen, die sich die Vertheidigung einer strengen Sonntagsfeier und gewisser mit dem Katholicismus sympathisirender Neigungen auch in ihren Romanen angelegen sein läßt: Miß Yonge, die in „Henrietta's Wunsch" einen pädagogischen Roman geschaffen hat, der noch nicht die Sammtpfötchen kirchlicher Begeisterung herausstreckt wie:

9. Die Jünger des heiligen Johannes. Von Miß Yonge. Nach dem Englischen von P. Reander. Autorisirte deutsche Uebertragung. Gotha, Schlößmann. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In einem ausführlichern Vorwort gibt Miß Yonge den Grundsatz an, nach welchem das Buch abgefaßt wurde. Dasselbe folgt, nach der Erklärung der Verfasserin, soweit als möglich dem Leben des Apostels selbst, geht

Digitized by Google

dann auf die unmittelbaren Jünger desselben und von diesen auf die Männer über, die von den letztern unterrichtet wurden. Von da ab zeigt Miß Yonge, wie die so gebildeten Kirchen Heimsuchungen und Verfolgungen erfuhren, und gibt eine Skizze von den Wechselfällen ihrer Geschichte bis auf die gegenwärtige Zeit. Von den Lesern verlangt die Verfasserin, daß ihnen ihr Buch „als Antrieb diene, wenn sie es nicht schon sind, selbst Jünger des heiligen Johannes zu werden, dieses einfachsten, lieblichsten und erhabensten Schriftstellers, dessen gewaltiger Aufschwung und sorglame Liebe durch den Adler, welchen er neben dem Throne sah, versinnlicht wird". Dies Buch, eine Art romanhafter Kirchengeschichte, eine culturgeschichtliche Phantasie über das Leben der ersten Christen, ist in seiner Tendenz wol genügend gekennzeichnet, wenn die Verfasserin es als Theil einer Sonntagsbibliothek angesehen wissen will. Die fromme Miß sagt:

Der Geist unserer Zeit arbeitet darauf hin, diesen Tag zu verweltlichen. Allein, wenn man religiöse Bücher nicht an Sonntagen liest, so liest man sie in der Regel gar nicht(??), und es ist doch wahrhaftig gut, daß dieser Wochenabschnitt sich in eine Art Osterweihe kleide, daß er fröhlich begangen werde ohne Leichtfertigkeit, und daß man thunlichst (ein Lieblingswort der Verfasserin) den irdischen Geist des Alltagslebens von ihm fern halte.

In der That ist es erstaunlich, was eine Frau, die selbst eingesteht, daß ihr die classischen Sprachen ein Buch mit sieben Siegeln seien, aus ihrer Aufgabe, die jene Kenntniß fast unbedingt erfordert, gemacht hat. Miß Yonge gibt uns ein lebensvolles treues Bild des johanneischen Zeitalters. Gleich zu Anfang die Schilderung des Dianentempels zu Ephesus und des Paulinischen Tumults in demselben ist ein episches Meisterstück. Die Charakteristik des Jüngers, den der Herr lieb hatte, im dritten Kapitel, die Genesis des Evangeliums, das seinen Namen trägt, im fünften, die Beschreibung des Exils auf Patmos sind nicht minder gelungen, als die Geschichten der ersten Bekenner, welche die Verfasserin, freilich oft ohne Kritik und ziemlich romanhaft, aber wahr empfunden reproducirt. Ignatius, Polykarp, die Blutzeugen in Gallien alle jene Bewegungen der ersten christologischen Zeit, die für die epische Phantasie so viel Verlockendes hat, werden uns mit frischen Farben und ungemein rührender Theilnahme vorgeführt. Der Bericht des Eusebius über den Osterabend in Smyrna, wo der Kaiser Philippus mitten unter die feiernden Christen tritt, die Ereignisse mit den christlichen Gefangenen von Smyrna, die für ihren Glauben bluten sollten, können kaum anschaulicher geschildert werden als in dem „Die Trübsal in Smyrna" betitelten sechzehnten Kapitel. Und dennoch ist das merkwürdige Buch, das Zeugniß gibt, wie eine Frau ohne historische und philologische Kenntnisse einen Abschnitt der Geschichte religiöser Bestrebungen mit wunderbarer Phantasie zu beleben und jene Zeit in lebendiger Darstellung uns vorzuführen weiß, kein Roman, allerdings auch keine Geschichte im deutschen Sinne. Freilich hätte eine geringere Dosis kirchlicher Anschauung dem Verdienst des gediegenen Buchs, das an weitschweifigen Tiraden frommen Inhalts krankt, keinen Eintrag gethan.

Uebrigens muß Miß Yonge ein literarisches Chamäleon sein. Wir haben sie oben als pädagogische Schriftstellerin, jetzt als kirchengeschichtliche Romancière gesehen; auch mit einem historischen Roman vom reinsten Mühlbach'schen Wasser kann die vielgewandte Dame aufwarten. Der historische Roman der productiven Engländerin führt den Titel:

10. Die Perlenschnur oder der weiße und die schwarze Rikaumont. Roman von Miß Yonge. Aus dem Englischen übersetzt von A. Bartels. Autorisirte Ausgabe. Vier Bände. Berlin, Janke. 1869. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Roman spielt in Frankreich und handelt von den Schicksalen einer picardischen Adelsfamilie, den Ribaumonts. Zur Zeit Heinrich's II., des Eroberers von Metz, Toul, und Verdun, gehen alle jene abenteuerlichen und ritterlichen Geschichten vor, die den Inhalt von vier umfangreichen Bänden bilden. Es ist etwas von der Mühlbach und etwas von Walter Scott in der Darstellung der Yonge. Die bessere Hälfte, das Erbtheil Walter Scott's, das sich besonders in den treuen Costümen und Geräthschilderungen documentirt, überwiegt entschieden. Bis in die Zeiten Heinrich's von Navarra reicht der Stoff der Erzählung: manche Scenen, z. B. der Tod Karl's IX., der im dritten Kapitel des dritten Bandes geschildert ist, reichen an das Beste, was die Muse des großen Unbekannten geschaffen. Daß der Roman viel zu lang angesponnen ist, gereicht ihm in den Augen vieler deutschen Leser, welche die Geschichte lieber im dünnen Theeaufguß des historischen Romans, als im starken Wein streng wissenschaftlicher Darstellung kosten wollen, vielleicht nicht zum Nachtheil. Alles in allem müssen wir dem vielseitigen Geist der Miß Yonge das aufrichtige Compliment machen, daß wir selten auf dem Gebiet des Romans einer Frau begegnet sind, die dem strengen Willen, sich männliche Gründlichkeit und männliches Wissen anzueignen, so gelungene literarische Thaten wie die vorliegenden folgen zu lassen vermochte.

Mit dieser rückhaltslosen Anerkennung schließen wir für heute unsere Romanbesprechung. Der Bemerkung können wir uns indeß nicht verschließen, daß die guten Zeiten des englischen Romans mit Dickens, dem letzten Inhaber der großen altbritischen Erbschaft, welche Humor, Geist, Stil und unübertreffliche Charakterschilderung, den Vorzug der Wahrheit und Natürlichkeit in sich begreift, zu Grabe gegangen sind. Es scheint, als ob, gleichwie das englische Theater sichtlich im Sinken begriffen ist, auch dem englischen Roman ein starker Niedergang, der mit der Hinneigung der tonangebenden Sensationer zum französischen Geist zusammenhängt, beschieden sein sollte. Vielleicht, daß sich der englische Roman einst trefflicher wieder durch das frisch aufsprießende Reis deutscher Romanliteratur so auffrischt, wie weiland der deutsche Familienroman an den unvergeßlichen Leistungen der Fielding, Smollet, Goldsmith und Sterne.

Franz Hirsch.

Digitized by Google

## Zur Psychologie.

Die Vorstellungen im Geiste des Menschen. Von E. Olawsky. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 20 Ngr.

Anfängern, seien es Primaner oder angehende Studenten, die Einsicht in die Erfahrungsseelenlehre zu erleichtern und ihre Theilnahme für diese Wissenschaft zu wecken, das ist, wie der Verfasser in der Vorrede erklärt, der Zweck der vorliegenden Schrift. Der Verfasser steht auf Herbart'schem Standpunkt. Um die Herbart'sche Psychologie mit ihrer Leugnung der Seelenvermögen populär zu machen, sucht er durch Beispiele, die er aus dem Leben und aus der Literatur greift, nachzuweisen, daß Gefühle und Strebungen in unserm Innern kein selbständiges Dasein haben, sondern alle ohne Ausnahme von den Vorstellungen abhängig sind, diese aber den Grundstock des Geistes bilden.

Sehr populär nun ist allerdings die Darstellung des Verfassers. Die von ihm aus der Literatur, Geschichte und dem Alltagsleben gewählten Beispiele zur Erläuterung der Herbart'schen Grundlehren sind interessant, ja mitunter pikant. Aber ein Irrthum wird durch populäre Darstellung nicht zur Wahrheit, und die Herbart'sche Zurückführung aller physischen Erscheinungen auf Vorstellungen als die ursprünglichen Seelenkräfte müssen wir für einen Irrthum erklären. Gerade je populärer der Verfasser die Herbart'sche Leugnung der Seelenvermögen zu machen sucht, desto mehr leuchtet der Irrthum derselben ein. Vorstellungen sind keine ursprünglichen Kräfte, sondern erhalten Kraft erst dadurch, daß ein Wille da ist, auf den sie als Motive wirken. Ohne einen solchen Willen bleiben die Vorstellungen ganz kraft- und wirkungslos. Eine und dieselbe Vorstellung, z. B. des Reichthums, oder der Ehre, läßt oft den einen ganz kalt, während sie den andern in starken Affect versetzt und ihn zu kräftigen Entschlüssen und planvollen Handlungen anstachelt — ein Beweis, daß Gefühle und Strebungen keineswegs, wie der Verfasser behauptet, „bloße Eigenschaften der Vorstellungen sind, die diese unter gewissen Umständen annehmen".

Der Verfasser spricht von einem Streben und Widerstreben der Vorstellungen, wodurch diese sich als die eigentlichen die Seele in Bewegung setzenden Kräfte kundgäben, und führt dafür folgendes populäre Beispiel an:

Ein Mädchen, in dem die Vorstellung der Liebe eines Mannes zu ihr so fest wurzelt, daß das geistige Bild von seiner leiblichen Erscheinung und mit ihm zugleich das Bild von seinen geistigen Eigenschaften in ihr Bewußtsein, wenn auch auf kurze Zeit verdrängt, immer wieder zurückkehrt — was wird in seinem Innern thatsächlich vorgehen, wenn die neue, der ältern schnurstracks entgegengesetzte Vorstellung an das Mädchen sich herandrängt: daß sie dem Manne im Grunde doch gleichgültig und eine andere ihm lieber sei als sie selber? Antwort: Die ältere Vorstellung wird zunächst aus ihrem Bewußtsein nicht wanken und weichen wollen. Alle der ältern verwandte Vorstellungen von dem frühern freundlichen Gebaren des Mannes gegen sie, von seinen liebreichen Worten, häufigen Besuchen im älterlichen Hause, glücklich mit ihm verlebten Tagen — alle diese anfgeregten Vorstellungen werden der ältern hülfreich beispringen und diese im Bewußtsein des Mädchens zurückzuhalten suchen. Aber die gefürchteten, nicht geahnten Thatsachen sprechen endlich doch zu laut und deutlich, die neue Vorstellung von diesen Thatsachen dringt endlich bis an die Schwelle des Bewußtseins vor, um sich dadurch, daß sie die ältere Vorstellung des Mädchens daraus vertreibt, nunmehr selbst in ihm festzustehen. Dieses Streben und Widerstreben der neuen und der ältern Vorstellung hat natürlich immer Gefühle zu Begleitern; diese haben also im Geiste gar keine Existenz an und für sich; denn sie wären ja in ihm ohne den Widerspruch der Vorstellungen überhaupt nicht vorhanden. Ist aber einmal ein solcher Widerstreit ausgebrochen, dann gilt es bisweilen einen Kampf um die Gesundheit des Leibes oder Geistes, einen Kampf auf Leben und Tod.

Das angeführte Beispiel, das den von Herbart behaupteten Primat der Vorstellungen beweisen soll, ist vielmehr geeignet, den von Schopenhauer behaupteten Primat des Willens zu beweisen. Denn zu einem Widerstreit der Vorstellungen würde es in dem Mädchen gar nicht kommen, wenn in ihm nicht der Wille wäre, von dem Manne geliebt zu werden. Wäre das Mädchen gegen den Mann gleichgültig, schlüge kein Gefühl für ihn in ihrem Herzen, wäre kein Trieb in ihr, von ihm geliebt zu werden, so würde der Gegensatz der neuern gegen die ältere Vorstellung wahrlich keinen Kampf in ihr hervorrufen, würde sie nicht in Affect versetzen. Entgegengesetzte Vorstellungen rufen nur unter der Bedingung einen Seelenkampf hervor, daß ein Streben, ein Wille da ist, dem die eine der beiden entgegengesetzten Vorstellungen gemäß, die andere zuwider ist. Ohne den Willen kommt es zu keiner freudigen oder schmerzlichen Erregung der Seele durch Vorstellungen. Unzählige Vorstellungen gehen wirkungslos an uns vorüber, rufen weder ein Gefühl noch ein Streben in uns hervor, weil ursprünglich kein auf ihren Gegenstand gerichteter Wille in uns ist. Frauen werden durch ganz andere Vorstellungen erregt als Männer, Kinder durch andere als Erwachsene, verschiedene Stände, Nationen u. s. w. werden ebenfalls durch verschiedene Vorstellungskreise in Bewegung gesetzt — ein Beweis, daß die Macht und Wirksamkeit der Vorstellungen keine ursprüngliche, sondern eine secundäre ist. Schopenhauer hat das Verdienst, die Herrschaft des Willens über die Vorstellungen zum Bewußtsein gebracht zu haben. Sein Kapitel vom „Primat des Willens" im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung" hebt die Herbart'sche Psychologie aus den Angeln. Schopenhauer hat die Erfahrung für sich; die aus der Erfahrung geschöpften Beweise der Herbartianer hingegen beweisen nur scheinbar, was sie zu beweisen vorgeben, daß nämlich Vorstellungen die ursprünglichen Kräfte der Seele seien. In Wahrheit beweisen sie, daß Wille die alleinige ursprüngliche Kraft ist, und Vorstellungen nur die Motive des Willens bilden. Daß aber und welche Vorstellungen überhaupt Motive für den Willen sind, das hängt von der ursprünglichen Beschaffenheit und Richtung des Willens ab.

Auf diesem Grunde allein, aber nicht auf dem Herbart'schen, läßt sich eine wahre, der Erfahrung entsprechende Seelenlehre erbauen.

Julius Frauenstädt.

Digitized by Google

# Feuilleton.

## Deutsche Sprichwörter aus dem 14. Jahrhundert.

Die älteste gedruckte Sprichwörtersammlung in deutscher Sprache rührt bekanntlich von Antonius Tunnicius her. Sie erschien in Köln im Jahre 1514. Vor kurzem ist das seltene Buch von Hoffmann von Fallersleben, nachdem er schon früher im „Weimarischen Jahrbuch" darüber gehandelt, neu herausgegeben worden unter dem Titel: „Tunnicius. Die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung von Antonius Tunicius gesammelt und in lateinische Verse übersetzt. Herausgegeben mit hochdeutscher Uebersetzung, Anmerkungen und Wörterbuch" (Berlin, Oppenheim, 1870). In Handschriften begegnen schon vorher kleinere Sammlungen, auf die noch mehr, als bisjetzt geschehen, geachtet werden müßte. Neuerdings ist sogar eine deutsche Sprichwörtersammlung aus dem 14. Jahrhundert entdeckt worden, wenn auch die Handschrift, in der sie erscheint, in eine etwas jüngere Zeit gehört. Konrad Hofmann hat sich durch die Veröffentlichung dieser für uns nun ersten und ältesten Sammlung (in den „Sitzungsberichten der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften zu München", 1870, Bd. 2, Heft 1, S. 25 fg.) um so mehr ein Verdienst erworben, als er sich öfter in der Lage sah, die Ueberlieferung kritisch zu berichtigen.

Eine schwabacher Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts, aus 37 Blättern bestehend, enthält in einer lateinischen Predigtsammlung, welche, wie sich aus einer Stelle ergibt, dem 14. Jahrhundert zugewiesen werden muß, diese deutschen Sprichwörter, 162 an der Zahl. Wir wollen hier zur Probe einige anheben, und zwar solche, die jetzt noch allgemein gäng und gebe sind, wenn auch einzelne Formveränderungen sich mit der Zeit herausgestellt haben: Nr. 10. Gnte red vint ein gut stat. — 14. Eine kroe (Krähe) cluckt der andern nit dye augen aus. — 24. Lus wirt selten so kleyn gesponnen, es kumst an dye sunnen. — 38. Ein guter weg trunb, Hat kein krum. — 42. Es ist nit alles golt das golsisset. — 44. Wann dem esel su wol ist, so get er auff das eyss tanzen. — 53. Geleich sammet sich gern. — 105. Wer es zu der mul kumpt, der melt ee. — 121. Man darff den tovffel nit an dy want molen, er kumpt wol selber zu das hauss. — 137. Wann nit zu roten ist, dem ist auch nit zu helfen. — 152. Wenn das endt gut ist, so ist alles gut. — 158. Allzu scharff wirt gern schertig.

Es ist zu hoffen, daß diese älteste Sprichwörtersammlung in den neuern Werken, die auch auf die ältere Zeit Rücksicht nehmen, brachtet und an schicklicher Stelle ausgebeutet werde.

## Notizen.

Von der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" (Leipzig, Brockhaus, 1871) liegt der dreißigste Band vor, welcher Gellert's Fabeln und Erzählungen, geistliche Lieder und Oden enthält, mit Einleitung herausgegeben von Karl Biedermann. Der Herausgeber hat in seinem Werk über „Deutschland" bereits eine zutreffende Charakteristik Gellert's, namentlich in seinem Zusammenhang mit der damaligen Cultur gegeben. Auch hier werden seine Anläufe und Erfolge im reformatorischen Sinne, wie sie nur aus der Eigenmitte der damaligen Zeit herausbegriffen werden können, nachdrücklich betont; es wird hervorgehoben, daß er der Lehrer seiner Zeit war, „nicht blos in der einfachen, leichtern und freiern Form des Schreibens — nach der pedantisch steifen Gottsched's und der erkünstelten der höfischen Schriftsteller —, sondern auch in der Befreiung des natürlichen Gefühls aus den Banden conventioneller Sitte, in einer vorurtheilslosern und edlern Behandlung der wichtigsten Lebensverhältnisse der Menschen, in der Uebung aller jener sanften Tugenden, welche, infolge der verderbten öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, dem damaligen Geschlechte zum großen Theil abhanden gekommen waren, des natürlichen Wohlwollens im Umgange mit andern, der Leutseligkeit gegen Geringere, der religiösen Duldung, der Achtung der Menschenwürde in Personen jedes Standes und Glaubens". In die Sammlung selbst sind die „Fabeln" und „geistlichen Lieder" Gellert's aufgenommen.

Von der durch Friedrich Bodenstedt herausgegebenen Uebersetzung von „William Shakespeare's dramatischen Werken" (Leipzig, Brockhaus) liegt das dreißigste und einunddreißigste Bändchen vor, welches „Das Wintermärchen", übersetzt von Otto Gildemeister, und den „Perikles, Fürst von Tyrus", übersetzt von Nicolaus Delius enthält. Gildemeister ergeht sich in der Einleitung namentlich über das Verhältniß des Shakspeare'schen Stücks zu der Erzählung Robert Greene's „Pandosto, der Triumph der Zeit", welche dem Dramatiker den Stoff zu seinem Werke, die eigentliche Fabel hergab, während Delius in der Einleitung zum „Perikles" die bekannten Untersuchungen des Shakspeare-Jahrbuchs über den Antheil Shakspeare's an diesem Stücke wiederholt, als dessen eigentlicher ursprünglicher Verfasser ein Herr Wilkins, verschiedenen Andeutens, von neuem der Unsterblichkeit empfohlen wird.

## Bibliographie.

Acton, Lord, Zur Geschichte des vaticanischen Concils. München, Rieger. Gr. 8. 12 Ngr.

Arndt, J., Pfingsthymnen. Sonette. Schweidnitz, Kaiser. Gr. 16. 12 Ngr.

Blo'ss, C., Dilettanten-Bühne. Nr. 67.: Zwischen Thür und Angel. Salon-Hausterien. Nach E. v. Wrangel frei bearbeitet von K. Joh. Berlin, Lassar. Gr. 16. 7½ Ngr.

Boekenheimer, H. G., C. Th. v. Dalberg's Aufenthalt in Paris in den Jahren 1802—1806. Vortrag. Mainz, v. Zabern. 1870. Gr. 8. 5 Ngr.

Brentano, L., Die Arbeitergilden der Gegenwart. 1ster Bd. Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Droske, A., Julius Plücker, Professor der Mathematik und Physik an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 5 Ngr.

Döhring, K., Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. Berlin, Grieben. Gr. 8. 3 Thlr.

Engelmann, J., Dahein. Mühlhausen, Heinrichshofen. 1870. 8. 6 Ngr.

Prinz Eugen und der Geisterseher. Roman von Verfasser von „Maria Theresia und der schwarze Page". 4ter und 5ter Heft. Wien, Hartleben. Lex.-8. à 4 Ngr.

Kirchhahn, A., Zwei pfälzische Gesandtschaftsberichte über den französischen Hof und die Hugenotten 1567 und 1574. München, Franz. 1870. Gr. 4. 20 Ngr.

Drohte, A., Julius Plücker, Professor der Mathematik und Physik an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 5 Ngr.

Döhring, K., Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. Berlin, Grieben. Gr. 8. 3 Thlr.

Engelmann, J., Dahein. Mühlhausen, Heinrichshofen. 1870. 8. 6 Ngr.

Prinz Eugen und der Geisterseher. Roman von Verfasser von „Maria Theresia und der schwarze Page". 4ter und 5ter Heft. Wien, Hartleben. Lex.-8. à 4 Ngr.

Kirchhahn, A., Zwei pfälzische Gesandtschaftsberichte über den französischen Hof und die Hugenotten 1567 und 1574. München, Franz. 1870. Gr. 4. 20 Ngr.

Droste, Louise, Die Opfer des religiösen Fanatismus. Historischer Roman aus dem dreißigjährigen Krieg. 1ste und 2te Lief. Prag, Bensinger. Gr. 8. à 4 Ngr.

Oesterley, H., Niederdeutsche Dichtung im mittelalter. Als zwölftes buch der deutschen dichtung im mittelalter von Karl Goedeke. Dresden, Ehlermann. Lex.-8. 15 Ngr.

Allgemeines deutsches Neulateinisch-Buch für die gebildeten Stände. Conversations-Lexicon. Ein umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Ausl. Supplement. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 5 Ngr.

Rohlfs, G., Afrika-Reise 1865. In 40 Photographien nach der Natur aufgenommen von E. Salinger. Berlin, Lichtwerck. Gr. Fol. 40 Thlr.

Reisegger, P. K., Geschichten aus Steiermark. Pest, Heckenast. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rußland und Deutschland. Von ***. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 5 Ngr.

Schramm, H., u. F. Otto, Illustrirte Chronik des deutschen Nationalkrieges im Jahre der deutschen Einigung. Leipzig, Spamer. Hoch 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Simrock, J., und K. Hagen, Friedensgruß. Gedenkblatt an den Frieden 1871. Dem deutschen Volke zur Erinnerung. Gera, Kanitz. Fol. 3 Ngr.

Ueber die Nothwendigkeit der Entfernung des Religionsunterrichtes aus der Volksschule. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 5 Ngr.

Barghas, A., Geschichte des ungarischen Freiheits-Kampfes. Pest, Hechenast. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wolf, R. de, Die Streiter des heiligen Vaters. Epilode und der jüngsten Geschichte der Eroberung Roms (20. September 1870). Schauspiel. Regensburg, Pustet. Gr. 16. 5 Ngr.

Wood, Frau Henry, Georg Canterbury's Testament. Roman. Aus dem Englischen von Marie Seelt. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, Günther. 8. 3 Thlr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


## Neueste Kriegs- und Friedenskarte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Karte von Frankreich.

Neue Ausgabe.

**Mit der neuen deutschen Grenze,**

der Demarcationslinie und den Occupationsgebieten

in Farbendruck.

5 Ngr.

Diese neueste Ausgabe der von Henry Lange entworfenen Karte von Frankreich zeigt in deutlichem Farbendruck: 1) die neue Grenze zwischen Deutschland und Frankreich; 2) die Demarcationslinie während des Waffenstillstands; 3) das Gebiet am linken Seineufer, welches nach Ratification des Friedensvertrags von den deutschen Truppen geräumt wird; 4) das nach erfolgter Zahlung von 1/2 Milliarde Frs.; 5) das nach Zahlung von 2 Milliarden Frs. der Kriegscontribution zu räumende Gebiet; 6) die als Pfand für die übrigen 3 Milliarden Frs. mit 50000 Mann des deutschen Heeres besetzt bleibenden Departements.

In allen Buchhandlungen zu haben:

## Brockhaus' Conversations-Lexikon.

**Elfte Auflage.**

15 Bände. 8. Geh. 25 Thlr., in Leinwandband 29 Thlr., in Halbfranzband 30 Thlr. (Auch in 150 Heften zu 5 Sgr.)

Brockhaus' Conversations-Lexikon, bereits in 300,000 Exemplaren verbreitet, ist bekanntlich das beste populär-encyklopädische Werk. Seit Anfang 1871 erscheint:

**Supplement zur II. Auflage des Conversations-Lexikon.**

In etwa 12 Heften zu je 5 Sgr.

Das „Supplement" enthält den in den letzten Jahren, einschliesslich 1870—71, hinzugekommenen Stoff und bildet einen integrirenden Bestandtheil des Conversations-Lexikon.

**Aeltere Auflagen**

des Conversations-Lexikon werden beim Umtausch gegen die elfte Auflage mit **Zehn Thaler** in Zahlung angenommen.

**Preisermäßigung.**

## Histoire de la révolution française

par

**M. A. Thiers.**

6 volumes.

8. Geh. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Diese Ausgabe von Thiers' berühmter Darstellung der Französischen Revolution in der Originalsprache, aus sechs starken schönegedruckten Bänden bestehend, wurde von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, um vielseitigen Wünschen zu genügen, für kurze Zeit von 6 Thlr. auf 2 Thlr. im Preise ermäßigt. Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu dem ermäßigten Preise.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Von **Moriz Carriere.**

**Vierter Band.**

Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur.

8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Carriere's Werk, die erste Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit, ist als eine Bereicherung unserer Nationalliteratur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Die gesammte Bildungsgeschichte von der Mitte des 15. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, wie sie durch die Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, die Wiedererweckung des Alterthums und die religiöse Bewegung bedingt ist, wird uns in dem soeben erschienenen vierten Bande lebendig klar geschildert. Die Künstlerpersönlichkeiten eines Michel Angelo und Rafael, Dürer und Rubens, Ariost und Tasso, Cervantes und Calderon, Rabelais und Molière, Shakespeare und Milton stehen in ihrer individuellen Herrlichkeit neben Luther, Machiavelli, Pascal, Cartesius; im Zusammenwirken der Germanen und Romanen vollzieht sich die große Culturarbeit, die aus dem Mittelalter in die Neuzeit herüberführt.

Der erste bis dritte Band haben folgende Specialtitel:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst.** Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: **Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.** Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: **Das Mittelalter.** (In zwei Abtheilungen.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## LIBRI APOCRYPHI VETERIS TESTAMENTI GRAECE.

Recensuit et cum commentario critico edidit

**Otto Fridolinus Fritzsche.**

Accedunt Libri Veteris Testamenti pseudepigraphi selecti.

8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die als Apokryphische Bücher bezeichneten alttestamentlichen Schriften erscheinen hier in einer neuen kritischen, reichlich mit Anmerkungen versehenen Ausgabe von Oberbibliothekar Professor Fritzsche in Zürich, dem bekannten Verfasser des „Exegetischen Handbuch zu den Apokryphen". Beigefügt sind vier der merkwürdigen Pseudepigraphen, die noch in keinem ähnlichen Werke gesammelt vorliegen.

Von letzterm wurde zugleich eine Separatausgabe veranstaltet unter dem Titel:

LIBRI VETERIS TESTAMENTI PSEUDEPIGRAPHI SELECTI. Recensuit et cum commentario critico edidit **O. F. Fritzsche.** 8. Geh. 24 Ngr.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 6. April 1871.



Inhalt: Neue Schriften von Melchior Meyr. Von Alexander Jung. — Anthologisch-kritische Sammelwerke. Von Rudolf Gottschall. — Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Karl Biedermann. Erster Artikel. (Beschluß.) — Feuilleton. (Hermann Kurz über Gottfried von Straßburg; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Neue Schriften von Melchior Meyr.

1. Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte von Melchior Meyr. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 1 Thlr.
2. Die Fortdauer nach dem Tode. Von Melchior Meyr. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 20 Ngr.

Seit einer Reihe von Jahren haben wir Schriften Melchior Meyr's mit der vollsten Aufmerksamkeit begleitet, wir haben sie gelesen, wiederum gelesen, miteinander verglichen, auch bereits an verschiedenen Orten unser beifälliges Urtheil über dieselben abgegeben. Wir wüßten keinen Autor, mit dem wir stärkere Sympathien hegen, als mit Melchior Meyr. Wir sehen uns in unsern eigenen Productionen durch ihn bestätigt, reichlich ergänzt, und wenn die Eigenthümlichkeit auch stets ihre besondern Wege führt, man trifft zuletzt bei den gleichen Ergebnissen, bei demselben Ziele an. Was Melchior Meyr vor allem charakterisirt, und was als Grundzug auch seiner beiden hier zu beurtheilenden Schöpfungen hervortritt, ist, daß er nie Nebenzwecke verfolgt, daß er immer des Gegenstandes selbst wegen darstellt, daß er Autor mit ganzer Seele ist, sich stets auf derselben Höhe der Begeisterung hält, sich ganz und gar von dem unabhängig macht, was der Tagesgeschmack erheischt. Gleichwol wird man nie ihn beschuldigen dürfen, daß er die Gegenwart überspringe, im Gegentheil, er beobachtet sie unausgesetzt, er will sie aber zugleich fördern, er huldigt nicht dem Zeitgeist, wird ihm jedoch auch gerecht, wo es sich um dasjenige handelt, was verwirklicht werden soll und muß. In Melchior Meyr haben sich zu vollständiger Durchdringung Denker und Dichter in der seltensten Weise zusammengefunden. Wahrheit und Schönheit künstlerisch zu vereinen, das ist sein Streben, und er folgt nie einem andern Gebot. Ihm bleibt daher auch alles fern, was man Tendenz nennt, er kennt keine äußern Rücksichten. Er schöpft aus einem Quelle Begeisterung, der nirgends in der Natur, nirgends in der Geschichte sprudelt, am wenigsten aus ephemeren Umständen und Vorgängen dürftig hervorsickert: er schöpft sie allein aus dem Geiste der Geister, der mehr als Muse, mehr als ein ganzer griechischer Götterhimmel ist, und was er schöpft, ist ein Labetrank, der ihn eben zu unendlicher Verdelnst im Denken und Dichten begeistert. Aber der Gott unsers Dichterphilosophen ist freilich keine abstracte Substanz, kein wüstes Alleins. Meyr verkündet und offenbart in seinem Denken und Dichten mehr, als den Begriff irgendwelcher Schule, irgendwelches Systems, er ist im Besitze der Gottesidee, sein Gott bringt es nicht blos zur Gestaltung einer Welt, er ist in sich selbst eine überzeitliche, überräumliche, ewige Welt von unerschöpflicher Gestaltung. Mit diesem Gotte zu verkehren, auch im Erkennen der Wahrheit, auch im Anschauen der Schönheit, in der Production unablässig zu verkehren, auch andere in solchen Umgang zu ziehen, ist die Religion unsers Dichterphilosophen.

Wenn Melchior Meyr kühn genug ist, in Gott selbst einen Organismus zu schauen, ein unmittelbares Sein, ein Natur-Sein, welches sich gleichwol vermittelt und Geist im eminenten Sinne des Wortes ist, so werden wir dabei allerdings an kein Materielles zu denken haben, wohl aber bedenken, daß alles geistig Vollendete organisch sein muß, wie denn alles Leben auch im Leiblichen bereits im Werden auf den Organismus hinarbeitet, und wir werden darum schließen dürfen, daß ein Geist solcher Art auch im eigenen Schaffen organisch verfährt, daß all seine Werke in organischem Zusammenhange stehen. Und so ist es bei unserm Autor in der That. Es bewährt sich das beim Größten und Kleinsten dem Umfange nach, was er und bis dahin gegeben hat. Wir werden uns hier nur auf zwei andere, der Bedeutung nach seiner größten Schöpfungen beziehen, um zwei so köstlichen Productionen wie die vorliegenden: „Die Religion des Geistes“, „Die Fortdauer nach dem Tode“, einigermaßen gerecht zu werden.




Digitized by Google

Die beiden Werke Meyr's, welche hier besonders in Anschlag kommen, sind aus denen seine religiösen Poesien und seine Unsterblichkeitslehre organisch hervorwachsen, sind: „Gott und sein Reich" (Stuttgart 1860) und seine lyrischen „Gedichte" (Berlin 1856). Vor allen ist die erstere dieser beiden Schöpfungen entscheidend, denn sie bietet uns bereits die ganze philosophische Weltanschauung unsers Denkers in genetisch ausgeführter Darstellung. Aber auch die frühere Lyrik des Dichters ist schon mit der frischesten Triebkraft eines holden Frühlings thätig. Das, was aus dieser Kraft sich zeitigt, herausbildet, sind die reifsten, köstlichsten Früchte obiger „religiösen und philosophischen Gedichte". Und schwerlich würde unser Autor das Problem der „Fortdauer nach dem Tode" in einer so lichtvollen Weise haben lösen können, wenn er nicht schon vorher das Dasein eines persönlichen Gottes mit einer solchen Selbständigkeit, nicht blos in Bezug auf das Daß, sondern auch auf das Wie consequent entwickelt hätte. Hatte der Denker in „Gott und sein Reich" das Sein Gottes in der tiefsten Tiefe erkannt, sodann das Leben der Creaturen im Proceß der Natur und Geschichte, aber auch im Verhältniß zum Schöpfer, betrachtet, Göttliches und Menschliches, jedes für sich, dann beide im Bereine des Gott-Menschlichen, in Unterfuchung gezogen, eine wahrhafte Theodicee als Ergebniß gewonnen; und hatte der Dichter mit einem echt deutschen Gemüth, mit einer Phantaße, die in ihrer Malerei überall den Herzpunkt der Schönheit trifft, uns die Natur vorgeführt, wie sie noch immer Paradiese uns eröffnet, in denen glückliche Menschen wohnen, nicht blos der Kinder Unschuld, auch der Erwachfenen Vollglück, der Liebenden Wonne, der Freunde Zwiegespräch und tausend noch übriggebliebene Eden uns begegnen, indem auch hier schon das Religiöse zum Ausdruck gelangte: so mußte man unendlich gespannt sein, was ein solcher Denker und Dichter uns offenbaren werde, wo er recht eigentlich an den Wassern des Lebens weilt, wo er zu den höchsten Höhen der Andacht, und noch dazu der denkenden Andacht, der religiösen Anschauung, zu der für den Menschen letzten und höchsten Instanz sich erhebt. Was er hier vernommen, gehört, geschaut, er hat es nicht für sich behalten, er läßt uns vollauf daran theilnehmen in seinem neuesten Werke.

Auch darin hat der Dichter eine sinnige Anordnung getroffen, daß er für seine „Religion des Geistes" uns erst die rechte Weihe ertheilt, indem er ein kurzes „Vorwort", sodann einen einleitenden Aufsatz voranschickt: „Zur Einführung." Beide sind von hoher Wichtigkeit, und niemand wolle sie ungelesen lassen. Der Verfasser gibt uns einen überaus interessanten Einblick in seinen Bildungsgang, in sein Verhältniß zur Gegenwart, wie er allmählich, nach Zurücklegung einer vielfach andern Periode seines Schaffens, zu dieser Schöpfung religiöser und philosophischer Gedichte gekommen sei. Schon hier, im zweiten Abschnitt, ist der Grundcharakter unserer Zeit mit Meisterstrichen gezeichnet, die Gegensätze sind bestimmt und mit aller Schärfe herausgestellt, aber der Verfasser bekennt auch aufs entschiedenste, daß es ihm um die endliche Versöhnung der Streitenden, die nur zu oft dreinreden, ohne zu wissen was sie wollen, zu thun ist. Wir lesen es nicht blos zwischen, wir lesen es in den Zeilen schon dieser trefflichen Einleitung, daß der Dichter sicher mit seinen Poesien nicht hinzuarbeiten gedenkt auf eine exclusive, sogenannte Religion für Gebildete. Wir lesen es, daß er mit uns ein Todfeind ist jener von Kölnischem Wasser durchhüllteten, belletristisch und rationalistisch verquickten religiösen Dichtung für gebildete Töchter und Söhne edler Herkunft, in welcher das süßliche und doch so seichte Naß theilöffelweise eingenommen wird; ebenso jener gereimten Tractätchen, welche den halb todten Buchstaben durch das ganze Alphabet spruchweise, salbungsvoll und nicht minder süßlich, vollständig zu Tode hetzen; nicht minder jenes faden modernen Pantheismus, orientalisch aufgeschmückt, der Islam und Allah in der Schenke anbeten lehrt, um dann doch zu guter letzt, wenn es zum Sterben kommt, so gar antimohammedanisch in ein ödes gestaltloses Urelement, in nichts zu verschwimmen. Das alles verachtet der Verfasser schon in der Einleitung. Er dichtet religiös und philosophisch für die Mündigkeit des Menschen, für ein mündiges Volk, für die mündige Gemeinde der Auserwählten. Er dichtet und denkt zunächst für sich selbst, aber auch für alle die, welche für solches Brot und solchen Wein empfänglich genug sind.

Mit Recht klagt der Autor darüber, daß selbst in Deutschland in neuerer und neuester Zeit die religiöse Poesie vielfach vernachlässigt worden sei; er ist aber auch überzeugt, daß sie jetzt, da Germanien für eine große Zukunft auch anderweitig über alles Romanische siegt, in ein neues Stadium treten werde, und zwar mit veranlaßt durch die großen Errungenschaften der heutigen Wissenschaft, besonders der Philosophie, trotz dessen, daß diese gegenwärtig von leeren Köpfen und noch leereren Herzen misachtet werde. Nur die Philosophie könne den heutigen Gegensatz, zu Widerspruch von Glauben und Wissen, von todter Satzung und wahrhaftem Erkennen vermitteln. Wenn der Verfasser darüber Beschwerde führt, daß er von seiten der Aufnahme eines größern Publikums, wie des Verständnisses manche traurige Erfahrung gemacht habe, wenn er bemerkt, daß unter Umständen der Autor für sich selbst einzutreten verpflichtet sei, das Bewußtsein, welches er von seinen Leistungen besitze, selbst aussprechen dürfe, so geben wir ihm darin unsere vollste Beistimmung. Ein solches Geständniß ist gar kein Selbstlob, es ist das Recht der Selbstvertheidigung, das Zeugniß für die Wahrheit, wie es die größten Genien aller Zeiten stets abgelegt haben. Doch treten wir ins Heiligthum.

Schon das Inhaltsverzeichniß legt dar, daß die Aufeinanderfolge der Gedichte ebenso sinnig wie neu und originell ist. Sie werden uns in achtzehn „Reihen" vorgeführt. „Religiöse Gedichte" eröffnen den Reigen und zwar in fünf solcher Reihen. Die nächsten vier haben die vielverheißenden Ueberschriften: „Beobachtung und Mahnung", „Zeit und Ewigkeit, Verlust und Ersatz", „Der Diener Gottes", „Zur Aufklärung". Die zehnte Reihe bringt „Philosophische Dichtungen". Nun folgen wieder drei Reihen: „Religiöse Gedichte". Die nächste Reihe bezeichnet sich: „Philosophischer Kampf." Dieser schließen sich die letzten vier Reihen an: „Persönliches

Digitized by Google

und Allgemeines", „Moral", „Zu bedenken!" „Zur Ehre Gottes".

Bereits im Vorausblicke läßt diese ureigene Wahl der Zusammenstellung Bedeutendes vermuthen. Sie ist keine zufällige sondern eine innerlich gebotene. Da der Dichter in seinem Umgange mit Gott es nicht blos mit Gefühlen, vielmehr mit Gedanken hält, die freilich aus der innersten Tiefe seines verlangenden Gemüths aufsteigen, recht eigentlich emporsteigen in der Bedeutung nicht allein einer räumlichen und zeitlichen, sondern der intelligiblen Welt, sodaß hier Lauterkeit der Gesinnung, Sehnsucht, Liebe zum höchsten Gut, welches es gibt, auch von der Schönheit, Erhabenheit, Herrlichkeit solches Gutes beschwingt werden, um demselben immer näher zu kommen, es in der Gegenwart zu schauen; und da der Dichter uns mit emporziehen will: so wird er die höchste Errungenschaft, zu der er gelangt ist, nicht gleich am Anfange, wenn auch nur in einzelnen Anklängen, geben. Gäbe er sie uns, wir würden das, wonach er ein Menschenleben hindurch gesucht, um was er gekämpft, was zuletzt er gewonnen hat, das, worin er heimisch ist, noch nicht zu fassen vermögen. Es ist schon von vornherein eine der größten Schönheiten dieser religiösen und philosophischen Gedichte, daß der Poet, der hier unser Führer zu den herrlichsten Offenbarungen ist, von denen so mancher Vielbefliſſene auch nicht die entfernteste Ahnung hat, daß er mit unserer Schwachheit Nachsicht übt, daß er uns allmählich heranführt, daß seine Poesien, die uns zu dem Geiste der Geister hinaustragen werden, in einem so ruhigen, nichts übereilenden Schritte ansteigen. Und doch würde es uns, selbst im günstigsten Falle, vielleicht ähnlich begegnen, wie es Dante erging, als auf der kühnsten aller Wanderungen ihm immer Stärkeres zugemuthet wurde. Und Dante hatte Virgil und Beatrix zur Seite, und selbst der große Florentiner wollte dennoch oft erliegen. Wir werden uns alsbald überzeugen, daß auch unser deutscher Dichter auf seinen Weg zu den verborgensten Regionen sich mit aller Umsicht versteht, daß er der kundigste der Führer ist. Auch das müssen wir höchlich anerkennen, daß er auf unserer Wanderung für die mannichfaltigste Abwechslung der Eindrücke gesorgt hat.

Doch wir müssen uns erst näher orientiren, damit wir von dem, was unser wartet, nicht dennoch überwältigt werden. Wie die indischen Büßer und Brahmanen zu den heiligen Gangesquellen wallfahrten, oder Gesetzgeber und Weise auf Gebirgshöhen in ungestörter Beschauung die höchsten Offenbarungen empfingen, Christus selbst oft Berge bestieg, von hier aus zum Volke sprach, auf einem Berge versucht, aber auch verklärt wurde, wie Theosophen und große Mystiker ihre Gedankenevolutionen als „Ströme" und „Berge" kennzeichnen, so dürfen wir das auch auf unsern Dichter in Anwendung bringen. Ist es uns doch, indem wir dem Verlaufe dieser Poesien folgen, als würden wir auf einem Strome sanft dahingeführt. Auf beiden Seiten ein liebliches malerisches Gelände, voll regen Lebens der Vegetation, der Thiere und menschlicher Betriebsamkeit. Die Fahrt geht so allmählich vor sich, daß wir, wie der Gedanke uns fesselt, zu stehen meinen; dagegen die Landschaft rechts und links, die Hügel, die Wälder bewegen sich, sie fliegen an uns vorüber, doch wir bewegen uns, nicht sie, und gleichwol treten die Ufer immer weiter auseinander, der Strom wird immer stattlicher, der Wellenschlag lebendiger, als ahne der Strom schon das Meer, nach dem ihn ein Heimweh erfaßt. Er spiegelt die Gegenstände zu beiden Seiten stets reiner ab, verklärt sie, und wirklich — das Meer, es winkt uns aus der Ferne, es rauscht und braust stets vernehmlicher, je schneller wir ihm zufliegen. Die Ufer weichen zurück, der Strom mündet in die Unendlichkeit; das Meer hat ihn in sich aufgenommen. Oder es ist uns, während wir lesen, als bestiegen wir an der Hand des Dichters ein Gebirge, an jähen düstern Abgründen vorbei. Auch hier geht der Anstieg zuvörderst langsam. Und wie oft wir anhalten, uns rückwärts wenden, die Aussicht erquickt uns stets überraschender. Mit jedem Schritte ist sie eine andere geworden, der Gesichtskreis hat sich um ein Beträchtliches erweitert. Welche Lichter, welche Schatten, das Wechselspiel beider! Und wie wir weiter schreiten, umfängt uns droben ein grenzenloser Horizont. Fast ist uns die Erde geschwunden, ungeachtet wir auf einer ihrer höchsten Spitzen weilen. Alles und jedes ist anders geworden, unter eine ganz andere Beleuchtung getreten. Wir glauben, während die Nacht uns umfängt, den südlichen Himmel zu schauen, mit der ganzen Pracht anderer Gestirne, die uns mit jenem Wunderglanze entgegenleuchten, wie ihn einst Alexander von Humboldt in den Tropenländern voll Entzücken geschaut und gemalt, wie ihn Sealsfield hingerissen angestaunt und geschildert hat, als das Sternbild des Kreuzes zum ersten male vor seinen Augen flammte.

Wer als Religiöser, als Dichter und Denker den Beruf fühlt, die Mysterien der Existenz zu eröffnen, der wird alsbald entdecken, daß die Gedanken keiner Zufälligkeit unterliegen, daß sie ihrem Ursprunge nach nicht der Endlichkeit angehören, daß sie in ihrer Unerschöpflichkeit schon ohne menschliches Zuthun eine gesetzmäßige Ordnung bilden. Besonders gilt dieses von den Ideen, als den ewigen Urbildern alles Lebens, als den Urtypen alles dessen, was sein soll, daher ewigerweise auch allein ist, und zwar ideal und real zugleich, als Bewußtsein. Das Nichtseinsollen, ob als Gedanke oder gar als That, spricht nicht dagegen sondern dafür; der Mangel setzt die Fülle, das Uebel das Gut, das Böse das Gute, das Unbewußte das Bewußtsein voraus. Kurz, wer schon als Religiöser, sei es im Dichten oder im Denken, über allen Schein hinaus bis zum Wesen vordringt, der ist dessen inne geworden, daß das Sinnenall sich nicht selbst erklärt, daß es einer Erklärung bedarf, daß diese allein sich ergibt aus einem Geiste, der alles in allem, Ursprung aller Gestaltung in und außer sich, und dennoch unterschieden vom Weltganzen ist. Aus diesem ergibt sich dann auch ein geistiger Kosmos, ein Gedankenorganismus, der schon in dem Sein Gottes gesetzt ist, der aber auch in den Organismus der Sinnenwelt mehr als blos hineinreicht. Ferner ergibt sich, daß der Kosmos der Gedanken, wiefern sich das Nichtseinsollen verwirklicht, also jener Umsturz erfolgt, von dem nicht blos das Alte Testament spricht, sondern auch Inder, Griechen (Sturz der Titanen), alle Völker, die einen Mythenprocess ausbildeten, die auch



Digitized by Google

nur eine Ahnung von Metaphysik hatten, Kunde erhielten, ein Umsturz, den selbst Schopenhauer respectirt — es ergibt sich, daß schon der Kosmos der Gedanken ein Infernales, eine Läuterung, eine Zurückführung auf das Vollkommene durch Kampf, durch Bewährung reflectirt. *) Schon Dante hat diese Anschauung gehabt und aus ihr den ganzen Organismus seines erhabenen Gedichts geschaffen.

Nun hat Melchior Meyr in seinem „Gott und sein Reich“ es wissenschaftlich in großartiger Weise bewiesen, daß er in jenen drei Sphären kein bloßer Beobachter gewesen ist, sondern er hat in demselben Werke solche Regionen sogar zu einer speculativen Darstellung gebracht; und so ist es eine nothwendige Folge, daß sich Infernales, Läuterung und Rückführung auf das Vollkommene auch in den religiösen und philosophischen Gedichten geltend machen, von der stillen Einkehr in sich selbst, vom Zwiegespräche mit dem, welcher der Herzenskündiger in jedem Betracht ist, von der Anbrüchigkeit der Creatur, welche jeder auch an sich wahrzunehmen vermag, von der Ansprache an die Leidensgenossen, von der entsetzenvollen Anschauung, wie sich der Proceß des hereingebrochenen Uebels in Natur und Geschichte, in Raum und in Zeit austobt, bis zum Riß und thatsächlichen Abfall, den vollends die Geisterwelt bezeugt, als Ursprung alles Uebels, von den Wunden, die gebeilt, von den Zweifeln, die gehoben, von den Abgründen, die ausgefüllt werden sollen, aber auch bis zur Wiederherbung, bis zum Siege des Guten über das Böse, der Bejahung über die Verneinung, bis zum Triumphe Gottes über den Bösen als solchen, bis zur Wiederbringung aller Dinge und Personen, bis zur Vollendung eines alleinigen und ewigen Gottesreichs.

Wir haben es bereits an einem andern Orte ausgesprochen, daß der Fall der Geister ein überaus fruchtbares Thema für Denker und Dichter wie für Maler ist. Kein Talent freilich reicht dazu aus, nur der Genius ist solchem Gegenstande gewachsen. Schopenhauer würde auch darin Außerordentliches geleistet haben, wenn er nicht dem seltsamen Wahn eines absolnten Pessimismus verfallen wäre. Den Umsturz in Scene zu bringen, eigneten sich bis dahin unter den Dichtern zumal Dante und Lord Byron, unter den Malern Michel Angelo. Aber auch der Musiker fände hier ein unendliches Feld, wenn wir uns die großen Tonschöpfungen Haydn's, Händel's, vor allen aber Beethoven's vergegenwärtigen. Was unser Autor darin als Denker und Dichter zu schaffen vermag, hat er in „Gott und sein Reich“ glänzend gezeigt. Da er in seinen religiösen Gedichten sich auf das ganz neue Stadium einer innigen, zugleich gedankenvollen Andacht erhebt, durfte er anfangs noch nicht bei dem Sturze der Geister verweilen, obwol er uns auf einigen der höchsten Höhen seiner Gottesfeier den Abgrund der Gottvergessenheit auch schon in Sicht bringt; da indessen, wo sein Flug den höchsten, den Culminationspunkt erreicht, malt er die Gestürzten vortrefflich. Was er nun vollends zu schaffen vermag in der Darstellung des wiedergewonnenen Paradieses, des Himmels, des Zustandes der Seligen, wir werden es ersehen und bewundern.

Gehen wir nun auf die Einzelbetrachtung vorliegender Gedichte ein, so ist zu bekennen, daß dem überaus reichen Inhalt durchweg eine reine und wahrhaft schöne Diction entspricht. Die Mannichfaltigkeit, der Wechsel des Versbaues ist hier bis aufs kleinste dem Gedanken gemäß. Auch hier bant sich die Seele selbst ihren Leib, empfängt ihn nie von außen. Der Rhythmus ist zu vernehmen als Bewegung, als Athemzug, als Tonfall und Hebung des tief innersten Lebens, und gibt dem Gehör das als Wohllaut kund, was der Sänger in unserm Gemüthe des Beseligenden erregt hat. Der Dichter spricht zu uns bald in reimlosen Jamben, bald in sinnig vertheilten Reimen verschiedener Maße, er legt ein Sonett ein, er beschleunigt seinen Flug durch die Ode, er wählt dann wieder den episch ruhigen und doch so erhabenen Gang der Terzine, er entzückt unser Ohr vollends wo er wieder zu neuen Höhen sich aufschwingt. Auch hier, was die Sprache betrifft, ist es als besondere Schönheit zu rühmen, wie der Dichter seinen Enthusiasmus durch Besonnenheit zu mäßigen weiß, wie er seinen Ausdruck vor jeder excentrischen Abschweifung züchtig bewahrt, um sich nicht zu überstürzen, um seine Kraft und Begeisterung für den höchsten Schwung aufzubewahren und erst gegen das Ende, dann aber auch in den vollsten Hymnen sie vernehmen zu lassen. Er saltet da, wo er didaktisch, contemplativ wird, absichtlich die Flügel seiner Phantasie zusammen, wie man beim Gebete unwillkürlich die Hände saltet, um sich zu sammeln, um sich jener heitern Ruhe anzuvertrauen, welche schon einer der Grundzüge der griechischen Antike ist, wie auch die größten Theosophen aller Zeiten „Gelassenheit“ sich gebieten, von einem „Stillehalten“ so bedeutsam sprechen, wie ja auch der Geometer darauf bedacht ist, daß sein Meßstick nicht schwanke, der Forscher, daß sein Instrument nicht bibrire, die rechte Lage einhalte, wenn er in die Sternenräume des Firmaments eindringt:

Du staunst, mein Herz, du kannst es nicht begreifen,
Daß neben Schein, ja neben Häßlichkeit,
Bewährheit und Schönheit ohne Beifall bleiben
Und jene, die sie spenden, ohne Lohn?
Wahrheit und Schönheit kann nur Gott belohnen.
Er lohnt sie durch die Wonne der Erzeugung —
Und durch den Hinblick auf die Lichtgestalt.
Er lohnt sie durch das Heil des Schaffenden,
Der ihn darstellends sich zu ihm erhöht! —
Was neben diesem ist der Lohn der Welt?
Vom göttlichen durchdrungen und erquickt
Ist's ein Vergnügen dir, die Lebenden,
Den Lärm erhebend ihrer Lobgesänge,
Zum Scheingebild in Scharen wallen sehn,
Derweil im hohen Stille dich erfreut
Im himmelhoch gelegnen Heiligthum.

Viele dieser kleinern Gedichte, in denen der Dichter den Leser und sich selbst erst vorbereitet zu einem Fluge durch die Unendlichkeit, um noch mehr als diese zu erreichen, und zwar aus verschiedenen „Reihen“, besonders der „religiösen“ Poesien mit ihrer ruhigen Gedankenfreiere, gemahnen uns wie jene Sonnen in ungemessenen Weiten, die und dennoch ihr Licht zusenden, die still zu stehen scheinen, gleichwol um ein gemeinsames Centrum

*) Vgl. „Das Geheimniß der Lebenskunst. Von Alexander Jung“ (Leipzig, 1855), Th. 1 und zwar: „Der Gedankenkosmos“ und „Bewältigung des Gedankens“, S. 159 fg., S. 265 fg.

Digitized by Google

ihre Bahnen beschreiben. So rotiren auch diese didaktischen oder beschaulichen kleinen Dichterwelten nicht blos um einen äußern Mittelpunkt, um ein ausgeführteres, größeres Gedicht, sondern auch um die Centralsonne aller Geister, welche die Grundidee, der Lebensspender des Sternenalls dieser „Religion des Geistes“ ist, obwol jene kleinern Gedankensphären auch ihr einstweiliges besonderes Centrum haben, welches aber nur der zeiträumliche Widerschein des ewigen ist. Dieses einstweilige Centrum, um welches auch die nach demselben aufgeführten kleinern Reihen kreisen, leuchtet in aller Pracht hervor aus der „Vierzehnten Reihe“, in dem Gedicht: „Den Pantheisten“, empfängt aber auch sein Licht aus dem Mittelpunkt des Geisteralls:

Das ew'ge Wesen, das lebendig ist,
Es handelt, geht — und geht nach allen Seiten.
Es geht mit seiner höchsten Kraft empor
Ins Centrum seines Lebens und es ist
Der Geist, der selbstbewußte Herr des Seins.
Es breitet sich nach allen Seiten aus
Und ist sein eigner Umkreis — ist des Geistes,
Des Herrschenden, vollkommnes Dienende.
Das nennen wir den ganzen Gott, den Einen,
Der Mittelpunkt zugleich und Umkreis ist.
Ihr irrt von diesem Ganzen nur den Umkreis;
Die Geister, die sich euch entgegenstellen,
Erblicken nur den Mittelpunkt in ihm:
Wir aber sehn den einen in dem andern,
Wir sehen ihn, den wahren, ganzen Gott,
Der Einer ist als Herr und herrschend alles.

Selbst da, wo unser Dichter, scheinbar abstract, der „Moral“ eine ganze Gedichtreihe widmet, handelt es sich nicht um Vorschriften, um Pflichten, die erst erfüllt werden sollen, sondern um jene wahrhafte Gottesligkeit, in der erst alle Tugenden das sind, was man sonst eine einzelne Tugend zu nennen pflegt, sodaß, wer in Gott lebt, Gott liebt, an keine einzelne Tugend mehr denkt. Die wahrhafte Sittlichkeit versteht sich in der Religion von selbst; das Abstracte ist abgeborgt, nothdürftig zusammengesucht und todt.

Alexander Jung.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

---

## Anthologisch-kritische Sammelwerke.

1. Funfzig Jahre deutscher Dichtung. 1820—70. Mit biographisch-kritischen Einleitungen herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig, Wartig. 1871. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Deutsche Dichter und Denker der vaterländischen Jugend und ihren Freunden ausgewählt und durch literarhistorische Charakteristiken eingeleitet von Friedrich Sedlwald. Mit Titelkupfer von Mosborf und zahlreichen Portraits. Zwei Bände. Altenburg, Bonde. 1871. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. Eine Auswahl des Schönsten und Eigenthümlichsten aus dem Schatze der lyrischen Epik nebst Biographien und Charakteristiken der Dichter unter Berücksichtigung der namhaften kritischen Stimmen von Ignaz Hub. Dritter Band. Erste Abtheilung: Die Gegenwart. Vierte, neubearbeitete und stark vermehrte Auflage. Karlsruhe, Creuzbauer. 1870. Hoch-4. 1 Thlr.

Da die Literatur von Geschlecht zu Geschlecht mehr heranwächst und lawinenartig auf die Häupter der Nachgeborenen rollt, so macht sich auch täglich mehr das Bestreben geltend, durch Auswahl aus der Masse der Erzeugnisse die Kenntniß des Wünschenswerthen und überhaupt Werthvollern zu erleichtern. Außer den eleganten Miniaturanthologien, welche vorzugsweise für die Toilettentische der Damen bestimmt sind, werden auch größere Sammlungen veranstaltet, in denen die Auswahl nicht blos auf das Lyrische gerichtet ist und in denen namentlich der Salon- und Boudoirgeschmack nicht ausschließlich berücksichtigt, sondern auch höherer geistiger Bedeutung Rechnung getragen wird. Wie schwankend indeß noch die Urtheile über die Rangstellung der zeitgenössischen Dichter sind, ersehen wir daraus, daß Poeten, die in der einen Sammlung als poetae laureati, als gottbegnadigte Träger der Literatur gefeiert werden, in der andern gänzlich fehlen, daß hier einer mit einer beiläufigen Censur höchstens als erwähnenswerth verzeichnet wird, dessen Name dort in einem kritischen Brillantfeuerwerk strahlt.

Die Klärung dieser Urtheile gibt die Zeit und rascher als man gewöhnlich glaubt. Zwar werden dann nicht die ersten die letzten und die letzten die ersten sein; aber ein bedeutender Umschwung in der Schätzung der Dichter wird nicht ausbleiben, um so weniger, als der Geschmack des Tags jetzt in einseitiger Richtung Poeten als Literaturkönige auf den Schild hebt, denen gerade alles daßenige fehlt, was in der Blütenepoche unserer Poesie, nach der Theorie und Praxis unserer classischen Dichter vorzugsweise die dichterische Bedeutung begründete.

In der ersten Sammlung von Adolf Stern: „Funfzig Jahre deutscher Dichtung“ (Nr. 1), gibt sich das rühmliche Bestreben kund, nicht die hervorragenden Poeten dadurch herabzudrücken, daß sie auf ein Niveau mit den mittelmäßigen gestellt werden. Denn bei aller Vollständigkeit sind doch die bedeutendern Dichter durch eingehende Charakteristik und weit reichere Auswahl aus ihren Dichtwerken vor den Mitstrebenden hervorgehoben. Zugleich erwähnen wir als einen Hauptvorzug der Sammlung, daß diese Auswahl fast immer mit kundiger Hand das wahrhaft Gelungene und Charakteristische trifft, worin sich Bedeutung und Eigenthümlichkeit der Dichter am schärfsten ausprägt, während wir in sehr vielen Anthologien, namentlich in denjenigen, die als lyrische Toilettenbüchßen anzusehen sind, oft mit einem bewundernswerthen Ungeschick von namhaften Dichtern gerade daßenige mitgetheilt finden, was sie als schlafende Homere gedichtet haben und worin alle Versetziger formgewandter Nichtigkeiten mit ihnen wetteifern können.

Adolf Stern sagt in der Vorrede, daß der Gedanke zu seiner Sammlung sich ihm aus den Vorträgen ergeben habe, die er über die Entwickelung der deutschen Dichtung in der Neuzeit und bis zur unmittelbaren Gegenwart für die Studirenden des königlichen Polytechnicums in Dresden hielt:

Bei diesen Vorträgen nun zeigte sich der Mißstand, an dem unsere gesammte Literaturgeschichte je länger je mehr krankt —

Digitized by Google

und der die Frage, ob Literatur- und Kunstgeschichte das Verständniß der Dichtung und Kunst nicht eher hindern als fördern, durchaus nicht müßig erscheinen läßt. Jede einigermaßen vollständige und ausgeführte historisch-kritische Darstellung der Literatur setzt die Kenntniß zahlreicher Schöpfungen voraus, und doch mußte ich mir, wie jeder, der aufrichtig sein will, eingestehen, daß die Kenntniß bei vielen Hörern meiner Vorträge nicht vorhanden und im vollen Umfange auch nicht zu fordern sei. Zu zahlreich sind die Bestrebungen und Leistungen, in sehr hängt es vom Zufall und äußern Umständen ab, welche Dichter und Dichtungen der einzelne kennt, welche nicht. Wollte ich nicht in den Fehler des subjectiv willkürlichen Herausgreifens einiger wenigen Namen und Werke verfallen (deren Kenntniß dann natürlich leicht zu vermitteln ist), so stellte sich nur der Weg einer Auswahl dar. Dem traurigsten Resultat literarhistorischer Werke und Vorträge: der Kenntniß von Namen und Titeln, dem Besitz von überlieferten Urtheilen, ohne jede selbständige Empfindung, konnte diese Sammlung vorbeugen helfen. Und darum verstand es sich von selbst, daß auch Bruchstücke aus größern epischen, aus dramatischen Werken mitgetheilt werden mußten. Auch minder bedeutende und wieder verschollene Poeten, sofern sie einer in ihrer Zeit vielgeltenden Richtung angehörten und die Charakteristik dieser Richtung vervollständigen halfen, waren, unter dem literarhistorischen Gesichtspunkt, keineswegs auszuschließen. Indem ich aber solchergestalt diese Auswahl für einen nächsten bestimmten Zweck veranstaltete, zeigte sich, daß, trotz zahlloser Anthologien, eine einigermaßen vollständige, alle wesentlichen Richtungen und Erscheinungen der neuern deutschen Poesie charakterisirende Sammlung nicht vorhanden sei. Und indem ich mir vergegenwärtigte, daß das oben geschilderte Mißverhältniß zwischen der Kenntniß von Namen und Leistungen in großen und weiten Kreisen des Publikums vorhanden sei und überall gleiche Rechtfertigung habe, ergab sich die erfreuliche Möglichkeit, für die bessere Kenntniß, die gerechtere Würdigung der neuern, dichterischen Bestrebungen auch in weitern Kreisen wirken zu können. Für diese hauptsächlich wurden die kurzen biographisch-kritischen Skizzen und Notizen bestimmt, deren ich für den ersten und nächsten Zweck hätte entrathen können.

Durch diese biographisch-kritischen Notizen, durch die Gruppirung der Dichter, durch die Bestimmung der Gruppen, welche zugleich die Entwickelungsphasen unserer neuesten Literatur anzeigt, gewinnt die Anthologie von Stern die Bedeutung eines literarhistorischen Leitfadens, und da der Standpunkt des Herausgebers sich in diesen Bestimmungen scharf ausprägt, so fordern gerade sie in erster Linie die Beachtung der Kritik heraus.

Das Werk zerfällt in drei Bücher:

Das erste Buch umfaßt den Zeitraum zwischen 1820—30, die Periode, in welcher die, im Beginn des 19. Jahrhunderts zur Herrschaft gelangte Romantik noch im Vordergrund des literarischen Lebens stand und die schaffenden Dichter mehr oder minder beherrschte und beeinflußte, während eine, theils von den Nachwirkungen der classischen Dichter herstammende, theils aus dem unmittelbaren Leben und Fühlen der Zeit entsprungene Gegenströmung sich schon mehrfach fühlbar machte....

Das zweite Buch umfaßt im wesentlichen den Zeitraum zwischen 1830—48, die Periode der Gährung und des revolutionären Drangs in der deutschen Literatur, der bald zum Bruch mit aller Poesie, bald zum Anspruch führte, die Poesie auf völlig neue Grundlagen zu stellen und die ganze seitherige deutsche Dichtung als überwunden anzusehen.

Das dritte Buch umfaßt die Dichter von 1848 an.

Im allgemeinen kann man diese Zeitabschnitte gelten lassen, wenn auch ihre Grenzen vielfach fließende sind; mannichfache Bedenken richten sich aber gegen die Gruppirung der Poeten innerhalb dieser Zeitgrenzen, Bedenken, welche der Herausgeber selbst im Vorwort als vielfach berechtigt anerkennt. Die Unterabtheilungen des ersten Buchs sind: „Die Romantik nach den Freiheitskriegen", „Die schwäbische Dichterschule", „Die Dichter der Uebergangszeit", „Die österreichische Dichtergruppe", „Die Poeten der Abendzeitung", „Heine, Platen, Immermann". Hier scheint es zunächst nicht zu billigen, daß Ludwig Uhland nicht der schwäbischen Dichterschule beigezählt wird, deren Haupt und Führer er ist; in gleicher Weise gehört ihr jedenfalls Justinus Kerner an. Den Urtheilen über die einzelnen schwäbischen Dichter kann man meistens nur beistimmen. Zu hoch wird Mörike gestellt:

Mörike gehört zu den bedeutendsten unter den schwäbischen und den neuern deutschen Dichtern überhaupt: seine dichterische Bedeutung beruht auf der vollendeten, vom leisesten Zug der Abstraction oder Reflexion freien Unmittelbarkeit seiner Empfindung und Anschauung, sowie auf der Fülle poetischen Details in seinen größern Werken wie in seinen kleinen Gedichten.

Sehr erwünscht und geschmackvoll ausgewählt sind die formschönen Beiträge aus Wilhelm Waiblinger's Gedichten, die im ganzen wenig bekannt und gewürdigt sind.

Der Abschnitt: „Die Dichter der Uebergangszeit", zeigt eine etwas bunte Gruppe, die unter dieser toleranten Rubrik untergebracht ist. Rückert, Schefer, Stieglitz konnten doch als Führer der orientalischen Lyrik zusammengestellt werden; freilich mußten dann von den Spätern Bodenstedt, Daumer u. a. mit hinzutreten — und da zeigt sich allerdings die Eintheilung in Epochen von engern Lustren, welche die einzelnen Dichter bestimmt, vielfach als eine Schranke, in der die einzelnen Richtungen über dieselbe hinübergreifen.

Ausnehmend zahlreich sind die dichterischen Proben aus Rückert, doch ist dies durch die Bedeutung und Productivität des Dichters gerechtfertigt. Warum Grillparzer, Zedlitz, Eyon Eberl nicht der folgenden, österreichischen Dichtergruppe beigezählt sind, ist uns fraglich; Grillparzer ist ja erst vor kurzem als der specifisch österreichische Dichter gefeiert worden. Stern's Urtheil über den Rester der österreichischen Poesie, den er ganz ähnlich wie der Unterzeichnete in seiner „Nationalliteratur" einen der berufensten Nachfolger unserer classischen Dichter, namentlich auf dramatischem Gebiete nennt, wird begründet durch die folgenden Bemerkungen:

Seine poetischen Vorwürfe, seine Menschengestalten, seine Schilderungen der Leidenschaft bezeugen überall den echten Dichtergeist, welcher das Ideal gesteigerten Menschenthums vor Augen hat und dem bei allem Idealismus der Blick für die Breite und Fülle der Welt, die charakteristische Mannichfaltigkeit der Erscheinungen nicht fehlt. Die Schranke, welche Grillparzer's Talent an der höchsten und letzten Entfaltung stellenweise hinderte, lag in den heimatlichen Verhältnissen. Die eigenartige Sinnesweise und Gemüthsrichtung seiner österreichischen Landsleute, der Einfluß des wiener Hofburgtheaters verrathen sich in der Neigung der Dichters, gewisse plastische Conseuenzen und die unerbittliche und eherne Nothwendigkeit der Tragik zu umgehen, an die Stelle der echten, leidenschaftlichen Gefühlsäußerung die theatralische Phrase zu setzen.

Gefreut hat uns die, wenngleich bedingte Anerkennung eines ganz vergessenen Dichters, Joseph Freiherrn von Auffenberg's, der mindestens hinter keinem der Dramatiker jener Epoche, auch nicht hinter dem von Stern ungünstiger beurtheilten Raupach zurücksteht. Stern sagt von Auffenberg:

Als Dramatiker von ungemeiner Fruchtbarkeit („Sämmtliche Werke" in 21 Bänden, Wiesbaden 1843—47) repräsentirt

Digitized by Google

er die eklektische Unsicherheit der meisten Bühnenschriftsteller der zwanziger Jahre, die sich bald an die spanischen Dramatiker, an die Romantiker, bald an das Muster der Schiller'schen Tragödien anlehnte. Bei Auffenberg kamen überdies Eindrücke und Nachwirkungen der neufranzösischen Romantik, Byron's und Walter Scott's hinzu, die er alle äußerlich aufnahm und die obwechselnd in seinen Dramen hervortreten. Wo er am selbständigsten erscheint, wie in der „Albambra", die der Dichter ein Epos in dramatischer Form nennt, finden wir die volle Formlosigkeit und die Detailschwelgerei der Romantiker, in andern Dramen entwickelt er entschiedenes Talent für Charakteristik und Aufbau einer Handlung, daneben freilich viel äußerliche Bühnenroutine und hohle Rhetorik. Unter seinen Dramen haben „Die Filibustier", „Ludwig XI. in Peronne", „Die Schwestern von Amiens" wol die meisten Vorzüge.

Eine wenig beachtete, aber geschickt zusammengestellte und für die Epoche der Theatralästhetik charakteristische Gruppe sind die „Poeten der Abendzeitung", bei denen classische wie romantische Elemente bis zur Trivialität abgeschwächt erschienen; sie umfaßt die Dichter: Theodor Hell, Friedrich Kind, Rosmitha Kind, Friedrich Adolf Kuhn, Otto Heinrich Graf von Loeben, Helmina von Chezy, Eduard Gehe und Karl Förster.

Es war die Reaction gegen das seichte poetische Theegeschwätz der Abendzeitungs-Dichter, welche in Heine's Schriften und Dichtungen wie in denen seiner Gegner, Platen und Immermann, gleichmäßig sich geltend machte, die Satire in Prosa und Versen herausforderte. Die Charakteristik dieser drei hervorragenden Autoren ist eine zutreffende, namentlich was über Platen gesagt ist, erscheint sehr glücklich im Ausdruck:

Zunächst sind es die Reinheit und Schönheit der Formen, die Kraft und der Wohllaut der Sprache, welche in seinen Liedern, Sonetten, Balladen und Romanzen, seinen Oden, Elegen, Idyllen und Hymnen wirken und erheben. Keineswegs aber war Platen, wie seine Gegner bis auf den heutigen Tag behaupten, nur der Dichter der mormorglatten Form. Wenn ihm leidenschaftlichere wie weichere Gefühle verschlossen sind oder nur ein flüchtiger Hauch derselben einzelne Gedichte durchdringt, so leiht er vielen Farben männlichen Empfindungen, dem Gefühl der Entschlossenheit, der Würde, ernster schmerzdefegender Fassung, edler Trauer, stolzem Freiheitssinn, den regreifendsten und schönsten Ausdruck. Was der Gesammterscheinung Platen's und namentlich seinen größern Werken mangelt, ist die sinnliche Fülle und der Reichthum des Lebens, und er kann in dieser Beziehung sehr wohl mit jenen Kunstreformatoren verglichen werden, die zuerst wieder Adel und Schwung der Linien, Bestimmtheit des Ausdrucks zu gewinnen trachten und darüber den Reiz und Reichthum der Farben verlieren. Noch formeller Seite hin wurden seine Gedichte mit Recht mustergültig, und die stolze Begeisterung, mit der er sich der Kunst völlig ergab, blieb zum Glück für die neuere deutsche Dichtung nicht vereinzelt und wirkungslos.

Das zweite Buch zerfällt in die Abschnitte: „Das junge Deutschland", zu welchem auch der österreichische Dramatiker Eduard Bauernfeld gerechnet wird, während diese Kategorie eine durch einen Bundestagsbeschluß politisch bestimmte ist und keine offenen Grenzen hat, die „Epigonen Heine's" (Gaudy, Rousseau, Ferrand), „Die dramatischen Stürmer und Dränger" (Grabbe, Büchner, Alexander Fischer, F. Marlow), „Die descriptive Dichtung" (zu welcher Karl Beck mit Unrecht gezählt wird, der durchaus mehr dem folgenden Abschnitt angehört), „Die politische Lyrik", „Didaktische Dichter der Gärungsperiode" (Duller, Sallet, Titus Ulrich u. a.), „Der oppositionelle Humor" (Glaßbrenner, Solger, Dohm), „Die naive Dichtung der jungdeutschen Periode" (Simrock, Kopisch, Holtei, Reinick, Gruppe u. a.), „Mosen, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau", „Die österreichischen Dramatiker" (Friedrich Halm, Mosenthal, Joseph Weilen), „Nachklänge und Klärung der Gärungsperiode in der spätern Dichtung" (Griepenkerl, Meißner, Hartmann, Betty Paoli, Adolf Strodtmann und der Unterzeichnete).

Wir haben bereits einige Bedenken gegen die Unterbringung einzelner Poeten in diesen Rubriken erwähnt; sie lassen sich wesentlich vermehren. Holtei z. B. gehört doch nicht der naiven Dichtung der jungdeutschen Epoche an; er ist in allen drei Epochen gleich productiv gewesen, und der Schwerpunkt seines Wirkens als Dramatiker fällt in die erste, als Romandichter in die letzte Epoche. Die Urtheile über die einzelnen Autoren sind meistens zutreffend, Gutzkow ist indeß kaum nach Verdienst gewürdigt. Von Laube heißt es:

Vor dem Aufgehen in der tendenziösen Reflexion und dem fragmentorischen Journalismus bewahrte ihn ein realistischer Zug, der am modernen Leben und der Fülle seiner Erscheinungen an sich Wohlgefallen hatte und ihn befähigte, in Romanen und Dramen die Aeußerlichkeiten dieses Lebens frisch, lebendig und mit entschiedener Effectwürzung darzustellen. Psychologische Vertiefung, wohrhaft poetischen Gehalt weisen seine Werke nur selten auf, seine Lieblingshelden sind die genialen Abenteurer, deren er eine ganze Reihe in den Tragödien „Monaldeschi", „Struensee", „Essex", „Montrose" verkörperte. Unter den jungdeutschen Dramatikern erringt Laube die bedeutendsten Bühnenwirkungen, weil seinen Naturell die Concessionen an den Theatereffect und die Dorfkellertraditionen nicht widerstreben.

Am wenigsten sagen uns die Gruppirungen des dritten Buchs zu; es besteht meistens aus Supplementarrubriken: „Die neuesten Lyriker", „Lyrisch-epische Dichter", „Die neuesten Dramatiker, Epiker, Romandichter", in denen die verschiedenartigsten Begabungen und Richtungen etwas bunt durcheinandergewürfelt sind. Unter einer Ueberschrift finden wir Bodenstedt, Hamerling, Heyse, Lindner, Lingg, Max Waldau, der mit Hartmann, Meißner u. s. w. in eine Gruppe gehört, versammelt.

Am meisten Bedenken aber muß der erste Abschnitt des dritten Buchs: „Die Rückkehr zur Kunst", erregen, der sich überdies von dem letzten des zweiten: „Nachklänge und Klärung der Gärungsperiode in der spätern Dichtung", nicht unterscheidet. Soll aber dieser ganze Poetenschwarm, der hinter der „Rückkehr zur Kunst" buntschillernd nachschleppt, eine künstlerische Wendung der Literatur gegenüber dem vorangehenden Stadium bezeichnen, so muß man entschieden dagegen protestiren; denn mit wenigen Ausnahmen sind diese frommen, erbaulichen und blumistischen Lyriker Poeten, die weit gegen die dichterischen Begabungen der vorigen Epoche zurückstehen. Durch diese Bezeichnung bringt sich das Werk von Stern in Verdacht, die akademische Richtung zu bevorzugen. Die tendenziöse, in welcher die Tendenz sich nicht zum künstlerischen Grundgedanken einheitlicher Kunstwerke abgeklärt hat, ist gewiß ebenso einseitig; aber nur die den Geist des Jahrhunderts in abgeklärter schöner Gestalt mit unvergänglichem Gepräge tragenden Dichtungen bezeichnen den Fortschritt der Nationalliteratur. Die geistig nichtssagende Poesie ist ein Rückschritt, die akademische Formalismus und Dilettantismus.

Sehr begeistert ist Stern für Friedrich Hebbel, welchen

Digitized by Google

er die größte, ursprünglichste, ernsteste und unablässig auf das Höchste der Kunst gerichtete Dichterkraft der letzten Jahrzehnte nennt. Richard Wagner als Dichter wird von ihm offenbar überschätzt; die Stil- und Geschmacklosigkeit seiner Dichtungen sowie der Mangel derselben an geistiger Bedeutung und Tiefe sind unverkennbar, das theatralische Geschick kommt den musikalischen Aufführungen zugute, ist aber für die literarische Bedeutung untergeordnet.

Eine der Hauptgruppen dieses Buchs ist „Der Realismus in der Dichtung", als dessen Führer Gustav Freytag erscheint; Stern sagt über die Dramen desselben:

Die feine Mischung geistvoller, selbst frivoler Ironie und wormer Empfindung, die Sicherheit der Gestaltenzeichnung und die geschmackvolle Virtuosität, mit der er seinen unerschöpflichen Reichthum charakteristischer Details wirkungsvoll zu verwerthen weiß, der frische Humor und die künstlerisch-sorgsame Durchbildung der Sprache sicherten diesen Werken bleibenden Werth. Mit seinen Romanen „Soll und Haben" (Leipzig 1856, zahlreiche Auflagen) und „Die verlorene Handschrift" (Leipzig 1864, spätere Auflagen) gewann Freytag eine stets gesteigerte Theilnahme des Publikums und eine literarische Bedeutung ersten Ranges, sodaß er von der eigentlich realistischen Schule als der mustergültigste Dichter der Gegenwart gepriesen wurde. Auch in ihnen walten die genannten Vorzüge des Autors: der künstlerische Ernst, die Sicherheit und Feinheit der Gestaltenzeichnung, die charakteristische Darstellung der verschiedensten Lebenskreise, die Virtuosität der Genremalerei und die Frische des Humors, der anmuthige Reiz des Stils; sie litten aber unter der Einseitigkeit der realistischen Doctrin, welche den Schwung der Empfindung, die Energie der Leidenschaft, den Idealismus der Lebensanschauung dämpft und in der Ueberschätzung der bürgerlichen, äußerlichen Respectabilität in die moralisirende Poesie zurückoerfällt. Daß diese Einseitigkeit eine gesunde Reaction gegen den vagen, haltlosen Idealismus war, darf dabei ebenso wenig vergessen werden, als daß sie nicht das letzte Wort der deutschen Dichtung sein kann.

Otto Ludwig wird mit Wärme anerkannt; bei Schrenberg hätten wir eine Probe aus „Waterloo" den mitgetheilten einzelnen Gedichten vorgezogen.

Auch die Charakteristiken der zahlreichen neuern Dichter zeugen von seinem Verständniß und dem Streben nach Unparteilichkeit, sind im Ausdruck meistens maßvoll und prägnant und machen diese Sammlung, welche allerdings die Prosaiker von Bedeutung und die Proben aus ihren Werken ausschließt — eine Einseitigkeit, die der Herausgeber durch eine ergänzende Sammlung der Prosaliteratur aufheben will —, durchaus empfehlenswerth für jeden, welcher ein Bild von dem Entwickelungsgang der Literatur und den einzelnen Dichtern nicht blos aus kritischer Analyse, sondern aus dem Studium der Gedichte und dramatischen Scenen selbst gewinnen will.

Die Sammlung von Friedrich Schwald: „Deutsche Dichter und Denker" (Nr. 2), unterscheidet sich wesentlich von derjenigen Adolf Stern's. Einmal greift sie weiter zurück und umfaßt unsere ganze classische Epoche mit, sodaß die neuere nur in einzelnen Hauptvertretern und andern, etwas willkürlich hinzugewählten Lieblingsdichtern des Autors vertreten ist; auch sieht die Eintheilung von dem Entwickelungsgang der Literatur gänzlich ab und bringt die Poeten, deren Charakterköpfe, Gedichte und Sentenzen sie mittheilt, unter alphabetischer Ordnung; dann aber vermeidet sie gerade die Proben aus Dramen und ist dagegen überaus reich an prosaischen Beiträgen ja wir rechnen es ihr als ein Hauptverdienst an, daß sie unsere großen Philosophen alle mit ihrer oft classischen, oft charakteristischen Prosa mit in ihren Bereich zieht. Stern hatte sich in der Vorrede gegen die Aufnahme sogenannter Gedankenspäne, einzelner Maximen und Sentenzen aus Prosawerken erklärt, weil dieselben äußerst selten eine dichterische Persönlichkeit charakterisiren und der Vorliebe des deutschen Publikums für die sogenannten schönen Stellen, eine Vorliebe, welche den Sinn für künstlerischen Organismus vielfach sehr unentwickelt gelassen hat, nicht Rechnung getragen werden solle. Schrwald dagegen schließt aus dem gleichen Grund alle Bruchstücke aus Epen und Dramen aus, da er stets bestrebt sei ein dichterisches Ganzes zu geben, das auch für sich allein schon verständlich sein würde. Dies ist allerdings bei den Scenenfragmenten aus größern Dramen nicht der Fall.

Was die Sentenzen und Anregungen betrifft, so stellen wir uns, ohne damit Chrestomathien, geistige Essenzen u. dgl. m. zu billigen, doch auf Schrwald's Seite. Namentlich für die Jugend liegt sehr viel Förderliches in geistigen Aussprüchen, in denen doch auch die wahre geistige Bedeutung eines Autors sich ausprägt. So gering denken wir von dieser Probe auf dieselbe durchaus nicht — Shakspeare, Schiller, Goethe, Jean Paul bestehen sie glänzend — ein Zeugniß ihrer geistigen Größe; man versuche aber einmal eine Chrestomathie aus unsern Akademikern und namhaftesten Realisten herzustellen — man wird kein anderes Resultat erzielen als dasjenige, was der Conpleters von Kalisch ausdrückt: „Ach wie dünne!"

Schrwald theilt von jedem Autor, der auch Dichter ist, zuerst Lieder mit, dann Sprüche und Anregungen. Ueber diese beiden letzten Abschnitte sagt er in der Einleitung:

Die zweite Abtheilung enthält Sprüche, deren Inhalt meist ethisch, zuweilen ästhetisch ist. Unsere Literatur besitzt einen sehr reichen Schatz derselben, der für die Jugend bis zum Augenblicke so gut wie nicht gehoben war. Die alten Griechen, die auch auf dem Gebiete der Sprucheichung als Muster und Meister dastehen, haben ihre Sprüche besser in Ehren gehalten und mehr dafür gesorgt, daß sie, was mit ihnen so so leicht zu erreichen, do sie dem Gedächtniß sich gern einzuschmeicheln pflegen, auch wirklichen, stets präsenter Besitz der Jugend wurden, dem man, wo es galt, die treffendste Antwort oder den besten Rath oder die zureichendste Erklärung für Erscheinungen und Erfahrungen des Lebens entnehmen konnte. Je höher wir den Werth des Spruchs anschlagen, um so mehr bieten wir uns für berechtigt, den von Lessing einst im Auszuge herausgegebenen und gepriesenen Dichter Logau in diese Sammlung mit hereinzunehmen, obgleich derselbe der Zeit noch nicht in sie gehörte, ebenso wenig wie Luther und Gerhard, die wir in den übrigen Abtheilungen ebenfalls nicht übergehen zu dürfen glauben. Logau hat, wenn irgendeiner, ein Recht auf ein unvergängliches Gedächtniß im Herzen des deutschen Volks. Die dritte Abtheilung nannten wir Anregungen. Sie enthält meist kurze, zuweilen auch längere Stellen aus den prosaischen Schriften unserer großen Dichter; bei den Philosophen ist sie selbstverständlich die einzige Abtheilung. Die Stellen, welche wir auswählten, sollten nicht blos dazu dienen, Streiflichter auf den Charakter, die Studienweise und individuelle Lebensanschauung der einzelnen Schriftsteller zu werfen. Mehr noch lag uns daran, eine Sammlung der schönsten und gediegensten Aussprüche unserer großen Schriftsteller zusammenzubringen, die um ihrer Gesinnung, Wahrheit, Schönheit willen einen

Digitized by Google

ewigen Werth behalten und auf Herz und Geist der Jugend belebend und anregend einwirken müssen. Es ist unnöthig zu bemerken, daß eine Sammlung solcher Stellen die Lektüre der ganzen Werke, denen sie entnommen sind, nicht überflüssig machen kann noch soll. Belohnt aber werden wir uns für unsere Mühe erachten, wenn mancher, der vielleicht bisjetzt nur wegwerfend von manchen Schriftstellern urtheilte oder sie kaum weiter als dem Namen nach kannte, sich einer gewissen Bewunderung nicht sollte erwehren können und das Verlangen plötzlich verspürte, sie vorurtheilsfrei studiren zu wollen. Wie manche Stunde auch schwere Mühe und Zeit —, wie wie in den trefflichsten Dichtungen der edelste Geist webt und die herrlichsten Gesinnungen sich ausgesprochen haben. Gerade diese Abtheilung bietet der Anregung zu eigener geistiger Thätigkeit sehr viel. Jede der angezuchten Stellen wird uns die Frage vorlegen, wie kam der Schriftsteller auf solche Gedanken, wie weit stimmen dieselben mit unsern eigenen Erfahrungen überein. Manche Stelle, die uns heute noch nichtssagend oder unverständlich erscheint, wird insolge eines eigenen glücklichen Gedankens, vielleicht auch insolge einer bittern Erfahrung — denn Schmerz ist, um mit dem englischen Dichter zu reden, Erkenntniß — morgen uns wie aus der Seele gesprochen dünken. Andere werden im kleinsten Raume uns zeigen, wie man einen Gedanken geistvoll entwickeln und durchführen könne und so uns Vorbild und Schlüssel in der Kunst zu denken und zu schreiben werden.

Doch hat der Herausgeber versäumt, eine solche Blumenlese von Sentenzen auch aus neuern geistreichen Autoren zusammenzustellen, wie z. B. Börne, Immermann, Auerbach, Gutzkow, Kühne, Schopenhauer u. a. Von den Vertretern der frühern Epochen sind die namhaftesten mit aufgenommen. Wenn wir unter den Neuern die Häupter unserer Lieben zählen, so fehlt manch theures Haupt. Zwar Drätzler-Manfred, Ida von Düringsfeld, Karl Gerok, August Kopisch, Robert Reinick, Emil Rittershaus, Otto Roquette und andere, selbst Seidl und Vogt sind vertreten, wo bleiben aber, außer den oben angeführten Prosaikern, Dingelstedt, Herwegh, Karl Beck, Lingg, Heyse und viele andere, die doch zum Theil bedeutender sind als die aufgenommenen? Hamerling und Meißner werden in einem Nachtrage: „Lieder aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges", nachträglich besprochen.

Wir hoffen, daß in der nächsten Auflage, die wir der sonst wohlangelegten Sammlung wünschen, die Erwägung über die aufzunehmenden und auszuschließenden Dichter mit größerer Consequenz in Bezug auf den Grundgedanken des Werks sich entscheide. Neben den großen Philosophen verdienen die wahrhaft geistreichen Dichter in erster Linie zu stehen — Poeten wie Kopisch, Reinick u. a. müssen zum mindesten gegen die Begabtern und Bedeutendern zurücktreten.

Im übrigen ist die Charakteristik der einzelnen Dichter und Schriftsteller eine wohlerwogene und unparteiische. Auch den schwierigsten Theil dieser Aufgabe, die bündige und verständliche Darstellung der Philosophen und ihrer Systeme, hat der Herausgeber in angemessener Weise gelöst. Bei Schelling wird die geniale Auffassung der Welt, der Charakter, das Poetische in seiner Denkweise mit Recht hervorgehoben:

Es ist höchst bezeichnend für den Philosophen, dessen Denken später sich vorzugsweise um die alten Kosmogonischen Mythen drehen sollte, daß er, wenn auch zum Theil verfrüht, eine wahrhaft geistvolle Naturbetrachtung anstellte und dadurch den Anstoß gab, gegenüber den immer tiefer eindringenden Einzelstudien der Naturwissenschaft den Zusammenhang des Ganzen festzuhalten und ein geistiges Bild des Kosmos zu versuchen. Nicht minder charakteristisch ist für ihn, der in seinen intellectuellen Schauen, in seiner hohl poetischen Intuition alle Gegensätze durch seine Lehre von der Identität zu vereinigen strebte, daß er so großes Interesse an der Kunst nahm und somit auch der erste Begründer der neuern Kunstphilosophie werden konnte. In der Kunst erscheint die Vereinigung des Idealen und Realen thatsächlich verwirklicht. Aber auch seine Natur- und Kunstphilosophie zeigen es wieder recht deutlich, wie seine innerste Natur Poesie, und vorzugsweise Goethe es gewesen war, der seinem Denken eine bestimmte Richtung gegeben hatte.

Die Vorzüge der Herbart'schen Philosophie werden mit Wärme anerkannt, die Schranken derselben freilich nicht genügend hervorgehoben. Treffend ist bei ihm der innige Zusammenhang seiner musikalischen, mathematischen und pädagogischen Neigungen mit seinen Lebensschicksalen und Beschäftigungen nachgewiesen. Sehr viel Schönes und Treffendes enthält auch die Charakteristik Hegel's. Schwald wendet auf ihn an, was Goethe von Aristoteles sagte, daß er zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher, stehe. Die Kritik der Dichter ist zum Theil scharf, wie bei Heine, bei Freiligrath, bei Hebbel, welchen Adolf Stern offenbar überschätzt. Mit vieler Liebe ist Platen's Charakterbild entworfen; Prutz wird einer der geistvollsten und gelehrtesten Dichter und Literaturkenner unserer Gegenwart genannt.

Jedenfalls verdient das Buch von Schwald, schon weil es einen reichen Gedankenschatz enthält, auch aus jenen Kreisen der Literatur, welche in den gewöhnlichen Anthologien nicht vertreten sind, Anerkennung und Verbreitung.

Von dem außerordentlich fleißigen Werk von Ignaz Hub: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter" (Nr. 3), liegt in vierter neubearbeiteter Auflage des dritten Bandes erste Abtheilung vor. Wir finden in ihr eine große Anzahl namhafter Dichter vertreten. Anastasius Grün, Karl Beck, Franz von Dingelstedt, Adolf Böttger, Ferdinand Freiligrath, Gottfried Kinkel, Johannes Minckwitz, Friedrich von Sallet, Wolfgang Müller von Königswinter, Friedrich von Schad u. a.; die fehlenden, darunter Dodenstedt, Lingg, Hartmann, Meißner, Heyse, Hamerling u. a. werden in der zweiten Abtheilung nachfolgen. Wir müssen indeß bekennen, daß das Princip der Anordnung, die weder nach alphabetischer oder chronologischer Reihenfolge, noch nach Richtungen und Gruppen, auch nicht nach der Bedeutung der Dichter stattfindet, uns ein Geheimniß geblieben ist. Dagegen sind die charakterisirenden Einleitungen mit seinem Verständniß geschrieben, die biographischen Notizen genau, die bibliographischen Angaben erschöpfend, und die zur Biographie und Charakteristik angegebenen Schriften und Aufsätze zeugen von einem sorgfältigen Studium der neuen Journalistik. Sehr ausführlich sind Geibel, Dingelstedt, dessen „schönes und vielseitiges Talent mit Recht anerkannt wird", mit vieler Vorliebe sind auch Karl Beck und Johannes Minckwitz behandelt, der ein Ueberfezer ersten Ranges genannt wird, und von dem es heißt, daß er sich auch mit seinen eigenen poetischen Erzeugnissen auf eine Zinne unsers Parnasses geschwungen habe. Auch sind weniger bekannte Dichter, zum Theil mit hier zum ersten mal



Digitized by Google

erscheinenden Originalbeiträgen in die Sammlung aufgenommen, wie Hermann Hölty und Joseph Roth, dessen mitgetheilte Gedichte in der That durch ein glänzendes Freiligrath'sches Colorit sich auszeichnen. Ohne Frage wird die Sammlung von Hub nach ihrer Vollendung einen so reichhaltigen, so gründlich und geschmackvoll erläuterten Schatz deutscher Balladendichtung bieten, wie ihn in gleicher Weise kein anderes Volk aufzuweisen hat.

Rudolf Gottschall.

---

## Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Dritter Theil: Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Drittes Buch. Das classische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Zweite Abtheilung: Das Ideal der Humanität. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1869—70. Gr. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Hettner selbst hat in der Analyse des „Werther" zugestanden, daß dessen „Grundmotiv" krankhaft sei, „aber doch", setzt er hinzu, „von unzerstörbarer Wirkung, veraltet und doch unveraltbar". Es komme dies daher, „daß der unverbrüchliche Idealismus des Herzens hier nur in der unreifen und unklaren Form eigensüchtiger Phantastik auftritt, und daß diese unreife und unklare Phantastik in der dichterischen Darstellung doch mit aller Hoheit und Unbezwinglichkeit des wahren und echten Idealismus erfüllt und durchglüht ist". Das gerade sei „die eigenste Größe und der mit nichts vergleichbare Reiz dieser Dichtung, daß sie nichtsdestoweniger zugleich voll des gesundesten kraftstrotzendsten Lebensgefühls ist".

Freilich ist jener stürmende unglückliche Jüngling Phantast; aber er ist nicht blos Phantast, untrennbar neben und in seiner Ueberspannung und Krankhaftigkeit, durch die er sich untergräbt und vernichtet, liegt so viel echter und kräftiger Idealismus, so viel rein und allgemein Menschliches, so viel gesunder revolutionärer Zorn gegen Unnatur und Unvernunft, so viel spornendes Verlangen nach Poesie und Ursprünglichkeit, daß wir immer wieder in die tiefste Mitleidensluft des Helden gezogen werden, daß wir trotz aller seiner tollen Leidenschaftlichkeit ihn immer wieder als einen Theil unserer selbst, und zwar nicht als den schlechtesten empfinden, ja daß jeder einmal im Leben eine Epoche hat, in welcher ihm der „Werther" vorkommt als sei er eigens für ihn geschrieben.

Diese innere Nothwendigkeit des Wertherthums — als ob dasselbe eine natürliche Entwickelungsphase jedes Menschen in jeder Zeit sei — können wir dem Verfasser nicht zugeben, während wir ihm die äußere Nothwendigkeit vollständig zugeben, das heißt, das Wertherthum als natürliche Consequenz einer bestimmten Zeit, nämlich einer an großen Thaten, großen Interessen, großen Zielpunkten für menschliche Kraftentwickelung armen Zeit. Auch das „unveraltbar" scheint und daher nur halb richtig; unveraltbar ist der Werther nach der Seite seiner künstlerischen Vollendung, aber nicht nach der Seite seines stofflichen Inhalts und des daraus entspringenden sympathischen Interesses. Wir glauben die Beobachtung gemacht zu haben, daß schon die jetzige Generation, auch die jüngere, nicht mehr in jene „tiefe Mitleidenschaft des Helden gezogen wird" wie eine frühere, allerdings noch nicht sehr ferne, daß sie das Wertherthum nicht mehr „als einen Theil ihrer selbst empfindet", und wir denken, daß diese Abwendung vom Wertherthum „nicht die schlechteste Seite" der neuesten Wendung unsers menschlichen und nationalen Bildungsstrebens ist.

Hettner nennt unter den erregenden Factoren der Wertherperiode auch „Shakspeare's gewaltige Dichtung", die „eine Welt voll Kraft und Leidenschaft entrollte". Wir möchten diese Geistesverwandtschaft nicht zugestehen, selbst in „Hamlet" ist kaum etwas Wertherhaftes. Dagegen vermissen wir unter den hier Aufgezählten einen Schriftsteller, der zweifelsohne einen wichtigen, auch von Goethe selbst (in „Dichtung und Wahrheit") zugestandenen Einfluß auf dessen Sinnesweise geübt hat — Wieland.

Was über „Götz" und „Clavigo" nach der Seite der dramatischen Composition gesagt wird, bekundet ganz jene feinsinnige Kenntniß des Dramas und seiner Gesetze, die wir schon an andern Schriften Hettner's sowie an seinen Betrachtungen über Lessing (im zweiten Buche) schätzen gelernt haben.

Ungleich strenger als gegen den Werther erweist sich der Verfasser gegen „Stella". Und doch ist das innerste Motiv hier und dort das gleiche, nämlich die souveräne Berechtigung subjectiver Leidenschaft. Aber freilich an künstlerischem Reize steht „Stella" unendlich hinter „Werther" zurück, ja sie hat selbst in der Form etwas Unschönes, Unsertiges. Hettner gesteht zu, daß „Stella" „ganz und gar in der Wertherstimmung wurzelt". Nichtsdestoweniger sei „Stella" „das Krankhafteste, was Goethe geschaffen hat". „Goethe's «Stella» ist ein schlagender Beweis, daß das Unsittliche auch immer unkünstlerisch ist." Dies gilt zunächst der ersten Bearbeitung des Stücks, wo Ferdinand leben bleibt und eine Doppelehe à la Graf Gleichen führt. Erst später wandelte Goethe bekanntlich dies zu dem tragischen Ausgange um. Aber — sagt Hettner — „kann eine veränderte Dachkrönung einem von Grund auf verfehlten Bau aufhelfen"?

Vorüber an den „satirischen Possen und Fastnachtsspielen", den Fragmenten des „Mohammed" des „Ewigen Juden", des „Prometheus", die er mit interessanten literargeschichtlichen Bemerkungen und Verweisungen illustrirt, führt uns Hettner zum „Faust", dieser gewaltigsten Dichtung Goethe's und in gewissem Sinne vielleicht der gewaltigsten aller Zeiten. Es ist sehr dankenswerth von Hettner, daß er uns die einzelnen Entstehungsphasen dieser Dichtung deutlich vergegenwärtigt, das schon 1774 Entstandene, das in dem 1790 zuerst veröffentlichten Fragment, und endlich das in der Ausgabe von 1808 Hinzugekommene genau auseinanderhält, und doch auch wieder die kunstvolle Ineinanderfügung des so verschie-

Digitized by Google

denen Zeiten Geschaffenen zu einem organischen Ganzen überzeugend nachweist. Was liefse sich im übrigen noch Neues über den „Faust" sagen? Hettner schliefst den Abschnitt darüber mit den Worten:

Die Lösung und der Abschluß der Faustdichtung ist unmöglich, weil niemals der Augenblick eintreten kann, in welchem das ausströmende Unendlichkeitsgefühl und die thatsächliche Endlichkeit knirschlos ineinander aufgehen. . . In seinem Greisenalter ward Goethe dieser Einsicht unsicher. Der sogenannte zweite Theil des „Faust" bietet sich nicht blos als Fortsetzung, sondern als Abschluß. Doch ist dieser vermeintliche Abschluß nicht eine organische Krönung des hochragenden Baues, sondern nur ein dürftiges Nothdach.

Im „Egmont", dem letzten der Dramen aus der frankfurter Zeit Goethe's (wenigstens seinem ersten Entwurfe nach), bewundert Hettner die Charakterzeichnung und den „realistisch-germanischen" Stil. Im Helden erblickt er ein Abbild Goethe's von der Seite seiner „Frohnatur", seiner Leichtlebigkeit und Liebenswürdigkeit, tadelt aber (mit Schiller) die Mängel der Composition und schliefst:

Den eigensten Gehalt des gewählten Stoffs, das große politische Pathos der niederländischen Freiheitskämpfe, hatte der Dichter von sich gewiesen, weil dieses Pathos seinem Denken und Empfinden fremd war; er modelte seinen Helden einzig nach seinem Ebenbild. Die Folge war, daß er nicht eine große historische Tragödie schuf, sondern nur ein historisches Charaktergemälde.

Aber sogleich setzt er hinzu:

Gewiß ist, daß uns nicht blos eine trotz aller ihrer Schwächen ewig bewundernswerthe Dichtung, sondern auch ein sehr wesentlicher Zug im Jugendbild Goethe's fehlen würde, fehlte uns die hochherzige, leichtlebige, liebenswürdige Heldengestalt Egmont's.

Goethe's „erste zehn Jahre in Weimar" leitet Hettner ein mit den Worten: „Wie mit Friedrich dem Großen der Geist der Aufklärung des Zeitalters, so war mit Karl August der Geist der deutschen Sturm- und Drangperiode auf den Thron gestiegen." Es ließe sich mancherlei sagen über diesen bedeutsamen, im ganzen wol nicht unrichtigen Gegensatz: es ist zugleich der Gegensatz groß- und kleinstaatlichen Wesens mit den entsprechenden Rückwirkungen sowol auf das nationale Leben als auch auf die Gestaltungen der Literatur. Hettner verweist vorzugsweise bei dem anmuthigen Bilde persönlichen, individuellen Zusammenlebens Karl August's und Goethe's, berührt dann mit einigen Zügen Goethe's geschäftliche Thätigkeit in ihren unmittelbaren Wirkungen und ihren Einflüssen auf seine poetische Lebensanschauung (letztere hat Schöll bekanntlich in einem Aufsatze in den „Preußischen Jahrbüchern" sehr ausführlich erörtert), charakterisirt dessen dichterische Leistungen und die Ansätze zu größern Werken im idealen Stil, wie „Iphigenie" und „Tasso", sowie die Anfänge seiner naturwissenschaftlichen Studien aus dieser Zeit, und kommt endlich zu dem Ergebniß:

Nicht ein Abschreiten aber eine Schädigung Goethe's waren diese vielgeschmähten ersten weimarer Jahre, sondern sie waren für ihn recht eigentlich die entscheidende ernste Schule des Lebens, seine sittliche Zügelung und Läuterung, die Erfüllung und Erweiterung seines Denkens und Wissens, die Stärkung und Vertiefung seiner gesammten Lebens- und Weltanschauung.

Der Abschnitt schließt mit den Worten:

Eine große, epochemachende Wendung war geschehen. Die Sturm- und Drangperiode in Goethe war abgethan.

Das vierte Kapitel ist überschrieben: „Die Goethianer Lenz, Klinger, F. Wagner." Vornehmlich diese drei wurden schon von den Zeitgenossen als „Goethianer" bezeichnet. Hettner charakterisirt sie zusammen in den folgenden Worten:

Dieselben Anschauungen und dieselben Ziele, aber ohne Tiefe des Gehalts, ohne die entsprechende dichterische Gestaltungskraft, ohne die Wünschelruthe sichern Schönheitsgefühls. Man meinte den Kern zu haben, indem man die tumultuarische Manier Goethe's veräußerliche und verrohte.

Was sodann im einzelnen zuerst über Lenz gesagt ist, dem können wir nur vollkommen beistimmen, sowol in dem ungünstigen Urtheile über dessen eigene dichterische Versuche, wie in dem wenigstens theilweise günstigern, das über seine theoretischen Ansichten vom Drama gefällt wird.

Ebenso richtig finden wir im ganzen die Charakteristik Klinger's, der zwar (in seiner damaligen Periode) ebenso wüst und verzerrt wie Lenz war, aber doch das Talent tieferer Auffassung und markigerer Gestaltung wenigstens in einzelnen Zügen schon ahnen ließ, welches in seinen spätern Arbeiten zum Theil zu Tage trat. Bei der Besprechung der „Spieler" Klinger's wäre noch anzumerken gewesen, daß Klinger den Schluß in der spätern Ausgabe geändert hat.

Der dritte, F. Wagner, kommt hauptsächlich nur wegen seiner „Kindesmörderin" hier in Betracht, welcher das Motiv des Gretchen ans dem „Faust" zu Grunde liegt.

Ein besonderes Kapitel hat Hettner dem sogenannten „Maler Müller" gewidmet, den er ziemlich hochstellt, fast zu hoch, will uns scheinen. Wir möchten glauben, daß Müller's künstlerische und kunstkennerische Bestrebungen, die gegen den Schluß seines Lebens zur Bethätigung kamen, unsern Verfasser, der nach dieser Seite hin die gleiche geistige Wahlverwandtschaft hat wie nach der literarhistorischen, für denselben eingenommen und auch sein Urtheil über die dichterische Seite Müller's gemildert haben. Allerdings hatte Müller mehr Gestaltungstalent als Lenz und Klinger; allein weder seine antitisirenden noch seine im Klopstock'schen Geiste verfaßten Idyllen haben das Interesse bahnbrechenden Drangs, welches den, wenn auch formell noch so verunglückten Versuchen jener andern beiwohnt; seine „volksthümlichen" Idyllen sind, bis auf einzelne wenige Züge darin, ziemlich trivial. Dasselbe gilt von seinem „Faust". In dem Drama „Golo und Genoveva" endlich, welches Hettner „neben Goethe's «Götz» das bedeutendste Werk der Sturm- und Drangperiode" nennt, vermissen wir sogar zum großen Theil jenen Vorzug individualisirender Charakteristik, der uns in manchen der kleinern Dichtungen Müller's begegnet; am allerwenigsten können wir einstimmen, wenn Hettner darin „die überraschendste Lebensstille der eigenartigsten Charaktere, die markigste Zeichnung der schreckenvollsten Abgründe menschlicher Leidenschaft, zugleich der holdesten Unschuld und Lieblichkeit, und über dem Ganzen einen Duft und Zauber lyrischer Innerlichkeit, wie sie nur das Borrecht eines echten Dichtergemüths ist", findet.

Heinse, der vielberufene Verfasser des „Ardinghello", ist in seinen Schwächen und Stärken gut geschildert als der Schüler und Anhänger zugleich Wieland's mit



Digitized by Google

seinem weichlichen Eudämonismus und Rousseau's mit seinem weltumstürzenden Evangelinm der Natürlichkeit und Freiheit.

Auf die dichterischen Stürmer und Dränger folgen bei Hettner „Die Gefühlsphilosophen und die pietistischen Schwärmer", dort Hamann und Jacobi, hier Lavater, Jung Stilling, Claudius, die Fürstin Gallitzin. Dieses Kapitel, mit Ausnahme etwa Hamann's, der ziemlich eingehend charakterisirt ist, scheint uns für die Fülle und Bedeutung des Stoffs, der hier zu behandeln war, zu knapp gehalten. Um ein möglichst allseitiges Bild der „Sturm- und Drangperiode" in ihren Verzweigungen und Wechselwirkungen mit der ganzen Stimmung der Zeit und mit verwandten Strebungen auf andern Lebens- und Wissensgebieten zu geben, mußte, dünkt uns, viel weiter ausgeholt werden. Schon Jacobi war minder kurz abzuthun; seine Gegenstellung namentlich zu Kant's „kategorischem Imperativ" (nicht im „Allwill" blos, sondern ausgeführter in seinen philosophischen Schriften) ist bezeichnend für einen tiefen Gegensatz, der durch die ganze damalige Zeit geht, und auf dessen einer Seite als Geistesverwandter Jacobi's selbst Goethe steht, wie scharf auch immer dieser von der einseitigen Jacobi'schen Gefühlsweise sich abscheiden mag. Bei Lavater vollends hätten wir eine breitere Farbengebung gewünscht. Lavater's Tagebuch auf der einen Seite, seine Apostelreise durch Deutschland auf der andern, nicht minder sein Briefwechsel nach den verschiedensten Seiten hin, katholischen wie protestantischen, hätten Farben genug dafür geliefert. Auch seine „Physiognomik" ist für die Erkenntniß gewisser Strebungen der damaligen Zeit als Symptom interessanter als wegen der Frage nach ihrer größern oder geringern Wissenschaftlichkeit. Zu einem Gesammtbilde der Zeit gehörte es sodann wesentlich, daß Figuren wie der Krastmensch Kaufmann, Erscheinungen wie dessen Anhnhme bei den Herders und sonst, daß ferner die Propheten eines praktischen Wunderglaubens, die Mesmer, Schröpfer, Cagliostro u. s. w., nicht blos in zwei Worten angedeutet, sondern nach ihrer Stellung zu den bewegenden Factoren des Zeitgeistes im allgemeinen in ein scharfes Licht gestellt wurden; gehörte endlich eine Hinweisung darauf, wie auch auf scheinbar ferner liegenden Lebensgebieten, z. B. der Pädagogik, dieselbe Ursprünglichkeit und Natürlichkeit gleichfalls nach Rousseau'schen Anregungen platzgriff, und mit der eingestandenen oder stillschweigenden Absicht einer Reform der ganzen Gesellschaft von diesem Punkte aus (zum Theil in ganz ähnlicher Weise wie in der Dichtung) mit „Sturm und Drang" zur Welt kam. Dabei mochte denn auch der eigenthümliche und interessante Umstand seine Erklärung finden, wie diese zum Theil in ihren letzten Zielen so ganz verschiedenen „Propheten" zeitweilig zusammengingen, oder sich doch auf ihren Wegen berührten, wie schon Goethe in seinem bekannten „Prophete rechts, Prophete links" von Lavater und Basedow andeutet, was aber auch noch auf manche andere dieser Propheten Anwendung leidet. Das ganze Denken und Empfinden der Zeit war mit Elementen jener prickelnden Unruhe durchsetzt und durchsäuert, welche, das eigene kleine Ich zum Mittelpunkte der ganzen Welt machend, bald mit Seherblick ins Innerste der Natur und die Geheimnisse der Gottheit zu dringen, oder mit magischen wunderthätigen Geheimkräften übermenschliche Wirkungen auszuüben, bald die Menschenwelt, die Gesellschaft, mit leichter Mühe reformirend umzugestalten, oder doch durch den Zauber der eigenen genialen Persönlichkeit zu beherrschen sich vermaß. Daraus entstand denn jener, bei so viel Trefflichem und Tüchtigem doch auch wieder theilweise innerlich hohle, zerfahrene, charakterlose, bei so viel äußerm Scheine größter Aufrichtigkeit und Natürlichkeit doch mit so viel Unnatur, Unwahrheit, absichtlicher oder unabsichtlicher Selbsttäuschung und Gleißnerei versetzte Zustand der Geister, dem Kant sein unerbittliches Pflichtgebot und die bis zur Schroffheit strenge Forderung der Wahrhaftigkeit als nothwendigen Damm gegen einen moralischen Verfall der Gesellschaft entgegenwarf.

Auch den „Göttinger Dichterbund" rechnet Hettner insofern zur Sturm- und Drangperiode, als darin neben dem allerdings vom Anfang an überwiegenden Klopstock'schen Einfluß auch Anknüpfungen an Herder und dessen Hinweisungen auf das Volkslied zu erkennen seien. Das ist richtig. Was dagegen die Göttinger in ihrem Grundwesen von jener Richtung der Sturm- und Drangperiode scheidet, die in Goethe's „Werther" und Aehnlichem ihren Ausdruck fand, das ist theils ihr entschiedener, ja fanatischer Gegensatz zu Wieland's Eudämonismus, theils ihre Hinneigung zu einem gewissen politischen und auch socialen Demokratismus, beides zusammenhängend mit ihrem Klopstock-Cultus.

Mehr isolirt steht Leisewitz, der Dichter des „Julius von Tarent". Hettner erkennt in Sprache und Composition dieses Dramas „den Schüler Lessing's". Dennoch rechnet er Leisewitz zu den Stürmern und Drängern, weil das Grundmotiv der Dichtung „dämonische Leidenschaft" ist, auch viele Anklänge Rousseau'scher Polemik gegen Staat, Kirche, Gesellschaft darin vorkommen.

Schiller wird den Dichtern der Sturm- und Drangperiode auf der einen Seite als Geistes- und Strebensverwandter (besonders wegen seiner Schwärmerei für Rousseau) angereiht, auf der andern aber von ihnen unterschieden durch die vorwiegend politisch-sociale Richtung, die bei ihm dieser Sturm und Drang nahm. Sowol dieses Factum als auch die bedingenden Factoren desselben sind von Hettner richtig gekennzeichnet.

Auf dem Jüngling lastete der Druck harter und despotischer Erziehung. Täglich umgab ihn die wüste Tyrannenwirthschaft des Herzogs Karl Eugen, der Männer wie Moser und Schubart jahrelang schuldlos und unverhört im scheußlichsten Kerker hielt, seine Landeskinder für schnödes Blutgeld nach Amerika verkaufte, den üppigen Hofhalt von Versailles zu überbieten trachtete u. s. w. Und dies alles in einer Zeit, wo die Großthaten der nordamerikanischen Freiheitskriege allmählich auch in Deutschland den ersterbenen politischen Sinn wieder zu wecken begannen, und in einem Lande, wo die agitatorischen Aufstachelungen Weckherlin's und Schubart's in allen edelsten Gemüthern lebendig fortklangen.... Während alle die andern Stürmer und Dränger, in deren Leben Despotenwillkür nicht so unmittelbar eingegriffen hatte, in der dichterischen Darstellung des Gegensatzes zwischen der ursprünglichen Menschennatur und der Verderbtheit der Wirklichkeit sich meist nur auf die stillen Fragen und Anliegen der Sitte und Bildung beschränkten und die großen öffentlichen Dinge entweder gar nicht oder doch nur sehr vorübergehend und oberflächlich berührten, hielt Schiller gepreßten Herzens sich fast ausschließlich an die politische

Digitized by Google

Seite Rousseau's und richtete den Ruf nach Erlösung und nach Wiederherstellung der verlorenen, unverlierbaren Menschenwürde gegen die Zustände und die Schäden des bestehenden Staatslebens selbst.

Den literarischen Anregungen und Vorbildern der „Räuber", die Hettner hier aufzählt, ist noch aus dem frühern Kapitel über Klinger die Hinweisung auf dessen „Falsche Spieler" hinzuzufügen, woneben wol auch desselben „Zwillinge" mit in Betracht kommen. Das Thema der Ersteburt mit ihren Vorrechten und der Verdrängung des einen Bruders durch den andern aus eigensüchtigen Motiven war damals ein beliebter Gegenstand dichterischer Behandlung — eine Folge des der Zeit anhaftenden Begehrens nach mühelosem Besitz und Genuß von Lebensgütern und nach möglichster Alleinberechtigung des eigenen Ich.

Den „Fiesco" bezeichnet Hettner seiner Idee nach als eine „Verherrlichung republikanischer Größe und Freiheit" durch den „rousseaubegeisterten Jüngling". Zugleich aber weist er nach, wie in der Ausführung im einzelnen diese „Verherrlichung" dem Dichter gleichsam unter den Händen verloren ging und umschlug in eine Darstellung des Scheiterns republikanischer Bestrebungen — „ich gehe zum Andreas", sagt Berrina nach Ermordung des Fiesco —, ja wie schon bei der Anlage der Charaktere das republikanische Element in den Verschworenen eine nichts weniger als verherrlichende Auffassung erfährt. Hettner scheint geneigt, diesen störenden Gegensatz der Ausführung zur Idee nur auf Rechnung der verfehlten Wahl eines ungünstigen Stoffs zu setzen. Wir möchten darin noch etwas anderes sehen. Schiller, der anscheinend in so hohem Grade „demokratische" Dichter, war doch im tiefsten Grunde seiner Seele aristokratisch und monarchisch gesinnt. Nicht aus politischer Parteinahme, sondern vermöge jenes ästhetischen Grundzugs der Sturm- und Drangperiode, der auch ihm eigen war, nach Verherrlichung der Individualität, des einzelnen Helden als eines mit souveräner Macht und Ueberlegenheit über alle seine Umgebungen hinausragenden und gebietenden. Darum ward der mit den Köpfen wie mit den Herzen genial spielende, alles in Schatten stellende, alles mit einem Winke lenkende Fiesco Schiller's Lieblingsfigur; seine Verherrlichung, nicht die der Republik, trat als Hauptsache in den Vordergrund, das andere ward nur Folie für den Helden.

Daß Schiller diesen Tic für das monarchische Element, für die Bevorrechtung der Einzelpersönlichkeit im Politischen und Socialen auch später vielfach bekundet: in seiner schon früh entschiedenen Abneigung gegen die Französische Revolution, die bis zu der Anwandlung stieg, für Ludwig XVI. in einem Mémoire einzutreten, in Stellen wie die oft citirte: „Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn" u. dgl., ist hinlänglich bekannt. Ja selbst in der scheinbar zweifellosesten Verherrlichung republikanischer Freiheit und Gleichheit, im „Tell", ist es eigenthümlich, wie Schiller, allerdings theilweise in Uebereinstimmung mit der Geschichte oder der geschichtlichen Sage — aber doch nur theilweise — das Hauptverdienst der Befreiung der Schweiz von Tyrannenmacht einem einzelnen zuweist, während das eigentlich demokratische oder Massenelement zwar in höchst idealer und schwunguoller Weise, aber doch mehr nur äußerlich decorativ, als wirklich activ zur Geltung kommt. Denn die Verschwörung auf dem Rütli bringt es nur zum Reden und Berathen, nicht zum Handeln, da sie dieses Handeln so lange verschoben hat, bis unterdessen Tell's Einzelthat den schlimmsten Feind der Freiheit unschädlich gemacht; die übrigen Tyrannen fallen, soweit dies im Drama angedeutet ist, theils durch ein ohne Zuthun des Schweizervolks ihm zu Hülfe kommendes äußeres Moment, die Ermordung des Kaisers, theils wiederum durch den Entschluß eines einzelnen, und zwar eines Aristokraten, des Rudenz, der auf seine Hand es unternimmt die Burgen der Vögte zu brechen, und dem die andern folgen.

Dagegen hat Hettner vollkommen recht, „Cabale und Liebe" als eine durch und durch „revolutionäre" Tragödie zu bezeichnen. Hier steht wieder das Individuum (wie in den „Räubern") mit seinen Ansprüchen von Herz und Natur allein gegenüber den conventionellen Verhältnissen einer verderbten Gesellschaft.

Daß die „Räuber" und „Cabale und Liebe" ihrer dramatischen Anlage nach bloße „Intriguenstücke" seien, können wir nicht ganz zugeben. Wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem es (ebenfalls nach Hettner's Urtheil, dem wir dort ganz beipflichten) Lessing's „Miß Sara Sampson" und „Emilia Galotti" sind. Die bloße Einschiebung eines intriguenhaften Mittels in die Ver- oder Entwickelung (wie des untergeschobenen Briefs in den „Räubern", des der Luise dictirten Briefs in „Cabale und Liebe") macht an sich diese Stücke noch nicht zu Intriguenstücken (wenn auch der Gebrauch jener Mittel getadelt werden muß), da offenbar in ihnen eine wirkliche innere Spannung tragischer Gegensätze vorhanden ist, welche zu einer Katastrophe hindrängt.

Vollkommen stimmen wir dem bei, was Hettner über den schon in diesen ersten Stücken Schiller's, ja in ihnen zum Theil entschiedener als in den spätern, formell mehr abgeklärten, sich zeigenden dramatischen Nerv, über das Packende einzelner Situationen, über den raschen Fortgang der Handlung u. dgl. sagt.

Neben jenen ersten Dramen athmen auch die lyrischen Gedichte Schiller's aus der gleichen Zeit (die „Anthologie") eine theils verdüsterte, theils wildrevolutionäre Stimmung im Sittlichen, Socialen, Politischen. Auch von dem „Spinozismus" (auf den Hettner mit besonderer Liebhaberei überall fahndet) werden bei Schiller Spuren gefunden.

Den „Don Carlos" betrachtet Hettner als den „Abschluß der Schiller'schen Jugenddramen". Er verhält sich zu den „Räubern", zu „Fiesco", zu „Cabale und Liebe" wie das Ziel zum Wege. Dort der Kampf gegen die bestehenden Zustände, hier der Kampf für die Verwirklichung bestimmter Zukunftsideale. Dabei ist Hettner nicht blind gegen die künstlerischen Mängel des Stücks, das „Zerfahrene und Verworrene in der Charakterzeichnung", die bisweilen „mit allen Gesetzen der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit in den schreiendsten Widerspruch tritt" — ein Vorwurf, von dem „gerade die berühmteste und gehaltvollste Scene, das Zwiegespräch zwischen König Philipp und Marquis Posa, am schwersten getroffen wird".

Digitized by Google

Auch zwei sonst wenig beachteten Arbeiten Schiller's — Fragmenten — aus dieser frühern Zeit, dem „Geisterseher" und dem „Menschenfeind", wendet Hettner größere Beachtung zu, dem erstern als einem Kampfe gegen die zelotische Herrschsucht und Proselytenmacherei, dem zweiten als einem wenn auch unfertig gebliebenen Denkmal eines innern Klärungsprocesses des Dichters selbst.

Diesen innern Abklärungsproceß setzt Hettner in den dresdener Aufenthalt und den vertrauten Umgang Schiller's mit der Familie Körner:

Schiller's phantastische Ueberschwenglichkeit ernüchterte sich an der klaren und maßvollen Besonnenheit Körner's. Es war das erste mal, daß er das ruhige Glück eines geordneten Familienlebens genoß. Der Bruch mit der Sturm- und Drangperiode vollzieht sich mit vollster und klarster Bewußtheit. Das Titanenthum ist geläutert, Einsicht in die Unentbehrlichkeit der Beschränkung, aber innerhalb dieser um so festeres Streben nach Rettung und Verwirklichung des unausgebbaren Ideals reiner und schöner Menschlichkeit.

Das letzte (zehnte) Kapitel in Hettner's Buch ist „Theater und Roman" überschrieben und faßt ein reiches Material in engem Rahmen zusammen: erst die Bestrebungen Schröder's und Fleck's für Veranschaulichung der Shakspeare'schen Gestalten auf dem deutschen Theater, dann die eigenen theatralischen Schöpfungen Schröder's, Iffland's u. a. mit ihren politisch oder social-demagogischen Pointen, andererseits die „Ritter- und Räubergeschichten" nach Goethe's und Schiller's Vorgang; ferner den Roman in seinen freilich nur erst schwachen Anfängen, Hippel's sternirenden „Versuche", Müller's „Siegwart", das abgeblaßte Nachbild Werther's, den Ritter- und Räuberroman, endlich die Familiengemälde von Lichtenberg und Merck. Das Buch schließt mit einer Hindeutung auf die „neue Wendung" im deutschen Roman, die der „Wilhelm Meister" bezeichne, „wo die Besten und Trefflichsten den Kampf und Zwiespalt der Sturm- und Drangperiode überwanden und das Ideal nicht außer und über dem Leben, sondern im Leben selbst suchten".

Diese „neue Epoche" schildert Hettner in dem letzten Theile seines verdienstlichen Werks unter dem Titel: „Ideal der Humanität." Mit diesem wollen wir und in einem besondern Artikel beschäftigen.

Karl Biedermann.

# Feuilleton.

## Hermann Kurz über Gottfried von Strasburg.

Die beiden sehr beachtenswerthen Studien von Hermann Kurz: „Zum Leben Gottfried's von Strasburg" und „Gottfried von Strasburg und das Gottesurtheil seiner Zeit", welche er im Feuilleton der nun eingegangenen Wochenausgabe der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (im Jahrgang 1868; vgl. Nr. 11 d. Bl. f. 1869) niederlegte, konnte Reinhold Bechstein in der Einleitung zu seiner „Tristan-Ausgabe" berücksichtigen und verwerthen. Natürlich ließen sich in dem engen Rahmen einer Einleitung nur die Hauptpunkte und die Resultate hervorheben. Bechstein bemerkte in derselben, Kurz habe die Ergebnisse seiner Forschungen an einem Orte niedergelegt, wo sie der Fachmann nicht suchen würde. Bei der Unzugänglichkeit eines solchen Zeitungsorgans ist dieser Ort zugleich ein solcher, den der Fachmann nicht immer finden wird. Deshalb begrüßen wir es als eine sehr dankenswerthe Maßregel, daß Karl Barttsch den Wiederabdruck der Abhandlung oder vielmehr der Abhandlungen von Kurz in seiner „Germania" veranlaßte. Unter der Ueberschrift: „Zum Leben Gottfried's von Strasburg", finden wir dort im laufenden Jahrgang (1870) im zweiten und dritten Hefte nicht allein die gleichbetitelte erste Studie, sondern auch die über das Gottesgericht vereinigt. An einzelnen Stellen hat der Verfasser Zusätze gemacht oder leise geändert. Nicht nur die Fachgelehrten werden durch diese Abhandlung Anregung und Belehrung empfangen, sondern jeder Literaturfreund wird sich an ihr erfreuen können. Sachgemäße Gelehrsamkeit bietet Kurz in vollem Maße, wenn sie auch bei ihm nicht im Zunftzopf erscheint; dabei hat er es verstanden, seine Arbeit mit einem so freundlichen Gewande auszustatten und zu schmücken, daß ihre Lektüre zum Genusse wird.

## Notizen.

„Ausgewählte Schriften" von K. A. Varnhagen von Ense erschienen im Verlag von Brockhaus in Leipzig, ein Unternehmen, welches bei dem wohlverdienten Ruhm dieses Autors, ein Vertreter unserer classischen Prosa zu sein, ganz abgesehen von den reichhaltigen Beiträgen zur Geschichte unsers Jahrhunderts, die in diesen Schriften des vielgenannten Diplomaten enthalten sind, gewiß auf allgemeine Theilnahme rechnen darf. Die Sammlung zerfällt in drei größere Abtheilungen, welche „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens", „Biographische Denkmale" und „Vermischte Schriften" umfassen. Die Verlagsbuchhandlung sagt in dem Prospect des Werks mit Recht: „Varnhagen von Ense ist als einer der hervorragendsten Schriftsteller in der deutschen Literatur geschätzt und anerkannt. Seine Lebensbeschreibungen von Kriegshelden, Staatsmännern, Dichtern und Gelehrten, ausgezeichnet durch glänzende Charakteristik wie durch gewissenhafte Treue, haben ihm die erste Stelle als Biographen angewiesen, und vielfach ist ihm der Name des deutschen Plutarch zuerkheilt worden. Die Erzählung seiner eigenen Denkwürdigkeiten eröffnet einen umfassenden Einblick in die ganze bewegte und merkwürdige Zeit, die er durchlebte, und die ihn mit fast allen großen und einflußreichen Persönlichkeiten dieser Epoche in Beziehung brachte. In den vermischten Schriften entfaltet er eine erstaunliche Vielseitigkeit productiver Begabung. Alle seine Aufzeichnungen aber sind wichtige Beiträge zum Verständniß der Gegenwart, während sich zugleich die Höhe seines überschauenden Geistes wie die Tiefe seines edeln, für Vaterland, Freiheit, Wissenschaft, Poesie, Liebe und Freundschaft erglühenden Herzens in ihnen abspiegelt. Varnhagen war Patriot im vollen Sinne des Worts; in den Verwickelungen der Ereignisse stets nur seiner reinsten Ueberzeugung folgend, widerstand er, sobald sie mit seinen Principien nicht übereinstimmten, den glänzendsten Anerbietungen, wie sie seinen außerordentlichen Talenten nicht fehlen konnten. Diese seiner Werke sind bereits vergriffen und dadurch der jüngern Generation unzugänglich geworden; eine Sammlung seiner Schriften konnte aber aus dem Grunde bisher nicht erscheinen, weil das Verlagsrecht derselben nicht in Einer Hand vereinigt war. Nachdem es nunmehr der Verlagshandlung gelungen, das Eigenthum sämmtlicher hier in Betracht kommenden Werke Varnhagen's zu erwerben, veranstaltet sie eine Sammlung ausgewählter Schriften desselben, welche den so gehaltvollen und echt vaterländischen Schriftsteller dem deutschen Volke in neuem und vervollständigtem Gewande vorzuführen bestimmt ist. Im Interesse einer allgemeinen Verbreitung ist der Preis der Sammlung möglichst niedrig gestellt worden. Diese Sammlung erhält noch besondere Bedeutung und doppelten Werth dadurch, daß viele Ausschlüsse und Ergänzungen von Varnhagen's Hand, die aus politischen Rücksichten, oder weil zarte und stürmische Herzensbeziehungen des Verfassers

Digitized by Google

darin berührt wurden, bei den früheren Ausgaben zurückbleiben mußten, hier zum ersten male eingefügt sind, indem jetzt der Zeitpunkt erreicht ist, den Barnhagen selbst für deren Veröffentlichung in Aussicht genommen hatte."

Der vorliegende erste Theil beginnt mit den „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens", die in dritter vermehrter Auflage vorliegen. Ueber diese sagt Ludmilla Assing in der Einleitung: „Sie eröffnen die Anschauung in die ganze bewegte und merkwürdige Zeit, die er selbst durchlebte; die große französische Revolution, der deutsche Befreiungskrieg, die auf ihn folgende Unterdrückung von innen, die Kämpfe und Bestrebungen deutschen Freiheitssinnes und deutschen Geistes, das Fest des Fürsten von Schwarzenberg, die Rückkehr der Bourbonen, Napoleons Ermordung und ihre Folgen ziehen in wechselnden Bildern an uns vorüber. Mit den meisten großen und einflußreichen Persönlichkeiten seiner Epoche wurde Varnhagen durch die Ereignisse und durch seine Stellung in Berührung gebracht, und so treten sie alle in buntem Wechsel vor uns hin: Prinz Louis Ferdinand, Blücher und Tettenborn, Napoleon und Metternich, Stein, Hardenberg, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich August Wolf, Fichte, Goethe, die beiden Schlegel, Chamisso, Gentz und Adam Müller, Rahel und der genial geistreiche Kreis, der sie umgab, Fran von Staël u. i. w. Diese Namen mögen genügen; aber noch viele wären zu nennen, denen man in diesen Aufzeichnungen begegnet!"

Ein auf weiteste Kreise berechnetes Repertorium der neuen Kriegslyrik ist die von Ernst Schlemann herausgegebene „Sammlung der deutschen Kriegs- und Volkslieder des Jahres 1870" (Berlin, Liebheit und Thiesen). Der Vorrede zufolge macht sie auf möglichste Vollständigkeit Anspruch, insoweit eine solche durch die Zulendung der in Zeitungen abgedruckten Gedichte an die Redaction des „Staatsanzeiger" zu erreichen war. Außer dem „nach Inhalt oder Form völlig Ungenießbaren" scheint jedoch, jedenfalls aus zufälligen Gründen, auch einige der poetisch bedeutenderen Gedichte der Epoche, wie z. B. die meisten von Julius Grosse u. a. Dagegen findet sich viel kunstlos Volksthümliches, trivial Gesinnungstüchtiges, aber auch manche frische und wenig bekannte Lied. Da die Zeit kritischer Sichtung für die massenhafte Kriegslyrik von 1870 noch nicht gekommen scheint, so ist eine solche möglichst vollständige und durch Angaben über Verfasser, Register u. s. w. wohl orientierende Sammlung, die nach Ausstattung und Preis für weiteste Kreise bestimmt ist, gewiß willkommen.

## Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Talbot Harland. Roman aus den Tagen Karl II. Aus dem Englischen von Lina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schicke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

An Deutschland! Eine Festgabe zur Gründung seines neuen Reiches im Jahre 1871. Von einem alten Feldgrauen aus dem dreißigsten Jahrhundert. Leipzig, Literarisches Institut. Gr. 8. 2 Ngr.

Anerbach, B., Wieder unter! Gedenkblätter zur Geschichte dieser Tage. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Bandtke, R., Das Franzosenthum. Ein Spiegelbild aus dem letzten Kriege. Leipzig, O. Wigand. 16. 5 Ngr.

Bob's, F. W., Bühnen-Repertoir des In- und Auslandes. Nr. 277: Ulane und Tambour. Gereimtes mit Gesang von A. F. Hugo. Berlin, Hayns Erben. Gr. 8. 1½ Ngr.

Bachner, W., Beethoven. Ein Lebensbild. Ldzr. Gr. 16. 7½ Ngr.

Carri, C., Gottlieb. Ein Stiftsleben. Leipzig, Engelmann. 16. 20 Ngr.

Cohn, L., Die Humanisten-Periode. Vortrag. Potsdam, Gropius. Gr. 8. 6 Ngr.

Dahn, F., Maeta imperator! Heil dem Kaiser. Gedicht. Berlin, Mittler u. Sohn. 12. 2½ Ngr.

Dorst, N. H., Die Ehre der göttlichen Komödie. Eine Studie. Leipzig, Tendner. Gr. 8. 24 Ngr.

Dindler, C. L., Durch die Zeitung. Roman. 2 Bde. Leipzig, Schicke. 8. 3 Thlr.

Erd, W. H., Hauptelpostitle Aufgaben nach dem Kriege und bei der Annexion des „Generalgouvernement Elsaß". Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 5 Ngr.

Fechner, G. T., Zur experimentalen Aesthetik. 1ster Thl. Leipzig, Hirzel. Lex. 8. 20 Ngr.

Fischbach, O., Krieg von 1870. Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg. Mit Kaf. Straßburg, Schauenburg. 8. 20 Ngr.

Francois, Louise v., Die letzte Reckenburgerin. Roman. 2 Bde. Berlin, O. Janke. 8. 2 Thlr.

Fries, R., Die Frau des Mannes. Eine kleine Erzählung aus der großen Gegenwart. Jever, Mutter. 8. 12 Ngr.

Frohnhäuser, J., Geschichte der Reichsstadt Wimpfen, des Ritterstifts St. Peter zu Wimpfen im Thal, des Dominicanerklosters und des Hospitals zum heiligen Geist zu Wimpfen am Berg. Nach Urkunden zusammengestellt. Darmstadt, Jonghaus. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Gual, Moeie, Das Vermächtniß der Signora. Roman. 2 Bde. Berlin, O. Janke. 8. 2 Thlr.

Genichen, O. F., York. Schauspiel. Berlin, Gropius. 8. 15 Ngr.

Giesebrecht, W., Deutsche Reden. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 24 Ngr.

Hanserecesse, Herausgegeben durch die historische Commission bei der bayerischen (bayerischen) Academie der Wissenschaften. 1ster Bd. Die Recesse und andern Akten der Hansetage von 1256—1430. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1870. Hoch 4. 4 Thlr.

Hofmann, A. W., Zur Erinnerung an Gustav Magnus. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 28 Ngr.

Die Kaiserfrage. Eine geschichtliche Untersuchung. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Kaiserschaft. Festspiel in 3 Aufzügen. Wernigerode. 8. 5 Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. VIII. Geschichte des spanischen Drama's. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Knochenhauer, L., Geschichte Thüringen's zur Zeit des ersten Landgrafenhauses (1039—1247.) Mit Urkunden herausgegeben von K. Wenzel. Mit Vorwort und einer Lebensskizze des Verfassers von R. Ulinger. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Labouchère, H., Paris während der Belagerung. Aus dem Tagebuche eines Belagerten. Leipzig, Wiedel. 8. 5 Ngr.

Lammers, A., Deutschland nach dem Kriege. Ideen zu einem Programm nationaler Politik. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.

Lieder aus Frankreich von einem deutschen Soldaten (und dem Jahre 1870). Berlin, A. Dunder. Gr. 16. 20 Ngr.

Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges in dem Jahre 1870 und 1871. Gesammelt und herausgegeben von F. Lippertheide. 10te bis 11te Lief. Berlin, Lipperheide. Hoch 4. 1 Thlr.

Marchalatti, A., Die Hebin von St. Remy. Historisch-romantischer Erzählung aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges 1870. 1ste und 2te Lief. Berlin, Hetterman u. Comp. Gr. 8. à 5 Ngr.

Murpurg, O., Briefe über religiöse Dinge. 1ste Folge. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.

Meyer, C. H., Romanen und Bilder. Leipzig, Haessel. Gr. 16. 10 Ngr.

Mockwitz, J., Dem wenen Kaiser. Leipzig, Kollmann. Lex.-8. 6 Ngr.

Nassel, R. de, Gedichte, Aus dem Französischen. Berlin, A. Dunder. Gr. 16. 25 Ngr.

Neumeister, R., Dahelm in Deutschland und Rumänien. Dichtungen und Uebersetzungen. Chemnitz, Bassé. 8. 20 Ngr.

Nolfert und Nolfertsche Erzählungen und Anekdoten im Saberner Dialekt. Aus dem Leben gegriffen und niedergeschrieben von einem Saberner der letzten Zeit. Mit einer Zugabe von plattdeutschen Gedichten. Celle, Schulze. 8. 12 Ngr.

Noack, L., Aus der Jordanwüste nach Golgatha. Darstellung der Evangelien Jesu auf Grund freier geschichtlicher Untersuchungen über das Evangelium und die Evangelien. Neu Buch: Ermittlung sowier evangelischer Grundschriften aus dem Zeitalter der Apostel. Mannheim, Schneider. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Preußen und Frankreich zur Zeit der Juliorevolution. Vertraute Briefe des Preußischen Generals von Rochow an den Französischen Generalminister von Nagler. Herausgegeben von Ernst Reichner und Karl Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Prutz, R., Kaiser Friedrich I. 1ster Bd. 1152—1165. Danzig, Kafemann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Raabe, E. v., Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Deutsche Geschichte von 1780—1790. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Lex.-8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Reber, W., Leitfaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft oder allgemeinen Handelslehre. Zum Gebrauche in Handelsschulen. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Schmidt, L., Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit. Neue Folge. Leipzig, Tendner u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schwordt, L., Laues Cranach des Aeltern Leben und Werke. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Aer Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Semmler-Detlefs, Briefe an die italienische Patrioten über den deutschen Krieg und seine Folgen. Berlin, Janke. 8. 2½ Ngr.

Sieratowski, E. v., Erinnerungen eines Schwerenöthers aus 1866. Berlin, Hayn's Erben. Gr. 8. 5 Ngr.

Streusshuppen, gefallen vom politischen Himmel des Jahres 1870. Eine Chronik in hochdeutschen Reimen von Hermanak. Dierichswerder. Gr. 16. 2 Ngr.

Tod Tropfen im Meer, (Gedichte) von E. W. Breslau, Priebatsch. 16. 5 Ngr.

Wachenhusen, H., Tagebuch vom französischen Kriege. 1ste Lief. Berlin, Hasselmann-Expedition. 8. 3 Ngr.

Wattenbach, W., Das Schriftwesen im Mittelalter. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 2½ Ngr.

Weihbrecht, K., Lieder von Einem der nicht mitdarf. Kriegstieder 1870. Stuttgart, Kest. Gr. 16. 2 Ngr.

Weiste, W., Mönchsbeile bei Wendisch Buchholz. Ein Streifzug in die Weissenche und Märkische Kirchengeschichte. Berlin, Mit ler u. Sohn. 8. 15 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Ausgewählte Schriften
von
## K. A. Varnhagen von Ense.

In Bänden von 20—25 Bogen. Jeder Band geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erster Band.

Die hiermit beginnende Sammlung der besten Werke Varnhagen's, seiner geistreichen Memoiren, seiner classischen Biographien, der pikanten Aufsätze über Politik, Literatur und gesellschaftliches Leben, darf gewiß auf allgemeinste Theilnahme rechnen, da von diesen der deutschen Nationalliteratur angehörigen Werken mehrere gänzlich vergriffen sind, die übrigen aber nur in ungleichen, veralteten und theuern Drucken vorliegen. Sie wird in drei Abtheilungen die „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" (in dritter vermehrter Auflage), die „Biographischen Denkmale" und die „Vermischten Schriften" (ebenfalls meist in zweiter oder dritter Auflage) enthalten. Gefälliger Druck und wohlfeiler Preis dienen der Sammlung zur weitern Empfehlung.

Der erste Band ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.
Von
Dr. Ludwig von Rönne,
Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D., und Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

In zwei Bänden von je zwei Abtheilungen.

Diese, mit den neuesten Gesetz- und Verfassungsänderungen vermehrte dritte Auflage des berühmten Werks wird in 16 Lieferungen zum Preise von je 20 Ngr. ausgegeben. Der erste Band, das Verfassungs-Recht, liegt vollständig vor und kostet geh. 5⅓ Thlr., in Halbfranzband 6 Thlr.; vom zweiten Bande, das Verwaltungs-Recht enthaltend, ist bereits die erste Abtheilung erschienen, der Schluß des Ganzen befindet sich im Druck.

Das Werk darf namentlich auch den Mitgliedern des Deutschen Reichstags empfohlen werden, da es zugleich das Verhältniß Preußens zum Norddeutschen Bunde sowie zum Deutschen Reiche eingehend behandelt.

In allen Buchhandlungen ist das Erschienene vorräthig und ein Prospect über die dritte Auflage gratis zu haben.

## Histoire de la révolution française
par
## M. A. Thiers.
6 volumes.

8. Geh. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Diese Ausgabe von Thiers' berühmter Darstellung der Französischen Revolution in der Originalsprache, aus sechs starken schönegedruckten Bänden bestehend, wurde von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, um vielseitigen Wünschen zu genügen, für kurze Zeit von 6 Thlr. auf 2 Thlr. im Preise ermäßigt. Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu dem ermäßigten Preise.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Weihgeschenke zur Confirmation.

### Illustrirte Bibel.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Bendemann, Overbeck, Rethel, L. Richter, Schnorr von Carolsfeld, Steinle, Strähuber u. a. Groß-Quart. Geh. 7½ Thlr. Geb. in Halbfranz 9½ Thlr., in Leder mit Goldschnitt 10 Thlr., in Chagrinleder 11 Thlr.

### Hausbibel.

Klein-Quart. Geh. 3½ Thlr. Geb. in Halbfranz 4 Thlr., in Leder 5 Thlr., in Leder mit Goldschnitt 5½ Thlr.

### Das Neue Testament und der Psalter.

Mit Photographien nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands. Octav. Cart. 4 Thlr. 24 Ngr. Geb. in Chagrinleder 6 Thlr.

### Die Länder und Stätten der Heiligen Schrift.

Von Friedrich Adolph Strauß und Otto Strauß.

Mit hundert Bildern nach Zeichnungen von Halbreiter, Berauz u. a., drei Karten, und einem Titelbilde von Strähuber. Groß-Quart. Geh. 9 Thlr. Geb. in Leinwand 11⅓ Thlr., in Chagrinleder 12½ Thlr.

Diese aufs würdigste ausgestatteten, von den hervorragendsten deutschen Künstlern illustrirten Bibelwerke (früher Verlag der Bibelanstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) sind besonders als Fest- und Weihgaben zu Weihnachten und Ostern, bei Jubiläen, Hochzeiten, bei der Confirmation u. s. w. zu empfehlen und in einfachen wie in kostbaren Einbänden durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.
Aus seinen Briefen und nach eigner Erinnerung geschildert von
## seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von
Friedrich Nippold.

Dritter Band:

England und Deutschland.

Mit einem Porträt Bunsen's nach Julius Koeting und einem Generalregister.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Der erste und zweite Band haben denselben Preis.)

Dieser soeben erschienene Band vollendet das in jeder Hinsicht interessante und bedeutende Werk. Wenn schon die Biographie eines so vielseitig thätigen Staatsmannes und Gelehrten wie Bunsen für sich allein die Theilnahme der Leser in hohem Grade fesseln muß, so bietet die vorliegende Lebensbeschreibung außerdem einen umfassenden Einblick in die politischen und kirchlichen Bewegungen Deutschlands, welche den Boden für die gegenwärtige Erhebung und Einigung bereiteten. Bunsen war, wie sich aus den hier mitgetheilten Briefen und Aufzeichnungen ergibt, einer der kräftigsten Förderer der neuen Zeitepoche.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 13. April 1871.



Inhalt: Kunst und Cultur im Reformationszeitalter. Von Rudolf Gottschall. — Neue Schriften von Melchior Meyr. Von Alexander Jung. (Beschluß.) — Vom Büchertisch. — Romane aus dem Englischen. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Kunst und Cultur im Reformationszeitalter.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Von Moritz Carriere. Vierter Band. Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Das große Werk von Moritz Carriere, eine interessante Verschmelzung der Kunst- und Culturgeschichte unter gemeinsamen philosophischen Gesichtspunkten, schreitet rüstig seiner Vollendung entgegen. Wir haben die frühern Bände bereits einzeln bald nach ihrem Erscheinen in d. Bl. besprochen und dabei auch ein Gesammtbild von der eigenthümlichen Physiognomie des Werks zu geben versucht*); wir möchten es wiederholt als eine Fortführung und Ausfüllung von Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" bezeichnen. Mindestens ist es dem Herder'schen Werk, wie überhaupt dem Herder'schen Genius geistig verwandt, wenngleich Herder die großen Epochen der Geschichte mehr nach ihrem politischen Inhalt zu bestimmen und abzugrenzen suchte und sich nicht zur Charakteristik einzelner hervorragender Gestalten, wie sie die Kunstgeschichte nicht entbehren kann, herabließ. Aber die gleiche Wärme und Lebendigkeit der Darstellung, der gleiche Glauben an den Fortschritt der Menschheit und der gleiche milde, humane Geist, voll Empfänglichkeit für das Schöne und feiniger Auffassung desselben in allen seinen Gestaltungen durchweht das Werk von Carriere, dessen Lektüre ebenso anregend wie befriedigend wirkt. Es wäre thöricht, den Werth desselben messen zu wollen nach dem Werth der Einzelforschungen, die es enthält, nach dem Gewicht, mit dem es in die Wagschale der Fachgelehrsamkeit fällt. Die deutsche Wissenschaft muß sich endlich von dem Wahn emancipiren, daß nur die Specialität ein Anrecht gibt auf wissenschaftliche Geltung, daß die Entdeckung neuer Quellen, neuer Lesarten, die Lichtung und neue Feststellung des historischen und philologischen Details allein die gelehrte Würde wahre. Die großen Verdienste solcher Thätigkeit darf man nicht überschätzen, am wenigsten zu den alleinseligmachenden im Reiche der Wissenschaft stempeln. In der bildenden Kunst herrscht das umgekehrte Verhältniß: man schätzt den Marmorarbeiter geringer, der das Material bewältigt und die ersten Blöcke zurechthaut, als den Bildhauer, der in den bereits geformten Stein die künstlerische Idee, das Bild der eigenen Seele haucht. So möge man in der Wissenschaft beide wenigstens gleichschätzen, den tüchtigen Fachgelehrten, der in die Schachten hinabsteigt und neues Erz zu Tage fördert, und den Denker, der den eroberten Schätzen die feine künstlerische Fassung gibt und sie nach höhern Gesichtspunkten gruppirt. Je begründeter die Klage ist, daß die deutsche Wissenschaft und Geschichtschreibung nur zu sehr noch eine künstlerisch geadelte Form der Darstellung verschmäht, noch zu sehr von der Fülle des Stoffs beherrscht wird, statt diese zu beherrschen: desto höher muß man Werke stellen wie das von Carriere, welche durch eine geschmackvolle, durchsichtige Darstellung die weitesten Kreise der Gebildeten für ihre wissenschaftlichen Aufgaben zu interessiren wissen.

Ueber Auffassung und Inhalt des vorliegenden Bandes, der eine Fülle des wichtigsten noch für unsere Zeit bedeutsamen Stoffs behandelt, sagt Carriere in der Vorrede:

Mein Buch ist auf den Glauben an die sittliche Weltordnung begründet, die sich ja während dieses Sommers dem ganzen Volke sichtbar bezeugt und handgreiflich bewährt hat; in einem großen europäischen Geschick ist ihr Walten uns zur eigenen Lebenserfahrung geworden: so darf wol das Bestreben, Gott in der Geschichte vornehmlich im Gebiet des Schönen nachzuweisen, auf ein willfähriges Verständniß rechnen. Im Sieg des Deutschthums wollen wir uns nicht überheben, sondern Mäßigung und Gerechtigkeitssinn bewahren. Die Blüte der italienischen und deutschen Malerei, das Drama der Spanier und Engländer sind Höhepunkte der Kunst; jeden in seiner Eigenthümlichkeit anzuerkennen war ich bedacht, aber auch die

*) Vgl. erster Band in Nr. 34 d. Bl. f. 1863; zweiter Band Nr. 15 f. 1866; dritter Band Nr. 40 f. 1868. D. Red.




Digitized by Google

Renaissance und Reformation überhaupt hoffe ich unbesangen gewürdigt zu haben. Nicht minder die französische Nationalliteratur. Wir brauchen uns heute nicht mehr von ihrer Zwangsherrschaft zu befreien wie zu Lessing's Zeit, wir können jetzt ihr Verdienst, ja einen weltgeschichtlichen Fortschritt in ihr anerkennen; Descartes und Molière stehen in erster Reihe; Pascal, Corneille, Racine sollen ihre Ehre haben. Mein Buch zeigt, wie Frankreich seit Heinrich IV. emporstieg, und der Schutzband wird das im 18. Jahrhundert weiterführen; aber schon hier ist auch das Nachtheilige der alles regelnden Centralisation benannt. Wie Deutschland aus seiner Ohnmacht sich durch innere Sammlung und unverdrossene Arbeit wieder erhoben, so hoffe ich auch für Frankreich nach seinem Sturz eine Auferstehung durch Selbsterkenntniß und sittliche Zucht, durch die Schule der Selbstverwaltung im Gemeindeleben. Es wird wieder Friede werden; Germanen und Romanen haben fortwährend voneinander zu lernen, einander zu ergänzen; das Gesammtbild des europäischen Geistes, wie ich es hier von der Vergangenheit entworfen habe, wird das auch für die Zukunft als nothwendig erschienen lassen.

In allgemeinen Umrissen sind hier schon die Stoffe bezeichnet, welche der vorliegende Band der culturhistorischen Kunstgeschichte Carriere's enthält. Der Geist der Epoche selbst ist derjenige der Emancipation von der todten Herrschaft der Ueberlieferung, der Drang nach persönlicher Selbständigkeit und rein menschlicher Bildung. Es war gleichsam die Morgendämmerung geistiger Freiheit, welche über diesem Zeitalter emporstieg, und als Morgenstern funkelte über ihm der wiederkehrende Abendstern, welcher vor der langen Nacht geleuchtet hat — die classisch-humane Bildung des Alterthums, der Humanismus der Wissenschaften, die Renaissance der Künste.

Zutreffend ist die Charakteristik, die Carriere von den allgemeinen Grundzügen der Epoche im Leben und in der Kunst gibt; er weist nach, wie die Menschheit in das eigene Innere herabstieg, die eigene Vergangenheit wieder ans Licht beschwor und sich auch in der Natur heimisch fühlte, obgleich die Beobachtung und Forschung noch mit der Einbildungskraft und ihren Wundern verwoben bleibt, Astrologie und Astronomie, Magie und Physik noch ineinander spielen. Treffend ist auch die folgende Bemerkung:

Wenn es die Art des Frühlings ist, in der Natur wie in der Geschichte das Eis im Sturme zu brechen, so wird uns das gewaltige Ringen, der heftige Kampf im Uebergange aus dem Mittelalter in eine neue Epoche nicht befremden; erstaunlich aber bleibt immer die Menge groß und reich angelegter Persönlichkeiten auf allen Gebieten, und wieder zum Beweis, daß eben der Durchbruch der Individualität als solcher, ihre Befreiung und harmonische Gestaltung der Wille der Vorsehung war. Luther und Columbus, Leonardo da Vinci und Michel Angelo, Dürer und Rafael, Machiavelli und Descartes, Shakspeare und Cervantes, Cromwell neben Milton, Ludwig XIV. neben Molière, Jordan Bruno und Jakob Böhme, wie bewundernswerth ist ihre Begabung, wie mannichfach ihr Wirken, und wie alles doch von ihrer persönlichen Eigenthümlichkeit getragen, die nun nicht so sehr das Musterbild des Nationalcharakters ist, wie im Alterthum es mit großen Männern der Fall war, sondern zugleich eben eine Specialität, eine originale Wesenheit für sich darstellt. Von vielen haben urtheilsfähige Zeitgenossen gesagt, daß der Mensch größer in ihnen gewesen sei als die Werke, die sie hervorgebracht.

Der allgemeinen Einleitung folgen zwei Abschnitte, in denen „Der Humanismus und die Gelehrtendichtung" und die „Volkslieder und Volksbücher" behandelt werden. Anziehend ist die Charakteristik der Humanisten, sowol der italienischen wie der deutschen, eines Erasmus, Reuchlin, Hutten, der letzte der kampfmuthigste Herold einer neuen Epoche, deren Programm er in die schlagkräftigen Worte faßte:

Nach langer Blindheit ist Deutschland wieder sehend geworden: es erstarken die Künste, es gedeihen die Wissenschaften; die Barbarei ist verbannt und die Geister erwachen. Der Kerker ist gesprengt, der Würfel ist gewonfen, zurückgehen können wir nicht mehr. Den Dunkelmännern habe ich den Strich gereicht, wir sind die Sieger!

Von den Hauptwerken der Humanisten gibt Carriere, ohne in ein todtes Registriren zu verfallen, ein anziehendes, inhaltreiches Bild. Was Einzelheiten betrifft, so möchten wir die lateinische Poetik von Justus Scaliger höher stellen als Carriere; denn obschon der Vergleich dieses Werks mit den Werken der damaligen Botaniker und Zoologen, welche die Arten der gesammelten Pflanzen und Thiere nach getrockneten Herbarien und Bälgen beschrieben, ein durchaus begründeter ist, so findet sich doch bei Scaliger auch manche scharfsinnige Bemerkung und zutreffende Gruppirung der Begriffe. Auch ist es die Aufgabe der „Poetik", gerade das Detail in Betreff der Bilder, Tropen u. s. w. zu sondern und zu klären, und nach dieser Seite hin ist das Werk von Scaliger noch heutigentags empfehlenswerth.

Die Charakteristik der „Volkslieder und Volksbücher" verweilt nicht allein bei den deutschen, sondern geht auf die englischen und schottischen Balladen, auf die dänischen und norwegischen Volksgedichte, auf die spanische Romanzendichtung, auf die corsischen Todtenklagen u. a. näher ein in einer dergleichenden Darstellung, deren Vorzüge und auf ein Hauptverdienst in der Anordnung des Carriere'schen Werks hinführen. Es ist dies die wahrhaft historische Darstellung, welche nicht, wie dies Scherr in seiner „Allgemeinen Literaturgeschichte" gethan und Klein in seiner „Geschichte des Dramas" ebenfalls thut, eine universelle Geschichte durch das Zusammenklingen der einzelnen Specialgeschichten zu erreichen sucht, indem sie die Entwickelung der Literatur oder des Theaters bei jeder einzelnen Nation von ihren ersten Anfängen bis zum neuesten Abschluß durchführt. Nicht blos das Synchronistische ist dadurch ausgeschlossen, das über das orientirende gleiche Datum hinaus den höhern Werth besitzt, den Geist einer bestimmten Zeit in der Gesammtheit ihrer Erscheinungen begreiflicher abzuspiegeln, auch jene geschichtsphilosophische Auffassung, welche die einzelnen Nationen dann auf die Weltbühne führt, wo sie die geistige Führerrolle übernehmen, und so nicht blos die Wechselbeziehungen der Völker, sondern auch den Fortschritt der Menschheit selbst in seinen Hauptstationen weit anschaulicher macht. Carriere befolgt in seinem Werk diese richtige Methode; der Gang der Entwickelung selbst, der Genius der einzelnen Epochen tritt dadurch markirt hervor; es ist die echte universalgeschichtliche Darstellungsweise, für deren große Abtheilungen die Jahrhunderte und nicht die einzelnen Nationen den abschließenden Rahmen geben.

Wie hätte, bei der Beschränkung auf specielle Völkergeschichten, Carriere in den Abschnitt über „Staat und Geschichte" einen Thomas Morus neben einen Campanella, in denjenigen über „Die Naturanschauung und die Entdeckungen" einen Columbus, Kopernicus und Kepler, einen Bacon von Verulam und Galilei nebeneinander-

Digitized by Google

stellen und in der Gemeinsamkeit ihres Strebens charakterisiren können?

Ebenso führt er uns in der Abtheilung: „Aufschwung der bildenden Kunst im 15. Jahrhundert", den deutschen Realismus seit van Eyck, dann die Blüte der Kunst in Italien, die deutsche Kunst der Reformationszeit an einem zusammenhängenden Faden vor. Dieser Abschnitt ist von dem Verfasser mit besonderer Vorliebe ausgeführt; die Charakteristik eines Hubert van Eyck, eines Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael, Correggio, eines Dürer und Lukas Kranach gibt warm colorirte Charakterköpfe der großen Künstler. Das Urtheil Carriere's weicht zwar nicht ab von dem allgemeingiltigen; auch beruft er sich mehrfach auf Autoritäten des Faches, wie Burckhardt und Lübke; dennoch bewahrt die geschmackvolle Darstellung Carriere's selbständigen Werth durch die Zusammenfügung der gegebenen Züge zu einheitlichen Bildern, welche künstlerische und sonstige persönliche Eigenthümlichkeit lebensvoll verschmelzen. So ist namentlich der Charakterkopf Michel Angelo's vortrefflich gelungen.

In dem nächsten Abschnitt: „Die Poesie der Renaissance", bewegt sich Carriere vielfach auf demselben Boden mit Klein, der ihm für die Schilderung der damaligen Tragödie und Komödie, eines Trissino, Bibiena, Pietro Aretino als Quelle dient. Doch auch einen Bojardo, Ariosto, Tasso hat Klein, so wenig bedeutend ihre Stellung in der Entwickelung des Dramas ist, doch mit einer fast monographischen Ausführlichkeit behandelt. Vergleicht man die Darstellungen von Klein und Carriere, so muß man dem ersteren den größern Reichthum an Farben und Details und eine markige satte Darstellung einräumen, während bei Carriere die ästhetische Würdigung eine feinsinnigere ist. Die Analyse des „Rasenden Roland" namentlich betrachtet das Werk aus neuen Gesichtspunkten. Carriere nennt Ariosto den vorzüglichsten aller Unterhaltungsdichter, gefeilt ihn aber nicht den größten Genien zu:

Denn die höchsten Anschauungen seiner Zeit, die tiefsten Geistes- und Gemüthskämpfe derselben hat er nicht ausgesprochen, die Conflicte und Schmerzen der Menschenbrust nicht so aufgeschlossen, geläutert und verklärt, die Charaktere nicht so energisch und gründlich gezeichnet und durch Thaten und Leiden entfaltet, daß wir ihn einem Michel Angelo oder Rafael ebenbürtig erachten oder den Dichtern gleich stellen könnten, die später vollbrachten, was wir schon von ihm fordern möchten, wie Shakspeare und Cervantes, Goethe und Schiller. Seine Muse ist nicht die Lehrerin, Trösterin und Führerin der Menschheit auf ihrem ernsten Lebenswege, sondern sie will in geselligem Kreise in Stunden der Erholung auf eine gefällige Art mit leichterm Scherz erheitern und durch lustiges Geplauder ein sinnlich anmuthiges Behagen erwecken.

Wenn Carriere den Ariost einen Kunstdichter wie Virgil nennt, so wird dieser Vergleich doch alsbald durch den weit treffendern mit Ovid in den Schatten gestellt. Ueber Abhängigkeit der Dichtung Ariost's wie der ganzen gleichzeitigen Dichtung von der herrschenden Kunst der Epoche, der Malerei, sagt Carriere:

Ariost ist Dichter: er gestaltet alles zu lebendigen Bargängen, der Strom seiner wohllautenden Octaven bewegt die Gestalten stets in sorstschreitenden Handlungen, und wo er beschreibt, da ist doch stets die Schilderung mit der vorrückenden Begebenheit verschmolzen. Indeß ist nirgends klarer als bei ihm zu erkennen, daß die Malerei die höchste und die tonangebende Kunst seiner Heimat und seiner Zeit war, denn auch er ist vor allem ein großer Maler, auf sinnliche Schönheit oder schöne Sinnlichkeit gerichtet, weiß er durch sein Wort das Bild der Dinge vor unsere Anschauung zu zaubern und verweilt er am liebsten bei der Darlegung einer ansprechenden Situation. Damals ward es sprichwörtlich, die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Dichtkunst zu nennen. Aus Ariost's Schilderung Alcina's haben Italiener Vorschriften für den Zeichner und den Colaristen abgeleitet; Lessing zeigte, wie er sich in das Gebiet des bildenden Künstlers begeben, aber ungeachtet die Schönheit, deren Beschreibung uns kalt lassen würde, in Reiz verwandelt habe; denn Reiz ist Schönheit in Bewegung, und was uns im Gemälde Alcina's gefällt und rührt, ist Reiz. Ihre Augen werden nicht blos schmarz und feurig genannt, sie bewegen sich auch langsam und blicken halbfeig; Amor schießt aus ihnen seine Pfeile. Ihr Mund entzückt, nicht weil zwei Rosenlippen auserlesene Perlen umschließen, sondern weil hier das liebliche Lächeln geübet wird, das ein Paradies auf Erden öffnet, weil von hier aus Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen; ihr Busen begehrt weniger, weil Milch und Elfenbein und Aepfel uns seine niedliche Figur vorbilden, als vielmehr weil wir ihn sanft auf- und niederwallen sehen wie die Welle am Ufersand, wenn ein Zephyrhauch leise das Meer erregt. Angelika an der Klippe läßt uns Ariost mit Rübiger's Augen sehen, und bringt durch die Bewegung, die er hervorhebt, Leben in die Gestalt.

Weiß dünkt ihn sicherlich die nackte Schöne
Ein Alabaster- oder Marmorbild,
Das hier an dieser rauhen Felsenstehne
Des Künstlers kundige Hand dem Blick enthüllt,
Müßt' er nicht auch zugleich die helle Thräne,
Wenn zwischen Rosen sie und Lilien quillt,
Der festen Aepfel hohes Paar bethauen,
Das goldne Haar im Wind geflochten schauen.

Homer geht wie ein Plastiker auf in seinem Werk, Ariost wählt wie ein Maler seinen Standpunkt und läßt uns von demselben aus die Dinge betrachten, wie er sie sieht. Er ist subjectiv. Bei ihm entsteht nicht Begebenheit aus Begebenheit, sondern wie in der Seele die Vorstellungen sich hervorrufen, jetzt nach dem Contraste und jetzt nach der Sympathie, so ordnet er die Gestalten und Begebenheiten und bricht einen Faden jetzt ab, um später ihn wieder aufzunehmen, scheinbar nach Laune, im Grunde aber um der Hörer willen, die er niemals durch Einförmigkeit ermüden, sondern durch bunte Fülle unterhalten und ergötzen will, und nach dem Gesetze der Symmetrie. Echt malerisch ist aber die bunte Fülle des individuellen Lebens und seiner willkürlichen Triebe, sobald die Basis des Ebenmaßes doch durchschimmert.

Bei Tasso, findet Carriere, sei die Blüte der Malerei noch deutlicher nachzufühlen als bei Ariost; aber seine Empfindung sei so ganz in die Sache ergossen, daß sie auch uns ergreife, zumal umwoben von dieser Musik der Verse, die den vollsten Wohllaut der italienischen Sprache erklingen lassen. Das Gefühl der Liebe in den mannichfachsten Situationen aus der Seele und durch den Mund der Liebenden selbst erklingen zu lassen, sei Tasso's Stärke, viel schwächer die Darstellung des Weltgeschichtlichen; hier hemme ihn eine religiöse Befangenheit, die ihn im Mohammedanismus nur heidnischen Wahn oder Trug erblicken lasse.

Daß die Poesie der Renaissance indeß nicht blos in Italien, sondern auch, außer in Portugal und Spanien, in den „Lusiaden" von Camoëns und der „Araucana" von Ercilla, in England Blüten trieb, das beweist ein Blick in Spenser's „Feenkönigin":

Wie die Karl-Sage in Italien durch Ariost, so fand die mittelalterliche Artur-Dichtung in England durch Spenser gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine abschließende Darstellung im Sinne der Renaissance, der sie als eine Welt des schönen



Digitized by Google

Scheins vom geschichtlichen Boden abgelöst und mit Gestalten der antiken Mythe verwoben behandelt, und ihr durch die nahegelegte allegorische Deutung einen sittlichen Gehalt gibt. Schon der Titel „Feenkönigin" versetzt uns in die Gebiete der Phantasie; aber zugleich ist in jener die Königin Elisabeth verherrlicht, und ihr Name Gloriana stellt sie als die Krone des ritterlichen Lebens dar:

Nur ihr hoard aller Glanz zum Eigenthume,
Nichts gleicht an Anmuth ihr und tiefem Wissen,
Drum heißt Gloriana diese Folge Blume;
Lang, Gloriana, sei dein Leben voll von Ruhme!

Mit dem Greift und der philosophischen Entwickelung des Reformationszeitalters ist Carriere seit langer Zeit vertraut, wie sein bereits früher über dies Thema verfaßtes Werk beweist. Was er daher über Luther, die Reformation und am Schluß des Bandes über Bruno und Campanella, über Jakob Böhme und Descartes sagt, das darf als die Frucht langjähriger Studien betrachtet werden. Gleich interessant sind die Abschnitte über „Kirchenmusik und Gemeindegesang", über den Humor und die Satire des Zeitalters (Sebastian Brant, Rabelais, Fischart, Mendoza, Cervantes), über die Restauration der Kunst, den Jesuitenstil und Marinismus in Italien, wie über die bildende Kunst der Niederländer mit der sehr gelungenen Charakteristik von Rembrandt und der niederländischen Genremalerei, sowie über die bildende Kunst Spaniens mit dem Charakterkopf Murillo's.

Einer der wichtigsten Abschnitte des Werkes handelt von dem „Nationalen Drama der Reformationszeit", und zwar zuerst von dem spanischen, dann von dem englischen Schauspiel. Das erstere hat eigentlich zu dem Reformationszeitalter gar keine Beziehungen; es schiebt sich nur äußerlich in dasselbe hinein als die Nachblüte des mittelalterlichen Dramas; denn Calderon's Stücke sind im Grunde nur die höchste Vollendung des mittelalterlichen Passionsschauspiels. Die Kritik Calderon's, an welcher die Jünger der Romantik sich nicht erbauen werden, ist eine scharf einschneidende, bei aller Anerkennung seines bewunderungswerthen Talents; das Conventionelle bei Calderon, das schon Goethe rügte, die Theatereitelkeit, die Vergötterung des Absurden, die Herrschaft des kirchlich Aeußerlichen, wird nach Gebühr hervorgehoben. So sagt Carriere z. B. von der „Andacht am Kreuz":

„Die Andacht am Kreuz" versetzt das sittliche Gefühl wie das denkende Selbstbewußtsein durch die abergläubische Verwechselung von Symbol und Begriff, durch die Trennung von Religion und Moral, wodurch die Religion zu einem Hangen an kirchlichen Gebräuchen und zur Verehrung der Kreuzfigur, d. h. zum Fetischdienste wird, und die entsetzliche Lehre hervorkommt, daß der Mensch die ärgsten Frevel begehen kann, wenn er nur an den einmal geheiligten Aeußerlichkeiten hängt.

Bei Lope wird mit Recht die schöpferische Freudigkeit des Dichters, das volle Bewußtsein volksthümlichen Schaffens betont, welches auch in der Wahl der Stoffe das vaterländische Interesse, ja den frischesten Zeitstoff begünstigt. In seiner „Entdeckung Amerikas" stellt er das noch nahe liegende Ereignis in seiner weltgeschichtlichen Größe dar, und während der russische Demetrius noch lebte, machte ihn Lope zum Helden eines Dramas.

Einer der gelungensten Abschnitte des Werks ist derjenige, der über „Das englische Schauspiel" handelt; wir erhalten ein frisches Bild von jener geistig regsamen Blütenepoche des englischen Theaters, in deren Mittelpunkt Shakspeare's Genius als eine weiterleuchtende Geistessonne strahlt. Großes Gewicht legen wir auf die liebevolle Charakteristik dieses Dichters, der wir vor manchen sehr ausführlichen Commentaren desselben den Vorzug geben, da bei wärmster Anerkennung des Bewundernswerthen in den großartigen Schöpfungen doch kein bloßes Lichtbild mit überschwenglicher Farbenglut der Apotheose uns vorgeführt wird, sondern auch leise und grazios die Schatten, wie sie zum Theil im Charakter und in den künstlerischen Schranken des Zeitalters liegen, in das Dichterbild hineingezeichnet werden. Hierbei kommt auch Rümelin vielfach zu seinem Rechte, den die Shakspeareweisheit der stricten Observanz in Grund und Boden zu verwerfen pflegt. Carriere findet zunächst in Betreff der „Historien" mit Recht, daß hier der Stoff vermengt, daß die Wucht und der Reichthum der Ereignisse und des Herzensantheils, den das Volk an den Helden seines Landes nimmt, mitunter einen Ersatz für die Freude an der formalen Schönheit, an der Einheit und Geschlossenheit des Kunstwerks gewähren muß, und daß das epische Element vorherrsche. Das allgemein Menschliche in Haß und Liebe stehe im Vordergrund, die Ereignisse würden dichterisch frei als die Thaten drangvoll kühner Persönlichkeiten dargestellt, die theils in Shakspeare's Zeit und Sitte wurzeln, theils auf dem Boden der Phantasie stehen. Weil Shakspeare in einem Zeitalter des Gemüths lebte, so habe er die Dinge nicht nach ihrer an sich seienden Objectivität dargestellt.

Es bleibt darum auch richtig, was Rümelin betont, daß Shakspeare im „König Johann" der ihm abgetrotzten Magna charta, dieses Grundsteins der englischen Verfassung, gar nicht erwähnt, daß wir nicht sehen, wie Sachsen und Normannen zu einer Nation zusammenwachsen, wie neben dem Adel und gerade in dessen Parteileben das Bürgerthum der Städte emporkommt.

Wenn aber Carriere verlangt, daß Shakspeare und also der Dramatiker überhaupt die maßgebenden Unterschiede des Orients, des Griechen- und Römerthums, der Feudalzeit und der modernen Bildung geschichtsphilosophisch als besondere Stufen im Emporgange der Menschheit würdigen und jedes Volk und jede Epoche in deren originaler Wesenheit schildern solle, und dies als die Aufgabe eines großen Dramatikers der Zukunft erfaßt, so müssen wir doch bekennen, daß wir von der Bühne der Gegenwart und der Zukunft keine inscenirte Geschichtsphilosophie verlangen, die Atmosphäre einer fremden Cultur überhaupt von ihr verbannt wissen, nur den modernen Geist, den Geist des eigenen Volks und der eigenen Zeit und was ihm verwandt und ohne alle geleisteten Vermittelungen sasslich und wirksam ist, dort heimisch und eingebürgert sehen wollen. Shakspeare's genialer Instinct traf hierin das Richtige.

Die Charakteristik der einzelnen Historien enthält viele treffende Bemerkungen; namentlich sind die beiden Theile von „Heinrich IV." mit Liebe geschildert. Wenn es indeß von „Richard II." heißt, die Composition sei locker, aber das Stück reich an dichterischen Schönheiten, so möchten wir im Gegentheil behaupten, daß diese Tragödie in ihrer Anlage die kunstgerechteste von allen Historien sei, wenn sie auch „in der erschütternden Gewalt und erhebenden Weihe des Tragischen" sich nicht mit „Richard III." messen

Digitized by Google

kann. Die Verbeſſerung um Anna in dem letztern Trauerſpiel erklärt indeß auch Carriere für unwahrſcheinlich, übertrieben und ein Wagniß jugendlichen Dichterübermuthe. Von den Luſtſpielen erſcheinen ihm „Ein Sommernachtstraum“ und „Was ihr wollt“ als die vorzüglichſten; die Kritik der übrigen iſt bei aller Kürze meiſtens bezeichnend. Welche Luſtſpiele man für die beſten erklärt — das dürfte ſich in der Regel kaum durch äſthetiſche Gründe rechtfertigen laſſen, ſondern wird immer nur von perſönlichen Neigungen und Stimmungen abhängen.

„Hamlet“ wird liebevoll eingehend analyſirt; Carriere gibt indeß Rümelin zu, daß Elemente der altnordiſchen Geſchichte und Zeit neben denen einer modernen Bildung und Gemüthswelt ſtehen geblieben ſind, zu denen ſie nicht paſſen, und daß dadurch eine Unklarheit in das Werk gekommen iſt, die bei der Fülle genialer Züge in der Zeichnung der Charaktere einen in den einzelnen Ausſprüchen immer wieder zur Betrachtung reizt.

Ueber die Meiſterwerke der zweiten Periode Shakſpeare's ſpricht ſich Carriere folgendermaßen aus:

Der Tiefblick in die Natur der Dinge und des Geiſtes, der Manneserniſt in der Würdigung des Lebens führte Shakſpeare in der zweiten Periode ſeiner Meiſterſchaft vornehmlich zur Tragödie. Er dichtet den „Othello“, den „Lear“, den „Macbeth“. Er ſteht auf der Höhe ſeiner poetiſchen Kraft und Kunſt; der ſächſiſche oder germaniſche Ton hat vollſtändig das Uebergewicht über den romaniſchen gewonnen, aber die Schönheitslinie wird oft vom charakteriſtiſch Schroffen durchbrochen, die Wucht des Gehalts gilt mehr als die Anmuth der Form, und der leichte Fluß der Sprache weicht einer Gedrungenheit, die in kühnen Metaphern auch das Entgegenſte zuſammenhält und den Bers ſich unterordnet ſtatt ſich ihm einzuſchmiegen. Dabei iſt der Plan der Stücke verwickelter, aber zugleich mit erſtaunlicher Einſicht entworfen, der Verſtand, das bewußte Urtheil, das Nachdenken ſcheint mit den Eingebungen des Genius um die Palme zu ringen. Die Charaktere werden außerordentlich tief angelegt, und ebenſo reich iſt die Entfaltung jedes einzelnen als ihre Verſchiedenheit voneinander bewundernswerth. Aber Shakſpeare legt jetzt den Nachdruck auf die Gefahr der Größe, daß ſie den Menſchen zur Selbſtſucht, zur Ueberhebung verleitet und dadurch ſchuldig werden läßt; es iſt als ob die Helden mit allem Herrlichen zum Opfer geſchmückt würden. Er gibt die umfaſſendſte Löſung der ſchwerſten Probleme, und wie die griechiſchen Tragiker ihre erhabenen typiſchen Geſtalten unter den Titanen und in den Heroengeſchichte der Vorzeit geſucht, ſo wendet Shakſpeare ſich nun zur nordiſchen Sage, um in einer auf das Schwert geſtellten Zeit die menſchliche Leidenſchaft in ihrer ganzen Furchtbarkeit rückhaltlos hervorbrechen zu laſſen, ſie dann aber auch einem um ſo erſchütternden Gericht, einer um ſo durchdringendern Reinigung zuzuführen. Der leichtgeflügelte ſprudelnde Scherz der Luſtſpiele hat ein Ende, oder wird zur bittern Satire, und in „Maß für Maß“ iſt der Ernſt ſo ſchwer, mit dem die tugendſtolze Sicherheit zu Falle kommt, daß uns das Lachen vergeht und wir lieber mit dem Zöllner des Evangeliums an unſere Bruſt ſchlagen.

„Cymbelin“ wird von Carriere überſchätzt, auch „Der Sturm“ trotz ſeines dichteriſchen Tiefſinns; denn wenn unſer Autor ihm die ſpannende Kraft der Handlung abſpricht, ſo iſt dies ein durch keine andern Vorzüge aufzuwiegender Mangel im Drama.

Das Geſammtbild Shakſpeare's iſt bedeutſam und doch farbenprächtig mit reicher Fülle des Details ausgeführt. Gleiches Lob verdient die Charakteriſtik der mitſtrebenden Zeitgenoſſen, Vorgänger und Nachfolger, eines Ben Jonſon, Beaumont und Fletcher, Marlow u. a. Für denjenigen, welcher Shakſpeare am nächſten kommt, und wenn er ihn auch nicht an geiſtiger Tiefe erreicht, ſo doch in Bezug auf kunſtgerechten Aufbau der Stücke, auf geſchmackvollen und doch ſchwunghaften dichteriſchen Ausdruck ſich über das Niveau ſeiner Zeit erhebt, haben wir ſtets Maſſinger gehalten. Carriere ſagt von ihm:

Einige Dichter erwachſen unter dem doppelten Einfluſſe Shakſpeare's und Ben Jonſon's, und ohne ſich zu jenem zu erheben, kommen ſie dieſem durch Kunſtverſtand und Bildung gleich und fördern manches Intereſſante zu Tage. So Maſſinger, der das Tragiſche in einer Leidenſchaft ſuchte, die durch ihre Maßloſigkeit vernichtend wirkt, den aber das Streben nach dem Großen und Außerordentlichen ins Forcirte und Abnorme trieb, während der Plan des Dramas regelmäßig, die Sprache voll Adels und rhetoriſchen Schwunges iſt. Von Anfang an faßt er das Ziel ins Auge und gemeſſenen Schrittes erreicht er's, wodurch er die Einheit des Ganzen erlangt. Gegen das Ende hin weiß er durch Entdeckungen, Enthüllungen auf eine unerwartete Weiſe die Spannung zu löſen. Dies iſt wirkſam und dramatiſch, wenn wir ein Geheimniß im Hintergrunde ahnen; es iſt unſtatthaft; wenn uns erſt der fünfte Act über die Motive des anfänglichen Handelns aufklärt. Bandiſſin wollte den Dichter mit Schiller vergleichen; viel treffender verweiſt A. Büchner auf Hebbel.

Die weitern Hauptabſchnitte des Werks behandeln „Die italieniſche Oper“, „Die Renaiſſance und Nationalliteratur in Frankreich“ mit treffenden Charakteriſtiken von Corneille, Racine, Moliere, und bezeichnenden Parallelen zwiſchen der dichtenden und malenden Kunſt der Epoche, die „Fremdherrſchaft und Anarchie in Deutſchland“, den „Sieg der Freiheit in England“, ein Abſchnitt, der durch die Charakterbilder Cromwell's und Milton's ſein Licht erhält, und „Die Philoſophie“ (Jakob Böhme, Giordano, Bruno, Descartes).

Alle dieſe Abſchnitte beweiſen von neuem die glückliche Anlage des Werks, welches die Entwickelung der Künſte durch die geiſtige, politiſch-ſociale und religiöſe Bewegung der Zeit zu erläutern vermag, überdies die eine Kunſt durch die andere beleuchtet, das Gemeinſame auf verſchiedenen Gebieten überzeugend gruppirt, und in den ſich ablöſenden Völkern und Epochen, die nacheinander den Faden der menſchheitlichen Entwickelung aufnehmen, die geeigneten Karyatiden für die ſchwunghafte Architektur der ganzen echt hiſtoriſchen und geſchichtsphiloſophiſchen Darſtellung findet.

**Rudolf Gottſchall.**

Digitized by Google

## Neue Schriften von Melchior Meyr.

(Beschluß aus Nr. 15.)

1. Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte von Melchior Meyr. Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 1 Thlr.
2. Die Fortdauer nach dem Tode. Von Melchior Meyr. Leipzig, Brockhaus. 1869. 8. 20 Ngr.

Unser Dichter läßt auf seinem Fluge auch die gemeine Wirklichkeit nicht außer Acht. Dieselbe Saite seiner Harfe, welcher er die süßesten Töne entlockt, wird ihm zur Sonne des Bogens, von der er die herbsten, schärfsten Pfeile abfendet. Mit Recht züchtigt der Poet jene anmaßungsvoll, herrschsüchtig Elenden, welche von den Schätzen nichts wissen, welche sie als stumpfe Wächter behüten, jene bloßen Wardeine, jene Custoden, welche in memorirter Rede das ausspreisen, was sie vorzeigen und umschleichen. Der Dichter, der zu solcher Andacht uns erhebt, verwaltet in Würden ein heiliges Priesterthum; den würdigen Geistlichen, den wahrhaften Priester weiß er aufs höchste zu schätzen. Er selbst ist ein Priester im umfassendsten Sinne des Worts. Um so mehr hat er Recht und Beruf, denen, welche in dünkelhafter Weise, in ihrem geistlichen Stolze einherschreiten, denen, welche das Heilighum nicht kennen, am wenigsten, vielmehr gar nicht die Schätze, die es enthält, mehren, da sie dumpf und öde durch und durch sind, er hat das Recht, ihnen die reine Wahrheit zu sagen. Und mit welcher Ueberlegenheit sagt er sie ihnen! Man vergleiche das Gedicht: „Den Pfaffen"; es ist erfüllt von dem köstlichsten Salze. Doch unser Dichter hat seine Mission zu vollenden. Er dringt weiter hinaus, als Raum und Zeit reichen. Er hält mit dem ganzen Werdeproceß der heutigen Natur und Geschichte Abrechnung. Er darf sich bei denen nicht aufhalten, die niedrig und irdisch verloren genug sind, daß sie an den „Trebern" der Sinnlichkeit schon genug haben, wiefern das angebetete Glück und der dumme Zufall es ihnen vergönnen, solche Kast nach recht lange zu genießen. Sie könnten als Söhne des Hauses, als Kinder desselben Vaters, die Erquickungen der Himmlischen schon jetzt in sich aufnehmen, der Herrlichkeit Gottes schon jetzt inne werden, aber sie wollen es nicht. Sie schwatzen von Wissenschaft und haben dennoch nichts dagegen, daß auch die erkannte Wahrheit für sie draußeht, wenn mit dem Tode alles aus ist; sie schwatzen von Kunst und ereifern sich gleichwol für den Wahn, daß alle Schönheit vergänglich ist, da auch sie den Wurm des Todes in sich trägt, im Fall sie bloßer Schein ist.

Doch unser Dichter trachtet nach dem unwandelbaren, ewigen Sein. Er hat es erkannt, daß sogar die Materie nicht aus dem Nichts hervorging und daher auch nicht wieder zu nichts werden kann. Schon hienieden hat er sich überzeugt, daß es auch eine Verklärung der Leiblichkeit gibt. Religion, Wissenschaft, Kunst geben auch dem Leiblichen einen höhern geistigen Ausdruck. Aber die ganze Sinnenwelt soll ihn wieder erhalten, wie sie ihn ursprünglich gehabt hat. Daher alle Annäherungen dazu genügen noch nicht. Der Dichter sehnt sich, das All verklärt zu schauen. Raum und Zeit, Natur und Geschichte, schon weil sie dem Werden unterliegen, gewähren jenes Anschauen nicht. Daher zieht es den Dichter ins Intelligible, es zieht ihn in jene Glorie, in der alle Sinne aufgehört haben Schranken zu sein, es zieht ihn zum Geiste der Geister, durch welchen alle Ausdehnung und Dauer, alles Außereinander der Körper und Nachcinander der Ereignisse ihr Finsteres, ihre Schwere, ihre Macht der Trennung und Berendlichung verloren haben. *)

Diejenigen Gedichte des vorliegenden Buchs, in denen dieser Geist sich anspricht, beginnen mit den „Philosophischen Dichtungen", welche von uns bereits oben, in der Inhaltsangabe namhaft gemacht worden sind. Der Dichter wählt mit sicherm Takt des Talents die Terzinenform. Im erhabensten Pathos verkündet er Gott, das erhabenste Wunder aller Existenz. Die Begeisterung allein durch Gott, die Sehnsucht nach ihm, die Liebe zu ihm macht den Dichter zum Seher, macht sein Auge so stark, daß es auch vor dem Empyreum nicht zurückbebt:

Du Gott, bist alles! Alles ist nur Einer,
Ein Wesen! Und dies Wesen nennen wir
Mit deinem Namen, sonst genügte keiner.

Du bist der Herr! Doch alles kommt von dir
Und alles ist lebendig dir verbunden,
Wie meines Leibes Gliederung mit mir.

Im ganzen Menschen ist dein Bild gefunden!
Selbst ist der Mensch, der Geist regiert in Glanz,
Wenn er die Glieder liebend überwunden.

Und so schreitet in epischer Hoheit, mit aller Energie und allem Wohllaut deutscher Sprache ausgestattet, dieses Gedicht fort bis zu den nächsten drei Reihen „religiöser Gedichte", die zusammen eine Geistergruppe bilden und uns zu jenem schon erwähnten „Philosophischen Kampf" führen, der wie ein letztes Purgatorium uns in seine Region aufnimmt, als: „Himmel und Erde", „Ueberwindung", „An die bewährten Geister", „Unerschöpfliche Freude", „Der Helfer", „Magie des Glaubens", „Suchen und Finden", „Das Kind des Menschen", „Das Vermögen des Menschen", „Alles überschreitend", „Alles von oben", „Hingabe", „Im Geiste".

Tiefsinnig, allein einer Symphonie von Beethoven zu vergleichen, ertönt dann das Responsorium „Seelenstrafen":

Allgemeines Heil verkünd' ich — auf den Grund der Wahrheit gründ' ich

Nach dem letzten der Gerichte jenes bebrte der Gesichte.
Wolltet ihr im Erdenleben nun euch kühner nur ergeben
Euerm schlimmen Eigenwillen, kecker eure Lüste stillen? —

*) Ich verweise auf folgende meiner Schriften, in denen sich die vollen Consequenzen mit obigen Ansichaunngen fundgeben: „Frauen und Männer" (Königsberg 1847); „Charaktere und Charakterstilen" (ebendaselbst 1848); „Hölderlin" (Stuttgart 1848), zumal was den Aether und das Verhältniß des Theismus zum Pantheismus betrifft; „Ueber Goethe's Wanderjahre" (Mainz 1854), besonders in Bezug auf Makarie und das üdische Leben; „Der Bettler von James Parr" (Leipzig, Wieber), eine Novelle, besonders ist das Tagebuch des Bettlers zu vergleichen, und allenfalls die rasse Starrheit der Orthodoxie der englikanischen Theologie angeht; „Das Geheimniß der Lebenskunst" (Leipzig 1856), zumal die drei „großen Mysterien"; endlich der Roman: „Rosmarin" (ebendaselbst 1862), vorzüglich die ganze Betianschauung des Lord Elphinstone, die dort ihre Darstellung findet.

Digitized by Google

Täuscht euch nicht, ihr schnöden Sünder, hört ihn ganz den Heilverkünder —
Vor den allerletzten Zwecken kündet er der Seele Schrecken!

Man hat mit Recht behauptet, daß es noch keinem Maler, keinem Dichter gelungen sei, den Himmel, den Zustand der Seligen ebenso reich und gewaltig darzustellen wie die Hölle. Und dennoch heißt es in der Heiligen Schrift: „Das Himmelreich leidet Gewalt." Woher kommt jenes Unvermögen? Es kommt aus der gegenwärtigen Natur des Menschen. In jedem ohne Ausnahme liegt das Infernale auf der Lauer. In der durchschnittlichen Gesammtheit unsers Geschlechts hat es sogar noch die Uebermacht. Dies ist der nicht wegzuleugnende Pessimismus der Erde. Daher gelingt es in der Regel auch den größten Malern, den Satan und sein Gelichter in treffendern Zügen, in größerer Mannichfaltigkeit, selbst al fresco darzustellen, als Gottes Herrlichkeit; eine Wandmalerei, die bekanntlich, was die Hölle betrifft, gewisse Zeloten auch auf der Kanzel vortrefflich handhaben. Und doch soll man den Teufel nicht an die Wand malen. Was die Maler anlangt, so darf man nur den Namen Höllenbreughel nennen. Und die bisherigen Dichter? Dante steht in seiner Art und in vielen Beziehungen für alle Zeiten unübertroffen da, auch im „Paradiese". Wer den Reiz des Gedankens kennt, wird eingestehen müssen, daß der Dialog in Dante's Himmel den höchsten Idealismus Platon's mit allem Zauber der Sprache durchführt, und wo Dante nicht philosophirt, da reißt er Durchsichten auf, die uns unendlich über alles Erdenglück hinausrücken; er gewährt uns aber nie die ausgeführte Symphonie der Seligkeit. Melchior Meyr hat sie uns zweimal, ohne sich je zu wiederholen, in hinreißenden Weisen gegeben: in „Gott und sein Reich" im neunten Abschnitt, und in „Religion des Geistes" in der „Achtzehnten Reihe". Mögen seine herrlichen Gedichte von Hand zu Hand, von Herzen zu Herzen gehen!

Ziehen wir jetzt die zweite der obenangeführten Schriften Melchior Meyr's in Betracht: „Die Fortdauer nach dem Tode." Man könnte den bekannten Ausspruch des Archimedes, in Bezug auf unsern Gegenstand, so verändern und erweitern: Gebt mir die Gewißheit eines außerweltlichen, persönlichen Gottes — denn der zugleich innerweltliche würde sich dann von selbst verstehen —, und ich hebe euch die ganze Erde aus den Angeln der Vergänglichkeit, und ich sprenge euch die Fesseln des Grabes und entreiße den Menschen allen chemischen Mächten der Zersetzung und Verwesung.

Wer die speculativen Entwickelungen unsers Autors in „Gott und sein Reich" mit vollkommen Verständniß in sich aufgenommen, wer das Dasein Gottes nicht blos im allgemeinen sondern als eine unendliche Welt für sich, als selbständigen Organismus, aus jenen wissenschaftlichen Erörterungen vollständig erkannt hat, der wird die Gewißheit der Unsterblichkeit des Menschen aus denselben als folgerichtiges Resultat gewinnen. Aber auch selbst wenn er jenes Werk nicht in sich aufgenommen hätte, er würde aus der hier zu beurtheilenden Schrift dennoch die Seelenunsterblichkeit als sicheres Ergebniß erhalten, so selbständig, tief und klar sind jeden Gebildeten ist von dem Verfasser auch hier sein Gegenstand durchgeführt. Unser Autor beobachtet eine vortreffliche Methode. Schon die Vorrede ist, bei aller Kürze, ausgestattet mit wichtigen Andeutungen, „Mißverständnisse" zu beseitigen, zumal was das „Vorurtheil" und die „geistige Trägheit" betrifft. Die Einleitung nun vollends hebt uns auf den angemessenen Standpunkt für die nachfolgenden Entwickelungen. Diese kleinen Abschnitte, mit jedesmaligen Ueberschriften, machen das Ganze ebenso überschaulich, wie sie den Leser, ohne ihn je zu ermüden, für das einzelne lebhaft erregen und abwechselnd beschäftigen, in einer Sprache, die den Gedankenreiz immer stärker hervordringt. Auch die Gegensätze, wie sie scharf einander gegenübergestellt werden, die grümblichen Auflehnungen so vieler Ausdrücke, die Mode geworden und gleichwol bei den meisten nur Phrasen sind, da die Schwätzer im Gebrauche derselben gar nichts dabei denken oder sich mit durchaus falschen Vorstellungen begnügen, bewähren sich so sehr, daß aus jenen ein drittes hervorgeht, welches nun jeden Zweifel gegenüber standhält und als bauer Gewinn übrigbleibt. Wir machen hier nur auf einige solcher Lebensnerven der Untersuchung und Gegensätze aufmerksam: „Der Glaube", „Der Zweifel und der Unglaube", „Die falsche und die wahre Folgerung", „Was ist der Geist?" „Geist und Körper", „Die Wunder des Geistes", „Der menschliche Organismus und der Leichnam", „Das Jenseits und das Ziel der Entwickelung", „Das Leben und Denken im Jenseits", „Die Vollendung des Einzelnen", „Empirie, Theologie, Philosophie".

Das ist gewiß, daß man aus dieser Schrift lernt, was eine zureichend wissenschaftliche Erklärung auf sich hat. Die einseitigen Empiriker verrathen es als eine ihrer schwächsten Seiten, daß sie nicht einsehen, was eine wissenschaftliche Erklärung ist; jede, die sie aufstellen, bedarf selbst wieder einer Erklärung, die zweite einer dritten, und so ins Endlose fort. Denn wer sich stets nur auf die Erscheinung bezieht, kein Wesen kennt, auch nicht einmal zufällig bis auf das Wesen der Dinge eindringt, um zu merken, daß es nun doch etwas gibt, was man bis dahin für ein bloßes Gespenst des Aberglaubens erklärt hat, was aber erst der Träger und Herd der wahren Wirklichkeit ist, ein solcher wird sich einbilden, daß Beobachtungen, Hypothesen, Experimente, mathematische Formeln schon Erklärungen, Wissenschaft seien. So sind denn auch die hartnäckigsten Gegner unsers Autors und jeder Unsterblichkeit, welche Seele, Bewußtsein, Persönlichkeit vom Sterben unabhängig macht, gerade diejenigen, die nie eine wahrhafte Erklärung eines Phänomens zu Stande bringen.

Der Verfasser treibt im Organismus des Buchs die Gegensätze und deren Repräsentanten, ihnen überlegen, so aneinander, daß sie sich gegenseitig vernichten und, was den Gegenstand selbst betrifft, ihm auch nicht entfernt gewachsen erscheinen. Wir erhalten eine kurze Hinweisung auf die Geschichte der Unsterblichkeitsansichten. In Bezug auf die unbedingten Gegner der Seelenfortdauer, die sich für den Uebergang ins pure Nichts förmlich ereifern, möchten wir noch erinnern, daß solcher Eifer bisweilen auch in dem subjectiven Widerwillen seinen Grund hat, daß man an gewisse Selbstbelastungen des eigenen Erdenlebens in einer andern Sphäre der Existenz irgendwie könnte gemahnt werden. Was aber noch die blasirte

Digitized by Google

Furcht vor Langeweile in einem ewigen Sein angeht, so spiegelt sich darin so recht die unendliche Leerheit solcher Genußgier, die schon deßhalb das Daß der Unsterblichkeit leugnet, weil sie von dem Wie derselben auch nicht die matteste Vorstellung hat. Sie verstehen es gar nicht, daß das Ich keineswegs das blos zur Gewohnheit gewordene Faeit der Gehirnfunctionen ist; daß Ich zum Kopfe seines Cadavers, der einst die Wohnung desselben Ichs war, in einer höhern Ordnung der Dinge sagen könnte: du bist einmal mein Kopf gewesen, wie ein menschliches Individuum zu dem amputirten Fuße vor ihm sprechen könnte: du bist früher mein Fuß gewesen; der Unterschied zwischen edlern und unedlern Organen ändert daran gar nichts. Und wenn Denker schon oft auf die stetige Fortdauer eines und desselben Ich unter allen Veränderungen des Lebens hingedeutet haben, so ist dabei noch zu erwägen, daß dasselbe Ich, welches mit dem Bewußtsein von mir eins ist, auch durch äußere, physische Zwischenfälle, als da sind: Schlaf, Ohnmacht, Betrunkenheit, Wahnsinn, Alterschwäche, Betäubung durch Arzneien, Vergessen von Zahlen, Namen, Erlebnissen, im Wissen von sich zwar unterbrochen wird, jedoch so, daß es zum Bewußtsein von sich zurückkehrt und nicht zweifelt, daß es dasselbe frühere Ich (Person) ist, welches jene Erfahrungen, ohne gleichzeitig etwas davon zu wissen, gemacht hat. Auch ist zu bemerken, daß oft das menschliche Ich, wenn es wieder zu sich selbst kommt, gerade da das Bewußtsein wieder anknüpft, wo ihm dessen Faden früher entfallen war.

Melchior Meyr ist ein so gründlicher, consequenter Denker, daß er bei allem Nachdrnd, den er auf Seele und Geist mit Recht legt, nie einem abstracten Spiritualismus huldigt. Er ist freilich auch der entschiedenste Feind alles groben Materialismus, jedoch er weiß die Bedeutung des Körperlichen vollauf zu schätzen, er erkennt aber und erschließt die Nothwendigkeit einer verklärten Leiblichkeit wie Natur. Es pflegen auch nur noch Dilettanten in der Philosophie zu sein, welche einem einseitigen Spiritualismus beipflichten, wie denn aller eigentliche Materialismus eine totale Unbekanntschaft mit der Welt der Ideen voraussetzt.

Wenn unser Denker sagt: „Kein Etwas kann Nichts werden, es kann sich nur verwandeln, in eine andere Form des Seins gehen", so ist dieser unwiderlegliche Ausspruch bei ihm eins der Hauptargumente für die Fortdauer nach dem Tode; er gilt aber keineswegs blos vom Stofflichen, Leiblichen, er gilt auch vom Seelischen, Geistigen. Die höchste wissenschaftliche Evidenz erreicht der Gang der Untersuchung bei Meyr, unsers Erachtens, in der Idee der Vollendung, des Vollkommenen. (Vgl. „Gott und sein Reich", wie „Die Religion des Geistes".)

Von großem Erfolg ist es, wenn vom Autor die Widerlegung und der Angriff gerade auf den Punkt des Gegners gerichtet wird, wo dieser sich für unbesiegbar hält; es ist der Einwand, daß der Mensch ohne Gehirn und Gehirnfunction nicht denken, daß die Intelligenz ohne Kopf nach dem Tode nicht mehr sein könne. Daß der naturgemäße Tod kein Verlust sondern Gewinn ist, fällt den Vertretern solcher Anschauung nicht ein. Wie sollen sie auch nur die Möglichkeit einräumen, daß die unendliche Natur, das Universum, nach dem Tode das unendliche Gehirnorgan des Menschen sein werde? Und so bleibt es für sie dabei: mit dem Tode ist alles aus.

Schlagend weist der geistvolle Autor die Gebrechen und Mängel der groben Materialisten und rohen Empiriker nach. Auch schärft er mit Recht ein, daß man den Menschen überhaupt in seiner dermaligen Beschaffenheit doch ja nicht zu hoch stellen solle. Er sagt vortrefflich: Der Mensch denkt von allen denkenden Wesen am unvollkommensten, dies ist begreiflich und erweist sich jedem durch die unzweifelhafte Thatsache, daß er von allen denkenden Wesen das niedrigste ist. Denn der irdische Mensch reicht dem Thiere die Hand, welches kein denkendes, selbstbewußt denkendes Wesen mehr ist; er ist das thierähnlichste denkende Wesen, das nur eben noch zum Denken gekommene, das unterste denkende Wesen. Der irdische Mensch ist mit der Fähigkeit zum Selbstbewußtsein geboren; aber es kostet ihn große Mühe, dieses zu erlangen; es hat die Menschheit ungeheurere Mühe gekostet, dieses in ihrer Weise zu erlangen, und noch ist sie darin nicht übermäßig weit vorgeschritten.

Also, wir haben allen Grund zur Bescheidenheit. Auch werden die Edelsten stets die Bescheidensten bleiben. Es ist daher eine kümmerliche Selbstzufriedenheit, die alle Materialisten mit sich haben, wenn sie ihr beschränktes Denken schon für das einzig mögliche halten; wie dieselbe Rüge auch den Buchstabenzelotismus einiger aufgeblasenen Theologen trifft. Deshalb bleibt die wirkliche Größe und ewige Bedeutung des Menschen völlig unangefochten, vom Genius ab bis zum wahrhaft Religiösen. Weiterhin greift die Unsterblichkeitslehre unsers Denkers in die erhabenen Anschauungen seiner religiösen und philosophischen Gedichte ergänzend ein. Und was nochmals den Genius betrifft, so ist zu behaupten: von Dem lebt ihr alle, weil er ein Gottgesandter ist, ob ihr euch Naturforscher, Theologen, Philologen, Staatsmänner, Aesthetiker oder geradewegs Philosophen nennt.

Der Eifer für die Nichtunsterblichkeit ist bei vielen Modernen theils aus einem grenzenlosen Indifferentismus gegen alles Geistige zu erklären, theils aus dem Phlegma ihres Temperaments. Aus diesem Doppelten erwächst dann bei ihnen eine Stumpfheit, eine Verschlossenheit gegen alles Wahre, Große, Schöne, Herrliche der Existenz; es versteht sich bei ihnen alles von selbst. Sie sind keiner Bewunderung, keines Enthusiasmus fähig; sie sterben allem Wesen ab, sie vegetiren nur, sie verwesen schon bei lebendigem Leibe. Ihr Erdphlegma ist so vorherrschend, daß ihre Schlafsucht nicht blos wie beim Siebenschläfer für sieben Jahre, sondern für das Nichtsein der ganzen Ewigkeit anreicht. Sie schlafen schon jetzt größtentheils, und wollen auch künftig nur schlafen, um absolut zu schlafen: eine Starrheit, welche die des Steins übertrifft, denn dieser ist, was er sein kann und sein soll. Ein solches Murmelthier in Menschengestalt läßt unser Denker da, wo vom Sterben die Rede ist, charakteristisch sagen: „Ich werde eben wieder, was ich gewesen bin." Und sicher, er gähnte schon wieder nachdem er jene Worte gesprochen hatte, schon nach der Anstrengung, nach dem Aufwande von Gehirn und Phosphor, den jene ergebene Aeußerung gekostet hatte.

Nie ist wol die Metamorphose von Raupe, Puppe und Schmetterling in ihrer wundersamen Symbolik überzeugender für die Unsterblichkeit ausgelegt worden als

Digitized by Google

vom Verfasser, und mit welch köstlichem Humor in der Beziehung auf Karl Vogt. Zu der Stelle haben wir ein Bedenken zu äußern: „Und wenn Gott das erste Spiel verloren, jedenfalls nicht ganz gewonnen hat: das zweite und letzte gewinnt er, und er gewinnt es ganz. Da er nun dies vorher weiß" u. s. w. Vom Standpunkt des Anthropomorphismus aus stimmen wir auch hier mit unserm Denker völlig überein, nur in Bezug auf Gott als solchen ist ein verlorenes Spiel völlig undenkbar. Und was das „Vorher" betrifft, gehört zu einem solchen vor allem Zeit. Ist denn aber Zeit für Gott?

In der großartigsten Weise hebt der Verfasser die unwandelbare Gerechtigkeit und Würde der Wissenschaft hervor. Wenn es heißt: „Der Kosmos ist die Rettung des Gefallenen" (wo Kosmos offenbar als Sinnenall zu nehmen ist), so trifft diese Ansicht ganz mit der Franz von Baader's zusammen, nach welchem sogar der Leib, die Körperlichkeit des einzelnen Menschen der Seele Schutz, Sicherheit und Rettung für den Verlauf des Processes in Raum und Zeit gewährt. Wie sich uns eine erhabene Durchsicht in die Ferne der Zukunft eröffnet, und daran die herrlichsten Schlußfolgerungen gereicht werden, so muß man unserm Denker allen Preis zuerkennen für die Darlegung eines solchen Totalzwecks der Natur wie der Geschichte, des Daseins im vorüberfliegenden Neben- und Nacheinander der Erscheinungen. Auch die Bewegung aller Sternensysteme, des Weltalls deutet auf Meyr's Anschauungen hin, denn die Bewegung der Sphären beweist ein Werden, welches zum Zwecke eines ewigen, vollkommenen Seins eilt.

Was wir schon am Anfang unserer Anzeige hervorhoben, hat sich bis zum Ende unserer Lektüre im höchsten Grade bewährt, daß es bei geistigen Schöpfungen ein himmelweiter Unterschied ist, ob der Producent seine Begeisterung dem Anrufe der Muse oder gar nur dem Zeitgeiste entnimmt, oder ob er offen bekennt, daß er aus Gott die Ideen bezogen habe, welche die echte Wissenschaft, Kunst und Religion constituiren. Dieses Bekenntniß hat Melchior Meyr in beiden obigen Schriften rücksichtslos ausgesprochen, und es gereicht ihm auch das zu aller Ehre.

Endlich erlauben wir uns noch, den dringenden Wunsch auszusprechen, daß Leser von deutscher Empfänglichkeit, deutschem Gemüth, deutscher Vielseitigkeit der Bildung Werke wie „Die Religion des Geistes" und „Die Fortdauer nach dem Tode" zu eigenem Besitz ihrer Haus- und Familienbibliothek einreihen möchten, auf daß sie immer wieder zu solchem Labequell zurückkehren.

Alexander Jung.

## Vom Büchertisch.

Den Raum unsers heutigen Büchertisches nehmen ausschließlich Vorträge ein, die entweder unter der wohlrenommirten Flagge der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung segeln, oder auf eigene Gefahr sich auf den Literaturmarkt hinauswagen. Wir beginnen unsere Besprechung mit den uns vorliegenden neuesten Heften obengenannten Sammelwerks:

1. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff. Berlin, Lüderitz. 1870. Gr. 8. In Heften zu 5 Ngr.

Von der vierten Serie meldet sich noch als Nachzügler:

Heft 92. Ueber die ältesten Formen des organischen Lebens auf der Erde. Von Ferdinand Römer.

Der Redner will in seinem eingehenden Vortrage wenn auch nicht ein vollständiges Bild von den ältesten Formen der urweltlichen Fauna, so doch eine ohne paläontologische Kenntnisse verständliche Skizze von denselben geben, und es ist ihm in der That gelungen, den Hörer für die seltsamen Formationen zu interessiren, deren Ausländer sich noch in der heutigen Thierwelt, namentlich in der niedern vorfinden. Wichtig und für den gerechten Stolz wissenschaftlichen Fortschritts bezeichnend ist immerhin die aus diesem Vortrage hervorgehende Erkenntniß von der Vervollkommnung paläontologischen Wissens in unserm Jahrhundert, zumal dem Anfange unserd Säculums gegenüber; denn damals waren, wie Römer bemerkt, kaum die Irrthümer früherer Jahrhunderte, welche in den Versteinerungen entweder nur Naturspiele oder Reste der mosaischen Flut erblickten, beseitigt, und aus den dem Steinkohlengebirge im Alter vorausgehenden Ablagerungen, dem damals sogenannten Uebergangsgebirge, waren nur vereinzelte, meistens auch falsch gedeutete fossile Organismen in so geringer Zahl bekannt, daß sie nur etwa genügten, das Vorhandensein des Thierlebens zur Zeit des Absatzes dieser Schichten auf der Erde nachzuweisen, nicht aber eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von dem Umfange und der Art dieses Thierlebens zu gewähren.

Von der fünften Serie folgen hier mehrere Hefte verschiedensten Inhalts:

Heft 104. Der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen von Jakob Röggerath.

Gegenüber der mehr abstracten Behandlung eines geologischen Themas, wie es der breslauer Professor gegeben, liefert die Darstellung, die der rheinische Bergrath von dem Vulkanismus der Laacher Seeumgebungen gibt, ein anschauliches concretes Bild. In anregender Weise führt uns Röggerath in Umgebung, Sage, Geschichte des Sees sowol, als auch in den geologischen Charakter jener ausgebrannten Vulkangegend ein, die er mit wissenschaftlicher Sonde nach den mannichfaltigsten Richtungen hin durchdringt. So wird auch die Industrie, die sich um die Seeinselablagerungen des Sees gebildet, genau berücksichtigt; überhaupt erhält die Gegenwart jener Grauwackeformationen, aus der die Vulkane der Laacher Seegruppe ausgebrochen sind, nicht minder eine ethnographische, als die Vergangenheit eine paläontologische Berücksichtigung.



Digitized by Google

Heft 105. Die nationale Staatenbildung und der moderne deutsche Staat von J. C. Bluntschli.

Das ist ein gerade für die staatenbildende Gegenwart lehrreicher Essay, von competenter Autorschaft. So viel das moderne Staatsrecht auch bereits den Erörternngen Bluntschli's zu verdanken hat, so viel des Beherzigenswerthen enthalten diese 46 Seiten, auf denen der Verfasser von der Berechtigung des Nationalitätsprincips handelt. Dem Erwachen dieses Princips, dessen Genesis Bluntschli einer eingehenden Untersuchung unterwirft, gingen die Staatsbegriffe vergangener Epochen voran; der Staat Ludwig's XIV. war die Obrigkeit, der Rousseau's die Gesellschaft. Auch Napoleon I. hatte noch kein Verständniß für die Eigenart der Nationen und ist denn auch schließlich diesem nationalen Widerstand erlegen. Erst unser Zeitalter darf das der nationalen Staatenbildung genannt werden. „Neue Reiche — sagt Bluntschli, ohne damals noch an das deutsche neue Reich zu denken — werden gebildet kraft des nationalen Gedankens, der die zerstreuten Gliedmaßen einer Nation sammelt und zu einem Staatskörper organisirt. Noch ist dieser nationale Drang nicht zur Ruhe gelangt. Ueber sein Recht und über die Ausdehnung dieses Rechts mag man streiten, seine Macht aber ist unzweifelhaft." Ursprünglich bedeutet übrigens der Ausdruck Nation nicht einen Rechts- oder Staatsbegriff. Auch nicht die Begriffe Volk und Nation decken sich, ebenso wenig wie die Staatsgrenzen nicht die Grenzen der Nation sind. Die Nationen sind Bildung der Geschichte. Man kann eine Nation nicht plötzlich durch eine freie Uebereinkunft von Individuen schaffen, noch durch ein Staatsgesetz ins Leben rufen. Zum Wesen der Nation gehört die Erblichkeit, und fortgepflanzt wird sie durch die Rasse. Die Religion ist nie maßgebend für die Nationalität. So sind die deutschen Protestanten und Katholiken mit den deutschen Juden zu einer Nation zusammengewachsen und scheiden sich national von den französischen Katholiken, Protestanten und Juden. Viel früher schon hatte die chinesische Nation die Unterschiede der Religion durch ihre gemeinsame Cultur überwunden. Vorerst ist der Begriff der nationalen Gemeinschaft noch wesentlich in der Gefühls- und Geistesgemeinschaft zu suchen und wird nur in der rassenmäßigen Fortpflanzung wirksam. Die Begründung des politischen Nationalitätsprincips liegt darin, daß die Nation ihren Willen als wirksame Macht bethätige, daß sie den Staat bestimme oder zum Staate werde. Bluntschli gibt auch eine absolute Fassung des Nationalitätsprincips. Es ist diese:

Jede Nation ist berufen und daher berechtigt, einen Staat zu bilden. Die Nation ist die natürliche und culturmäßige Anlage zu dem politischen Volk. Die Volksperson ist die Erfüllung dieser Anlage. Die volle Consequenz dieses Gedankens wäre die: Wie die Menschheit in eine Anzahl von Nationen getheilt ist, so soll die Welt in ebenso viele Staaten zerlegt werden. Jede Nation ein Staat. Jeder Staat ein nationales Wesen.

Auch einen Einwand, den man im Hinblick auf die neuesten Ergebnisse der deutschen Reichsgestaltung machen könnte, entkräftet der berühmte Staatsrechtslehrer. Ein nationaler Staat — sagt er — kann auch entstehen und dauern, wenngleich nicht die ganze Nation in denselben aufgenommen wird. Die nationale Staatenbildung erfordert nur die Erfüllung mit einem so großen und so starken Theil der Nation, daß derselbe die Kraft hat, ihren Charakter und ihren Geist in dem Staate ganz und voll zur Geltung zu bringen.

Den vierten Abschnitt „Die deutsche Nation und der deutsche Staat" möchten wir am liebsten hier ganz wiedergeben. Aber der Raum d. Bl. ist ein zu beschränkter, als daß wir aus dem interessanten Vortrage noch mehr herausheben könnten als die auch für die Thätigkeit d. Bl. ehrende Anerkennung:

Wie in unsern Tagen das Nationalbewußtsein kräftiger und lebendiger geworden ist als je zuvor, so haben die Werke der Sprache, so hat die Literatur, und ganz vorzüglich die periodische Presse den erheblichsten Antheil an dieser Erscheinung. Die nationale Bewegung hat zumeist ihre Impulse von der nationalen Literatur empfangen, welche die Gemeinschaft des Denkens und Empfindens vermittelt und den geistigen Gemeinbesitz erweitert.

Heft 106. Aufgaben und Leistungen der modernen Thierzucht. Von H. Settegast. Mit einem Titelbild.

In einer Stellung, die den praktischen Blick und die übersichtliche Kenntniß derartiger Materien mehr mit sich bringt als irgendeine andere — der Autor ist Director der landwirthschaftlichen Akademie Proskau —, wird es Settegast nicht schwer, die Bedeutung der Thierwelt für den Haushalt des Menschen nachzuweisen. Zur Geschichte der Rassen bietet auch der vorliegende Vortrag, der des Belehrenden und praktisch zu Beherzigenden ungemein viel enthält, eine Menge Beispiele und interessante Untersuchungen, die nicht nur für den Landwirth sondern auch für den Zoologen von großer Anziehungskraft sein dürften.

Heft 107. Lord Palmerston. Von Theodor Bernhardt.

Der jüngst von uns besprochenen Biographie Cobden's, die auch in dieser Sammlung erschien, stellt sich des englischen Staatsmanns biographische Beleuchtung, wie sie Bernhardt unter scharfen Seitenblicken auf das britische Staatsleben überhaupt gibt, würdig zur Seite. Von dem modernen England erhält der Leser hinsichtlich seiner staatlichen, politischen Physiognomie ein treues Bild, das sogar so eingehend und mit Vorliebe gezeichnet ist, daß man wünschen möchte, der Verfasser hätte mehr den biographischen Charakter seines Helden, von dem man sehr wenig erfährt, erörtert. Stilistisch nehmen sich einige Wendungen, die aus dem frühern Vortrage stehen geblieben sind, als z. B.: „Bergöune mir der hochverehrte Leser" u. a. m., seltsam genug aus.

Heft 108. Das Eisenhüttenwesen. Zweite Abtheilung: Darstellung des Stahls und Schmiedeeisens. Von H. Wedding. Mit 3 Holzschnitten.

Während sich die erste Abtheilung dieser Monographie die Erzeugung des Roheisens zur Erörterung gewählt hatte, beschäftigt sich die hier vorliegende zweite Abtheilung mit der Darstellung des Stahlerzeugungsverfahrens, und gewährt so anschauliche Einblicke in die Fabrikation eines wichtigen Zweigs der heutigen Hütteninduſtrie. Nur schade, daß uns der Verfasser keinen Einblick in die Beurtheilung der Frage „Gußstahl oder Bronze", die doch

Digitized by Google

heute zur brennenden Frage geworden, gewährt und überhaupt der Gußstahlfabrikation nur eine sehr kurze Erwähnung zutheil werden läßt. Statistisch bemerkenswerth ist die Thatsache, daß die jährliche Ziffer des in Preußen verarbeiteten Schmiedeeisens 15,592000 Centner beträgt, und daß das Eisenhüttenwesen daselbst ohne Hinzurechnung der davon abhängigen Arbeitsquellen im ganzen über 83000 Menschen beschäftigt, welche gegen 166000 Familienglieder ernähren.

Heft 109. Die Beziehungen der Gewerbszeichenschulen zur Kunstindustrie und zur Volksbildung von Bruno Meyer.

Die Bestrebungen zur Hebung der Kunstindustrie erfreuen sich in den letzten Jahren einer regen Förderung. Vom Standpunkt der Hereinziehung des Aesthetischen in den Kreis des Unterrichts und der Erziehung als einer innern Nothwendigkeit erklärt der Autor die Berücksichtigung des künstlerischen Elements in den Zeichenschulen als unumgänglich nothwendig. Die Wirkung dieser Schulen, meint Meyer, bleibe nicht nur auf die gesellschaftlichen Kreise der Gewerbtreibenden beschränkt. Durch sie und über sie hinaus pflanze sie sich fort durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch, indem zunächst die Kunst als etwas Beachtenswerthes und größerer Pflege, als ihr bisher gewidmet, Würdiges erscheinen müsse, wenn ihre bis zum Können gesteigerte Kenntniß zu einem Bedürfniß selbst auf den niedrigsten Graden der Bildung geworden sei. Manche deutlichen Seitenhiebe werden bei diesem Excurs ausgetheilt, so wenn es heißt:

Der Materialismus ist das unumstößliche Regulativ und Grundprincip der Forschung, namentlich auf naturwissenschaftlichem Gebiete, aber wenn er sich erkühnt, die Thatsachen des Geistes zu bestreiten oder gar zu leugnen, so hat die Menschheit ihm zuzurufen, wie Apelles jenem Schuhflicker, der, nachdem seine Bemerkung über eine Sandale den Künstler zu einer Aenderung an seinem Bilde bewogen hatte, am folgenden Tage nun auch an dem Beine zu mäkeln anfing: „Schuster — bleib' bei deinem Leisten!"

Eine andere Tonart, als die von freier Forschung inspirirten gelben Virchow-Holtendorff'schen Hefte schlagen die grauen Hefte eines andern Vortragssammelwerkes an, dessen Autoren meist der Kanzel näher stehen als dem Lehrstuhl oder der praktischen Wissenschaft, und auch mit Vorliebe Themata aus der theologischen Sphäre zur Erörterung bringen. Es ist dies die

2. Sammlung wissenschaftlicher Vorträge. Berlin, Heinersdorff. 1870. Gr. 8. Zu Heften zu 5 Ngr.

von der uns folgende Hefte vorliegen:

Heft 4. Der Protestantismus und der Jesuitenorden, von Karl Semisch.

Eine der richtigsten Beurtheilungen der jesuitischen Maximen, ihres Organismus und ihrer Bestrebungen, die, wenn auch nicht Neues, so doch klar Auseinandergesetztes bringt, das mit historischem Blick und nicht einseitig protestantischer Engherzigkeit nicht nur dem Material nach gesichtet ist, sondern auch eine geschmackvolle, fesselnde Bearbeitung aufweisen kann. Der Verfasser findet übrigens, daß man sich täusche, wenn man die Jesuiten von heute nicht ihrem Wirken nach für ebenso schädlich halte wie zur Zeit der Jugend und Blüte ihres Ordens.

Heft 5. Ueber die Sage vom ewigen Juden. Von Ferdinand Bäßler.

Schon vor einigen Jahren haben wir in d. Bl. die Behandlung dieser Sage von geistlicher Seite her (Pfarrer Dalton in Petersburg) besprochen, und damals die Leichtfertigkeit getadelt, mit der die Polemik des Autors die mythenbildenden Stoffe der Sage verkannt hat. Jetzt gibt uns Bäßler ein sorgsameres Bild von der Genesis der Sage, folgt auch den Spuren derselben bis ins 18. Jahrhundert, ist aber doch nicht gründlich genug, die genauern Belege zu ermähnen und kritisch zu sichten, die sich außer Paulus von Eitzen's Bericht finden und die wir seinerzeit (vgl. Nr. 47 d. Bl. f. 1868) in unserer Besprechung aufführten. Ihm ist Ahasver die Personificirung, die Allegorie des vom Heil ausgeschlossenen Judenthums. Unangenehm, weil tendenziös, wirkt der Schluß des Vortrags, der, wie nicht verschwiegen werden soll, auch die dichterischen Versuche, die Sage zu gestalten, vorzugsweise indeß nur Goethe's Fragment erwähnt.

Heft 6. Das Christenthum in seinem Verhältniß zu den modernen Weltanschauungen von Gustav Carus.

Dem Publikum, dem Carus vorgetragen hat, ist etwas viel zugemuthet worden an Geduld und Denkenfälligkeit. Eingegangen wird nirgends des Nähern auf die Ursachen der Entfremdung vieler vom Kirchenthum (das Autoren wie Carus leider noch immer mit Christenthum identisch zu sein scheint) unserer Zeit. Der Rationalismus erhält in diesem Vortrag derbe Schläge. Wir sind nie dem Rationalismus hold gewesen, wo er in seiner Plattheit auftrat, aber gegen die Gesinnung des Vortragenden müssen wir ihn doch in Schutz nehmen. Carus hat das große Verdienst, das hoffentlich der Logik nicht verloren gehen wird, „das Kreuz des Denkens" erfunden zu haben. Hören wir den Autor selbst:

Hochgeehrte Versammlung! Wir sind bei der Taufe gezeichnet mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes an Stirn und Brust, an der Brust, als dem Sitz des Herzens, dem Herde des Lebens, und an der Stirn, als dem Sitz des Verstandes. Es gibt auch ein Kreuz des Denkens, das gewiß nach einem weisheitsvollen Rath der ewig treue Gott über uns Menschenkinder im gegenwärtigen Prüfungszustand verhängt hat.

Diese Probe genügt wol. Die Lämmlein, die im Wasser des Lebens baden, die Krone, die aus dem Kreuz erblüht, das sind nur schwache Beispiele aus der Fülle christlicher Phrasenlogie, die aus diesem salbungevollen Vortrag bis zur Geschmacklosigkeit hervorblühen.

3. Ueber den buddhistischen Nihilismus. Vortrag, gehalten in Kiel am 20. September 1869 von Max Müller. Kiel, Schwers. 1869. Gr. 8. 7½ Ngr.

Dieser Vortrag ist vor der allgemeinen lieben Philologenversammlung im September 1869 gehalten worden. So wenig umfangreich er auch ist (20 Octavseiten), so liebevoll eingehend in die Seele der „Religion der Majorität der Menschheit" ist er gehalten, daß er nicht nur philologische Hörer, sondern auch jeden gebildeten Leser zu fesseln und sein Denken anzuregen vermag. Die tiefsinnige, mit Christi Lehre so auffälligen Zusammenhang zeigende Buddhalehre, die schon den starken und tiefen



Digitized by Google

Geist eines Schopenhauer so nachhaltig zu befruchten vermochte, erfährt auch in dem geschmackvollen Aufsatz des deutschen Sprachforschers auf englischem Boden eine sorgliche ethische Würdigung. Derselbe sei dem deutschen Publikum, trotzdem er als Manuscript gedruckt ist, angelegentlich empfohlen.

4. Das Fremdwort in seiner culturhistorischen Entstehung und Bedeutung. Vortrag zu Wiesbaden am 7. Januar 1870 gehalten von August Boltz. Berlin, Gärtner. 1870. 8. 6 Ngr.

Derartige Untersuchungen und populäre Zurechtmachungen sprachwissenschaftlicher Themata, wie die vorliegende, werden immer häufiger werden, erscheinen auch gerade jetzt, nach dem deutsch-französischen Kriege am wenigsten unzeitgemäß und werden stets ihr ausmerksames Publikum finden. Was sich von sprachgeschichtlicher Darlegung nur immer in den engen Raum eines (in Wiesbaden 1870 gehaltenen) Vortrags zusammendrängen läßt, das hat der gelehrte Autor redlich geleistet. Leider kann eine Besprechung derartiger Vorträge weniger kritisch als vielmehr excerpirend ausfallen, wenn es überhaupt möglich ist, die Quintessenz der in großer Menge beigebrachten Beispiele auszuheben. Die Definition des Begriffs Fremdwort findet Boltz als ein Wort, das nicht formell eingebürgert ist. Der Völkerverkehr, sagt er, setzt es in Umlauf, und setzt es wieder außer Curs wenn es veraltet und unbeholfen dasteht. Folgende Philippica gegen den Misbrauch der Fremdwörter können wir indessen unsern Lesern nicht ersparen:

Aber ebenso gewichtige Gründe haben wir auch dem Misbrauche mit dem Fremdworte zu steuern, der lawinenartig heranwächst, unsere schöne reiche Sprache verunächtet und sie zu einem Hungerleider stempelt, der sich mit den Brosamen begnügen mag, die von üppiger Herren Tische fallen, und der vornehmlich durch die schnell arbeitende Tagespresse, sowie durch den nach altem Schema arbeitenden Kaufmannsstil und endlich durch die ganz auf fremden Mustern beruhenden, oft im armseligsten Deutsch geschriebenen Modejournale gefördert wird, und der seinen letzten Grund fast immer nur im Mangel an Zeit bei den vielgeplagten Journalisten, bei allen übrigen aber im Mangel an geistiger Bertiefung und nationaler Sprachweise hat.

Wir haben — in den gesperrt bezeichneten Worten — jedoch im Stil des Eiferers gegen das Fremdwort, in diesem kurzen Passus sieben Fremdworte gefunden, die sich wol durch rein deutsche Worte hätten ersetzen lassen. Die Consequenz müßte doch der erste Grundsatz des Autors sein, der gewiß weniger beschäftigt ist als die vielgeplagten Journalisten.

Wenn man aus der vorliegenden Vortragsliteratur ein Résumé nach Stil, Inhalt und Form zieht, so gibt dasselbe der deutschen Redenliteratur doch noch viel zu bedenken. Keiner unter allen Rednern, die hier ihre Vorträge der Presse übergeben, reicht an die schwungvolle und dabei klare, gründliche, kernige Art britischer Vortragender heran, oder auch nur an die geistreiche Behandlung des Stoffs, die man von den Franzosen gewohnt ist. Ueberall machen die deutschen Redner den Eindruck, als ob sie sich mit leichten Flügeln vom Boden schwerfälliger Gelehrsamkeit abheben möchten und doch nicht fort können. Nur Max Müller, der von den Briten gelernt hat, macht eine rühmliche Ausnahme.

## Romane aus dem Englischen.

1. Die Leute von Oldtown. Roman in vier Bänden von Frau Becher Stowe. Aus dem Englischen von J. N. Heynrichs. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Janke. 1870. 8. 4 Thlr.

Man kann wol sagen, daß der Roman „Onkel Tom's Hütte", welcher vollständig zuerst 1852 in Boston erschien und alsbald in Hunderttausenden von Exemplaren über die Welt verbreitet worden, die erste durchgreifende Veranlassung gewesen ist, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die nordamerikanischen Sklavenzustände zu richten, und somit gewissermaßen eine anbahnende Veranlassung zu dem Sklavenbefreiungskriege selbst. Eine solche offenbar historisch eingreifende Wirkung wird der vorliegende neue Roman jedenfalls nicht haben; aber nm so mehr tritt er unserm eigenen europäischen Leben und Denken nahe und wird selbst den ausgewähltesten und verwöhntesten Kreisen unserer Leser durch seine ästhetische Vollendung und zugleich durch eine energische und eigenthümliche Sittenrichtung hohe Befriedigung gewähren.

Noch vor ihrem Sklaven-Emancipationsromane hatte Frau Beecher Stowe eine Sammlung von Novellen und Culturbildern unter dem Titel: „The Mayflower", erscheinen lassen. Diesen Namen hatte sie entlehnt von dem Schiffe „Die Maiblume", welches im Jahre 1620 die ersten puritanischen Auswanderer von England nach Neuengland gebracht hatte; Scenen und Charaktere aus dem Leben der Nachkommen jener „Pilgerväter" schilderte sie in ihren ersten Novellen in engen, skizzenhaften Umrissen. Aus ebendemselben geschichtlich socialen Stoffe hat sie die umfangreiche Darstellung ihres Romans: „Die Leute von Oldtown", entnommen. Derselbe versetzt uns in den östlichen nordamerikanischen Staat Massachusetts, woselbst Frau Beecher Stowe einen Theil ihrer Jugend und auch die Jahre seit 1850 verlebt hat. Die Zeit, welche sie hier schildert, ist die nach Beendigung des nordamerikanischen Befreiungskriegs, bis über die französische Revolution hinausreichend, also diejenige, in welcher das puritanische Lebenselement in dem emancipirten Neuengland zuerst völlig selbständig sich constituiren konnte. Nicht eigentlich die öffentlichen, politisch historischen Erscheinungen jener Jahre sind es, die hier zur Schilderung kommen, sondern vielmehr die allgemeinen bürgerlichen Gemeindezustände, wie sie sich bis zur Zeit der Maschinen und Eisenbahnen, also noch bis in Frau Beecher Stowe's eigene Lebenserfahrung, wol ziemlich unverändert erhalten hatten. Es ist natürlich, daß in Amerika, wo die Gemeindezustände sowol bei ihrer Begründung als bei ihrer Befreiung darauf angewiesen waren, sich unmittelbar aus den thatsächlichen Bedürfnissen heraus selbständig zu gestalten, das praktische Bewußtsein der Nothwendigkeiten

Digitized by Google

und Möglichkeiten ihres Zusammenhangs viel energischer und evidenter sich bethätigt, als in unserer seit Jahrhunderten traditionell und langsam sich entwickelnden Cultur. Daß in dieser letzteren ein großer Theil vielleicht gerade der intelligentesten Bevölkerung dem unabweislichen Gemeindezusammenhange entfremdet und entwöhnt ist, dürfte zum Nachtheil sowol eines solchen Bevölkerungstheils als der thatsächlichen Gemeinden selbst gereichen.

Unsere deutsche schöngeistige Literatur ist im allgemeinen gewöhnt, den Menschen vornehmlich als individuelle oder historische Persönlichkeit auszufassen; vielleicht ist es ein neuer Fortschritt der realistischen Kunst, daß amerikanische Romane an Zuständen, die eine gewissermaßen schöpferische Nachbildung unserer Cultur sind, uns auf mannichfaltige wichtige Beziehungen des bürgerlichen Gesammtlebens aufmerksam machen.

2. Blithedale. Ein Roman von Nathaniel Hawthorne. Deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann und Comp. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman knüpft ziemlich nahe an die Zustände des ebenerwähnten an. Auch er spielt im Staate Massachusetts, in Boston und seiner Umgebung, versetzt uns aber in neuere Zeit, wo neben der von Frau Beecher Stowe geschilderten, unmittelbar aus der orthodoxen europäischen Tradition hervorgegangenen Gesellschaftsschöpfung sich die philosophirend socialistische Freigemeinderichtung geltend macht. Die Zustände eines ländlichen Gegenseitigkeitsinstituts zur principiellen Entwickelung der gemeinsamen Arbeits- und Genußfähigkeit, eines Antisfteers könnte man sagen, sind hier nach offenbar sorgfältigen Beobachtungen vom Standpunkt der gegenwärtigen Gesellschaftswissenschaft in Novellenform geschildert. Stilistik und Erfindung sind für das große Lesepublikum nicht so anziehend und glänzend wie bei Frau Stowe. Aber niemand, der sich mit dem Socialismus beschäftigt hat, welcher Richtung immer er angehöre, wird ohne Interesse dieses Buch lesen.

3. Der Ausbruch des Sturms. Von der Verfasserin von „Mademoiselle Mori". Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Elise Mirus. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1871. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der hier geschilderte „Sturm" sind Scenen der Revolution von und nach 1789 in der französischen Provinz Bearn. Es ist nicht ohne Interesse, die Wirkungen jener großen weltgeschichtlichen Ereignisse in Paris auf die ländlichen und kleinstädtischen Gemeindeverhältnisse, insbesondere auf die Beziehung zwischen aristokratischer Schloßherrschaft und emancipationsbedürftigen Unterthanen nachgewiesen zu sehen. Die Anschauungen, die der Verfasser darüber niederlegt, sind mannichfache und zum Nachdenken anregende. Der eigentliche Held der Erzählung, Monsieur Gavarnie, ist aus Nordamerika nach Frankreich zurückgekehrt und hat, obgleich für die Revolution gesinnt, Gelegenheit, sich der im ausbrechenden Sturme gefährdeten Familie des Grafen Lestrelle als Beschützer anzunehmen. Ein anderer, plebejischer Anhänger der Schloßherrschaft, ein „Cagot", d. i. Mitglied einer im Westen Frankreichs existirenden, verachteten, von den alten Gothen abstammenden blonden Rasse, geht in den Ereignissen zu Grunde. Der sehr alte Herr Graf stirbt ebenfalls, und am Schlusse geht der jakobinistische Gavarnie mit seiner Verlobten, der Grafentochter Marcelle, über die spanische Grenze.

4. Die Paragrens auf ihrem Ausfluge nach Paris. Von S. Rufini. Aus dem Englischen von Lina Kayser. Einzige autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Schlicke. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese recht lehrreiche Novelle ist humoristisch criminalistisch. Sie schildert den Dampfschiff- und Eisenbahnausflug einer englischen Kaufmannsfamilie von London nach Paris zur Welt-Industrieausstellung im August 1855, als zur selben Zeit die Königin Victoria von England, noch während des Orientkriegs, dem damaligen Kaiser Napoleon einen Besuch abstattete. Die humoristischen Elemente der ersten Kapitel beruhen vornehmlich in dem schlechten Verständniß der französischen Sprache von seiten des Mr. Sydvester Paragreen. Später concentrirt sich die Handlung in dem Interesse für einige diesen Herrn durch eine Gaunerei in die Hände gespielte große pariser Banknoten, die sich als gestohlene erweisen und ihm eine vorübergehende Verhaftung zuziehen. Der Verfasser hat offenbar polizeiwissenschaftliche Kenntnisse und entwickelt eine feine, selbst elegante novellistische Darstellungsmanier.

---

# Feuilleton.

## Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Nach einigen Bemerkungen über die von dem Standpunkt der russischen Regierung abweichende Ansicht der russischen Bevölkerung, das neu errichtete deutsche Reich und die für Rußland daraus erwachsenden Besorgnisse betreffend, sagt die „Saturday Review" vom 18. März: „Zwei sehr bemerkenswerthe Bücher, eins von Julius Eckardt verfaßt, das andere von ihm übersetzt, werden diesen Besorgnissen wahrscheinlich neue Nahrung geben. Seine Uebertragung des höchst wichtigen Werks des Generals Fadejew über „Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik" (Leipzig, Brockhaus) ist vielleicht das bedeutendere von beiden Werken. Der Uebersetzer erklärt ausdrücklich, erfich der Ausgabe im Hinblick auf einen möglichen Bruch unter u habe, und lenkt mit Recht die besondere Aufmerksamkeit des s auf die außerordentliche Abneigung und das Mißtrauen gegen Deutschland, welche sich in den Aeußerungen des Generals Fadejew geltend machen. Dies ist um so wichtiger, als der General derjenigen Partei angehört, durch welche die öffentliche Meinung in Rußland in letzter Zeit vorzugsweise beherrscht worden, und als sein Werk ursprünglich in dem von Katkoff, dem einflußreichsten russischen Publicisten, redigirten Journal, erschienen ist. Die Art und Weise, wie diese nationale oder panslawistische Partei die Oberhand gewinne, wird von Eckardt in den zwei ersten Aufsätzen seines eigenen Werks „Jungrußland und Altlivländisch. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze" (Leipzig, Duncker u. Humblot), die sich gleichsam beide ergänzen, lichtvoll erklärt. Der erstere analysirt die Fortschritte der russischen Reformen von 1856—63 und weist nach, wie diese durch den heftigen Rückschlag, welcher der schlechterberathenen polnischen Empörung

Digitized by Google

des letztern Jahres folgte, unglücklicherweise aufgehalten wurden. Der zweite setzt auseinander, wie eine ähnliche Ursache die socialistische Aufwiegelung Alexander Herzen's, welche der Regierung eine lange Reihe von Jahren hindurch so gefährlich war, vernichtet hat. Herzen war ein kosmopolitischer Republikaner mit wenigen specifisch russischen Charakterzügen; er war ein Apostel der allgemeinen Revolution, und die Sympathie, welche er in dieser seinem Eigenthum sind für die politische Erhebung zu erkennen gab, herauste ihn jedes, sei es auch des geringsten Einflusses auf seine Landsleute. Alle Meinungsrichtungen waren jetzt zu einer nationalen Partei verschmolzen, deren zweifaches Ziel es war, alle Glieder der slawischen Rasse zu einem großen Körper unter russischer Leitung zu vereinigen und alle widerspenstigen Nationalitäten unterwerfen zu abstorben oder auszutreiben. Daher die wüthende Verfolgung der Polen, und der lästige Druck, dem die deutschen Bewohner der Ostseeprovinzen unterworfen worden sind. Die Versuche, das Nationalleben Polens zu tilgen, sind nach Eckardt's Meinung fehlgeschlagen. Die eingezogenen Güter finden wenig Käufer, und der erzwungene Gebrauch der russischen Sprache auf Gymnasien und in amtlichen Schriftstücken übt nur wenig dazu, sie zur gewöhnlichen Verkehrssprache zu machen. Es gibt indessen einen Winkel in der Welt, wo die russische Propaganda thätig und erfolgreich ist. Dies ist der südliche, von den Ruthenen, einem Zweige der russischen Nation, bewohnte Theil Galiziens. Die Schilderung der Reise des Verfassers durch Galizien, besonders aber sein Bericht über Lemberg und die umliegende Gegend, ist eine der besten Partien in diesem Buche. Nach ihm waren die Ruthenen gute Oesterreicher, so lange die Verwaltung Galiziens in deutschen Händen blieb; die neuliche Uebertragung derselben an die Polen indessen hat sie heftig aufgebracht, und sie sind jetzt zur Annectirung an Rußland ganz bereit. Viel muß man freilich auf Rechnung der patriotischen Gefühle des Verfassers setzen, welche augenscheinlich durch das officielle Uebergewicht der Polen und die Bereitwilligkeit, mit welcher seine eigenen Landsleute die Sprache der weniger civilisirten Rasse annehmen und sich deren Sitten fügen, verletzt werden. Lehnliche Bedenken halten und davon ab, seiner ungünstigen Ansicht, was die Wirkung der russischen socialen Reformen betrifft, vollständig beizutreten. Es gibt wenig Fragen, in Bezug auf welche die Ansichten der Zeugen gegenwärtig sich so widerstreiten. Man kann jedoch kaum bezweifeln, daß die Reformen die Kriegsmacht Rußlands bedeutend vergrößert haben, und dies ist auch die Ansicht des Generals Fadejew, der triumphirend die großartigen militärischen Hülfsquellen seines Vaterlandes betont. Er schweigt indessen über den schwachen Punkt der russischen Organisation, die Finanzen, und sein Nachweis, daß Rußland jährlich bei einem Vertheidigungskrieg eine unbestimmte Zeitdauer hindurch zu führen, beweist behalb durchaus noch nicht, daß es im Stande sein würde sich seiner polnischen oder livländischen Provinzen wieder zu bemächtigen, wenn sie von einem Feinde besetzt wären, der auf die Sympathie der Bevölkerung zählen könnte. Des Generals Werk ist reich an interessanten Einzelheiten, die wir nicht näher berühren wollen, theils wegen ihres technischen Charakters, theils weil man nicht weiß, welche Modificationen sie durch die nun nach preußischem Muster vorgenommene Umgestaltung des Heers erlitten haben mögen."

Ueber Wolfgang Menzel's „Geschichte des französischen Krieges" sagt dasselbe Blatt: „Sie ist natürlich ein Sieges- und Triumphlied, mit unedler Schmähung des besiegten Feindes vermengt. Menzel's Ansichten und Art sind wohlbekannt, Großmuth von einem solchen Manne würde nur Heuchelei sein; es ist indessen ebenso unmöglich, ihm das Verdienst vollkommener Consequenz, wie die Berechtigung seines Frohlockens streitig zu machen. Würde ein freisinniger Historiker in demselben Stil schreiben, so würde man eine ganz andere Kritik gegen ihn ausüben. Was die Darstellung betrifft, so ist diese hastige Compilation der geübten Feder des Autors unwürdig; das Buch ist ziemlich schlecht und zuweilen lächerlich geschrieben. Schwerlich würde man den Ausdruck, der in folgender Stelle liegt, übertreffen können: »Eine Stimme jedoch ertönte von England, gleich dem erzürnten Jehova: der ehrwürdige Stopford Brooke« (sic). Dann folgt ein langer Auszug aus Mr. Brooke's Predigt, welcher Menzel bequem über die nächste Seite hinweghilft."

Ueber „Aus zwei Welten. Wahrheit und Dichtung." Von Victor Granella (W. Langermann) (Leipzig, Brockhaus), lesen wir in demselben Blatte: „Aus zwei Welten, eine Reihe philosophischer und ästhetischer Abhandlungen, von einem sehr schwachen Faden romantischer Erzählung zusammengehalten, ist als das Werk eines römisch-katholischen Geistlichen, welcher wegen seiner Einwendungen gegen das Unfehlbarkeitsdogma von seinem Vorgesetzten suspendirt worden, beachtenswerth. Er schreint sich für hort behandelt anzusehen: doch wenn man es auch schwer finden würde, irgendeinen entschieden ketzerischen Satz aus dem Buche zu ziehen, so ist doch des Verfassers geistiger Standpunkt offenbar der eines Protestanten. Das Werk schrint vor seiner Suspension geschrieben und gedruckt worden zu sein, und die versprochene Folge wird der kirchlichen Behörde wahrscheinlich die Mühe ersparen, ihr Verfahren zu rechtfertigen. Der Autor dürfte zwar als Gegner der römischen Kirche nicht sehr zu fürchten sein; seinen Beobachtungen geht ihr Originalität und seinem Stile die Kraft; nichtsdestoweniger macht ihm seine Sympathie für das Schöne, wo immer es sich offenbart, sei es in der sittlichen, intellectuellen oder ästhetischen Welt, Ehre, und seine sentimentale Zärtlichkeit, die vielleicht zuweilen etwas zu wortreich, nie aber widerlich oder krankhaft wird, erinnert auf eine angenehme Weise an die idealistrende Schule der deutschen Dichtung, die durch den wohlgefinden Tact des Allegorischen und die Feinheit der Andeutung einer realistischen Darstellung seiner gewöhnlichsten Seiten jetzt fast ausgestorben ist."

Weiter heißt es: „Klaus Groth's »Quickborn« ist jedoch ein Beweis, daß die gewöhnlichsten Details des wirklichen Lebens in den Händen eines Dichters poetisch werden können, und daß die Elemente des Pathos und der Phantasie ebenso reichlich bei den niedern wie bei den gebildeten Klassen der Gesellschaft vorhanden sind. In allen wesentlichen Punkten gleicht der zweite Theil dieser reizenden Sammlung von Volksliedern und Volksdichtungen dem ersten, welcher bereits hinlänglich bekannt ist. Humor, Zärtlichkeit und Wahrheit des Gefühls sind seine Hauptzüge, und die metrischen Stücke besitzen jene natürliche, dem Vogelgesang ähnliche Melodie, welche sich gewöhnlich einer frischen poetischen Stimmung zugesellt. In dieser und andern Hinsichten haben die Gedichte viel Verwandtschaft mit denen unserer englischen Landsleute Burns, Mr. Barnes. Mit einer minder feinen und tiefen Menschenkenntniß gedichtet und in der Landschaftsschilderung ihnen weit nachstehend, sind sie vielleicht noch einfacher und directer, durchaus ungesucht und von einem mehr volksthümlichen Tone. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die niederdeutsche Mundart, in der sie geschrieben sind, für den Philologen höchst interessant ist; während deren Eigenthümlichkeiten Nichtkennern, der das gewöhnliche Deutsch zu lesen vermag, keine großen Schwierigkeiten bieten."

Die von G. Haller in Halle herausgegebene „Bibliothek humoristischer Dichtungen" gibt Anlaß zu folgenden wenig zutreffenden Bemerkungen: „Es gibt vielleicht keine Nation, deren allgemeiner Maßstab für Witz und Humor so niedrig ist wie der der Deutschen, wenigstens ist kein anderes Volk so leicht mit mittelmäßigen Witzen zu unterhalten. Die komische Literatur ist reich an Humor; es ist aber gewöhnlich die Art Humor, welche, da sie in der allgemeinen Auffassung eines Charakters oder einer Situation besteht, sich in ausgedehnter Weise entfalten muß. Daher excelliren deutsche Dichter selten in humoristischer Poesie, für welche Kürze und einschneidende Schärfe in der Regel unentbehrlich ist. Dieselbe Unfähigkeit zur Gedrängtheit, welche die besten literarischen Leistungen des deutschen Geistes im Gebiete der Gelehrsamkeit benachtheiligt, macht sich auch da bemerkbar, wo Longweiligkeit gleichbedeutend mit Mißlingen ist. Die Herausgeber der kleinen Sammlungen humoristischer Poesie in Haller's hübsch gedruckter kleiner Bibliothek haben daher eine undankbare Aufgabe, bei welcher Erfolg kaum zu erwarten sein konnte. Sie scheinen sich desselben gleichwol

Digitized by Google

mit Geschick entlehnt und manches gesammelt zu haben, was selbst außerhalb Deutschland ein Lächeln hervorrufen dürfte, wenn man auch hinzufügen muß, daß viel mehr in der Bibliothek enthalten ist, dem eine solche Wirkung hervorzubringen gewiß nicht gelingen wird. Der angenehmste Theil der Arbeit ist den Uebersetzern zugefallen: Herrn Westphal, der eine Uebertragung der „Scharner“ und eine Auswahl der humoristischen Poesie der Alten beiträgt, und Herrn Willothen, welcher Holberg's vortrefflliches Lustspiel: »Der politische Kannegießer« übersetzt hat.“

Schließlich seien wir über „Geschichte des deutschen Landes und Volkes“ von A. L. von Rochau: „Zu den Vortheilen, welche die Consolidirung der deutschen Einheit zur Folge hat, kann man auch den zählen, daß die deutsche Geschichte sich künftig viel leichter schreiben lassen wird. Die Uneinigkeit und Verwirrung früherer Zeiten breinträchtigen die einem großen Werke nothwendige epische Einheit, außer bei solchen alles absorbirenden Epochen wie die der Reformation oder der Dreißigjährigen Krieg. Dr. von Rochau hat bei der Verfassung der gedrängten Geschichte seines Vaterlandes für alle Gebildeten sein Bestes gethan, einem großen und schwierigen Thema Einheit der Handlung und einen zusammenhängenden Plan zu verleihen, und hat seinen Zweck zum großen Theil und zwar dadurch erreicht, daß er geringfügigere Details unbrachtet gelassen und sich streng an die großen Züge seinen Gegenstandes gehalten hat. Das Werk ist daher auch verständlich sehr nützlich zu werden. Nach des Verfassers eigener Angabe ist ihm seine Voraussicht des gegenwärtigen Standes der Dinge sehr zu statten gekommen, und diesem, als dem logischen Schluß der ganzen Reihenfolge der Begebenheiten vom Anfange an, hat er sich denn auch bemüht den allgemeinen Ton und Geist seiner Erzählung anzupassen. Das ist ihm allerdings gelungen; doch kann man wol mit Sicherheit vorhersagen, daß diese Anpassung im zweiten und Schlußbande sich bemerkbarer machen wird als im ersten, welcher bis zum Sturze des Hauses Hohenstaufen hinobreicht.“

## Notizen.

In der „Nuove poesie di *Benedetto Prina*“ (Bergamo, Pagnoncelli, 1870) finden sich, wie in der frühern Sammlung dieses Dichters, neben eigenen formgewandten Gedichten auch zahlreiche Uebertragungen neuer deutscher lyrischer Productionen — ein Beweis dafür, daß die literarischen internationalen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien in wünschenswerther Blüte stehen. Prino beginnt seine Uebersetzungen mit Theodor Körner's „Lützow's wilder Jagd“, die er in einer Anmerkung eins der gefeiertsten Nationalgesänge dieses Jahrhunderts nennt. Die veränderte Strophen- und Versform, welcher der kolbische Schwung fehlt, verwischt indeß etwas das Gepräge der Körner'schen Dichtung. Zwei andere Körner'sche Gedichte erscheinen uns gelungener übertragen. Es folgen Uebertragungen Nikolaus Lenau'scher Gedichte („I sogni della giovinezza“, „Le lagrime“, „Alla mia patria“, „Fantasie vespertine“), des Platen'schen Gedichts „Laes Signorelli“, des Grübel'schen „Il garzone nella foresta“, des Gedichts von Anastasius Grün „L'ultimo poeta“, und anderer Gedichte von Fischer, Löwe, Schanz, Redwitz, Seidl, Vogl, A. Silberstein, Osten-Sacken. Von dem Herausgeber d. Bl. sind drei Gedichte übersetzt: „Imagine della vita“, „Sul Tauno“, „Ritorno in patria“. Wir theilen zur Probe der sehenswollen Aneignung, welche diese Uebertragungen charakterisirt, das letzte mit:

Sbalkano i cavalli ai ponte!
M' inchina il pellegrino
Per l' obol che gli diedi. Ecco di fronte
Scorgo la villa al caggio vespertino,
Che da cento cristalli
Lucciea riperconsso. Ha, o cavalli!

Ecco la vecchia porta, ecco gigante
Sorge la torre annosa
Delle grigia muraglia omai crollante!
E sugli ardui pinnacoli si posa

Una nube leggiera,
Che ei dissolve in pioggie passeggera.

Ecco riveggo l'adorato ostello,
Schiuse le imposte e ancora
Veggo ti mazzo di fior' sul veroncello.
Qui lieti sederamo in sull' aurora
Nei nostro amor beati,
Guardando a' verdi campi interminati.

O d' un tempo che fu dolci pensieri!
Perche alla porta in faccia
D' improvviso a' arrestano i cavalieri?
Un brivido di morte il cor m' aggghiaccia.
Pieno gli occhi di pianto,
Sprono i fidi cavalli al camposanto.

## Bibliographie.

Angerstein, W., Geschichte des deutschen Krieges gegen Frankreich in den Jahren 1870 und 1871. Eine übersichtliche und populäre Darstellung der Kriegs-Ereignisse, ihrer Ursachen und Folgen, nebst Mittheilungen über die Heeres-Einrichtungen und Heeres-Verwaltungen, als Gebet- und Erinnerungsbuch allen Zeitgenossen und Mitkämpfern gewidmet. Berlin, Simion. Gr. 8. 10 Ngr.

Bolzer, C., Unter dem Kreuz des Kriegs. Betrachtungen über die Ereignisse von 1870—71 in gleichgiltigen Anschauungen. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 12 Ngr.

Berthold, G., Interessante Fahrten und Abenteuer dreier Schönheiten oder die Opfer der Liebe. — Prinz Leschens Irrfahrten und Abenteuer. — Müllerröschen. — Margaretha Olin und Edartsberg genannt: das schöne Gretchen hinterm Berge und Ritter Nikolaus von Dornspach. Drei hübsche Novellen. Dresden, Kittel. 8. 2½ Ngr.

Bischof, K., Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. Zur Geschichte deutscher Literatur und deutschen Buchhandels. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 24 Ngr.

Confalbi, H., Memoiren. Paderborn, Junfermann. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Cuno, J. G., Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde. Ister Thl. Die Skythen. Berlin, Borntraeger. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Feldzug von 1859. Das Beispiel in den Ereignissen von 1866 bis 1870. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Felix, J., Die wahre und die falsche Unfehlbarkeit der Päpste. Zur Abwehr gegen Prof. Dr. Schulte. Wien, Sartori. Gr. 8. 10 Ngr.

Frohschammer, J., Die Unfehlbarkeit des Papstes. Offenes Sendschreiben an den Erzbischof von München-Freising Gregor von Scherr betreffend den Hirtenbrief vom 26. Dezember 1870. München, Ackermann. Gr. 8. 4 Ngr.

Gall, L., Französische Stoßseufzer und deutsche Reflexionen eines Augenzeugen. Antwort an George Sand (Aurora Dudevant). Mainz, v. Zabern. 8. 10 Ngr.

Hartmann, F. v., Das Ding an sich und seine Beschaffenheit. Kantische Studien zur Erkenntnistheorie und Metaphysik. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 20 Ngr.

Hesekiel, G., Gegen die Franzosen. Preußische Kriegs- und Klagelieder. 2ter Bd. Berlin, Schweigerbart. 16. 10 Ngr.

Kreatz, J. H., Ueber die Anwendung von Stiefeln bei der Erziehung. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 2 Ngr.

Der Krieg von 1870/71. Nach den besten Quellen vom militärischen Standpunkte dargestellt von A. M. ifte Abth. Vom Beginn des Krieges bis zur Kapitulation von Sedan. Mainz, v. Zabern. 8. 1 Thlr.

Löwenthal, J., Unitarierschriften. Eine Sammlung. Braunschweig, Schwetschke. Gr. 16. 20 Ngr.

Lutterbeck, D., Der Verfasser von Stein über deutsche Einheit und deutsche Kaiserthum. Ein Vortrag. Rokkof, Stiller. 16. 10 Ngr.

Neumann, A., Der Grenadier von Weißenburg oder Deutschland's Wiedererstehung! Ein Lied und Kaiserthum. Historischer Roman nach mündlichen Begebenheiten aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870—1871, für und die Tief. Berlin, Sacco Nachfolger. Gr. 8. 4 Ngr.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, N. Delius, H. Freiligrath ꝛc. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt. 9ter und letzter Band: Das Wintermärchen. Uebersetzt von O. Gildemeister. Perikles, Fürst von Tyrus. Uebersetzt von A. Delius. Leipzig, Brockhaus. 8. 1½ Ngr.

Sommers, E., Gedichte. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr.

Stade, H., Vom Musikalisch Schönen. Mit Bezug auf E. Hanslick's gleichnamige Schrift. Leipzig, Rahnt. 8. 7½ Ngr.

Strodmann, K., „Allhessenland, in Frankreich hinein!“ Kriegserinnerungen. 15te Hälfte. Von Berlin bis Versailles. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 25 Ngr.

Historischer Taschenbuch. Begründet von Friedrich v. Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. fünfte Folge. Ester Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Bilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 11te verbesserte Aufl. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr.

Wadnak, K., Die im Kriege 1870 gefallenen deutschen Buchhändler. Portraits und Biographien. 1sten Heft. Stuttgart, Wadnak. Gr. 16. 20 Ngr.

Wie es um das Jahr 1871 aussah. Gedenkblätter für das deutsche Volk. Dresden, Schönfeld'sche Buchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Wie sollten wir wählen? Grundsätze eines neuen Wahlsystems entworfen von E. M. R. Berlin, Kortkampf. Gr. 8. 4 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Preußen und Frankreich
zur Zeit der Julirevolution.

Vertraute Briefe des Preußischen Generals von Rochow an den Preußischen Generalpostmeister von Nagler.

Herausgegeben von
Ernst Kelchner und Prof. Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy.

8. Geh. 24 Ngr.

Die hier zum ersten mal veröffentlichten Briefe eines hochgestellten preußischen Militärs an den preußischen Bundestagsgesandten zu Frankfurt a. M., von August 1830 bis Juni 1832, haben bedeutenden geschichtlichen Werth, da sie die Gesinnungen, mit welchen das officielle Preußenthum die französische Julirevolution betrachtete, in prägnantester Weise zum Ausdruck bringen. In der ausführlichen Einleitung gibt Professor Mendelssohn-Bartholdy einen interessanten Ueberblick über die damalige politische Lage Preußens und Deutschlands im Vergleich zur Gegenwart.

## Meyers Reisebücher — Osternovität 1871.

# ROM
und
# MITTEL-ITALIEN.

Reisehandbuch von **Gsell-Fels.**

Mit vielen **Illustrationen**, **Karten** und **Plänen**. 2 Bände, geh. 6 Thlr.

Der Verfasser schrieb diesen Führer, *in Allem und Jedem die Frucht eigener Anschauung und Studien*, weder als Archäolog noch als Künstler, sondern suchte an seine Person und an sein Buch den *Massstab allgemeiner Bildung* zu legen.

Wer gegenwärtig Italien bereist, wünscht *sachliche Anleitung*, nicht blos aufzählende Erwähnung, zum nachhaltigen und verständigen Genuss des Sehenswerthen.

Der Verfasser glaubt für diese Anleitung das richtige Maas getroffen zu haben. Er hat kein Wort geschrieben, das der Beschauer nicht geradezu verlangt oder doch zu seiner Kenntniss hinzuzufügen erfreut ist. *Die Resultate der allerneuesten Kunst-Forschungen sind gesichtet;* bei sehr wichtigen Fragen und Differenzen sind für die Eingeweihtern auch die autoritätlichen Meinungen in kurzen *Citaten* angeführt.

Alles über die *Geschichte und Kunstgeschichte* Roms und Mittel-Italiens Eingeflochtene beruht auf Benutzung der *besten Quellen*; aus eigener Erfahrung glaubt der Verfasser mit solcher Verbeziehung des culturgeschichtlichen und künstlerischen Momente den meisten der *gebildeten* Besucher Italiens von vornherein einen Wunsch zu erfüllen, den andere derartige Bücher ignoriren.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.

## Neueste Kriegs- und Friedenskarte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Karte von Frankreich.

Neue Ausgabe.

**Mit der neuen deutschen Grenze,**
der Demarcationslinie und den Occupationsgebieten
in Farbendruck.

5 Ngr

Diese neueste Ausgabe der von Henry Lange entworfenen Karte von Frankreich zeigt in deutlichem Farbendruck: 1) die neue Grenze zwischen Deutschland und Frankreich; 2) die Demarcationslinie während des Waffenstillstands; 3) das Gebiet am linken Seineufer, welches nach Ratification des Friedensvertrags von den deutschen Truppen geräumt wird; 4) das nach erfolgter Zahlung von ½ Milliarde Frs.; 5) das nach Zahlung von 2 Milliarden Frs. der Kriegscontribution zu räumende Gebiet; 6) die als Pfand für die übrigen 3 Milliarden Frs. mit 50000 Mann des deutschen Heeres besetzt bleibenden Departements.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

**Leitfaden**
für den Unterricht in der

## Handelswissenschaft

oder allgemeinen Handelslehre.

Zum Gebrauch in Handelsschulen.

Von
**Wilhelm Röhrich,**
Director der Handelsschule zu Frankfurt a. M.

Zweite Auflage.

8. Geh. 10 Ngr.

Röhrich's „Leitfaden" hat sich beim Unterrichte bewährt und ist in einer Reihe von Lehranstalten eingeführt worden. In der vorliegenden zweiten Auflage erhöht das Buch noch verschiedene Erweiterungen und Vermehrungen, welche dessen Brauchbarkeit wesentlich erhöhen; der billige Preis ist unverändert geblieben.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Laufende Rechnung oder das Kontokorrent. Die Aufstellung, die verschiedenen Wege zur Berechnung der Zinsen, und der Abschluß. 8. Geh. 8 Ngr.

Handbuch des kaufmännischen Rechnens. 8. Geh. 1 Thlr.

Die Volkswirthschaft in Lehre und Leben. Ein Leitfaden für den Unterricht. 8. Geh. 1 Thlr.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 20. April 1871.



Inhalt: Neue lyrische Gedichte. — Zur Charakteristik der Insel Sardinien. Von Otto Speyer. — Englische und deutsche Romane. — Spanisch-Deutsches. — Feuilleton. (Ein Seitenstück zur „Gräfin" von Kruse; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Neue lyrische Gedichte.

1. Gedichte von Eduard Baumbach. Zweite veränderte Auflage. Mitau, Behstorn. 1870. 8. 1 Thlr.
2. Gedichte von Karl Christian Tenner. Darmstadt, Zernin. 1870. Gr. 16. 24 Ngr.
3. Aus Natur und Leben. Gedichte von Karl Katbeck. Breslau, Goschorsky. 1870. 8. 25 Ngr.
4. Vermischte Gedichte von Johann Müller. Leipzig, Leiner. 1870. 16. 1 Thlr.
5. Lieder eines Heimgegangenen. Brieg, Bräuer. 1870. 32. 15 Ngr.
6. In stiller Stund'. Dichtungen von George Freiherr von Dyherrn. Berlin, Schindler. 1870. 8. 1 Thlr.
7. Gedichte von Theodor Attwasser. Breslau, Trewendt. 1870. 16. 25 Ngr.
8. Washington. Historisch-epische Dichtung in vier Gesängen von Joseph Janisch. Nebst geschichtlichen Erläuterungen. Mit Washington's Bildniß. Leipzig, M. Schaefer. 1870. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gut sei jeglicher Mensch, nicht jeder ein Künstler, und deshalb
Sei man im Kunsturtheil streng, und im Sittlichen mild:
Menschliche Schwäche verdient Nachsicht in der Sphäre des Handelns;
Wer im Gesange schwach, schlage die Leier entzwei.

Diese Platen'schen Distichen figuriren an der Spitze der „Gedichte" Eduard Baumbach's (Nr. 1), desjenigen Dichters, mit dem wir unsere diesmalige lyrische Revue eröffnen, — goldene Worte, welche auch wir als Motto unserer Besprechung adoptiren, wir finden keine zutreffendern: Der Kritiker sei „im Kunsturtheil streng", doppelt streng in einer Zeit, wie es die heutige ist, wo ein schnellfertiger Dilettantismus und eine alles anknäpfende Physiognomielosigkeit auf fast allen Gebieten der Kunstproduction so erschreckend breite Dimensionen eingenommen haben; er „schlage die Leier entzwei" allen jenen zirpenden und säuselnden Poetlein, welche heutzutage buttendweise den Büchermarkt überschwemmen, denjenigen sowol, welche in den Tonarten der Pegnitzhirten ihren zahmen Poesien eine noch zahmere captatio benevolentiae an den Leser als Prolog voranschicken, wie auch denjenigen, welche, schlechte Schüler eines großen Meisters, das edle Selbstbewußtsein eines Platen in eine dummstolze Selbstgefälligkeit fälschen — ihnen allen schlage der Kritiker die Leier entzwei, damit auf dem deutschen Parnaß Raum werde für die männlichen, ausgewachsenen Dichtergestalten, an welchen unsere Zeit keineswegs so arm ist, wie eine pessimistische Fraction der Kritik der Gegenwart es zu behaupten liebt. Indem wir uns durch diese Sätze auf das bestimmteste für die Handhabung einer rigoristischen Kritik gegenüber allen Unzulänglichkeiten dichterischer Production bekennen, freut es uns, daß wir auf die heute zur Besprechung vorliegenden Sammlungen von Poesien diese äußerste Strenge und Schärfe der Kritik nur stellenweise anzuwenden brauchen, da die meisten derselben zwischen Gut und Schlecht eine mittlere Werthhöhe behaupten. Nur eine einzige Sammlung unter den obenverzeichneten sinkt bis zur absoluten Werthlosigkeit herab, aber freilich auch nur eine einzige unter diesen sieben lyrischen Novitäten erhebt sich über das Niveau des Ephemeren bis in jene reinern Regionen, wo wir die werthvollen Kunstleistungen zu suchen haben.

Wir beginnen also die Revue mit einer Beurtheilung der „Gedichte" von Eduard Baumbach. Diesem Poeten schlagen wir die Leier nicht entzwei, denn seine Gedichte bieten manche hübsche Talentproben, wenngleich sie in ihrer Mehrheit nicht halten, was das oben citirte stolze Motto, das sie an der Stirn tragen, verspricht. Die Baumbach'sche Sammlung, welche durch gewissenhafter Sichtung nicht unerheblich gewonnen haben würde, wird im großen und ganzen am treffendsten durch die Etikette „Leichte Waare" charakterisirt. Der Dichter hat unverkennbar dichterisches Gemüth und weiß seine Producte im einzelnen mit Wärme zu durchdringen und ihnen ein lebhaftes Colorit anzuhauchen, im allgemeinen aber geht




Digitized by Google

ihnen, wo er gestaltet, Prägnanz und Energie, wo er reflectirt, Größe und Originalität ab. Besser gelingen ihm Poesien, welche sich in der reinen Empfindungssphäre bewegen, also die liedertartigen Gedichte. Unter ihnen hat und besonders das „Wiegenlied“ angesprochen. Die „Vermischten Gedichte“ bringen weniges von Bedeutung. Dagegen zeichnen sich die Sonette durch Wohlklang und eine gewisse architektonische Rundung aus. Anerkennenswerthes leisten auch die „Epischen Gedichte“, unter denen die schöne Elegie „Schloß Chillon“ den Preis verdient, sowie die Terzinen, mit Ausnahme des ersten Gedichts dieser Rubrik, „Die Trauung“, welchem durchaus der Charakter des Unsertigen und Unklaren aufgeprägt ist. Das Bedeutendste und am meisten Gereifte leistet der Verfasser ohne Frage in seinen, formell freilich sehr tadelnswerthen „Distichen“. Wir heben aus der Zahl derselben die folgenden Epigramme als Proben der Baumbach'schen Poesie hervor:

Der Schwätzer.

Weil er, Gewandtheit im Ausdruck besitzend, nicht Größeres bietet,
Als der gewöhnliche Mann selber besitzt und vertheilt,
Fesselt er eben die Menge; sie hört sich ja selber nur plappern:
Wer aber hört sich nicht gern, wer aber liebt sich nicht selbst?

Das gelehrte Weib.

Warum meist ein gelehrtes Weib ein so widerlich Zerrbild?
Weil es nicht kann was es will, weil es nicht will was es soll.

Entweder — oder.

Haben die Künste nicht absolute Berechtigung, so sind ja Künstler und Dichter Hansnarr'n, daß sie sich also bemühn.
Ja, sie sind um so größere Narren, je mehr sie geleistet — Scheint die Begeisterung selbst dann nicht verdächtig zu sein?

Ferner stehe hier noch dasjenige die bekannte Goethe'sche Sentenz polemisirende, metrisch ganz uncorrecte Epigramm:

Nicht allein nur ein Lump ist bescheiden; unbescheiden
Ist aber ganz gewiß einzig allein nur ein Lump.

Der Pleonasmus: „einzig allein nur“, muß als ein höchst unglücklicher bezeichnet werden.

Die den Schluß der Baumbach'schen Gedichte bildenden Uebersetzungen aus dem Russischen sind gewandt und ansprechend und bekunden auch in der Auswahl Geschmack und Geschick.

Wenn die „Gedichte“ von Baumbach ein Talent verrathen, welches im Epigramm seine Stärke hat, so beweisen dagegen diejenigen von Karl Christian Tenner (Nr. 2) eine hübsche Beanlagung für das sangbare, volksthümliche Lied. Der im Jahre 1866 zu Darmstadt verstorbene Verfasser eiferte nach dieser Richtung hin den größern Vorbildern eines Moore und Burns nicht unglücklich nach. Es sind die heitern Züge eines in jeder Lebenslage zufriedenen Sanguinikers, welche uns aus diesen leichtgeschürzten Liedern gutmüthig anlächeln, und es ist bezeichnend für den Dichter, wenn er sagt:

O, wie bedaur' ich euch, ihr lieben Dichtergenossen,
Die ihr der Muse Geschenk achtet hienieden als Fluch!
Mir hat die Göttin, bekränzt sie auch nicht das Haupt mir mit Lorbeern,
Immer nur Freude bisher, immer nur Segen verliehn.

Aber ein Leben voll Sonnenschein, ohne befruchtendes Unwetter, kann, wenn es eine poetische Ernte liefert, keine vollen Aehren zu Tage fördern. Wahre Genien gedeihen nur auf einem wechselvollen, mannichfach zerklüfteten Lebenswege, und die echte Hebamme des wahrhaft Großen ist einzig der Schmerz, ein Schmerz, welcher uns seine Spuren mit eisernem Griffel in die Seele schreibt und uns adelt, indem er uns bis ins Tiefste hinein, bis in jene Regionen des Gefühlslebens erschüttert, welche das profane Leben unberührt lässt. Die Tenner'schen Lieder haben nirgends die Spuren dieses Schmerzes aufzuweisen, welcher allein Bedeutendes hervorbringt — darum werden sie klanglos zum Orcus herniedersteigen. Zu den bessern Stücken der Sammlung rechnen wir: „Novemberwetter“, „Das Mädchen im Garten“, „Das chinesische Mädchen“, „Mutter und Tochter“, „Mit Gott“, „Einst und jetzt“ und „Mein Heimatland“, ganz besonders aber die beiden folgenden tiefgefühlten Lieder, welche unter den übrigen Gedichten Tenner's eine Ausnahmestellung einnehmen:

Letztes Glück.

Sie lag so blaß, sie lag so krank,
Ich hob sie zitternd auf;
Sie neigt' an meine Brust ihr Haupt,
Ich weinte still daraus.

Sie drückte lächelnd mir die Hand,
Sie sah so treu mich an;
Sie küßte sanft die Thräne weg,
Die mir vom Auge rann.

Es war ihr letzter Händedruck,
Es war ihr letzter Blick,
Es war ihr letzter Liebeskuß —
Es war mein letztes Glück.

Und:

Nachruf.

Ich sah dich kaum in sel'gem Traum
An meinem Busen blühn;
Da nicktest du mir traurig zu,
Und weltest schnell dahin!

Doch war auch mir so kurz mit dir
Der sel'ge Traum verliehn:
O Kind im Licht, ich gab' ihn nicht
Um alle Welten hin!

Es ist eine süße, das Herz bewegende Musik in diesen elegisch durchzitterten Versen. Möge ein begabter Musiker die Tenner'schen „Gedichte“ in die Hand nehmen! Er findet in ihnen ein reiches Repertorium für musikalische Composition.

Höhern Flug als die eben charakterisirten Poesien Tenner's, einen freiern, kühnern Aufschwung nehmen die Gedichte von Karl Kalbeck: „Aus Natur und Leben“ (Nr. 3). Der Verfasser gebietet über eine reiche Phantasie und große Formgewandtheit, Gaben, welche ihm namentlich für das erzählende Gedicht zugute kommen. So ist das schöne Gedicht „Friedhof in den Bergen“ ein wahres Cabinetstück schildernder Poesie, welches uns tiefe Blicke in ein düsteres Verbrecherleben thun läßt. Nicht minder schön ist „Ein Tag aus Klärchens Leben“. Es war bei seinem schildernden Talent ein richtiger Instinct, welcher den Verfasser von „Natur und Leben“ auf einen Pfad

Digitized by Google

lenkte, den zuerst beschritten, beziehungsweise entdeckt zu haben, ein Verdienst des Herausgebers d. Bl. ist — wir meinen den Pfad der durch den Schmuck des Reims belebten antiken Ode. Trotz der grandiosen Versuche Platen's und anderer auf dem Gebiete der antiken Ode hat dieselbe im Deutschen etwas Kaltes, Marmornes. Aber die frischen Blütenranken des modernen Reims, kunstvoll hinaufgezogen an dem Spalier griechischer Metren, nehmen diesem architektonisch gegliederten Strophengebäude alles ihm sonst anhaftende Starre und Stagnirende und machen es zu einem ebenso gefügigen wie kräftigen Organ sowol für die descriptive Poesie wie für die monumentale Gedankenlyrik. Das bewirft namentlich die folgende Kalbeck'sche Ode:

### Die zerfallene Kirche

Was weiß die Welt von deiner geheimen Pracht,
Zerfallne Kirche tief in des Waldes Nacht?
Entzückt sah ich dich vor mir liegen,
Als ich hinunter ins Thal gestiegen.

Andächt'gen Sinnes schritt ich in dein Portal,
Geführt vom sonnengoldigen Abendstrahl,
Der deine gothisch ernsten Bogen
Prächtig mit Purpur und Gold bezogen.

Zu rothen Gluten war der Altar entflammt,
Gehalten ward ein feierlich Seelenamt
Dem Frühling, welcher in die Lüfte
Sterbend verhauchte die letzten Düfte.

Der Wind durchrauschte rings die Gebüsche all,
Das klang wie mächtig brausender Orgelschall;
Und blaue Blumen, tief erschrocken,
Schwangen die zitternden Blütenglocken.

Von Rosenkelchen fielen die Blätter ab,
Wie lichte Thränen auf ein geliebtes Grab,
Und hoch aus den verfallnen Chören
Senkten sich Gräser zu Trauerstören.

Auf allen Halmen glänzte geweihtes Naß,
Die blüh'nde Linde schwenkte das Weihrauchfaß,
Und Klagelänge ließ erschallen
Schluchzend die letzte der Nachtigallen.

Allmählich schwand des sinkenden Tages Schein,
Und durch die Fenster glänzte der Mond herein.
Der Lenz war todt; doch durch die Fernen
Schwebte sein Geist zu den lichten Sternen.

Es liegt ein poetischer Duft über diesem Gedicht, welches dem Talent Kalbeck's alle Ehre macht, wie denn überhaupt jedes Probestück der vorliegenden Sammlung eine unleugbare dichterische Begabung bekundet, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Daß Kalbeck auch die Geisel der Satire zu schwingen versteht, möge folgendes Sonett darthun:

### Den Poeten.

Sieh der Poeten mächtiges Geschwader!
Her! alles greift nach seiner Autorfeder:
Apoll bewohnt Comptoire wie Katheder,
Es wird gereimt vom König bis zum Bader.

In tausend Aeste ist verzweigt die Aber
Der Poesie: belebt fühlt sich jedweder.
Umsonst zieht die Kritik ihr Schwert vom Leder —
Besungen wird Chaiselong und Hinterlader!

Der Himmel selbst steigt zu der Erde nieder,
Heiligleuchtend stammt der Poesie Gelober
In Vater, Mutter, wie in Schwester, Bruder.

O große Zeit, gesangreich, voller Lieder! —
Fort Schiller, Goethe! Ihr seid längst zu Moder! —
Halleluja! Gedichte ganze Fuder!

Möge diese Satire beherzigen Hr. Johann Müller (Nr. 4)! dieses große Wort „Gedichte ganze Fuder!" Denn die sogenannten Gedichte dieses Herrn entziehen sich unsers Erachtens jedem andern Maße und lassen eben nur das rein quantitative des Fuders zu. Was will Hr. Johann Müller mit seinen „Vermischten Gedichten"? Wir greifen ein beliebiges Poem aus der Sammlung heraus. Hier ist eins:

Lied.

Lüftelein, Sonnenschein! —
Vögelein, Blümelein:
Macht es euch froh?
Freudenvoll, wonnevoll
Schmelz' allen Gram und Groll! —
Mensch, stimmt es so?

Sonne weckt's Blümelein,
's Vöglein, recht froh zu sein:
Mensch, sprich, wer dich?
Schau', all die Herrlichkeit
Dienet zur Lust und Freud':
Sprich, 's ist für mich!

Du hast die Welt erblickt
Und dich hat Gott begnädt,
Herrlichem Sinn(!).
Willst du zufrieden sein,
Rufe die Welt hinein:
Gottheit — ich bin!

Sonnenschein, Mondenschein;
Vögelein, Blümelein,
Schön ist die Welt!
Freude ist, das zu sehn,
Was drin durch das geschehn,
Das sie erhält.

Was soll diese unklare Mystik?

Ueber den „Liedern eines Heimgegangenen" (Nr. 5) liegt die milde Temperatur eines warm empfindenden Herzens ausgebreitet. Sie bringen viel Tiefgefühltes und Ansprechendes in correcter Form, lassen aber den Reiz des Eigenartigen durchaus vermissen. Auch phantastische Momente finden sich in der Sammlung. Als Probe dafür dieses Lied:

Schon ruhte die Nacht an der stillen Brust
Der frühlingsduft'gen Erde,
Da wurde gesattelt und gezäumt
Und in kurzem saß ich zu Pferde.

Es stoben die Funken, es flog das Roß,
Und der Reiter saß fest im Bügel,
Doch hinter ihm, wol riesengroß,
Der Gram mit schwarzem Gefügel.

„Wo reitest du hin, o Reitersmann?"
Begann das Gespenst zu fragen,
„Glaub' mir's, du kommst noch zeitig an,
Auch ohne Rennen und Jagen!"

Und wie's das Gespenst vorausgesagt,
So ist's in der That geschehen:
Ich hatte noch zwei Tage Zeit,
Mein Liebchen im Sarge zu sehen.

Auch den „Liedern eines Heimgegangenen" dürfen wir trotz ihres gemüth- und phantasievollen Gehalts und ihrer



Digitized by Google

netten Form keinen höhern Grad anweisen als den des Mittelgutes.

Dasselbe gilt, aber in bei weitem beschränkterm Maße, von den Dichtungen „In stiller Stund'" von George Freiherr von Dyherrn (Nr. 6), in welchen in der That etwas von echtem Dichterblut pulsirt, und denen wir nur deswegen unser vollstes Lob — wir thun es ungern — versagen, weil wir, wie in den vorher besprochenen Sammlungen, so auch in ihnen jenes Einzig-Eine, jenes individuelle Colorit vermissen, welches wir heutigentags, gegenüber den sarblosen Erscheinungen, welche alljährlich ein stattliches lyrisches Contingent auf den Büchermarkt stellen, als das eigentliche Merkzeichen einer die Masse überragenden Begabung von jedem bedeutendern Talent nothwendig fordern müssen. Obgleich nun dieses Merkzeichen des Individuellen den Dyherrn'schen Dichtungen fehlt, so heißen wir sie dennoch von Herzen willkommen, weil ihnen ein Ernst der Gesinnung, eine Tiefe des Gefühls und eine Fülle des Gedankens innewohnen, welche sie trotz alles Mangels an einer scharf hervortretenden persönlichen Färbung vor den ephemeren Producten banaler Duodezpoeten rühmlichst auszeichnen. Die Verse Dyherrn's haben etwas Aristokratisches in des Wortes bester Bedeutung. Sie vermeiden alle Trivialitäten des alltäglichen lyrischen Marktes; ihre Form ist elegant. „Das Gebet der Mutter", „Auf das Grab meiner Mutter" und „Swantowit", letzteres auch der „Illustrirten Zeitung" in weitern Kreisen bekannt, sind unsers Erachtens Gedichte von dauerndem Werth. „Sylvesternacht" ist ein düsteres Nachtstück von großer psychologischer Wahrheit und echt poetischer Wirkung, welches wir seiner Länge wegen hier nicht herzusetzen zu dürfen bedauern. Statt seiner mögen wenigstens zwei Lieder Dyherrn's von sast Goethe'schem Duft eine Stelle finden:

Wenn die Abendglocken klingen,
Mag ich gern auf leichtem Kahn
Gleiten über meines Weihers
Silberhelle Wasserbahn.

Ferne taucht die Sonne nieder,
Ihre Sterne bringt die Nacht —
Alles stille, nur das große
Auge dort am Himmel wacht.

Und im Nebelgrau verschwimmen
Dorf und Wiesenplan und Hain —
Und umhüllt von grauem Nebel
Führ' ich selig mich allein.

Welch ein Schmelz in diesen Versen! Man höre ferner die folgenden:

Flüstre nur mit deinen süßen Worten,
Lächle nur mit deinem Engelsmunde;
Denn dein Flüstern öffnet Traumespforten,
Und dein Lächeln macht daß ich gesunde.

Sanft verschönend wirket deine Nähe
Wie die heiligen Orakelhaine,
Macht, daß aus dem Herzen alles Wehe
Ich in selig heißen Thränen weine.

Meinem Herzen kommt ein leises Ahnen
Von der Zukunft Tagen, die verborgen —
Flüstre nur! Dein Flüstern ist ein Mahnen,
Daß ich ruhig harre auf den Morgen.

Das ist echte Poesie! Möge Dyherrn, welcher unsers Wissens mit den vorliegenden Gedichten debutirt, sich immer mehr bestreben, nach Inhalt und Form nur Originelles in seinen Poesien zu geben, eine Aufgabe, welcher er in diesen Erstlingsproducten noch nicht ganz gerecht geworden ist — und, wir zweifeln nicht daran, er wird das Erkreuliche leisten. Eine bewegliche Phantasie und jene unbeschreibare vis poetica, welche die Herzen gewinnt, gibt ihm schon jetzt die Anwartschaft auf eine ehrenvolle Stellung unter den heutigen Lyrikern.

Wir wenden uns zu den „Gedichten" von Theodor Altwasser (Nr. 7), ohne Frage den weitaus bedeutendsten unserer heutigen kritischen Revue. Wenn wir oben gelegentlich der Besprechung der Tenner'schen Gedichte sagten, der Schmerz sei die Hebamme alles Großen in der Poesie, so bewahrheitet sich dieser unser Ausspruch, indem wir die Altwasser'schen Poesien betrachten. In ihnen blüht uns aus dem reinen Gefäß einer krystallhellen Kunstform die Passionsblume eines tiefen Schmerzes entgegen — dieser Schmerz aber drückt ihnen das Gepräge des Bedeutenden auf, er erfüllt sie mit einem wahrhaft priesterlichen Ernst der Reflexion. Nun sind aber jedem Ernst, weil die Erdendinge dem höchsten Maßstabe, mit dem er mißt, niemals Genüge thun können, die Sehnsucht und die Wehmuth verschwistert. So bewegen sich denn auch die Altwasser'schen Gedichte vorwiegend in diesen beiden Gefühlssphären und charakterisiren sich dadurch als zu derjenigen poetischen Richtung der Neuzeit gehörig, welche man treffend die Poesie des „Weltschmerzes" genannt hat. Unsere im Bewußtsein ihrer praktischen Werktüchtigkeit fröhliche und lebensfrohe Zeit hat ihr Anathem über den Weltschmerz ausgesprochen und fordert von ihren Poeten einen lebensfrischen, die siegende That, welche im Leben triumphirt, auch in die Dichtung einführenden Ton — gewiß eine berechtigte Forderung, in deren Verwirklichung jeder gesunde Poet der Gegenwart seine höchste Aufgabe erkennen muß. Aber wie berechtigt diese Zeitforderung auch sei, die Besonderheit des Individuums muß dennoch ihr Recht behalten, zumal in der Lyrik, deren Element ja eben das Individuelle ist. Sei das Zeitprogramm welches es wolle — audiatur et altera pars: auch in der Poesie hat der Weltschmerz seine Berechtigung, wie man sie ihm in der Philosophie längst zugesprochen hat. Führt doch jede Speculation — und die moderne Lyrik, soweit sie sich zum Organ der zeitbewegenden Ideen macht, kann eben nur eine vorwiegend speculative sein — in ihrem letzten Facit, wenn sie mit den Factoren des realen Lebens ehrlich rechnet, zu der Einsicht in die Nichtigkeit des Daseins, zum Gefühle des creatürlichen Schmerzes! Hat doch die zeitgemäßeste Philosophie den Schmerz des Lebens in ein geschlossenes System gebracht — die Philosophie Arthur Schopenhauer's! Und in der That, in demselben Maße wie die Altwasser'sche Dichtung in ihrer formellen Seite sich mit Glück an Platen, so lehnt sie sich ihrem innern Wesen nach an Schopenhauer an, denn sie denn auch drei vortreffliche Sonette widmet. Die Liebe, die Schönheit und das ewig räthselhafte Jenseits sind die großen Gegenstände der Altwasser'schen Speculation. Theodor Altwasser ist ein Lyriker des Gedankens und darum ein tief melancholischer Dichter, dem die Liebe nur als ein flüchtiger Sonnenblick erscheint, welcher in die dunkeln Schatten des Lebens fällt, ein Dichter, der

Digitized by Google

in der Schönheit, wie reizend sie auch sei, schon die künftige Verwesung ahnt, und der gegenüber den Fragen des Jenseits an Stelle blinden Glaubens die ganze Macht einer scharfsinnigen Dialektik setzt. Seine drei Sonette an Arthur Schopenhauer lauten:

1.

Was ist der Mensch? Ein flüchtiges Gebilde
Des Geistes der Natur, ein Punkt im Raume,
Ein Blütchen kaum an einem Riesenbaume,
Ein Sandkorn auf unendlichem Gefilde!

Ihn läßt der Weltgeist wie im Spiel entstehen
Und gibt als Erbe ihm ein qualend Sehnen,
Ein nutzes Lächeln und ein Meer von Thränen.
Er ist, er träumt — und schon muß er vergehen.

Wie bald, wie bald ist solch Gebilde vergessen!
Es gleicht der Uhr, vom Meister aufgezogen,
Der nur nach Stunden ward ihr Lauf gemessen.

Und doch muß jeder Mensch mit tiefen Leiden
Dies Sein bezahlen, das ihm Glück gelogen,
Bis er erlöst — im bittern Tod darf scheiden!

2.

Erhebe, wenn du leidest, stets die Blicke
Von deinen Leiden zu den allgemeinen,
So wird, was unerträglich dir will scheinen,
Versöhnen dich dem eigenen Geschicke.

Erkenne dich als Beispiel stets des Ganzen,
Denn Schmerz ist aller Sterblichen Genosse,
Er wechselt nur durch Zufall die Geschosse:
Hier sticht mit Nadeln er, und dort mit Lanzen.

Wer fühlt, daß Leid die Wesenheit des Lebens,
Wird still sein Haupt und in Ergebung neigen;
Der Weisheit nahe, litt er nicht vergebens.

Ergebung macht vom Schmerz, dem Zufallsspiele
Der Welt, uns frei und kehrt erhabnes Schweigen.
Ehrwürdig stehn wir so am letzten Ziele.

3.

Es sind die Freude und das Glück hienieden
Vom Zufall uns auf kurze Zeit geliehen;
Nichts ist beständ'ger als des Glückes Fliehen,
Oft stört ein Augenblick der Seele Frieden.

Das Leben selbst ist nichts denn ew'ges Sterben,
Ein jeder Athemzug nur Todesringen!
O, Täuschung, das als herrlich zu besingen
Und schön, was nächstens bricht ein Hauch in Scherben!

Es schmückt die Schönheit Bilder nur des Lebens,
Wenn edle Kunst und Dichtung sie verklären
Im Sternenfluge höchsten Jugendstrebens.

Die Kunst erlöst vom Leben. Es nicht kennen,
Und jung schon fliehn zu ihren lichten Sphären:
Dies wäre wol das höchste Glück zu nennen!

Theodor Altwasser gemahnt uns lebhaft an Albert Möser, einen viel zu wenig gewürdigten Lyriker großen Stils, welcher im Jahre 1865 zuerst mit einem Band Gedichte an die Oeffentlichkeit trat. In beiden lebt der elegische Geist eines Hölderlin, eines Platen. Beide haben die Sehnsucht nach dem Schauen des Vollendeten gemein. Auch in einem äußern Moment begegnen sich beide, in der Vorliebe für die Form des Sonetts. Aber in Möser finden wir die dichterischen Eigenschaften Altwasser's noch potenzirter und ausgesprochener wieder. Sein Kunststil hat einen noch feinern Schliff als der Altwasser's. In beiden liegt ein Zug edelster dichterischer Rasse. Von den Altwasser'schen Gedichten erwähnen wir als besonders gelungen die folgenden: „Dichtermuth", „Glück", „Stoiker", „Zweiter Tod" und den Sonettencyklus: „Urwaldleben". Als Beweis dafür, daß Altwasser kein bloßer Reflexionslyriker ist, sondern auch mit Geschick zu schildern versteht, möge das folgende farbenprächtige Gedicht dienen:

Nilfahrt.

Pfeilschnell tanzt das schwanke Fahrzeug durch des Niles gelbe Fluten,
Drüber schwimmt Aegyptens Himmel, aufgelöst in goldne Gluten.

Von den dunkellaub'gen Ufern rauschen laut die Sykomoren,
Wellen hüpfen um die Barke, murmeln wie im Traum verloren,
Brechen sich in weißem Schaume an des Schiffes schwarzen Planken.

Schweigend ruhn die grünen Ufer, träumend ruhen die Gedanken.

Tiefe Stille auf dem Strome; schwach nur klingt der Tauben Girren,
Die in wolkendichten Zügen hoch durch goldne Lüfte schwirren.
Weiße Segel in der Ferne; längs des Strandes Palmenhaine,
Deren schlanke Stämme glänzen roth im Abendscheine.
Scharen aus Flamingos wandern stolz in hpp'gen Waldgestilden.

Fliegen auf beim Nahn der Barke, gleichend roſ'gen Dunstgebilden.

Fernhin schimmern prächt'ge Villen, hingelegt am heil'gen Strome,
Dort Kairos mächt'ge Bauten, Minarets und spitze Dome.
An der gelben Wüste Saume ragen Gizehs Pyramiden,
Hochgethürmte Riesenstärge, ewig wie des Todes Frieden!
Und der alte Riesensphinx flüstert von versunknen, grauen Zeiten,
Die der träumerischen Seele wie im Flug vorübergleiten,
Vom Geheimniß seiner Quelle und von Thebens Mumiengrüften,

Von dem Memnon, dessen Weisen nimmer klingen in den Lüften.

Und die Welt der Monumente steigt herauf vor unsern Blicken;
Von den Pyramidenwänden stelze Götterbilder nicken;
Aus dem Höhlengrabe Ramses' schallen laute Harfenklänge,
Wilde Klagen todter Kön'ge und der Priester Grabgesänge.
Hoch aus gelber Wasserfläche taucht mit prächt'gen Säulenhallen

Auf der Isis heil'ger Tempel, drin die Göttin scheint zu wallen,

Hehr in weißem Grabgewande, gramesbleich, mit Händeringen,
Während zwischen düstern Klippen Priester Weihrauchfässer schwingen.

Urgeschichte träumt die Seele, lösend alte Zauberriegel,
Wenn das schnelle Schifflein gleitet auf des Niles goldnem Spiegel.

Diese wuchtigen Trochäen Altwasser's haben etwas Monumentales, dessen Reiz der Leser sich schwerlich entziehen wird. Dasselbe gilt von dem schönen Gedicht: „Nachts am Nilufer", aus welchem uns, wie aus dem eben citirten, die Tropenluft des Orients sinnbestrickend und fast dämonisch anweht. Ehe wir von Altwasser's Gedichten scheiden, können wir uns nicht versagen noch ein vortreffliches Sonett dieses Dichters hier folgen zu lassen, welches uns charakteristisch für die Altwasser'sche Dichtweise erscheint:

Glück der Thoren.

Zu sehn, wie in der Welt Millionen Narren
Hochmüthig sich mit Rang und Bildung brüsten
Und Götzencultus weihn den eignen Büsten,
Bis Selbstsucht macht ihr Herz zu Eis erstarren;

Digitized by Google

Zu sehn, wie andre Thoren Lasten karren,
Die doch versinken an den fluchschen Küsten:
Beschleicht uns da nicht Ekel, nicht Gelüsten
Nach jener Grube, wo sie uns verscharren?

O, Freund, ein Unglück ist's, geboren werden
Mit dem Bewußtsein von den Nichtigkeiten
Des faden Lebens! Glaube mir — auf Erden

Ist glücklich nur der Thor für alle Zeiten;
Ihm macht das Gift des Denkens nie Beschwerden,
Das tiefste Pein dem Denker muß bereiten.

Die Altwasser'schen Poesien tragen durchweg den Stempel des Männlichen, des Gereiften; wir haben es mit einem nicht mehr jungen Poeten zu thun, wie er denn auch in dem „Vorwort an den Leser" sagt:

Was ich im Lenz geliebt — ich sah es sterben;
Was ich im Lenze sang — es ist verklungen;
Was mir geblieben, sind Erinnerungen,
Da meine Tage herbstlich nun sich färben.

Es ist ein wohlthuendes Gefühl für den Kritiker, einem Dichter mit so prägnanter Physiognomie, einem Dichter, der eines so hohen Ernstes und einer so edeln Gesinnung voll ist, auf den Höhen der Poesie zu begegnen, ein um so wohlthuenderes Gefühl, als gegenüber der heute so gangbaren leichtgeschürzten Liederpoesie die Lyrik großen Stils fast auf dem Aussterbeetat steht. Möge das Publikum unserm Dichter gegenüber beweisen, daß es noch Sinn hat für schwer wiegende dichterische Leistungen und ihn so ermuthigen, fortzustreben auf diesem nicht dornenlosen Wege!

Wir schließen unser diesmalige kritische Umschau, indem wir der Beurtheilung der im Vorhergehenden besprochenen Lyriker diejenige einer historisch-epischen Dichtung in ottave rime anschließen. Es thut uns leid, den „Washington" von Joseph Janisch (Nr. 8) als ein im ganzen verfehltes Product bezeichnen zu müssen. Von einer episch-historischen Dichtung fordern wir in erster Linie plastische Gruppirung der handelnden Hauptcharaktere und lebhafte Massenbewegung der sie umgebenden Gestalten neben einer streng componirten und durch scharf markirte Einschnitte gegliederten Handlung; außerdem eine lebendig in die Augen springende Scenerie, große historische Perspectiven und einen gewissen Freskenstil in der Darstellung — Eigenschaften, welche der „Washington" von Joseph Janisch leider nur allzu sehr vermissen läßt. Keine einzige der handelnden Personen tritt in diesem „Washington" mit scharf sich abzeichnender Prägnanz hervor. Dazu ist die Schilderung der Begebenheiten in den beiden ersten Gesängen matt und nicht einmal an allen Stellen klar. Erst im dritten und vierten Gesang schwingt sich die Diction einigermaßen empor und bringt es zu einem lebhaftern historischen Colorit. Aber das Ganze bleibt im Chronikenhaften stecken und überschreitet in keiner Weise die Ranghöhe einer sich leidlich lesenden Reimchronik. Wozu aber bei einer Geschichtserzählung, welche ihrem Wesen nach prosaisch ist wie die vorliegende, das poetische Gewand? Für die Prosa des Ganzen können einzelne poetischere Partien des „Washington", wie die im Folgenden mitgetheilte, die Schlacht bei Yorktown behandelnde Episode, nicht genügend entschädigen. Diese Episode möge zugleich eine Probe des keineswegs kunstvollendeten Stils des Verfassers liefern:

Nacht ist's. Es ruht das Heer in stillem Frieden
Auf Yorktowns meerbegrenztem Kampfgefild;
Im Schlafe finden Kräftigung die Müden
Zum heißen Kampfe, dem es morgen gilt.
Auch er, dem Ruhe unterm Baum beschieden,
Washington schlummert sanft, bedeckt vom Schild
Des Glaubens, daß ein Gott im Himmel wache
Und Sieg verleihe der gerechten Sache.

Da schläft das Heer, das tapfere, das treue,
Zu einem großen Werke ausersehn;
Es hat empfangen seine Todesweihe,
Um unerschüttert sich dem Feind zu stehn.
Wol viele wird das Auge in der Reihe
Der Lebenden am Abend nicht mehr sehn.
Heil ihnen! Nimmer stirbt, wer hier sein Leben
Für Vaterland und Freiheit hingegeben.

Der Tag bricht an — es schlägt die ernste Stunde
Des letzten Kampfs für Unabhängigkeit.
Mit Frankreichs Flotte und dem Heer im Bunde
Entwickelt sich Washington's Thätigkeit.
Um Yorktown und um Gloucester in der Runde
Stehn Heer und Flotte schon zum Kampf bereit.
Und nun erdröhnen furchtbar die Geschütze,
Tod und Verderben sprühen ihre Blitze.

Ein Donner ist es, daß die Erde bebt,
Und mächt'ger brausen Strom- und Meeresfluten;
Das Heer dringt vor, vom höchsten Muth belebt,
Und Englands „Charon" steht in Flammengluten.
Die Siegeshoffnung kräftigt und erhebt,
Ob Helden auch aus Todeswunden bluten.
Yorktown! Die ist ein herrlich Los beschieden;
Hier wird Amerikas Geschick entschieden.

Ununterbrochen, Tag' und Nächte währt
Der Donnersturm aus des Geschützes Munde;
Die Flamme loht, der Bomben Wucht zerstört,
Und vielen Breiten schlägt die letzte Stunde.
Zwei der Redouten, stark vom Feind bewehrt,
Sind jetzt das Ziel des Freiheitsheers im Bunde.
Der Angriff wird entschlossnen Muthe begonnen,
Und beide ruhmvoll rasch mit Sturm gewonnen.

Befehligt ward die eine Sturmcolonne
Von Lafayette — und von Blomenil
Die andere. Hamilton strahlt als Sonne
Den Siegespfad voran zum hehren Ziel.
Und löwenmüthig, durchglüht von Heldenwonne,
Hat jede Schar gekämpft im Sturmgewühl.
So wurde dieses Bollwerk denn bezwungen,
Cornwallis' Händen siegreich es entrungen.

Die ottave rime des Gedichts sind, wie diese Probe beweist, im ganzen fließend, doch fehlt ihnen jeder poetische Adel, und prosaische Ausdrücke, welche sich hier und da einmischen, geben ihnen oft eine Stellung völlig außerhalb der Poesie. Ob die Form der ottave rime überhaupt die dem deutschen Epos der Gegenwart gemäße ist, möchten wir trotz des Vorgangs von Hermann Lingg u. a. bezweifeln. Ein iambisches Maß mit freien Reimverschlingungen, wie es z. B. der Herausgeber d. Bl. in seinem Epos „Carlo Zeno" in Anwendung gebracht hat, scheint uns der Natur des modernen epischen Gedichts angemessener zu sein als die unbequeme und oft hemmende Fessel der ottave rime. Der „Washington" von Joseph Janisch erscheint in prachtvoller Ausstattung und ist dem bekannten ungarischen Patrioten Franz von Deak gewidmet.

Digitized by Google

# Zur Charakteristik der Insel Sardinien.

Reise auf der Insel Sardinien. Nebst einem Anhange: Ueber die phönizischen Inschriften Sardiniens. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. Leipzig, Dyk. 1869. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir sind nicht gewohnt, Hrn. von Maltzan in Europa zu begegnen. Wer so kühn ist, sich mit Gefahr des eigenen Lebens unter die Pilger zur Kaaba zu mischen, wer die Wüsten Afrikas und Arabiens zu durchziehen gewohnt ist, für den pflegen die zahmen Schönheiten, die alltäglichen Abenteuer und der durchpflügte Boden des alten Europa keinen Reiz mehr zu haben. In der That erzählt uns der Verfasser im Vorworte, er habe es sich geradezu zur Regel gemacht, nie etwas über Italien zu veröffentlichen, weil er nicht hundertmal Gesagtes wiederholen wolle. Aber vor einer Epidemie aus Afrika nach dem nahen, ihm noch unbekannten Sardinien geflohen, fand er, daß die Insel in mancher Beziehung überhaupt noch weniger bekannt als Nordafrika und der Orient, vor allem in der deutschen Literatur bisjetzt fast ganz unberücksichtigt geblieben sei. Zugleich übten, wie es scheint, die vielen und interessanten Entdeckungen auf dem Gebiete der Archäologie, welche zum Theil neue Streiflichter werfen auf die alte Geschichte der Insel und der vielen Völkerschaften, welche dort Fuß gefaßt und Herrschaft geübt haben, einen großen Reiz auf den Verfasser aus, der hier als gewiegter Fachmann auftritt, während den Touristen die mannichfaltigen Eigenthümlichkeiten der Bewohner in Wohnung und Tracht, in Sitte und Herkommen anlocken dürften.

Man möchte glauben, daß diese Insel gar nicht in Europa läge, so wenig kümmert man sich um sie. Namentlich in Deutschland scheint man dies interessante Stück Erde sehr zu unterschätzen. Daß das Land einige landschaftliche Schönheiten besitzt, daß es eine interessante Fauna aufzuweisen hat, und daß sich daselbst große, geheimnißvolle, thurmartige Denkmäler, die Nuraghen, befinden, das wäre so ziemlich alles, was man in unserm Vaterlande von Sardinien wissen dürfte. Vielleicht hat auch hier und da ein Speculant von den Bergwerken gehört. Daß aber die Insel in allen Naturreichen höchst Interessantes bietet, daß sie außerdem archäologische Schätze der mannichfaltigsten Art, aus dem phönizischen, römischen und griechischen Alterthum, daß sie zahlreiche Ruinenstädte, daß die Hauptstadt ein in seiner Art einziges Museum besitzt, davon haben nur wenige eine Ahnung.

Italiener, Franzosen und Spanier haben sich von jeher als nahe Nachbarn mehr um die Insel bekümmert als die Deutschen, freilich keineswegs immer aus ganz selbstlosen Motiven. Aber alle bedeutenden Schriften über diesen Gegenstand sind aus der ersten Hälfte, ja zumeist aus dem ersten Drittel des Jahrhunderts, während eine nicht geringe Anzahl wichtiger Entdeckungen sowol auf dem Gebiete der Archäologie und der Geschichte wie der Productenkunde des Landes erst im letzten Jahrzehnt gemacht worden sind. So sind nicht nur Bücher wie Valery's „Voyage en Sardaigne" (Paris 1833) und die „Historia general de la isla y reguo de Cerdenna" (Barcelona 1833), sondern auch Alberto Lamarmora's großes sechsbändiges Werk „Itinéraire ele la Sardaigne", (von Spano ins Italienische übertragen), wenn auch in vieler Hinsicht noch immer und vielleicht für immer das Beste, was über Sardinien existirt, theilweise veraltet. In nicht minderm Grade ist dies bei dem einzigen deutschen erwähnenswerthen Werke über Sardinien der Fall (Hörschelmann, „Geschichte, Geographie und Statistik der Insel Sardinien", Berlin 1838), dessen Erstlerz dem Verfasser des vorliegenden Buches unbekannt geblieben zu sein scheint.*)

Hr. von Maltzan landete, von Palermo herkommend, am 10. Februar 1868 im Hafen der südlichen Hauptstadt Cagliari, ehemals die Residenz des Vicekönigs, jetzt des Präfecten. Er beschreibt uns ihre Lage, Bauart und Umgegend, berichtet und über die Schätze ihres an nationalen Erzeugnissen aller Art sehr reichen Museums, die Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner und der Todtenstadt des alten Karales. Dann begleiten wir ihn westwärts in den Minendistrict von Iglesias, einer neu geöffneten Quelle des Lebens und Reichthums für die Bewohner der Insel. Von der Südwestspitze, wo die Insel Sant-Antioco noch die Spuren — man kann kaum sagen Trümmer — des alten Sulci birgt, führt er uns nordwärts über Oristano, das alte Tharros mit seiner mächtigen schätzereichen Nekropolis, und Paulolatino nach Macomar, in dessen Nähe die zahlreichsten und bedeutendsten jener wunderbaren Bauwerke, der Nurhagen, stehen, und weiter über Bosa und Torralba nach Sassari, der bereits stark italianisirten Hauptstadt des Nordens. In leichtern Umrissen flüchtiger skizirt zieht dann die Nordküste, einschließlich ihrer Inseln (darunter auch Garibaldi's Eigenthum und Wohnort Caprera), und die unwirthliche Ostküste, an der den Reisenden der kleine Dampfer entlang führt, welcher allwöchentlich die Insel umsegelt, an unsern Blicken vorüber. Dieser Reisebeschreibung, welche jedoch von zahlreichen, zumal archäologischen Excursen unterbrochen ist, folgen zusammenhängende Darstellungen der sardinischen Volksdichtung, der nationalen Geschichte des Landes, seiner geognostischen Verhältnisse und mineralogischen Producte, seiner Flora und Fauna einschließlich der Bodencultur und Viehzucht; endlich ein freilich nur für den Fachmann interessanter Anhang über einige theils neu interpretirte, theils neu edirte oder bisher unedirte phönizische Inschriften.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, „auf das weniger allgemein Bekannte in Bezug auf Sardinien aufmerksam zu machen". Diese Absicht stimmt allerdings nicht ganz mit dem oben angeführten, unzweifelhaft auf Wahrheit beruhenden Ausspruch, daß für das größere deutsche Lesepublikum Sardinien geradezu eine terra incognita sei. In der That soll in diesen Worten wol nur eine Rechtfertigung dafür liegen, daß die neuern archäologischen Forschungen und Entdeckungen nebst der mittelalterlichen Geschichte der Insel so vorzugsweise eingehend behandelt wurden. Das ganze Werk erhielt aber dadurch einen unharmonischen Charakter und ein unsymmetrisches Gefüge; es ist keine Reisebeschreibung mehr, und doch keine Monographie geworden.

*) Auch Alfred Meißner hat eine interessante Reiseschrift über Sardinien veröffentlicht. D. Red.

Digitized by Google

Allerdings hatte der Verfasser, abgesehen davon daß er selbst auf diesem Felde vollständig zu Hause und ein scharfer Beobachter ist, noch einen besondern Grund, den archäologisch-historischen Theil seines Buchs so in den Vordergrund zu rücken. In der Person des Kanonikus Spano in Cagliari, des gelehrtesten unter allen lebenden Sardiniern, fand er einen ebenso uneigennützigen wie eifrigen und intelligenten Helfer auf diesem Gebiete. Spano ist ein typisches Exemplar einer Gattung, die sich auf italienischem Grund und Boden ungleich häufiger findet als daheim bei uns. Ebenso erfüllt von glühender Heimatsliebe wie von dem reinsten Interesse für die Wissenschaft, widmet er sein Leben beiden zugleich, indem er sein engeres Vaterland nach allen Seiten hin, vor allem freilich seine Geschichte, aufs gründlichste durchforscht und es durch Schriften und Sammlungen, die er mit der größten Uneigennützigkeit und Liberalität zum Gemeingut macht, zu bereichern und über sich selbst aufzuklären und ebenso in den Augen des Auslandes zu heben sucht. So war er auch sofort bereit, Maltzan überall und auf alle Weise zu unterstützen, ganz besonders damit man auch in Deutschland seine heimatliche Insel besser als bisher kennen und würdigen lerne.

So erklärt es sich, daß sein archäologisches Steckenpferd mit dem Verfasser bei mehrern Gelegenheiten durchgeht. Abhandlungen wie die über die sardinischen Götzenbilder, aber der mit großem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit geführte Beweis, daß Tharros eine phönizische, nicht eine ägyptische Colonie gewesen sei, oder gar die Inschriftendeutungen des Anhangs gehören in ein wissenschaftliches Werk, nicht aber in eine dem ganzen gebildeten Publikum bestimmte Touristenschrift, was unser Buch, wenn auch im besten Sinne, doch immerhin ist und sein soll. Dasselbe gilt von dem Kapitel: Nationale Geschichte Sardiniens, im wesentlichen einem Auszuge aus dem Pergamene d'Arborea, den von dem cagliaritanischen Bibliothekar Martini herausgegebenen, von Pillitu entziffernten, aus dem 9.—14. Jahrhundert stammenden Pergamenten aus dem alten Archiv von Arborea, der Hauptstadt eines der vier Fürstenthümer (Judicate), in die das mittelalterliche Sardinien getheilt war. Kein Zweifel, daß unsere Kenntniß des sardinischen Mittelalters durch diese Beiträge wesentlich verbessert und vervollständigt wird; aber wer anders als ein specieller Fachmann hat für diese trockene Aufzählung von Namen und Daten, für diese obscuren Tetrarchen und ihre für den Gang der europäischen Völkerentwickelung absolut einflußlosen Schicksale irgendein Interesse, selbst abgesehen von der mehrfach behaupteten Unechtheit gerade der ältesten und wichtigsten unter diesen Documenten? Nur die Nationalheldin Eleonore von Arborea, eine der ausgezeichnetsten purpurtragenden Frauen des Mittelalters, deren Name noch heute, nach fast einem halben Jahrtausend, im Munde der Bewohner des nordwestlichen Sardiniens lebt, erweckt sowol durch ihren sieggekrönten Unabhängigkeitskampf gegen das mächtige Aragonien, wie durch ihre weise und erleuchtete Regierung im Innern auch heute noch unsere lebhafte Theilnahme.

Dazu aus der Verfasser über die Nurhagen eine eingehende, durch treffliche, aus den Schriften von Lamarmora und Spano entnommene Holzschnitte illustrirte Abhandlung liefert, wird hingegen den meisten Lesern des Buchs willkommen sein. Allerdings gehören diese räthselhaften Bauwerke zu den wenigen Merkwürdigkeiten der Insel, die mindestens dem Namen nach auch auf dem europäischen Continente ziemlich allgemein bekannt sind. Aber seit Spano gegen die bisher herrschende Meinung, welche sie für Grabdenkmäler erklärte, ihnen die Deutung als Wohnungen, beziehungsweise Festungen der Ureinwohner gegeben hat, haben diese Ruinen ein neues Interesse gewonnen. Die Nurhagen*) sind thurmartige, aus mächtigen, ziemlich roh behauenen Steinen massiv aufgeführte Gebäude von der Gestalt eines oben abgeflachten Kegels. Ihre Größe ist sehr verschieden; sie sind ein- oder zwei-, in einzelnen Fällen dreistöckig, jedes Stockwerk mit einem kreisförmigen nach oben spindelförmig sich zuspitzenden Gemach, ohne Fenster und Rauchfang, innen mit Wendeltreppen versehen, das zweite Stockwerk jedoch auch mit besonderer äußerer Eingangsthür. Oben endeten sie wahrscheinlich in ein flaches Dach, wenigstens ist nirgends eine Spitze, die übrigens der ganzen Anlage anscheinend besser entsprechen würde, vorhanden. Die Nurhagen finden sich gruppenweise zumal über den ganzen Westen der Insel vertheilt; im ganzen zählt man ihrer gegen 4000, zum Theil noch trefflich erhalten.

Maltzan findet nun zwar die Erklärung Spano's, die Nurhagen seien die ersten Wohnungen der Ureinwohner des Landes gewesen, nachdem diese aufgehört hatten in den in manchen Gegenden Sardiniens wie Siciliens noch sichtbaren Höhlenkammern zu hausen, so klar und einfach zugleich, daß er sie dem Ei des Columbus vergleicht und sehr geneigt scheint, jeden Zweifel daran als eine Ketzerei zu betrachten. Aber der eigenthümlich ausgebildete Gewölbebau, die große Festigkeit, die klare und kunstgerechte Anlage des Ganzen, welche auf einen höher entwickelten Culturzustand der Erbauer zu deuten scheinen; dazu der phönizische Name, der absolute Mangel an Licht- und Rauchöffnungen — Referent gesteht, daß ihm zwar die bisher geltende Gräberhypothese keineswegs zusagen, aber auch die Spano'sche Theorie, soweit sie sich aus der vorliegenden Schrift beurtheilen läßt, durchaus nicht als unzweifelhaft bewiesen erscheinen will. Sicher hat der sardinische Gelehrte dagegen recht in der scharfen Scheidung zwischen diesen Bauwerken und den früher oft damit vermengten Tumbas de sus Gigantes, den Riesengräbern, wie sie das Volk nennt, die, ganz unsern Hünengräbern entsprechend, nur häufig mit Monolithen in verschiedener Form als Denkmäler bezeichnet, ebenso wol wie die des Nordens menschliche Gebeine, und ebenso wenig wie diese die eines Riesenvolkes enthalten.

Kein Land Europas ist seit einer langen Reihe von Jahrhunderten so wenig von der allgemeinen Culturbewegung berührt wie Sardinien. Diesen Umstande mag es zuzuschreiben sein, daß wir noch heutzutage so deutlich die Spuren der verschiedenen Völkerschaften wahrnehmen, die seit Jahrtausenden nach- oder miteinander diesen Boden bewohnt haben. Zu den Nurhagen der Autochthonen (?),

*) Der Name scheint phönizischen Ursprungs zu sein, von nur, Licht, Feuer, und hag oder vielmehr chag, Opfer, Heiligthum, was allerdings der Deutung als Wohnung der Autochthonen nicht eben günstig ist.

Digitized by Google

den rohen Götzenbildern einer spätern barbarischen Bevölkerung, den geheimnißvollen Alterthümern mit ägyptischem Typus, den phönizischen, karthagischen und endlich den Resten aus der römischen Kaiserzeit kommen eine nicht geringe Anzahl von Denkmälern des Mittelalters, zumal eine Menge von Kirchen im Nordwesten der Insel, um welche die dazu gehörigen Wohngebäude spurlos verschwunden sind, während die Gotteshäuser zum großen Theil vollkommen erhalten blieben. Maltzan erblickt in denselben Producte eines eigenthümlichen, selbständigen Baustils, eine Annahme, welche uns jedoch die zahlreich in den Text eingedruckten trefflichen Holzschnitte selbst genügend zu widerlegen scheinen. Dieselbe romanische Architektur, wie sie die Kirchen und andere öffentliche Gebäude des 11. und 12. Jahrhunderts an der gegenüberliegenden Küste des Festlandes zeigen, mit ihren Rundbögen, abgesonderten Thürmen und bunten Marmorfaçaden, tritt uns auch hier wieder entgegen, was um so weniger zu verwundern ist, als Pisa im 11. Jahrhundert den größten Theil der Insel eine Reihe von Jahren hindurch beherrschte.

Die sardinische Sprache betrachtet der Verfasser, wie uns scheint mit Recht, nicht als einen italienischen Dialekt, sondern als einen eigenen Hauptstamm der romanischen Sprachen, zwischen Spanisch und Italienisch etwa die Mitte haltend. Allerdings gibt es auf der Insel selbst zwei Hauptmundarten, die wieder in eine Anzahl von Unterdialekten zerfallen, wie das bei einem Lande, dessen Theile bis auf die neueste Zeit so wenig in Verkehr miteinander gestanden haben, natürlich ist; aber die gemeinsamen Elemente sind doch, mit Ausnahme des dem Genuesischen sehr verwandten Dialekts in dem italianisirten Sassari, weit überwiegend. Vom Italienischen unterscheidet sich das Sardinische auffallend durch die vollen Formen der dort verstümmelten Wörter (voci tronche, wie libertà für libertate, è für est, u. s. w.); durch die ans dem lateinischen ipse gebildeten Artikel su, sa, statt des italienischen, aus ille gebildeten il, la; durch die vielen kräftigen consonantischen Wortendungen u. s. w. Es nähert sich deshalb ungleich mehr dem Lateinischen, wie folgende Probe beweist, die zugleich Sardinisch und (freilich schlechtes) Lateinisch ist:

O Deus, qui es in sanctitate,
Te adoro et servo cum amore:
Maria, qui es in puritate,
Te rogo, libera nos a malo! —

oder wenn ein Bewohner der Barbagia, einer Landschaft der Westküste, zum Nachbar spricht: „Columba mea est in casa tua."

Eine sardinische Literatur zu schaffen, ist der neuesten Zeit aufbehalten geblieben. Bis eine Gesellschaft sardinischer Patrioten vor wenigen Jahren eine bändereiche Sammlung sardinischer Poesien aus allen Gebieten der Dichtkunst veranstaltete, lebten dieselben, selbst die dramatischen (freilich nur Mysterien) nicht ausgeschlossen, nur im Munde des Volkes, von Generation zu Generation sich vererbend und dabei natürlich wie ein lebendiges Gewächs sich fortwährend verjüngend und metamorphosirend. Die erwähnte Sammlung enthält übrigens auch eine große Menge neuerer Gedichte, vielleicht von den Compilatoren derselben verfaßt, die durchaus keine Volkslieder sind, zum Theil sogar einen gelehrten Charakter tragen. Götter- und Heldensagen und darauf gegründete Volkspoesien fehlen gänzlich; auch die lyrischen Volks-, zumal Liebeslieder, sind offenbar fast alle modernen Ursprungs oder doch wenigstens so verändert, daß die ursprüngliche Form ganz verloren gegangen ist. Die Form der lyrischen Gedichte ist außerordentlich künstlich: wir begegnen auf Schritt und Tritt der Sestine, der Decime und ähnlichen raffinirten Bildungen, während bei den satirischen Poesien, von denen uns Maltzan zahlreiche Proben mittheilt, die ottava und sesta rima vorzuherrschen scheinen. Im ganzen können wir in den mitgetheilten Mustern wenig Originalität und nur geringen poetischen Werth entdecken; in ersterer Beziehung unterscheiden sie sich von den entsprechenden Poesien des italienischen Festlandes nur durch die Sprache, sonst erinnern Form und Inhalt, Geist und Ausdruck derselben sehr lebhaft an die italienischen Dichtungen des Seicento; in letzterer Hinsicht aber können sie, zumal wenn wir hier, wie anzunehmen, eine Auswahl vor uns haben, mit den bessern venetianischen, toscanischen, neapolitanischen und sicilianischen Volksliedern keinen Vergleich aushalten. Dagegen verschiert uns Maltzan, daß in keinem Lande die Stegreifdichtung in höherer Blüte stehe als in Sardinien, nicht von Improvisatoren im Frack und Glacéhandschuhen, sondern von Bauern mit derben Fäusten, von Analphabeten, d. h. Leuten ohne alle Schulbildung gepflegt und geübt. Da finden denn auch noch Wettkämpfe statt, die etwa die Mitte zu halten scheinen zwischen einem Freisingen in Nürnberg oder Augsburg und dem Sängerkriege auf der Wartburg. Charakteristisch ist es dabei, daß Leute, die seit dem zweiten Lebensjahre blind sind, in glühenden wohlgedrechselten Versen die Schönheit der Frauen besingen, und daß die Landessitte auch einem frommen Pater gestattet, sich bitter über Amor's Tücken zu beklagen. Wer in diesen „Volksliedern" Naturtöne zu vernehmen, wer aus ihnen des Volkes Freud' und Leid, Lieb' und Haß heraustönen zu hören erwartet, wird sich arg getäuscht finden. Das Volk übt hier die edle freie Sangeskunst wie weiland unsere Meistersänger — das Dichten, d. h. in Reimen und Rhythmen reden, und das Singen ist ein Zeitvertreib, zu dem dies Volk besonders große Neigung und Begabung hat und der ihm trefflich ansteht.

Wer an mannichfach wechselnden, alterthümlichen und originellen Sitten und Trachten Freude hat, wird in Sardinien reiche Befriedigung finden.

Der aus vier aneinandergenähten zottigen Schaffellen bestehende Mantel über dem rothen albanesischen Wams und dem kurzen, an die griechischen Fustanelle erinnernden Faltenrock, weite bauschige Leinwandhosen, die in enganliegenden Gamaschen stecken, und die fast nie abgelegte, in ihrer Form an die phrygische erinnernde Mütze sind die wesentlichen Bestandtheile des übrigens im Norden der Insel schon verschwindenden Nationalanzugs der Männer. Sehr mannichfaltig dagegen, aber alle höchst eigenthümlich, sind die weiblichen Trachten, am schönsten die der Umgegend von Sassari. Nur mit großer Mühe gelang es dem Verfasser, einige Photographien sicilianischer Frauen in ihrer Nationaltracht zu erlangen —



Digitized by Google

beiläufig wahre Urbilder der Häßlichkeit, obwol nach Maltzan's Versicherung der Frauentypus Sardiniens, im geraden Gegensatz zu den meisten Gegenden Italiens, den männlichen an Schönheit weit übertreffen soll.

Fügen wir zu solchen eigenartigen und malerischen Gewändern die großen, fensterlosen, nach der Straße sich öffnenden und gleichsam auf die Straße sich fortsetzenden Wohnstuben, in denen der Esel als Familienglied noch heute die Hausmühle dreht wie vor 2000 Jahren; die bezahlten Heulweiber, die eine förmliche mehractige Pantomime im Sterbezimmer aufführen; die in einer Reihe origineller Scenen sich abwickelnde Vermählungsgeschichte eines jungen Paares von der ersten Werbung an bis zu dem Hochzeitmahle, wo die Neuvermählten von Einem Teller mit Einem Löffel essen, oder gar bis zum ersten Wochenbette der jungen Frau, wo der Herr Gemahl sich auf einige Minuten in Gegenwart der Verwandten und Freunde zu ihr legen muß, um dieselbe Ceremonie zu wiederholen; die eigenthümlichen Tänze und Kampfspiele: — welch eine reiche Fundgrube für unsere Maler, welche Erlösung von den endlos wiederkehrenden Ziegenhirten der Campagna, den Pifferari der Pontinischen Sümpfe, der schönen Albaneserin oder Genzaneserin, den Fischern von Capri oder Nettuno, den Bettlern der Spanischen Treppe!

Sardinien ist noch immer das Land der Blutrache und Selbsthülfe. Insolge dessen fehlt es in den Bergen nicht an Banditen, d. h. Geächteten, vor dem Arme des Gesetzes Flüchtenden, die aber durchaus nicht mit den briganti oder malviventi des Festlandes, den gewerbmäßigen Straßenräubern, zu verwechseln sind. Die letztern sind höchst selten; die Banditen dagegen sind nur ihren Feinden oder den sie verfolgenden Dienern des Gesetzes gefährlich.

Erst in der neuesten Zeit beginnt die Bevölkerung — dank theils der Entwickelung der nationalen Idee, welche auch hier, wenigstens in den Städten, die Gemüther entzündet und den alten bittern Haß gegen Piemont, als dessen gezwungene Vasallen sie sich betrachteten, getilgt hat, theils dem allmählich tiefer eindringenden Volksunterricht, und ganz besonders den seit 50 Jahren von der Regierung, ansangs gegen den entschiedensten Widerstand sowol des Feudaladels wie der niedern Volksschichten, gebauten Verkehrsstraßen — sich den modernen Begriffen von Recht und Gesetz anzubequemen, als Angehörige eines größern Staatswesens zu betrachten und überhaupt der Civilisation des Jahrhunderts bei sich Eingang zu gestatten. Das Aufblühen der Industrie, und die Möglichkeit die Producte des Landes rasch zu verwerthen, wird auch den lange vernachlässigten Landbau wieder heben. Ob freilich die halbe Million Bewohner (Maltzan spricht sogar nur von 400000) wieder auf das Vierfache, eine Zahl die im Alterthum erreicht worden sein soll, heranwachsen werde, möchte man nach des Verfassers Angaben über das mörderische Klima der Insel bezweifeln. „Sardinien ist überall ungesund", sagt er, „selbst seine gesundesten Gegenden zeigen sich reich an speciellen klimatischen Krankheiten." Von einer ganzen Reihe von Ortschaften erzählt er, ihr Klima sei für den Fremden absolut tödlich, für Einheimische kaum mit Beobachtung der strengsten Vorsichtsmaßregeln zu ertragen. Nach den bisherigen Berichten galten nur die Küstengegenden für Sitze der Malaria und Heimat der Wechselfieber, das Innere und zumal die Gebirgsgegenden dagegen für gesund; unser Verfasser macht jedoch keinerlei Ausnahme zu deren Gunsten.

Die letzten Kapitel des Buchs beschäftigen sich mit der physikalischen Beschaffenheit des Landes und mit seinen Producten. Die einzelnen Naturmerkwürdigkeiten, wie die 3000 Fuß lang den Berg durchsetzende, jetzt von einer Straße durchzogene natürliche Grotte von San-Giovanni d'Acqua cutta, das Säulenvorgebirge (Capo delle colonne), säulenförmig aufgeschichtete Trachytmassen auf der Insel Sant-Antioco, der tanzende Stein (sa perda ballerina) von Nuoro, werden, wenn sie der Verfasser auf seiner Reise berührt, beiläufig beschrieben. Bei solchen Naturschilderungen vermißt man eine gewisse Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Der Stil des Verfassers bleibt sich in seiner nüchternen Einfachheit und schmucklosen Anspruchslosigkeit stets gleich — gewiß eine Tugend in unserer Zeit, die in mancher Beziehung wieder in Gefahr scheint, dem Bombast des 17. Jahrhunderts, wenn nicht gar seinen Concetti wieder anheimzufallen. Aber eine gar zu schroffe Tugend wirkt abstoßend, und ein gar zu einförmig trockener Lehrstil wird endlich langweilig.

Die physikalische Beschreibung des Landes und seiner Producte, die auch nur etwa den zwölften Theil des Werks ausmacht, ist im ganzen die schwächste Seite desselben. Nur der mineralogische Theil ist hier von Bedeutung; theils scheint der Verfasser selbst einigermaßen Fachmann, theils boten ihm hier die gründlichen Forschungen Lamarmora's vollkommen ausreichendes *Material*.

Maltzan pflichtet der wie es scheint ziemlich allgemein angenommenen Meinung bei, daß Sardinien früher mit Corsica zusammengehangen habe, die Straße von Sanbonisacio also entweder durch ein gleichmäßiges Sinken beider Inselhälften oder durch ein plötzliches gewaltsames Naturereigniß entstanden sei. Diese Ansicht faßt hauptsächlich auf dem Umstande, daß eine offenbar aus derselben Spalte wesentlich gleichzeitig hervorgetretene Granitkette in der Richtung der Erdaxe beide Inseln durchsieht, gleichsam ihr Rückgrat bildend. Der Verfasser hat diese Bergkette, welche sich in dem Culminationspunkte der ganzen Insel, dem Monte-Gennargentu, fast 6000 Fuß hoch erhebt, nicht besucht. Auch sie mag noch viel unbenutztes Erz enthalten, da schon in den weit besser bekannten und cultivirten Gegenden des Westens die letzten Jahre scheinbar unerschöpfliche Lager von Blei- und Zinkerzen erschlossen haben, welche die fremden Speculanten trotz des tödlichen Klimas zu Tausenden auf die Insel locken und rascher als alles andere dazu beitragen, sie aus ihrer bisherigen Abgeschlossenheit zu reißen.

In Bezug auf die Flora der Insel nimmt Maltzan drei Zonen an: das Gebirgsland im Innern, welches in seinen botanischen Producten mit Süddeutschland, das Hügelland und die nördliche Ebene, welche mit Toscana übereinstimmen, und die südliche Ebene, deren Flora einen ganz nordafrikanischen Charakter aufweise. Als für die Physiognomie dieser Zonen charakteristische Gewächse be-

Digitized by Google

zeichnet er für die erste die Eiche*), für die zweite den wilden und den angepflanzten Oelbaum, für die dritte den Feigencactus. Interessant ist die allerdings in den meisten Fällen zutreffende Bemerkung, daß die Orange (Apfelsine) nur an den Westküsten gut gedeihe. Die von Milis an der Westküste Sardiniens stellt der Verfasser den besten portugiesischen und majorcanischen zur Seite, sowol was die Höhe und Stärke der Bäume als was die Vollkommenheit der Früchte betrifft. Die Aufzählung charakteristischer Pflanzenformen beruht natürlich auf einer ziemlich willkürlichen Auswahl. Allerdings hat Sardinien, obgleich im ganzen mit Sicilien einerseits, mit Corsica und Mittelitalien andererseits sehr übereinstimmend, auch eine Anzahl eigenthümlicher Formen, wie jenen Isoëtes, zu dessen Aufsuchung berliner Botaniker vor einigen Jahren einen Ausflug nach dem 39. Breitengrade unternahmen. Aber dergleichen einzelne Seltenheiten haben nur Interesse für den Botaniker von Fach. Was die allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmen kann, sind nur einestheils die durch Größe und Schönheiten imposanten Formen, oder und vor allen diejenigen, welche durch massenhaftes Auftreten die Physiognomie ganzer Landstriche bestimmen: so an Sardiniens Westküste die Buschwälder von Terebinthen, die mächtigen Cacteen und Agaven der Uferfelsen und Bergabhänge, die weiten Fluren mit den großen weißen Blüten der Affodillilie (Asphodelus ramosus, die Malvan hartnäckig rhamnosus nennt u. a.) oder jene finstern, fast undurchdringlichen Wälder, wie sie die blattwechselnden Eichen im höhern Gebirge, die immergrünen (Stein-, Kork- und Kermes-) Eichen und Faulbäume (Rhamnus alaternus), von Waldreben und wildem Wein lianenartig durchwoben, an den Abhängen und in den Thalschluchten bilden.

Am schlimmsten sieht es um den faunistischen Theil des Buchs aus. Hier fehlt es wahrscheinlich überhaupt noch an tüchtigen Vorarbeiten, und der Verfasser, welcher, soweit es sich nicht um Pferde, Rindvieh, Schweine, Schafe und Ziegen handelt, dermaßen Laie ist, daß er die Seehunde unter die Amphibien rechnet, See- und Landschwalben (Sterna und Hirundo) zu verwechseln scheint, und Pap. Hospiton (den sardinischen Schwalbenschwanz) als dem Dor. Apollo sehr ähnlich bezeichnet, ist hier, wie der Leser, ziemlich verlassen. Interessant sind dagegen seine Berichte über die Hausthiere und deren Zucht. Schweine und Ziegen bilden die Hauptnahrung des Sardiniers; sie leben zum größern Theil, wie das übrigens auch auf dem italienischen Festlande vorkommt, in halbwildem Zustande, und der Eingeborene liebt es sich seinen Braten zu schießen, sei es ein wilder Muflon, oder eine zahme Ziege, oder selbst eins seiner eigenen Schweine. Von den drei einheimischen Pferderassen ist das echte sardinische Pferd, ein Seitenzweig der andalusischen Rasse, ein herrliches Thier. Schafe und Rindvieh sind klein, entartet und unergiebig, wie die erstern an Wolle, so die Kühe an Milch.

Wir schließen hiermit unser Referat über eine Schrift, deren reicher und interessanter Inhalt in hohem Grade die Aufmerksamkeit aller derjenigen verdient, welche sich für die Kenntniß fremder Länder und Völker und hier insbesondere eines uns räumlich so nahen und doch bisher so unbekannten Bruchstücks unsers eigenen Welttheils interessiren.

Otto Speyer.

*) Quercus ruber („in welcher wir auch ein Symbol unsers deutschen Vaterlandes zu sehen lieben", S. 309) soll wol besser Qu. robur, und dies vermuthlich Qu. pedunculata darunter zu verstehen sein; Qu. suber, die Korkeiche, und die nordamerikanische Qu. rubra können nicht gemeint sein.

## Englische und deutsche Romane.

Vor uns liegt zur Besprechung eine Reihe von Romanen, von denen zwei aus dem Englischen übersetzt sind, während die größere Anzahl der heimischen Literatur angehört. Es liegt nahe, die beiderseitigen Erzeugnisse einander gegenüberzustellen, vielleicht daß bei dieser vergleichenden Betrachtung sich ein tieferer Unterschied der Autoren und ihrer Werke ergibt. Sämmtliche Romane gehören in das Gebiet der Zeitromane, doch ist ihre Behandlung eine verschiedene. Den englischen Romanschreibern steht eine größere Fülle von Anschauungen aus dem äußern Leben zu Gebote; was den deutschen hieran mangelt, das suchen sie durch Wärme der Empfindung und durch Ausmalung des einzelnen zu ersetzen; jene stehen ihrem Werke objectiver gegenüber, bei diesen verkennt sich schwer der innere Antheil an demselben; der Engländer läßt seinen Gegenstand sprechen, der Deutsche spricht gern selbst mit; die Darstellung des englischen Autors athmet den Charakter epischer Ruhe und Gelassenheit, die des deutschen ist nicht selten mit starken lyrischen und didaktischen Elementen versetzt; und wie der Genius eines Volks auch in den Erzeugnissen, in denen der Wogenschlag seines Geistes nur an der Oberfläche sich kräuselt, immer noch erkennbar sein wird, so findet sich in den englischen Romanen eine entschiedene Anlage zum Weltblick, in den deutschen einige Ansätze zum Tiefblick. Da nun der Roman in das Gebiet der epischen Darstellungen gehört, so scheint in den englischen Romanen der epische Grundton besser getroffen zu sein. Indem wir dies im allgemeinen zugeben müssen, fügen wir jedoch sogleich hinzu, daß wir trotzdem dort drüben nicht eine ursprünglich höhere Begabung für das Fach des Romans zu erkennen vermögen, sondern nur die Vortheile, die eine vielseitigere Bildung gewährt und das Anschauen eines reichen öffentlichen Lebens mit weitblickenden Perspectiven, dessen einzelne Dinge man von gesicherter Stellung aus mit ruhigem Auge erfaßt, während die Deutschen das, was ihnen das Leben bisher versagt hat, zumeist in sich selber haben finden müssen.

Indem wir nach diesen einleitenden Bemerkungen an die Besprechung der einzelnen Werke gehen, lassen wir den englischen Romanen den Vortritt.



Digitized by Google

1. Hirell, die Tochter des Calvinisten. Roman von John Saunders. Aus dem Englischen von A. Kretzschmar. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1870. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sir John Cunliff thut nach einem wüsten Leben, und nachdem er ein schönes, edles und reichbegabtes Mädchen, die Tochter eines methodistischen Calvinisten, deren Liebe er sich gewonnen, in unerhörter Launenhaftigkeit und Härte von sich gestoßen, am Schluß der Erzählung eine schwere religiöse Buße, die nach des Verfassers Intention den Bruch mit seinem vorigen Leben und den Beginn eines neuen Daseins bezeichnen soll. Man ersieht aus der kurzen Inhaltsangabe, daß wir es hier mit einem Roman zu thun haben, der sich auf religiösem Boden bewegt. Wir wollen ihn damit keineswegs mit den in neuer Zeit vielfach Mode gewordenen sogenannten christlichen Romanen in gleiche Linie stellen. Ist überhaupt der christliche Roman berechtigt? Wenn der Roman die Aufgabe hat, das Leben in seiner ganzen Breite zu spiegeln, und dabei eine bestimmte Idee durchzuführen versuchen darf, so ist nicht einzusehen, warum er nicht auch ein Stück christlicher Welt darstellen und von einem christlichen Grundgedanken getragen sein dürfte. Fehlerhaft wird er nur sein, wenn er in tendenziöser Weise in dem Dienste einer bestimmten Doctrin arbeitet oder seinen Inhalt mit Abhandlungen füllt, die in den Raum einer theologischen Fachzeitschrift gehören. Die genannten Fehler sind in dem vorliegenden Roman glücklich vermieden; er entlehnt nur gewisse christliche Lebenskreise, auf deren Boden er sich bewegt, und gewisse unleugbare christliche Erfahrungsthatsachen, die er als Hebel der Handlung benutzt; im übrigen verschwindet der Verfasser hinter seinem Werke in so strenger Epik, wie dieselbe bei einem Romane nur selten zu sein pflegt.

2. Ein muthiges Weib. Von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1870. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Verfasserin, die uns in dem Prolog des Buchs mit einer siebzigjährigen Greisin bekannt macht, deren Lebensgeschichte sie sodann erzählt, sagt, „die richtige und volle, in allen Einzelheiten wahre Beschreibung eines Menschenlebens zu geben, sei unmöglich; weder die Weltgeschichte könne es, noch die Biographie, nicht einmal die Autobiographie, und so paradox es klingen möge, sie habe oft gedacht, daß die nächste Annäherung an die Wahrheit die Dichtung bringe". Wir hätten hiernach erwarten dürfen, daß die Verfasserin in der Wiedergabe ihres Gegenstandes möglichst den Gesetzen dichterischer Darstellung folgen würde. Mochte sie immerhin vor allem der historischen Treue ihr volles Recht widerfahren lassen, es mußte ihr hauptsächlich auf Ausscheidung des Unwesentlichen und Zufälligen ankommen, auf die Beschränkung des reichen Materials auf das wirklich Charakteristische, auf Ausmalung des einzelnen, was sie hervorzuheben für gut fand. Statt dessen finden wir jenes Streben nach materieller Vollständigkeit, das „alle Einzelheiten des Falls" wiedergeben benutzt ist, jenes Aufzählen vieler Facta derselben Art, das einer Wiederholung gleich steht, jenes Häufen von Detailzügen, welche die Klarheit eines Bildes oft mehr beeinträchtigen als es in das Licht stellen. Wir haben mit diesen Ausstellungen um so weniger zurückhalten wollen, als hier ein schöner und darstellenswerther Stoff vorliegt, der im übrigen mit großer Beweglichkeit des Geistes und mit nicht geringem Talent behandelt ist.

3 Ueber Alles die Pflicht. Roman von Sophie Verena. Drei Bände. Berlin, Janke. 1870. 8. 4 Thlr.

Man ersieht bereits aus dem Titel des Buchs, daß die Verfasserin lehren will. Dies geschieht, indem sie ein Lebensbild vor uns entrollt, in welchem das oben angeschlagene Thema in den verschiedensten Variationen widerklingt. Dadurch erhält der Roman von vornherein ein didaktisches Gepräge. Ein sittlich ernster Sinn erweist sich überall in dem Buche, auch müssen wir das Bestreben anerkennen, die Moral, die dem Werke äußerlich an die Stirn geschrieben ist, in Fleisch und Blut desselben übergehen zu lassen. Die beste Partie des Buchs ist Renatens Lebensgeschichte, die in einfach ansprechender Weise erzählt ist.

4. Der Friedensengel. Roman von Philipp Galen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1870. 8. 6 Thlr.

Die Repräsentanten zweier Adelsfamilien in Norddeutschland beenden ihre von den Vorfahren ererbte Feindschaft und reichen sich die Hand zum Lebensbunde, weil beide in selbstloser Liebe sich zu dem Kinde einer armen Frau hingezogen fühlen, welches keiner der beiden Theile missen will. Die Idee ist schön und poetisch und könnte unter den gegebenen Verhältnissen den Inhalt zu einer artigen Erzählung von geringem Umfange hergeben. Statt dessen ist der Stoff in die ungebührliche Breite eines Romans von drei umfangreichen Bänden ausgesponnen. Wenn, nach einem Ausdruck Schiller's, des Dichters Held der Busenfreund des Dichters sein soll, so macht der Verfasser von dieser poetischen Regel in ziemlich äußerlicher Weise einen übermäßigen Gebrauch. Er theilt uns gewissenhaft mit, wie oft sein Held Appetit nach einem guten Mittag- oder Abendessen hat, wie oft er spazieren geht oder reitet, es werden uns aus den Gewohnheiten seines Lebens Züge berichtet, die nicht blos für den Fortgang der Handlung wie für die Charakterisirung von Menschen und Zuständen, sondern auch an sich völlig bedeutungslos erscheinen. Wenn der Verfasser trotzdem unser Interesse festzuhalten weiß, so liegt der Grund in einem Vorzug, der trotz der gerügten Mängel immer wieder zu Tage tritt, nämlich darin, daß er ein unleugbares Erzähltertalent besitzt.

5. Des Königs und der Königin Soldat. Roman von Graf Stanislaus Grabowski. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1870. 8. 4 Thlr.

Der Verfasser erzählt in der Form der Autobiographie seine Erlebnisse als Offizier zuerst in preußischen, sodann in englischen Diensten während des Krimkriegs. Wir lassen uns bei der Eigenartigkeit des Stoffs den vollen Realismus der Darstellung, den das Buch überall athmet, sehr wohl gefallen, mehr als jene andere Art der Darstellung, die, den Boden der Realität verlassend und unfähig die Höhen der Idealität zu erklimmen, jenes Zwit-

Digitized by Google

terding zwischen Poesie und Prosa schafft, das den Werth und Geschmack von halbgegorenem Weine hat. Aber hat der Verfasser damit auch die Aufgabe gelöst, die er sich gestellt? Er nennt sein Buch ausdrücklich „Roman", und sofern wir darunter eine Kunstform verstehen, müssen wir von hier aus unser vorhin ausgesprochenes Urtheil zu einem guten Theil einschränken. Eine poetische Verklärung des durchaus realistischen Stoffs können wir freilich nicht verlangen, wohl aber eine künstlerische Verbindung des Gegebenen. Der Verfasser streut zur Belehrung der Leser politische Rückblicke ein, die in dem Stile der Zeitung geschrieben und, anstatt dem Ganzen verwebt zu sein, demselben äußerlich angehängt sind; andere Partien des Buchs sehen so aus als seien sie aus einem seinerzeit geführten Tagebuch wörtlich reproducirt. Es fehlt somit dem reichen und immerhin anziehenden Material die künstlerische Verarbeitung. Wie interessant auch immer diese Berichte von fremden Ländern und Zuständen sein mögen, wir müssen an einen Roman, in welchem der Autor zugleich der Held desselben ist, die unerläßliche Forderung stellen, daß wir alles, was er uns zeigt, durch sein Auge sehen.

6. Durch Leid zum Licht. Preisgekrönte Erzählung von E. Rudorff. Zwei Bände. Berlin, Boettcher. 1870. 8. 3 Thlr.

Das Buch bildet einen lehrreichen Gegensatz zu dem vorhin besprochenen. Hier trägt der Held des Romans gleichfalls in der Form der Selbstbiographie seine Lebensgeschichte vor; aber wie ganz anders geht er dabei zu Werke. „Beinahe alles in der Erzählung Geschilderte ist wahr", sagt der Verfasser, „wenn auch nichts davon in der Verbindung und Reihenfolge sich zugetragen hat, wie es hier vorliegt." Man sieht aus diesen Worten sogleich, daß er ein mehr dichterisches als historisches Interesse verfolgt. Es kommt ihm darauf an, daß seine Erzählung als ein Ganzes erscheine, dessen einzelne Theile sich zu einem nicht mehr trennbaren Gebilde vereinen. Der Held des Romans bleibt der lebendige Mittelpunkt des Ganzen, und was wir von der ihn umgebenden Welt sehen, das ist zu ihm in Beziehung und Stimmung gesetzt. So erscheint als das besondere Merkmal dieser Erzählung, wodurch dieselbe in die Sphäre dichterischer Darstellung erhoben wird, die Geschlossenheit sowol des Inhalts wie der Form, und das eben ist es, was einen Roman von einer Biographie unterscheidet.

## Spanisch-Deutsches.

Das Buch meiner spanischen Freunde. Sonette, Romanzen und Märchen. Von Johann Fastenrath. Zwei Bände. Leipzig, E. H. Mayer. 1871. 8. 3 Thlr.

Die Schrift Fastenrath's erinnert uns an ein altes historisches Internationalitätsverhältniß. Bekanntlich waren die Kronen von Spanien und Deutschland vierzig Jahre auf dem Haupte unsers habsburgischen Kaisers Karl's V. vereinigt. Nach ihm trennten sich die deutsch-habsburgische und die spanisch-habsburgische Linie, die letztere beginnend mit jenem Philipp II., von dem Schiller in seinem „Don Carlos" ein dramatisches, nicht mißzuverstehendes Bild gegeben hat. Es war die Folge der deutschen Reformation und der gesammten europäischen Confessionsspaltung, daß in jenen fast vollen 200 Jahren, in denen die deutsche und die spanische Nation durch die erwähnte Stellung der Habsburger in Verhältniß zueinander standen, diese äußerlich so günstige spanisch-deutsche Beziehung als eine freiheitsfeindliche, dynastisch-despotische, selbst gegen Deutsches Reich und Deutsches Recht antinationale angesehen worden ist. Der bei weitem überwiegende Theil unserer Literatur und öffentlichen Meinung nimmt noch heute in Ansehung des Schmalkadischen Kriegs, der Befreiung der Niederlande und aller der hier in Frage kommenden Staats- und Religionsinteressen des 16. und 17. Jahrhunderts entschieden Partei gegen die spanische Richtung der politischen und confessionellen Tendenzen. So konnte es gewissermaßen als der Sieg eines etwaigen Liberalismus angesehen werden, als mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts die spanischen Habsburger ausstarben und die Seitenlinie der französischen Bourbonen den Thron zu Madrid bestieg.

Wir dürfen wol annehmen, daß heute eine aus politischen Verhältnissen früher hervorgegangene nationale Abneigung Deutschlands gegen die spanische Nation, bei den allgemeinen europäischen Fortschritten der Aufklärung und Glaubensfreiheit, keine besondere Veranlassung mehr habe. Aus diesem Grundverhältnisse vermuthlich ist seit Anfang der dreißiger Jahre eine ganz ansehnliche deutsche Touristenliteratur über Spanien von mehr als zwanzig Werken erschienen, unter denen die eigenen Aufzeichnungen eines habsburgischen Sprößlings, des Erzherzogs Maximilian, des unglücklichen Kaisers von Mexico, wol die gewichtvollste Stelle einnehmen. Die übrige deutsche geschichtliche und literargeschichtliche Literatur über Spanien ist nicht gerade sehr zahlreich, doch will ich bemerken, daß alles was davon existirt seit den Ereignissen von 1868, und namentlich von 1870—71 einen außerordentlich erhöhten Werth und Reiz gewonnen hat. Ich mache die Leser darauf aufmerksam, daß dies namentlich von den Novellen und Erzählungen der spanischen Dichterin Fernan Caballero gilt, deren Werke um 1860 in deutscher Uebersetzung erschienen sind; es gehört nur geringe Orientirung über die jetzt so wichtigen spanischen Geschichtsverhältnisse dazu, um diese gesellschaftlichen und dorfgeschichtlichen Culturzeichnungen mit hohem ästhetischen und selbst politischem Interesse zu lesen.

Ein ganz ähnliches Verhältniß stellt sich bei den Werken Johann Fastenrath's heraus. Derselbe hat in den letzten Jahren erst, vor dem eben genannten Werke, im selben Verlage fünf andere Bücher mit spanisch-deutscher Poesie erscheinen lassen: einen „Spanischen Romanzenkranz", „Klänge aus Andalusien", „Wunder Sevillas", „Hesperische Blüten" und „Immortellen aus Toledo". Darin sind übersetzt oder nachgebildet Dichtungen der spanischen Poeten Garcilaso, Herrera, Lope, Villegas,

Digitized by Google

Cetina, Gongora, Caro, Alcazar, Rojas, Melendez, Quintana, Iriarte, Trueba und Herzog von Rivas. Die letztgenannte Schrift (Leipzig 1869) enthält auch eine Uebersetzung der „Riego-Hymne", d. i. der spanischen Marseillaise, sowie Oden an Serrano und Novaliches und an die Schlacht von Alcolea.

Nach Herausgabe obenerwähnter fünf Bände unternahm Fastenrath im Februar 1869 eine neue Reise nach Spanien. Eingeführt und empfohlen durch eben diese Schriften, knüpfte er in Madrid und in den Provinzen literarische und wissenschaftliche Bekanntschaften an, von den hervorragendsten Persönlichkeiten und Instituten auf die ehrenvollste Weise aufgenommen und erwarb sich die schmeichelhafte Mitgliedschaft der ersten spanischen Akademien. Das Resultat dieser Reise- und Studienerlebnisse ist vorliegendes lyrische Werk. Dasselbe enthält zum Theil eigene, in und durch Spanien angeregte Dichtungen des Herausgebers, zum Theil Uebersetzungen von neuesten spanischen Dichtungen, für die auch persönliche Beziehungen ihm besondere Theilnahme erwecken konnten.

Unter den spanischen Dichtern, die damit bei uns eingeführt werden, ist Eugenio Hartzenbusch zu nennen, der Sohn eines nach Spanien eingewanderten deutschen Handwerkers, ein Dichter, der ganz besonders um die Ausbildung des modernen spanischen Dramas sich Verdienste erworben hat. Als neuere Lyriker lernen wir ferner hier kennen: Don Juan Valera, Don Antonio Ferrer del Rio, Don Ramon de Campoamor, Don Ramon Torres Muñoz de Luna, Don Pedro Maria Barrera, Don José Zorilla („Miramar"), Marquès de Molins, Don Juan Bueno, Don José Lamarque de Novoa, Don Francisco Rodriguez Zapata, Don Juan Nicasio Gallego, Don Fernando de Gabriel y Ruiz de Apodaca, Don Manuel Villar y Macias u. a. Auch zwei Dichterinnen werden aufgeführt. Dem Saragossaner Don Geronimo Borao ist ein ganzer Abschnitt gewidmet. Der zweite Band enthält das spanische Hochzeitsalbum der Kaiserin Eugenie. Beide Bände sind reich an Mittheilungen und Bildern aus den religiösen, geschichtlichen, literarischen und neuzeitlich politischen Traditionen und Sympathien des spanischen Nationalbewußtseins. Zahlreiche Anmerkungen erhöhen das stoffliche Interesse dafür.

# Feuilleton.

Ein Seitenstück zur „Gräfin" von Kruse.

Die Geschichte Ostfrieslands ist eine neuentdeckte Quelle dramatischer Stoffe; Weilen's „Edda" und Kruse's „Gräfin" bezeugen es.

Auf dem Boden dieses eigenthümlichen Landes entwickeln sich, besonders in der Uebergangszeit des 15. Jahrhunderts, wo der sich bildende Staat mit anorchischen Elementen, wo Civilisation mit Barbarei kämpft, eine Menge charakteristischer Gestalten, die sich der dramatischen Behandlung von selber bieten. Der starre Unabhängigkeitssinn der freien Friesen, ihre alterthümlichen Sitten und Gebräuche, das Städteleben mit Handel und Seefahrt, die Seeräuberei, das Walten der Häuptlinge auf ihren wasserumgebenen Burgen, ihre Kämpfe und Fehden untereinander und mit den benachbarten Fürsten, ihre Bündnisse für und gegen die emporstrebende Dynastie, das alles hat ein besonderes Gepräge, selbst die baumlose Landschaft mit ihren Marschen, Mooren und einsamen Heiden hat ein eigenthümliches Colorit. Hierzu kommt, daß die Specialchroniken des Landes bald mit naiver Breite, bald in energischer Kürze eine Fülle von Thatsachen und charakteristischen Zügen enthalten, aus welcher der Dichter nur zu schöpfen braucht, um seinen Darstellungen individuelles Leben zu verleihen. Schon vor mehreren Decennien hat ein gewisser C. A. Beinhöfer, der zeitweilig Lehrer in Jever und Schauspieler in Bremen war, aus dieser Quelle den Stoff zu einer Trilogie entnommen. Seine den Anfang und die Befestigung des Hauses Cirksena, der ostfriesischen Grafendynastie, behandelnden Geschichtsdramen heißen „Der gude (böse) Wolf" (Lere 1842), „Ugard der Grafer" (Emden 1840) und „Almuth und Engelmann" (Emden 1836). Letzteres Stück schließt sich an die Haupthandlung der „Gräfin" an. Der alte Wiarda in seiner ostfriesischen Geschichte empfiehlt den Stoff als zu einem vaterländischen Drama besonders geeignet, und ein niederländischer Dichter, Arno de Jong, hat ihn 1832 zu einem Epos „Almede an Engelmann" verwendet. Beinhöfer, das zeigt sich auf jeder Seite, ist ein dramatischer Dilettant; um regelrechte Technik kümmert er sich nicht, er hat sich aber mit Liebe und Begeisterung in die Geschichte Ostfrieslands versenkt und mit außerordentlichem Fleiß die alten Chroniken studirt; was sie dramatisch Ergiebiges bolen, hat er benutzt, dialogisirt und in Scene gesetzt. An interessanten Situationen, markigen Gestalten, bunt bewegten Volksscenen, kurz an historischem Leben und selbst an romantischen Zügen fehlt es in seiner Darstellung nicht, und was er beabsichtigte, das celebrare domestica facta des römischen Dichters, hat er erreicht. Wir zweifeln nicht, daß für seine ostfriesischen Leser diese Insenesetzung ihrer Geschichte sehr anregend gewesen ist, vielleicht noch mehr, als es historische Romane zu sein vermocht hätten. In dieser Hinsicht läßt sich ihm bedeutendes Verdienst nicht absprechen. Schimm ist nur, daß seine Sprache gar zu breit, verschwommen und holsteingrau ist. Er taboriert an jener gespreizten Rhetorik, welche die Nachahmer Schiller's charakterisirt, und gefällt sich daneben in wissenschaftlicher Shasspearisiren, doch haucht une hier und da in lyrisch gebogenen Stellen ein warmer poetischer Hauch an, und manchmal stoßen wir auf tiefgedachte Motive und geistvolle Intentionen; aber das alles ist zu wenig ausgegoren und abgeklärt, kurz, Kunstwerke sind diese Geschichtsbilder nicht, und auf den Namen eines Dramas können sie bei ihrem mangelhaften Aufbau keinen Anspruch machen. Das einzige der drei Stücke, der dem von einheitlicher Handlung, Fortschritt, Steigerung und Oekonomie die Rede sein kann, ist eben „Almuth und Engelmann", es ist beinahe ein Drama, aber freilich kein aufführbares. Hätte Kruse es gekannt haben, so verdankt er ihm höchstens Anregung, aber auch nicht mehr. Gerade die Vorzüge in Schärfe der Charakteristik und Gedrungenheit der knappen aber doch poetischen Sprache, die der „Gräfin" ihren Erfolg gesichert haben, gehen dem Beinhöfer'schen Stücke ab. Wir theilen in Kürze den Inhalt desselben und den Gang der Handlung mit. Es wird sich dann Kennern der „Gräfin" zeigen, daß der Schwerpunkt des Ganzen ein anderer ist und sich beide Stücke nur in einzelnen Punkten begegnen.

Theda, Gräfin von Ostfriesland, Witwe des Grafen Ulrich, verwaltet während der Minderjährigkeit ihrer Söhne als Regentin das Land und sucht, voll Ehrgeiz den Spuren ihres Mannes folgend, durch Bündnisse und Verbindungen ihre Herrschaft zu befestigen. Gelegenheit bietet ihr dazu die Bewerbung des Grafen von Schaumburg um die Hand ihrer Tochter Almuth. Ein westfälischer Edelmann, Engelmann von der Horst, bei ihr Gunst erworben und ihr bedeutende diplomatische Dienste geleistet hat, wird zum Vermittler auserseben. Er aber liebt im stillen Almuth, die ihm ihr Bruder Graf Enno schon versprochen hatte, und wird von ihr geliebt. Den beiden Liebenden bleibt, um dem Zorn der Gräfin, die das Geheimniß entdeckt hat, zu entgehen, nur die Flucht übrig. Sie entweichen

Digitized by Google

auf die Grenzfestung Friedeburg, die dem Engelmann als Drost von der Gräfin anvertraut worden war, lassen sich dort vom Kaplan trauen und hassen auf Vergebung und Versöhnung. Da aber greift eine vom Dichter erfundene Person in die Handlung ein und schürzt den tragischen Knoten. Es ist dies Ypa van Galoma, der Sproß eines alten herabgekommenen Häuptlingsgeschlechtes. In ihm personificirt sich die Unzufriedenheit aller Häuptlinge, die sich vor der Ueberlegenheit der Circssenen haben beugen müssen, doch hat er auch persönliche Motive zum Haß gegen die Gräfin. Jetzt ist für ihn der Augenblick der Rache, die Veranlassung zum Aufstande da. Er setzt ein Schreiben an die Häuptlinge von Eiens und Jever um an den Grafen von Oldenburg auf und ruft dieselben zum Entsatz der Burg, für die er eine Belagerung voraussieht, herbei. Engelmann, zu lahal gesinnt, weigert sich das Pergament zu unterschreiben, aber Ypa sendet es dennoch in seinem Namen und mit seinem Siegel ab. Der Bote wird von den zur Belagerung der Burg heranrückenden Ostfriesen Almuth's, den Grafen Enno und Edzard, aufgefangen, und jetzt erscheint Engelmann als überweiserer Empörer und Landesverräther. Bevor die Erstürmung der Burg beginnt, kommt es jedoch noch zu einem Ausgleichungsversuch. Engelmann und Enno treten zum Parlamentiren auf dem Esse des Burggrabens einander gegenüber. Die Mitte desselben hat der heimtückische Ypa aufsuchen lassen, sie ist nur von einer dünnen Kruste verrätherisch überdeckt, es kommt zwischen den beiden Unterhändlern zum Zwist, der unbewaffnete Engelmann stürzt der dem mit dem Schwerte auf ihn eindringenden Enno, und dieser stürzt, um nicht wieder empor zu tauchen, mit zwei Begleitern in den Schlund. Die Burg wird von den durch die vermeintliche Hinterlist Engelmann's in die äußerste Wuth versetzten Gräflichen erstürmt, und Almuth wird gefangen genommen, während ihr Geliebter, ihren Bitten weichend, flieht. Der rachedürstige Ypa springt mit einem Beil hervor und trifft damit das Haupt Ezzard's, um in ihm den letzten Sproß des Hauses Circssena zu vernichten. Dies die Katastrophe des vierten, dramatisch bewegten und an erschütternden Scenen überreichen Acts.

Der fünfte führt uns wieder nach Aurich. Edzard, tödlich verwundet, schwebt in Lebensgefahr, Enno ist auf immer dahin, Engelmann ist entflohen, und Almuth, auf deren Verbindung mit dem fremden Fürsten die Gräfin Theda so stolze Hoffnungen setzte, geht ins Kloster. Das Schicksal hat furchtbar gehaust, und Theda beugt sich seiner Macht, sie kommt zur Einsicht in sich selbst und hört den Abtes Beninga strenges Richterwort: Demüthig an. Er sagt ihr:

> Ihr habt mit Ruhm in diesen Land geherrscht,
> Ihr kanntet Almuth, wie dies Land ergrämt,
> Es galt ein Wort — und heiter weilte ihr
> Irgt in der Kinder hochentzückten Kreise;
> Doch angelockt vom kalten Hochzeitsschimmer,
> Gebindet von der Ehrsucht eitlem Glanz
> Habt Ihr die schönsten Freuden hingeworfen
> Und trauert trostlos um des Sohnes Sarg.
> Erkennet den Nämlichsten Strafgericht
> Und gebt der Demuth Raum in Euren Herzen.

Sie gewinnt es sogar über sich, auf die Bitte ihres Sohnes Ezzard, dessen Verwundung sich als nicht gefährlich herausstellt, und in dem die Zukunft der Dynastie gerettet ist, das Todesurtheil Ypa's in ein Verbannungsurtheil zu verwandeln. Der Schluß des Ganzen ist ein anderer als bei Kruse. Das letzte Wort der Gräfin ist nicht: „Ich blieb auf meinem Sinn bestehn" — sie wird durch mehr als eine bloße Thräne mit der Menschheit ausgesöhnt.

Die Motive ihrer Handlungsweise sind nicht blos starrer Eigensinn, dem sie ziel- und zwecklos das Glück ihrer Kinder opfert, sie hat, wie wir sahen, Grund, in dem Geschehenen ein beabsichtigtes Verbrechen zu sehen, und verlangnet bei aller Herrschsucht und allem Ehrgeiz und Eigensinn nie die Mutter und das Weib. Hat ihr Bild nicht so scharfe, markige und pikante Züge wie das von Kruse gezeichnete, so zeigt es doch auch keine solche Abnormität und ist menschlich wahrer.

Auch die beiden Liebenden, die dem Stücke ihren Namen gegeben haben und welche die eigentlichen Helden desselben sind, erscheinen in einem andern Lichte; sie erliegen dem Verhängniß, das Ypo's Hinterlist heraufbeschworen hat, dieser aber ist ein dem Dichter wahrlegungener Charakter, der in gut motivirter Weise den eigentlichen Factor der Handlung bildet. Sie beruht nicht blos auf einem mütterlichen, tyrannischen Eigensinn, den wir bei aller Bewunderung für die Vorzüge der Kruse'schen Dichtung nicht als ein ausreichendes tragisches Motiv ansehen können.

Wie mangelhafte Leinthüer's Leistung auch sei, wie wenig sie dem heutigen nach Kürze und Concentration verlangenden Geschmack entsprechen möge, so verdient sie doch als Bartlaterin eines preisgekrönten und schon in dritter Auflage erschienenen Trauerspiels nach immer Beachtung; auch sie zeigt, worauf wir eingangs aufmerksam machten, daß die wenig bekannte ostfriesische Geschichte reich an Gestalten und Ereignissen ist, die der Verwerthung harren.

## Notizen.

Friedrich Bodenstedt, der Dichter des Mirza-Schaffy, dessen Theatercarrière durch seinen Zurücktritt von der Intendanz zu Meiningen zunächst abgeschlossen erscheint, und der auch bald das große Unternehmen der neuen deutschen Shakspeare-Ueberlegung, die er herausgibt, zu Ende geführt haben wird, hat in neuester Zeit Muße gefunden, sich mit Romandichtung zu beschäftigen. Eine Reihe seiner Romane und Erzählungen wird im Laufe dieses Jahres im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erscheinen, zwei sollen binnen kurzem angezeigten werden: „Aus deutschen Gauen", 2 Bde., und „Vom Hafe Elisabeth's und Jakob's" 2 Bde. Der letzte Roman spielt in einer Epoche, welche Bodenstedt durch seine Shakspeare-Studien und seine Beschäftigung mit der altbritischen Dramatik auf das genauste kennt.

Die Verlagsbuchhandlung von Franz Lipperheide in Berlin veranstaltet eine Volksausgabe der „Lieder zu Schutz und Trutz". Ueberhaupt mehren sich die Anthologien, in denen eine Auswahl aus der überfluthenden Lyrik des Jahres 1870 getroffen wird. Solche Sichtung ist unerläßlich, wenn die richtige Schätzung des Gelungenen zu allgemeiner Geltung gelangen soll. Denn es ist leicht, das Kind mit dem Bade auszuschütten und zu behaupten, die politische Lyrik des Jahres 1870 sei ohne alle künstlerische Bedeutung, wenn man die vielen tausend verstellten, matten, unreifen Gedichte, die dennoch in das Licht der Oeffentlichkeit gedrungen sind, zum Maßstab nimmt und sich nicht die Mühe gibt, die bessern und trefflichen aus diesem Wust herauszugraben. Hier thut eine kritische Anthologie noth.

Von L. Klein's „Dramatischen Werken" veranstaltet die T. O. Weigel'sche Verlagsbuchhandlung eine Gesammtausgabe, von welcher der erste Band vorliegt. Er enthält die Dramen „Maria von Medici" und „Lanuer". Die Sammlung ist auf ungefähr sechs Bände berechnet und um so willkommener, je weniger die Klein'schen Dramen von der Bühne herab dem Publikum bekannt gewarden sind und je weniger Verbreitung vereinzelte dramatische Werke zu finden pflegen. Das eigenartige Talent des Dichters wird nach dem gesammten Ueberblick seiner Schöpfungen erst in seiner Bedeutung gewürdigt werden können, die von einigen Literarhistorikern, wie von Honegger, sehr hoch angeschlagen wird.

## Bibliographie.

Fontane, L., Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. Berlin, v. Decker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fritzsche, G., Hildebrandt und Schirmer. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 15 Ngr.

Gaudhorn, W., Löwenwirth Peter Heinr. Merckle von Notarsiain und Kaufmann Otl. Link von Heilbronn, die Grossen bes am 26. August 1866 erschossenen Buchhändlers Palm von Nürnberg. Nach mündlichen Mittheilungen und schriftlichen Ueberlieferungen. Heilbronn, Scheurlen. Gr. 8. 4 Ngr.

Glagau, O., Das Lied vom neuen deutschen Kaiser, das Lied vom Kaiser Wilhelm. Berlin, Babies. 08, 16. 2½ Ngr.

Horschelt, Ludovica, Lenz Schadermacht. Historischer Roman aus der brandenburgischen Geschichte. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Historisches Taschenbuch.

Begründet von Friedrich von Raumer.

Herausgegeben von

**W. H. Riehl.**

fünfte Folge. Erster Jahrgang. 8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Elsässische Culturstudien. Von W. H. Riehl. — Carlo Filangieri Fürst von Satriano. Von Alfred von Reumont. — Das Project einer süddeutschen Republik im Jahre 1800. Von Karl Theodor Heigel. — Jean Freistaat und seine Zeit. Von Georg Weber. — Der Weissagungsglaube und das Prophetenthum in der christlichen Zeit. Von J. von Döllinger. — Hölderlin der Dichter des Pantheismus. Von Adolf Wilbrandt.

Nach dem Rücktritt Friedrich von Raumer's, des verdienstvollen Begründers und bisherigen Herausgebers des „Historischen Taschenbuch", von der Redaction übernahm dieselbe vom vorliegenden 41. Jahrgang an der berühmte Culturhistoriker Professor W. H. Riehl in München. Der neue Herausgeber wird bestrebt sein, dem Werke nicht blos die Theilnahme der gelehrten Kreise zu bewahren, sondern auch immer mehr die des größern Publikums dafür zu gewinnen — ein Ziel, das die Verlagshandlung durch Ermäßigung des Preises auf nur 2 Thlr. für den Jahrgang (statt bisher 2½ Thlr.) auch ihrerseits wesentlich zu fördern hofft.

In allen Buchhandlungen zu haben:

## Brockhaus' Conversations-Lexikon.

**Elfte Auflage.**

15 Bände. 8. Geh. 25 Thlr., in Leinwandband 29 Thlr., in Halbfranzband 30 Thlr. (Auch in 150 Heften zu 5 Sgr.)

Brockhaus' Conversations-Lexikon, bereits in 300,000 Exemplaren verbreitet, ist bekanntlich das beste populärencyklopädische Werk. Seit Anfang 1871 erscheint:

**Supplement zur II. Auflage des Conversations-Lexikon.**

In etwa 12 Heften zu je 5 Sgr.

Das „Supplement" enthält in den letzten Jahren, einschliesslich 1870—71, hinzugekommenen Stoff und bildet einen integrirenden Bestandtheil des Conversations-Lexikon.

**Aeltere Auflagen**

des Conversations-Lexikon werden beim Umtausch gegen die elfte Auflage mit **Zehn Thaler** in Zahlung angenommen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena; vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

## Durch Kampf zum Frieden.

Preisgekrönter Roman

von

**Ewald August König.**

4 Bände 8. Brosch. Preis 4 Thlr.

Vorstehendem Werke wurde durch competente deutsche Preisrichter einstimmig der erste Preis zuerkannt, welchen das Belletristische Journal in Neuyork für den vorzüglichsten deutschen Roman ausgeschrieben hatte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Atlas der Physik.

Nebst einem Abriß dieser Wissenschaft.

Von

**Dr. Johann Müller.**

10 Tafeln (mit 455 Figuren) und Text.

Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In bequemer, compendiöser Form umfaßt dieser von dem berühmten Physiker Professor Johann Müller in Freiburg entworfene und mit erläuterndem Text versehene Atlas correcte Abbildungen aller zum Studium der Physik erforderlichen Gegenstände. Er ersetzt in seiner systematischen Vollständigkeit größere, kostspielige Werke und empfiehlt sich bei dem außerordentlich wohlfeilen Preise sowol zum Gebrauch beim Unterricht als zur Selbstbeschäftigung mit dieser interessanten so vielfach ins praktische Leben eingreifenden Wissenschaft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Biographische Portraits

von

**Varnhagen von Ense.**

Nebst Briefen von Koreff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Campan und Scholz.

**Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.**

8. Geh. 2 Thlr.

In der augsburger „Allgemeinen Zeitung" heißt es über dieses neue Werk aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense: „Das Buch ist eine Gabe, die uns ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte unserer neuern Literatur und zur Kenntniß jenes glänzenden gesellschaftlichen Lebens in der Metropole Norddeutschlands zu sein scheint, dessen Mittelpunkt so lange Zeit das Varnhagen'sche Haus war. Aus diesem Kreise sind denn auch die Gestalten genommen, deren biographische Portraits uns Varnhagen's Feder in kurzen charakteristischen Zügen mit jener Meisterschaft vorführt, die er bereits in der »Galerie von Bildnissen« gezeigt hat."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Lucas Cranach des Aeltern

Leben und Werke.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von

**Christian Schuchardt,**

Director a. D. der großherzoglichen Kunstsammlung zu Weimar.

**Dritter Theil.**

8. Geh. 2 Thlr.

Der erste und zweite Theil (1851) haben gleichen Preis.

Die von allen Kunstkennern hochgeschätzte Arbeit Schuchardt's über Lucas Cranach findet mit diesem dritten Theile, der nach dem Tode des Verfassers erscheint, ihren ergänzenden Abschluß.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 27. April 1871.



Inhalt: Aus Varnhagen's Nachlaß. — Versuch einer neuen Staatstheorie von Konstantin Frantz. Von Rudolf Doehn. — Deutschlands historische Volkslieder und ihre Melodien. Von Reinhold Bechstein. — Romane und Novellen. — Klaus Groth und sein Quickborn. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Notizen.) — Anzeigen.


## Aus Varnhagen's Nachlaß.

1. Biographische Porträts von Varnhagen von Ense. Nebst Briefen von Koreff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Campan und Scholz. (Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.) Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 2 Thlr.
2. Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. (Aus dem Nachlaß des Verfassers.) Zehnter bis vierzehnter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1868—70. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

Eine so unerschöpfliche Schreibmappe, wie sie Varnhagen von Ense besaß, hat etwas Märchenhaftes; die Memoiren und Biographien, ein Gebiet, welchem dieser Autor seine classische Bedeutung verdankt, scheinen in allen Taschen und Täschchen derselben versteckt zu sein, und es bedarf nur des Zauberstabes, den die glückliche Besitzerin dieser Schätze, Ludmilla Assing, mit Eifer schwingt, um irgendeinen neuen Band ans Licht zu fördern. Zwar die vielbesprochenen „Tagebücher" haben mit dem vierzehnten Bande ihr Ende erreicht, aber wie viele Aufzeichnungen in anderer Form noch über die Epoche vorhanden sein mögen, deren genaue Chronik sie bilden — wer kann dies wissen, bei einer so stilleifrigen Feder, wie sie Varnhagen führte, der jedes Erlebniß rasch zu befestigen suchte, indem er es mit den eleganten Zügen seiner Handschrift aufs Papier warf, sowie er für jede Gestalt, die ihn interessierte, rasch die kundige Silhouettenscheere bei der Hand hatte?

Den Inhalt der neuen „Biographischen Porträts" gibt Ludmilla Assing selbst in dem Vorwort mit bezeichnender Kürze an:

> Der Kreis der eigenthümlichen und anziehenden Persönlichkeiten, der sich um Varnhagen und Rahel bildete, hat mannichfach das Interesse und den Antheil der Nachlebenden erweckt. Varnhagen, der so viele Bilder seiner Zeitgenossen mit bewährter Treue zeichnete, hat auch in dem hier dargebotenen Bande, wie früher in der „Galerie von Bildnissen", in wenigen Meisterzügen eine Reihe von Charakteristiken geliefert, die von psychologischer, literarischer und gesellschaftlicher Wichtigkeit sind. Koreff, Varnhagen's Jugendgenosse, der berühmte Arzt und Magnetiseur und Vertraute des Staatskanzlers Hardenberg, in welchem Abenteuerlichkeit und Gelehrsamkeit, Schatten und Licht sich seltsam mischten; Clemens Brentano, der genial verrückte Bruder Bettinens, mit seinen verzerrten Strichen und Ungeheuerlichkeiten; Karoline von Fouqué, die Schriftstellerin, die schöne Frau voll hehenlicher, sich kreuzender Kraft- und Schwächeäußerungen; Graf Kleist vom Loß, der über alles spottende Vornehme; die freimüthige, leidenschaftliche, unglücklichen Geschicksloses hingegebene Gräfin Josephine von Pachta — sie alle treten hier lebendig vor den Leser hin. Briefe von den Freunden Rahel's: Henri Campan, dem Sohne der berühmten Madame Campan, und Scholz, sowie ein Aufsatz Varnhagen's über den vielbesprochenen Streit zwischen Voß und Stolberg, der jedem Literaturfreunde und Literaturforscher willkommen sein wird, bilden den Schluß. Das ganze Manuscript war bereits von Varnhagen's Hand druckfertig gemacht.

Von den hier charakterisirten Persönlichkeiten haben nur Koreff, und dieser in bescheidenem Maße als Mitglied des Dichterbundes, dessen Zeichen der Polarstern war, Clemens Brentano und Karoline von Fouqué literarische Bedeutung; die andern sind mehr oder weniger Privatpersonen, die durch Geist, Lebensschicksale und Beziehungen unsern Antheil erwecken. Freilich dürfte man fragen, ob diejenigen, die nie nach dem Lichte der Oeffentlichkeit getrachtet, in der Camera-obscura dieser Biographien eingefangen und so mit ihrem Bilde verewigt, nicht gegen diese Ausstellung in der Varnhagen'schen Porträtgalerie Protest erheben würden, wenn sie von derselben noch Kunde haben könnten? Doch der Memoirenschreiber, der Biograph und Autobiograph kennt solche Rücksichten nicht; wer mit ihm oder mit seinen Helden in Beziehung kam, der muß es sich gefallen lassen, wenn sein Bild zur Erläuterung des dargestellten Lebensganges von Interesse ist, abconterfeit zu werden, mag er nun gerade eine günstige oder ungünstige Positur einnehmen in dem Augenblicke, in welchem jene Beziehungen eintreten. Außerdem hat der Salon nicht das Unantastbare des Privatgemachs; der Salon ist ein gesellschaftlicher Mittelpunkt; wer die Gesellschaft schildern will, der schildert




Digitized by Google

ihn und kann dies nur, indem er sich an die Charakterstöpse hält, die sich in ihm zusammenfinden. Die berühmtesten Vertreterinnen der pariser Salons des vorigen Jahrhunderts waren keine Schriftstellerinnen, sondern nur geistreiche Damen. Von der vielgelobten Ninon de Lenclos, deren Autorschaft der kleinen Schrift: „La coquette vengée", eine bezweifelte ist, bis zu Madame Récamier, deren „Souvenirs" doch nur aus ihrer Correspondenz zusammengestellt sind, waren diese Salonkönigiunen nicht Schriftstellerinnen; und auch die Rahel selbst hat doch nur Briefe und Tagebücher geschrieben: eine Privatbeschäftigung, der sehr viele Frauen huldigen, ohne damit auf den Markt der Literatur herauszutreten. Der Salon nimmt also das Recht der Oeffentlichkeit auch für sie in Anspruch, und Anspruch auf die Bedeutung des Salons erhoben doch immer nur wenige Kreise in Deutschland, die Cirkel Varnhagen's und einige geistesverwandte. Wer diesen gefährlichen Boden betrat, der mußte von Haus aus darauf gefaßt sein, gelegentlich einmal unter die photographischen Gläser zu gerathen und irgendeinem Album anvertraut zu werden, das später seine Blätter an das Licht des Tages fördert.

Die biographischen Einleitungen zu den mitgetheilten Briefen sind von Varnhagen mit der gewohnten Eleganz abgefaßt, wobei, wie immer bei ihm, nicht zu verkennen ist, daß die anscheinend glatte Form der Schärfe des Urtheils keinen Eintrag thut. Von Koreff, den Varnhagen einen der begabtesten Menschen nennt, sucht er allerdings eine Ehrenrettung zu entwerfen, in welcher auch die Schattenseiten des Charakters, die zu Verunglimpfungen Anlaß geben könnten, zurücktreten oder ihre rechtfertigenden Erläuterungen in der Eigenthümlichkeit des Gesammtbildes finden. Koreff, ein jüdischer Arzt, der sich lange in Paris aufhielt, hat sich literarisch nur in französischen Versen und Aufsätzen und in einer Uebersetzung des Tibull versucht; seine unter den Strahlen des „Polarsterns" gedichteten Poëme blieben Handschrift. Er war ein Sonderling, der von vielen für einen Prahler und Lügner gehalten wurde, während nur seine Gutmüthigkeit und seine allzu rege Phantasie ihn dazu brachten, die überschwenglichsten Leistungen zu versprechen. Als Hausgenosse und Freund des Ministers Hardenberg nahm Koreff lange Zeit eine hervorragende Stellung ein, die ihn noch in politische Mißhelligkeiten verwickelte. Als eine Staatsstellung in der Kanzlei des Staatskanzlers wieder frei geworden war, begab er sich mit unbestimmtem Urlaub und bei dem Fortbezug eines ansehnlichen Jahrgelds wieder nach Paris, wo er als schon berühmter Arzt eine glänzende Stellung fand; er curirte auch oft mit dem Lebensmagnetismus und zeichnete sich bei Bekämpfung der Cholera aus. Ein mißlicher Honorarproceß, bei dem er der Form nach im Rechte war, aber durch eine allzu weitgehende Forderung alle Kreise der Gesellschaft wider sich einnahm, machte sein späteres Wirken minder erfreulich; er starb am 14. Mai 1851. Von seinen großartigen Versprechungen, Ausflüchten und Verleugnungen erzählt Varnhagen manche interessante Probe.

Aus Koreff's mitgetheilten Briefen ersehen wir, daß der Verfasser ein geistreicher Kopf war, der indeß vielfach in der damaligen Naturphilosophie befangen scheint und bei poetischem Sinn doch anmuthende Klarheit vermissen läßt. Gleich in dem ersten Briefe an Varnhagen (Juni 1804) gemahnen einzelne Stellen an Absehnitte aus Schelling's Schriften und den damaligen speculativen Journalen der Physik, wie z. B. wenn er an den Freund schreibt:

Dir bin ich nicht verloren in der Ferne — im Gegentheil, reiner Gewinn ist die meine Entfernung. So kann ich ruhiger dich in deinem Wesen und Treiben anschauen, kann sehen, welche Theile noch am meisten schlafen in unentwickelter Unschuld tieferer Organisation, wohin ich am besten den elektrischen Lebensfunken zu leiten habe, um mit Licht und Liebeswärme Bildungen zu entlocken aus den harten unorganischen Flächen, an welchen andere sich blos wund stoßen. So in der Ferne allein ist es möglich, eine Richtung, die für nothwendig erkannt ist, ruhig festzustehen, ohne mich von dem Kampfe der Assimilation, welchen die Gegenwart zu mächtig aufdringt, im meinem progressiven Eindringen in dich stören zu lassen — so kann ich dir doppelt heilsam werden, indem ich dich ruhiger Selbstbildung und unruhiger Selbstzerstörung dich selbst überlasse — ich kenne deine gute Natur zu gut, um bei dem Ausbruch der Flammen dein Brand und Tod zu befürchten, und dann, wenn dich die Kraft je verließe in einem Augenblicke mit diesen Flammen zu kämpfen, wozu hast du deinen Glauben, wozu Freunde, wozu mich? Hätte ich nicht Glauben, Liebe, Freude und dich — glaube mir, ich würde manchen Kampf unversucht lassen, würde mich in manchen Abgrund nicht wagen, so aber gehe ich getrost hinein und weiß, daß irgendein Abglanz unsers Polarsterns mich sicher aus jeder Höhle freundlich zur schönen sichern Erde führen wird. Darum sei ruhig und wandle sicher fort. Aber auch wissenschaftlich will ich dich aus dem Schwanken reißen, das ich nur zu gut aus Erfahrung kenne, und das mich oft genug noch in Recidiven unglücklich macht — dadurch will ich dieser Unruhe ein Ende machen, daß ich dir eine bestimmte Richtung durch einen bestimmten Weg gebe, und so die indifferente Bildsamkeit des Wassers zur differenten, magnetischen Bildung des Products erhöhe.

Heutigentags würde man solchen Briefstil sehr geschmacklos und überspannt finden; freilich, wenn uns die philosophischen Kunstausdrücke befremdlich vorkommen, dürfen wir nicht vergessen, daß aber auch die geistreiche und tiefe Lebensauffassung dieser Tage vielfach einer seicht materialistischen gewichen ist.

Politische Urtheile sind selten in diesen Briefen; nur ein scharfes Urtheil über die Männer der Februarrevolution von 1848 dürfte, bei den erneuerten republikanischen Anläufen der jüngsten Zeit in Frankreich, von Interesse sein:

„Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!" rufe ich täglich aus. Hier ist der schwache Lamartine so in der öffentlichen Meinung gesunken, daß sie in das entgegengesetzte Extrem übergegangen ist. Ich kann ihn durchaus für keinen Verräther halten; ich sage mir stets mit Schiller: „Er hat der Lyra zarte Saiten, und nicht des Bogens Kraft gespannt." Sein böser Genius war Ledru-Rollin. Humboldt's Freund, Arago, hat sich wie ein alter Weib benommen — nur gestern hat er wenigstens persönlichen Muth gezeigt, und war feuchtender bei seinem Untergang als im Zenith seiner Bahn. Seine Repositions war empörend und hat alles in dieser Art aus Ludwig Philipp's daran so reichen Zeiten übertroffen. Ihr habt in Berlin ein Pröbchen davon, das ihr hoffentlich bald los werden mögt. Nie haben Menschen rücksichtsloser, plumploser, alberner gehandelt. Nichts war ihnen leichter, als eine herrliche Republik zum Muster Europas hinzustellen — sie haben diese schönste Aufgabe der Menschheit wieder für ein Jahrhundert vielleicht unmöglich gemacht. Sie fanden keinen Widerstand von seiner Seite, und haben ihn künstlich erst erschaffen. Nie sah man mehr Unfähigkeit, Unrechtlichkeit, despotische Willkür, Beschränktheit, Mangel an Staatsmaximen, als an diesen improvisirten Staatsmännern.

Digitized by Google

Für die Literaturgeschichte von größerm Interesse ist das Charakterbild des Romantikers Clemens Brentano, des Bruders der Bettina, der mit dieser das genial Zerfahrene und Haltlose gemein hatte. Wir wußten zwar immer, daß Brentano eine etwas wüste Genialität auch in allen Lebensverhältnissen, zur Schau trug; neu ist indeß Varnhagen's Mittheilung, daß er eigentlich der Allerweltsprügeljunge war:

Sich zur romantischen Schule haltend, war er doch ein so unbisciplinirtes Mitglied derselben, daß er immerfort in Verwirrung oder Streite lag. Das Honorar für den Roman „Godwi" hatte er Friedrich Schlegel, der in Noth war, überlassen, zugleich aber falsche Widrigkeiten und Spöttereien unter die Leute gebracht, daß dieser ihm, nicht das Geld, aber das Buch zurückstande, mit den eingeschriebenen Worten: der Autor verdiene hundert Stockprügel; und hiermit war die Sache von beiden Seiten aus. Mit Steffens ergab sich eine andere Geschichte; Brentano hatte den Einfall, sich mit einigen Ansichten von Lasser schmücken zu wollen, er meinte sich vortrefflich auszunehmen, wenn ihn die Leute mit etwas Schauder ansähen, und gab daher zu verstehen, er treibe gar sittenlose Dinge, und als er nun auch sagen sollte, wer seine unsaubern Genossen wären, nannte er in der Verlegenheit auf gut Glück Steffens, der aber, als ihm das schmälsche Vergehen zu Ohren kam, dem tollen Erfinder eine thätliche Zurechtweisung zudachte, die nur dadurch unterblieb, daß der Bedrohte sich längere Zeit nicht sehen ließ. Auf ein ähnliches Aeußerste hatte Brentano es mit Görres gebracht, der sich ihm jedoch in der Folge als Freund verbinden machte. Dergleichen Geschichten erzwang er mit fast unwiderstehlicher Bestissenheit immerfort, und jedesmal ließ er sie ein so erbärmliches Ende nehmen. Er hatte die gräßliche Furcht und Angst vor jeder Thätlichkeit, ruhte aber nicht, bis er sie erritten hatte; mit unermüdlicher Steigerung reizte er jeden Umgang, jedes Verhältniß auf, und nachdem er verführerisch durch Antheil, Schmerz, Vertrauen und Neigung dies alles hervorgelockt, missachtete und zerstörte er freventlich alles wieder, verletzte in willkürlicher Laune sich und andere schonungslos, und wenn die Folgen seiner Ungebühr dann hart ihn selber getroffen, erweckte er wieder neues Erstaunen und oft neue Theilnahme durch die Qualen und den Jammer, die er hierauf mit dichterischer Meisterschaft aus sich herausspann, doch immer innerend bereit, das Erhabene und Rührende, bei erstem Schimmer der Besahrlasigkeit, durch Schaltheit und Tücke zu unterbrechen.

Varnhagen selbst hatte viel unter Brentano's Unarten zu leiden und sah sich einmal genöthigt, wenn auch mehr in symbolischer Weise, Hand an ihn zu legen. Es ist bekannt, daß Brentano in spätern Jahren eine Art von Heiliger wurde und die Offenbarungen der Nonne von Dülmen der Welt verkündete. Was es mit seiner Frömmigkeit für eine Bewandtniß hatte, das mag folgende Anekdote beweisen:

Nachdem er bei der wunderbaren Nonne zu Dülmen mehrere Jahre zugebracht, alle ihre Geschichte und Aussagen umständlich aufgeschrieben, und zuletzt ihre zum Theil ekelhaften Reliquien sorgfältig gesammelt, kam er mit diesen Schätzen an den Rhein, that äußerst heilig geheimnißvoll damit, und rechnete es seiner Schwester Bettina als eine besondere Gunst an, daß er ihr alles vor ihr entsiegelte. Unter andern hatte er auch Zeichnungen nach den Gesichten der Nonne verfertigt, und diese sollten das echte, genaue, durch Offenbarung überkommene Bild falscher Zustände und Vorgänge sein, von welchen die Evangelien gar keinen oder doch nur allgemeinen Bericht geben. So bethenerte er, in einer dieser Zeichnungen sei die Kleidung und überhaupt das ganze Ansehen der Apostel mit unwidersprechlicher Treue abgebildet, ganz wie die Nonne in der Verzückung sie anzuschauen begnadigt worden, und es dürfe daher auch nicht an dem kleinsten Einzelnen irgendein Zweifel hasten. Nun hatte Brentano in früherer Zeit einmal einen sonderbaren und sächerlichen Tabacksbeutel gehabt, einen Tabacksbeutel, von dem alle seine Bekannten gewußt und oft gesprochen hatten und mit dem allerlei lustige Geschichten begegnet waren — auch Bettina hatte den Tabacksbeutel wohl gekannt, aber seit langer Zeit vergessen. Plötzlich erhebt sie ein helles Gelächter, und als Clemens unwillig ihr die Unheiligkeit verweisen will, ruft sie lachend: „Aber Clemens! da hat ja der Apostel Petrus deinen Tabacksbeutel als Reliefaloche umhängen!" So hatte er seine Possen unter die Heiligkeiten gemischt und lachte nun, als er sich ertappt sah, ganz munter mit! Dies eine Stück möge statt aller andern dienen, die er in ähnlicher Weise gemacht, und die sehr für seine Laune, aber wenig für seine Frömmigkeit zeugen.

In den Briefen Brentano's findet sich vielfach die alberne Witzhascherei des „Ponce de Leon", wie wenn er Rahel eine Toppina nennt:

Das „Topp!" hat mich auf die Toplna in meiner Geschichte gebracht, und ich wünschte auch einen solchen Namen für Sie, weil mir das Rabert mit Vater Robert's Erzwaltungen an seine Kinder, das Levi mit dem Leutenlesen zu viel Berührung hat. Auch Rahel mag ich Sie nicht nennen, Spiritus asper wäre wol gut, aber zu scharf accentuirt; Columbus aber stellte das Ei auf die Spitze, und Sie heißen zum ewigen Gedächtniß Topp! Als Beiname suchen Sie selbst) paßt nichts dazu als Miss Topp, und ich führe Sie nach Italien, und nenne Sie Toppina mit zwei p. Da werde ich Sie in Zukunft in Briefen und Gedanken nennen, deren ich mit Ihnen auszuwechseln gedenke.

Die Bilder sind oft sehr gesucht, namentlich aus dem Gebiet des Schauerlichen, welches seine Specialität ist. „Die innerlich gräßliche Geschichte hatte ich begraben; sie gespenstete nicht, denn sie hatte keine Seele, aber eine wandelnde Leiche ist schrecklicher, und sie ruht nicht, bis man ihr einen Pfahl durch das Herz schlägt." „Ich kenne keinen Umgang als einen vertrauten; anderer ist ein liederlicher, ein schändlicher, ein entsetzlicher aber ist, wo einer sich schlafend stellt und todt ist, oder wenn ein Kostrat ein schuldloses Mädchen heirathet." Dergleichen Abscheulichkeiten und Ungeheuerlichkeiten sind in diesen Briefen ganz an der Tagesordnung, dazwischen auch manche bei aller Seltsamkeit geistreiche Wendung:

Wie ich zwischen Menschen trete, die zu den Gebideten aber Weisheiten gehören, wird mir angst und bang, und es erzeugt sich unwillkürlich zwischen mir und ihnen, ich möchte sagen, eine Art von Seifenwasser, und ich lasse tausend Blasen aufsteigen, in denen ich wol das schöne bunte Spiegelbild der Welt bewundere, aber, wie sie zerplatzen, auch beweine. Der Traylen, der niederfällt, ist eine Thräne, die ich verbeiße oder am Abend in der Stille auch weinen muß. Verflucht sei aller Witz und die Langeweile, die diese artigen Satanisten erfindet, um ein ganzes herrliches Leben einer schönen Empfindung, wie einen Krammetsvogel, dem die Beine durch die Augen gestaften sind, in einer grausam tomischen Stellung zu fressen; den aber nenne ich einen gütigen, weisen und edeln Freund, der ein Herz zu schanen und zu ehren weiß, das sich ganz und in ganzer Menschlichkeit in jeder Minute hingeben muß, aber einsam sein.

Hierzu kommen Spielereien, wie wenn er geometrische Figuren zeichnet, welche sein Wesen und das Wesen der Rahel und ihre gegenseitige Berührung erläutern sollen, und hinzufügt:

Das Ganze wäre ein artiger Stern, und ein unartiger Kern. Beides hab' ich gern, Rahel es rein zur Gott dem Herrn. Beide sind wir fern, vollkommen eine Kugel zu sein; denn diese ist die einzige rechte Figur, der Schöpfer, die Liebe, die Natur. Lassen Sie uns fleißig bemüht sein, ein paar recht artige Ku-



Digitized by Google

gen zu werden, dann werden wir auch Kugel und Kegel zugleich werden und, eins der Räthsel Bakis, lösend, im Schoße Gottes spielen.

Das Ganze ist eine unerquickliche Lektüre; man muß sich den Weg durch einen Urwald voll confuser Mystik und voll geistschimmernder Irrlichter bahnen. Man hat immer das Gefühl, daß der Autor an der Grenze des Wahnsinns steht. In seinen Unarten wie in seinen drolligen und oft genialen Einfällen hat Brentano viel Aehnlichkeit mit Heinrich Heine, der freilich alles Mystische gänzlich abgestreift hatte.

Das nächste Bild in der Barnhagen'schen Porträtgalerie ist die Gattin Fouqué's, des Undinen-Dichters, Frau von Fouqué, geborene von Briest. Sie war geboren als einzige Tochter ausgezeichneter Aeltern in Neunhausen, dem Gute derselben:

Ihr Geist verband schwärmerische Weichheit und scharfe Verständigkeit, regen Aufschwung und stilles Beharren. Mit allem andern schien sie leichter fertig zu werden als mit sich selber; ihre innern Bewegungen, Ansprüche und Richtungen blieben ihr räthselhaft. Groß und schön gewachsen, kräftig und aufrecht, in der Geschichtbildung dem Apollo von Belvedere ähnlich, mußte sie für eine herrliche Erscheinung gelten, der man gezwungen war zu huldigen. Früh wurde ihre Hand begehrt, und sie entschied sich mit jugendlicher Neigung für Hrn. von Rochow, der in der Nachbarschaft begütert war, aber als Offizier seinen Standort in Potsdam hatte.

Doch die Ehe mit Rochow war nicht glücklich; es entstanden Zerrüttungen, welche das gemeinsame Leben mehr und mehr auflösten. Rochow hatte sich der Leidenschaft des Spiels ergeben; nach manchen erschütternden Erlebnissen zog Frau von Rochow mit ihren herangewachsenen Kindern sich wieder auf das Gut ihres Vaters zurück und leitete die Scheidung von ihrem Gatten ein, der indeß, durch wiederholtes Unglück im Spiel bewogen, sein Leben durch einen Pistolenschuß endete.

In Neunhausen war reger geistiger Verkehr; der Philosoph Hülsen, August Wilhelm Schlegel, Bernhardi brachten angenehme Tage in diesem Landleben hin, ebenso Baron von Fouqué, der dem Kriegsdienste wegen leidender Gesundheit entsagt und sich der Dichtkunst gewidmet hatte. Er faßte, obschon verheirathet, eine lebhafte Neigung für Frau von Rochow, ließ sich von seiner Frau scheiden, trat ein kleines Gut, das er besaß, willig der Geschiedenen ab, heirathete Frau von Rochow und zog bei seinem Schwiegervater in Neunhausen ein. Hier widmete er sich unter dem Dichternamen Pellegrin der Dichtung und fand Beifall im Kreise der Schlegel'schen Schule. Sein erstaunlich fruchtbares Talent wirkte bestimmend auf seine Frau, welche den bequemern Ausdruck in Prosa wählte, da es ohnehin niemand einfallen konnte, an Leichtigkeit mit Fouqué zu wetteifern, was den Ausdruck in Versen betraf.

Ein merkwürdiger Unterschied ergab sich bald. Fouqué's Arbeiten waren leicht, glatt und gefällig, aber schwach an Gehalt, ohne strenge Gedanken und tiefe Richtung; seine Poesie drückte im ganzen ein schattenhaftes, unwirkliches Leben aus. Völlig das Gegentheil zeigte sich bei Frau von Fouqué. Ihr erster Roman „Rodrich" ist rauh und ungelenk, aber aus festem Stoff und in scharfem Bewußtsein gearbeitet, und so kräftig und bestimmt, daß er vielleicht das einzige Buch dieser Art ist, das seinen Ursprung von Frauenhand durch keine der Schwächen verräth, an welchen sonst die weibliche Feder doch immer erkannt zu werden pflegt. In Naturell, Charakter, Lebenssinn war Frau von Fouqué ihrem Manne weit überlegen; ihre Gedanken und Urtheile, ihr Wollen und Handeln wurden daher auch nur von ihr selbst bestimmt; ihr Verstand wie ihre Gemüthskraft erhielten sich frei; ihre Poesie ging aus starker Wirklichkeit hervor und in sie zurück; das Dichterische war nur eine sorgfältige Beleuchtung, in welche sie die kühnen Bilder ihres Innern rückte. Für das wirkliche Leben erschien ihr in der That Fouqué nur wie ein Kind, das entweder gar nicht oder doch ohne Bedeutung mitredet, an dessen Spielen wohl theilnimmt, aber mit Lächeln und ohne sie weiter gelten zu lassen, als es der Laune beliebt. In keiner Weise konnte der kränkliche, über schwache Brust klagende, nur im Schreiben rüstige Dichter ihr genügen. Sie hatte dies nicht Hehl, nahm sich offen jede Freiheit und die volle Herrschaft, und dies erschien unter den gegebenen Umständen nicht nur statthaft, sondern auch nothwendig und ersprießlich für alle Theile.

Eine bedeutende Richtung nahm indeß Frau von Fouqué, indem sie, bei aller sonstigen Ueberlegenheit doch ihre poetische Fähigkeit Fouqué unterordnend, auch in seine Donquixoterien, in seine Vorliebe für Ritterthum, Adelsvorurtheile, Mittelalterstitte, in alle schneidenden Standesvorurtheile, äußerlichen Religionseifer und erhitzte Hof- und Herrscherverehrung verfiel, was alles, nach der Stärke ihres Wesens, bei ihr noch einen herbern und angreifendern Charakter annahm. An den Schiefheiten und Uebelständen ihrer falsch gewählten Richtung krankte ihr Talent; in den Hoftreisen fand dasselbe nur Verspottung und Mißachtung. Zurückgesetzt in ihrem Ehrgeiz, durch die wenig glänzenden Verhältnisse ihrer Kinder keineswegs befriedigt, als Frau veraltet, als Schriftstellerin vergessen, beschränkt in ihren Mitteln, mit schmerzlichen Krankheitsleiden kämpfend, starb Frau von Fouqué in Nennhausen, von ihrem Gatten lebhaft beweint, in der Hofwelt und im Publikum unbeachtet.

Die mitgetheilten Briefe der Frau von Fouqué sind vielleicht die geistvollsten der vorliegenden Sammlung; es sind sehr verschiedenartige Töne in ihnen angeschlagen, von den Erörterungen des gelehrten Blaustrumpfs, der über nordische und griechische Mythologie Tabellen herausgibt, bis zu warmen Herzensergüssen, aber alles hat einen gewissen strengen Stil, markig-gedrungen, originell-kräftig. Wir wollen einige Sentenzen aus diesen Briefen herausheben:

Das Eigenthümliche kann auch bei edeln Naturen einseitig und dann, mindestens, langweilig werden. Auch das Beste im Menschen fordert unaufhörlich eine höhere Durchdringung, und deshalb kann man sich auch des Besten nur bescheiden freuen. . .

Vernunft und individuelle Natur! wie hart stoßen sie oft zusammen! Es ist nicht schwer, in Momenten, wo sich alles um uns und in uns ruhig fügt, weise zu sein! Aber in Zeiten, wo sich das Schicksal vorgenommen zu haben scheint, uns außer Fassung zu setzen, do gilt es', diese zu behaupten! . . .

Wo ist Reinheit ohne Klarheit? Und wo ist Sünde, wenn es nicht Verwirrung in der Erkenntniß des Rechten und Mangel der Kraft im Festhalten desselben ist? . . .

Ich bin, wie sehr viel andere regsame Menschen, durch fremde Einwirkung umgetrieben worden, und falsche Verstandesconsequenz, unverdaute Philosophie, gemachte Religiosität, an mich greifender Katholicismus, und katholische Poesie, alles ist momentan der Köder gewesen, mich mit selbst zu verlängern. Unglücklicherweise spielte mir das Schicksal dabei in die Hände, und diese Stimmungen veranlaßten Begebenheiten, die zu wirklichen Thaten wurden. Hier der Schrei über das Unabänderliche! . . .

Digitized by Google

Das Leben tacht nicht jedem; auch kann nicht jeder über das Leben lachen. Vielen schneidet es Wunden in das Herz, daß es schreien muß! Wenn wir nur die Absicht des Lebens begreifen, dann ist es am Ende doch gut, und jede Prüfung wird eine Blume im Märtyrerkranz! . .

Gewiß ist es, wir dreht eine frühe Zeit, und glauben Sie mir, eine Umgestaltung alles bisher Bestandenen. Der Mensch tritt nie auf dieselbe Weise in seine Umgebungen zurück, als er sich davon losriß. Er reißt dabei so vieles ab, was nachher nicht wieder zusammenpaßt, die Zeit nagt an den Fäden der alten Verbindung, sie werden mürbe und lassen sich nicht zusammenknüpfen. Ich habe es oft erlebt! Das Gewesene kehrt nicht wieder. Das Neue kann besser sein, aber ich bin nicht mehr jung genug mich darauf zu freuen. . .

Mein Denken und Fühlen verhalten sich zueinander wie das heftig bewegte Meer, und der ebene ruhige Spiegel des Wassers. Dem Einen hingegeben, bin ich leidenschaftliches, inniges, glühendes Leben, heftig, unklar, bis zur Vernichtung hingerissen, aber gewaltsam an mich reißend. Durch das Andere gehalten, spiegelt sich der eigentliche Grund des Daseins auf der ruhigen Oberfläche zurück, ich werde ernst in That und Wort, feierlich, melancholisch, oft unbeweglich! — So erscheine ich im Leben, so in meinen Schriften, doch auf alle Weise wahr. Vielleicht ist der Contrast zwischen Temperament und Erkenntniß dessen, was sein soll, bei wenigen so schneidend, daher ähnliche Disparaten selten in der Erscheinung und Dichtung. Doch ist das ruhige Meer weniger Meer als das schäumende? Ist dieser wie jener Zustand dem Charakter des Ganzen widersprechend?

Die Schilderung des Grafen von Kleist vom Loß ist eine geistreiche und fein psychologische, doch ist der Held derselben kaum mit solcher Bedeutung in das öffentliche Leben getreten, daß der Biograph ein unbestreitbares Recht dazu hätte, sein feinstes Seelenleben der Oeffentlichkeit preiszugeben. Die Charakteristik ist sehr pikant; wir erhalten das Bild eines echten Aristokraten, welches durch die Parallele mit dem Fürsten Pückler erst sein volles Licht erhält:

Man könnte leicht versucht sein, Kleist mit Pückler zu vergleichen. Die Ausführung würde aber ihre Schwierigkeiten haben und sehr weit ausgehende Untersuchungen erfordern. Die äußern und innern Aehnlichkeiten würden gegen größere Unterschiede bald verschwinden. Jedem geschähe Unrecht, wenn man ihn mit dem Maßstabe des andern messen wollte. Sie lieben einander nicht und mögen sich gegenseitig nicht anerkennen. In ihrem eigensten Sein begegnen sie sich auch wol nie, so wenig wie sie in ihren äußern Bahnen Nebenbuhler sind. Für Kleist ist die Gesahr vorhanden, daß, wenn seine Außenseiten eingingen, er selbst sie beschränkte und veränderte, alsdann ein Philisterthum hervorträte, welches nach immer ein großes behagliches Dasein bleiben könnte, jedoch den Schimmer des Ausgezeichneten mehr und mehr schwinden ließe. Ueber diese Gefahr ist Pückler hinaus, sein Park und seine Schriften geben ihm für immer ein höheres Verhältniß zur Welt. Was ihn bedrahen kann — denn keine Gunst und Begabung der Götter wandelt ohne Nemesis — ist anderer Art. Pückler kann zu viel thun, zu vielerlei, sein Ziel überfliegen; Kleist aber bei zu wenigem stehen bleiben, sein Ziel nicht erreichen.

Was wir von Josephine Gräfin von Pachta geborene Gräfin von Canal-Mallabaila ersahren, ist der Lebensroman einer geistreichen Frau, von welcher der Fürst Ligny ein Porträt in pointenreichen Versen entwarf, als sie in der Blütenepoche ihrer strahlenden Schönheit sich befand. Durch ihre Beziehungen zu Rahel wurde sie unter das Schrohr Varnhagen's gerückt. Ihren Steckbrief verfaßt Rahel selbst mit gewohnter Prägnanz, „eine der liebenswürdigsten Creaturen, blond, blauäugig, mit Physiognomie, Wuchs, Grazie, Charakter, Ausdruck". Der Lebensroman dieser Dame bestand darin, daß sie ein Liebesverhältniß mit ihrem Hauslehrer, Meinert, hatte, der gleich ihr ein eifriger Anhänger der Kant'schen Philosophie war, ein Liebesverhältniß, welches sie kühn eingestand und das nicht ohne Folgen blieb. Varnhagen knüpft hieran die folgende Bemerkung:

Wir wollen keinem Urtheile hierüber vorgreifen, aber als Thatsache dürfen wir feststellen, daß in jener Zeit unter den Gebildeten eine Religion der Liebe galt, in der jedes echte Gefühl als ein heiliges angesehen wurde, gegen welches jeder Einspruch unberechtigt war, jedes andere Verhältniß zurückstehen mußte. Diesem Gefühl zu folgen war heilige Pflicht, ihm aus Gründen, die nicht gelten sollten, zu widerstreben, hieß Gemeinheit. Nur in dieser Voraussetzung, daß eine solche Ansicht weit verbreitet herrschte und von geistvollen Dichtern und Denkern — den Romantikern, als denen nachher die kirchlich Frommen erwuchsen — kühn ausgesprochen und gepriesen wurde, nur in dieser Voraussetzung können wir uns die Seelenruhe und heitere Zufriedenheit erklären, mit welcher die in solcher Art Verbundenen sich zueinander und zu der umgebenden Welt verhielten. Sie glaubten vor dieser hohen Sehen bekennen zu dürfen, was ihnen als ein innerer Beruf, als ein Gebot des Geistes erschienen war. Diese Denkart ist heute zurückgedrängt, aber nicht ausgerotten, und wird in einzelnen Fällen immer wieder vordringen, uns aber muß hier genügen, sie als eine damals in vielen ansehnlichen Beispielen mächtige zu bezeichnen.

Es folgte darauf eine Trennung von dem Grafen Pachta nach freundlichem Abkommen, da eine Scheidung der katholischen Kirche unbekannt ist. Die Gräfin, im Besitz der Einkünfte ihrer Güter, führte mit dem Professor Meinert längere Zeit ein glückliches Leben, das nur durch dessen Härten und Schroffheiten bisweilen gestört wurde. Eine junge Schwägerin, Namens Molly, Geschäftin einer mit dreißehn Jahren verstorbenen Tochter der Gräfin, blieb auch nachher im Hause und wurde die Heldin eines Gouvernantenromans, indem sie des Hauslehrers Liebe gewann, der sich von der Gräfin trennte und Molly heirathete.

Diese Familiengeschichte ist ganz pikant — aber sollten die zufälligen Beziehungen der geistreichen Frau zu Rahel genügen, um diese doch zum Theil absichtlich geheim gehaltenen Privatverhältnisse dem großen Lesepublikum bekannt zu machen?

Die französischen Briefe Henri Campan's an Rahel (von 1807—19) haben im ganzen kein tieferes Interesse. Der Sohn der berühmten Madame Campan ist nicht ohne Geist, aber es ist im Grunde mehr französischer Esprit. Auch an echt französischen Urtheilen fehlt es nicht in diesen Briefen. So mag es z. B. für die Denkweise Rahel's und ihre unbedingte Goethebewunderung kein geringer Anstoß gewesen sein, daß Campan, indem er sich bei ihr danach erkundigt, ob Goethe noch lebt, hinzufügt, er habe ihm vor einigen Jahren einen Roman geschickt, „Die Wahlverwandtschaften", den niemand begriffen habe; es müsse für Rahel doch sehr schmerzlich gewesen sein, den Autor „Ihres geliebten Wilhelm" so in Verfall zu sehen.

Die Briefe von Scholz enthalten Salonberichte aus Madrid und Rom, Privatdepeschen eines jungen Diplomaten nicht ohne manches anziehende Detail.

Der Schlußaufsatz Varnhagen's über Voß und Stolberg nimmt mit voller Entschiedenheit die Partei

Digitized by Google

des ersten, als er die denkwürdige Schrift über seines Freundes Stolberg „Unfreiwerden" herausgegeben hatte; er ist mit jener stilistischen Meisterschaft geschrieben, welche Baruhagen zu einem unserer ersten Prosaiker macht, denn markige Gesinnung vereinigt sich mit einem seltenen Adel des Ausdrucks. Die Quintessenz des Aufsatzes ist wol in der folgenden Stelle enthalten:

Innig verbunden haben sich Pfaffenthum und Ritterthum, um in Kirche und Staat ein Vorrecht und Alleinrecht zu behaupten, das der Vernunft widerstreitet: innig verbunden sind hierarchische und aristokratische Umtriebe gegen jede Besserung des kirchlichen und politischen Gesellschaftszustandes; und während wechselnde demokratische Umtriebe überall mit scharfer Untersuchung erforscht und verfolgt werden, genießen jene in anerkannter Wirklichkeit sichern Frieden und Begünstigung. Daß nur niemand sich über den Inhalt unserer Zeit durch gutmüthige Verblendung täusche, daß nur niemand die Nebel unserer Tage in ihrer gleißenden Gestalt verkenne, ihre Einflechtung in das Gute für ihre Milderung und Heilung halte! Die sanften gemäßigten Seelen, deren Kraft wie zu den letzten Gründen steigt, die bequemen und selbstsüchtigen, deren eigenes Wohl auch mit fremdem Wehe sich verträgt, die kühnen und heldenmüthigen, denen der Schaden selbst nur als eine Anweisung auf reichlichsten Ersatz gilt, alle diese weigern sich nur allzu oft, das Uebel zu erkennen, ihm seinen Namen zu geben, und es zu bestreiten. Wer aber das reiche Maß der Einsicht und des Muthes besitzt, der täuscht sich durch keine Vorspiegelung, der scheidet Lüge und Wahrheit auch in ihrer lockendsten Mischung, und bestreitet das Uebel unter seinem wahren Namen. So Voß, der hier den Verein des Kirchenwahns und des Adels in seiner ganzen Blöße hinstellt. In der That ist es diese Zusammenfassung zweier bisher meistens getrennt gehaltener Uebel, welche dieser Schrift den eigenthümlichen Werth und die gewaltige Wirkung gibt, die sie der verreinigten Angriffe nicht in solchem Grade gehabt hätte.

Auch diese „Biographischen Porträts" sind wichtige Beiträge zur Menschenkenntniß, sie stellen hervorragende Menschen dar, die für eine bestimmte Epoche als typisch betrachtet werden können. Charaktere wie Koreff, Gräfin Pachta, sind eigentlich kein Gegenstand für Lichtbilder, auch ist das Ende der „Genialen" mehr unbefriedigend und traurig; doch lehrreich bleibt stets die Betrachtung, wie solche Lebensschicksale im Zusammenhang stehen mit geistigen Richtungen und Lebensmächten und Epochen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Versuch einer neuen Staatstheorie von Konstantin Frantz.

Die Naturlehre des Staats als Grundlage aller Staatswissenschaft. Von Konstantin Frantz. Leipzig, C. F. Winter. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die gewaltigen politischen Ereignisse, welche in der Gegenwart und überhaupt in der neuesten Zeit die Alte und die Neue Welt bewegten, mögen — je nach dem Standpunkte des Beurtheilers — verschiedene Urtheile hervorrufen: in zwei Punkten aber werden alle unbefangenen Beobachter übereinstimmen, nämlich darin, daß einerseits die alte Ordnung der Dinge einem tiefgreifenden, allgemeinen Zersetzungsprocesse unterliegt, während andererseits die neue Ordnung noch keine Form und Gestalt gewonnen hat, welche hinlängliche Sicherheit und Dauer verspräche. Auf beiden Seiten des Atlantischen Oceans, in Amerika wie in Europa, ändert und bessert man fortwährend an den bestehenden Staatsverfassungen; und es kann einem aufmerksamen Auge nicht entgehen, daß z. B. in Europa nicht nur die verschiedenen Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft und die besondern Verfassungen der einzelnen Staaten, sondern auch das europäische Staatensystem im großen Ganzen einer wesentlichen Umwandlung entgegengeht. Wir leben in einer entschiedenen Uebergangsperiode und der allgemeine Charakter der heutigen Zustände ist offenbar provisorischer Natur; möge die Zeit nicht allzu fern sein, wo diese mehr oder weniger unsichern Verhältnisse wenigstens in Bezug auf Deutschland zu einem befriedigenden Abschluß gelangen und unser staatliches Leben zum Wohle des Einzelnen wie des Ganzen eine dauerhafte Basis gewinnt.

Die Schrift von Konstantin Frantz ist unter dem Eindrucke geschrieben, daß wir uns in staatlicher Beziehung mehr in einem Provisorium als in einem Definitivum befinden.

Nach dem Verfasser gibt es vornehmlich zwei Grundprincipien, um welche sich das politische Denken und Streben der letzten Menschenalter vorzugsweise bewegte, die Volkssouveränetät einerseits und das göttliche Recht andererseits. Die Volkssouveränetät bezeichnet er als das eigentliche Revolutionsprincip, dem er die treibende Kraft, soweit es auf bloße Beseitigung des alten Zustandes ankommt, nicht absprricht, da der Volkswille darin seine unbestreitbare Macht beweise. Während aber der Volkswille die besten Proben davon abgelegt habe, daß er jede gegebene Verfassung umzustürzen im Stande sei, habe er sich hinsichtlich der Gründung neuer Verfassungen nur um so schwächer bewiesen. Der Autor meint, das Gründen neuer Verfassungen werde dem Princip der Volkssouveränetät auch wol niemals gelingen, weil der Volkswille nur die reine Veränderlichkeit repräsentire, worauf überhaupt keine Verfassung beruhen könne. Und eben dieser Punkt sei es, worauf sich dann andererseits die Theorie des göttlichen Rechts berufe, als das eigentliche Reactionsprincip; und wie auf jede Action die Reaction folge, so erscheine das Auftreten dieses Gegensatzes insoweit auch ganz naturgemäß. Der Verfasser sagt:

Die Vertreter der Theorie des göttlichen Rechts behaupten ganz mit Recht, daß die Grundloge des Staats etwas von dem Volkswillen Unabhängiges sein müsse. Und was ließe sich nun Imponirenderes denken als der Wille Gottes, der jeden Widerspruch niederschlägt! Wenn man nur im gegebenen Falle auch nachzuweisen vermöchte, welche Verfassungsformen denn unser Herrgott vorgeschrieben habe, statt dessen jeder Versuch eines solchen Nachweises nur zu vagen Behauptungen führt, die, ohne irgendwelche Erkenntniß zu gewähren, sich nur an das fromme Gefühl richten. Keine Möglichkeit irgendeines bestimmten Inhalts, außer etwa die Eingebungen aller derjenigen, die sich dann eben für die Verkündiger des göttlichen Willens erklären, sich dadurch selbst zu Herren machend, und wodurch natürlich alle wirkliche Volksfreiheit verschwindet. Wie haltungslos dabei solch theokratisches Gebahren in sich selbst ist, haben wir von der Frucht der Stahl'schen Lehre gesehen, wo der darauf sich stützende Conservatismus mit kurzer Wendung selbst in die Revolution überging.

Digitized by Google

Als in der Mitte zwischen den beiden entgegengesetzten Lehren der Volkssouveränetät und des göttlichen Rechts und ihnen beiden entgegentretend bezeichnet der Verfasser das sogenannte Vernunftsystem, welches beanspruche, einerseits die Nachtheile zu überwinden, welche durch das veränderliche Belieben des Volkswillens hervorgerufen würden, andererseits die Unfreiheit aufzuheben, zu welcher die Theorie des göttlichen Rechts führe. Man hat vielfach die Dauerhaftigkeit, ja Ewigkeit der Verfassungen gerühmt, welche das Vernunftsystem zur Basis nahmen; allein die Proben, welche man in Frankreich in dieser Richtung anstellen sah, trugen nichts Ewiges an sich. In rascher Folge wechselten hier die Verfassungen, namentlich wurde dem mit der Volkssouveränetät in Verbindung getretenen Vernunftsystem wiederholt durch den Säbel der Napoleoniden ein Ende gemacht. Aehnlich erging es den in Deutschland gemachten Versuchen; sie offenbarten nur zu häufig dieselbe Wandelbarkeit vorgeblich ewiger Wahrheiten. Der Verfasser sagt:

Denn anders sprach die reine Vernunft durch Kant, anders durch Fichte, anders durch Schelling, anders durch Hegel. Und gerade so verändernte sich auch die mit der jedesmaligen Philosophie zusammenhängende Staatslehre, in mancher Hinsicht bis zum directen Gegensatz, sodaß die Nichtigkeit der Vernunfts-Staatslehren für jedermann, der nicht absichtlich die Augen dagegen verschließen will, durch die Thatsachen selbst vor Augen liegt.

Konstantin Frantz gesteht zu, daß diese drei Hauptprincipien der modernen Staatslehre, die Volkssouveränetät, das göttliche Recht und das Vernunftsystem, nicht nur bei den eigentlich philosophischen Schriftstellern mit vollem Bewußtsein durchgeführt sind, sondern daß sie auch die ganze politische Wissenschaft und selbst das politische Denken des Publikums durchdrungen haben. Da sie aber doch so äußerst mangelhaft seien, so sei, damit ein wirklicher Fortschritt in der Staatslehre eintreten könne, ein neues Princip erforderlich, um eine durchgreifende Reform der Wissenschaft nach Inhalt und Methode einzuleiten. Worauf es aber dabei vor allen Dingen ankomme, werde am besten aus der Unzulänglichkeit und den Misserfolgen der bisherigen Theorie und Praxis selbst zu entnehmen sein. Es sei klar, daß es nichts Schwankenderes geben könne als den Ocean des Volkswillens. Das reine Denken der Vernunft erscheine zwar fast als ein Bild der ewigen Ruhe im Vergleich zu jenem brausenden Ocean; indessen diese Vernunft sei in ihren verschiedenen Entwürfen nahezu ebenso veränderlich und unberechenbar wie der Volkswille, in gewisser Hinsicht habe letzterer sogar noch etwas mehr Realität als das reine Vernunftprincip. Die Theorie des göttlichen Rechts endlich baue ihr Staatsgebäude nicht nur in die Wolken hinein, sondern vielmehr von oben herab aus den Wolken heraus. So sind denn nach Frantz alle drei genannten Theorien im eigentlichsten Sinne des Wortes bodenlos; ein Princip aber müsse man in der Staatslehre befolgen, oder man gerathe ganz und gar auf Abwege. Als den richtigen und festen Boden aber für eine gesunde Staatslehre bezeichnet der Verfasser die Natur; mit diesem neuen Ausgangspunkte werde ohne Zweifel auch ein neuer reformatorischer Standpunkt in theoretischer und praktischer Hinsicht gewonnen. Unter „Natur" will hier der Verfasser nach seiner eigenen Definition (Einleitung, S. X) die „Natur des Staates" verstehen; das eigenthümliche Wesen des Staates sei eben seine Natur, und nur eine „physiologische" Auffassung und Behandlung der Staatswissenschaft gewähre einen realen Boden für dieselbe.

Nach dieser kurzen, nicht ganz befriedigenden Definition geht der Autor an die weitere Ausführung seines „neuen Standpunktes". Sein Buch besteht aus fünf Hauptabschnitten, die als besondere Abhandlungen in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" (Inliheft 1868 bis Juliheft 1869) erschienen und hier mit einigen Veränderungen zu einem Ganzen verbunden sind. Sie handeln: 1) „Von der Aufgabe und Methode der Naturlehre des Staates"; 2) „Von den Bestandtheilen des Staates"; 3) „Von den Staatsgewalten"; 4) „Von der Volksvertretung"; 5) „Von der auswärtigen Politik." Der Verfasser verbindet mit der Entwickelung seiner eigenen Anschauungen eine Kritik mancher bisher geltenden Staatsrechtslehren und bezweckt mit der, wie er sagt, von ihm „hier begründeten Naturlehre zugleich eine allgemeine Reform der Staatswissenschaften".

Wir lassen es dahin gestellt, ob der Autor diesen seinen Zweck mit dem in Rede stehenden Buche wirklich erreichen wird; denn eine ausführliche Untersuchung dieser Frage würde uns hier viel zu weit führen. Ebenso müssten wir darauf verzichten, die einzelnen Hauptabschnitte seines Werkes genau und gründlich durchzugehen. Auf der andern Seite aber können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß uns die Mittel, welche der Verfasser zur Erreichung seines Zwecks angewandt hat, nicht ganz ausreichend erschienen, und daß er in der Bekämpfung der Ansichten seiner Gegner nicht allemal sehr glücklich gewesen ist. Dies hindert uns indessen nicht, das Bestreben des Verfassers als ein durchaus zeitgemäßes und in verschiedenen Punkten erfolgreiches und richtiges anzuerkennen, weshalb wir denn sich für politische Dinge interessirenden Publikum seine Schrift entschieden empfehlen dürfen.

Nachstehende Bemerkungen mögen dieses unser Urtheil rechtfertigen.

Konstantin Frantz gesteht selbst, daß sein Buch kein vollständiges System der von ihm als neu aufgestellten Naturlehre des Staates enthält; er tröstet sich damit, daß „alles Neue unvermeidlich zuerst nur in einer gewissermaßen embryonischen Gestalt" auftritt und spricht die Hoffnung aus, daß seine „neue Denkweise nur allmählich und durch die Arbeit vieler zur systematischen Durchführung gelangen wird". Es entgeht ihm auch nicht, daß physiologische Betrachtungen des Staatswesens der Sache nach schon alt sind, daß bereits Aristoteles, Machiavelli, Montesquieu, Burke, Haller u. a. m. wichtige Beiträge zur politischen Physiologie lieferten; als neu aber nimmt er den Gedanken für sich in Anspruch, die Naturlehre des Staates „zu einer eigenthümlichen Wissenschaft zu entwickeln, welche neben der Rechtslehre und Sittenlehre einen besondern Zweig der Staatswissenschaft zu bilden hätte".

Kaum halbbar erscheint uns die Behauptung des Verfassers, daß durch seine physiologische Betrachtungsweise

Digitized by Google

des Staates, die vielfach an die Richtung der historischen Schule erinnert, in praktischer Hinsicht ein Standpunkt begründet werde, der aus allem Parteiwesen heraustritt. Dann aber seine in Rede stehende Arbeit, die offenbar vorzugsweise einen negativen und kritischen Charakter trägt, macht selbst widerholt Front gegen die centralisirende Richtung, die seit 1866 gewisse politische Parteien in Deutschland verfolgen, und empfiehlt aufs angelegentlichste, namentlich für Deutschland, eine auf föderativer Grundlage beruhende Verfassung. Er bekämpft bitter die herrschenden constitutionellen Lehren und die daraus hervorgegangenen Verfassungen; er wirft Kant, Fichte, Hegel und vielen andern Denkern vor, daß sie, was ihre staatsrechtlichen Deductionen anbetrifft, wenig deutsche, aber viel französische Ideen in sich aufgenommen hätten; er verdammt den Constitutionalismus, der aus den Ideen von 1789 entsprungen ist, weil er zur Centralisation führe, und diese wiederum den drückendsten Militarismus ins Leben rufe. Und somit glauben wir zu dem Zweifel berechtigt zu sein, ob die staatsrechtliche Betrachtungsweise unsers Autors im Stande sei, in praktischer Hinsicht einen Standpunkt zu begründen, der uns über allen und jeden Parteihader hinweghebe.

In dem vierten Hauptabschnitte seines Buchs bespricht Frantz die verschiedenen Systeme der Volksvertretung und macht dabei unleugbar manche treffliche Bemerkungen; nicht selten aber zeigt sich auch ein starker historischer Zopf, so z. B. wo er das Wahlrecht und die Wählbarkeit nur den im Staate vorhandenen Körperschaften überlassen will, sodaß jeder Deputirte unmittelbar nur seine Körperschaft und erst mittelbar, d. h. als Mitglied der Kammer, auch das ganze Volk vertreten soll. Der Autor zieht eben eine besondere Ständevertretung einer allgemeinen Volksvertretung vor. Auffällig ist uns unter allen Umständen, daß der Verfasser fast gar nicht das Moment der Bildung bei der Volksvertretung in Betracht gezogen hat.

Hinsichtlich des Verhältnisses der Staatsgewalt zu den verschiedenen Bestandtheilen des Staates äußert sich der Verfasser dagegen in treffender Weise also:

> Um sich der Centralgewalt gegenüber geltend machen zu können, dazu gehören selbst schon in kleinen Staaten selbständige Gemeinden und Corporationen. Mag die Centralgewalt im Cabinet eines absoluten Monarchen, oder in einer constitutionellen Kammer, oder in einem souveränen Convente ruhen, das ändert sehr wenig an der Sache. Immer bleibt die politische Freiheit haltungslos und kann mehr als ein frommer Wunsch, solange die Gemeinden, Kreise und Provinzen nicht auf eigenen Füßen stehen. Ist dies nicht der Fall, so muß man sie auf eigene Füße zu stellen suchen, und nur insoweit dies gelingt, wird politische Freiheit Wurzel schlagen. Eben in solcher Autonomie der Gemeinden, Kreise und Provinzen liegt das Wesen des föderativen Princips, das sich übrigens in sehr verschiedener Weise gestalten kann und keineswegs an das Muster der Schweiz oder Nordamerikas gebunden ist. In diesem Sinne behaupten wir die Nothwendigkeit föderativer Grundlagen. Und wenn die seit zwei Menschenaltern versuchten Constitutionen bisher so wenig Erfolg hatten, so ist die Nichtbeachtung dieser Wahrheit eine der Hauptursachen davon.

Von den übrigen Punkten, welche der Autor mit mehr oder weniger Geschick bespricht, erwähnen wir nur noch kurz folgende: Der Staat entsteht durch natürliche Kräfte und ist nach seiner Grundlage ein „Naturproduct". Nicht Freiheit, sondern Nothwendigkeit bildet die Basis der Staaten, und dies gilt nicht nur für die Alte Welt, sondern auch für die Neue Welt. Die Kirche ist ein Lebensgebiet für sich, von Staat und Gesellschaft gleich verschieden und sich doch über beide verbreitend, wie die Atmosphäre Land und Meer umspannt; das Wesen der Kirche näher zu untersuchen, kommt nicht der Staats- oder Gesellschaftslehre, sondern der Religionslehre zu. Wo die Aristokratie keine entscheidende Macht mehr besitzt, da ist eine erste oder aristokratische Kammer (Herrenhaus) ein Anachronismus; ein Staatsrath mit einem öffentlichen Charakter sollte an deren Stelle treten. Für die einheitliche und freiheitliche Entwicklung Deutschlands ist die Reichsidee lebenskräftiger als die Staatsidee. Nur eine allgemeine Conföderation der europäischen Staaten würde ihre gegenseitigen Eroberungstendenzen für immer beseitigen und den Militarismus gründlich vernichten.

Was schließlich die Stellung der Naturlehre des Staates zur Rechts- und Sittenlehre anbetrifft, so meint der Verfasser, daß man die Naturlehre als den realen Theil des Systems bezeichnen dürfe, weshalb sie den Ausgangspunkt bilden müsse; die Sittenlehre hingegen sei der ideale Theil, der das Ziel der Entwicklung enthalte, während die Rechtslehre als der formale Theil dazwischen liege. Denn durch die Form werde das Reale dem Idealen zugeführt, oder das Ideale in das Reale hineingebildet. In der synthetischen Darstellung der Wissenschaft gehe also der Fortschritt vom Natürlichen zum Rechtlichen, und von da zum Sittlichen; nicht so in der analytischen Untersuchung, wo das Rechtliche vielmehr als Drittes erscheine, weil erst aus dem Verhältniß des Sittlichen zum Natürlichen die innere Nothwendigkeit des Rechts begriffen werden könne. Eine gründliche Erkenntniß erfordere die Verbindung beider Methoden.

Wenn aber der Verfasser wähnt, daß die Natur des Staates, wie er dieselbe definirt, eine realere und dauerndere Basis für die Staatslehre abgeben werde als etwa das Princip des Rechts, der Moral und der Freiheit, so mag er sich daran erinnern, daß es auf dieser Erde, wo „alles im ewigen Wechsel kreist", gar nichts absolut Festes und unwandelbar Dauerhaftes geben dürfte, ausgenommen etwa die urewigen Gesetze, wonach der Kreislauf des Entstehens und Vergehens aller irdischen Dinge sich im Weltall abspielt; ganz abgesehen davon daß über die Natur des Staates selbst, je nach den verschiedenen Standpunkten der Beurtheiler, sehr verschiedene Meinungen herrschen.

Rudolf Boehm.

Digitized by Google

## Deutschlands historische Volkslieder und ihre Melodien.

Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13.—16. Jahrhundert, gesammelt und erläutert von R. von Liliencron. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Baiern, Maximilian II., herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften. Dritter und vierter Band. Nachtrag, enthaltend die Töne und das alphabetische Verzeichniß. Leipzig, Vogel. 1867—69. Lex.-8. 7 Thlr. 25 Ngr.

Das bedeutende Werk liegt nun abgeschlossen vor.*) Die in den beiden ersten Bänden enthaltenen Lieder erstreckten sich bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts. Hatte schon das vorausgegangene 15. Jahrhundert eine reiche, immer zunehmende Fülle von historisch-politischen Dichtungen hervorgebracht, so wächst im Jahrhundert der Reformation der Liederschatz zu immer höhern Fluten an. Die beiden letzten nicht minder starken Bände umfassen die Jahre 1507—54, also nur den Zeitraum eines halben Säculums. Und keineswegs sind diese Bände in derselben Weise vollständig wie die frühern. Denn Liliencron hat mit gutem Bedacht die ganze reichhaltige poetische Literatur der kirchlichen Bewegung ausgeschlossen. Einen stichhaltigen äußern Grund, weshalb der Herausgeber sich diese Beschränkung auferlegte, finden wir mit ihm in dem Umstande, daß von den auf die Reformation bezüglichen Gedichten sehr vieles neuerdings bereits wieder gedruckt worden, und z. B. in den drei Bänden der Schade'schen Pasquillensammlung in bester Gestalt. Aber auch innere Gründe sprachen dafür, die eigentlich historisch-politischen Dichtungen von den oft nur allgemein gehaltenen kirchlichen zu trennen. Nur auf diese Weise war es überhaupt möglich, „innerhalb des für die Sammlung der historischen Volkslieder gewährten und dem Leser gegenüber zulässigen Raumes einen doch einigermaßen abrundenden Abschluß zu erreichen".

Werden alle Einsichtigen mit Liliencron's Verfahren übereinstimmen, so werden sie schwerlich in gleicher Weise mit einer andern Beschränkung, mit der zeitlichen, sich zufrieden erklären. Von dem ursprünglichen Plane, die historischen Lieder und Sprüche bis zum Anfang des Dreißigjährigen Kriegs in dieser Sammlung zu vereinen, war Liliencron von vornherein abgegangen. Aber daß er schon mit dem Jahre 1554 schließen würde, wird niemand erwartet haben. Schon in der Einleitung zum dritten Bande war das Jahr 1554 als eine Art Grenzstein markirt. Nach 1554, heißt es da, sehen wir die dichterische Fruchtbarkeit, welche ihre Höhepunkte in den zwanziger und vierziger Jahren erreichte, sowol in Beziehung auf die Menge als auf den Werth ihrer Erzeugnisse rasch erlahmen.

Nur noch einzelne Begebenheiten, welche die öffentliche Meinung tiefer erregen, treiben dann auch wieder anziehendere, oder wenigstens, wie die Türkennoth, zahlreichere Dichtungen hervor. Die Masse war kommt überhaupt, vermöge der nun einmal festgewurzelten Gewöhnung des Volks an diese Lieder und fliegenden Blätter vom Jahre, bald wieder ins Wachsen, aber an Bedeutung des von überall her zusammengehaltenen Inhalts und an Frische des Tons steht das meiste hinter den Erzeugnissen der frühern Zeit gar sehr zurück. Wie im In- und Ausland die Politik nichts der öffentlichen Theilnahme dieser ermatteten Zeit Anlaß bot, da müssen die Fluten und Feuersbrünste, die Mißgeburten, Wunderthiere und Kometen aushelfen. So geht es fort, bis dann für die Niederlande mit ihren Freiheitskriegen, für Deutschland selbst mit dem Dreißigjährigen Kriege eine fast übereiche Grummeternte politischer Volkspoesie beginnt.

In der Einleitung zum vierten und letzten Bande sucht der Herausgeber die innern Gründe, welche es nicht allein räthlich, sondern auch nothwendig erscheinen ließen, mit dem Jahre 1554 die Sammlung zu beenden, noch genauer zu entwickeln; und es kann nicht gelegnet werden, daß, wenn einmal inmitten des 16. Jahrhunderts abgebrochen werden sollte, dieser Termin ein wohlberechtigter ist. Aber diese Sammlung konnte auch recht gut aus der nicht geringen Liederfülle der Vorbereitungszeit zum Dreißigjährigen Kriege wenigstens die bedeutsamsten Stücke, wie die Dichtungen auf die Grumbachischen und Kölner Händel, mit aufgeben. Für den Dreißigjährigen Krieg sind wir allerdings schon gut versorgt, aber wer gibt uns die Bürgschaft, daß die politischen Dichtungen der vorausgehenden Periode gesammelt werden und, wenn es geschieht, daß sie so vorzüglich edirt und erläutert werden wie in dem Liliencron'schen Werke? Der Herausgeber hat uns so verwöhnt, daß wir gerade von ihm auch diese weniger dankbare Partie behandelt wünschten. Mögen die Dichtungen dieser Periode weniger poetisch und selbst im einzelnen weniger wichtig sein, so gehören sie doch nothwendig zur Vervollständigung des ganzen Bildes. So bleibt vielleicht auf lange Zeit eine Lücke. Für das wichtige Unternehmen hätten getrost noch ein paar Bände verwendet werden können, ohne daß es an Interesse verlor.

Aber im Hinblick auf dieses stattliche vierbändige Werk, im Hinblick auf die außerordentliche Leistung der Herausgeber, möchte selbst die Aeußerung dieses Wunsches unbescheiden klingen. Freuen wir uns vielmehr des Dargebotenen! Alle Vorzüge, welche die ersten Bände auszeichneten, finden wir auch wieder in den letzten. In der Textbehandlung sind im ganzen die Grundsätze eingehalten wie vorher; den einzelnen Liedern oder Liedergruppen sind wieder historische Erläuterungen vorgestellt, welche in ihrer meisterhaften Kürze und Klarheit uns ein vollständiges Bild der betreffenden geschichtlichen und politischen Situation geben; wo es nöthig war, sind kurze Erläuterungen des Textes beigefügt. Manche der Begebenheiten sind so anschaulich geschildert, daß bei der Lektüre sich unwillkürlich der Gedanke aufdrängt: hier ist ein Stoff für den Dichter.

Der dritte Band umfaßt die Begebenheiten von 1507—29. Unter den großen und kleinen Ereignissen, welche in Lied und Spruch gesungen und gesagt werden, heben sich immer bestimmte Gruppen oder auch einzelne Gedichtschöpfungen heraus, welche erhöhtes Interesse erwecken. Da wir in dieser Anzeige unmöglich uns über den gesammten Inhalt des so reichhaltigen Sammelwerks verbreiten können, so sei es gestattet, auf solche einzelne uns besonders wichtig oder anziehend erscheinende Stücke hinzuweisen.

*) Vgl. Nr. 37 d. Bl. f. 1867.



Digitized by Google

In den Jahren 1507—29 begegnen uns zuerst wieder die Türken, welche im letzten Viertel des vorausgegangenen Jahrhunderts, mit dem sich der zweite Band beschäftigt, keinen Anlaß zu dichterischen Hervorbringungen gaben. Die wenigen Dichtungen, die wir über diesen Gegenstand bereits kennen lernten, waren allgemein gehalten oder bezogen sich auf eine Begebenheit, die, wenn auch unter Betheiligung deutscher Krieger, im fernen Auslande vor sich ging. Solche Berichte werden nun häufiger, von den Türken ist überhaupt mehr und mehr, auch beiläufig die Rede; ihre Macht rückt immer näher, und als diese gefürchteten Heiden auch deutsches Land angreifen und fort und fort bedrohen, werden die Dichtungen über diese Kämpfe, die Lieder über die Türkengefahr, die sogenannten Türkenschreie, immer zahlreicher. Später haben diese, weil sie eben häufig und beinahe zu einer feststehenden Gattung werden, nicht mehr das Interesse wie die ersten Regungen der Angst oder des Jubels über den erfochtenen Sieg. Da ist zuerst „Das Lied vom Türken" vom Jahre 1521 (Nr. 348 der Sammlung) zu nennen. Dann die zum Theil sehr lebendigen Dichtungen vom König Ludwig von Ungarn und seinem Tod im Kampfe gegen die Türken im Jahre 1526 (Nr. 402—404). Das „Klagelied der Königin" ist allerdings allgemein gehalten, aber es wurde doch mit Recht in die Sammlung aufgenommen. Das andere: „Mag ich Unglück nicht widerstan", welches so oft zum Vorbild für andere Lieder diente, hätte aber die Aufnahme gleichermaßen verdient. Eine ganze Reihe von Liedern und Sprüchgedichten, von denen einige von Hans Sachs verfaßt sind, beschreiben die erste Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1529 (Nr. 411—419), meist in anschaulicher Weise.

Bildet die Türkennoth in der Literatur der historisch-politischen Lieder einen fortgesetzt benutzten, beinahe typischen Stoff, so hat eine andere weltgeschichtliche Bewegung, denn Begebenheit läßt sich nicht sagen, mit ihren vielen nicht an einen Ort gebannten und lange andauernden Kämpfen auch eine Fülle von Liedern und Sprüchen hervorgerufen: die Bauernbewegung, welche schon länger vorbereitet und durch Vorgänge in der Schweiz und Holstein gefördert, im Jahre 1525 zu hellem Aufruhr aufloderte.

Unter den Händeln inmitten kleinerer Territorien wird die Hildesheimer Stiftsfehde im Jahre 1519 immer zu den bedeutendern zu zählen sein. Die zahlreichen ihr gewidmeten Gedichte zeichnen sich durch Frische, selbst durch Leidenschaftlichkeit aus.

Wahrhaft dramatisch ist der württemberger Handel vom Jahre 1516, der, zum Theil in persönlichen Motiven wurzelnd und eine Landesangelegenheit betreffend, doch auch weitere Kreise in Mitleidenschaft zog und, selbst Kaiser und Reich eingreifen lassend, erst im Jahre 1534 völligen Austrag fand.

Die Lieder auf Ulrich Hutten und sein eigenes: „Ich hab's gewagt mit Sinnen" werden in diesem Bande mit zu den vornehmsten Stücken zu rechnen sein.

Der vierte Band umfaßt die Jahre 1530—54, die Zeit vom Augsburger Reichstag bis zum Ende des großen deutschen Krieges. Ist er den frühern Bänden auch an Mannichfaltigkeit des Inhalts nicht gleich, so steht er ihnen, wie Liliencron treffend urtheilt, an Interesse weit voran, sodaß man sagen muß, die politische Volksdichtung desjenigen Zeitabschnitts, dem diese Sammlung gewidmet ist, erreicht in diesen letzten 25 Jahren ihre bedeutendste Anspannung und ihren Höhepunkt. Alle hervorragenden Momente der Geschichte finden in der Dichtung ihren Widerschein. Selbst die wenigen zunächst nur localen Vorkommnisse, welche unter den Dichtungen dieses Bandes vertreten sind, lassen dennoch immer sofort wieder den Zusammenhang mit den großen allgemeinen Ereignissen erkennen. Auf eine merkwürdige Erscheinung macht Liliencron noch aufmerksam. Wie sehr sich alle Fäden, groß und klein, zum einheitlichen Ganzen verweben, gebe sich aus dem Gebrauche des Wortes „deutsch" kund, was man aus dem Artikel „Deutschland" der Namensverzeichnisse ersehen könne, in welchem der Herausgeber eben deswegen solche Stellen der Dichtungen zusammengetragen habe, in denen sich das Gefühl der nationalen und politischen Einheit des Vaterlandes ausspricht:

Der zweite Band gab dazu noch keinen Anlaß, der dritte nur wenige Stellen. Wunderbar und erfreuend, wie sich dann jetzt mitten unter den Spaltungen des großen Bürgerkrieges in den Gemüthern das Bewußtsein einer aus allen Zerwürfnissen der Politik und der Kirche zu rettenden deutschen Einheit kräftig erhebt!

Eben wegen der Beziehung der einzelnen Begebenheit zum großen Ganzen ist es in diesem Bande schwieriger, besondere Einzelheiten hervorzuheben. Außer den immer fortgesetzten Türkenangelegenheiten nehmen die vielen braunschweiger Händel einen besonders ausgedehnten Raum ein. An dramatischen Zügen reich ist die Geschichte von Jürgen Wullenweber. Der Schmalkaldische Krieg und das tragische Geschick der Kurfürsten Johann Friedrich und Moritz von Sachsen findet in den Liedern einen überaus lebendigen Ausdruck. Das Gedicht von Hans Sachs auf die Schlacht von Mühlberg, welches ich aus der Schulz'schen Handschrift zum ersten mal in meinem „Deutschen Museum" (Neue Folge, Bd. 1, Leipzig 1862) mittheilte, hat Liliencron nicht aufgenommen; es ist allerdings nicht besonders lebendig geraten, weil der Dichter zur Partei des Besiegten gehörte und dazu den Bericht eines Gegners benutzte; aber um des Dichters willen, dessen sonst aufgenommene Dichtungen auch nicht alle hervorragend sind, hätte es doch Berücksichtigung verdient.

Liliencron gibt in der Einleitung zum letzten Bande auch einen Ueberblick über die nach 1554 folgenden Lieder, die er bei der Sammlung des Stoffs kennen lernte oder die auch schon anderwärts bekannt waren. Sie betreffen vielfach ausländische Begebenheiten, aber daneben laufen auch solche her, welche sich auf deutsche Händel und Ereignisse beziehen.

Hat der Herausgeber diese „Grummeternte" unserer historisch-politischen Volksdichtung, wie er es nannte, für uns nicht eingeheimst, so sind wir von ihm mit einer andern sehr werthvollen Gabe bedacht und erfreut worden, mit einem Supplementbande, einem Nachtrage, der außer dem alphabetischen Verzeichniß der Liederanfänge die Töne, d. h. die Melodien enthält, und außer dieser musikalischen Bereicherung des dichterischen Liederschatzes eine lehrreiche, hochinteressante Einleitung über die musikalischen Verhältnisse der Lieder.

Digitized by Google

Liliencron weist eingangs hin auf die bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts bestandene Zusammengehörigkeit von Wort und Weise eines Liedes. Lieder zum bloßen Lesen gab es vor Opitz' Zeit nicht. Außer neuen Melodien erhalten die neugeschaffenen Lieder auch ältere entlehnte, wenn sie schön und beliebt waren; andererseits bestimmte die Wahl eine Verwandtschaft, eine Beziehung des neuen Liedes zu dem ältern, mochte diese in einer Aehnlichkeit oder in einem witzigen Gegensatze bestehen. Liliencron bringt aus der Literatur des historischen Volksliedes gleich einige treffende Beispiele bei:

Wenn z. B. das Lied auf den bei Mühlberg gefangenen Kurfürsten (Nr. 557) auf die Melodie des Lutherschen Liedes von den zwei protestantischen Märtyrern zu Brüssel gesungen ward, so liegt die Deutung dieser Besonnahme auf der Hand: der Kurfürst wird dadurch als heiliger Märtyrer für seine Kirche bezeichnet. Dem Liede (Nr. 180) auf Anna von Bretagne, deren Vermählung mit König Maximilian durch Karl VIII. von Frankreich zerrissen ward, erweckte der Dichter eine weiche Stimmung in seinen Hörern, indem er es auf die Melodie eines Liebesliedes sang, welches die Klagen zweier Schriebenden enthält, und eben diese selbe Melodie dient wieder zu einer witzigen Wendung, indem sie für ein Lied auf die Auflösung der Ligue von Cambray (Nr. 273) verwendet wird, wobei also der österreichische Pfau und die französische Lilie als die klagenden Liebenden, welche nun voneinander lassen sollen, erscheinen.

Vor dem 16. Jahrhundert sind wir fast bei allen Liedern ohne Kunde von ihrer Melodie. Die Melodie eines Liedes kennen wir, wenn sie uns in einer handschriftlichen oder gedruckten Aufzeichnung vorliegt, oder wir schließen auf sie, wenn uns gesagt ist, in welchem Tone das Lied gesungen wurde. Ist dieser Ton bekannt, dann führt jene Tonangabe zu sicherm Resultat. Ist eine Tonangabe nicht vorhanden, dann muß uns der Strophenbau ein Kriterium bieten. Auf den fliegenden Blättern sind die Noten öfters mit abgedruckt. Dieser ursprünglichsten Quelle stellen sich im 16. Jahrhundert auch größere Liedersammlungen mit Melodien an die Seite. Weiterhin dienen die ältesten Gesangbücher der protestantischen Kirche. Es ist bekannt, daß für viele der ältesten Kirchenlieder die Melodien von Volksliedern benutzt wurden. Umgekehrt wurden auch Melodien aus der Kirche auf die Gasse getragen. Die reichhaltigste Quelle aber, wenn sie auch für die Sammlung der historischen Lieder keine so erhebliche Ausbeute bot, sind die gedruckten Stimmhefte mehr-, d. h. vier- bis achtstimmiger Lieder, welche, 1512 mit der bei Oeglin in Augsburg erschienenen Sammlung anhebend, sich in einer, bei der Kostspieligkeit damaliger Drucke überraschenden Menge durch das ganze Jahrhundert ziehen. Sie enthalten hauptsächlich Volkslieder, welche von den Meistern des Jahrhunderts in mehrstimmigen Sätzen contrapunktisch bearbeitet sind. Eine Anzahl solcher Quellen sind vom Herausgeber mit ihren Abkürzungen zum Zwecke der Citirung zusammengestellt.

Sehr lehrreich und gewiß für die meisten Leser völlig neu werden Liliencron's Erörterungen sein über die Art und Schwierigkeit dieser künstlerisch gestalteten Volksmusik. Weiterhin schickt er über Auffassung der von ihm mitgetheilten Melodien noch einige Bemerkungen voraus, welche er an eine Erörterung über die Geschichte der alten Musik knüpft. Hier wird es freilich nicht jedem möglich sein, und ich gestehe gern selbst meine Schwäche zu, dem Herausgeber bis ins einzelne folgen zu können. Die musikalische Durchschnittsbildung, die am Ende heutzutage fast jeder besitzt, reicht hier bei weitem nicht aus, die Belehrungen über die Tonarten, über die Textverhältnisse sich vollständig zu eigen zu machen, wenn man nicht die Zeit hat, sie gründlich zu studiren, und nicht die Möglichkeit, einen eingeweihten Musiker zur Seite zu haben.

Was nun die Sammlung der Melodien selbst betrifft, so hat der Herausgeber folgendes Verfahren beobachtet. Er hat in den Fällen, wo ein Lied in einer einstimmigen weltlichen Aufzeichnung vorlag, dieser immer als der am meisten authentischen Quelle des Volksliedes den Vorrang sowol vor den Tenören (d. h. Melodienführung, cantus firmus) mehr stimmiger Sätze, als auch vor den einstimmigen kirchlichen Melodien gegeben, sofern sich das Lied neben der erstern Form auch in einer der letztern oder in beiden vorfand. Die Melodien der andern Quellen sind aber in solchen Fällen zur Vergleichung mit abgedruckt. Doch hat er davon abgesehen, die ganzen mehrstimmigen Sätze abzudrucken. Wo sich dagegen eine Melodie nur als Tenor eines mehrstimmigen Satzes fand, da ist dieser ganze Satz hinten als Beilage mitgetheilt und im Text nur eine Uebertragung der Melodie gegeben. Die sämmtlichen Partituren in den Beilagen hat der Conservator J. Maier in München, welcher den Herausgeber auch sonst bei der Sammlung unterstützte, in dankenswerthester Weise aus den Stimmheften zusammengesetzt und bereitwillig zur Verfügung gestellt. Auf diese Beilagen möge ganz besonders aufmerksam gemacht sein. Die aus den Liederbüchern entnommenen Melodien und mehrstimmigen Sätze sind auf unser heutiges System gebracht, dadurch also allgemein verständlich. Wie jetzt mit Vorliebe alte kirchliche Gesänge gepflegt werden, so wäre es auch eine schöne Aufgabe für unsere Gesangvereine, Singafademien oder wie sie heißen, dem ältern Volksliede auch wieder eine Stätte zu bereiten. Freilich werden, worauf, wie angedeutet, Liliencron hinweis, mehrere dieser Compositionen für die Kunstfertigkeit unserer Gesangvereine zu schwierig sein, andere aber mögen von den geübtern Genossenschaften gewiß überwunden werden.

In Liliencron's Sammlung folgen die Melodien alphabetisch aufeinander, und zwar je nach der Art, wie sie in den Tonangaben angeführt werden, nach ihrem Namen (Benzenauer, Bruder Veit, Herzog Ernst, Lindenschmid, Pavier u. s. w.), oder nach der Eingangszeile ihres Textes („Ach du armer Judas", „Die sonn mit klarem scheine", „Was will wir aber heben an" u. s. w.). Zu jedem Tone hat der Herausgeber zunächst bemerkt, bei welchen Liedern der Sammlung er in der Tonangabe als Melodie angeführt wird, und dazu kurze geschichtliche Bemerkungen über die Melodie gefügt, wo ihm deren zu Gebote standen.

Die Melodien selbst sind erst in vollkommen unverändertem Abdruck aus der Quelle gegeben; dann folgt eine nur die Schreibung berührende Uebertragung der Melodie in das heutige Notensystem. Inwieweit hier Liliencron das Richtige getroffen oder nicht getroffen, muß der Entscheidung von Kennern der alten Musik überlassen werden.



Digitized by Google

Durch diesen musikalischen Nachtrag hat nicht nur Liliencron's großartige Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen eine wichtige Ergänzung und Bereicherung gefunden, sondern er erstreckt sich zugleich, da die Melodien nicht ausschließlich der politischen Poesie anheimfallen, auch auf andere Sammlungen, in denen das Musikalische, ja selbst die literarische Seite der Töne unberücksichtigt blieb, wie auf Uhland's Volksliedersammlung und Wackernagel's Sammlung der deutschen Kirchenlieder. Nicht allein die Germanisten und alle Freunde der deutschen Literatur, sondern auch die Musiker haben sich bei Liliencron zu bedanken, daß er hier ein Feld erschloß, welches bisher eine terra incognita gewesen. Zu weitern Forschungen, weitern Deutungen ist durch Liliencron's mühsame und sinnige Arbeit mächtige Anregung gegeben.

Reinhold Bechstein.

## Romane und Novellen.

1. In der Schweiz. Reisebilder und Novellen von Max Ring. Zwei Bände. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1870. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Demjenigen Leser, welcher im Geiste die Höhen und Thäler der schönen Schweiz besuchen will, während er leiblich an eine kleine oder große Stadt oder an die ländlichen Gefilde des deutschen Vaterlandes gefesselt ist, möchten wir die genannten Reisebilder und Novellen nicht empfehlen. Des Verfassers Feder hat von den duftigen Phantasien, von den schimmernden Träumen und von dem tiefernsten Verständniß geographischer und historischer Gesetze, welche die Schweiz in seinem Geiste erwecken mußte, ein ungemein dürftiges Bild gegeben, einen kalten, prosaischen Abklatsch vor des Lesers Augen gebracht.

Das Buch ist sehr richtig angelegt, gleichmäßig und gewandt durchgeführt, nach allen Regeln über Effect „gemacht", eine Dichtung ist es nicht. Wir sehen den Verfasser mit Notizbuch und Feldstecher seine Reise antreten, hübsch um sich schauen, nach allem Interessanten sich sorgfältig erkundigen, Gespräche mit Reisenden und Eingeborenen anknüpfen, „wie ein verständiger Mann klüglich die Reise benutzt". Wir sehen das Notizbuch fleißig gehandhabt auf Bergen und in Schluchten. Nähern wir uns dem krystallhellen See oder dem strahlenden Gipfel, so nähern wir uns einem neuen Kapitel; wir werden befangen, ein Etwas legt sich erkältend um unser Herz, wir bleiben kritisch, gebildet und empfinden zugleich eine unstillbare Sehnsucht, diese Gegend einmal allein, ungestört, für uns besuchen zu dürfen — wir fürchten, sehr unhöflich gegen den Begleiter werden zu müssen, welcher unaufhörlich sich bemüht, mit Schlagwörtern, die der poetischen Redeweise entnommen sind, uns auf die Schönheiten dieser großen Natur aufmerksam zu machen.

Sehr selten sind die Stellen in den „Reisebildern", an denen der Verfasser nicht eiskalt geblieben ist. Häufig verräth inmitten einer hochpoetisch angelegten Schilderung eine Wendung, ein Wörtchen, ein urprosaischer Gedanke die ungeahnte Stimmung des Schildernden und zerstört die Illusion, in welche wir vertrauensvoll soeben gerathen waren.

Noch eine Bemerkung über den Gebrauch des „wir", gelegentlich der „Reisebilder". Das „wir" des Schriftstellers ist eine Bescheidenheitsform, welche die Aufmerksamkeit des Lesers vom Medium auf das Object lenken soll, indem sie das Medium, den Schriftsteller, verallgemeinert. In einer Reisebeschreibung aber, wo die kleinen Erlebnisse des Reisenden eine große Rolle spielen, wo sich der Leser identificirt mit dem Schriftsteller, um der Güte des Weins oder der Härte des Bettes ein Interesse abzugewinnen, da ist unzweifelhaft das „ich" ganz nothwendig, zumal wenn ein Irrthum über die Anzahl der Reisenden nahe liegt, wenn ungewiß bleibt, ob eine Reisegesellschaft oder ein Reisender gemeint ist.

So heißt es z. B.:

Wir ließen uns vor der Thür auf einer Holzbank nieder und genossen mit dem besten, von der zehrenden Gebirgsluft geschärften Appetit unser Frühstück, mit dem uns die gute Frau Enderlin versorgt hatte. Im Angesicht der entzückenden Natur nahmen wir ein wahres Göttermahl ein, das wir mit keinem fürstlichen Diner der Welt vertauscht hätten, obgleich wir weder Teller noch Gläser vorfanden. Wir tranken den Bellitzer aus einem Topf von zweifelhafter Reinlichkeit, ohne daß er uns darum schlechter mundete.... Den Beschluß machte der genannte Käse, den uns ein anderer Hirt vorsetzte, als Präsentirteller seine nichts weniger als reinliche Hand gebrauchend. Trotzdem griffen wir tapfer zu.

Nur Vermuthungen kann der Leser darüber hegen, ob der Verfasser in Gesellschaft oder allein ist.

Die „Novellen", welche die zweite Hälfte des zweiten Bandes bilden, lesen sich besser als die „Reisebilder", obwol sie schablonenmäßig behandelt sind. Alle drei spielen in der Schweiz, von der Färbung und dem Originalduft der Schweiz haben sie indessen nichts. Wenn es bei Berlin Berge gäbe, könnten sie der Charaktere wegen ebenso gut bei Berlin spielen.

Die erste, „Die Steinbrecher", behandelt die Liebe und das glückliche Zusammenkommen eines Paares, welches durch die Härte eines geldstolzen Vaters an Erreichung seiner Wünsche gehindert wird.

„Ehre stürzt der alte Hochberg ein, als daß ich meinen Sinn ändere", erklärt der Vater des Mädchens dem betrübten Liebenden, einem Grubenaufseher. Der alte Hochberg stürzt aber richtig ein und verschüttet den Vater. Der Grubenaufseher arbeitet ihn heraus und erhält den Segen des Geretteten. Dieser Grubenaufseher wird als ein so wackerer und tüchtiger Mann geschildert, daß der Leser nicht ohne böse Ahnungen für seine Zukunft ihn verläßt; denn die von ihm Geliebte zeichnet sich nur durch sehr unweibliche Redensarten aus und scheint ganz nach ihrem Vater zu arten.

Die zweite Novelle, „Auf hoher Alp", spielt in der Zeit der Kämpfe mit den Franzosen und behandelt recht anziehend die Rettung zweier Flüchtlinge durch ein liebenswürdiges Mädchen.

Die dritte Novelle, „Eine kleine Täuschung", ist ganz amusant. Eine alte für Legitimität schwärmende gräfliche

Digitized by Google

Närrin, welche hochmüthig gegen alle Welt ist, glaubt die Eroberung eines vornehmen französischen Legitimisten gemacht zu haben, welcher sich zuletzt als Chef de cuisine des Hotels in Interlaken entpuppt. Es ist schade, daß sich um diese komische Idee die Ereignisse gar zu mager gruppiren; etwas mehr eingehende Behandlung, eine kleine Verwickelung würden der Erzählung vortheilhaft gewesen sein.

2. Liebeszauber. Historische Novelle von Claire von Glümer. Berlin, A. Lesser. 1870. 8. 10 Ngr.

Eine interessante, sehr gewandt geschriebene Novelle, welche die Gräfin Kosel, Geliebte des Königs August des Starken, als Heldin vorführt. Die Rache des Künstlers an der Gräfin, welche seiner begeisterten Liebe gespottet, ist echt dramatisch und bezeugt in ihrer Vorbereitung und ganzen Anlage das poetisch gestaltende Talent der Verfasserin.

3. Der Bizco. Roman von Lucian Biart. Nach dem Französischen frei bearbeitet. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Betrachtet man diesen Roman indem man absieht von allen Gesetzen der Ethik, welche für die literarischen Producte einer gebildeten Gesellschaft gelten, so hat man es mit einer unterhaltenden Schilderung zu thun. Die Erzählung gehört unter jene große Klasse der See-, Wald- und Prairieromane, deren größter Vorzug in der Wahrhaftigkeit und Treue ihrer ethnographischen und geographischen Darstellungen besteht; und allerdings macht die vorliegende Erzählung den Eindruck, als sei sie dem Leben entnommen. Sie ist eine mexicanische Idylle.

Ein zartes dunkeläugiges Mädchen, welches bewunderungswürdig reitet, schöne Pferde, wilde Stiere, Hangematten, Chocolade und Cigarren, bunte schillernde Vögel und die glühende Sonne der Tropen: das sind die farbenkräftigen Gegenstände der Darstellung. Acht Personen werden ermordet, darunter drei Verlobte der Heldin. Sie heirathet den Vierten, nachdem sie ihn von der Todesstrafe errettet hat. Ihr Vater, ein jovialer alter Herr, war in seiner Jugend Straßenräuber. Der „Bizco", auf deutsch der Schielende, ist ein intimer Freund des Vaters, ein achtungswerther mexicanischer Gutsverwalter, welcher aus Eifersucht und Liebe die Verlobten der Heldin der Reihe nach ermorden läßt. Das wird ihm aber durchaus nicht verdacht, der Verfasser scheidet mit Bedauern von ihm. Es mag in Mexico wol so zugehen.

4. Die Scornati. Eine römische Familiengeschichte aus der Gegenwart. Frei nacherzählt von Fridolin Hoffmann. Zwei Theile. Paderborn, Schöningh. 1870. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

5. Die Tochter des Hauses. Eine Familiengeschichte aus der englischen Gesellschaft. Der Lady Charles Thynne frei nacherzählt von Fridolin Hoffmann. Paderborn, Schöningh. 1870. 8. 1 Thlr.

Sind die beiden „frei nacherzählten" Geschichten wirklich den Originalen ähnlich, so muß man in der That bedauern, daß solche Perlen der Dichtkunst nicht ausschließliches Eigenthum der italienischen und englischen Literatur geblieben sind. Es ist zu beklagen, daß ein deutscher Schriftsteller die große Menge werthloser Producte der deutschen Literatur noch um diese beiden Stücke vermehrt hat. Beide sind in hohem Grade unbefriedigend, sie hinterlassen einen wahrhaft unangenehmen Eindruck.

In der einen wie in der andern Geschichte handelt es sich um die Verwechselung von kleinen Kindern, durch welche diesen unschuldigen Wesen, sowie andern schuldvollen und schuldlosen Personen, eine Menge von Verdrießlichkeiten zugezogen werden, welche zu erzählen nicht der Mühe werth war. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit führt der Verfasser in einer oft schwerfälligen und zuweilen vulgären Sprache alle Scenen lang und breit durch, und am Schlusse verlaufen die Verwickelungen im Sande. Es sind lauter trostlose Begebenheiten. Keine einzige Persönlichkeit weiß die warme Sympathie des Lesers zu fesseln, denn keine ist gut und keine ist schlecht — es sind Alltagsmenschen trivialsten Schlags.

Der Verfasser oder vielmehr Nacherzähler hat sich offenbar vor Unwahrscheinlichkeiten, vor der Schilderung übertriebener Leidenschaften hüten wollen, und das ist an und für sich ein löbliches Bestreben. Sollte er jedoch meinen, in seiner kalten Darlegung der allgemeinen menschlichen Niedertracht den Spuren Thackeray's zu folgen — und es will uns bedünken, eine derartige Idee habe ihm vorgeschwebt —, so können wir dazu nur die Achseln zucken. Die menschliche Schwäche so darzustellen, daß wir den Menschen lieb behalten, während wir seine Schwäche verachten oder hassen, das ist eine Kunst, welche Fridolin Hoffmann nicht besitzt.

„Die Scornati" sind reich an landschaftlichen Schilderungen und historischen Bemerkungen, welche allerdings mit dem Gange der Erzählung wenig oder nichts zu thun haben, aber als Schilderungen vortrefflich sind. Sie verrathen Belesenheit, Urtheil und gesunde Logik, Eigenschaften, welche auch in dem zweiten der genannten Werke sich kundgeben. Es scheint uns, als habe der Verfasser ein gewisses Talent zum Geschichtschreiber oder politischen Schriftsteller, zum Romancier hat er, den erwähnten Erzählungen nach zu schließen, keins.

6. Mammon und Marmor. Roman von Gustav Höcker. Zwei Bände. Nürnberg, Richter und Kappler. 1870. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Höcker hat Phantasie, Talent zum Erzählen und fließenden Stil; von wirklicher gestaltender Kraft sowie von der nothwendigen Oekonomie in Behandlung des Stoffes ist dagegen in dem Romane nichts zu entdecken. Es ist ein Chaos von zusammenhanglosen Begebenheiten; die Anzahl der überflüssigen Ereignisse wird nur von der Anzahl der überflüssigen Personen erreicht; dazu ist die Erzählung überreich an Ungereimtheiten. Es ist schade, daß so manches brauchbare Motiv nicht gehörig ausgenutzt und in den Bordergrund gezogen ist, daß einzelne gutangelegte Charaktere so gar nicht zur rechten Geltung kommen. Ein eigentlicher Gang der Handlung existirt überhaupt nicht, die Dinge poltern einem Ende zu, welches eintritt weil doch einmal ein Ende gemacht werden mußte. Die beiden Hebel des Verfassers, um Verwickelungen zu schaffen und zu lösen, sind vorzüglich Indiscretionen und Träume. In Betreff dieser letztern werden dem Leser förmlich Fallen gestellt. So wird zum Beispiel der Tod

Digitized by Google

einer Person unter so deutlich erzählten Umständen vorgeführt, daß der Argloſe nicht umhin kann, an den Tod zu glauben. Nachher aber erſcheint die geſtorbene in vollem Leben wieder, und der Leſer erfährt, daß es ſich vorhin um einen Traum gehandelt hat. Derartige Ueberraſchungen wollen mit großer Kunſt ins Werk geſetzt werden, um nicht das Anſehen eines Taſchenſpielerſtückchens zu erhalten. Möge der Verfaſſer gediegene Vorbilder ſtudiren und lernen, ſeine natürlichen Gaben künſtleriſch auszubilden.

## Klaus Groth und sein Quickborn.

Quickborn. Zweiter Theil. Volksleben in plattdeutſcher Dichtung dithmarſcher Mundart, von Klaus Groth. Leipzig, Engelmann. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Viele Leſer dieſer Blätter kennen und lieben den erſten Theil dieſes unſers Quickborns, und bei ihnen bedarf ein zweiter keiner Empfehlung. Noch weniger bedarf ein Dichter wie Klaus Groth bei dem großen deutſchen Publikum einer ſolchen. Sein origineller Werth iſt ſo allgemein anerkannt, daß ihm gegenüber ſelbſt das Urtheil gewiſſer kritiſcher Richtungen, welches die ganze Gattung der mundartlichen Poeſie abſchätzig betrachtet, ſich nur mit einer gewiſſen Schlüchternheit und nur mit bedingtem Tadel hervorgetraut hat.

Eben deshalb kann es hier weniger unſere Aufgabe ſein, den Inhalt dieſes neu eröffneten Quickborns genauer zu analyſiren, weil wir damit nur den Leſern vorgreifen würden, die ſelbſt daraus zu ſchöpfen begierig ſind. Es ſei nur bemerkt, daß ſich drei Hauptbeſtandtheile in der diesmaligen Gabe unterſcheiden laſſen: eine längere Erzählung in poetiſcher Form „Der Heiſterkrog“, eine proſaiſche von noch größerer Ausdehnung „Um die Heid“, endlich ein Strauß kleinerer lyriſcher Gedichte, eine Nachleſe zu dem erſten Theil und zu dem liebenswürdigen Büchelchen „Vor de Thören“, aus welchem auch hier mehrere zum zweiten male abgedruckt ſind, weil ſie, wie der Dichter glaubt, dem größern Publikum wenig bekannt gewarden, womit unſere eigene Erfahrung allerdings nicht ſtimmt.

Dagegen halten wir es aus vielen Gründen für angezeigt, bei dieſer Veranlaſſung überhaupt einmal die Stellung unſerer modernen Dialektpoeſie, oder der ſchönen Literatur im Gewande der Mundart, zur Verſtändigung eines zahlreichen und wohlgeſinnten Leſerkreiſes etwas zu beleuchten, freilich nicht erſchöpfend zu beurtheilen. Die Veranlaſſung dazu liegt in dem gegebenen Falle um ſo näher, weil ja Klaus Groth ſelbſt ſein eigenſtes Werkzeug, die Mundart ſeiner Heimat, nicht blos zu handhaben verſteht wie keiner war ihm und neben ihm, ſondern auch, unbeſchadet ſeiner dichteriſchen Weihe, daſſelbe nach allen Seiten hin mit vollem Bewußtſein und ſcharf eindringender Analyſe kritiſch zu ergreifen und zu durchdringen verſucht hat. Unterſchreiben wir nun auch nicht alle die Ergebniſſe, zu welchen ſeine ſyſtematiſchen Deductionen in den Briefen über Hochdeutſch und Plattdeutſch gelangen — ſie ſind übrigens auch ſchon 1858 geſchrieben —, ſo läßt ſich doch darau anknüpfen, um im Hinblick auf das theoretiſche Syſtem des Dichters ſeine inſofern als lebendige Proben und Belege deſſelben zu betrachtenden Schöpfungen an dieſem und beide zuſammen an einem allgemeiner gültigen Maßſtab zu meſſen.

Unſere hochdeutſche Schriftſprache iſt ſo tief gegründet und feſt geſchloſſen, daß ihr die denkbar üppigſte Entfaltung der mundartlichen Literatur keinen Schaden und keine Störung, ſondern nur Förderung und Kräftigung zuführen wird. Es iſt nicht zufällig, daß die neue Phaſe, in welche die letztere getreten iſt, gerade in der Zeit eintreten mußte, wo die erſte auf lange hinaus in der claſſiſchen Periode ihr feſtes Gepräge erhalten hat. Mit Hebel und Voß beginnt bei Ober- und Niederdeutſchen das neue Leben in unſerer mundartlichen Poeſie, und beide ſind durch ihr ganzes Weſen zugleich Hauptvertreter — wenn auch nicht eigentlich tonangebend, ſelbſt Voß nicht, obgleich er häufig in dieſer Hinſicht überſchätzt wird — des ſpecifiſch claſſiſchen Typus unſerer Literatur. Auch das iſt charakteriſtiſch, daß der eine von ihnen, Voß, auch als mundartlicher Dichter ſeine Kunſtmittel durchaus reflectirend verwendet, der andere, Hebel, als ein genialer Naturaliſt oder ſubjectiver Eklektiker mit ihnen ſchaltet. Um aber auch hier die Dreizahl voll zu machen, gehört noch der nürnberger Grübel dazu, ein eigentlicher Volksdichter, d. h. im Gegenſatz zu ſeinen beiden, einer höhern oder höchſten Sphäre ihrer Zeitbildung angehörigen Genoſſen.

Hebel und Voß haben ſofort den natürlichen Kreis, den die mundartliche Dichtung als ihr gehörig beanſpruchen aber auch nicht überſchreiten darf, umſchrieben. Es iſt die Idylle im claſſiſchen Sinne dieſes Begriffs, nicht in dem der Geßner'ſchen Zunft. Hebel, wie überall von ſeinem natürlichen Inſtinct geleitet, Voß, an den Muſtern der Alten geſchult, und mit deutlicher, oft genug betonter Beziehung auf das große Vorbild des Theokrit. Von der tief geſtimmten Elegie bis zu dem heitern Schwank umſpannt die Sphäre der Idylle eine unendliche Zahl von echten und ihr zugehörigen Tönen, und wer möchte behaupten, daß alle davon etwa ſchon von Hebel angeſchlagen worden ſeien? Daß es van Voß nicht geſchehen iſt, verſteht ſich bei deſſen relativ eng begrenztem productivem Inhalte von ſelbſt. Aber beide ſind darin wieder einander ebenbürtig, daß ſie ihre Idyllik genau auf dieſelbe Höhe der künſtleriſchen Reife, der innern und äußern Formvollendung zu heben verſtanden, wie ſie die Kunſtforderungen der Schriftſprache innerhalb ihres größern Bereichs als Kanon aufgeſtellt hatten.

Daß der dritte im Bunde, Grübel, in dieſer Hinſicht eine Separatſtellung einnimmt, iſt bekannt. Auch er ruht auf dem Fundamente der höhern Bildung ſeiner Zeit oder der claſſiſchen Periode, aber nur inſoweit dieſes ſchon zum allgemeinen Eigenthum aller begabtern Geiſter der Nation geworden war. Er verhält ſich dazu nur receptiv, und zwar unbewußt receptiv, und wenn er, wie gelegentlich, auf den Einfall geräth, auch productiv als hochdeutſcher Dichter aufzutreten, wieder leer und geſchmacklos. Eben deshalb muß er ſeinen Standpunkt bedeutend tiefer als

Digitized by Google

die andern nehmen: der volksthümliche Schwank, d. h. volksthümlich nicht in jener derbsten und nächsten Bedeutung des Wortes, wie er noch jetzt von Mund zu Mund umgeht und einstmals im 15. und 16. Jahrhundert bis auf die Oberfläche der allgemein gültigen Literatur vordrang, sondern jene durch einen Bildungsaufschwung von allen Seiten und durch die Rücksichten einer vielfach beschränkten Lebensstellung sehr gemäßigte und gedämpfte Laune des mittlern und Kleinbürgerthume, das ist der Kreis, der ihm gehört, und den er auch in seiner Enge meisterlich ausgebeutet hat.

Ueberblickt man die weitere Entfaltung jener ersten Sprossen dieser Literatur bis auf heute, so läßt sich auch wol erkennen, daß ihre weithin schattenden Aeste, sofern sie gesund sind, dem ursprünglichen Typus treu in die Höhe und Breite gewachsen sind, und daß aus ihnen nichts im Wesen anders geworden ist, als es ihnen von der Natur bestimmt war. Jeder Versuch, diese Grenzen zu überschreiten, hat immer nur unerquickbare Zwittergebilde erzeugt, deren Scheindasein am wenigsten von denen bemerkt zu werden pflegt, auf deren Gunst es angewiesen ist. Idylle und der Schwank, und zwischen beiden eine gewisse mittlere Region der Lyrik — darüber hinaus wird keiner der Dialektschriftsteller sich wagen, wenn er seinen Vortheil versteht. Innerhalb dieses Kreises hat er zwar jetzt noch die volle Concurrenz mit der Schriftsprache zu bestehen, die alle diese Gattungen auch in der ihr eigenthümlichen Massenproduction vertritt, aber wie nahe liegende Beispiele beweisen, neigt die Wagschale immer mehr zu Gunsten der Mundart, sodaß sie schon jetzt wenigstens als gleichberechtigt neben ihrer vornehmern Schwester gelten darf.

Heinrich Küchert.

# Feuilleton.

## Notizen.

Zu der neuern Kriegslyrik darf man auch die „Concilslieder" von Ignaz Plaschnik (Leipzig, Serig, 1870) rechnen, und zwar sind derartige Fehdelieder bei dem jetzigen Gebaren der römischen Curie vollkommen berechtigt. Das erste der Concilslieder: „Im December 1869" enthält eine Parallele zwischen dem edeln amerikanischen Menschenfreund Peabody und dem Papste; das zweite ist den „Vätern Jesu", das dritte der „Opposition" geweiht; die andern Lieder sind „Anathema sit", „Der päpstliche Segen", eine Art von Concilsballade, „Unfehlbar", „An Michel". Der Ton und die Ausdrucksweise in diesen Liedern ist meist energisch und markig, doch sind sie ungleich in Bezug auf die künstlerische Feile.

Ein anderes Heftchen „Anathema sit, zwölf Zeit- und Streitsonette von K. Blarmann" (München, T. Ackermann, 1871) ruft ebenfalls zum Kampf gegen die Feinde der Freiheit, die Genossen der Nacht, in correcten Versen und bringt den „Raben" und „Eulen" ein Verrat.

Die Veröffentlichung der „Briefe deutscher Gelehrten an den Kaiser Napoleon" in den „Preußischen Jahrbüchern" hat viel Aufsehen gemacht und zu manchen mistiedigen Beurtheilungen Veranlassung gegeben. Doch möge man dabei den Grundsatz: „Audiatur et altera pars" nicht außer Augen lassen. Wir entnehmen einer als Manuscript gedruckten Vertheidigung der betreffenden deutschen Gelehrten, namentlich Friedrich Ritschl's, die folgenden Stellen: „Alle diese Briefe betreffen ausschließlich Gegenstände der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit und beziehen sich namentlich auf Napoleon's «Vie de Jules César» und seine dahin einschlagenden Studien. Insbesondere darf aus authentischer Information mitgetheilt werden, daß Ritschl bereits seit dem Jahre 1860 in fortgesetztem, vom Kaiser selbst veranlaßten Briefwechsel mit Napoleon stand, worin er mit diesem — gerade wie es auch sonst zwei Gelehrte miteinander thun — die verschiedensten Fragen der römischen Staats- und Verfassungsgeschichte eingehend verhandelte; und dieser Briefwechsel wurde noch lebendiger, als Ritschl den Napoleon's Wunsche die Revision der deutschen Uebersetzung des «Leben Cäsar's» übernahm und im Laufe der Arbeit vom Verfasser mehrfache eigenhändige Aufklärungen und Erläuterungen über die Auffassung dieser oder jener Stelle seines Werkes empfing." Weiterhin erwähnt die Vertheidigung, daß der Vorwurf „byzantinischer" Unterwürfigkeit vollkommen unbegründet sei, indem jene Gelehrten in ihren Schreiben, wie jeder verständige und gebildete Mann thut, die conventionellen Formen und traditionellen Phrasen eingehalten haben, in denen sich der Verkehr von Privatpersonen mit gekrönten Häuptern zu bewegen pflegt. Dann heißt es in der Vertheidigungsschrift: „Aber das Maß dieses illoyalen Verfahrens wird noch weit überboten durch die schmähliche Perfidie, mit der auch aus einem reinen Privatbriefe Ritschl's an eine Madame Hortense Cornu, während beider Lebzeiten, ein Bruchstück abgedruckt wird, worin er in der vertraulichen Weise und einem Tone, der die einzelnen Worte nicht auf die Goldwage legt, ganz momentanen Stimmungen unbefangenen und ligeren Ausdruck gibt, wie es in jeder Freundescorrespondenz alle Tage geschieht, ohne daß der Schreiber wünschen oder darauf gefaßt sein kann, seine Aeußerungen vor das große Publikum gezogen zu sehen, vor dem sie naturgemäßerweise in einem ganz andern Lichte erscheinen. Man ist auch hier in der Lage, aus authentischer Kenntniß zu versichern, daß das dabei in Betracht kommende persönliche Verhältniß das einer zwanzigjährigen intimsten, auch den jetzigen Kriegs- und Volkshaß getrennlich überdauernden Familienfreundschaft ist, geknüpft in einer Zeit, als die Empfängerin solcher Briefe zum Kaiser Napoleon infolge des Staatsstreichs in der offensten Opposition stand; daß ferner diese Frau — eine selten gebildete, selbst von ihrer Academie des inscriptions et belles-lettres ausgezeichnete und in Paris hochgeachtete Persönlichkeit, die übrigens nie zum Hofe gehörte — als sie sich nach Jahren mit dem Kaiser wieder ausgesöhnt hatte, diese erneuerte Verbindung stets nur zu den geistig und moralisch liberalsten Zwecken in der uneigennützigsten Weise benutzt hat. Und was ist es denn nun eigentlich, was ihr Ritschl vertraulich schreibt und was bei seinen Gegnern einen so zelotischen Zorn erregt? Daß Napoleon (1865!) als der mächtigste Monarch bezeichnet wird. Aber war er das damals nicht? Daß er ferner der wissenschaftlich gebildetste und gelehrteste der regierenden Fürsten genannt wird, mit einziger Ausnahme des Königs von Sachsen. Aber das wird Ritschl noch bis auf den heutigen Tag aufrecht halten, und kann es mit sehr gutem Gewissen, sollten wir meinen." Nun Schluß wird noch erwähnt, daß Ritschl von Mommsen's römischer Geschichte gesagt, sie trage den Charakter eines verbissenen Parteistandpunktes an sich: „Eine solche unmaßgebliche Privatmeinung von dem übrigens so hervorragenden Werke zu hegen wird wol kein Verbrechen sein, wenigstens nicht in den Augen der sehr vielen, die sie theilen." Wir sind der Ansicht, daß der Verkehr, den der französische Kaiser mit deutschen Gelehrten angehabt, der deutschen Wissenschaft nicht zur Unehre gereichen kann, sondern daß in ihm eine Anzeichnung derselben vor denjenigen des eigenen Landes liegt. Ein politisches oder moralisches Urtheil über den Kaiser Napoleon kann ja dabei gar nicht in Betracht und ist auch in jenen üblichen Phrasen nicht enthalten. Ueberdies war das Urtheil über Napoleon stets ein schwankendes, es gab Epochen, wie die nach dem Krimkrieg und dem italienischen, wo man ihn als Vorkämpfer politischer und nationaler Freiheit betrachtete. Der patriotische Tugendpuritanismus hat jedenfalls bei dieser Gelegenheit wieder einmal über das Ziel hinausgeschossen.

Digitized by Google

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Preußen und Frankreich
zur Zeit der Julirevolution.

Vertraute Briefe des Preußischen Generals von Rochow an den Preußischen Generalpostmeister von Nagler.

Herausgegeben von
Ernst Kelchner und Prof. Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy.
8. Geh. 24 Ngr.

Die hier zum ersten mal veröffentlichten Briefe eines hochgestellten preußischen Militärs an den preußischen Bundestagsgesandten zu Frankfurt a. M., von August 1830 bis Juni 1832, haben bedeutenden geschichtlichen Werth, da sie die Gesinnungen, mit welchen das officielle Preußenthum die französische Julirevolution betrachtete, in prägnantester Weise zum Ausdruck bringen. In der ausführlichen Einleitung gibt Professor Mendelssohn-Bartholdy einen interessanten Ueberblick über die damalige politische Lage Preußens und Deutschlands im Vergleich zur Gegenwart.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat.

Von
**Baron Joseph Eötvös.**

Vom Verfasser selbst aus dem Ungarischen übersetzt.
Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Baron Eötvös, der ungarische Staatsmann, der vor kurzem tiefbetrauert seinem Volke aus dem Leben geschieden ist, entwickelte in diesem Werke seine wissenschaftlichen Theorien über die Begriffe Gleichheit, Freiheit und Nationalität und über deren Anwendung auf den modernen Staat. Wie das Werk bei seinem Erscheinen (1854) ungewöhnliches Aufsehen erregte, verdient es auch dauernde ehrenvolle Beachtung nicht blos von seiten der Freunde des Verfassers, sondern in allen politischen, rechtsphilosophischen und volkswirthschaftlichen Kreisen Deutschlands.

Von dem Verfasser erschien (anonym) in demselben Verlage:
Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs. Vierte Auflage. 8. Geh. 24 Ngr.

## Histoire de la révolution française
par
**M. A. Thiers.**
6 volumes.

8. Geh. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Diese Ausgabe von Thiers' berühmter Darstellung der Französischen Revolution in der Originalsprache, aus sechs starken schöngedruckten Bänden bestehend, wurde von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, um vielseitigen Wünschen zu genügen, für kurze Zeit von 6 Thlr. auf 2 Thlr. im Preise ermäßigt. Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu dem ermäßigten Preise.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.
Von
Dr. Ludwig von Rönne,
Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D., und Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

**Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.**

In zwei Bänden von je zwei Abtheilungen.

Diese, mit den neuesten Gesetz- und Verfassungsänderungen vermehrte dritte Auflage des berühmten Werks wird in 16 Lieferungen zum Preise von je 20 Ngr. ausgegeben. Der erste Band, das Verfassungs-Recht, liegt vollständig vor und kostet geh. 5⅓ Thlr., in Halbfranzband 6 Thlr.; vom zweiten Bande, das Verwaltungs-Recht enthaltend, ist bereits die erste Abtheilung erschienen, der Schluß des Ganzen befindet sich im Druck.

Das Werk darf namentlich auch den Mitgliedern des Deutschen Reichstags empfohlen werden, da es zugleich das Verhältniß Preußens zum Norddeutschen Bunde sowie zum Deutschen Reiche eingehend behandelt.

In allen Buchhandlungen ist das Erschienene vorräthig und ein Prospect über die dritte Auflage gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Deutsches Sprichwörter-Lexikon.
Ein Hausschatz für das deutsche Volk.
Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**

Erster und zweiter Band. (A—Lehren.)

4. Jeder Band geh. 10 Thlr., geb. 10⅔ Thlr.

Dieses Werk ist die vollständigste und vergleichsweise wohlfeilste aller Sprichwörtersammlungen; die Zahl der in den vorliegenden zwei Bänden mitgetheilten, alphabetisch geordneten, vielfach mit Erklärungen, Citaten und Quellenangaben versehenen Sprichwörter beläuft sich auf nicht weniger als 120000. Es wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, in welchem die Anschauungen, Ansichten, Urtheile, Irrthümer und Erfahrungen, Rechtsgrundsätze, Klugheits- und Weisheits-, Glaubens- und Sittenlehren der frühern Geschlechter aller Bildungsschichten und Berufsklassen sich abspiegeln, und das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe.

Die Fortsetzung des Werks erscheint in regelmässiger, ununterbrochener Folge (wie bisher in Lieferungen zu 20 Ngr.).

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

**Grove, Dr. W. R., Die Verwandtschaft der Naturkräfte.** Deutsche autorisirte Ausgabe nach der fünften Auflage des englischen Originales durch E. von Schaper. Mit einem Anhange, enthaltend Die Rede des Autors „über den unterbrochenen Zusammenhang in der Natur", gehalten als Präsident der British Association zu Nottingham 1866, nebst einem Vorworte zur deutschen Uebersetzung von Professor R. Clausius in Bonn. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 4. Mai 1871.



Inhalt: Gedichtsammlungen vor dem Kriege. Von Eduard Grisebach. — Aus Varnhagen's Nachlaß. (Beschluß.) — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Gedichtsammlungen vor dem Kriege.

1. Alte Bilder und junge Blätter. Sonette von Georg von Oertzen. Bismar, Hinstorff. 1869. 8. 20 Ngr.
2. Lieder und vermischte Gedichte von Werner Bergmann. Berlin, G. Reimer. 1870. 8. 15 Ngr.
3. Gedichte von Heinrich Falkland. Wien, Faeky und Frick. 1870. 16. 1 Thlr.
4. Bunte Bilder von Karl F. A. Geerling. Leipzig, Mayer. 1869. 16. 15 Ngr.
5. Dämmerungen. Sentimentale und burschikose Lieder von August Hinüber. Göttingen, Ellissen. 1870. 16. 12 Ngr.
6. Bergmannsleben. Bergmännische Dichtungen von H. M. Reichelt. Schneeberg, Goedsche. 1869. 16. 7½ Ngr.

Wir erwarten von dem großen Nationalkrieg auch die tiefsten Einwirkungen auf die deutsche Kunst. Ganz besonders erhoffen wir, daß von 1871 eine neue Epoche der seit Heine's Tode stagnirenden Lyrik datiren wird. Diese neue Lyrik wird ganz erfüllt sein von dem deutschen Tiefsinn, der, alle Weisheit aller Jahrhunderte im Haupte, unablässig vor dem Bilde der Isis brütet, sie wird noch concreter und lebensvoller das deutsche Gemüth widerspiegeln, welches die Irrwege tiefster Leidenschaft kennt, aber auch der reinsten Erhebungen fähig ist, jenes Gemüth, das die Sprache der mütterlichen Natur am innigsten versteht und deutet und in zwei Jahrtausenden nichts von seiner schönsten Eigenschaft, der Treue, verloren hat, diese Lyrik wird dem begeisterten Fluge eines der größten und herrlichsten Völker folgen, das soeben seine politischen Ideale endlich in Erfüllung gehen sieht.

Nach dem so bedeutungsvollen Abschnitt nationaler Geschichte sollte man meinen, daß kein Unberufener mehr wagen würde, die Aufmerksamkeit eines mit den erhabensten Aufgaben beschäftigten Volks zu beanspruchen für die verstfficirten Leitartikel, die gereimten Alltagsgefühle, die poetischen Geschichten ohne eine große dichterische Idee, kurz für die gesammte langweilige Mittelmäßigkeit, welche die interessantesten Conflicte des socialen Lebens und die tiefen Abgründe des Denkens so wenig kennt wie das Hochgefühl nationaler Begeisterung und historischer Größe.

Inzwischen wollen wir die Sonette: „Alte Bilder und junge Blätter" von Georg von Oertzen (Nr. 1), als ein gutes Omen für eine bessere Epoche der Dichtkunst immerhin acceptiren. Sie bieten in den weichen Formen Petrarca's einen männlichen Inhalt. Bismarck, dessen Gemahlin das Buch gewidmet ist, wird von dem mecklenburgischen Edelmann mit dem Hamlet-Worte gefeiert:

„Er war ein Mann" und
Überragt des Volkes Allgemeinheit
Um mehr als Saul: um eines Willens Größe.

Der patriotische Sinn und der jugendlich energische Zorn gegen Hohlheiten der Gesellschaft und Lächerlichkeiten des Adels erinnern an den Grafen Strachwitz. Als Motto für des Verfassers dichterisches Streben mag die Terzine gelten:

Drum, kämpfend Herz, sei kein Windmühlenfechter!
Die Wirklichkeit bringt Gold und Gift entgegen,
Aus ihrem Schos gewinne dir den Segen.

Dem wirklichen Leben sind denn auch in der That einzelne treffende Züge abgelauscht. So ist es eine feine Naturbeobachtung, wenn vom Novembersturm gesagt wird:

Die Schlummernden, wenn er sie küßt, erbleichen,
Nur tiefem Elend dünkt sein Zorn verböhnend:
Es ruht in ihm und ahnet seinesgleichen.

Die Juninacht wird an einer andern Stelle geschildert:

Manchmal verräth Guitarrenklang, und dort
Ein Uhrenschlag, ein fürstliches Gebot,
Ein durch die Gassen hergerufnes Wort,
(Daß) flüchtig nur der Erde Schlaf...

Ein tiefer Herzensklang tönt uns aus dem Sonett „Ehrlich, nicht romantisch" entgegen:

Und ob dies Auge, diese blaue Seele,
An die ich einst dahingab all mein Alles,
Und ob dein Mund, in Worten tauben Schalles,
Den stillen Zauber alten Glücks verhehle,




Digitized by Google

Ob selber meinem Herzen ich befehle,
Streng, unberührt vom Spiel des Widerhalles,
Das Bild zu löschen jenes tiefen Falles:
Doch Aug' in Auge zittert unter Seele.

Es war ein Tag, und dieser Tag wird bleiben,
Ein Blick, ein Wort, ein heißer Kuß, die brennen,
Daß Engel sie ins ew'ge Schuldbuch schreiben.

Jetzt heischet Wettun, und nicht mehr zu leunen;
Doch Heuchelei soll Buße nicht vertreiben:
Ihr Treib vereint, wen ihre Qualen trennen.

Auch das Eheglück, das dem Verfasser nach manchen Stürmen zugefallen, versucht er in Sonetten festzuhalten. Er meint jedoch zuletzt:

Es gibt ein Glück, das kaum Poeten schildern:
Zu Hause sein, wo Fleiß und treue Minne
Den herben Ernst des Vielgeprüften mildern.

Hieran ist nur so viel richtig, daß es allerdings nicht jedem gegeben ist, für dies inhaltreiche Thema so tiefe und rührende Töne zu finden wie Heinrich Heine und Petöfi.

In zahlreichen Reflexionsgedichten ist die philosophische Abstraction nicht in poetische Anschaulichkeit umgesetzt. Ein guter Gedanke liegt dem Sonett „Don Juan" zu Grunde:

Ja, du bist satt, ein Meister in Genüssen,
Und warum doch so rubles weiter drängend?
Weil dir sich je kein Wollen gab, nur Müssen,

Der Liebe Hauch mit Hasses Glut vermengend.
Drum dürstet dich nach frei ausblühenden Küssen,
Nach einem Blick, glückselig an dir hängend.

Die ewige Don Juan-Idee beschäftigt überhaupt wieder sehr die Dichter der Gegenwart. Ein sehr prägnanter Ausdruck wurde ihr unter anderm in dem kürzlich erschienenen Gedicht „Don Juan's Hohes Lied" (in dem „Neuen Blatt"):

So wandt' ich im Rausche der Wonne verwegen
Den ewigen Fluch in vergänglichen Segen.

Bei aller Anerkennung des von Oertzen Gebotenen und der Hoffnung einer noch weitern Entwickelung verschweigen wir anderseits nicht, daß den weitaus meisten der 124 Sonette diejenige Vollendung der Form fehlt, welche wir, nachdem Platen die Möglichkeit gezeigt, unbedingt verlangen müssen. Wir meinen nicht die etwas harte und grobkörnige Sprache, welche die meisten der vorliegenden Sonette auszeichnet, im Gegentheil ist uns diese rauhere Form, wie sie auch den Shakspeare'schen eigen, weit lieber als die künstliche Glätte der Goethe'schen Sonette. Allein hier handelt es sich um wirkliche Incorrectheiten. Durch alle vier Strophen durchgehende Enjambements, wie auf S. 15, sind unzulässig; unerträglich eine Wortstellung wie:

Buttan, aus deinem Brunnen
Credenzt der Tod, du nicht Bescheid uns thue.

Nur des Reimes wegen steht:

Die Gluten, drin die Eigensucht erlahmet.

Noch viel bedenklicher ist aber, daß bei einer sehr großen Anzahl von Sonetten, namentlich z. B. bei den Reifebildern, durch die Gebundenheit der Form der Inhalt nicht zu seinem Recht gekommen ist: keine festen Umrisse, keine complete Schilderung, das Beste ist unausgesprochen geblieben. Man merkt die spanischen Stiefeln. So ist das Sonett auf S. 54 absolut unverständlich. Manche Gedichte ermangeln endlich auch jedes bedeutenden Inhalts und wären besser weggeblieben.

Wir sehen überhaupt die Vorliebe ungern, die sich gegenwärtig wieder für jene immerhin fremde und bei der Reimarmuth der deutschen Sprache schon von vornherein bedenkliche Form geltend zu machen scheint. In glücklicher Stunde kann ein schönes Sonett dem Poeten sich wol einstellen, wie auch Heine, obwol ein Feind der äußern Strophenregelmäßigkeit, in jeder seiner Perioden einzelne Meistersonette gedichtet. Aber die Massenfabrikation ist im höchsten Grade gefährlich: unter 100 Sonetten sind fast mit Nothwendigkeit 25 Procent schwache.

Auch Werner Bergmann's „Lieder und vermischte Gedichte" (Nr. 2) bieten uns eine größere Sammlung Sonette aus Venedig, die freilich noch weit unter denen Georg von Oertzen's stehen, trotz anscheinend größerer Glätte der Form. Analysiren wir einige Strophen:

Sie wollten nichts von jener Demuth spüren,
Die wir als Zoll des Mitleids fühlen müssen,
Sehn wir den Bau der Größ' und Macht zerrissen,
Der manch Jahrhundert sah bis zum Vollführen.

Ein „Spüren" der Demuth wird nicht vom Willen hervorgerufen; man „spendet" den „Zoll" des Mitleids, aber man „fühlt" ihn nicht; „müssen" ist ein prosaischer Zusatz; ein Bau, der „zerrissen", ist gesucht; noch schlimmer ist die vierte Zeile.

In einem andern Sonett heißt es:

O, alles will hier heilen und versöhnen,
Uns von dem Band des Grames loszuschälen.

Bei einem so haarsträubenden Bilde fällt uns unwillkürlich Apollo und Marsyas ein.

Ein drittes Sonett:

Hier denkt man jener (der Rosen und Nachtigallen) nicht, weil
heißen Dranges
Der Geist hier wird zu Schauerm hingezogen,
Zu Wunderbau'n in Gold und Marmorbogen
Und Bildern jener Meister ersten Ranges. (!)

Sind's hohe Schöpfungen auch ohne Seelen,
Doch sehn wir auch lebendige hier walten.
— — — — — — — —

Es sind Venedigs schöne Frauengestalten.

Wie pompös phraseuhaft ist hier der sehr simple Gedanke ausgedrückt, daß es in Venedig schöne Bildwerke und schöne Weiber gebe.

Der Inhalt dieser Sonette ist nur ein, wie wir sehen, sehr matter Abklatsch der gleichnamigen Platen'schen, welche ihrerseits wiederum Lord Byron nachempfunden sind.

Auch in den übrigen Gedichten der Bergmann'schen Sammlung beweisen zahlreiche Stellen, daß nicht die schwierigere Technik des Sonetts allein den Anlaß zu solchen Verrenkungen von Gedanken und Bildern gab. In einer der sich durch nichts besonders auszeichnenden Balladen heißt es von Rouget de Lisle:

Lange steht er stumm, geblendet
Von dem Ton, der ihn durchglüht.

Und in einer andern:

kaum brannt'
Sein Mund auf ihrem mit Entzücken,
Als König Dantzy vor ihm stand.

Der Cyklus „Am Meere", welcher ebenfalls nichts

Digitized by Google

Neues, auch nicht einmal eine interessante Variation des alten Themas bietet, beginnt gleich:

Du Kind des Sturms, o Welle,
Die du auf goldnem Sand
Zerschellst an dieser Stelle,
Woher kommst du gerannt?

Unter den Liedern klingt das meiste an Geibel an:

Wer könnte dein vergessen,
Der einmal dich geliebt?
Ob ich die Welt durchmessen,
Genossen, was sie gibt,
Ich hör' und seh' von Nord nach Süd(!)
Nur dich in Schöpfung, Bild und Lied.
Wer könnte dein vergessen,
Der einmal dich geliebt?

Das heißt in der That gesungen nach dem Recept: „Nur so allgemein als möglich."

Mehr als bloßer Anklang aber ist es, wenn aus Heinrich Heine's

Den Weibes Leib ist ein Gedicht,
Das Gott der Herr geschrieben ...
Den plastischen Schöpfer offenbart u. s. w.

von Werner Bergmann gemacht wird:

Du bist ein plastisches Liebeslied,
Das Gott der Herr gesungen —

oder aus den Versen des „Neuen Frühlings":

Unter zärtliches Geheimniß
Weiß zuletzt der ganze Wald.

Der ganze Wald weiß das Geheimniß,
Doch er verräth es nicht der Welt.

Wenn wir dem Verfasser trotz alledem Bildung und Geschmack im allgemeinen nicht absprechen, so ist uns doch in dem ganzen Bande nur ein wirklich gefühltes und von Begabung zeugendes Gedicht begegnet, das wir zum Schlusse mittheilen:

Als ich der Mutter lange Sterbenacht —
Bewußtlos lag sie schon und röchelt' leise —
In stummem Schmerz und schlummerlos durchwacht,
Vernahm ich eines Pendels gleiche Weise
Und nichts als jenen Ton die ganze Nacht.

Die Uhr ward mein. Sie geht den selben Gang
Wie einst in jener Nacht vor langen Jahren.
Zu Zeiten schlägt im Ohr einstön'ger Klang,
Wie jeder wot im Leben hat erfahren.
Ich hört' ihn Tages nicht in Lärm und Drang.

Erloschen völlig schien mir dann zu sein
Erinn'rung an die Todt' und jene Stunden;
Doch bricht die Nacht mit ihrer Stille ein,
Bringt mir die Uhr von beiden wieder Kunden:
Ich höre jenen Sterbelaut von neu'n.

Dank sei der Mahn'rin, theuer mir und werth!
Sie hat mir oft des Lebens Ernst verkündet,
Hat wie die Mutter dulden mich gelehrt,
In Liebe wirken, eh' das Leben schwindet
Und ich den Ton zum letzten mal gehört.

In dem dicken Bande „Gedichte" von Heinrich Falkland (Nr. 3) finden wir auch funfzig Sonette. Das letzte Dutzend ist „Poesie der Menschheit" überschrieben, und hier erhalten je ein erläuterndes Sonett Indien, Chaldäa, Aegypten, Palästina, Hellas:

Wir freuen uns des Maßes und des Schönen.

Rom, Germanenthum, Christenthum:

Ein Zeitlauf ward erfüllt. Gott hat gewanken. (!)

Ritterthum:

Hat sie begeistert auch ein frommer Wahn,
Doch heilig ist Begeist'rung stets zu preisen,
Das Ew'ge kündigt sie im Menschen an —

und neue Zeit; das schöne Hellas aber erhält zwei Sonette. Nach des Sonettisten Ansicht sind nur wir „misrathen, sonst wohnt die Lebenspoesie, die wundersame" in allen Zonen und Zeiten, und:

Wol haben solchen Trostes wir vonnöthen
In dieser Zeit, so arm an großen Thaten,
So reich an Müh', um höhern Schwung zu tödten. (!)

Es wohnt in diesen Sonetten, wie auch in den übrigen des Bandes, eine ganz erbarmungslose Prosa:

Wol heilig ist und groß die Lebensstunde,
Wenn echt Gefühl vertrauend sich ergießt

— — — — — — — —

Ein Nachklang wird dir von des Ebene Kunde, (!)
Wenn dich ein Weib in weiche Arme schließt.

— — — — — — — —

Doch heilig sollst du auch die Stunde achten,
Die ernste, die der Genius dir gewährt,
Wenn er dich lenkt zu ruhigem Betrachten.

Dem Geiste Heil, der redlich forschend kehrt
Den Blick in sich! Was Menschen Großes dachten,
Entsprang der Sammlung, die der Thor nicht ehrt.

Ein Cabinetstück von Trivialität! Ihre höchsten Triumphe feiert diese tollgewordene Prosa aber in der Illustration des Katalogs vom Städel'schen Museum. Z. B.:

Der Diskuswerfer hier gewann die Wette,
Dort trotzt ein Kämpfer kühn dem Todesharme,
Hier flieht Niobens Sohn, ob nicht erbarme
Ein Gott sich seiner Wangen Jugendglätte.

Dazu eine lange Anmerkung in ungebundener Prosa: „Zur Erleichterung des Verständnisses dieser an Beziehungen reichen Sonette(!) wird auf die gemeinten Bildwerke hingewiesen durch die Nummern der Säle und Gipse."

Die Klage über den Materialismus der Gegenwart und der Cultus des abstract Schönen im allgemeinen herrscht auch auf den 336 andern Seiten des Buchs vor. Ein sehr langathmiges Schlußgedicht mit dem Motto von Robert Hamerling: „Ohne das Schöne wäre mein Leben ohne Werth und Sinn", gibt eine ebenfalls erschreckliche prosaische Paraphrase jenes schwungvollen „Schwanenliedes der Romantik", welches der alten Sehnsucht nach den Göttern Griechenlands wieder einmal einen so melodischen Ausdruck gab, aber in der Verkennung der großen modernen Geistesbewegung nur als bedrucktes Zeugniß österreichischer Zustände gelten kann. Jede Zeit muß in ihrer Eigenthümlichkeit poetisch begriffen werden. Unsere Zeit ist die der politischen Regeneration des Germanenthums nach außen, nach innen die Zeit des Gedankens und der socialen Conflicte. Dies Charakteristische der Zeit, welches natürlich weder „schön" sein kann noch soll, stellt die Kunst in schöner Form dar. Sie ist realistisch, insofern sie all ihren Inhalt nur aus der wirklichen Welt schöpft, idealistisch, indem sie nur die weltbedeutsamen Ideen, gereinigt von den Schlacken des Unwesentlichen und Zufälligen, darstellt. Von einem künftigen, undefinirten und undefinirbaren „Reich der Schönheit" zu singen, kann so wenig Aufgabe unserer Poesie sein, als ewig das schöne Hellas zu feiern oder gar zurück-



Digitized by Google

zuersehnen. Der moderne Dichter kann sich das Wort des alten Goethe nicht oft genug gesagt sein lassen:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Bei Falkland kommt nun zu dem Schelten auf die genuß- und erwerbsüchtige, vom Wissen aufgeblähte, an Schönheit arme Zeit noch ein neuer Grund hinzu. Hr. von Bismarck, „der Junker", macht ihm nämlich die Gegenwart ganz besonders zur schlechtesten aller möglichen:

Erst sangen sie vom großen Vaterlande,
Die vor dem Junker liegen nun im Staube,
Als wär' erstorben das Gefühl der Schande.

Da kam ein Junker, schürte den Bruderkrieg,
Und, Schmach! geborsam üben sie Brudermord,
Vergaßen Freiheit, Recht und Ehre —

und so delirirend weiter.

Ueber Heinrich's zahllose Liebesgedichte wollen wir zum Schluß sein eigenes Urtheil anführen:

Tasso's und Lenorens Namen werden stets vereint genannt.
Und Cäciliens Namen klinget zwar so fern nicht, doch so lang,
Als die Deutschen nicht vergessen Schulze's Namen und Gesang.
Hoffnungslos war eure Liebe, aber welchen Trost gewähren
Muß es euch, gepriesne Sänger, so die Liebsten zu verklären!
Freveland nach dem Lorbeerkranze hab' ich nie die Hand gestreckt
— — — — — — — — — —
Nimmer darf ich sie besitzen, sie verklären kann ich nicht.

Als Sonettendichter tritt auch Karl F. A. Geerling mit „Bunte Bilder" (Nr. 4) auf. Poet à la Falkland bedenkt er die letzten neunzehn Jahrhunderte mit je einem Sonett, worin er jedesmal einen kurzen Extract aus Becker's „Weltgeschichte" gibt. Das sechste Sonett fängt also an:

Das Alterthum ist nunmehr abgeschlossen,
Die neue Zeit verlangt ein neues Streben.

Das zehnte endet:

Daß damals nicht die Kirche mußt' erliegen,
Daß sie trotz jenem sich noch kount' entfalten,
Das zeiget uns in ihr ein göttlich Walten.

Wie man sieht, ist der Verfasser nicht über die gereimte Prosa hinausgekommen. Nicht besser ergeht es ihm in den zahlreichen, sehr gedehnten Balladen.

Zu Merico im Schlosse der Kaiser Max jetzt thront.

Jedoch wer kann es wenden, was das Geschick beschloß?
Konnt' Hektor's Muth einst retten das hohe Ilios?
Karthago ist gefunken, und Rom, die Große, fiel:
So steckte auch der Himmel dem Kaiser bald sein Ziel —

diese Verse erinnern an Anno's „Chronika".

Die Ballade „Maria in Gaëta" beginnt:

Gaëta dröhnet Tag und Nacht
Vom Donner der Kanonen,
Italien will mit aller Macht
Vernichten die Bourbonen.

Des feindlichen Feldherrn „Freund" Romanio verliebt sich in Maria, und

Sein Vorsatz ist nun fest gefaßt,
Der Fürstin Schutz zu leihen...
Er wirft sich die Erlaubniß aus,
Die Sturmcolonn' zu leiten.

Maria aber, der er zu Füßen fallen will,

glaubt sich (von ihm) bedroht,
Hebt's tödtende Geschoß,
Ein Blitz, ein Knall, und bittrer Tod
Umfängt den edlen Sproß (!)

Das ist Bänkelgesang, aber keine Poesie!

Von gleichem Werthe sind die Lieder:

Wo Alpen die schneeigen Gipfel
Erheben im himmlischen Blau,
Da bildete in mir die Muse
Der Verse anmuthigen Bau.

Doch hier in den engenden Mauern
Ist's in mir so öd' und so still,
Ich sinne und sinne und schnitze,
Kein Verschen gelingen mir will.

Ihr Musen seid lustige Kinder,
Doch zürn' ich euch wahrlich nicht drum;
Freiwillig in Gassen zu weilen,
Das wäre euch wahrlich zu dumm.

Als Muster von dem anmuthigen Bau Geerling'scher Hexameter und als Beweis, wie weit die Anmaßung dieses Herrn geht, zum Schluß noch einige Pröbchen aus der Elegie:

Habe nach vielem gestrebt, habe auch manches errungen,
— — — — — — — — — —
Höher noch pochte das Herz, winkte mir Beifall der Weise,
Oder gab thränenden Blicks die Dame mein Epos zurück.
Aber wie anders ist's jetzt, was gilt mir der Beifall der Menge,
Was mir des Kritikers Wort, das Lächeln der gnädigen Frau
— — — — — — — — — —
Eines nur gab mir der Gott, wahrlich, mir däucht es das Schönste:
Hauchen am Busen der Maid süß ein erotisches Lied.

Einen wohlthuendern Eindruck machen hiernach die Lieder von August Hinüber: „Dämmerungen" (Nr. 5), eines Landsmannes des oben besungenen Schulze. Mit dem Titel will der bescheidene Verfasser wol andeuten, daß bei ihm der volle poetische Tag noch nicht angebrochen sei. Einstweilen irrt er allerdings nur in der bekannten Zaubernacht des „Buchs der Lieder" umher:

Dir blinden die Nelken und Rosen viel,
Die ich dir sende täglich,
Und Verschen im allernettesten Stil,
Daß ich dich liebe unsäglich.

Die Nachtigall im Strauche
Sie flötet wundersam,
Als wollt' ihr Herz zerspringen
Vor lauter Liebesgram.

Und lauscht' ich ihrer Weise
Durchbebt es seltsam mich,
O daß ich singend stürbe,
Ich sing': Ich liebe dich.

Heinrich Heine's vorbildliche Bedeutung für die spätere Poesie liegt nicht in den der Volkspoesie angenäherten ernsten oder ironischen Pointenliedern seiner ersten Periode, sondern in jenen Schöpfungen seiner Mannesjahre, in denen er die complicirte Passionsgeschichte des modernen Gemüths mit concretestem Griffel geschrieben, in großen symbolischen Figuren Mysterien des socialen Lebens enthüllte und die politischen Zeitbestrebungen plastisch im Spiegel seines Humors auffing.

Bermag der Verfasser seinem Muster auch auf diesem Wege, und zwar mit gereifterer Selbstständigkeit zu folgen als die „Dämmerungen" verrathen, so würden wir ihm nicht ungern wieder begegnen.

Digitized by Google

Am Ende unserer heutigen Revue haben wir die Freude, einen sehr hübschen Beitrag zur deutschen Volksdichtung, und speciell zu den Gewerksliedern, zu verzeichnen, den ein erzgebirgischer Bergmann, H. M. Reichelt (Nr. 6), geliefert hat.

Dem berühmten Bergmannsliede im „Heinrich von Ofterdingen" dürfen diese vierundzwanzig „Bergmännischen Dichtungen" sehr wohl an die Seite treten:

Wie so einsam, wie so stille
Ist es in der Tiefe hier.
— — — — — —
Sickernd Wasser fällt in Tropfen
Vom Gestein mit Widerhall.
Deutlich hör' ich selbst das Klopfen
Meiner Uhr in lautem Schall.

Droben Lärmt der Menschen Fülle
Auf der Erde über mir;
Und dagegen wie so stille
Ist es in der Tiefe hier.

Blieb' nur auch das Trübsal oben,
Durch die Tiefe fern gerückt!
— — — — — — —
Aber all die kleinen Schmerzen,
All die Sorgen und die Mühn
— — — — — — —
Sind mit unserm Sein verwoben,
Wandern mit uns Schritt auf Schritt,
Und hier unten, wie dort oben,
Gehn sie unzertrennlich mit.

Einst, ob morgen, ob nach Jahren,
Wenn verlischt dein Grubenlicht,
Wenn auf Erden du verfahren,
Müder Knappe, deine Schicht:

Wird die drunten in der Erden,
Wo dir war dein Element,
Die ersehnte Ruhe werden —
Alle Plag' hat dann ein End'.

In einem andern Liede werden die freudigen Seiten des Bergmannslebens hervorgekehrt:

Ist mein Häuschen auch nur klein,
Ist's doch traulich drin und fein,
Bieten's Raum auch nicht gar sehr,
Hat's doch Platz für zwei und mehr.

Sind die Fenster auch nur klein,
Lacht die Sonne doch hinein,
Just wie in das Prachtgeschoß
Den dem stolzen Fürstenschloß.

Eins nur geht mir durch den Sinn,
Was noch fehlt im Häuschen drin,
Eins, ich weiß es ganz genau:
Eine kleine, hübsche Frau!

Diese frommen Bergleute verneḧmen in ihrer Tiefe noch kaum ein Wort von der großen socialen Revolutionsfrage hier oben. Wie der Ritter bei Stolberg seinen Speer, vermacht der Steiger sein Bergleder an seinen Sohn:

Mein treues Staats- und Ehrenleder,
Das geb' ich jetzt bedeutsam dir,
Wie's einstens gab mein Vater mir.

's ist noch von altem Schrot und Korne
Hübsch lang, mit goldner Schnalle vorne,
Nicht also kurz und lendisch klein,
Wie meist sie pflegen jetzt zu sein.

Auch von den Berggeistern wissen sie noch zu singen und zu sagen, wie in dem anheimelnden Märchen: „Die Auswanderung der Gnomen".

Das ganze Büchlein athmet überall deutsche Treuherzigkeit und Schalkhaftigkeit, inniglichstes Familiengefühl und Vaterlandsliebe, eine rührende Melancholie, wie sie dem vielfach düstern Berufe so natürlich, und dabei doch eine einfache aber tiefe Religiosität.

Ungesucht fand der Dichter diese Naturlaute, sein kleines Buch ist von selbst entstanden, während alle die bisher besprochenen mehr oder weniger gemacht sind. Und so hoch auch die Kunstpoesie als solche über der Volkspoesie steht, so tief stehen die Producte der obigen Kunstpoeten unter dem anspruchslosen Erzeugniß der naiven Dichtung.

Eduard Griesbach.

---

## Aus Varnhagen's Nachlaß.

(Beschluß aus Nr. 18.)

1. Biographische Porträts von Varnhagen von Ense. Nebst Briefen von Koreff, Clemens Brentano, Frau von Fouqué, Henri Lampan und Scholz. (Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.) Leipzig, Brockhaus. 1871. 8. 2 Thlr.
2. Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. (Aus dem Nachlaß des Verfassers.) Zehnter bis vierzehnter Band. Hamburg, Hoffmann und Compe. 1868—70. Gr. 8. Jeder Band 3 Thlr.

Die „Tagebücher" von Varnhagen von Ense (Nr. 2) sind mit dem vierzehnten Bande zum Abschluß gediehen; die uns vorliegenden Bände umfassen den Zeitraum von 1853 bis zum 10. October 1858, an welchem Tage Varnhagen plötzlich abends an einem Brustkrampf in seinem nicht vollendeten 74. Lebensjahre verschied. Während die ersten Bände dieser „Tagebücher" in eine etwas schwüle Atmosphäre mit unwillkommenem Eclat platzten und die Gerichte in Thätigkeit setzten, fallen diese letzten in eine Epoche, welche weit geneigter ist, der zunächst vorhergehenden Vergangenheit eine objective Würdigung zutheil werden zu lassen und überdies, mit großen Interessen und Kämpfen beschäftigt, geringeres Gewicht auf das zu legen, was, als Chronik des Tages mit der unvermeidlichen Schiefheit vieler nur oben von der Stromwelle abgeschöpften Neuigkeiten ausgerüstet, mit größerm oder geringerm Rechte für mißliebig gelten mochte. So sind diese letzten Bände der „Tagebücher" im ganzen spurlos vorübergegangen, um so mehr, als viele politische Parteien, darunter auch die „Gothaner", welche von Barnhagen stets heftig angegriffen wurden, und die über eine große Zahl politischer Organe gebieten, ein Interesse dabei hatten, diese Veröffentlichungen todzuschweigen.

Die Bedeutung derselben kann aber durch solche Ungunst nicht verringert werden. Es wird gegenwärtig kaum eine Partei geben, welche die preußische Reactions-

Digitized by Google

epoche von 1848—58 nicht als eine der am wenigsten ruhmvollen in der preußischen Geschichte betrachtete; namentlich durch die großen Ereignisse seit 1866 ist sie in einen so tiefen Schatten gerückt worden, daß die Mißstimmung Varnhagen's, die doch nur aus warmem preußischem Patriotismus hervorging, jetzt auf allgemeinen Verständniß rechnen darf, und daß die fragmentarische Aufzeichnung all des Kleinlichen und Gehässigen, was in jener Epoche zu Tage kam, die Chronik der Unterdrückungen der freiern geistigen und religiösen Regungen, des Gezänkes unter den herrschenden Parteien, der diplomatischen Niederlagen u. s. s. vom Standpunkte der jüngsten glorreichen Erfolge aus als eine Geschichtschronik betrachtet wird, deren düstere Färbung unserer heutigen Anschauung jener Zeit entspricht.

Doch nicht allein in solcher Chronik, so unheimlich bezeichnend die Summe dieser Mißlichkeiten, wenn man sie Tag für Tag zusammenaddirt, für die ganze Epoche ist, liegt der Werth der Varnhagen'schen Memoiren; sie enthalten zahlreiche stilistisch gehobene Stellen, in denen sich geistreiche Weltbetrachtung in musterhafter Form ausspricht, und welche überdies das Bild des Autors selbst in wohlthuender Weise beleuchten; sie werfen Streiflichter auf die literarische Entwickelung der Epoche, welche den kundigen Blick des fein gebildeten Jüngers von Goethe bewähren, und geben überdies die Porträts hervorragender Persönlichkeiten, die, bei aller skizzenhaften Haltung, doch die scharfen Umrisse der Silhouette nicht verleugnen. Von allgemein menschlichem Reiz sind die zahlreichen Stellen, in denen wir in Varnhagen's Gemüthsleben und in seinen persönlichen Lebensverkehr eingeführt werden. Zwar was den letztern betrifft, wäre die Ausscheidung des Trivialen, sich fast täglich Wiederholenden von seiten der Herausgeberin wünschenswerth gewesen. Es darf uns kein Interesse dafür zugemuthet werden, wie oft Varnhagen abends Thee getrunken oder mit Ludmilla Schach gespielt hat; auch die Mittheilung gleichgültiger Besuche, die oft nur eine Notiz für das Gedächtniß des Tagebuchautors sind, wäre besser unterblieben, und selbst die Chronik der Träume, so phantasievoll dieselben oft sind und von so großem psychologischen Interesse eine consequente Beachtung und Aufzeichnung dieser Nachtstudien unserer Seele sein mag, suchen wir gerade in Varnhagen's Memoiren nicht. Was aber den reichen Geist des gealterten Mannes bewegt, diese Träume der Erinnerung, diese Spiegelungen der Vergangenheit, diese Hingabe an ihre persönlichen Einflüsse und geistigen Mächte, diese ganze sich frei entbindende Lyrik des Gemüths, die zwar die gebundene Form verschmäht, aber die künstlerisch geadelte Prosa mit poetischem Hauch beseelt — das alles darf des warmen Antheils gewiß sein, den wir auch in einem minder feinfühligen Zeitalter dem reichen Seelenleben eines begabten, gistig in unserer classischen Epoche wurzelnden Schriftstellers zuwenden.

Die Pietät für Rahel steht in erster Linie; sie erfüllt Varnhagen's ganzes Gemüth; er bestredt sich oft, was der spätern Zeit angehört, mit Rahel's Augen zu sehen; rührend ist die Anhänglichkeit, mit welcher er stets von neuem Kränze der Erinnerung auf ihr Grab legt. Wie oft liest er in Rahel's Briefen und hebt die herzergreifenden geisterbehenden Stellen hervor. Den 19. Mai 1853 schreibt er:

Gesegneter Tag! Rahel, ihr Andenken sei gesegnet! — In Julian Schmidt's „Deutscher Literaturgeschichte" ist der Artikel Rahel wohlgemeint, aber von ihrer Person, Erscheinung und Wirksamkeit hat der Verfasser keinen Begriff, und kann keinen haben, weil er Aehnliches nicht gesehen hat. Solch unmittelbar auf Gott und Natur ruhendes Dasein! Ihr Betrachten ihrer selbst, ihr Bewundern ihrer selbst — wie Julian Schmidt es nennt — war nur die nothwendige Folge ihres Umschauens, sie fand alle andern Menschen so verschieden von sich, zudem war es keine Haussucht, nur Bedeutsucht, gleichsam der Ablaß ihres Thuns. Denn vor allem war sie thätig, jeden Tag thätig im Helfen, Nutzen, Rathen, Besorgen, Erheitern, sie leistete darin Unermeßliches, und ohne den Schein davon, wie zum Vergnügen, und doch oft mit peinlichster Selbstopferung. Bei ihren Betrachtungen und Bekenntnissen muß man an Augustinus, J. J. Rousseau, Saint-Martin, Goethe denken; diesen fehlte die Gabe nicht, Werke der Wissenschaft und Dichtkunst zu liefern, und doch schrieben sie über sich selbst, Rahel, ohne jene Gabe, hatte keinen andern Stoff. Und was sie schrieb, schrieb sie nicht für die Oeffentlichkeit. Daß ihre Sachen zu dieser gelangt sind, habe nur ich zu verantworten.

Den 6. Juli 1853:

Gestern vergoß ich, an Wagram zu denken; heute fällt mir's ein. Vor vierundvierzig Jahren, wie anders sah die Welt aus! Nicht besser als jetzt, in keinem Betracht! Aber ich war vierundzwanzig Jahr alt und hatte Rahel!

Am 20. Juli 1853 knüpft er seine Erinnerung an Rahel an eine treffende allgemeine Bemerkung:

Es gibt Menschen, die eine für ihren Geist und Sinn viel zu reiche, zu hohe, zu freie Sprache haben; das kann recht angenehm sein, bei Einzelnen wie bei Völkern, z. B. den Franzosen, sie haben Antheil an größerm Gemeingut, das die Vorfahren und Genossen erworben haben. Wo die Sprache enger ist als der Geist und Sinn, da fehlt viele Anmuth, der Mensch ist innerlich vielleicht um so höher, aber äußerlich minder brauchbar. Die Uebereinstimmung des Aeußern und Innern, die Angemessenheit des Ausdrucks ist das Rechte, das Erfreuliche. Alle großen Dichter haben das, Goethe vor allen andern. Wenn andere Personen sich die Ausdrücke von Rahel aneignen und sie gebrauchen, selbst ohne damit für sich eiteln zu wollen, so überkäuft es mich ganz eisig und ich empfinde das größte Unbehagen mit den Leuten weiter zu reden. Es ist als ob jemand ein schweres Mysterium nachpfeifen wollte, das er nicht bewältigen kann. Nur wenn es so recht aus dem Herzen kam, wie bei Gräfin Bertha Yorck, oder Fräulein Brandt von Lindau, aber Einsame, dann traulich und entzückt mich eine Anführung von Rahel's Worten oder eine Anspielung darauf. — Wenn R. F. wie Rahel sprechen wollte, war es geradezu empörend, so bei noch vielen andern, die mir wol gar dadurch zu schmeicheln meinten.

Weiterhin heißt es:

„Und ruf' auf mich in schöner Gegend!" Dieses Wort von Rahel, an ihren Bruder Ludwig als hinterlassenes gerichtet, macht auf mich den tiefsten, herzerregendsten Eindruck, ich vergehe in Wehmuth, wenn ich mich ihm hingebe! Ludwig Robert starb vor Rahel, er konnte den Auftrag nicht erfüllen. Ich übernehm' es nun statt seiner. Und auch hier wieder. Sonderbar aber scheint er mir unerfüllt, wenn ich nicht wirklich ihren Namen laut in die Gegend hineinrufe.

In Baden-Baden am 1. August schreibt Varnhagen:

Alles hier ruft mir unaufhörlich den Namen Rahel zu, und alle Empfindungen und Eindrücke drängen sich in mir zu dem tiefen, schmerzlichst-theuern Bewußtsein zusammen, daß sie die Mitte, die eigentliche Bedeutung meines Lebens war, und daß sie mir fehlt! Alles, was ich später von Neigung gefühlt, von Streben und Sinnen, hat seine tiefste Verbindung mit ihr,

Digitized by Google

ging von dem geistigen Leben ihres Wesens aus oder führte dahin zurück.

Am 9. Mai 1855 heißt es:

Die eigene Lebensgeschichte der Frau von Dudevant hat für mich einen Reiz wie kein anderes Buch. Wie kein anderes Buch erinnert es mich unaufhörlich an Rahel, wegen der großen Aehnlichkeit beider Frauen — trotz aller großen Verschiedenheit —, wegen der strömenden Gedanken und Bilder, die mich bei diesem Lesen begleiten. Immer muß ich vergleichen, Lebensverhältnisse, Gemüths- und Sinnesart, Geistesschwung, Wahrheitsliebe, Entschlossenheit. Immer muß ich mir die Frage aufwerfen, mit welchem Sinn, mit welcher Freude würde Rahel dies lesen, mit welchen überraschenden Worten ihre Eindrücke wiedergeben!

Und am 22. August 1854:

Bei allem, was mir begegnet, ist mein erster Gedanke doch immer Rahel, bei allem Freudigen der Schmerz, daß sie es nicht theilt, bei allem Schlimmen eine Genugthuung, daß sie davon nicht berührt wird. Ihr Andenken gibt mir Stärke; wenn ich erröge, was sie alles gelitten und ertragen hat, so schäm' ich mich, minder standhaft zu sein. Sie nannte ihr Unglück eine ohne Titel, und für die Welt hat es noch immer keinen; wenige Menschen sind fähig, ein solches Leid einzusehen, dazu gehört schon ein verwandtes Dasein. Ihre ganze Umgebung, von frühester Zeit bis zur letzten, widersprach ihrem innersten Wesen, den lauten, gerechten Ansprüchen ihres feinen edeln Sinnes, alle ihre Verhältnisse waren mißgestellt und das längste leben hätte nicht ausgereicht, sie zurechtzustellen, für ihre herrlichsten Gaben fehlte fast immer das Element, in dem sie leben und wirken konnten. Damit wäre eine Art Titel angedeutet, aber für die rohe Menge noch immer unerfaßbich.

Am 23. Juli 1854:

Nachmittag in sehr weicher Stimmung, bei schwermüthigen Erinnerungen, die der breite, stille Nachmittagssonnenschein so sehr begünstigt, griff ich zum „Wilhelm Meister"; ich nahm dasselbe Exemplar, das mir vor vierundfunfzig Jahren Madame Philippine Cohen schenkte, in das ich die An- und Bestrichen von Rahel übertrug, das mich seitdem überall hin begleitet und seinen äußern Glanz verloren hat, nicht aber den innern. Ich habe keinen Ausdruck für die Wehmuth, die ich beim Lesen empfand, alle Jugendbilder schienen wieder aufzubrechen, eine abgeschiedene Zeit sich zu erneuern. Ob heutigentags wol jemand es begreifen kann, was jenes Buch mir in jener Zeit war? Ein herrlicher Blumen- und Fruchtgarten abzugrasen, alle Schätze der Bildung, der Poesie und der Wirklichkeit fanden wir darin, wir lebten in ihm die schönsten Tage, wir Jüngern nöthigten selbst ältere Personen theilzunehmen an diesem Zaubertreiße. Und seit der langen Zeit hat das Buch nichts verloren, es rechtfertigt noch heute seine damalige Wirkung, man muß sie anerkennen, verehren.

Wir könnten von diesen sich durch die zahlreichen Bände wie ein rother Faden hinziehenden Stellen, die dem Andenken an Rahel gewidmet sind, noch eine große Zahl mittheilen, deren wehmüthige Stimmung sich unwillkürlich dem Leser mittheilt. Dasselbe ist der Fall mit den Betrachtungen über das Alter, für dessen Vereinsamung inmitten einer oft anderesdenkenden Zeit Varnhagen oft den bezeichnendsten Ausdruck findet, z. B.:

Daß man im Alter die Welt der eigenen Jugend nur noch als Geheimniß hat, das man allein weiß, das kein anderer versteht, dieses Einbehren der Mittheilung, der mitkundigen Gemeinschaft, ist eine der schwersten Bürden, die uns auferlegt sind. Ein ausprühendes Feuer, dem stets Wasser entgegenspritzt, dem Erlöschen nahe, und doch nicht erlöschend! Wie oft erfuhr mir das Wort im Munde, wie oft deren' ich das ausgesprochene! Wer beim Spazierengehen freie Bahn vor sich zu haben meinte und dann bei jedem Schritt plötzlich ein Hinderniß fände, ein sich quer vorlegendes, der würde bald das Spazierengehen selbst lieber aufgeben.

Eindringliche Lebensbetrachtungen über Welt und Menschen, Alter und Jugend, Vergangenheit und Gegenwart; das Gefühl, der Sinn, ganz noch dieselben wie früher, die Einsicht und das Urtheil sehr verschieden. Den Spruch: „Andere lesen Knaben den Terenz, anders Gratius", muß auch ich anerkennen, und dies „anders lesen" gehört mit zu den Freuden, die dem Alter zugetheilt sind; denn des frischen Jugendeindrucks erinnert man sich, und die reife Frucht der Erfahrung hat man als Zugabe. Das Merkwürdigste im Laufe der Welt dünkt mich jetzt das beständige Fließen der Erscheinungen, der unaufhörliche Wechsel der Gebilde, wobei denn doch immer so ziemlich dieselben wiederkehren. Bin ich ein Betrachtender, in der wir und befinden; wird dieser Bann einmal gelöst, dann geht was Neues an! Wir dürfen nicht denken, daß die Menschheit das letzte Wort der Schöpfung sei! Für uns allerdings das letzte, bis wir ein anderes hören, falls wir dies zu hören gewürdigt sind.

Eine Menge ähnlicher Betrachtungen über das eigene Leben und Wesen, über den Gang der Lebensschicksale, mit antheilheischender Wärme und aus einem Gemüth hervorgegangen, welches sich stets im Mittelpunkte der geistigen Interessen und der menschheitlichen Entwickelung fühlt, verleiht den „Tagebüchern" Varnhagen's eine sich stets erneuende Anziehungskraft. Wir führen einige dieser geistvollen Reflexionen hier an:

In diesen traurigen Zeiten, unter dem schweren Druck, den Willkür, den Ungerechtigkeit, Dünkel, Frechheit und Selbstsucht uns auflegen, bei der allgemeinen Verdunkelung weit umher, bei der Aussichtslosigkeit für unsere innern Zustände, ja bei den drahenden Gefahren unsers bürgerlichen Daseins, erfahre ich in mir benuoch ein tiefes Wohlgefühl, das von allen diesen Dingen unabhängig, durch sie nicht die geringste Hinderung erleidet. Es ist ein Gefühl des Antheils und der Freude an allem rein und echt Menschlichen, ein dankbares Erkennen des vielen Guten und Schönen, das in der Welt ist und mir durch Liebe mitgetheilt. Mich dünkt, ich sehe die Natur reiner und höher als sonst, und was mir in Barzeit und Gegenwart als edler Menschengestalt mir erscheint, erweckt mir die beglückendste Neigung. Am frühen Morgen und späten Abend empfinde ich dies Wohlgefühl am heftigen und bin oft von ihm so durchdrungen und erhoben, daß ich ein anderes und neues Leben zu führen glaube. Der kaute Tag mit seinen Aufgaben, Eindrücken und Nachrichten dringt dann wol eine verminderte Stimmung, dringt Unwillen, Verdruß und Haß, aber unter dieser Hülle strömt doch das Wohlgefühl fort, und wenn sie mit dem Tage abfällt, ist dieses voll und frisch wieder da. Heute gerade, wo die Empfindung besonders lebhaft ist, muß ich doch wieder einmal etwas davon aufschreiben.

Ich habe heute in stillen Stunden Veranlassung gehabt, auf meine bisher durchlaufene Lebensbahn prüfend zurückzuschauen. Ich bin wiederholt in großen Gefahren gestanden, die ich als solche nicht erkannte und nur jetzt erst vor ihnen zurückschrecke, da sie längst vorüber sind, viele eifrige Wünsche, deren Erfüllung mir mein Glück zu sein schien, wurden mir nicht gewährt, zu meinem Glück, denn dieses lag nicht in ihnen sondern in andern Dingen. Begehrte Wege, auf denen ich schöne Ziele erreichen konnte, mußte ich aufgeben, um Besseres zu erlangen. Ich litt unaufhörlich, selbst durch Unfälle, zu Erfolgen, und bis zu Rahel's Tode war alles mir steigender Gewinn. Seitdem aber nur einiges. Mein Beruf hat sich noch ferner behauptet und erhellt; das Glück aber blieb stehen als Andenken und Erinnerung! — Wenn ich auf meine Jugend zurückblicke, auf diese Zurüstungen und Anläufe, so muß ich mir sagen, es ist alles weit besser geworden als ich es dachte, das Ganze ein leidliches Schauspiel, das so nicht zu werden versprach.

Ich bin wie ein Schiff auf stürmischen Wogen hin und her geworfen. Ich habe keinen Halt als in mir selber; so lange ich den behaupte, bin ich nicht verloren. Aber es ist

Digitized by Google

eine harte Aufgabe, ohne allen Beistand von außen, ohne alle Ermunterung nur eine schwere Pflicht zu erfüllen, ohne Vergnügen, ohne Reiz! Ich habe keine Gemeinde und gehöre zu keiner, meine Sache hat keine Fahne, keine Vertretung, keinen geschierten Boden. Ich stehe ganz vereinzelt, ohne andern Zusammenhang mit der Welt als dem allgemeinen geistigen, der im ganzen freilich feuchtbar und wirksam ist, aber im praktischen Tagesleben nichts Augenblickliches vermag.

Schwierigkeit, die Menschen richtig zu behandeln, ich habe es nach immer nicht gelernt! Die Einsicht habe ich wol, aber die Ausübung bleibt mangelhaft. Maß halten ist eine Hauptsache, nicht nur in der Strenge, auch in der Güte, in der Liebe, in der Hingebung. Eine vorhandene Ueberlegenheit, sei es des Geistes, der Stellung, des Talents, soll man nicht verleugnen oder aufgeben, gerechte Anforderungen nicht nachlassen —, oder man wird schon sehen, was daraus erfolgt! Aber der Teufel mag alles beobachten, was die Klugheit befiehlt, recht wahl ist uns doch nur, wenn wir sie ganz außer Acht lassen, salge daraus was da walle! Nur mit Kindern darf man sich nicht völlig gehen lassen, hier ist es Pflicht gegen sie, Maß und Ordnung zu halten, und wie selten nur geschieht das!

Unter manchen Lebensbetrachtungen, die mich dieser Tage beschäftigten, war auch die, wie häufig die vortrefflichsten Männer durch ungeeignete Frauen leiden, mit denen sie sich verbunden haben. Die Beispiele des Generals von Rühle, Herder's, Hegel's u. s. w. traten mir lebhaft vor Augen. Daß ein ausgezeichneter Mann durch seine Frau wirklich gestöhrt und gehoben wird, ist ein seltener Fall; ich rechne natürlich die äußere Förderung nicht. Mir bestätigt sich bei wiederem Nachdenken immer mehr der Ausspruch Rahel's, daß solche Männer wie Voltaire, Jean Jaquet Rousseau, Goethe mit der Bürde von Ehehaften verschant bleiben müssen.

In Bezug auf die Literatur fühlt sich Varnhagen, bei warmer Anerkennung des Gelungenen, nicht in Einklang mit der jüngsten Zeit; er klagt oft, daß sie keine Dichter, keine Denker von Bedeutung habe, während er in seinem unantastbaren Goetheculkus jeden Angriff der spätern Literarchistoriker und Kritiker von dem großen Dichter mit eifriger Bestissenheit, oft mit unverhohlenem Unmuth abwehrt. Aus den fast täglichen Mittheilungen über die Lektüre sieht man, daß Varnhagen fleißig die alten Klassiker studirte, namentlich die lateinischen Dichter, und außerdem auch Goethe's Werke ebenso oft zur Hand nahm. Seine Bewunderung des großen Dichters ist eine vollkommen uneingeschränkte:

Das geringste Wort von Goethe wirkt belebend auf mich, nicht nur des Gehalts oder Gedankens wegen, die es ausdrückt, sondern hauptsächlich auch wegen der Sicherheit, die ich empfinde, daß jedes Wort von ihm wahr, richtig und echt ist, daß er immer die Sache sieht, die ganze Sache, die er nennt, mit allen Beziehungen betiefen. Rahel hat wol recht, wenn Goethe sagt: Natur, Liebe, Wahrheit, Einsicht, sa ist es ganz anders als wenn ein anderer solche Worte gebraucht.

Selbst Werke Goethe's, welche durchaus unpopulär sind und lebhaftem Tadel auch bei seinen sonstigen Bewunderern begegnen, finden bei Varnhagen warme Anerkennung:

In Goethe's „Eugenie" gefesen. Welch ein edles, großartiges, durch Gehalt und Gestalt bezaubrendes Gedicht! Wie elend erscheinen die stumpfsinnigen Tadler desselben, Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel! Sie haben das Werk nicht verstanden und nicht einmal den goldenen Redefluß empfunden, in welchem das Ganze kraftend hinströmt. Der gesellschaftliche Zustand Frankreichs, die Nothwendigkeit der drahenden Revolution, das Geschick des Einzelnen mit dem Allgemeinen unauflöslich verflochten — alles ist darin von Meisterhand abgebildet.

Heftig erklärt sich Varnhagen gegen die Tadler Goethe's:

Von Julian Schmidt's „Deutscher Literaturgeschichte" ist eine neue umgearbeitete Auflage erschienen. Wie der Mensch über Goethe spricht! mit vollem Unverstand. Man sollte glauben, aller Gewinn an Bildung, Geist, Einsicht, den die Deutschen seit achtzig Jahren gemacht, sei wieder verlaren gegangen. Selbst die Heldenthat der „Xenien" — es war wirklich eine — wird getadelt, gelästert, in Antrieb und Wirkung gänzlich verkannt! Vermag ein Geschichtschreiber sich nicht besser in den Sinn und die Bedeutung der Erscheinungen zu versetzen, von denen er spricht? Er und sein Freund Fryatag verdienten selber in den „Xenien" zurjukommen, mit ihrer engherzigen Aesthetik und ihrer noch engherzigern Moral, auf die sie sich so viel einbildent Sie schienen ein Gefühl davon zu haben, daß alles Große, Frische, Genialе gegen sie mit gerichtet ist.

Auch von Gervinus heißt es, daß er durch seine Beschränktheit, sein Nichtverstehen und Mißverstehen Goethe's verderblich sei. Varnhagen freut sich sogar, daß noch immer Goethe's Sprüche in den parlamentarischen Verhandlungen vorkommen; alle Parteien citirten ihn und gewöhnlich trafen seine Worte gut. Und wenn Varnhagen den „Julian" von Freiherrn von Eichendorff, „ein unnöthiges Gedicht, Folge von Romanzen", durchgelesen hat, so liest er darauf in Goethe zur Erquickung. Er meint, das Bedürfniß, Goethe's Briefe in einem Körper gesammelt zu sehen, werde immer fühlbarer: „Welche Schatzkammer von Lebensweisheit und Lebensreizen, Gefühlen und Gestalten!" Fast nie unterläßt er es, Goethe's Geburtstag mit einem Segensruf für den großen Dichter zu begrüßen. So schreibt er am 18. August 1855:

Heute Goethe's Geburtstag! Ruhm und Ehre seinem Namen! Dank und Heil und Segen allem, was er gethan, gewirkt! — Wunderbar, wie viele Widersacher gegen den großen und guten Mann sich immer noch aufstellen! Aber sie dienen ihm wider ihren Willen, sie halten die Verehrung und Liebe für ihn wach und thätig. Wir Deutsche haben keine allgemeinen Helden, keine von der ganzen Nation anerkannten, immer entgeht ein Theil der Nation sich dem Kultus. Wir haben keinen Washington, keinen Shakspeare, keinen Cervantes, keinen Heinrich IV. von Frankreich u. s. w.

Und am 7. April 1855 heißt es:

Gegen die Ungerechtigkeit der Zeitgenossen brennt man sich zwar auf die gerechtere Nachwelt. Ich finde genug Fälle, in denen man sich gegen die verkennende Nachwelt auf die einsichtigern Zeitgenossen berufen könnte. Goethe besonders wäre dazu berechtigt. Je weiter seine Werke sich von ihrem Ursprung entfernen, desto weniger Verständniß, Sinn und Liebe für sie bleibt übrig. Gerade jetzt ist für ihn eine kalte Winterzeit. Auch für Rahel scheint weniger Sinn und Liebe vorhanden als vor zwanzig Jahren. Aber es schadet nicht! Diese Jahrezeit geht vorüber, und Frühling und Sommer kehren zurück. Dies sind wechselnde Stimmungen, die man ertragen muß. Zuletzt kommt denn doch eine Zeit, wo nur berufene und edle Geister den Werth ihrer Vorgänger feststellen, wo man den Autor wenigstens im Zusammenhange mit seinen Zeitgenossen sieht und beurtheilt. Dies hindert nicht, daß die Gemeinheit auch nach zweitausend Jahren noch bisweilen schreit, Platon sei ein dummer Schwärmer, Homeros ein langweiliger Schwätzer.

Am 26. Februar 1856 sagt Varnhagen:

Der Pöbel der Literatur wird nicht müde, dan Goethe's Egoismus zu reden, und meint recht viel zu thun, wenn es ihn einen großartigen Egoismus nennt! Wo solche blinde Verkennungen, solches gedankenlose Fortpflanzen von Stichwörtern, falsche Nachsprechereien herrschen, da ist es im Innern weder hell noch rein.

Digitized by Google

Ohne Frage trägt so unermüdliche Bewunderung begabter Männer wesentlich dazu bei, eine Dichtergröße der Nation zu sichern. Bielen stand der jugendliche Goethe hoch, der gealterte galt ihnen wenig; es bedurfte einer Verehrung, die bedingungslos den Mann in seiner Ganzheit anerkannte, um das Gegengewicht zu geben gegen vielfach bedenkliche Ausstellungen. Der Rahel-Varnhagen'sche Kreis hat wesentlich dazu beigetragen, Goethe's geistige Souveränetät zu etabliren wie einen rocher de bronze. Gleichwol muß man sich fragen, wie Varnhagen seine demokratische Gesinnung mit den politischen Meinungen Goethe's in Einklang bringen konnte. Irgendeine derartige Dissonanz findet sich nicht in seinen Aufzeichnungen; keine Nuance der Meinungsverschiedenheit, alles ist voll ausgeglichen in hingebender Bewunderung.

Nächst Goethe sind es die ältern französischen Autoren, denen Varnhagen warme Anerkennung widmet, Rousseau und namentlich Voltaire, und zwar auch die ernsten, meistens über die Achseln angesehenen Dichtungen des letztern, deren geschmackvolle Form ihm zusagte. Er hatte sogar einmal die Absicht, ein Buch über Voltaire zu schreiben, wie aus der folgenden Stelle hervorgeht:

Ich lese jetzt ältres in Blättern und Büchern, daß es recht gut sei, wenn die Deutschen sich in Staats- und Literatursachen von den Franzosen ab- und den Engländern zuwenden. Ein großer folgenreicher Irrthum! Von den Franzosen kommt Freiheit und Geschmack, liebenswürdige edle Sitte, von den Engländern bekommen wir — nicht ihr Bestes, das bleibt daheim — nur Pedanterei und Beschränktheit, ohne das was bei ihnen beides noch einigermaßen erträglich macht. Wenn ich nur früher Hand angelegt hätte, mein brabschtigtes Buch zu schreiben! Es wäre vielleicht nützlich geworden; jetzt ist es zu spät.

An einer andern Stelle heißt es:

Hätte ich einem jungen Literaten, der zwar auf sein Gewerb angewiesen ist, aber dabei doch nicht sich zu übereilen braucht, einen Rath zu geben, so wäre es der, sich auf den Theil der Literatur zu werfen, der jetzt ganz vernachlässigt ist, auf die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, besonders auf die französischen Schriftsteller, die jetzt niemand mehr bei uns liest, besonders auf Voltaire, aber auch auf alle Schöngeister seiner Zeit. Man sande da Schätze der seltensten Art, die bei einer gehörigen Umprägung mit dem außerordentlichsten Erfolge wirken würden. Der vom Gewerb unabhängige Schriftsteller bedarf keines Rathes, der durchaus abhängige kann keinen brauchen in der täglich erneuten Hetze. Doch der Mittelklasse wüßte ich nichts Vortheilhafteres.

Aehnlich schreibt Varnhagen am 15. October 1856:

Zu gleicher Zeit empfange ich zwei Bücher, die mir sehr willkommene Erscheinungen sind: „Voltaire und Rousseau", von Jürgen Bona Meyer, Berlin, 1856, und „Geschichte der französischen Nationalliteratur", von Eduard Arnd. Berlin, 1856. Erster Band. In beiden wird die französische Literatur endlich einmal wieder mit Kenntniß und Gerechtigkeit behandelt, und in der ersten Schrift namentlich Voltaire als Menschenfreund und Wahrheitsfreund anerkannt. Mir sehr unerwartet und sehr erfreulich! Die unwissende Anmaßlichkeit im Beurtheilen und Verwerfen dieser auch uns heilsam gewordenen und gerade jetzt wieder sehr beachtenswerthen französischen Größen hat mich lange genug geärgert.

Und am 10. December 1856:

Vor mehr als dreißig Jahren las ich, durch ein Wort von Rahel angeregt, zum ersten mal die vielbändige Briefsammlung Voltaire's aufmerksam durch, mit größtem Vergnügen und reichstem Ertrag. Seitdem habe ich dasselbe Lesen zweimal wiederholt, das letztemal in der Beuchot'schen Ausgabe, wo die Briefe zwanzig Bände füllen. Unzählige mal habe ich diese Briefe mündlich empfohlen und angepriesen als die reinste und ergiebigste Quelle zur Erkenntniß Voltaire's, als das sicherste Lebensbild des achtzehnten Jahrhunderts, als einen Schatz Voltaire'scher Geistesfülle, dessen Werth sich dem seiner besten Werke gleichstellt, ja diesen übertrifft. Nun habe ich die Genugthuung, diesen unter Franzosen und Deutsche reichlich ausgestreuten Samen hin und wieder aufgehen zu sehen, in letzter Zeit sind mir in der Literatur wiederholt solche Aeußerungen begegnet, die ich dreist als die meinigen ansprechen darf.

Selbst den Cynismus Voltaire's vertheidigt Varnhagen:

Mißverstand hat meines Erachtens die Leichtfertigkeiten und anßößigen Scherze Voltaire's so wie auch die Schlüpfrigkeiten und sinnlichen Roheiten Heine's nicht richtig aufgefaßt. Er darf freilich als Professor der Philosophie und Lehrer der Jugend dergleichen nicht vertheidigen, kann entschuldigen, aber er konnte darüber hingehen; in Wahrheit jedoch hat er die Sache nicht verstanden. Von jeher ist der erste Antauf zur Freiheit, der erste Widerspruch gegen knechterische und pedantische Autorität auf diesem Gebiete des Sinnlichen geschehen, hier ist der Kampf am sichersten gewonnen, weil die Gegenseite selbst dafür die zahlreichsten Kräfte liefert, die Bornehmen und Reichen, die sich von den Fesseln der Sittlichkeit längst befreit haben. In allen Zeiten sind diese Waffen gebraucht worden, von Aristophanes, Boccaccio, Rabelais, Friedrich Schlegel, bis zu den Franzosen am meisten. Die haben mehr überhaupt am meisten für die Freiheit gethan. Für Voltaire wäre noch ganz besonders zu sagen, seine „Pucelle d'Orléans" ist eine Streitschrift, eine der Schaven, die er unaufhörlich in seinen großen Kampf aufsendet. Wer sich nicht in jene Zeit, in ihre Atmosphäre ganz versetzen kann, vermag nicht über dieß Werk zu urtheilen. Alles Sinnliche und Derbe ist die kräftigste Bekämpfung auf die Natur. Goethe selbst kann nicht umhin diese Kraftsprache bisweilen zu reden. Und Shakspeare? Und Luther?

Varnhagen's mißvergnügtes Urtheil über die damalige gleichzeitige Literatur ist indeß nicht allein von seiner ausschließlichen Verehrung unserer großen Dichter abhängig, mit deren Maß gemessen ihm die spätern gering und epigonenhaft erscheinen; es wird gerechtfertigt durch den Rückschlag, welchen die engherzige und niederdrückende Politik des Tages damals auf die Literatur ausübte, sodaß der modische Geschmack sich gehaltloser Lyrik oder einem einseitigen Realismus zuwendete, indem jeder höhere Aufschwung der Dichtung durch die Mißstimmung der Geister niedergehalten wurde. Damit erklären sich Beobachtungen wie die folgenden:

Ueber unser Literaturwesen nachgedacht; wir wanken hin und her, wir verstehen nicht an unsern Größen — unserm Erworbenen — festzuhalten, wir nehmen das Geringere statt des Besten und machen uns arm, wo wir reich sein konnten, thun schlechte Arbeit, wo die gute längst für uns gethan ist. Wir sind im Gemüde ein leichtsinniges Volk.

Bezeichnend ist auch die folgende Bemerkung:

Die deutschen Dichter sind bei der großen Krisis der Weltzustände stumm. Sehr natürlich! Begeistern kann man sich nur für einen persönlichen Helden, für die Freiheit, für das Vaterland; eine Persönlichkeit, für die man sich begeistern könnte, gibt es in ganz Deutschland nicht, und Freiheit und Vaterland sind bei dieser Krisis gar nicht im Spiel. Das Verstummen der Dichter ist ganz in der Ordnung.

Am 15. März 1857 heißt es:

Uebelstände der deutschen Literatur, die auf das ganze Weltwesen nachtheilig einwirken: Neid und Gehaltsigkeit, Mangel an Verbindung, Versplitterung aller Kräfte, nie vereinigte Gesammtwirkung! Ich finde mit allem ernstlichen Suchen auf



Digitized by Google

diesem Gebiete seine sichern Wege, auf denen diesen Uebelständen abzuhelfen, seinen festen Boden, auf dem ihr Gegentheil zu begründen wäre. Immer aufs neue gereizt, hier etwas zu thun, muß ich immer aufs neue zu dem Ergebniß kommen, daß hier nichts zu thun ist! Die literarischen Uebel sind ganz eins mit den politischen. Ueberdies herrscht gerade jetzt ein betriebsames Geschlecht gemeiner Literaten, von wenig Bildung, von großer Unwissenheit, von dünkelhafter Selbstsucht; diese rohen Burschen müssen erst verstummt sein, eher findet das Bessere nicht Raum.

Am 4. April 1857:

Betrachtungen über unsere Literatur. Wir haben der gelehrten, der geistigen Arbeit eine Ueberfülle, die ihr eigenes Wachsthum hindert, ihre eigene Wirksamkeit erstickt und großentheils unfruchtbar vergeht. Nicht nur die oberflächlichen Thätigkeiten erliegen diesem Geschick, sondern auch die gründlichen, wissenschaftlich ernsten. Die Art der Arbeit ist nicht die rechte, die Schriftsteller schreiben meist nur für einander, ohne Bildung, ohne Schönheit, ohne gefällige Deutlichkeit, und da die Schriftsteller untereinander sich am wenigsten gelten lassen, einer den andern kaum lesen mag, als insofern er ihn kritisirt oder benutzt, so kommen die Bücher auch innerhalb dieses engern Kreises nicht als zu rechter Währung, sondern verkommen auf dem Büchertrost oder in der Rumpelkammer. Daher hilft es nichts, daß eine Wahrheit längst ausgesprochen sei, es bleibt unbeachtet und muß hundertmal wiederholt werden, womit man erst fertig zu werden pflegt, wenn das Gesagte selber schon wieder in den Zeitumständen veraltet ist und eine andere Wahrheit zu sagen nöthig geworden ist. Ich weiß nicht, wie dieser Schaden zu bessern ist, aber wo ich kann, suche ich ihn zu mindern, alles Stückwerk zu dem Ganzen hinzuleiten, alles Augenblickliche mit Vergangenheit und Zukunft in Zusammenhang zu setzen. Sei es auch nur wenig, das Rechte ist es gewiß.

Am 20. August 1854:

Wer unbefangenen Blickes ist, der kann es den Schriften leicht ansehen, ob sie im Strome der Zeiten untersinken oder aber schwimmen werden. Der augenblickliche Erfolg oder Mißerfolg entscheidet darüber nicht. Der tiefe und reiche Gehalt rettet sich immer, aber meist indem er Namen und Flagge wechselt. Das wahre geistige Eigenthum behauptet sich nur in edler und schöner Gestalt. Wo dieser aber kein Inhalt beigegeben ist, verschwindet sie wie täuschendes Nebelgebild. Von wie wenigen deutschen Schriftstellern wird die Nachwelt etwas wissen wollen!

In einer Zeit, in welcher die Miniaturlyrik herrschte und den vergänglichsten Begabungen gewaltig ausposaunte Erfolge verschaffte, mußte es sehr angemessen erscheinen, wenn Varnhagen gegen diese Uebertreibungen die folgende Bemerkung richtete:

Lyrische Gedichte! Schon vor funfzig Jahren schrieb mir Friedrich von Schlegel, sie genügten nicht mehr einen Dichter zu machen, später hat auch Goethe goldene Worte gesagt, daß die Sprache und die Bildung zu sehr fortgeschritten sind, um nicht ihre Handhabung auch in Versen zum Gemeingut zu machen. Wie viel mehr ist das jetzt der Fall; Dichten ist jetzt, wie ehemals Lesen und Schreiben war, eine empfehlende Eigenschaft, die allgemein verlangt wird. Und doch wird der Genius auch in diesem Gebiete sich zum Höchsten aufschwingen; Uhland und Heine werden am literarischen Himmel ewig als schöne Sterne glänzen.

Die tonangebende kritische Autorität der Reactionsepoche waren die „Grenzboten". Politisch liberal, waren sie ohne Gefühl für das dichterisch Bedeutende, kleinlich mäkelnd, pedantisch philisterhaft und dabei überschwenglich in der Schätzung der Producktionen eines hausbackenen Realismus, der bei der ausgenichteten Zeitstimmung allerdings sich großer Erfolge zu erfreuen hatte. Von diesem Standpunkt aus mußten sie an den Hauptvertretern unserer classischen und romantischen Schule viele Ausstellungen machen, gegen welche Varnhagen's ästhetisches Gewissen sich sträubte. Wir sehen schon oben, wie er sich Julian Schmidt gegenüber zum Anwalt Goethe's machte; über den zweiten Band von Julian Schmidt's „Literaturgeschichte" schreibt er:

Selbst auf- und niederschaukelnd auf den bewegten Wogen, meint er einen festen Standpunkt zu haben, um das Schwanken anderer zu beurtheilen! Er verliert im Gegentheil allen Ueberblick, alle Richtung und flüchtet in den Nothhafen einer kläglichen Sittlichkeit, weil er den Sturm der Laster nicht vertragen kann. Gothaer und Philister, das erklärt alles. Sanft hat er viel gute Meinung und will von seinem falschen Standpunkt aus möglichst gerecht sein. Im einzelnen Theile war er besser, es geht ihm wie Ranke, er kann das Neueste nicht vertragen, das Frischeste und Lebendigste nicht! Auch hat er gar kein Maß der Behandlung — Kürze und Ausführlichkeit wechseln ohne Grund. Bei so vielem guten Sinn so viel Beschränktheit! Es ärgert mich und schmerzt mich.

Und weiterhin heißt es:

Zu Hause nach eine längere Sitzung, zu der Julian Schmidt meist den Stoff zu leihen hatte. Der Hauptfehler seines Buchs ist, daß er immer zankt, an den Leuten und Schriften zerrt, auch an den größten und besten; ferner schreibt er ganz aus einer Tagesstimmung heraus, und aus seiner Einzelstellung, ohne Maß und Ordnung, als Gothaer, als Demokratenfeind, das ganze Buch ist mehr ein Pamphlet als eine Geschichte. Auch im Thatsächlichen greift er ganz fehl; wie bringt er Görres, Fouqué und Jahn zusammen! Wie 1832 er Heine durch Rahel und mich in die philosophische Dialektik eingewebt werden! Nicht eine Spur von solcherlei! Der Einfluß von Rahel und mir auf Heine bestand nur einzig darin, seinen Ernst zu stärken und seine Scherzausbrüche zu mäßigen, und darin hat besonders Rahel viel gethan, wenn es auch manchen wenig merkbar sein kann, denn allerdings blieb er immer noch zu scharf und wild.

Von dem gepriesenen Musterroman der realistischen Richtung sagt Varnhagen:

In dem Freytag'schen Roman „Soll und Haben" ist das Handelswesen vorgestellt. Ja, es ist, als hätte man aus dem Gewebe des „Wilhelm Meister" einen der dünnern Fäden herausgezogen und daraus — aus dem Werner — einen neuen Roman gemacht.

Die Urtheile über andere neue Dichter sind nicht allzu häufig. Für Uhland und Heine bleibt Varnhagen begeistert, wie überhaupt persönliche Beziehungen nicht ohne Einfluß auf sein literarisches Urtheil waren. Außerdem wird günstig geurtheilt über Gottfried Keller, Max Ring, welcher Varnhagen vielfach an Koreff erinnert, Hermann Grimm, doch nur den Novellisten, nicht den Dramatiker, Tempeltey u. a. Wie wollen hier auch das Urtheil einfügen, welches Varnhagen über eine Dichtung des Herausgebers d. Bl. über „Carlo Zeno" fällt:

Um halb 8 Uhr ins Englische Haus zu Dr. Gottschall's Vorlesung seines „Carlo Zeno". Eine reiche Dichtung, fortschreitend in einer Fülle herrlicher, neuer, glücklicher Bilder. Größte Aufmerksamkeit. Gräfin von Ahlefeldt und General Paltni dort, Geh. Rath Bäch, Rauch, Meyerbeer, Ring, Rascher, Karl Beck, die schöne herrliche Fräulein Bierect, Fräulein Ada Treskow, Schasler, Sievert, Sternberg, Stahr und Fanny Lewald, wol 150 Zuhörer. Vortrefflicher Eindruck; aber unreine, zaghafte Urtheile!

Georg Spiller von Hauenschild (Max Waldau) wird ein braver, eifriger Mann genannt, doch dabei eins der wilden Talente, deren Klärung schwerlich zu hoffen ist — gewiß

Digitized by Google

mit Unrecht, bei Max Waldau's großem und feinem Formensinn. Ueber Börne heißt es:

Wunderbar! Sachen, die uns vor vierzig, dreißig Jahren den größten Reiz hatten und die angenehmste Würze dünkten, erschienen mir heute ganz abgestanden und schal! Ich hatte noch Börne's Schriften gegriffen, in der Meinung, ergötzliche, frische Unterhaltung zu finden, aber mit jeder Seite mehr wuchs meine Enttäuschung! Ich konnte das widrige Gefühl nicht lange ertragen und mußte das Buch mit größter Verstimmung weglegen. Ich kann mir doch wol erklären, wie der Eindruck von heute dem frühern so ganz entgegensteht. Börne gehörte dem Tage, dem Tage mit allen Verhältnissen und Bedingungen desselben an, was er sagte, traf diese Zeitumstände, war diesen gemäß; ihnen entrückt, hat es nichts Treffendes mehr, im Gegentheil erscheint nur noch das Unreife, Wegfallende, Ueberbotene und dazu noch ein größeres, nicht auszugleichendes Uebel, nämlich man merkt, daß Börne selber in seiner kurzen Laufbahn ein anderer wird, als der er zuerst war; anfangs zeigte er edeln Ernst, frische Theilnahme des Herzens, Sinn fürs Allgemeine, und noch nach wird darauf bittres Mißwollen, dünkelhafte Selbstsucht, freche Willkür. Ein sittlicher Kern fehlt zuletzt ganz und gar. Ganz verkehrt sind die Urtheile, die zuletzt über Börne und Heine von den Schriftstellern gefällt wurden; in Börne wollten sie strenge Tugend verehren, in Heine den Mongel derselben beklagen; ganz umgekehrt! Heine hat bis zuletzt einen tiefen sittlichen Kern gehegt, Börne ihn frivol weggeworfen, wie seine Behandlung Deutschlands, seine Schmähung Goethe's, seine Eitelkeit und Willkür zeigen. Ich machte beim Lesen diese bittere Erfahrung, daß der einstige Lieblingsschriftsteller mir nichts mehr ist. Ich möchte, daß auch andere diese Probe anstellten!

Von den neuern französischen Dichtern werden Victor Hugo und George Sand begeisterten Lobes theilhaft; ungünstig dagegen urtheilt Varnhagen über Alexandre Dumas den Jüngern und seine „Kameliendamen", ein widerwärtiger Stoff, durch die mitgetheilten Einzelheiten und den das Buch begleitenden Schimmer von sittlichem Zweck erst recht widerwärtig.

Mit den Historikern der Neuzeit, auch mit den namhaftern, ist Varnhagen keineswegs zufrieden. Ranke hat ihm zu wenig Gesinnung; von Leo sagt er sehr treffend, er sei eigentlich ein Jakobiner, der sich nur im Stoffe vergreife, und es sei noch die Frage, da Wühlen einmal sein Fach sei, ob er nicht am liebsten gegen Fürsten und Bornehme wühlthete. Von Sybel's „Revolutionsgeschichte" heißt es:

Der zweite Band von Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit" befriedigt mich noch weniger als der erste. Oetzener oder Schlosserdendorf hätten die Geschichte der französischen Revolution schreiben können; mir ist sonst kein Deutscher bekannt, der sich an diese Aufgabe hätte machen können. Im allgemeinen fehlt ganz und gar das Verständniß der großen Bewegung. Mit Fleiß und Sorgfalt, die ich gewiß nicht entbehren will, ist es allein nicht gethan. Berichtigungen, genaue Einzelheiten mögen wir beibringen, Ungerechtigkeiten, Uebertreibungen zurückweisen; aber das Ganze darzustellen fehlt unsern Schriftstellern der hohe freie Standpunkt, das starke Gefühl der waltenden Lebensverhältnisse, der beherrschende große Dichtersinn, die den französischen Schriftstellern mehr innewohnen als den unsern. Sybel betrachtet zu sehr die einzelnen Rollen, die Abstchten der Menschen, und damit kommt man nicht weit, wo alles im kämpfenden Gedränge einer unwiderstehlichen Nothwendigkeit folgt, mehr getrieben wird als treibt. Diese Macht empfanden die mächtigsten Gestalten der Revolution immerfort, nicht nur Necker und Lafayette, sondern auch Mirabeau, Danton, Robespierre, und selbst Bonaparte. Der deutsche Professor, selbst wenn er sähig wäre das Beste über die französische Revolution zu sagen, dürfte er es denn sogen?

Einige Bände von Thiers' „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs" werden kritisch analysirt, aus eigener Kenntniß und Erfahrung vielfaches Detail berichtigt. Von Lamartine's „Girondisten" ist Varnhagen ebenso wenig zufrieden gestellt, er findet, daß er von Band zu Band fader und matter wird: „Er spricht alles mit schönen Redensarten zurecht und schmeichelt nach allen Seiten, besonders aber den Bourbons, deren Elendigkeit er höfisch anspupt, deren Wortbrüchigkeit er verschweigt oder entschuldigt." Mit großer Bewunderung spricht Varnhagen dagegen stets von Grote's „Geschichte Griechenlands".

Von den deutschen großen Philosophen denkt Varnhagen keineswegs nach Art der Neuerer gering; er bewundert Kant und Fichte und nimmt Hegel in Schutz gegen die Angriffe Haym's, dem er durch die unzweideutigsten Ausdrücke seine Geringschätzung bezeugt. Baader gegenüber befindet er sich in getheilter Stimmung; sein Geist zieht ihn an, sein Mysticismus stößt ihn zurück; er sagt von dem siebenten Bande seiner Schriften:

Diese von Geist und tiefen Einsichten sprudelnden Schriften sind wir verleidet durch Baader's eigene spätere Gezwungenheit, sich eng an die katholische Kirche anzuschließen, und durch das Bemühen des Herausgebers, diesen Anschluß als einen innerlich gebotenen und wesentlichen vorzuspiegeln. Eigentlich war Baader ein Freidenker, der mit den Dogmen der Kirche nur umging wie Kant mit Bibelsprüchen. Er mußte im Katholischen dasselbe Geschick erfahren, das Schleiermacher im Protestantischen erfuhr; beide wollten sich unabhängig von der Kirche bewegen, beide wurden auf sie zurückgedrängt und mußten sich mit dem verbinden, was sie bestreiten wollten. Das mocht die spätere Erscheinung beider so wirrig, so zum Gegentheil dessen, was ihre frühere gewesen. Wie Baader noch 1823 in Berlin mit mir sprach, und 1827 in München — wie verschieden von diesen Schriften! Freilich waren die Zeitumstände und Lebensverhältnisse andere geworden.

Aehnlich steht er Schleiermacher gegenüber; er tadelt ihn sehr scharf, nachdem seine Biographie in Briefen erschienen war, in welchen viele wichtige Erscheinungen und Verhältnisse ganz verschwiegen wurden; er findet ihn in seinen Briefen oft weitschweifig, schwächlich, kindisch, entdeckt in ihnen viel Ziererei, Bildungsziererei, Frömmigkeitsziererei; er meint, er war für die Theologie gar nicht geartet, war ganz Weltlichkeit, Sinnlichkeit:

Es hilft nichts, daß man die Briefe sorgsam gewählt und gesichtet, den Rest verbrannt hat, damit nun ein glattes, schönes Liebeswesen möglich rein erscheine; es haben gute Zeugen die noch vollständigen Briefe an die Predigerin Grunow gelesen und mit Erstaunen darin die fleischlichste Leidenschaft und Begier, eine wahrhaft Lucindische Ausdrucksweise gefunden. Hiermit stimmen auch die spätern Erzählungen Friedrich Schlegel's von seiner mit Schleiermacher verlebten Jugendzeit, ja des letztern Bewunderung dieses wilden Romans, seine gedrechten Briefe darüber. Ja mocht Schleiermacher auf dieser seiner Natur gewiß kein Verbrechen, so wenig wie Rousseau, aber der falsche Schein, der darüber geworfen wird, empört mich, und die Verwicklungen, in die sein Leben auf dem Irrwege getrieb, sind ich tief beklagenswerth.

Dann rühmt er wieder von ihm, wie er alle Lebenskämpfe mit Scherz, Muth und hohem Geiste bestanden habe, hebt seine Pflichttreue, seine Unverdrossenheit hervor und nennt ihn in Summa einen der besten seiner Zeit.

Die Heldin dieser letzten Jahrgänge der Varnhagen'schen „Tagebücher" ist Bettina von Arnim; der sehr lebhafte Verkehr mit dieser Dame füllt eine große Zahl von



Digitized by Google

Blättern mit Schilderungen und Bemerkungen. Varnhagen war ihr Rathgeber und hülfreich thätig bei Herausgabe der Arnim'schen Werke. In seinen Urtheilen über sie ist er sehr schwankend, oft rühmt er ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit, oft gibt er unverhohlener Entrüstung Ausdruck über ihre Widersprüche, ihre Unklarheiten, ihre Koketterien u. s. w. Das Gesammtbild Bettina's, das uns aus dem Rahmen dieser Tagebücher entgegentritt, ist kein geschmeicheltes zu nennen. Ihre fixen Ideen, namentlich wegen des Goethe-Monuments, ihre Confusion in allen Geschäftssachen, ihre verspätete Kindlichkeiten und ihre Eitelkeiten erscheinen unerquicklich, werden aber durch Alter, Kränklichkeit und Lebensschicksale einigermaßen gerechtfertigt.

Wir wollten durch alle diese Mittheilungen die Reichhaltigkeit der Varnhagen'schen „Tagebücher" an geistvollen Betrachtungen auch außerhalb der eigentlichen Zeitchronik nachweisen. Was diese letztere betrifft, so umfaßt sie die letzten Regierungsjahre des Königs Friedrich Wilhelm IV., von dem sie zahlreiche, oft unterhaltende, oft wehmüthig stimmende Anekdoten mittheilt, und schließt ab mit dem Antritt der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen, dem gegenüber Varnhagen keine günstige Vormeinung zeigt, der aber doch durch die Mittheilungen dieser letzten Jahre in ein volles, günstiges Licht gerückt wird.

Es ist merkwürdig, daß Varnhagen aus der Welt schied gerade bei dem Anbruch einer neuen Epoche der preußischen Geschichte, die zu den glorreichsten derselben gehört und deren glänzenden Aufschwung mitzuerleben dem eifrigen Patrioten und Anhänger des großen Friedrich nicht vergönnt war. Als solcher bewährt sich Varnhagen mit vieler Consequenz, wie er ebenso der unerbittlichste Gegner des dritten Napoleon bleibt, den er fortwährend in einer Weise bezeichnet, welche die Herausgeberin glaubte durch Gedankenstriche wiedergeben zu müssen. Auch der siegreiche Krimfeldzug und die Weltmacht Napoleon's stimmen Varnhagen nicht um; der Kaiser bleibt ihm verhaßt, und für die Huldigungen, welche die europäischen Fürsten ihm darbringen, hat er nur den bittersten Tadel.

Das Getriebe der Hof- und Parteiintriguen wird durch Varnhagen's Aufzeichnungen klar an den Tag gelegt, mag auch im einzelnen vielleicht dem vorübergehenden Klatsch zu viel Recht eingeräumt sein. Wer sich die Signatur der von Varnhagen mit einer Fülle von Detailzügen geschilderten Epoche zurückrufen will, dem geben wir dazu folgende Anhaltspunkte: Kampf zwischen der Kreuzzeitungspartei und Manteuffel; das Raumer'sche Cultusministerium, die Chicanen gegen die Freien Gemeinden, Nees von Esenbeck u. a.; Hinckeldey als berliner Polizeichef und preußische Staatsmacht fällt im Duell gegen Rochow, nachdem er das Junkerthum gegen sich aufgebracht; Lindenberg als Held des Tages, Spion und Werkzeug in den Intriguen gegen den Prinzen von Preußen, der berüchtigte Depeschendiebstahl u. s. w. In diese schwüle und trübe Atmosphäre tritt die neufchateller Frage, die Kampfstellung gegen die Schweiz, der russische Krieg, die Neutralitätsdebatten u. a. Ueber die Vorgänge bei Hofe war Varnhagen durch Humboldt, Oberstallmeister von Wissbach u. a. im ganzen wol gut orientirt. Außer diesen finden wir Fürst Pückler, General Pfuel u. a. häufig in diesen Denkwürdigkeiten erwähnt und geschildert.

Anstoß werden besonders die „göttlichen Grobheiten" erregen, an denen diese Tagebuchblätter reich sind, denn auf eine Injurie mehr oder weniger kommt es dem Diplomaten bei seinen Selbstgesprächen nicht an. Er entschuldigt sich hierüber in folgender Weise:

Beim Durchsehen dieser meiner Blätter fällt mir auf, daß ein reichlicher Vorrath von Schimpfworten darin wiederholt vorkommt; aber es ist sehr natürlich, denn Schimpfworte sind einmal die bequeme Abkürzung mancher Bezeichnungen, die in anderer Art allzu weitläufig ausfallen würden, und dann sind sie überhaupt jetzt in verstärktem Gebrauch, sie sind aus dem untern Volke zu den gebildeten Klassen heraufgerückt und besonders am Hofe gäng und gebe. Wie kann man sich vor solchen Ansteckungen genug hüten! Manche Namen werden gar nicht ausgesprochen ohne den Zusatz Schweinehund, Racker oder Canaille, und wohrr solche Worte kommen, dahin kehren sie auch wieder zurück.

An einer andern Stelle sagt Varnhagen:

Ich prüfe mich täglich, ob ich in meinen Urtheilen nicht zu hart bin, nicht ungerecht gegen Personen und Verhältnisse, für die gewiß manches zur Entschuldigung sich sagen läßt; aber ich muß mich doch in diesem Betreff ziemlich freisprechen. Ich würde vielleicht in vielen Fällen nichts Besseres thun als die Gedanken, oder mein Urtheil würde dann auch gegen mich selbst ebenso streng ausfallen. Die Erkenntniß der Wahrheit läßt sich nicht herabstimmen und mildern, allein im Benehmen, wo es auf kein eigentliches Handeln ankommt, bin ich so nachsichtig, mild und verschiedlich, als irgendjemand, den ich kenne

Die gewichtigste Entschuldigung liegt wol in den folgenden, nicht zu übersehenden Zeilen:

Ich soll alles leicht übertreiben, im Guten wie im Schlimmen, man wirft es mir vor. Es ist wahr, ich ergreife alles mit Lebhaftigkeit, lasse mich durch einzelne Eindrücke sehr entschieden zu Vorliebe oder Abneigung bestimmen, stelle meine Urtheile oft schorf und grell hin; aber diesem Fehler, wenn es einer ist, geht seine Ausgleichung unmittelbar zur Seite, die Fähigkeit, neue Eindrücke rein aufzunehmen, die sich nicht, bei neuer Thatsache, von vorgefaßter Meinung abwehren oder verkümmern lassen, und dann das mir tief eingepflanzte Bestreben nach Maß und Mäßigung. Dieses fühlte ich schon in frühester Jugend, und eine Ode von Klopstock, welche auch in der Poesie sichere Maßbestimmung verlangt, machte den tiefsten Eindruck auf mich. Daher vermißt man auch jenen Fehler in meinen Schriften größtentheils, denn bei diesen kam Zeit und Ueberlegung stets zu Hülfe; anders aber ist es in mündlichen Aeußerungen, wo nicht etwa strenge Form, oder gar gesellschaftlicher Zwang waltet, in freundschaftlichen Briefen, in Aufzeichnungen für mich selbst. Aliud est enim epistolam, aliud historiam, aliud amico, aliud omnibus scribere.

Den Mitlebenden und zunächst Nachfolgenden wird in der Rücksichtslosigkeit der Mittheilungen, in der ungemilderten Schärfe der Urtheile, in der Ausnahme der Skandalgeschichten des Tages vieles mißlich und anstößig erscheinen, neben all dem Geistvollen und Liebenswürdigen, was diese Bände enthalten. Sobald aber für dies Werk und die Epoche, die es schildert, die fortgeschrittene Zeit die Möglichkeit streng historischer Betrachtung bietet, wird es als bedeutsame culturgeschichtliche Quelle, geläutert von allen Mißständen, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung in Anspruch nehmen dürfen.

Digitized by Google

## Vom Büchertisch.

1. Geschichte der deutschen Frauen. Vier Vorträge, gehalten in Berlin im Winter 1870 von Dr. Zapp. Berlin, Henschel. 1870. 8. 1 Thlr.

Die Zahl der Vorträge über die deutschen Frauen ist Legion. Glücklicherweise gehört der Verfasser vorliegender Schrift nicht zu den einseitigen Verehrern der Frauenemancipation, die jede historische Deduction über die Stellung der Frauen färben und trüben, sondern es ist ihm nachzurühmen, daß er mit vieler Unparteilichkeit an seine Aufgabe herangegangen ist. In vier Vorträgen, die im Anfange des verflossenen Jahres in Berlin vor einem zum größern Theil aus Frauen bestehenden Zuhörerkreise gehalten wurden, beleuchtet Zapp die hervorragendsten Persönlichkeiten der deutschen Frauenwelt, wirft Seitenblicke auf die sociale Stellung des Weibes in den verschiedenen Zeitaltern und nimmt entschiedene Stellung zu den Bestrebungen der Frauenemancipation im letzten Decennium. Sehr richtig erkennt der Autor das Ziel der socialen Bewegung unter der Frauenwelt nicht darin, daß man die Frau möglichst lostöse vom Leben des Mannes, daß man sie von ihrem hauptsächlichsten Berufe der Gattin, Hausfrau und Mutter emancipire, sondern daß man sie vor allem für denselben tüchtig mache. Zapp sagt hierüber:

Das hindert nicht, daß man außerdem die Frauen in den Stand setze, selbst ihre Existenz zu gewinnen, daß man sie arbeits- und erwerbsfähig mache; beides aber wird nur durch eine vernünftige Erziehung und durch einen die Frau für das tägliche Leben und ihren Beruf in dieser oder jener Weise vorbereitenden und wirklich bildenden Unterricht zu erreichen sein, und darum ist auf diesen bei Beantwortung der Frauenfrage das größte Gewicht zu legen.

Es ist immerhin ein Stück Geschichte, Culturgeschichte deutscher Frauen, wenn man will, das in Zapp's Buch geboten wird, wenn auch in ganz anderm Sinne als etwa Scherr's „Geschichte der deutschen Frauen", die übrigens Zapp fleißig benutzt hat. In chronologischer Reihenfolge, bei der besonders die geschickte Verknüpfung der Zeitepochen untereinander zu loben ist, bringt der Vortragende dem Hörer — die Vortragsform ist durchweg beibehalten — die Koryphäen unter den deutschen Frauen, in denen die Zeit sich spiegelt, zur Anschauung, wenn auch hier und dort die Auswahl eine willkürliche zu nennen ist. Auch an Fehlern, die mehr als Druckerrata sind, mangelt es nicht: Sonnenfels wird fortwährend Sonnenfeld geschrieben, das Todesjahr der Sophie Müller falsch angegeben u. dgl. Seltsam nimmt sich die Bemerkung aus, Rahel Levin hätte für den Prinzen Louis Ferdinand eine heiße Liebe gehegt, doch mußte sie derselben wegen der nicht zu überwindenden Vorurtheile, die sich einer Verbindung entgegenstellten, entsagen. Was die Erörterung specifisch geschlechtlicher Verhältnisse betrifft, so behauptet der Autor zu unserer Verwunderung durchaus nicht den Rückhalt, den man einem vorwiegend aus Damen bestehenden Publikum gegenüber erwarten sollte. Sehr fesselnd ist die Schilderung hervorragender Frauen — meist auf literarischem Gebiet der jüngsten Zeit — gehalten. Manche Ueberschätzung, z. B. der Luise Mühlbach, der Elise Polko und anderer Treibhausblüthen des neuern Literaturgartens läßt da mit unter, aber im ganzen ist die Darstellung würdig, fließend und klar. So ganz ohne Concession gegen das schöne Geschlecht, dem man in seinen Literaturgrößen ein Compliment machen will, geht es bei einem Vortragenden doch nicht ab, der den Eindruck macht, als frage er zu viel bei edeln Frauen an, wenn er wissen wolle, was sich ziemt. Aber lesbar bleibt, wie gesagt, das Buch immer und lehrsam genug für diejenigen Leserinnen, welche die Bestimmung ihres Geschlechts noch in der Familie, im Hause, und nicht im Hörsaal oder auf der Tribüne suchen.

2. Die Personennamen in Albrecht Dürer's Briefen aus Venedig. Von Georg Wolfgang Karl Lochner. Nürnberg, Korn. 1870. Gr. 8. 7½ Ngr.

Es handelt sich hier um einen zeitgeschichtlichen aufklärenden Beitrag, der eine Art onomastischen Commentars zu Dürer's acht Briefen an Pirkheimer geben will. Eine Fülle von Anspielungen auf Personen und Zustände des Ausgangs des Mittelalters, speciell nürnbergischer Heimatsgehörigkeit, bringt die Ermittelungen des fleißigen, spürsamen Commentators bei. Auch Lochner wirft sich übrigens zum Retter der viel verleumdeten Frau Agnes, Dürer's Gattin, auf, die er durchaus nicht als Xantippe, die sogar an des Gatten Tod schuld gewesen, behandelt sehen will. Offenbar ist Lochner von der Ehrenrettung der Frau Agnes durch M. Thausing (im Jahrgang 1868 der „Zeitschrift für bildende Kunst") angesteckt; ganz glaubwürdig will und diese Rettung noch immer nicht erscheinen, und wir stehen mit diesem Unglauben durchaus nicht isolirt da.

3. Pädagogische Studien für Aeltern und Lehrer. Von C. F. Lauckhard. Neuruppin, Oehmigke. 1871. 8. 25 Ngr.

Der Verfasser selbst nennt diese „Studien" ein Seitenstück zu seinem vor sechs Jahren erschienenen „Pädagogischen Skizzenbuch". Als tüchtiger, in Theorie und Praxis bewährter Schulmann ist Lauckhard bekannt, und es fehlt auch dem vorliegenden Sammelwerk weder die pädagogische Erfahrung noch der feine Takt, der sich gerade auf dem erzieherischen Gebiete sichtend und urtheilend erweisen muß, wenn das Empfohlene Autorität genießen soll. Das Buch hat drei Abtheilungen, 1) für das Haus, 2) für die Schule, 3) für Schule und Haus. Gleich der erste Aufsatz im ersten Abschnitt: „Erziehungsredensarten", in dem der pädagogischen Phrase muthig zu Leibe gegangen wird, fesselt das Interesse und bietet des Beherzigenswerthen nicht wenig. Ueber die Temperamente, über zwei Dämonen des kindlichen Paradieses, die Gemüthsroheit und die Schadenfreude, über die hervorstechendsten Fehler und Unarten des Kindes weiß Lauckhard sachgemäß, mit warmem Eifer für den Gegenstand und tiefer Kenntniß des pädagogischen Bodens, auf dem jenes Unkraut auszurotten ist, zu reden, zu tadeln und die Wege zur Abhülfe anzugeben. Den Unterricht in der Schule betreffend, will der Autor zuvörderst die Anschaulichkeit alles Unterrichts als Nothwendigkeit betont wissen. Auch auf das deutliche, richtige Sprechen und Lesen wünscht er das

Digitized by Google

Angenmerk des Lehrers gerichtet zu sehen; ferner erklärt er Turnen und Singen als zwei Lehrobjecte, an denen nicht nur der Schüler, auch der Lehrer in psychologischer Hinsicht viel lernen kann. Der Geschichte hätten wir freilich mehr Berücksichtigung und Bedeutung zugesprochen gewünscht, als es geschehen: dafür sühnt uns aber im dritten Abschnitt die verständnißvolle Beurtheilung der Bedeutsamkeit des Märchens für die Pädagogik mit jenem Mangel wieder aus. Das ganze Buch, warm und mit echt humaner Theilnahme verfaßt, wie es ist, sollte nicht nur von der pädagogischen Lehrwelt berücksichtigt werden: auch Aeltern und Erziehern dürfte manche Frucht aus dem Garten der Erfahrung frommen, die in jenen Studien in ansprechender, nicht ermüdender Form niedergelegt ist.

4. Die oberdeutschen Familiennamen von Ludwig Steub. München, Oldenbourg. 1870. 8. 1 Thlr.

In der augsburger „Allgemeinen Zeitung" hat der rüstige Touristt, Ethnograph und Culturhistoriker seinerzeit den Grundstock dieser mumwehr erweiterten Untersuchung veröffentlicht, die als werthvoller monographischer Beitrag zur deutschen Namengenesis nun dem Publikum vorliegt. Als eine ergänzende Arbeit zu Pott's und Förstemann's umfangreichern Untersuchungen und Collectaneen über die Herkunft deutscher Familiennamen ist das tüchtige Werkchen aufzufassen, das wieder den redlichen Forschergeist und die markige Schreibweise seines Urhebers documentirt. Besonders sind es die althochdeutschen Familiennamen, denen Steub seine von tiefen germanistischen Kenntnissen zeugende Aufmerksamkeit zuwendet. Gar wunderliche Sprünge der Namensentstehung gewahren wir da, und doch, mag der Proceß der Entpuppung des modernen Namens aus der Larve althochdeutscher Form und Bedeutsamkeit auch noch so seltsam vor sich gehen, man muß schließlich dem Etymologen recht geben — freilich mit etlichen Ausnahmen. Denn die Willkür hat auf dem etymologischen Gebiet bekanntlich freien Spielraum, und auch das Steub'sche Buch, so gründlich es ist, ist nicht von dergleichen unglaublichen Namenserklärungen frei geblieben. Im wesentlichen beschäftigt sich der Autor nur mit den charakteristischen Namen des bairischen Stammes, aber es fallen doch so viele Streiflichter auf norddeutsche Namensbildungen, daß man ganz gut die Entstehungstheorie deutscher Geschlechts- und Familiennamen, deren Gesetze Steub herausfindet, auch auf die deutschen Familiennamen im allgemeinen anwenden kann. Solche aufklärende Bücher über Themata, die der Gesellschaft und dem Interesse aller Zeiten nahe liegen, sollten recht oft geschrieben werden. Freilich sind auch nicht immer klare Köpfe und scharfsinnige Geister, wie Steub, die Pfadfinder zur Quelle ethnologischer und sittengeschichtlicher Etymologien.

5. Drei Monate in Rom. Zwei Vorträge, gehalten im literarisch-geselligen Verein zu Oldenburg von Fr. Schmeding. Duisburg, Ewich. 8. 15 Ngr.

Es hätte diesen Vorträgen ebenso wenig wie den oben besprochenen Zapp'schen schaden können, wenn sie weniger subjectiv gehalten wären, weniger den oldenburgischen Schulmann, der eine Reise durch Italien macht und doch nicht recht den Schulstaub abschüttteln kann, hervortreten ließen. Nicht nur der sehr locale Eingang, der jedenfalls einer Redaction hätte unterworfen werden müssen, auch zahlreiche andere Stellen im Text berühren unangenehm durch ein selbstgefälliges oder doch mindestens unghöriges Vorschieben der eigenen Persönlichkeit, von dem „Herrn Turettini in Genf und den oldenburgischen Schulbehörden" zu geschweigen, die dem Verfasser den Aufenthalt in Italien ermöglichten und nun wo möglich auf jeder Seite in loyaler Dankbarkeit genannt werden. Im übrigen ist der schulmännische Touristt auch nicht ganz ohne weltmännische Augen: es soll nicht geleugnet werden, daß viele Urtheile und Beobachtungen künstlerischer Zustände in Italien von gutem Geschmack zeugen. Aber das kann Hr. Schmeding uns doch nicht übel nehmen, wenn wir ihn fragen: Was uns alle Welt beschenkt hat, Mann des Katheders, die deutsche Lesewelt und dieses Büchertisch mit einem stilistisch untadelhaften, sogar gewandten Touristenfeuilletonwerk, in dem nichts Neues geschaut, nichts Neues gedacht, nichts Neues beschrieben wird? Die Unzahl italienischer Reisewerke zu bereichern, liegt durchaus keine Nothwendigkeit vor für jemand, dem trotz aller Correctheit der Auffassung und Beschreibung doch jener unfaßbare Blick und jener malerische Griffel mangelt, der nun einmal von dem Begriff eines geistvollen italienischen Reisebeschreibers unzertrennlich ist.

# Feuilleton.

## Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Philosophische Zeitfragen" von Jürgen Bona Meyer sagt die „Saturday Review" vom 15. April d. J.: „Ein deutscher Philosoph, der heutzutage Muth genug hat, durch treues Festhalten an Kant den Tadel auf sich zu laden, unmodern zu sein, muß mindestens ein selbstständiger Denker und starker Geist sein. Und wirklich ist es auch männliche Energie des Gedankens, welche in hervorragender Weise die philosophischen Erörterungen Bona Meyer's kennzeichnet, und neigen sich seine Betrachtungen stets zu denjenigen Ansichten hin, die nicht ohne die größte moralische und geistige Anstrengung gebilligt und aufrecht erhalten werden können; seine Physiologie ist spiritualistisch, seine Ethik hehr und streng. Besonders die Aufsätze über die Willensfreiheit und das Gewissen hauchen den echten Geist Kant's. Eine nach bemerkenswerther Gruppe behandelt Fragen, welche gegenwärtig durch ihre enge Verbindung mit den Fortschritten der wissenschaftlichen Entdeckung, was die Verhältnisse zwischen den niedrigern Thieren und dem Menschen, Stoff und Gedanken, was die Definition des Lebens und den Ursprung der Arten betrifft, ein besonderes Interesse erlangt haben. Die endgültige Lösung dieser Fragen nun liegt zwar außerhalb des Bereichs der Metaphysik: ihr Anspruch aber, darüber vernommen zu werden, ist dadurch gerechtfertigt, daß viele der wichtigsten Theorien über diese Fragen ursprünglich von Philosophen ausgegangen, wie sie auch später durch die Beobachtung näher begründet und bestätigt worden sind. Bona Meyer ist im allgemeinen antidarwinisch gesinnt, und Männer

Digitized by Google

der Wissenschaft von jedweder Meinungsschattirung werden wahrscheinlich darin übereinstimmen, daß er fern davon ist, den wirklichen Beweisen der Wissenschaft genügende Rechnung zu tragen. Andererseits indessen besitzt ihn die von einer philosophischen Schulung entlernte logische Präcision, sehr wohl dazu, einige schwache Punkte der neuern wissenschaftlichen Theorien, besonders aber der Neigung, allgemeine Schlüsse aus unzulänglichen Daten zu ziehen, zu be- und verurtheilen."

Das mit einem ellenlangen Titel versehene Werk Pland's „Seele und Geist" u. s. w. wird in folgenden Worten besprochen: „Pland's Behauptung, daß die Philosophie in seinem Buche allgemein sachlich entwickelt sei, kann man nur mit bedeutendem Abzug gelten lassen. Ja, die Auseinanderjetzung, die uns hier geboten wird, bedarf zu ihrem Verständniß einer doppelten Vorbereitung, und zwar in der Metaphysik sowol wie in den Naturwissenschaften. Der Grundzug der Philosophie des Verfassers ist sein Realismus, sein Bestreben auf das Zeugniß der Sinne und die Wirklichkeit der Erscheinungen mit Einschluß der beiden Kategorien Zeit und Raum. Die Naturwissenschaft bildet daher einen wichtigen Factor in seinem System, und seine kurze Darstellung des Fortschritts der Entwickelung von den ersten Anfängen organischen Stoffe bis zum menschlichen Geiste und den Regungen des Herzens, wenn auch zuweilen etwas schwierig zu verfolgen, ist schlagend und anregend. Sehr gerühmt wird Pland häufig in der Illusion und hervorragenden wissenschaftlichen Lehren, wie z. B. mit der Weltentheorie des Lichts. Die Gründe seiner Opposition sind gewöhnlich zu transcendent, um einen Eindruck auf wissenschaftlich gebildeter Leser hervorzubringen, und es wäre zu wünschen, daß der Verfasser sich darauf beschränkt hätte, den innigen Zusammenhang zwischen den beiden großen Wissenszweigen, die er erörtert, zu beleuchten, ohne sich auf Details einzulassen, mit denen er augenscheinlich nicht vertraut ist. Der ethische Ton seines Buchs ist ein sehr hoher; und des Verfassers häufige Mahnung an seine Landsleute, ihre Culturmission nicht gegen eine der Eroberung zu vertauschen (wenn wir wirklich seine Meinung richtig aufgefaßt haben), findet unsern ungetheilten Beifall."

Ueber Julian Schmidt's „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" heißt es sehr obenhin: „Der Ruf, welchen Julian Schmidt als verständiger, klar denkender, aber prosaischer und phantasielofer Kritiker erlangt hat, wird durch diese zweite Folge seiner «Bilder» zeitgenössischer Schriftsteller nur befestigt werden. Der interessanteste Aufsatz für den englischen Leser wird der über Dickens sein, welcher zugleich eine sehr charakteristische Probe von Schmidt's Art zu kritisiren ist. Man findet darin schwerlich einen einzigen Satz, der nicht zutreffend, aber auch ebenso wenig einen einzigen, der etwas mehr als Gemeinplatz wäre. Wir setzen mit Zustimmung, empfinden aber zugleich einen gewissen Verdruß darüber, daß die Kritik, deren Aufgabe es ist, die öffentliche Meinung zu leiten und zu berichtigen, in diesem Falle sich darauf beschränkt hat, ihre Schlüsse zu rationiren. Der Essay über Fernando Caballero ist noch unbefriedigender. Der englische Romanschriftsteller wird auch allen Seiten hin und sehr ausführlich behandelt; seine spanische Zeitgenossin aber wird umgangen. Eine dürftige Analyse zweier von Caballero's Dichtungen erklärt nicht das scheinbare Mißverhältniß zwischen ihrem weitreichenden Einfluß und ihren weniger hervorragenden, wenn auch allerdings nicht unbedeutenden Verdiensten. Statt einer Lösung dieses Räthsels, welche freilich eine größere und genauere Bekanntschaft mit den Verhältnissen des heutigen Spaniens erfordert hätte als man von einem preußischen Schriftsteller erwarten kann, gibt uns Hr. Schmidt eine lange Erörterung über die Einflüsse der spanischen Literatur auf die romantische Schule Deutschlands. Er bemerkt mit Recht, daß die für letztere gehegte Begeisterung zum großen Theil eine erklärliche gewesen und, soweit sie echt war, der enthusiastischen Bewunderung, welche der spanische Freiheitskrieg erregte, viel zu verdanken hatte. Der Aufsatz über Heine ist der beste in dem Bande; er ist sehr gelälig geschrieben, lehrt uns aber nur wenig Neues über den Dichter und läßt uns seinen tiefern Einblick in die Eigenthümlichkeiten seines Genies thun." (Der Recensent hätte übrigens auch hinzufügen können, daß der Aufsatz gerade zur Hälfte aus bloßen Auszügen aus Heine's Werken besteht!) „Eine Anzahl kurzer Kritiken über neuere französische Schriftsteller zeichnet sich durch gesunden Menschenverstand und gewissenhafte, vielleicht oft peinliche Unparteilichkeit aus. Die Mäßigung bei seinen häufigen Beipflichtungen und den seltenen deutsch-französischen Krieg macht dem Verfasser Ehre, und in einer kurzen Abhandlung über Ludwig Napoleon's Charakter zeigt er einen offenbaren Wunsch, die günstigste Seite desselben hervorzuheben. Freilich wird dieses nüchterne Urtheil durch Mangel an Phantasie begünstigt. Beide Eigenschaften treten in seinen Bemerkungen über Victor Hugo scharf hervor."

## Bibliographie.

Anebach, L., Das neue deutsche Reich und seine Verfassung. Berlin, Springer. Gr. 8. 24 Ngr.

Briefe über Berliner Erziehung. Zur Abwehr gegen Frankreich. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Du Bois-Reymond, E., Das Kaiserreich und der Friede. — Leibnitzsche Gedanken in der neuern Naturwissenschaft. Zwei Festreden in öffentlicher Sitzung der königl. preuss. Akademie der Wissenschaften gehalten. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bücker, G., Zwei Jubiläumen. Berlin, K. Duncker. 16. 15 Ngr.

Denkwürdigkeiten der Grafen zu Schlowig-Holstein, Leonora Christinen, vermählten Grafin Ulfeldt aus ihrer Gefangenschaft im blauen Thurm. Des Königsschlosses zu Copenhagen 1663—1685. Nach der dänischen Originalhandschrift im Besitze des Herrn Joh. Grafen Waldstein, Herausgegeben von J. Ziegler. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jordans, T., Der Krieg von 1866. Zter Bd. Der Feldzug in Mehr- und Mittelteutschland. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Godin, Amélie, Wally. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Graff-Fels, T., Rom und Mittel-Italien. 2 Bde. Hildburghausen, Exped. von „Meyer's Reisebücher". 8. 6 Thlr.

Hansen, A., Erinnerungen aus den Jahren 1846—1850. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 24 Ngr.

Hanseatin, K., Die oberrheinische Bevölkerung in der deutschen Geschichte. Heidelberg, Bassermann. 8. 5 Ngr.

Hillt, G., Eine Cabinets-Intrigue. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Hanstrenat-Expedition. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

In der zwölften Stunde. Ein ernstes Wort in ernster Zeit. Wien, Wimmer. Gr. 8. 10 Ngr.

Jünig, C. A., Durch Kampf zum Frieden. Preisgekrönter Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Zur Krönung von Preußen. Ein Bild seiner Thaten und seines Wirkens. Für das deutsche Volk. Von einem Wehrmann. Bielefeld, Thiele u. Comp. Br. 8. 10 Ngr.

Lens, K., Unsere Kenntniß über den frühern Lauf des Amu-Darie. St. Petersburg. 1870. imp.-4. 25 Ngr.

Pelacky, F., Zur böhmischen Geschichtschreibung. Actenmässige Anschauung und Worte der Abwehr. Prag, Tempsky. Gr. 8. 1 Thlr.

Rebor, F., Kunstgeschichte des Alterthums. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 Thlr.

Röder, K., Die Fortbildung der Gesellschaft zur wahren Freiheit und zur Herrschaft des Rechts. Zwei Vorträge. Prag, Tempsky. 1870. Gr. 8 Ngr.

Schenkner, C. G. H., Das Leben Jesu nach den vier Evangelien in zehn Gesängen. Leipzig, Lindloch. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schmidt-Sommerfeld, G. A. B., Gedichte. Münsterberg, Sauer. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Schling, L., Deutsche Kämpfe. Zwei Erzählungen. 2 Bde. Leipzig, Günther. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Selbstständigkeit des bibliothekarischen Berufes, mit Rücksicht auf die deutschen Universitäts-Bibliotheken. Geschrieben am 24. Februar 1871. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sybel, H. v., Der Frieden von 1871. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 16 Ngr.

Temme, J. D. H., Bauernfeind. Roman. 2 Bde. Berlin, Hanstrenat-Expedition. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wachenhusen, H., Vom armen ägyptischen Mann. Feldzug-Leben. 2 Bde. Berlin, Hanstrenat-Expedition. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— Wie die Franzosen Krieg führen! Ein Beitrag zur Sitten- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Von „.". Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 5 Ngr.

Wolf, G., Geschichte der kaiserl. königl. Archive in Wien. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zimmermann, R., Ueber Kant's mathematisches Vorurtheil und dessen Folgen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Zeisewitz, W. v., Der Pädagog Heine. Festalozzi, ein Mann der Hoffnung unseres Volkes in seinen Tagen. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 6 Ngr.

Zierglebl, E., Das vaticanische Concil mit Rücksicht auf Lord Acton's Sendschreiben und Bischof von Ketteler's Antwort kritisch betrachtet. München, Kaisermann. Gr. 8. 4 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Atlas der Physik.

Nebst einem Abriß dieser Wissenschaft.

Von

**Dr. Johann Müller.**

10 Tafeln (mit 455 Figuren) und Text.

Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In bequemer, compendiöser Form umfaßt dieser von dem berühmten Physiker Professor Johann Müller in Freiburg entworfene und mit erläuterndem Text versehene Atlas correcte Abbildungen aller zum Studium der Physik erforderlichen Gegenstände. Er ersetzt in seiner systematischen Vollständigkeit größere, kostspielige Werke und empfiehlt sich bei dem außerordentlich wohlfeilen Preise sowol zum Gebrauch beim Unterricht als zur Selbstbeschäftigung mit dieser interessanten so vielfach ins praktische Leben eingreifenden Wissenschaft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert von

**seiner Witwe.**

Deutsche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von

**Friedrich Nippold.**

Dritter Band:

England und Deutschland.

Mit einem Porträt Bunsen's nach Julius Roeting und einem Generalregister.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.

(Der erste und zweite Band haben denselben Preis.)

Dieser soeben erschienene Band vollendet das in jeder Hinsicht interessante und bedeutende Werk. Wenn schon die Biographie eines so vielseitig thätigen Staatsmannes und Gelehrten wie Bunsen für sich allein die Theilnahme der Leser in hohem Grade fesseln muß, so bietet die vorliegende Lebensbeschreibung außerdem einen umfassenden Einblick in die politischen und kirchlichen Bewegungen Deutschlands, welche den Boden für die gegenwärtige Erhebung und Einigung bereiteten. Bunsen war, wie sich aus den hier mitgetheilten Briefen und Aufzeichnungen ergibt, einer der kräftigsten Förderer der neuen Zeitepoche.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Lucas Cranach des Aeltern

Leben und Werke.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von

**Christian Schuchardt,**

Director a. D. der großherzoglichen Kunstsammlung zu Weimar.

Dritter Theil.

8. Geh. 2 Thlr.

Der erste und zweite Theil (1851) haben gleichen Preis.

Die von allen Kunstkennern hochgeschätzte Arbeit Schuchardt's über Lucas Cranach findet mit diesem dritten Theile, der nach dem Tode des Verfassers erscheint, ihren ergänzenden Abschluß.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Aus zwei Welten.

Wahrheit und Dichtung.

Von

**Victor Granella.**

(Wilhelm Tangermann.)

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während das vorliegende Buch sich im Druck befand, wurde dessen Verfasser, Pfarrer Tangermann zu Uentel in der preußischen Rheinprovinz, wegen seiner Erklärung gegen das Unfehlbarkeitsdogma durch den Erzbischof von Köln seines Amtes entsetzt. Mit doppeltem Interesse wird man daher die Novelle „Aus zwei Welten" zur Hand nehmen, in welcher der Autor mehrfach Gelegenheit nimmt, über die Conflicte des kirchlichen Dogmas mit dem Culturleben der Gegenwart und dem freien Menschheitsideal sich auszusprechen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

**Wahrheit, Schönheit und Liebe.** Philosophisch-ästhetische Studien. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die deutschen Republikaner

unter der französischen Republik.

Mit Benutzung der Aufzeichnungen seines Vaters Michel Benedey dargestellt von

**Jakob Benedey.**

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Memoirenwerk des kürzlich verstorbenen Verfassers füllt eine Lücke in der Geschichtschreibung aus, indem es über eine bisher dunkle Partie in den politischen Gesichten des deutschen Volks helleres und authentisches Licht verbreitet. Die harten Kämpfe der deutschen Bevölkerungen von Strasburg, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Trier u. s. w. zu Ende des vorigen Jahrhunderts bilden den Gegenstand der Darstellung, welche theils auf eigener Forschung des Verfassers, theils auf zeitgenössischen Erinnerungen fußt.

Wiederholt ist von der Kritik auf die große Wichtigkeit hingewiesen worden, welche das Benedey'sche Werk durch die neuesten politischen Vorgänge in Frankreich gerade für unsere Gegenwart gewonnen hat.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

**Irland.** Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

**England.** Drei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

## Helmholtz, H., Populäre wissenschaftliche Vorträge.

II. Heft. Mit 25 in den Text eingedruckten Holzstichen. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

**Inhalt:** Die neuern Fortschritte in der Theorie des Sehens: I. Der optische Apparat des Auges. II. Die Gesichtswahrnehmungen. — Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuern Ermittelungen der Physik. — Ueber die Erhaltung der Kraft. — Ueber das Ziel und die Fortschritte der Naturwissenschaft.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 11. Mai 1871.



Inhalt: Dilthey's Leben Schleiermacher's. Von Karl Fortlage. — Ein neuer Roman von Hackländer. Von Franz Hirsch. — Italienische Reiseliteratur. — Zur Geschichte des französischen Reichs. Von Heinrich Rückert. — Ein publicistischer Dithyrambus. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Dilthey's Leben Schleiermacher's.

Leben Schleiermacher's von Wilhelm Dilthey. Erster Band. Berlin, G. Reimer. 1870. 8. 3 Thlr.

Im Decennium der zwanziger Jahre wirkten in Berlin Hegel und Schleiermacher zusammen, um den entgegengesetzten Strömen des gewaltig dahinbrausenden und die Geister befruchtenden Kantianismus ihre regulären Flußbetten zu graben, deren sie bedurften, um weder im Wilden sich zu verlieren, noch im Unbedeutenden und Flachen zu versanden. Gegen die letzte Gefahr, welche in der ältern Kantischen Schule gedroht hatte, schützte der hochgehende Schilling'sche Wogendrang, aber er verlangte je länger je mehr von innen nach einer exacten Regelung, von außen nach einer vorsichtigen Hinleitung gegen das religiöse Volksbewußtsein, dasselbe zu heben, zu stärken, zu veredeln und für Neubildungen eines höhern Lebens aufzuschließen. Hegel übernahm die innere Aufgabe, Schleiermacher die äußere. Gelang es Hegel, eine logische Formel zu finden, exact genug, um dem damaligen wissenschaftlichen Leben als kenntliches Unterscheidungszeichen zu dienen, aber auch elastisch und dehnbar genug, um dem Reichthum der wildwogenden Ideen ein geräumiges Bette zu graben, so war Schleiermacher bestrebt, den neuen Ideenreichthum in Verbindung zu setzen mit allem Höchsten und Edelsten, was die religiösen Kämpfe innerhalb der protestantischen Kirche seit den Zeiten der Reformation zu Tage gefördert hatten. Sein eigener Großvater hatte zu Elberfeld wegen Verwickelung in die Eller'schen Streitigkeiten um seines Glaubens willen Verfolgung erduldet; durch seinen Vater wurde er im strengen Herrnhutismus erzogen und im tiefsten Gemüth von Jugend auf durch die Gefühle dieser höchsten Blüte des protestantischen Gemeindelebens geweiht und befruchtet. Da drangen in seinen Geist die frühesten Strahlen der Wissenschaftslehre ein wie eine aufdämmernde Morgenröthe. Und in diesem milden ahnungsvollen Glanze predigte, kämpfte und philosophirte er, lebte er und starb er.

Schleiermacher's Jugendentwickelung bis in sein vierunddreißigstes Jahr, ganz besonders aber sein an Kant sich lehnender philosophischer Bildungsgang, welcher ihn befähigte, sich hernach mit seinem Gegner Hegel in die Beherrschung des philosophischen Berlins zu theilen, bildet in diesem ersten Theile seiner Lebensbeschreibung das Thema. Die Ausführung desselben trägt in allen Theilen die Spuren einer innigen und hingebenden Versenkung des Biographen in seinen Gegenstand, indem er in der Aufsuchung des verschiedenartigsten Quellenmaterials die größte Sorgfalt verwendet hat, welche nicht allein nöthig war, um das Leben von Schleiermacher's eigener Person in das deutlichste Licht zu stellen, sondern auch im weitesten Umfange zu zeigen, wie ganz zerstreute Elemente der Cultur, welche durch gesellschaftliche und sittliche Zustände, Einwirkungen von Vorgängern und Zeitgenossen gegeben waren, in der Werkstatt dieses einzelnen Geistes verarbeitet und zu einem originellen Ganzen ausgebildet wurden, das wiederum schöpferisch in das Leben der Gemeinschaft eingriff.

Selten wol hat auch dem Biographen eines großen Mannes ein so umfassendes und wohlgeordnetes Material, als hier benutzt werden konnte, zu Gebote gestanden. Denn außer dem von Jonas zum Druck vorbereiteten und nach dessen Tode vom Biographen selbst herausgegebenen Briefwechsel Schleiermacher's mit seinen Freunden stand demselben noch der ganze wohlgeordnete handschriftliche Nachlaß Schleiermacher's im Besitze von dessen Tochter, der Frau Gräfin Schwerin-Putzar zur freiesten Benutzung geöffnet. Bösing gewährte die Durchsicht des Nachlasses von August Wilhelm Schlegel, Dorner theilte Briefe Schleiermacher's aus dem Nachlasse Alexander Dohna's mit, Starke steuerte bei aus Böckh's Papieren, Waitz sandte aus dem Nachlaß von Karoline Schlegel Briefe und Auszüge aus Briefen. Außerdem ist aber auch für die verschiedenen Perioden seines philosophischen Bildungs-




Digitized by Google

gange, seine herrnhutische Erziehung, sein Studium in Halle, sein Leben im Dohna'schen Hause, sowie auch für die Zustände Berlins im vorigen Jahrhundert eine ausgebreitete Literatur sorgfältig benutzt worden. Wir sehen sonach alle die Einflüsse der Freunde, Gleichgesinnten, Gegner und Zeitgenossen, welche auf den vielverschlungenen Entwickelungsgang des großen Mannes eingewirkt haben, bis in das Kleinste verfolgt und für das Verständniß seines Lebens verwerthet. Es konnte nicht fehlen, daß hierdurch ein auf die Hauptsache gespannter und etwas ungeduldiger Leser sich dann und wann auf zerstreuende Abwege geleitet sieht, doch selten ohne dabei durch unvermuthete Aussichten überrascht und erfreut zu werden, welche uns manchmal in interessante äußere und innere Erlebnisse bedeutender Zeitgenossen, eines Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Fichte, Schelling, Hardenberg, Tieck, Wackenroder, tiefe Blicke thun lassen. Ein solches mikroskopisches Studium hervorragender Charaktere, literarischer Bestrebungen, socialer Zustände, Freundschaften und innerer Erlebnisse, verbunden mit einer Veranschaulichung der damaligen Lebensscenerie in den vaterländischen Bildungskreisen, ist von überaus großem Werthe in unserer Zeit, welche von Jahr zu Jahr sich jenen Zuständen mehr und mehr zu entfremden beginnt. Je näher die Zeit an uns herantritt, wo das, was dort gor und wuchs, nach vollendeter Blüte als gereifte Frucht in unser Zeitalter sich hineinsenken und einleben soll, um desto wünschenswerther, ja nothwendiger ist es, daß allen, welche an diesem Bildungsprocesse mitzuarbeiten haben, ein möglichst deutlicher und anschaulicher Einblick in jene Entwickelungszustände eröffnet wird. Und das ist hier in Beziehung auf manche wichtige, auch auf manche dunkle Vorgänge insbesondere aus jener merkwürdigen Zeit geschehen, wo der achtundzwanzigjährige Schleiermacher, nachdem er als Prediger an der Charité in Berlin eine ärmliche Anstellung gefunden hatte, mit wißbegierigem Geiste sich in die literarischen Cirkel Berlins einlebte; wo er des Abends durch ein ungepflastertes und unerleuchtetes Stadtviertel den Weg zum Hause des Dr. Marcus Herz, des wohlgeschulten Kantianers, wanderte in jenen berühmten Filzpantoffeln, welche seine ihn überlebende Freundin, die Witwe Herz, noch in ihrem Alter gern allen sie besuchenden Fremden als Andenken an unvergeßliche schöne Zeiten zu zeigen pflegte. (Schreiber dieser Zeilen betastete die alten Schuhe ehrfurchtsvoll im Jahre 1837.) Dabei enthält auch vorzüglich alles das, was hier mitgetheilt wird über das wichtigste Ereigniß aus Schleiermacher's Bildungsleben, seine innige und aufopferungsvolle Freundschaft zu Friedrich Schlegel, viele feine und bemerkenswerthe Züge.

So z. B. heißt es in einem handschriftlichen Briefe Friedrich Schlegel's an seinen Bruder August Wilhelm aus dem December 1797:

> Schleiermacher ist ein Mensch, in dem der Mensch gebildet ist, und darum gehört er freilich für mich in eine höhere Kaste; Tieck z. B. ist doch nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, der ein seltenes und sehr ausgebildetes Talent hat. Er (Schleiermacher) ist nur drei Jahre älter als ich, aber an moralischem Verstand übertrifft er mich unendlich weit. Ich hoffe noch viel von ihm zu lernen. Sein ganzes Wesen ist moralisch, und eigentlich überwiegt unter allen ausgezeichneten Menschen, die ich kenne, bei ihm am meisten die Moralität alles andere.

In einem Briefe an Schleiermacher vom Sommer 1798 ruft Friedrich ihm zu:

> Du mußt mich in der Mitte der Menschheit selbst festhalten. Blos für mich ist unerschöpflich Interesse an dir ist, das ist, daß du existirst. Du bist mir für die Menschheit, was mir Goethe und Fichte für die Poesie und die Philosophie waren.

Ganz übereinstimmend mit dieser frühen Charakteristik des Mannes sagt Varnhagen vom spätern Schleiermacher in seinem „Tagebuche":

> Die Seite Schleiermacher's, von der er am merkwürdigsten und bedeutendsten ist, hat noch gar keine Beachtung gefunden. Was er als Gelehrter, als Prediger, als Schriftsteller, überhaupt als Mann von Geist und Wissenschaft war, lasse ich gern in seinem höchsten Werthe gelten, doch erschien es mir immer als die glänzende Ausstattung, die er zu seinem eigentlichen Lebensgeschäfte mitbekam. In diesen letztern, in den Aufgaben, die er als Mensch in der Sphäre des rein Menschlichen zu verarbeiten hatte, liegt seine höhere Bezeichnung, sein größtes Interesse für die Welt.

Dieses specifisch Moralische, dieses rein Menschliche tritt uns in der Fülle innerer Ereignisse, welche die Biographie zeichnet, lebendig vor Augen in Gestalt einer herculischen Arbeitskraft von unermüdlicher Ausdauer, verbunden mit einem rastlosen Bildungstriebe, Empfänglichkeit für Neues, Zuverlässigkeit im Halten gegebener Versprechen, hülfreichem und trenem Festhalten in der Freundschaft, schonendem Zartgefühl, Nachsicht, Verschwiegenheit, Toleranz, Uneigennützigkeit, Friedfertigkeit und Unparteilichkeit. In keiner dieser humanen Eigenschaften stand Schleiermacher irgendeinem seiner Freunde nach, in vielen derselben that er es allen zuvor.

Solche hochschlagende moralische Lebenspulse traten damals mit paradoxer Simplicität mitten hinein in eine Zeit tiefer sittlicher Verwahrlosung, eines unbegrenzten Dranges, seinem Dasein in schrankenlosem Genuß und schrankenlosem Streben Werth zu verleihen. Rahel schrieb damals an Pauline Wiesel, diese im Sinnengenuß untergegangene Frau („Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Briefe von Chamisso, Gneisenau u. a."):

> Sie leben alles, weil Sie Muth haben und Glück hatten; ich denke mir das meiste, weil ich kein Glück hatte und keinen Muth bekam; aber groß verlußt die Natur in uns beiden. Und wir sind gebaren, die Wahrheit in dieser Welt zu lieben; in den Krieg möchte man ziehen, um Nahrung für den Anspruch zu suchen, mit dem einen die Natur ins Dasein geschickt hat.

Als Jean Paul in Weimar 1799 die neue Gesellschaft sah, schrieb er, daß im Herzen der Welt eine Revolution vor sich gehe, größer, geistiger als die man im Westen gesehen. Friedrich Heinrich Jakobi sagte im „Woldemar", es sei in dieser Gesellschaft nichts mehr, wofür man etwas thun könne, als Wollust und Reichthümer; eine große Revolution zum Bessern müsse vor der Thür sein, oder der Jüngste Tag.

Dieser in ihren socialen Grundfesten erschütterten Gesellschaft befreundete sich nun Schleiermacher aufs innigste, was nur allein dadurch möglich war, daß er in seinem eigenen Innern im Grunde fortwährend Herrnhuter blieb. Dilthey sagt vortrefflich:

> So oft die schlechten Leidenschaften der Welt, die ihm bis

Digitized by Google

zur Unverständlichkeit fremdartig war, auf ihn eingedrungen sind, hat sich in Schleiermacher der Herrnhuter erhoben, die Sehnsucht nach dem Frieden der weltfremden Gemeinden.

Denn obgleich er sich bereits sehr früh genöthigt gesehen hatte, mit dem dogmatischen System des Herrnhutismus zu brechen und zu einer freieren Ansicht der göttlichen Dinge überzutreten, so blieb er doch immer mit seinem Herzen und Gefühl der gottinnigen Gemeinschaft dieses Brudernthums, dieser modernen Auflage urchristlichen Gemeindelebens, zugethan. Ja wenn man bedenkt, wie er selbst bei seinen fremdartigsten Erlebnissen an den freigeistischen Kreisen der Hauptstadt fortwährend mit seiner Schwester Charlotte im Schwesternhause zu Gnadenfrei im innigen Briefwechsel verharrt, in welchem er der Schwester nichts von allen seinen erlebten Abenteuern verhehlt, vielmehr zu ihrer fortwährenden Belehrung und innern Entwickelung vollständige, ihrer Fassungskraft angemessene Berichte erstattet, ihr auch nebenbei, so viel er irgend erübrigen kann, materielle Hülfe zukommen läßt: so bekommt man in der Seele das schöne Bild eines in tiefem unverlierbaren Seelenfrieden aufgewachsenen Klosterbruders, welcher auf eine Mission in die friedelose Welt ausgezogen ist, sowol in der Absicht sie zu belehren, als von ihr zu lernen. Er hat das richtige Gefühl, daß kein Kloster nicht auf starken Fundamenten ruht, daß ein Sturmwind es zerstören kann und wahrscheinlich einmal zerstören wird, und er sucht nach einem festern Grunde, nach einem unerschütterlichen Felsen, das Haus Gottes, dessen Frieden unzerstörbar ist, neu zu bauen. Er findet philosophische Genossen, welche dasselbe Ziel suchen, nach demselben unerschütterlichen Felsen der Vernunftreligion trachten, aber dabei den Seelenfrieden nicht kennen, den er kennt, sich darum nach kurzer Zeit der Einigung in Feindschaft zerwerfen und zerstreuen. Vergebens sucht er mit ausopfernder, seinen eigenen Ruf aufs Spiel setzender Gewalt das Band der Freundschaft krampfhaft festzuhalten. Es gelingt ihm nicht. Verlassen und angefeindet von allen wandert er zuletzt resignirt und einsam weiter auf freudelosem Pfade:

Die Charaktere schieden sich. Unbewußt seiner Kräfte, weltfremd, aus fast selbst in persönlichen und abstracten Begriffen zurückgezogen: so war Schleiermacher von Friedrich Schlegel gewissermaßen entdeckt worden. Eine Freundschaft der Ungleichen hatte begonnen, in der er sich unterordnete. Sein eigenes Wesen hatte sich in der freien Welt, in welche der Freund ihn führte, in klarem Zusammenhange entfaltet; aber obwol er mit dem schönsten selbstvergessenen Idealismus das Edle in dem Charakter und Lebensplan des Freundes durchschaute und hegte, mit Opfern aller Art ihm das vom ersten Entwurf ab unsittige Beginnen zur Welt zu bessern bemüht war: der Charakter des Freundes gedieh nicht zur Reife, sein weltgeschäftlicher Plan nicht zur consequenten Durchführung, sein Leben nicht zu gemessenem Gang, sein Verhältniß gegenüber der Welt nicht zum Frieden. Von keinem der verhängnißvollen Schritte auf der abgeleiteten Bahn seines Lebens vermochte ihn Schleiermacher zurückzuhalten. Immer herber trat sein rasches heftiges Wesen, seine unendliche Reizbarkeit und seine tiefe nie zu vertilgende Anlage zum Argwohn hervor. Mit sich selber beständig beschäftigt, beurtheilte er die Menschen in Liebe und Haß, je nach der Art, wie sie sich zu seinen momentanen Bestrebungen stellten, argwöhnisch, wo ihm Offenheit störend gegenübertrat, leichtgläubig, wo der Schein rücksichtslosen Eingehens seinem Selbstgefühl genugthat, und so machte er es selbst Schleiermacher zu dessen tiefem Schmerz unmöglich, ganz offen mit ihm umzugehen. Seit dem Sommer 1801 war in Schleiermacher ein ganz klares Bewußtsein dieser Stellung zu dem alten Freunde.

Schleiermacher's philosophische Ansichten jener Zeit theilten mit denen Friedrich Schlegel's den Charakter des Eklekticismus. Gegen das Jahr 1800 haben, wie Dilthey nachweist, alle Denker, deren Ergebnisse in seinem System benutzt sind, Plato, Aristoteles, Spinoza, Leibniz, Kant, Jakobi, Fichte, Schlegel, Schelling allesammt bereits ihren Einfluß auf ihn zu üben begonnen. Doch war dieses nicht ein Eklekticismus von oberflächlicher Art, wie er bei manchen Popularphilosophen der damaligen Zeit vorkam, sondern die Seele desselben bestand in einem unaufhörlichen Abwägen zweier Interessen gegeneinander, der ans dem Kantischen Idealismus entspringenden Religionsbegriffe mit den aus dem herrnhutischen Gemeindeleben entspringenden Religionsgefühlen. Sein Verfahren glich dem eines Musikers, welcher zwei verschieden gestimmte Instrumente durch gegenseitiges Temperiren allmählich in eine Tonart umzustimmen bestrebt ist. In dieser Grundstimmung seiner Thätigkeit war er, mit Auswahl aller möglichen Hülfsmittel, bereit, jeden Tag so zu denken, zu leben und zu handeln, wie es der Genius eingab und die Umstände verlangten. Seine philosophischen Arbeiten dieser Zeit sind daher Erzeugnisse des Augenblicks, tragen mehr den Charakter von Gelegenheitsschriften als vollendeten Ausarbeitungen. Seine häufig bewegten und zerstreuenden Lebensverhältnisse trugen ebenfalls dazu bei, daß sie so werden mußten. Nachdem er von seinen berühmten „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" die zwei ersten niedergeschrieben hatte, bei denen ihn der Schwung einer günstigen Stimmung hob und trug, wurde er plötzlich von Berlin nach Potsdam berufen, um dort das Amt des alten Hofpredigers Bamberger auf einige Monate interimistisch bis zur Wiederbesetzung der Stelle zu versehen. So mußte jene gehobene Stimmung jählings erlöschen. Aber seine Standhaftigkeit und eiserne Arbeitskraft setzte das Werk dennoch, sogar in gedrückter Stimmung und folglich schlechterer Stilisirung und matterer Durchführung fort. In seinen „Monologen" suchte er die poetische Sprache, deren er wenig mächtig war, zu ersetzen durch eine Annäherung seiner Prosa an den fünffüßigen Jambus, Inversionen in der Construction und gesuchte Ausdrücke, an welchen der Leser Anstoß nimmt, während doch im Innern derselben ein lauterer Born wahrhafter Geistesgefühle quillt. Daher entstand denn von philosophischer Seite her bei ihm nichts Vollendetes, und überall fehlte ein Thaler, wie er sich selbst hierüber scherzend ausdrückte.

Und wie hätte es anders sein sollen! Die beiden großen Lebensadern, welche bei ihm wunderbar zusammenflossen, waren beide noch unfertigen Wesens und ließen das bedeutsame Endziel, auf welches beide mit gleicher Gewalt zuflossen, nur erst undeutlich erkennen. Trotzdem war die Wirkung sowol seiner „Reden" als seiner „Monologe" eine gewaltige. Es war wie ein durchschlagender elektrischer Funken; es war eine weit sich verbreitende Gemüthserschütterung, zuerst in den Kreisen der damaligen Poesie



Digitized by Google

und Philosophie, hernach in denen der Theologie. Philosophen, welche anfangs sich von den „Reden" feindlich berührt fanden, wie Schelling, entzogen sich später ihren Wirkungen nicht. Dichter, wie Novalis, wurden durch sie aufs höchste entflammt. Theologen, wie Sack, welche sich in ihre Originalität keineswegs finden konnten, empfanden bei ihnen doch etwas wie vom Wehen des Heiligen Geistes, und wagten kein Verdammungsurtheil. Kurz, diese philosophischen Ergüsse, so unvollkommen sie waren als Werke, so stark wirkten sie als Ereignisse. Friedrich Schlegel schilderte den Eindruck, den die „Reden" auf ihn selbst machten, in folgendem Sonett:

Es steht der Musen Freund die offne Pforte
Des großen Tempels sich auf Säulen heben,
Und wo Pilaster ruhn und Kuppeln streben,
Naht er getrost dem kunstgeweihten Orte.

Drin tönt Musik dem Frager Zauberworte,
Und er geheiligt fühlt unendlich Leben,
Und muß im schönen Kreise ewig schweben,
Vergißt der Fragen leicht und armer Worte.

Doch plötzlich scheint's, als wollten Geister gerne
Den schon Geweihten höhre Weihe zeigen,
Getäuscht die Fremden lassen in der Blöße;

Der Vorhang reißt, und die Musik muß schweigen,
Der Tempel auch verschwand, und in der Ferne
Zeigt sich die alte Sphinx in Riesengröße.

Man ist recht wohl im Stande, dem Schlusse dieses Sonetts eine sehr deutliche Auslegung zu geben. Das Reißen des Vorhangs im Tempel bedeutet die plötzliche Abberufung Schleiermacher's nach Potsdam und dadurch eingetretene Störung seiner Arbeit; das Schweigen der Musik die infolge derselben eingetretene Verschlechterung des Stils; das Verschwinden des Tempels die getäuschte Erwartung des Lesers, und die alte Sphinx in Riesengröße die schließlich zurückbleibende riesige Unklarheit der Grundbegriffe.

Schleiermacher war eine religiös angelegte, überaus feine, receptive, dabei mit eminentem Verstand ausgerüstete Natur, offen stehend allen Einflüssen reiner Vernunft und aufrichtiger Wahrheitsforschung, insbesondere auch der Kantischen „Kritik der praktischen Vernunft". Aber sein herrnhutisches Gemüthsleben litt dennoch nicht, daß er die Kantischen Schriften unbefangen auf sich wirken ließ. Seine im Anhange theilweise mitgetheilten frühreifen Aufsätze darüber geben Kunde davon, daß er dieselben niemals mit eigentlicher Hingabe, sondern immer nur mit disputirender und sich darüberstellender Gemüthsverfassung las, daher er auch ihren Sinn bis in die ganze Tiefe an seinem einzigen Punkte völlig durchdrungen hat. Weder das, was Kant den intelligibeln Charakter nannte, noch was er unter Postulaten des reinen Vernunftglaubens verstand; weder die eigentliche Tragweite von der Kantischen Behauptung zweier Welten vermöge des Freiheitsgesetzes in seinem Gegensatze zum Naturgesetz, noch die Bedeutung der Doppeldetermination des Willens durch beide Gesetze; weder die Priorität der reinen Anschauungen vor den Empfindungen, noch der Erkenntnißproceß der empirischen Objecte ist ihm im innern Verständniß aufgegangen. Er hat die Kantische Lehre nicht in sich reproducirt, sondern nur recipirt, um sie als äußere Anregung zu einem Wissenschaftsbau zu benutzen, welcher sich mehr auf Spinozistischer als auf Kantischer Grundlage erhob.

Nichtsdestoweniger und wol gerade um dieses Umstandes willen ist sein Einfluß auf die Weiterbildung des Kantianismus ein höchst erfolgreicher gewesen. Es war von großer Wichtigkeit, zu erfahren, wie sich die Kantischen Ideen in einem von herrnhutischer Frömmigkeit durchdrungenen Gemüth abspiegelten, und was von einem solchen Gemüth hauptsächlich an ihnen vermißt wurde, besonders wenn ihm ein so klarer Verstand wie bei Schleiermacher zur Seite stand. Denn ein solcher konnte die religiösen Desiderata nicht nur genau formuliren, sondern auch zugleich positive Vorschläge und Entwürfe zu deren Befriedigung damit verbinden, welche von den gleichzeitigen Philosophen nicht überhört, sondern mit dem besten Willen, ja in manchen Stücken wol nur allzu bereitwillig benutzt und befolgt worden sind.

Denn den genauen Nachweisungen Dilthey's zufolge ist das Verhältniß der Abhängigkeit Schleiermacher's von Schelling lange nicht so groß, als man dieses auf Grund seines spätern Entwurfs der Dialektik leicht vermuthen könnte. Im Gegentheil wurde die unklare Idee einer intellectuellen Anschauung des Universums, welche der Schelling'schen Schule so verhängnißvoll geworden ist, erst durch Schleiermacher's „Reden" in Verbindung mit Friedrich Schlegel's Behauptung eines mystischen Anschauungsvermögens intuitiver Erkenntnisse eingeleitet und griff von hier aus wie eine Krankheit in der ganzen Schelling'schen Schule um sich. Erst Hegel war es, welcher die wild umherschwärmenden Geister durch ein methodisches Zurückgehen auf die Principien der Fichte'schen Wissenschaftslehre wieder zur klarern Selbstbesinnung brachte und einen bedeutenden Schritt zur tiefern Einsicht in die durch Kant eröffneten unerschöpflichen Erkenntnißquellen rückwärts that. Ohne diesen heilsam angelegten Zügel würde sich die wilde Bewegung der sich überstürzenden Freunde und Genossen theils ins Phantastische verloren, theils ins Willkürliche zersplittert, in jeder Richtung aber ihren eigentlichen Lebensnerv, den Zusammenhang mit dem Kantischen Urquell, eingebüßt haben. Daher verdient Hegel in Beziehung auf die wild in Wogen gehende philosophische Bewegung seiner Zeit den Namen eines Retters in der Noth. Es war dieses Zurückgreifen hinter Schelling und Schleiermacher auf Fichte und Kant zwar ein scheinbares Rückwärtsgehen, dennoch wurde ein wirklicher Fortschritt dadurch eingeleitet, in einer ähnlichen Weise, wie dreihundert Jahre zuvor die reformatorische Bewegung im Christenthum ebenfalls einen scheinbaren Rückschritt von sogar anderthalb Jahrtausenden machte, einen Rückschritt von verwilderten Zuständen der Kirche in primitive und unentwickelte, in welchem aber die Keime eines wirklichen soliden Fortschreitens verborgen lagen.

Karl Fortlage.

Digitized by Google

## Ein neuer Roman von Hackländer.

Der letzte Bombardier. Von F. W. Hackländer. Vier Bände. Stuttgart, Krabbe. 1870. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein neuer Roman von Hackländer ist für die Lesewelt immer ein Ereigniß, das der Besprechung werth befunden wird. Dies gilt um so mehr von dem vorliegenden, als der Leser bisher gewohnt war, in den letzten Romanen des thätigen und beliebten Autors nicht mehr den alten Boden vorzufinden, auf dem Hackländer's Lorbern gewachsen sind, und nun wieder im jüngsten Roman das alte gern gehörte Thema die militärischen Zustände romanhaft behandelt sieht. Es ist wieder ein zum größten Theil artilleristischer Roman, den uns der Autor der „Wachtstubenabenteuer" bietet. Diese Specialität Hackländer's, dieser saftige Realismus eines Mikrokosmus der Geschützröhren und ihrer Angehörigen, ist immer eine Domäne des Dichters gewesen, und er zieht, wie wir aus dem „letzten Bombardier" ersehen, noch immer reichen poetischen Ertrag aus jener ergiebigen Domäne. Hackländer hat den militärischen, speciell den Artillerieroman erfunden, wie nach ihm Winterfeld und Wickede die Infanterie- und Cavallerienovellistik.

Der letzte Bombardier fällt in eine Zeit, wo jedem Leser der Begriff einer Bombe und eines Bombardements deutlich geworden ist. Aber der Name „Bombardier" dürfte selbst der jetzigen kriegerischen Generation befremdlich klingen. Was ist ein Bombardier? fragt vielleicht schon der eben in die Batterie eingestellte Bolontär. Die Charge des Bombardiers, die zwischen einem Artillerieunteroffizier und Kanonier stand und etwa dem Gefreiterang bei der Infanterie entsprach, ist Anfangs der funfziger Jahre durch Cabinetsbefehl in der preußischen Armee abgeschafft worden. Einen dieser letzten Bombardiere, den letzten dieses „zahlreichen, gewaltigen Geschlechts", eines jener eigenthümlichen Wesen, „die nicht Unteroffizier, nicht Gemeiner, nicht Fisch, nicht Fleisch, ein Zwischengeschöpf und deshalb wol auch nicht fortpflanzungsfähig waren", wie der Autor bemerkt, hat sich der vorliegende Roman zum Helden gewählt.

Erich Freiberg ist der Name dieses Helden. Er ist der einzige Sohn eines ehemaligen Artillerieunteroffiziers, eines Untergebenen des aus dem „Soldatenleben im Frieden" wohlbekannten Obrist von Tuchsen, der eine Civilversorgung als reitender Zollaufseher an der Grenze erhalten hat. Erich's Mutter ist früh gestorben, der Knabe ist sich selbst überlassen und zeigt schon früh vielseitige Anlagen. Die Neigung des Sohnes zum Militärleben bestimmt den Vater, an seinen alten Gönner, einen Artilleriehauptmann, eine Anfrage wegen der Aufnahme des Sohnes in den Artilleriedienst zu richten. Vom Hauptmann Heinzelmann kommt nun eine charakteristische Antwort, die in folgenden unverblümten Aeußerungen gipfelt:

Was soll ich Ihnen in Betreff Ihrer Anfrage sagen? Vor allen Dingen, daß ich selbst mit einer magern Pension in den Ruhestand versetzt bin, und daß ich jeden Tag denke: Hol' der Teufel diese langjährige Strafarbeit, die man Militärdienst nennt! Hätte ich einen Sohn, lieber Freiberg, so sollte er sich wahrlich nicht zu diesem glänzenden Elend bekennen dürfen, oder er müßte es selbst ganz absonderlich wollen, große Kenntnisse haben, militärischen Esprit besitzen und unter mächtigen Protectionen stehen.

Kurz nach dieser nicht sehr tröstlichen Antwort stirbt Erich's Vater. Der begabte, natürlich wie alle Romanhelden auch äußerlich bevorzugte Jüngling ist nun eine mittellose Waise. Da er sich durch sein vorzügliches Orgelspiel die Gunst des Schullehrers erworben hat, empfiehlt ihn dieser selbst nach dem nicht weit entfernten Zwingenberg, einem Dorfe der Rheinprovinz, die, wie wir wol annehmen dürfen, der Schauplatz des ersten Actes des Romans ist, als Schullehrergehülfen. Dort kommt Erich unter die Curatel eines stark unter dem Pantoffel stehenden Pfarrers, der außer einer originellen Liebhaberei für die Trommel, eine Xantippe von Frau und einen rothhaarigen aber zu freundlichen Engel von Tochter hat, der sich zu dem hübschen Schullehrergehülfen sehr hingebend verhält und die projectirten Klavierstunden gern zu Schäferstunden umwandeln möchte. Aber obwol ein eifersüchtiger junger Geistlicher, der die hochblonde Selma gern in den Hafen einer christlichen Ehe führen möchte, findet, daß Selma und Erich in einer dieser Stunden sehr nahe nebeneinander auf dem Sofa sitzen, bleibt Erich, unschuldsvoll wie er ist und wie es einem gehaltlosen Schullehrergehülfen ziemt, doch unempfänglich für die Lockungen der Sirene vom Pfarrhause. Erich strandet nicht am Gestade der Sirene, sondern verläßt, nachdem man ihm gekündigt hat, Zwingenberg, um ein kleines Abenteuer zu erleben, das ihm das Manöver bringt, welches sich auf seinem Wege entwickelt. Er leistet der einen Partei gute Recognoscirungsdienste, während er in Gefahr ist, von der andern als Spion behandelt zu werden, eine Auffassung, die der Husarenlieutenant Graf Seefeld, mit dem Erich ein unliebsames Rencontre hat, zu theilen scheint. Zweien Zigeunermädchen — von denen die eine noch ein Kind ist — leistet, während dieselben vor dem Divisionsstabe ihre Künste im Bivuak machen, Erich Ritterdienste, und auch hier ist er gewissermaßen dem Grafen Seefeld im Wege, welcher der reizenden tanzenden Zigeunerin, Esmeralda — ein sehr aufdringlicher Anklang an die Heldin des „Glöckners von Nôtre-Dame" — zweideutige Anträge macht. Unterdessen hat ein ehemaliger Doctor, jetzt Müller Burbus, den emeritirten Schullehrergehülfen auf seine Mühle eingeladen, und Erich folgt dieser Einladung, läßt aber einen dort einquartierten Artillerieunteroffizier seine unbesiegbare Neigung für die Artilleriewaffe merken, worauf dieser wieder, wie oben der Hauptmann, eine abschreckende Antwort gibt. Ja, fagt der Lieutenant Schramm, eine Uniform sieht gut aus, das glänzt, strahlt, rasselt und klirrt, und in den Büchern wird viel gelogen von dem lustigen, glücklichen, ungebundenen Soldatenleben. Aber — — und nun kommt eine Jeremiade gegen das Soldatenleben, die ganz das Gegentheil einer oratio pro domo ist, den leidenschaftlichen Erich aber nicht abschreckt, in die Artillerie einzutreten.

Nach einer Episode, die ihn in den Verdacht der

Digitized by Google

Wilddieberei und zur Bekanntschaft der gräflichen Familie Seefeld gebracht hat, lernt Erich in der Brigadeschule die artilleristischen Elemente und wird ein tüchtiger Kanonier, der sich, ausgenommen die Zuneigung seines intriguanten Batteriechefs, die Achtung und das Vertrauen seiner Vorgesetzten und Kameraden erwirbt. Daneben führt ihn sein abenteuerliches Geschick in zartere Bande und romantischere Kreise, als die Pferdeställe und Kasernen der Artillerie in der Hauptstadt. Er sieht die schöne Esmeralda als gefeierte Kunstreiterin Kolma wieder und wird abermals wider Willen der Rival des Grafen Seefeld. Aber Erich, der auch die platonische Zuneigung der schönen Kolma noch platonischer erwidert, soll erst in der Residenz, in die er versetzt wird, die Schauer der ersten Liebe kosten. Während sein Freund, der phantasiereiche Bombardier Schmoller, der in seinem Genre an bekannte Gestalten früherer Hackländer'scher Militärmuse erinnert, mit nahrungsreichen Köchinnen ein grausames Spiel treibt, erwächst die für Erich bestimmte Menschenpflanze, das Wunderkind aus dem Bivuak, in einer vornehmen Pension der Residenz als Miß Price, deren Familienverhältnisse mysteriöser Natur sind und ihr nur durch den schmeichelhaften Verdacht, als natürliche Tochter irgendeiner allerhöchsten Persönlichkeit zu gelten, Aufnahme in das Pensionat verschafft haben. In den kleinen Leiden und Intrigunen der Pension zeigt sich Blanda Price als charakterfestes Mädchen, deren Herz nicht minder hervorragend ist als ihre Schönheit. In einem Jagdschlößchen, wo Erich und Blanda auf abenteuerliche Weise zusammentreffen, lernen sich die beiden kennen und lieben. Wie Blanda aus den Intrigunen des Pensionats, so ist Erich aus den Intrigunen seiner Stubenkameraden in der Kaserne siegreich hervorgegangen. Er wird aber auch der Retter seines Mädchens: denn wieder ist es der böse Dämon Erich's, Graf Seefeld, ein sehr weitherziger Libertin, dessen schlechte Anschläge auf Blanda unser Held zu Schanden macht. Aber indem Erich seine Blanda entführen, oder vielmehr nach Zwingenberg zu Burbus bringen will, der für das Mädchen sorgen soll, geräth der wackere letzte Bombardier in den Verdacht eines Verbrechens. Als Erich die Geliebte auf geheimen Wegen zu ihrem Bestimmungsort zu befördern sucht, kommt ihm Graf Seefeld dazwischen und will Blanda in seinem Wagen entführen. Von Verzweiflung getrieben schießt Erich auf den Grafen — wie man glaubt, wenigstens kracht ein Schuß und man findet ein Terzerol bei dem unseligen Bombardier. Dieser kommt wegen mörderischen Attentats auf einen Vorgesetzten auf die Festung, wo ihn Selma, die ihn schon in der Residenz als Gattin jenes jungen Geistlichen versucht hatte, vergebens zu verführen trachtet: die Versuche der rothhaarigen Potiphar prallen an dem treuen Herzen des artilleristischen keuschen Joseph ab, und Joseph wird dafür belohnt. Er wird zwar nicht ägyptischer Reichskanzler, aber doch frei und zwar durch einen andern Joseph. Ein Försterbursche dieses Namens hat auf den Grafen geschossen, und Erich's Unschuld, der selbst über den plötzlichen Schuß erschreckt war, wird glänzend offenbar. Aber seine Blanda ist plötzlich zur Gräfin geworden, sie ist ein Grafenkind und die Base des jungen Grafen Seefeld, der Blanda's lustige Freundin Clotilde heirathet. Erich aber wird ein wackerer Gutsbesitzer und heirathet seine Blanda.

Ob der Leser das Buch befriedigt aus der Hand legen wird? Vielleicht nicht befriedigt, wenn er an den sehr schnell und willkürlich herbeigeführten Schluß denkt. Jeder Leser hatte gewiß irgendeinmal im Buche ein Rencontre des Helden mit seinem Widersacher dem Grafen Dagobert erwartet: statt dessen benimmt sich Erich im entscheidenden Augenblick dem Nebenbuhler gegenüber fast servil, und der wüste Graf, der eine sehr pikante Scene im Wagen mit der entführten Blanda hat, wird plötzlich ein gutmüthiger und gemüthlicher Mensch, der keinem Lämmchen etwas zu Leide thut, geschweige denn einem schönen jungen Mädchen. Die Schwächen des Romans liegen auch hier in der Charakteristik. Erich selbst ist doch nur ein landläufiger Typus von blonder Gemüthsfärbung, etwa im Stil von Gustav Freytag's Anton Wohlfarth. Auch Blanda hat wenig Blut und läßt weniger von sich hören, als sonst Hackländer'sche Heldinnen pflegen. Der Graf Dagobert ist psychologisch richtig angelegt, ermangelt aber an vielen Stellen der charakteristischen und detaillirten Ausführung. Am besten sind dem gewandten Autor die artilleristischen Persönlichkeiten in ihrem Kleinleben und die durchaus nicht carrikirten Dickens'schen Figuren des Pensionats gelungen.

Aber es weht ein stark realistischer Zug voll Saft und Frische, voll Klarheit der Anlage und Wahrheit der Ausführung in dem neuesten Roman Hackländer's. Und auch die Romantik geht nicht leer aus. Die köstlichen Kapitel des letzten Bandes, welche die unschuldige Entführung Blanda's durch Erich schildern, die auf Schleichund Fußwegen bewerkstelligt werden muß, sind voll von gelungener Naturmalerei und dem geheimnißvollen süßen Reiz, den die poetische Verbindung erwachenden Liebeslebens mit den stürmischen Aeußerungen der Natur hervorruft. Wir geben eine Probe, die Stelle, wo Erich seine holde Last, die er, da sie ermüdet ist, halb stützt, halb trägt, unter einem überhängenden Felsen in wilder Schlucht auf einem Baumstamme anbruhen läßt:

Er legte Blanda's Plaid, den er auf der Schulter trug, für sie auf den Baumstamme zusammen; dann setzte sich Blanda und legte ihren Kopf an seine Schulter, worauf er sie mit seinem Arm umschlang und sanft an sich drückte. — „Du friersk doch nicht, Blanda?" — „O nein, aber das Ausruhen erregt mir ein so behagliches Gefühl, daß es mich leicht durchschauert!" — So saßen sie still nebeneinander, ohne zusammen zu sprechen, wie ein paar harmlose Kinder, und fühlten sich so glücklich, wie sie in ihrem Leben nicht gewesen waren. Zu ihren Füßen rauschte und tofte das Wildwasser, vor ihnen segte der Wind die Schlucht hinab, nicht nur blinne Buchen und Birken beugend, sondern selbst hohe schlanke Tannen bewegend, und schien recht zornig zu sein, daß er den Beiden nichts anhaben konnte, welche, von der muidenförmigen, ausgehöhlten Steinwand geschützt, wie in einem kleinen Häuschen saßen. Hoch oben zogen die Wolken und wurden jetzt durch die stark leuchtenden Blitze in ihren einzelnen Schichten sichtbar; dazu rollte der Donner über ihren Häuptern und klang um so majestätischer, da ihn ein vielfaches Echo aus den Felswänden nachbrüllte und wiederholte.

Da flüsterte Erich seine Liebe Blanda ins Ohr, während das Gewitter schier die Felswände auseinandersprengt; und dann heißt es weiter:

Sie rückten näher zusammen, selig in dem Bewußtsein des

Digitized by Google

Geſtändniſſes ihrer reinen unſchuldsvollen Liebe, Hand in Hand geſchlungen feſt aneinander geſchmiegt; und als Blanda jetzt ihr Haupt erhob, ihn mit einem glücklichen Blicke anſchauend, da lächelte ſie mild und freundlich, als er Miene machte, ſeinen Mund auf ihre leicht geöffneten Lippen zu drücken, und litt es gern und willig, daß er ſie küßte. „Biſt du doch mein und ich dein“, ſagte ſie dann, ſich aufrichtend — „und der Himmel hat es gehört und zürnt uns nicht, denn der Donner rollt nur noch ſchwach dahin, und der Wind iſt kaum mehr im Stande mein Haar zu bewegen.“

Iſt dieſe Scene nicht wie ein Miniaturbild zu dem großen Meiſtergemälde der Höhlenidylle in Meiſter Gottfried's „Triſtan und Iſolde“? Auch das Kapitel, in welchem der Autor Dagobert die geängſtete Blanda in ſeinem Wagen mit ſich fortführen läßt, iſt meiſterhaft und überall in den Grenzen gehalten, die für dergleichen pikante Situationen nöthig ſind und die Hackländer immer einhält. Das ſorbenfriſche Genrebild des Bivouaks bei dem Manöver, die humoriſtiſchen Kreuz- und Querzüge des liebegirrenden eiteln Bombardiers Schmoller, das Pfarrhaus in Zwingenberg, alles das ſind ſo ſorgſam gemalte, intereſſant aufgefaßte Scenen, daß man mit Vergnügen der immer unterhaltenden Feder des Autors folgt. Es iſt ein biographiſcher Roman, den Hackländer ja ſchon im „Engen Stillfried“ mit Glück cultivirt hat, dieſer „letzte Bombardier“, der, ohne beſondere Steigerung und Verwickelung, ohne die Kunſtgriffe roffinirterer Romantechnik, doch nicht verfehlen wird, in die gute Laune des Leſers Breſche zu ſchießen. Den „letzten Bombardier“ ſtellen wir entſchieden zu den beſten Romanen Hackländer's, um ſo lieber, als er nicht an den in den letzten Arbeiten des thätigen Dichters häufig bemerkbaren Breiten leidet. Während wir dieſe Zeilen ſchreiben, erſcheint ſchon wieder ein neueſtes Werk Hackländer's „Sturmvögel“, ein Seeroman, im Druck. Mag auch dieſer Roman dazu beitragen, dem Autor des „letzten Bombardiers“ den Namen des deutſchen Dickens immer mehr zu befeſtigen, den er durch den Humor und die liebevolle Behaglichkeit ſeiner Schilderungen ſich bereits erworben hat.

Franz Hirſch.

---

## Italieniſche Reiſeliteratur.

Italien in den Jahren 1868—69 von Heinrich Börnſtein. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Sgr.

Italien in den Jahren 1868 und 1869 — wir müſſen hier die Leſer von vornherein vor einem Irrthum warnen, zu dem ſie vermuthlich ſo gut wie der Referent durch dieſen Titel verleitet werden würden. Sie werden danach eine Auseinanderſetzung der ſtaatlichen, kirchlichen und ſocialen Zuſtände der Halbinſel, auch wol der politiſchen Rolle, welche Italien in dieſen beiden Jahren geſpielt hat, erwarten. Statt deſſen finden ſie eine Anzahl von Reiſebriefen, den Bericht über die Erlebniſſe und Beobachtungen des Verfaſſers auf einer neunmonatlichen Tour von den Alpen über Mailand, Genua, Florenz und Rom nach Neapel, und über Rom, Florenz, Bologna, Venedig und Triest wieder zurück gen Norden. Allerdings zeigt der Verfaſſer nicht nur einen klaren Blick und eine ſcharfe Beobachtungsgabe für die Herrlichkeiten der heſperiſchen Natur und Kunſt und für die äußerlich hervortretenden Seiten des Volkslebens: er hat ſich auch bemüht, die innern Verhältniſſe des Landes und Volks in politiſcher, religiöſer und geſellſchaftlicher Beziehung tiefer zu erfaſſen als das bei den gewöhnlichen Touriſten der Fall zu ſein pflegt, ſowol durch eigene Beobachtungen und Erkundigungen als durch geeignete Lektüre. Aber von einem einigermaßen vollſtändigen Totalbilde derſelben iſt darum doch keine Rede; den bei weitem größten Raum nimmt auch hier theils die Erzählung des Selbſterlebten, theils die Schilderung und Beſchreibung des hundertmal Beſchriebenen und Geſchilderten ein. Dabei wollen wir dem Verfaſſer gern das Zeugniß ausſtellen, daß er nichts weniger als ein gedankenloſer Nachtreter ſeiner Vorgänger iſt, daß er mit eigenen Augen geſehen, mit eigenen Ohren gehört hat; daß er ſich ein ſelbſtändiges und unabhängiges Urtheil bewahrt, und vor allem, daß ſeine, in behaglicher epiſcher Breite ſich entfaltende und doch zugleich lebendige und anſchauliche Darſtellung trefflich gezeichnete und ſcharf umriſſene Bilder des Geſchauten und Erlebten bietet, auf das Mannichfaltigſte von hiſtoriſchen und unhiſtoriſchen Anekdoten, wie von Betrachtungen über Zuſtände und Perſonen, über Kunſt und Leben durchflochten und gewürzt. So gewinnen die Schilderungen altbekannter Dinge und Vorgänge, wie des Lebens und Treibens auf den Straßen von Rom und Neapel, des römiſchen Carnevals, der, nach ſeiner Darſtellung jetzt eigentlich nur noch eine galvaniſirte Leiche, weſentlich von Fremden und für die Fremden aufgeführt wird, der Feierlichkeiten der Charwoche, des Lottoſpiels, der Tombola u. ſ. w., einen neuen Reiz, der ſie ſelbſt für den durch die zahlloſen Schilderungen der Art einigermaßen Blaſirten noch anziehend macht. Daß der Verfaſſer ſtets unter dem unmittelbaren Eindruck des eben Geſehenen und Erlebten ſchreibt, gibt ſeiner Erzählung eine wohlthuende Friſche, wenn auch hier und da eine gewiſſe Weitſchweifigkeit, eine Wiederholung, ſogar hier und da ein Widerſpruch mit ſich ſelbſt mit unterläuft, wie wenn er (I, 320) Howald's Wort für ſich in Anſpruch nimmt:

Auch wer als Mann Neapel erſt geſehn,
Wird nie mehr glücklich, wenn er es verläßt —

und an einer andern Stelle ſagt, daß ſich dieſelbe Stadt doch auf einer zu niedrigen Culturſtufe befinde, als daß ſich ein Menſch, der in den Reinlichkeits- und Ordnungsbegriffen unſerer Zeit aufgewachſen ſei, auf die Länge heimiſch fühlen könne. Auch ein ſachlicher Irrthum findet ſich hier und da, wie wenn er behauptet, daß in Sicilien vor 1859 noch gar keine Landſtraßen vorhanden geweſen ſeien, während deren doch ſchon von Palermo nach Catania quer durch die ganze Inſel, von Meſſina bis Noto längs der ganzen Oſtküſte und verſchiedene kürzere

Digitized by Google

Strecken (Palermo-Monreale; Girgenti-Caltanisetta) existirten; wenn er von den im Januar (statt Juni) blühenden Oleanderbüschen spricht; vom Epomeo auf Ischia aus die schneebedeckten Gipfel der Abruzzen und die Höhen von Terracina und Gaëta(!) hinter dem im Süden gelegenen Besuv sucht; den Eisenbahnpaß über die Apenninen oberhalb Pistoja zu 5—6000 statt kaum 3000 Fuß Höhe angibt; wenn er von den fast dreiviertel Millionen Bewohnern Neapels (statt höchstens einer halben) spricht, oder wenn er meint, daß es in Florenz keine Bäume und Gärten gebe, während das Innere weniger unmauerter Städte so reich daran sein dürfte, u. s. w.

Börnstein ist ein Deutsch-Amerikaner, und es macht, so natürlich es übrigens sein mag, bei seiner echt deutschen Ausdrucks- und, fügen wir hinzu, Anschauungsweise einen eigenthümlichen Eindruck auf den deutschen Leser, wenn er selbst in den Anglo-Amerikanern viel mehr seine Landsleute sieht als in den Bewohnern unsers Vaterlandes. Auf die alte Heimat ist er nicht besonders zu sprechen; an Seitenhieben, verdienten und zuweilen auch unverdienten, läßt er es nicht fehlen. Was er von der schrecklichen Vorstellung sagt, die man sich in Deutschland von einem Italiener mache, ist im wesentlichen ganz veraltet, und er ist sehr im Irrthum, wenn er glaubt (wie es den Anschein hat), daß trotz Goethe, Stahr, Gregorovius u. a. die Mehrzahl der Deutschen in ihren Anschauungen von Italien noch auf dem Nicolai'schen Standpunkt ständen. Es ist in dieser Beziehung seit 1859 ein unverkennbarer Umschlag in der öffentlichen Meinung diesseit der Alpen eingetreten, der sich keineswegs auf die politischen Verhältnisse beschränkt. Es gab allerdings eine Zeit, wo der bekannte Ausspruch, Neapel sei ein Paradies auf Erden, aber von Teufeln bewohnt, so ziemlich die Anschauung der meisten Deutschen von dem ganzen Lande und Volke jenseit der Alpen ausdrückte. Aber das ist längst vorüber. Wir Deutschen hatten übrigens früher auch keine Ursache, besonders gut auf unsere Nachbarn zu sprechen zu sein: sie gaben uns unsere schlimme Meinung, unsere Vorurtheile gegen sie mit Zinsen zurück. Die Deutschen waren vor 1848 in Italien im ganzen und großen ebenso verhaßt wie wenig geachtet. Die Tedeschi, unter denen man in erster Linie die Oesterreicher, einschließlich der Kroaten, Ungarn, Serben u. s. w., in zweiter alle Deutschen verstand, galten für die Handlanger des Despotismus, für wahre Barbaren im Gegensatz zu der eigenen Nation, die ja nach Gioberti noch immer den Primat unter den civilisirten Völkern behaupten sollte. Dabei redeten die Gelehrten und Gebildeten überhaupt freilich viel von der dotta Germania — etwa in der Weise wie jetzt die „Moskauer Zeitung"—, aber von den Deutschen als Volk, als Nation wollte man nichts wissen. Auch das hat sich geändert: die urtheilsfähigen Männer der entschiedenen liberalen Partei haben sich uns zu- und in demselben Maße von ihren alten Freunden, den Franzosen, abgewandt. Aber das gute Verhältniß zwischen den beiden Völkern ruht im wesentlichen nur auf dem Verstande, nicht auf dem Gefühl; eine natürliche Sympathie ist kaum zwischen ihnen vorhanden. Die Italiener fühlen sich unwillkürlich immer mehr zu ihren Stammverwandten im Westen und Nordwesten hingezogen als zu den Germanen. Hätten wir noch eines Beweises dafür bedurft, die letzten Monate hätten ihn uns geliefert. Nicht nur daß der König und die herrschende Partei, die sogenannte Consorteria, zu Frankreich neigen — das beruht zum Theil wenigstens auf allerdings sehr verkehrten politischen Combinationen und Berechnungen —, auch der unabhängige Theil des Volks wendet sein Herz unwillkürlich dem in seinem Besitzstande bedrohten Vetter zu und von dem erprobten Freunde ab, mag derselbe auch noch so sehr im Rechte sein. Es ist nicht nur das Zauberwort Republik, was Garibaldi und die Seinen nach Frankreich gelockt, es ist der natürliche Zug des Herzens. Die Italiener haben ein ungleich größeres Verständniß für die tönenden Phrasen Gambetta's und Jules Favre's als für die nüchternen Erklärungen Bismarck's, die knappen, wortkargen Aeußerungen des deutschen Hauptquartiers und die einfache fromme Sprache in den Proclamationen König Wilhelm's. Dazu kommt freilich das Gefühl der Demüthigung, daß sie Rom und Venedig den deutschen und nicht den eigenen Waffen verdanken, oder, nach der classischen Darstellung des „Kladderadatsch", daß Preußen den Baum geschüttelt hat, von dem die beiden großen Birnen Rom und Venetien dem König Victor Emanuel in den offen gehaltenen Mund herabfielen. Dankbarkeit ist eine große, aber bekanntlich eine seltene Tugend, und einem eiteln und ehrgeizigen Volke erscheint die empfangene Wohlthat zugleich als eine drückende Last, ja gewissermaßen wie eine Art Attentat gegen die Nationalehre.

Doch genug; ich wollte nur darthun, daß man in Deutschland die Italiener vielleicht mit günstigern Augen ansieht als in Italien die Deutschen. Daß die Art der Kriegsführung im Jahre 1866 und das Verhalten seit dem Juli 1870 das Vertrauen auf die leitenden Kreise in Florenz und die Zuverlässigkeit des früheren Bundesgenossen gerade nicht gestärkt haben, ist begreiflich; daß man bei der Zerrüttung, die in den öffentlichen Angelegenheiten der Halbinsel herrscht, nicht von Bewunderung für den neuen Staat und seine Lenker erfüllt ist, ist auch ziemlich natürlich; daß man bei aller Achtung vor den Fortschritten, die das Land seit 20 Jahren fast nach allen Richtungen hin gemacht hat, es weder in Bezug auf seinen allgemeinen Culturzustand noch in Rücksicht auf seine socialen Verhältnisse mit Deutschland auf Eine Stufe stellen will, ist durchaus in der Ordnung. Der Referent, welcher Italien aus vieljähriger eigener Anschauung kennt, gehört zu denen, welche überzeugt sind, daß das schöne Land auch in dieser Beziehung dereinst wieder in den Reigen der leitenden Nationen des Welttheils eintreten, daß es alle die Hindernisse und Gefahren, mit denen es jetzt noch ringt, endlich überwinden werde. Aber diese Zeit ist noch nicht gekommen, und die lebende Generation wird darüber hinwegsterben, ehe sie eintritt. Ein durch jahrhundertlange despotische Misregierung aller Selbstthätigkeit wie jeder strengen geistigen Thätigkeit entwöhntes, theilweise planmäßig demoralisirtes Volk, dem größern Theile nach durch ein unbedingt gebietendes Pfaffenthum im gröbsten Aberglauben und der finstersten Unwissenheit erhalten, während die Minderheit im Gegensatze dazu zum größten Theil in Unglauben, Materialismus,

Digitized by Google

Nihilismus, Indifferentismus oder excentrischem Radicalismus verirrt war, kann in ein bis zwei Jahrzehnten nicht zur vollen Wiedergeburt gelangen. Wie bei den Israeliten, die aus Aegypten zogen, muß, in Mittel- und Unterital[ien] wenigstens, das alte Geschlecht erst einem jungen, unverdorbenen Platz gemacht haben.

In der That ist das Bild, welches sich aus den Mittheilungen des Verfassers selbst über die öffentlichen Zustände des Landes vor uns entrollt, nichts weniger als ein heiteres. Der Re galantuomo und die herrschende Familie haben ihr „Prestige" längst verloren und sind in den annectirten Provinzen wenig beliebt, während die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz dem König zum Theil wenigstens selbst die Liebe der Piemontesen geraubt hat. Die herrschende Partei ist unter sich selbst uneins, von kleinlichen Eifersüchteleien regiert, ohne Vertrauen beim Volke, in vielen ihrer Glieder der Bestechlichkeit dringend verdächtig. Die ganze Kammer ist in zahllose Fractionen und Fractiönchen zersplittert, ohne hervorragende Capacitäten auf der rechten wie auf der linken Seite. Die Opposition richtet sich mehr gegen die Personen als gegen die Sachen, ist in sich selbst uneins, in ihren Zielen unklar, stark nur in der Negation. „Die unbärtige Jugend führt das große Wort, Raisonneurs und Phrasenmacher herrschen in den Journalen, und ein großer Theil der italienischen Jugend scheint den Begriff der Freiheit mit dem der Zügellosigkeit zu verwechseln." Die Beamtenwelt ist noch immer mit dem Vorwurf der Corruption behaftet; die Disciplin der Flotte und des Landheers, deren höchste Befehlshaber wenig Beweise von Tüchtigkeit gegeben haben und sich selbst untereinander die ärgsten Vorwürfe ins Gesicht schleudern, ist gelockert; die Straßen sind unsicher, das Brigantenwesen steht, in einzelnen Gegenden wenigstens, noch immer in Blüte. Und dazu die traurigen Finanzverhältnisse! 49 Lire (Franken) Steuern auf den Kopf, 3430 Millionen Staatsschulden, in kaum zehn Jahren ein Deficit von fast 3600 Millionen — ist es da zu verwundern, daß das unwissende Volk, welches dem neuen Königreich und seinen Institutionen außerdem die steigenden Preise der Lebensbedürfnisse wie die Handels- und Industriekrisen in die Schuhe schiebt, immer unzufriedener wird und sich theilweise sogar nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurücksehnt? Man möchte da wirklich mit Guerazzi, dem bekannten Dictator Toscanas von Anno 1849, ausrufen: „Si stava meglio, quando si stava peggio" — es ging uns besser, als es uns schlechter ging! Und doch handelt es sich nur um ein unvermeidliches Durchgangsstadium. Es wäre freilich vielleicht besser gewesen, hätte der Norden Zeit gehabt, sich die Mitte und den Süden ganz allmählich im Laufe von Jahrzehnten zu annectiren und zu assimiliren. Aber auch so wird eine bessere Zeit kommen, wenn der Uebergang auch schwieriger und dorniger ist; ja sie ist in mehr als einer Beziehung bereits im Werden.

Börnstein gibt uns aus Marc-Monnier's trefflichem Aufsatz in der „Revue des deux mondes" eine Uebersicht der Verbesserungen und Fortschritte Italiens auf dem socialen Gebiet, besonders auf dem des Handels und Verkehrs seit 1860. Die Zeit ist jetzt schon vorüber, wo (1861) von 21 Millionen Einwohnern des Königreichs 17 Millionen weder schreiben noch lesen konnten. Der Unterrichtsminister Natoli hat Großes geleistet. In der Stadt Neapel ist beispielsweise seit der Annexion die Zahl der öffentlichen Schulen von 42 auf 111, die der Schüler von 3000 auf 17000 gestiegen. Statt 1472 Kilometer Eisenbahn gibt es in Italien jetzt 7400. Nicht weniger als 588 Millionen hat die Regierung für öffentliche Arbeiten ausgegeben. Das ist eine Saat, die bereits ihre Ernte zu liefern beginnt. Wenn erst einmal der unendlich reiche Boden Unteritaliens und Siciliens dem Verkehr und der Industrie erschlossen und das Volk dafür gewonnen ist, werden sich auch die Finanzzustände wieder heben. Wie es jetzt mit dem Menschen- und Güterverkehr in jenen Gegenden noch bestellt ist, zeigt unter anderm der Umstand, daß ein Kilometer Eisenbahn im Norden 25000 Francs, in Mittelitalien 12000, im Süden gar nur 6000 Francs jährlich einbringt. Freilich, das Beamten- und Priesterheer muß und wird sich entsprechend vermindern. Auf 700000 Kaufleute 550000 Doctoren, Advocaten und mit freien Künsten Beschäftigte, 174000 Beamte, und etwa ebenso viel Priester, die sich nur vom Messelesen ernähren, abgesehen von den angestellten: das sind Zahlenverhältnisse, die klar genug auf den faulen Fleck und auf den verkehrten Weg deuten, auf den die regierenden weltlichen und geistlichen Herren die Nation seit Jahrhunderten allmählich gedrängt hatten. Auch die vielen großen todten Städte, wie Pisa, Ferrara, Ravenna, Cremona, Padua, Benedig selbst und derschiedene andere, das Entzücken romantischer Touristen und ein Unglück für das Land, werden verschwinden — mögen sie wieder lebendige Glieder am Leibe des Staats oder ganz amputirt werden; Handel und Industrie werden einen neuen Aufschwung nehmen; der entwerthete Grundbesitz wird im Preise steigen wie die jetzt brachliegende Arbeitskraft, und es wird nicht mehr eine Stadt geben, wo, wie jetzt in Benedig, von 100000 Einwohnern 25000 in die öffentlichen Armenlisten eingetragen sind.

Besonders groß fand Börnstein die Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Verhältnissen in Neapel, obgleich hier die seit dem Sturze der Bourbonenherrschaft eingeführten Verbesserungen gerade auffällig hervortreten. Aber diese Verbesserungen selbst, zumal die, welche darauf hinzielen, das Volk zur Selbstthätigkeit und Selbstverantwortlichkeit hinzuführen, erscheinen den an unbedingte Bevormundung, Leitung und Fürsorge von oben gewöhnten Bewohnern zum Theil vielmehr als eine drückende Verschlimmerung ihres Loses. So wurde früher bei allen Handels- und Industriekrisen Neapel gegen die Außenwelt abgesperrt; dafür standen denn Handel und Industrie natürlich auf einer sehr niedrigen Stufe; jetzt muß das Land auch in dieser Hinsicht an dem Wohl und Wehe des übrigen Europa theilnehmen: da klagen die Consumenten nicht minder als die früher privilegirten Producenten. Die Beamten sollen nicht mehr von Bestechungen leben; die Sinecuren sind aufgehoben; das Volk soll arbeiten: alles das mundet der großen Masse schlecht. Die bourbonischen Legitimisten, die von Rom aus instruirten und unterstützten Pfaffen, Ultraradicale und Mazzinianer, die ehrlichen Anhänger Garibaldi's und Crispi's — alle schüren die Unzufriedenheit mit den neugeschaffenen Zu-



Digitized by Google

ständen. So erscheint es natürlich, daß, wie uns Börnstein erzählt, der Kronprinz Humbert mit seiner jungen Gemahlin, die in Neapel residiren sollten, wie der König selbst von der Bevölkerung der größten Stadt des Landes sehr kalt empfangen wurden, sodaß der letztere, höchst aufgebracht über seine Minister, die ihn zu dieser Reise überredet hatten, fast ohne Aufenthalt wieder nach Florenz zurückkehrte.

Börnstein verkennt nicht, daß, was heute bereits zur Wirklichkeit geworden ist, früher oder später eintreten müsse — daß Italien Rom zu seiner Hauptstadt machen werde. Allein er hält das keineswegs für ein Glück. Abgesehen davon, daß die Römer, welche bisher weniger Steuern zahlten, nicht kriegsdienstpflichtig und an das Regiment des Krummstabs, unter dem ja nach dem Sprichwort gut wohnen ist, seit Jahrhunderten gewöhnt waren, sich in der Mehrzahl nicht sehr danach sehnten, Italiener zu werden, könne die Stadt mit ihrer seit einem Jahrtausend ihr anerzogenen Wesenheit unmöglich der Leitstern des übrigen Italien werden. „Rom hat keine innere Lebensfähigkeit, keine innere Nothwendigkeit des Bestehens; es ist eine einbalsamirte Mumie mit automatischer Bewegung .... Rom ist gewesen.“ *) Um eine moderne Hauptstadt daraus zu machen, bedürfe es einer vollständigen Umwälzung nach allen Richtungen hin. Wenn er übrigens meint, daß die Italiener Rom nur um einer historischen Reminiscenz willen zur Hauptstadt verlangten, so ist er entschieden in einem, freilich in Deutschland sehr verbreiteten Irrthum befangen. Es ist vielmehr vor allem die richtige Erkenntniß, daß die Hauptstadt Rom das versöhnende und bindende Element für die auseinanderfallenden Theile des neuen Einheitsstaats sein werde, während jede andere, die Eifersucht verschiedener anderer wirklich oder doch in den Augen ihrer Bewohner gleichberechtigter Städte erregend, vielmehr ein Element der Trennung als der Einigung sein würde.

Als eine Probe der frischen und anschaulichen Detailschilderungen italienischen Volkslebens, an denen das Buch, wie gesagt, sehr reich ist, geben wir zum Schluß die Beschreibung des neapolitanischen Weihnachtsmarktes:

Ich habe große Märte gesehen, wie den Marché des Innocents in Paris, aber von einem solchen Treiben wie das hiesige, wo die ganze Stadt zu einem einzigen großen Markte wird, hatte ich noch keinen Begriff. Schon am 14. December hatten Praclamationen der Municipalität bekannt gemacht, daß vom 16. December an es allen Kleinverkäufern von Papier, Büchern, Galanteriewaaren, Glas, Geschirr u. s. w., und vom 21. December an auch den Verkäufern von Eßwaaren erlaubt sei, auf dem Trottoir der Hauptstraßen ihre Waaren anzubieten — und von dieser Erlaubniß ward freigebig Gebrauch gemacht. Schon zu gewöhnlichen Zeiten sind beide Seiten des Toledo mit ambulanten Verkäufern besetzt, die „alles und noch einiges mehr“ feilbieten — jetzt entwickelten sich zu beiden Seiten des Trottoirs lange Reihen von Tischen und Ständen, an denen alles, was man sich nur immer als begehrenswerth denken kann, zum Verkauf ausgeboten wurde — von den neuesten Erzeugnissen der italienischen Literatur und den Uebersetzungen von Alexandre Dumas' Romanen, von Gemmen, Cameen und Korallen, von Gold- und Silberschmuck an, bis zu Zündhölzern, Nachtlichtern, Zahnstochern u. dgl. m. Es war das schon ein arges Gewirr und ein heilloser Lärm, als aber am 21. December nun auch die Eßwaarenhändler hinzukamen und ihre fliegenden Buiken auf dem Fahrwege aufschlugen, wurden Gedränge, Geschrei, Gebrüll vollständig entsetzlich. Die Tausende von Fischern aus Barra, Portici, Torre, Castellamare, Sorrento, Mergellina, Posttippo, Bagnoli, Pozzuoli, Bajä und andern Orten kamen alle herbei, alle in ihrer malerischen Tracht, mit den rothen oder braunen Sackmützen, dem auf der Brust offenen Hemd, nuter dem das Amulet hervorsieht, den kurzen Schwimmhosen, den bloßen Beinen und dem kurzen, über die Schultern geworfenen braunen Mantel; sie kamen und fuhren in großen Körben herbei, voll von Austern, Muscheln und Seefrüchten (frutti del mare), Seefternen, Seeigeln und Seespinnen, sie brachten Körbe mit riesigen Hummern und Fischen der wunderbarsten Arten und Gattungen, wie sie nur die südlichen Meere in solcher Mannichfaltigkeit und Farbenpracht bieten. Und nun bildeten sie mit ihren Waaren in den Straßen eine Gasse, neben der sich nur mühsam und vorsichtig die Wagen vorbeifanden, in deren Mitte der dichtgedrängte Strom der Käufer hin- und herwogte. Neben den Fischern schlagen die Verkäufer von Würsten und Käsen, von Gurken, Oliven, Kappern und andern Essigfrüchten, von Zuckerwerk und Backereien ihre Stände auf; jedes preist seine Waare aus voller Kehle und ruft die Käufer herbei: „Oh che bella cosa! Oh che bellissima cosa!“ Und nun folgt eine lange Anpreisung der unzähligen vortrefflichen Eigenschaften seiner Würste, Käse, Gurken oder Bonbons; einer sucht den andern zu überschreien, die Käufer müssen ebenfalls mörderisch schreien, um sich in diesem Höllenlärm verständlich zu machen: und so schwillt denn dieser Straßenlärm zu einem betäubenden, verwirrenden, ohrenzerreißenden Geheul an, das schon manche schwachnervige Engländerin in Angst und Schrecken versetzte, sodaß sie um Gotteswillen bat, nach Hause zurückgeführt zu werden.

*) An einer andern Stelle heißt es freilich: „Rom wird aus einer geistlichen Provinzialstadt immer mehr zur Weltstadt.“

## Zur Geschichte des fränkischen Reichs.

Jahrbücher des fränkischen Reichs 714—741. Die Zeit Karl Martell's. Von Theodor Breylig. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1869. 8. 24 Ngr.

Aeußerst kurze Angaben über die Ereignisse in den einzelnen Jahren, geschrieben von Mönchen mit sehr engem Gesichtskreis, kleine Chroniken, in denen schon die dynastischen Parteiinteressen der Thatsachen ihre Farben verleihen, Klostergeschichten und Lebensbeschreibungen einiger Heiligen, in denen die allgemeine politische Geschichte nur sehr geringe Beachtung findet, nebst wenigen Urkunden und Briefen — das ist der Stoff, aus denen die Geschichte Karl Martell's entnommen werden muß. Eine solche wahrheitgemäße Charakteristik des Quellenmaterials, wie sie der Verfasser an die Spitze seines Buchs stellt, gibt die beste Rechtfertigung der streng kritischen Methode, welche hier in der Darstellung befolgt ist. Für eine blos unterhaltende Lektüre bietet ein solcher Stoff keine Handhabe, er ist überhaupt nur für eigentliche Belehrung gemacht, aber keineswegs nur für den engen Kreis der Fachgenossen. Denn in dem schlichten und hier und da beinahe dürftigen Referat der Thatsachen, wie es genau an die urkundlichen Belege angeschlossen, gleichsam nur als eine in das Licht des gegenwärtigen wissenschaftlichen Bewußtseins gerückte Paraphrase oder Erläuterung der-

Digitized by Google

selben uns hier vorgeführt wird, liegt für den denkenden Freund und Kenner der Geschichte ein eigenthümlicher Werth. Er darf nicht erst das Gestrüppe eigenmächtiger Combinationen, künstlich verflochtener Hypothesen niederhauen, um zu dem Kerne des wirklich Geschehenen vorzudringen. Dieser selbst steht in jedem Falle so offen und zugänglich vor ihm, daß er zu jeder Art von selbständiger Verarbeitung sofort brauchbar ist. Auf diese Weise mag sich also ein jeder die innere Belebung des Stoffs selbst schaffen, und er ist in der That so geartet, daß er alle Kräfte des Geistes energisch in Anspruch nimmt.

Einmal ist es schon die Persönlichkeit des Mannes, der seiner Zeit ihren Namen gibt, welche trotz aller Mängel der Quellen und trotz aller Geistesstumpfheit ihrer Autoren doch in hinlänglich deutlicher Plastik, man darf wol behaupten, in allen der Erkenntniß wesentlich nothwendigen Zügen vollkommen deutlich heraustritt. Sein Beiname Martell, den ihm übrigens nicht seine Zeitgenossen sondern erst spätere Jahrhunderte ertheilen, gibt der landläufigen Vorstellung von ihm doch nicht das ganz zutreffende, mindestens ein sehr einseitiges Gepräge. Gewiß war er vor allem ein „Hammer" seiner Feinde, ein Zerschmetterer der Heere, aber doch noch mehr als das, und vielleicht eben dies andere, was er nach dem Zuschnitte seiner Zeit nur neben seinem Hauptberuf als Soldat und Feldherr sein durfte, mit noch größerer Virtuosität, nämlich ein reiflich abwägender, sein combinirender und weitausblickender Staatsmann. Er theilt diesen Zug mit seinem großen Vater Pipin und vererbte ihn auf seinen ebenso großen Sohn gleichen Namens. In dem Enkel Karl, dem allein die Nachwelt das Prädicat des Großen zugestanden hat, ist wol auch noch jener dem ganzen Hause gemeinsame Typus zu erkennen, aber doch versetzt mit einigen fremdartigen Elementen. Sie sind es vorzugsweise gewesen, die ihn zu dem Helden seiner Zeit und des ganzen Mittelalters gestempelt haben, aber mit den Augen des heutigen verständigen Beurtheilers vom Menschen und Dingen angesehen, werden sie uns zwar merkwürdig und weltgeschichtlich fruchtbar im höchsten Maße, aber keineswegs als das Kennzeichen einer besonders hervorragenden Intelligenz und eines eminenten Charakters erscheinen. Der romantische Idealismus, der die Seele Karl's des Großen nicht ausschließlich erfüllte, aber in ihr doch neben seinen reellern Hauseigenschaften als Soldat und Staatsmann einen bestimmten Platz behauptete, hat ohne Zweifel eine neue Zeit im Gegensatz zu der hart und ausschließlich prosaischen und realistischen seiner Ahnen heraufbeschworen; aber er hat auch, freilich ganz unbewußt, aber nichtsdestoweniger doch das meiste dazu gethan, um das große Werk des Schwertes und des Verstandes seiner Ahnen innerlich auszuhöhlen, während er es äußerlich durch die Macht seines Glückes und seiner phantasievollen, um nicht zu sagen phantastischen Combinationen mit einer so glänzenden Farbenpracht ausschmückte, daß es als etwas ganz Neues, nicht als das Erbtheil der Vorzeit, sondern als sein eigenstes und persönlichstes aufsah und den Zeitgenossen und der Nachwelt unbedenklich dafür galt. Neben ihm mußte nicht blos die Gestalt seines Vaters Pipin, sondern noch mehr die seines Großvaters Karl erbleichen, oder vielmehr, ohne daß man dabei genöthigt wäre, an eine bewußte Tendenz der Geschichtsfälschung zu denken, wie sie etwa in unserer Zeit von zügellosen politischen und religiösen Parteigängern systematisch betrieben wird, die Gestalt Karl Martell's mußte neben einem Karl dem Großen sich in dessen gegensätzliche Folie umgestalten. Alles was an dem Enkel als groß, erhaben, einzig, als Vorbild für alle Zeiten galt, verzerrte sich an dem Großvater zu einer wüsten Caricatur. Er wurde der mit dem Fluche der Kirche und der frommen Gesinnung überhaupt gestempelte Klopffechter von Profession, dem nichts heilig und ehrwürdig war, der keine andern Ziele als die der augenblicklichen rohen Laune und des augenblicklichen Vortheils kannte, der die Rechte aller, mit Vorliebe aber die besonders geheiligten, unter seine und seiner wüsten Spießgesellen Füße trat. Dies ist der Karl Martell der frommen Missionäre des 9. und 10. Jahrhunderts, und ihr Auge mußte ihn darum natürlich in dem tiefsten Höllenschlunde braten sehen, obgleich er der leibliche Ahnherr ihrer bemüthigst beräucherten königlichen Patrone war.

Sieht man die Thatsachen mit dem nüchternen Blicke des modernen Verstandes an, so wird, wie schon angedeutet, das zwischen den beiden großen Karolingern abwägende Urtheil gerade zu dem entgegengesetzten Resultat kommen, aber es würde ebenso wenig ein wahrhaft geschichtliches sein, wie das des Verfassers der „Vicio Wettini". Es kann dazu nur erhoben werden, wenn es nicht den Mann und seine Thaten an sich, sondern im Zusammenhang mit dem Zeitgeist und den großen Entwickelungsreihen seiner Umgebung zu erfassen sucht. Und in diesem Falle erscheint er allerdings nach der einen Seite hin ebenso groß und reich an geistigem Fonds und Thatkraft, wie nach der andern doch wieder beschränkt und hinter seiner Zeit zurück. Wo er als Soldat auftritt, da ist er, soweit man heute in diese unserm Urtheile am weitesten entrückten Verhältnisse hineinzusehen vermag, unvergleichlich, nicht blos wegen des Glückes, das sich überall an seine Fahnen fesselte, sondern noch viel mehr wegen der sichtbaren Unterordnung der Gesichtspunkte und Neigungen des ritterlichen und stets vom Siege gekrönten Haudegens unter die Interessen des allgemeinen Wohls oder des Staates. Er hat fast jedes Jahr einen Feldzug gemacht, aber jeder Feldzug ist ihm nicht durch sein kriegerisches Gelüste oder durch idealistische und romantische Eroberungstendenzen entlockt, sondern durch die eiserste Nothwendigkeit, durch die unabwendbare Consequenz großer, von seinem Wollen ganz unabhängiger Verhältnisse abgenöthigt worden. Unbedingt das größte militärische Genie unter allen Karolingern, und darin namentlich seinem Enkel unendlich überlegen, hat er doch nie einen wirklichen Angriffskrieg, ja selbst nicht einmal einen Krieg außerhalb der Reichsgrenzen geführt, wenn man nur festhält, daß z. B. das Land der Friesen, auf dessen Boden er öfter kämpfte, nominell doch auch als ein Zubehör des fränkischen Reiches oder wenigstens von einem pflichttreirigen Beherrscher des letztern als ein solcher angesehen werden mußte, und daß auch die Sachsen schon seit Jahrhunderten in einem freilich von ihnen selbst meist mit blutigem Hohne zurückgewiesenen



Digitized by Google

Abhängigkeitsverhältniß dazu standen. Wäre er auch nur um einen Zoll weniger Kriegsheld gewesen, so hätte damals, als die Araber an der Rhone und die Sachsen am Rheine standen, die letzte Stunde des Frankenreichs geschlagen, und insofern ist er nicht blos providentiell in seinen Kriegsthaten, sondern es war auch die absolute Nothwendigkeit für ihn selbst und seinen Staat gegeben, daß er sie gerade so durchschlagend und gewaltig vollbrachte, wie er es that. Aber sein Verdienst wird durch diese Betrachtung nicht gemindert, wohl aber durch die andere erhöht, daß er keinen Schritt über das nothwendigste Maß hinaus that. Welche Aussicht für einen Soldaten und Fürsten des 8. Jahrhunderts, als der Papst ihn mit den Ehrenbezeigungen gleichsam überschüttete, die sein Sohn Pipin und sein Enkel Karl von den Nachfolgern jenes Gregor III. als eine theuer erkaufte Gabe mühsam erbaten, blos um ihn dazu zu bewegen, seine defensive Stellung aufzugeben, und ihm durch einen unzweifelhaft zum Siege führenden Schlag gegen die Longobarden und zugleich gegen die Byzantiner Luft zu machen. Karl aber ließ sich weder durch den Pomp des Patriciats, noch durch das Consulat, noch durch die Flut ränkevollster Schmeicheleien aus seiner kühlen Position drängen: er sandte seinen eigenen Sohn demselben longobardischen König Liutprant, durch dessen angesonnene Vernichtung er schon ein halbes Jahrhundert früher den kaiserlichen Purpur seinem Hause hätte erwerben können, damit dieser ihm seine Locken schere und damit sein Adoptivvater werde. Niemals hat ihm Rom diese Renitenz vergessen, die freilich für den Augenblick das Dasein eines selbständigen Kirchenstaates, der ewigen Grundbedingung für das Dasein des Papstthums, ganz in Frage stellte. Karl selbst aber hat damit keineswegs der Mission seines Hauses und Volkes etwas vergeben, er hat sie nur auf seinen Sohn und Enkel vererbt, denen er durch seine Entsagung die Kraft verlieh, sie so durchzuführen, daß damit eine neue Epoche der Weltgeschichte begann.

Ganz dasselbe gilt von seiner persönlichen Stellung zu der Kirche seines Volkes und Reiches und zu den großen in ihr sich damals vollziehenden Bewegungen. Auch hier nimmt er eine völlig kühle, zuwartende Haltung ein, und es wird begreiflich, wie ihn die erhitzte Phantasie der streng hierarchischen Richtung zu dem großen Kirchenzerstörer, Urheber systematischer Beraubung der Kirche, Beschützer aller Misbräuche und nichtswürdiger Glieder in ihr machen konnte. Sein großer Zeitgenosse Bonifacius hat mancherlei Förderung von ihm erfahren, Geld, Schmuckgegenstände, nachdrückliche Empfehlungsbriefe erhalten, so viel er anständigerweise verlangen konnte, aber auch nicht mehr. Alles was in seiner Thätigkeit auf eine durchgreifende Umgestaltung der heillosen kirchlichen Zustände hinwies, fand bei Karl nur höfliche Ablehnung. Er wollte und konnte nach seinem ganzen Wesen und den Mitteln, in deren wirklichem Besitz er sich wußte, auch hier nur sozusagen in der Defensive bleiben oder den bisherigen Zustand, mit dem sich sein Vater und er hatten behelfen müssen, erhalten, zur Noth in einzelnem, wo es seine andern Interessen zu ermöglichen schienen, auch einmal etwas im Sinne der Reform thun, aber mit dem Vorbehalt, in jedem Augenblicke, wo es seine Politik erheischte, Männer wie den berüchtigten Milo oder Mido in der Kirche für seine Zwecke zu verwenden. So ist und bleibt er, trotz des Gepränges glänzender Waffenthaten und seiner persönlich imposanten fürstlichen Repräsentation — hat er ja doch ganze vier Jahre nicht einmal die bisherige officielle Repräsentation der höchsten Staatsmacht in der Person eines Königs aus dem altgeweihten Merovingischen Hause neben sich für nöthig befunden, sondern den Thron als ein bloßes Stück Holz mit Sammt bezogen behandelt —, doch durchweg nüchtern und trocken verständig und insofern in gewisser Weise hinter dem Geiste einer Zeit zurück, die einem wenn auch noch so roh gefaßten Idealismus immer entschiedener zustrebte. Er ist und bleibt also ein Wegebahner, etwa so wie Friedrich Wilhelm I. es für Friedrich den Großen war.

Heinrich Rückert.

---

## Ein publicistischer Dithyrambus.

Der Siegeszug der deutschen Idee. Blicke von dem Aeußern auf das Innere. Von Theodor Oelsner. Berlin, A. Duncker. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Nicht blos der Inhalt der zu einer Zeit erscheinenden Schriften, auch ihre Titel sind beachtenswerth, namentlich wenn man sie an dem Inhalt prüft. Was für Vorstellungen hätte der Titel „Siegeszug der deutschen Idee" noch im vorigen Jahre in uns erweckt? Guttenberg's Erfindung, Luther's Reformation, Lessing's Kampf und Sieg? Oder die Philosophie — vielleicht auch die deutsche Kunst in Wort und Lied? Unsere Goethe und Schiller, unsere Mozart und Beethoven, es war doch Idee in ihnen und zwar deutsche Idee. Und wenn wir gerecht sein wollen, so können wir nicht leugnen, daß sie bereits einen Zug durch die Lande gethan, der der deutschen Idee einen Siegeszug verhieß. Wer nur das eine französische Blatt, die „Revue des deux Mondes" in den letzten Jahren gelesen, konnte sich überzeugen, daß sie allerdings hinten in der „Revue politique" la Prusse et Mr. Bismarck in eng gedruckten und gedrückten Spalten, in „patriotisch beklommener" Weise angriff, daß sie aber in den Hauptartikeln in großen Schriftzeichen offenes Verständniß, eingehende Besprechungen, neidlose Anerkennung den deutschen Dichtern und Denkern widmete. Es steht zu erwarten, daß in der nächsten Zeit „der Siegeszug der deutschen Idee" auch vom Auslande so verstanden werden wird, daß Bismarck und Moltke und die deutschen Heereszüge die Hauptartikel mit großen Schriftzeichen bilden werden und daß man ganz hinten in eng gedruckten kleinen Spalten auch etwas von deutscher Kunst und Literatur erfahren wird.

So ist „Der Siegeszug der deutschen Idee" von Oelsner nur ein anderer Titel für „Der deutsche Krieg" von Dubois Reymond, „Was haben wir zu fordern von Frank-

Digitized by Google

reich?" von Treitschke, „Elsaß und Lothringen" von Wagner. Die Widmung an Treitschke bezeichnet auch klar den Geist der Idee, der Oelsner's Feder führt. Insoweit steht die Schrift im Geiste der Zeit und inmitten des Heeres „der Herren vom eigenen Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln". Ja es klingen die Worte dieser Helden mit der Feder auch wie Sporengeklirr, wie Säbelgerassel, wie Granaten, wie 80- oder 120-Pfünder. Die Deutschen, die Germanen — der Wortklang ist zu weich für unsere harte Zeit. „Unsere Jünglinge ziehen ins Feld wie die Cherusker, die Marsen, die Chatten." Selbstverständlich erklärte sich auch Oelsner für die Festhaltung von Elsaß und Lothringen, sowie für die energischste Fortführung des Krieges; somit reiht sich die Schrift ihrem Inhalt nach vollständig dem großen Heer geistiger Kämpfer an, die dahrin den Rücken unserer tapfern Brüder decken und Fühlung mit ihnen behalten. Fühlung! Es wird einem ordentlich wohl bei diesem weichen Worte, das ein zeitgemäßeres ist als das „accomodiren" von Bullenkalb, und auch ein echt soldatenmäßiges. Es ist nothwendig, daß verschiedene Stimmen sich im Vaterlande vernehmen lassen, damit aus ihnen der Grundton als Herzenston des deutschen Volkes erkannt werde, dem das Schwert und die Diplomatie nur zum Ausdruck verhilft.

Ein solch frischer, heller, kräftiger Herzenston klingt in der angezeigten Schrift; ist auch der Inhalt aus dem Bewußtsein der Zeit geschöpft, die Form ist eine dem Verfasser eigenthümliche. Er ringt oft schwer mit ihr und beweist dadurch am besten, daß er den fertigen Inhalt nicht als ein Fertiges weiter trägt, sondern daß er ihn in sich verarbeitet und ihm dadurch ein eigenthümliches Gepräge gegeben hat.

Den Wunsch des Verfassers, daß die Schrift dazu beitragen möge, auch bei vorurtheilsvollen Lesern klar zu stellen, daß ein geschichtgewaltiges, sittliches, gottgewolltes Princip" in dem deutsch-französischen Kampfe ausgekämpft wird, theilen wir von Herzen. Gleichgesinnte werden diesen „Siegeszug der deutschen Idee" gewiß theilnehmend begrüßen: es thut gerade in diesen Tagen ein frisches Wort der Ermuthigung auch dem tapferstehen Herzen noth.

## Vom Büchertisch.

1. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Eine Beleuchtung von Eduard Petz. Gotha, Stollberg. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Hauptsächlich polemischer Art und gegen Friedrich Kapp gerichtet ist die vorliegende Broschüre, die den eingewanderten Deutschen des Staates Minnesota specielle Theilnahme zuwendet. Friedrich Kapp hat einmal erklärt: „Die Ursachen, warum Leute auswandern, sind einerseits in der Verfolgung der Regierungen, andererseits in den übeln gesellschaftlichen Verhältnissen zu suchen. Nur der Arme und der in religiöser oder politischer Hinsicht Getäuschte verläßt sein Vaterland." Und ein andermal: „Die deutsche Kleinstaaterei trage insbesondere zur Auswanderung bei." Petz will aber dem Auswanderungstriebe andere Ursachen vindiciren, und in der That ist jene Behauptung, wenn sie Kapp überhaupt wirklich in dieser Form ausgesprochen hat, sehr einseitig zu nennen. Der Autor weist denn auch diese Einseitigkeit nach, nicht gerade schlagend — dazu ist die Schrift zu allgemein und zu wenig statistisch gehalten —, aber doch mit überzeugendem Eingehen auf die Grundbedingungen deutscher Auswanderung und deutscher Bevölkerungsverhältnisse in den Vereinigten Staaten. Speciell für Minnesota und die deutsche Einwanderung dahin zeigt sich indeß Hr. Petz oft in einer so befremdenden Weise enthusiastisch eingenommen, daß man meinen könnte, der Autor vorliegender Broschüre wäre ein Agent für deutsche Einwanderung in den Staat Minnesota, der von jedem einwandernden Kopf seine Procente erhielte.

2. Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und Jakob. Kritische Untersuchung von A. Bernstein. Berlin, F. Duncker. 1871. 8. 15 Ngr.

Auch als Mythenforscher verleugnet der verdienstliche Autor populär-naturwissenschaftlicher Aufsätze nicht den Scharfsinn, der ihn auf jenem mit so vielem Glück bebauten Felde kennzeichnet. Der Orthodoxie wird es freilich wenig behagen, wenn sie gewahrt, wie Bernstein mit unerbittlicher Kritik — er scheint auch ein gelehrter Kenner hebräischer Alterthumskunde zu sein — den mythischen Schleier lüftet, der über der sagenhaften „Geschichte" der Patriarchen liegt. Bernstein findet vor allem, daß zwischen den drei Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob nicht eine Harmonie besteht, sondern daß jeder derselben ursprünglich einen scharf ausgeprägten politisch-religiösen Gegensatz zu den andern gebildet habe. Solange die Spaltungen zwischen dem Königreich Jehudah und dem Königreich Israel existirten, lebte an den zwei Hauptcultusstätten auch im Volksmund ein heftiger Kampf um den echten Patriarchen, wobei man den unechten als „Betrüger" bezeichnete. Endlich, als die anfangs heftigen Kriege und später die Eifersucht der Königreiche aufhörten und die Bevölkerung mehr und mehr vom Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit belebt wurde, verlor sich nach und nach der Kampf um den echten Patriarchen. Als dann das Reich Israel ganz unterging, fingen die Sagen an sich zu verschmelzen und bildeten sich schließlich zu einer Familiengeschichte in harmonischem Zusammenhang aus. Abraham, Isaak und Jakob, die ursprünglich Gegensätze zueinander waren, wurden nach und nach: Vater, Sohn und Enkel. Sie erhielten erst jetzt, durch Mittelglieder der Erzählungen und ein künstliches Hinüberführen von Local zu Local, jenen Zusammenhang, der sich jetzt als „Geschichte" präsentirt. Die Beweise für diese Thesen ist dann auch Bernstein, ein Meister logischer Deduction, nicht schuldig geblieben. So schwerer gelehrtes Geschütz der Autor aber auch beibringt, immer ist es die Klarheit des Gedankens und der Rede, die dem Leser den wohlthuendsten Eindruck macht, Vorzüge, die schon bei Bernstein's naturwissenschaftlichen Volksbüchern zu rühmen waren.

Digitized by Google

3. Litauische Dichtungen von Christian Donalitius, nach den königsberger Handschriften mit metrischer Uebersetzung, kritischen Anmerkungen und genauem Glossar herausgegeben von G. H. F. Nesselmann. Königberg, Hübner u. Matz. 1869. 8. 2 Thlr.

Litauens einziger Nationaldichter, der um Mitte und Ende des vergangenen Jahrhunderts lebende Landpfarrer Donalitius (Donaleitis, Donalys oder Donalies in latinisirter Endung) erfährt in vorliegender Textrevision und Uebersetzung eine neue Herausgabe, die der Professor der orientalischen Sprachen an der königsberger Universität, G. Nesselmann, besorgt hat. Weit über das provinzielle Interesse hinaus ragt „das Jahr" des litauischen Lukrez, Virgil und wenn man will Homer, so sehr auch diese Vergleiche hinken, durch realistische Dichtungsart, durch einen, wir möchten sagen, Bossischen Beigeschmack hervor. Je mehr das urlitauische Volksthum in den nördlichen Kreisen des Gumbinner Regierungsbezirkes seinem Untergange entgegengeht, je näher die Pflege der litauischen Sprache dem Verhängniß ist, auf den Aussterbeetat gesetzt zu werden, desto verdienstlicher ist eine Restaurirung der Donalitius'schen Dichtungen, die sogar die Aufmerksamkeit Goethe's zu fesseln wußten. Die älteste Rhesa'sche Ausgabe wird durch Nesselmann überflüssig gemacht. Freilich läuft bei den kritischen Seitenhieben, die der königsberger Professor seinem Vorgänger auf dem Katheder und mit der Feder angedeihen läßt, auch manche herbe Ungerechtigkeit gegen die unstreitig großen Verdienste mit unter, die sich Rhesa um die Wiederbelebung litanischer Studien — wir erinnern an die Daïnos — erworben hat. Auch Schleicher, der 1864 eine neue kritische Ausgabe des Donalitius versuchte, wird von Nesselmann in einer nicht zu billigenden Weise abgefertigt. Wenn Nesselmann Schleicher ohne weiteres nur für ein einseitiges Formgenie erklärt, so hat er eben Schleicher nicht gekannt, oder — nicht verstanden. So wenig wir aber mit dem überhebenden Ton einverstanden sein können, den Nesselmann oft gegen seine immerhin verdienstlichen Vorgänger anschlägt, so sehr können wir der glatten, runden Uebersetzung, die lesbar ist, ohne den kernigen Inhalt zu verwässern, unbedingtes Lob ertheilen. Es geht nicht immer sehr fein und zart bei den Bauerngelagen, die Donalitius schildert, her, wenn auch nicht eine unkeusche Schilderung die oft rumpeligen Hexameter verunziert: allein der Uebersetzer hat die Sache beim rechten Namen genannt, ohne doch, wie es Voß in seinen Uebersetzungen gethan, eine nicht schöne Sache mit einem häßlichen Namen zu nennen. Ein sorgliches Glossar nimmt die Hälfte des 23 Bogen starken Werkes ein. Kritische und erklärende Anmerkungen hat der Herausgeber nicht unter, sondern hinter den Text gesetzt, ein nur zu billigendes Verfahren. Die neue Ausgabe des litanischen Lehr- und Naturdichters wird in dem neuen geschmackvollen Gewande sicher nicht verfehlen, ihren aufmerksamen Leserkreis zu finden, der auch über die Studirenden des litanischen Seminars in Königsberg hinausgeht.

4. Gustav König. Sein Leben und seine Kunst. Von August Ebrard. Erlangen, Deichert. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Dem sogenannten „Lutherkönig", dem religiösen Maler des Protestantismus — einen protestantischen Oberbeck möchten wir ihn nennen — läßt ein für seinen Gegenstand erwärmter Biograph, der, irren wir nicht, sich auf theologischem Gebiet vielfach hervorgethan hat, Gerechtigkeit und noch etwas mehr widerfahren. Denn unerquicklich, weil einseitig confessionell, bleibt in König's Wesen doch vieles, wenn auch der Biograph darin gerade eine anmuthige Eigenthümlichkeit dieses Wesens sehen will. Die große künstlerische Thätigkeit König's wird indessen sachgemäß gewürdigt und in ihrem eigenstes Organismus vorgeführt. Den Briefwechsel König's mit Rietschel, aus welchem hervorgeht, welch großen Antheil König an der Ausführung des Lutherdenkmals in Worms gehabt hat, theilt Ebrard mit. König war es, der den Blick des wormser Comités auf Rietschel lenkte und diesen mit warmer Empfehlung vorschlug, der dem dresdener Freunde eingehende Rathschläge für die würdige Ausführung des großartigen Monumentes gab. Er empfiehlt Rietschel zu diesem Zweck Ranke's „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" und „Luther's Leben" von Meurer zu lesen. Ferner verspricht König dem Freunde, Porträts von Reformationshelden, deren er gegen 200 gesammelt, durchzeichnen und sie ihm schicken zu wollen. Auch was König über einen monumentalen Luther in der — projectirten — Mönchskutte seinem Freunde Rietschel räth, ist der Beachtung werth:

> Nimm dich vor dem Moment auf dem Wormser Reichstag in Acht. Die Worte, die Luther damals sprach, müssen zwar in jedem Momente seines Lebens ihm auf der Stirn geschrieben sein, aber darum brauchen sie auch nicht an jenen bestimmten Moment geknüpft zu sein. Luther trug damals noch seine Kutte; einen Luther in der Mönchskutte aber gibts für uns gar nicht; vielmehr ist er der Befreier von jeglicher von Menschen zugeschnittenen Kutte. So eine Idee mag den Wormsern schmeicheln; Luther aber gehört der ganzen Welt an. Auch in Bezug auf Jugend magst du ihn im kräftigen Mannesalter geben, aber doch nur so, wie wir ihn kennen, wie ihn das Volk kennt. Auf dem Reichstag in Worms war er noch so hübsch und mager, daß man (wie ihn Mosellanus bei der leipziger Disputation beschreibt) alle Knochen an ihm zählen konnte, was von seiner früher geübten mönchischen Ascese herkam. Dergleichen Dinge aber gehören zu den Curiositäten seines Lebens, nicht zu seiner Charakteristik.

Es weht ein tiefes Verständniß für die Natur des Freundes und Künstlers uns aus diesen Blättern entgegen, die Ebrard dem Andenken des am 29. April 1869 geschiedenen Freundes gewidmet hat. Selbst hier und da anstandende confessionelle Sonderideen, und termini theologici können uns nicht diesen wohlthuend anmuthenden Eindruck trüben.

5. Betrachtungen über die Volkssprache von Berlin. Von F. H. Schwabe. (Separatabdruck aus „Berlin und seine Entwickelung". Städtisches „Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik. Herausgegeben vom statistischen Bureau der Stadt Berlin. Vierter Jahrgang.) Berlin, Guttentag. 1870. Gr. 8. 6 Ngr.

Als schätzenswerther Beitrag zur Volkskunde ist diese fleißige und anregende Monographie anzusehen, die nicht nur statistisches Material trocken herbeischleppt und wie ein Rechenexempel aufführt, sondern aus der Volkszählung eine lehrreiche Volksbeschreibung in nuce zu gestalten weiß. Gerade die Kunde von dem Wesen der Bewohnerschaft der neuen deutschen Kaiserstadt — der bevölkertsten Kaiserstadt Europas — ist von allgemeinstem Interesse. Schwabe sagt:

Digitized by Google

Bei der Erklärung der Dinge, wie und auf welche Weise sie so geworden, haben sich die eigentlichen Statistiker bisher vorherrschend, ich möchte sagen, auf physischem Gebiete bewegt. Doch läßt sich nicht in Abrede stellen: wer für gesundene Thatsachen die letzten wirkenden Factoren und Motive zu erforschen sucht, der gelangt nothwendig auf das Geistesleben, oder mit andern Worten auf psychologische Gründe. Es genügt nicht, daß die Statistik die äußern concreten Erscheinungen des Volkslebens darstellt, es kommt darauf an, sie psychologisch zu erklären. Denn sowol das wirthschaftliche und materielle wie das geistige und ethische Leben reichen mit ihren letzten Wurzelfasern in das Gebiet der Vorstellungen, in die einfachsten und unabänderlichen Triebkräfte des menschlichen Geistes zurück.

Die Vergleiche, die Schwabe mit den Verhältnißzahlen der Bevölkerung anderer Landschaften aufstellt, nimmt er aus Thüringen und Würtemberg, also aus Mittel- und Süddeutschland. Eine eigenthümliche Erklärung für den Mangel an irgendwelchen Autoritätsglauben, den man den Berlinern nachsagt, findet der Autor, der im städtischen statistischen Bureau der Kaiserstadt eingehende Studien gemacht hat, in dem Umstande, daß in Berlin weniger alte Leute leben als verhältnißmäßig anderswo. In der berliner Bevölkerung sind von sämmtlichen Altersklassen, die Schwabe mit Zahlen aufführt, die lebensfrischesten, kräftigsten und strebsamsten, nämlich die 20—30jährigen, am stärksten vertreten. Dieses Altersverhältniß bedingt nun, wie Schwabe ausführt, vielfache psychologische Wirkungen. In Würtemberg kommen auf 10000 Lebende 1710 Personen, die über 50 Jahre alt sind, in Thüringen 1661, in Berlin aber nur 1377. Die relativ geringe Anzahl alter Leute in Berlin würde daher zur Folge haben, daß sie weniger Einfluß gewinnen, und da dieser ein conservativer ist, daß die Bevölkerung der Großstadt zu rascherm Fortschritt und Wechsel geneigter ist als eine Bevölkerung, in der verhältnißmäßig viele alte Leute sind. Die Greise nehmen, nach Schwabe, eine bestimmte Autorität in Anspruch, und je weniger Greise, desto weniger Autorität. Was die Verheiratheten und Ehelosen anbetrifft, so steht in Berlin der verhältnißmäßig geringern Zahl der Verheiratheten eine verhältnißmäßig sehr große Zahl von Unverheiratheten gegenüber (Verheirathete von 10000: 5796 Männer und 4538 Frauen; Unverheirathete: 3702 Männer und 4107 Frauen). Die Consequenzen dieser Thatsachen führt Schwabe sehr eingehend aus. Er meint, je größer die Anzahl der Hagestolze und ehelosen Frauen ist, desto mehr wird der Gesammttypus der Bevölkerung nach Egoismus, Einseitigkeit und geistiger Armuth hingedrängt, wenn nicht Vorkehrungen dagegen getroffen würden, und diese ließen sich in das Wort: Bildung zusammenfassen. Ein interessanter Abschnitt ist auch der von den Geschiedenen und Verwittweten. Es verheirathen sich von neuem mehr verwittwete Männer als verwittwete Frauen; so kommen denn in Berlin auf 59 geschiedene Männer 101 geschiedene Frauen. Die Anzahl der geschiedenen Frauen ist aber verhältnißmäßig geringer als die der verwittweten. Ueber die industrielle Bevölkerung, von welcher der Autor dem Proletariat eine vorherrschende Sinnlichkeit (nach dem Vorgange von Michelet) andichten will (?), wie über die Confessionen erhalten wir lehrreiche psychologisch-statistische Aufschlüsse. Von dem großen Bildungstriebe der Juden legt beispielsweise folgendes Factum einen Beweis ab: von 358 berliner Familien, die sich Unterrichtspersonal im Hause halten, kommen 243 auf die Evangelischen, 12 auf die Katholischen, 100 auf die Juden, während die normale Verhältnißzahl der letztern 14 sein würde.

# Feuilleton.

## Notizen.

Von dem von Hermann Mendel herausgegebenen „Musikalischen Conversations-Lexikon. Eine Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften für Gebildete aller Stände, unter Mitwirkung der literarischen Commission des berliner Tonkünstlervereins, sowie der Herren Musikdirector Büttel, Concertmeister David, Custos A. Dörffel, Kapellmeister Prof. Dorn, G. Engel, Prof. F. Geyer, L. Hartmann, Director T. Hauptner, Prof. E. Mach, Prof. Dr. E. Naumann, Dr. Oskar Paul, A. Reißmann, Prof. E. F. Richter, Prof. W. H. Riehl, Musikdirector Dr. W. Rust, W. Toppert, Director L. Wandelt u. a.“ (Berlin, Oppenheim) liegt uns der erste Band in zehn Lieferungen vor, welche die Gründlichkeit und Gediegenheit des Werks hinlänglich bekunden. Dieser erste Band reicht bis zum Artikel „Biet“; das Werk ist also sehr umfangreich angelegt und verspricht, die Musikwissenschaft nach allen Seiten hin, soweit dies encyclopädisch möglich ist, zu erschöpfen. Sehr reichhaltig ist der biographische Theil, er enthält auch einzelne eingehende Charakteristiken, wie diejenige von Auber, Bach, Beethoven, Berlioz u. a. Die musikalischen Kunstausdrücke sind mit Prägnanz erklärt; auch finden sich philosophische Bestimmungen von Begriffen, welche für die Musik von Bedeutung sind, z. B. „Anlage“, „Antithese“ u. a. Die Beschreibung der einzelnen Instrumente ist eine sehr genaue, desgleichen sind die Beiträge zur Geschichte der Musik bei den einzelnen Völkern „Assyrische Musik“, „Babylonische Musik“ u. a. gründlich aus den Quellen geschöpft. Von größern musikalischen Artikeln erwähnen wir „Applicatur“, „Anschlag“, „Auflösung“, „Baß“, „Begleitung“, „Bewegung“ u. a., die alle für selbständige und lehrreiche Abhandlungen gelten können.

Folgende Einladung, die sich an die deutschen Dramatiker wendet, empfehlen wir denselben zur Berücksichtigung:

Einladung. Alle deutschen Urheber von dramatischen und dramatisch-musikalischen Werken, welche über ein Aufführungsrecht selbständig zu verfügen haben und sich für das freie Vereinbarung und Selbstthätige gegründete Unternehmen interessiren, werden auch hierdurch zu der am 15. Mai s. c., vormittags 9 Uhr in Nürnberg stattfindenden Generalversammlung, mit der Bitte, ihr Erscheinen vorher schriftlich poste restante Nürnberg anzumelden oder einen Bevollmächtigten zu bezeichnen, ergebenst eingeladen durch den interimistischen Schriftführer der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten: Carl W. Batz.

Wiesbaden, im April 1871.

## Bibliographie.

Berlepsch, A. v., Wilder Wein. Lieder und Balladen. Die vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Duncker u. Humblot. 16. 1 Thlr.

Eckstein, G., Der Stumme von Sevilla. Komisches Epos. Stuttgart, Kröner. 8. 20 Ngr.

Erziehung des Volkes zur Freiheit. Eine Serie pädagogisch-socialer Briefe. Zur Aufklärung und Mahnung für das Volk und seine Freunde. Leipzig, Pindel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hellenbach, L., Der Kobhart. Tanzspiel. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 20 Ngr.

Ring, M., Lebensweisheit und Menschenkenntniß in Sprüchen von Rochefoucault, Chamfort, Lichtenberg, Jean Paul und Börne gesammelt und herausgegeben und mit biographischen Einleitungen versehen. Berlin, Loewenstein. Gr. 16. 1 Thlr.

Digitized by Google

# Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Der Neue Pitaval.

**Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.**

Begründet von

**J. E. Hitzig** und **W. Häring** (Willibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. **A. Bollert.**

Dritte Folge. Zweite wohlfeile Auflage.

Erster Theil.

8. Geh. 1 Thlr.

Im Anschluß an die Erste und Zweite Folge beginnt hiermit auch von der Dritten Folge des „Neuen Pitaval" eine zweite, wohlfeile Auflage zum Preise von nur 1 Thlr. für den Theil, um dieser Reihe der beliebten Sammlung ebenfalls den Weg in noch weitere Kreise und namentlich in den Privatbesitz zu eröffnen.

Der erste Theil ist nebst einem Prospect über die drei Folgen in allen Buchhandlungen vorräthig.

---

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

G. H. Lewes,

Verfasser von „Goethe's Leben",

## Geschichte der alten Philosophie,

Bd. I Der Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte.

$31^1/_4$ Bogen. Gr. 8. Geh. Preis $2^2/_3$ Thlr.

Die geistvolle, klare und leicht verständliche Darstellung verschaffte diesem Werke in England, wo es stereotypirt wurde, einen nach vielen Tausenden zählenden Absatz.

Berlin. Verlag von Robert Oppenheim.

---

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Schriften von Melchior Meyr.

Erzählungen aus dem Ries. Zweite Auflage. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr. Geb. 6 Thlr. 15 Ngr.

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Fortdauer nach dem Tode. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Die Religion des Geistes. Religiöse und philosophische Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter der Presse befindet sich:

Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung. Vierzig Briefe.

Melchior Meyr, am 25. April d. J. zu München verstorben, ist dem besten Schriftstellern der neuern Zeit beizuzählen. Am glücklichsten bekundete sich sein Talent in den anmuthigen, durch Frische und Lebenswahrheit fesselnden Dorfgeschichten aus seiner Heimat, dem Ries, die unter dem Titel: „Erzählungen aus dem Ries" erschienen und allgemein bekannt sind. Originelle Auffassung der gegenwärtigen Culturverhältnisse charakterisirt die „Gespräche mit einem Grobian", und hoher sittlicher Ernst seine religionsphilosophischen Schriften. Zu letztern gehört auch das unter der Presse befindliche Werk, an welches er noch kurz vor seinem Tode die letzte Hand gelegt hat.

---

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

**Zweite, völlig umgearbeitete Auflage** von

**Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei.**

Drei Bände.

8. Jeder Band geh. 3 Thlr. 10 Ngr., geb. 3 Thlr. 25 Ngr. *(Auch in 15 Lieferungen zu 20 Ngr. zu beziehen.)*

Dieses allmählich in Lieferungen erschienene Werk liegt nunmehr vollständig vor. Es enthält in alphabetischer Ordnung die Geschichte, Statistik, Ortskunde, das Logenrecht, die Ritualistik und Symbolik, die Lehren und Grundsätze der Freimaurerei sowie der verwandten Erscheinungen aller Zeiten und Völker und liefert somit ein Gesammtbild von dem Wesen und der Geschichte, der Verfassung, den Zuständen und der Wirksamkeit der Freimaurerei in allen Ländern der Erde, wie es so übersichtlich und bis auf die Gegenwart fortgeführt von keinem andern Werke geboten wird. Aber nicht nur für jedes Mitglied des Freimaurerbundes, sondern namentlich auch für weitere, der Freimaurerei fernstehende Kreise ist das Werk in culturgeschichtlicher Beziehung von hohem Interesse.

Dasselbe ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes in 15 Lieferungen zu 20 Ngr., in 3 Bänden zu 3 Thlr. 10 Ngr., oder auf einmal, geheftet und gebunden, zu beziehen.

---

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die deutsch-französischen Grenzen historisch — politisch — sprachlich.

In fünf verschiedenen Farben dargestellt.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Preis 4 Sgr.

Eine sehr interessante Karte der deutsch-französischen Grenzgebiete, unentbehrlich zur Orientirung bei allen Erörterungen und Verhandlungen über die Frage der neuen Grenzen zwischen Deutschland und Frankreich, indem sie 1) die bisherige französische Grenze, 2) die historische Grenze von Elsass, 3) die historische Grenze von Lothringen, 4) die Sprachgrenze, 5) die deutsche Westgrenze mittels verschiedener Farben aufs anschaulichste markirt.

---

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Alexander von Humboldt und das Judenthum.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Von

**Adolf Kohut.**

Zweite Auflage.

Preis 1 Thlr. 15 Sr.

Welches Interesse obiges Werk erregt hat, beweist, daß innerhalb sechs Wochen die erste Auflage vollständig vergriffen und eine zweite Auflage nöthig wurde, die wir hiermit dem Publikum aufs neue empfehlen.

Leipzig, April 1871.

**F. W. Pardubitz'sche Buchhandlung.**

**F. Lorber.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 18. Mai 1871.



Inhalt: Romane von Gustav vom See. Von Rudolf Gottschall. — Der deutsch-französische Krieg. Von Karl Gustav von Berneck. Erster Artikel. — Literaturgeschichtliches. Von Wilhelm Buchner. — Aufzeichnungen eines gelehrten Sonderlings. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Lebrecht Dreves; Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Romane von Gustav vom See.

1. Balerie. Roman in vier Theilen von Gustav vom See. Breslau, Trewendt. 1869. 8. 6 Thlr.
2. Radowa. Roman von Gustav vom See. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1871. 8. 6 Thlr.
3. Falkenrode. Roman in vier Bänden von Gustav vom See. Hannover, Rümpler. 1871. 8. 6 Thlr.

Neben einer Romandichtung, welche culturgeschichtliche Tendenzen, sociale Probleme, historische Charaktere in den Vordergrund stellt und auf eine geistige Bedeutung Anspruch macht, die aber oft dichterisch nicht in Fluß gebracht ist, sondern über der eigentlichen Erzählung wie Oel auf dem Wasser schwimmt, geht eine anspruchslosere einher, welche in gefälliger Form die Theilnahme der Leser für spannende, dem Leben entlehnte Begebenheiten zu gewinnen sucht und deren Zweck kein anderer als anregende, würdige Unterhaltung ist.

Als Vertreter der letztern Richtung muß Gustav vom See in seinen zahlreichen Romanen erscheinen, die, wenn auch ungleich an Werth, sich doch alle über das Niveau der gewöhnlichen Romanfabrikation erheben; denn sie tragen das Gepräge einer feinen, aller Verhältnisse kundigen Weltbildung und zeigen in einzelnen Schilderungen auch dichterische Anmuth in geläuterter Form und Annäherung an die graziöse Behaglichkeit des Goethe'schen Stils. Auch ist damit, daß sie auf die Durchführung gemachter oder bedeutsamer Probleme verzichten, keineswegs ausgesprochen, daß sie gänzlich aus der Strömung der Zeit, aus der geistigen Bewegung derselben herausfallen oder sich in jenem Element des bequem Gedankenlosen behagen, in dessen Fahrwasser ein großer Theil der Leihbibliothekenliteratur umhertreibt. Im Gegentheil, die Beziehungen zum politischen und socialen Leben, so wenig aufdringlich sie erscheinen mögen, sind stets wach gehalten; auch ist die Erzählung oft genug mit Reflexionen durchwirkt, welche eine lebendige Betheiligung des Autors selbst an allen für die Menschheit wichtigen Fragen verrathen, wenn auch der Hauptnachdruck nicht auf diese, keineswegs immer durch Originalität und Prägnanz hervorstechenden Betrachtungen, sondern auf die eigentlichen Vorzüge des Erzählers zu legen ist.

Die Romane Gustav's vom See lassen sich in zwei Klassen theilen: Romane mit historischem Hintergrund, und solche, deren Handlung sich in neuester Zeit und ganz auf dem Boden freier Erfindung bewegt. Zu der ersteren Klasse gehören: „Zwei gnädige Frauen", „Vor funfzig Jahren" u. a., von den vorliegenden Romanen: „Balerie" und „Radowa"; zu der andern „Die Egoisten", „Wogen des Lebens", „Herz und Welt", und von den letzten Romanen „Falkenrode".

Wir sind nicht im Zweifel, welcher Gattung wir im allgemeinen den Vorzug zu geben haben, um so weniger, als die nähere Betrachtung der einzelnen Romane dies allgemeine Urtheil bestätigt. Die freierfundenen Romane verdienen sicher in erste Linie gestellt zu werden; denn die andern sind eigentlich keine geschichtlichen Romane, sondern nur Familienromane auf geschichtlichem Hintergrund. Die Verknüpfung des Historischen mit den Geschicken derjenigen Persönlichkeiten, für welche der Autor unsere besondere Theilnahme zu wecken sucht und die nur seiner Phantasie angehören, bleibt immer eine lockere, das Interesse ein getheiltes, bald dem geschichtlichen Tableau zugewendet, das sich selbständig in die Erzählung einschiebt, bald wieder von der Familiengeschichte ausschließlich in Anspruch genommen. Der geschichtliche Roman beginnt da, wo die Helden selbständig in den Gang der Weltbegebenheiten eingreifen, wie dies in Walter Scott's Romanen, auch bei freierfundenen Helden, wie Quentin Durward, Waverley u. a., der Fall ist. Davon ist in diesen Familienromanen nicht die Rede; die Geschichte gibt hier nur die Draperie her; die Helden nehmen Kriegsdienste, machen Feldzüge mit, und was ihnen selbst im Felde begegnet, was sich während ihrer Abwesenheit in




Digitized by Google

ihren Familienkreisen zu Hause zuträgt, das bildet die ineinanderverschlungenen Fäden der Erzählung.

Ungefähr nach derselben Schablone sind die beiden Romane: „Valerie“ und „Radowa“ verfaßt; es sind Varianten der gleichen Erfindung. Während die jungen Helden des Romans für das Vaterland kämpfen, werden ihre in der Heimat zurückgelassenen Bräute ihnen abwendig gemacht, dort durch ein Ränkespiel von Intriguen, hier durch die geistige Ueberlegenheit des neuen Freiers. Dort ist die Untreue der Braut eine Folge des dépit amoureux, eine Rache für die vermeintliche Untreue des Geliebten, hier die Folge einer neu erwachenden, mächtigeren Leidenschaft. Im übrigen schweifen um diese Grundlinien beider Romane zahlreiche, sehr verschiedenartige Arabesken, welche in ihrer bunten Zeichnung dem oberflächlichen Blick die innere Verwandtschaft beider Romane wol zu verhüllen geeignet sind.

„Valerie“ (Nr. 1) übt deshalb eine größere Anziehungskraft aus, weil die geschichtlichen Ereignisse, die hier schon an und für sich lebendiger in die Handlung des Romans verwebt sind, aus einer der am meisten sympathischen Epochen unserer Geschichte, aus der Zeit der Befreiungskriege entlehnt sind. Zahlreich sind die geschichtlichen Tableaux, welche der Autor hier mit lebenswarmen Farben uns vorführt: der Auszug der Freiwilligen aus Berlin im Jahre 1813, die Schlacht bei Großbeeren, der Einmarsch in Paris im Jahre 1814, das Siegesfest in Berlin, die Schlacht bei Ligny u. s. w. Auch an den Hof der Bourbons werden wir versetzt, und Ludwig XVIII. erscheint selbst mit seinen Getreuen auf der Scene. Der legitimistische Adel in Frankreich mit seinen Tendenzen und Verschwörungen ist in einigen Hauptrepräsentanten geschildert; das Schloß des Bicomte am Meere, der Ausflug auf die Insel bilden anmuthig gezeichnete Episoden.

Als „Valerie“, der älteste der vorliegenden Romane, erschien, schlummerte der große deutsch-französische Krieg noch im Schoße der Zukunft. Viele Kapitel des Romans haben durch diesen Krieg gegenwärtig ein erhöhtes Interesse gewonnen; denn die Abenteuer, welche deutschen Soldaten und Offizieren damals in Frankreich begegneten, haben sich in neuester Zeit vielfach wiederholt, und mit ähnlichen Betrachtungen, wie sie der Held des Romans, Friedrich, in der eroberten Hauptstadt des feindlichen Landes anstellte, mag mancher deutsche Offizier in Paris sich beschäftigt haben:

Jenes stolze Gebäude waren die Tuilerien, der Palast des allmächtigen Kaisers, aus dem er die meisten seiner welterschütternden Decrete erlassen; jetzt hing die weiße Fahne der Bourbons feucht und regungslos oben an einer Stange, als ob sie es scheue, hier, wo noch vor wenigen Tagen die stolze Tricolore geflattert, sich ganz und frei zu entfalten. Welch ein Stück ungeheuerster, thatenvollster Weltgeschichte war in den letzten fünfundzwanzig Jahren durch die Räume dieses Gebäudes hingerauscht oder in demselben geboren worden! In diesem jetzt so friedlich daliegenden Gebäude, dessen Zinnen und Fenster in der Morgensonne erglänzten, als ob sie sich zu einem bevorstehenden Feste geschmückt hätten! Er stand an den Stamm einer verwitterten Linde gelehnt und sieh seinen Blick hinausschweifen bis an das Ende der weiten Champs-Elysées zum Arc-de-Triomphe, welcher die Größe des jetzt emithronten Kaisers verherrlichte. Die Vendômesäule leuchtete gleichzeitig mit der Kirche Madelaine herüber — auf jeder stand der Kaiser im römischen Kaisermantel, und die Madelaine, diese fremdartig griechische Kirche, war einer seiner tausend verkörperten Gedanken. Es kam ihm das alles wie ein Traum vor; die weiße Fahne auf den Tuilerien, welche jetzt der Morgenwind entrollte — der Arc-de-Triomphe, der Kaiser auf der Vendômesäule und die Madelaine und die im Frühlingsschmuck prangenden Bäume und er selbst, der hier stand und jeden konnte in der Uniform eines preußischen Hauptmanns, friedlich und ungehindert — als ob es in Berlin sei, in der Hauptstadt seines eigenen Landes!

Die Liebe des Romanhelden Friedrich zu Valerie wird durch den Krieg in bedenklicher Weise gestört. Die lange Abwesenheit, die Intriguen einer Circe, der Staatsräthin Lubin, welche einzelne Briefe des Abwesenden unterschlägt, allerlei Mißverständnisse, die Kunde von den Abenteuern Friedrich's in Frankreich, der einer liebenswürdigen Französin das Leben gerettet — Absicht und Zufall wirken zusammen, um das Verhältniß der Liebenden zu unterhöhlen, bis die Braut einem andern Verehrer, den sie nicht liebt, dem Franz von Nesselbach, die Hand reicht, mit der etwas auffallenden Bedingung, daß er von seinen ehelichen Rechten keinen Gebrauch mache.

Das zufällige Wiedersehen von Valerie und Friedrich am Genfersee zerreißt den kaum geschlossenen Ehebund. Die alte Liebe lodert in hellen Flammen empor; sühnend die frühere Untreue durch eine neue gegen das gesetzlich geheiligte Bündniß, folgt Valerie ihrem Geliebten über den See hinüber in ein savoyisches Städtchen. Der Ehemann aber hat die Gerichte aufgeboten, verfolgt die ungetreue Gattin, und auf der Flucht vor ihm, die sie hinaustreibt in den sturmbewegten See, kommen Valerie und Friedrich in den Fluten um. Die tragische Katastrophe ist mit großer Lebendigkeit geschildert.

Das Interesse dieses Romans ist in erster Linie ein psychologisches, und sein Problem: wie treue Liebe durch die Umstände und namentlich durch die Eifersucht zur äußern Untreue gedrängt werden kann. Wenn Valerie den auf sie einstürmenden Einflüssen unterliegt, so geschieht dies nur nach langen innern Kämpfen aus dem Trotz gekränkter Leidenschaft, keineswegs aber infolge jener weiblichen Schwächen, welche Frau von Lubin, die üppige Sirene, dafür verantwortlich zu machen sucht:

Halten Sie sich überzeugt, wenn sie sich auch noch wehrt und sträubt, sie unterliegt doch den anhaltend auf sie einwirkenden Einflüssen. Solchen lebhaften, immer glühenden Gedanken, den Charakteren fehlen die Eigenschaften, aus denen die Treue sich rekrutirt. Dazu gehört Ausdauer, Beharrlichkeit, ruhiges Empfinden und träges Blut. Die Treue ist nichts als Pedanterie, ein Festhalten an dem Gewohnten und ein Sichabschließen gegen die Zugluft oder die schmeichelnden Einwirkungen anderer Eindrücke. Lebhafte, heißblütige Menschen sind alle untreu, bei denen, die es nicht in Wirklichkeit, sondern nur in Gedanken sind, fehlt allein die Verlockung und die Gelegenheit zur That. Mag Ihnen das immerhin paradox klingen, es ist doch so. Es liegt für jeden begabten und nicht träge empfindenden Menschen schon ein hoher Reiz in der Untreue, namentlich bei dem schwächer und sensitiver organisirten Weibe, vielleicht auch deshalb, weil man von jeher ihre Ehre mit ihrer Treue auf eine widernatürliche Weise identificirt hat.

Wenn nun in einer Dichtung, welche ein solches Problem des Herzens zum Hauptinhalt hat, ein so großer Raum von der breiten epischen Schilderung geschichtlicher Vorgänge, der Haupt- und Staatsactionen, der Märsche,

Digitized by Google

Schlachten, Ceremonien in Anspruch genommen wird, so ist theils die Zersplitterung des Interesses unvermeidlich, theils kann auf die innere und äußere Motivirung der Vorgänge, welche den eigentlichen Herzensroman bilden, nicht die ganze unumgängliche Sorgfalt gewendet werden, sodaß sie nicht durchweg niet- und nagelfest erscheint. Die Motivirung der Briefunterschlagung z. B. läßt einige Zweifel übrig, und gegen den Schluß hin hätte wol auch näher begründet werden können, in welcher Weise Franz das heimliche Versteck der Liebenden erfahren hat.

In „Radowa" (Nr. 2) treten die geschichtlichen Ereignisse weniger in den Vordergrund. Der Feldzug der Oesterreicher gegen die Franzosen im Jahre 1799 bildet hier die im ganzen wenig interessante historische Folie des Romans, der einen düstern Charakter trägt und die üblichen Sensationsmotive der Effectromane nicht verschmäht. In der That glaubt man oft das Rauschen der böhmischen Wälder aus Schiller's „Räubern" zu vernehmen — es sind unheimliche Thaten und Gestalten, welche uns hier entgegentreten; es wird uns oft ganz zigeunerhaft zu Muthe. Ein Graf, der seines Bruders Tochter rauben läßt, um sich der Erbschaft zu bemächtigen, der Theilnehmer und Rathgeber bei diesem Frevel, welcher mit der Frau Gräfin ein leidenschaftliches Verhältniß hat und von dem Grafen erschossen wird, treten besonders mit düstern Farben in den Vordergrund. Die Valerie dieses Romans ist die Comtesse Manuela, welche dem ins Feld gerückten Bräutigam, dem Grafen Lothar, untreu wird, nicht aus gekränkter Liebe, sondern weil der Hauslehrer, ein Anhänger des Materialismus und Schopenhauer's, ein frühverer Offizier, wie der Hauslehrer in Auerbach's „Landhaus am Rhein", ihr Herz umstrickt hat.

Wenn der Vorzug des Romans in der einheitlichen Ausführung dieses düstern, stimmungsvollen Colorits besteht, namentlich auch in landschaftlicher Hinsicht, sodaß der dunkle Höllengrund des Schwarzwalds mit den alten Burgtrümmern ebenso passend dafür ausgewählt scheint wie die unheimlichen Wälder Böhmens: so paßt dieser Waldburg mit seinem Materialismus und seiner glühenden Genußphilosophie, deren Skepticismus alle Gefühlsblüten Manuela's grausam entblättert, ebenfalls in die Beleuchtung des ganzen Werks hinein. Der Dichter folgt mit besonderer Vorliebe den Gedankengängen dieses Anhängers von „Kraft und Stoff", und gibt seine Kritik der biblischen Ereignisse und Offenbarungen, durch deren zersetzende Macht er Manuela's Herz gewinnt, mit genauer Ausführlichkeit wieder. Alle die von ihm aufgestellten Sätze enthalten für den Kenner des neuen philosophischen Radicalismus und der Junghegel'schen Kritik wenig Neues, werden aber doch auf einen großen Theil des romanlesenden Publikums als eine Art Compendium des modernen Unglaubens ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der geraubten Wanda, diesem seltsamen Kinde, dem wir zuerst und gleich am Anfange des Romans unter den Burgtrümmern des Schwarzwalds begegnen, und welches der großen Familie der „Mignons", „Flämmchen" u. s. w. angehört, merkt es der Instinct der Romanleser von Hause aus an, daß es zu einer großen Rolle bestimmt ist, vielleicht sogar dazu, das Herz des Helden zu erobern, wie dies am Schlusse der Fall ist, nachdem Manuela's Untreue ihn von seinen Verpflichtungen gegen die Braut frei gemacht hat. Die Erzählung des abermaligen Raubes der Wanda und ihrer Befreiung durch Lothar ist sehr lebendig.

Sowol in „Valerie", wie in „Radowa" überstürzen sich die Ereignisse etwas gegen den Schluß hin; doch ist dies auch bei dem Meister der Romandichtung, bei Walter Scott, in der Regel der Fall. Dies beschleunigte Tempo des Romans gegen das Ende desselben hängt oft mit äußerlichen Rücksichten zusammen. Die Autoren huldigen der epischen Breite und dem behaglich schleudernden Gang, den der Roman zuläßt und selbst verlangt, in dem größten Theile des Werks so sehr, daß sie, um nicht die übliche Bändezahl zu überschreiten, zuletzt genöthigt sind, dasselbe Verfahren einzuschlagen, wie die Locomotivenführer und Postillione, wenn sie die versäumte Zeit „einbringen" müssen.

Der Roman „Falkenrode" (Nr. 3), welcher ganz auf freier Erfindung beruht, ist offenbar von den vorliegenden der beste. Die Erfindung selbst scheint uns am glücklichsten, und obschon man die Lösung der Verwickelung früh errath, so bleibt doch immer die Spannung lebendig auf die Wege, welche der Autor uns führen wird. Wenn in den beiden frühern Romanen die Helden im Grunde nur „erste Liebhaberrollen" durchführen, deren Bedeutung durch ihre militärische Carrière wenig erhöht wird, und sich im ganzen mehr passiv verhalten, während den ungetreuen Bräuten die Aufgabe zufällt, den Faden des Romans von der Spule abzuwickeln: ist der Held von „Falkenrode" nicht nur an und für sich eine weit interessantere Erscheinung, indem ihn ein äußerlich und geistig bewegtes Vorleben, politische Verwickelungen, ein Aufenthalt in Amerika, von Hause aus unserer Theilnahme empfehlen; er erobert sich auch seine Braut, indem er die Reinheit und Wärme ihrer Gefühle kühn auf die Probe stellt und erst dann die Maske abwirft, als er ihrer uneigennützigsten Liebe gewiß ist. Und wenn auch das Wagniß in vieler Hinsicht Tadel verdient, wenn auch die Braut nach der entscheidenden Enthüllung anfangs die Miene einer Griseldis annimmt, die sich von ihrem Parcival wegen der unwürdigen Proben, auf die er sie gestellt, losſagen will — eine indeß nur vorübergehende Stimmung —: immerhin wird man dem Erben von Falkenrode ein weit regeres Interesse zuwenden, als einem Friedrich in „Valerie", einem Lothar in „Radowa", die zwar tapfere und treue Jünglinge sind, aber im Roman selbst durch kein Beginnen und Unternehmen spannender Art und kühner Selbstbethätigung uns zu den antheilvollen Genossen ihrer Plane machen. Die Entführung der Valerie und die Rettung der Wanda, in denen Friedrich und Lothar sich entschlossen und eingreifend zeigen, spielen erst in den letzten Kapiteln; es sind Unternehmungen, denen „der lange Athem" fehlt; sie bezeichnen schon die Katastrophe der Romane.

Doch noch größer ist der Vorzug des Romans, daß er unsern Antheil nicht fortwährend durch Erörterungen politischer Verhältnisse, durch Mittheilung kriegerischer Ereignisse, durch Schilderung großer Haupt- und Staatsactionen, die in die Handlung nur von fern her ihren



Digitized by Google

Schatten werfen, von dieser ablenkt, daß diese lockern Einfügungen verschmäht sind und dafür der Knoten des Romans selbst um so fester geschürzt ist.

Man hat in vielen Shakspeare'schen Stücken die concentrischen Kreise der Handlung gerühmt, in denen sich einer und derselbe Grundgedanke spiegelt, die gleichsam Einen geistigen Mittelpunkt und nur verschiedene Radien haben. In der That hat solche geistige Verbindung einer äußern Handlung architektonischen Werth und erhebt die Composition über Werke, in denen nur äußerliche Verknüpfung herrscht, oder in welche willkürliche Episoden eingefügt sind. Obschon dem Roman hierin größere Freiheit zusteht und die Geschlossenheit des dramatischen Kunstwerks für ihn nicht unerläßlich ist: so werden doch Romane von so symmetrischer Architektur, daß gleichsam der eine Flügel dasselbe künstlerische Motiv wie der andere, nur in verschiedener Ausführung, zeigt, jedenfalls mehr Zusammenhalt haben und einen befriedigendern Eindruck hervorrufen als andere, in denen die Begebenheiten nur durch den Zufall miteinander verknüpft sind und die Handlung sich gleichsam in gerader Linie mit einigen willkürlichen Seitenschößlingen fortbewegt.

In „Falkenrode" ist der künstlerische Anbau unverkennbar und erfreut um so mehr, als er sich nicht auf einmal ausdringlich dem Blicke darbietet, sondern wir erst allmählich im Verlauf der Erzählung und am Schluß derselben die Symmetrie der Anlage überschauen.

Es handelt sich um zwei große Erbschaften. Der Besitz von Schloß Falkenrode ist durch den Tod des Freiherrn erledigt, sein Sohn, wegen politischer Verwickelung nach Amerika entflohen, ist in jüngster Zeit verschollen, ja es kommt zuletzt die Nachricht von seinem Tode, da er sich auf einem Schiff nach Europa eingeschifft hat und dies Schiff untergegangen ist. Ein anderer Verwandter des Freiherrn kommt, um von Schloß Falkenrode Besitz zu ergreifen. Eines im Wege stehenden Testaments hat sich der Wirthschaftsdirector bemächtigt, um daraus Kapital zu schlagen; er verständigt sich mit dem muthmaßlichen Erben über eine glänzende Abfindung — und beide verbrennen dann das Testament.

Die zweite Erbschaft hat ein altes Fräulein Schudder in der Residenz hinterlassen. Es ergibt sich, daß von derselben ein Kind lebt, die Frucht einer unerlaubten Liebe. Sie hat es, unter Mitwissen einer Hebamme, einer Freundin untergeschoben, die, getäuscht in ihren Hoffnungen, die sie auch bei ihrem abwesenden Mann erregt, diesen selbst durch das untergeschobene Kind zu täuschen sucht. In einem Tagebuch, welches ihre Tochter nur in der höchsten Noth öffnen und lesen soll, weiht sie dieselbe in ihre Geheimnisse ein. Die Tochter ist Adelheid von Norden, die Gattin eines Spielers, der sich selbst aus Verzweiflung ums Leben bringt, und die Mutter der reizenden Paula, in welche sich der Erbe von Falkenrode verliebt, als er in ihr Haus als schlichter Wirthschaftsinspector kommt. Adelheid beschließt, so schwer es ihr wird, ihre Ansprüche auf die Schudder'sche Erbschaft, ihrer Tochter wegen, zu behaupten; sie beauftragt mit der Führung dieser Sache einen Justizrath, dessen Herz sie überdies gewinnt, dessen Hand sie aber ausschlägt.

Die beiden, bei denen sich diese großen Erbschaften vereinigen sollen, Paula und der junge Graf in seinem Incognito, machen sich indeß das Leben abwechselnd süß und schwer durch ihre Liebe. Diese Schilderungen sind dem Autor trefflich gelungen; sie durchweht der warme Hauch der Empfindung, und die landschaftlichen Stimmungen schlingen sich als passende Arabesken um diese Liebesidylle. Der junge Inspector hat den Verdacht zu widerlegen, daß der Gewinn der großen Erbschaft, die Paula zu machen im Begriff ist, mit in der Wagschale seiner Neigung liegt. Doch die Bewegung und Gegenbewegung dieser großen Erbschaftsfragen ist von dem Dichter mit vielem Geschick geleitet. Die erwarteten Schätze der Brant versinken wie ein Traumbild, der Schudder'sche Erbschaftsproceß geht in der höhern Instanz verloren; der einfache, verfolgte Oekonom aber erweist sich als der berechtigte Erbe von Falkenrode. Wir haben es den Romanen von Gustav vom See stets nachgerühmt, daß sich eine tüchtige Kenntniß der realen Lebensverhältnisse, der administrativen Staatseinrichtungen, der juristischen Bestimmungen in ihnen kundgibt. Diese Grundlage gibt dem Leser ein Gefühl voller Sicherheit; er überläßt sich dem Spiel der Erfindung und der Phantasie ohne Furcht, ins Halt- und Bodenlose fortgerissen zu werden. Auch in „Falkenrode" ist diese Grundlage ebenso unverkennbar, wie unerläßlich weil der Roman wesentlich auf juristischen Verwickelungen aufgebaut ist. Gewisse Licenzen der Phantasie sind gleichwol unvermeidlich. Die spannend durchgeführte Testamentsintrigue beruht doch auf der Voraussetzung, daß auch ein nicht gerichtliches Testament Geltung hat, eine für Preußen und die meisten norddeutschen Staaten bekanntlich nicht zutreffende Voraussetzung. Daß der Schudder'sche Erbschaftsproceß für Frau von Norden verloren geht, ist, wie wir sehen, eine für die ästhetische Führung des Romans sehr glückliche Wendung: gleichwol erscheint die Thatsache juristisch nicht genugsam motivirt; wir haben die Grundlagen des Processes selbst so genau, fast actenmäßig kennen gelernt, daß wir die Ueberzeugung mit dem Justizrath theilen, er könne nicht verloren gehen; wir verlangen daher einen überzeugenden Gegenbeweis, nicht blos flüchtige Andeutungen, wodurch die Entscheidung des Gerichts bestimmt wurde.

Der Roman beginnt mit einer kleinstädtischen Idylle, die sich weiter in die Haupthandlung hineinverzweigt. Der Bauinspector Rimberg, der Verführer des Fräulein Schudder, mit seinem Schüttelfrost, seine Hauswirthin Brettschneider, die ihn zu heirathen beabsichtigt, seine Tochter Almine, die sich von dem Doctor Baum entführen läßt — das sind alles Gestalten, wie wir sie aus Langbein'schen Romanen kennen, aber mit etwas schwerfälliger Schere ausgeschnittene Silhouetten. Trotz einzelner amusanter Partien vermissen wir hier den feinern Humor; die Komik hat etwas Beraltetes, ähnlich wie in den Hutmacher- und Hundescenen in Freytag's „Verlorner Handschrift". Der Schwank drängt sich unvermittelt in eine Darstellung, deren Grundcharakter nicht wie bei Dickens und Thackeray durchweg durch das freie Spiel des Humors bestimmt ist.

Als Probe der Darstellungsweise Gustav's vom See, theilen wir die folgende Stelle aus dem zweiten Bande

Digitized by Google

von „Falkenrode" mit; die eigentliche Heldin des Romans, Paula, die Tochter des Spielers von Norden, der sich das Leben genommen, und ein Schützling des Freiherrn von Falkenrode, der sich ihrer und ihrer Mutter und der zerrütteten Familienverhältnisse großmüthig annimmt, besucht das Grab ihres Vaters:

Unter der Linde angelangt, setzte sie sich auf die Bank und starrte gedankenlos dumpf mit einem langen, tiefen, schweren Seufzer vor sich hin. Ihre Augen füllten sich wieder mit Thränen, sie kam sich einsamer, verlassener und unglücklicher vor denn je. Die Sonne schien heiter aus dem blauen Himmel hernieder, zu ihren Füßen spielten die durch das herbstliche Laub des Baumes, unter dem sie saß, hindurchfallenden kleinen Lichter, die Luft war warm und elastisch, die Erde ruhte lächelnd unter dem Kusse des Herbstes, oben hoch zog ein Flug Kraniche dem Süden zu, in den Hecken pfiffen und zwitscherten die Drosseln, und die von ihr gepflanzten, noch übrig gebliebenen Blumen, Astern und Berbenen, hoben ihre vom Thau feuchten Kelche empor und sonnten sich wohlig in den warmen Strahlen des lebenspendenden Gestirns. Es war ein Morgen, ein Tag, den die Natur zur Freude und zum Wohlergehen ihrer Geschöpfen erstehen läßt, für alle diejenigen, bei denen sie selbst nicht den Keim dazu in andern Tagen, Stunden oder auch nur Augenblicken vorher zerstört hat. Ihre Gedanken schweiften, wie immer in solchen Momenten, wirr durcheinander. Von der Umgebung beeinflußt, reflectirten darin die Bilder und Erinnerungen derjenigen Ereignisse, welche hier einst Gegenwart gewesen, jetzt zur Vergangenheit geworden. Die Stunde, in welcher sie zum letzten male mit ihrem Vater an dieser Stelle gesessen, als sie ihm Trost zugesprochen, er aber dennoch hoffnungslos geschieden, dann plötzlich der Freiherr erschienen war, freundlich und gütig mit ihr geredet und ihr die Erfüllung all ihrer Wünsche zugesagt. Das Bild des Freiherrn trat lebhaft und lebendig in ihre Vorstellung, es war ihr, als müsse er auch jetzt wieder wie damals aus dem Gebüsche hervortreten und tröstend zu ihr reden. Unwillkürlich blickte sie sich um; sie wünschte es, sie sehnte sich nach ihm wie nach einem Vater — seine Zusprache, sein Trost würde sie beglückt haben. Aber es blieb still und ruhig um sie her, nur die Blätter der Linde flüsterten miteinander, vom Wind leise bewegt, und aus dem nahen Walde ertönten die Rufe eines Hähers. Langsam stand sie auf und pflückte mit bebenden Händen und oft vor Schmerz aufzuckenden Lippen die noch vorhandenen Blumen. Ach, wer ihr gesagt hätte damals, zur Zeit des Frühlings, als sie die Samen dazu der Erde anvertraute, daß die erblühten Blumen zum Kranze für das Grab ihres Vaters von ihr gewunden werden sollten! Wie viele Keime, wie viele Hoffnungen legen wir in den Boden der Zukunft, welche niemals zur Wirklichkeit erblühen oder, kaum entfunden, wieder untergehen! Als der Kranz, von ihren Thränen benetzt, endlich fertig war, schritt sie langsam und traurig dem Walde zu. Es war ihr so weh um das Herz, ihre Brust drückte ein so schweres, pressendes Band, sie vermochte nur mit Anstrengung weiter zu gehen. Nachdem sie eine kleine Lang gewandert und den Wald erreicht hatte, wurde sie plötzlich von einer unbezwinglichen Unruhe erfaßt; sie glaubte etwas zu versäumen und sich breiten zu müssen, um nicht zu spät zu kommen. Gefliffelten Schrittes eilte sie weiter. Aber an dem Ausgange des Waldes angelangt, an einer Stelle, von welcher man das Schloß Falkenrode erblicken konnte, blieb sie erschrocken stehen, von der Ahnung eines neuen Unglücks erfaßt. Von der Zinne des Schlosses wehte die schwarze Trauerfahne. Schmerzlustig hing sie an der hohen Stange, nur zuweilen wurde sie von dem leichten Winde mühsam entrollt, sank aber sogleich wieder herab, als ob der Wind sich scheue, sie zum Gegenstande seines Spieles zu machen. Sie hielt die Hand mit dem Todtenkranze vor die Augen, weil die Sonne sie blendete, und starrte mit gesteigerter Angst auf die unheilverkündende Fahne, welche sodann wieder langsam und müde sich im Winde entfaltete. Es kam eine alte Frau aus dem Walde, welche dürres Holz gesucht und unter ihrer Last gebückt dem Dorfe zuging. Paula kannte sie, diese hatte sie ihr eine Kleinigkeit geschenkt, selbst kaum Entbehrliches mit ihr getheilt; die Armen kannten und liebten sie alle. „Was bedeutet das?" fragte sie, die Hand mit dem Kranze nach der Richtung des Schlosses ausstreckend. „Was bedeutet die schwarze Fahne?" „Wissen Sie das nicht, Fräulein", erwiderte die Alte, während sie ihr Holzbündel an den aufsteigenden Rand des Weges lehnte — „der Freiherr von Falkenrode ist todt, hat sich gestern auf der Jagd selbst erschossen, oder vielmehr ein vor ihn hingestelltes Gewehr hat es gethan. Ja, die Reichen müssen auch sterben, so gut wie wir Armen, darin macht der liebe Gott keinen Unterschied — aber das ist auch das einzige."

Der Stil des Autors ist, wie wir sehen, leicht und anmuthig, hier und dort von poetischem Hauch beseelt, schlicht in Schilderungen und Reflexionen, nirgends überschwenglich und hyperbolisch, und wenn er bisweilen an die Grenzen des Trivialen streift, so ist dies bei einer Handlung, welche häufig in die breite Lebensprosa alltäglicher Verhältnisse verläuft, kaum zu vermeiden. Jedenfalls nehmen die Romane von Gustav vom See unter der Unterhaltungsliteratur, die man gebildeten Lesern empfehlen darf, einen hervorragenden Rang ein.

Rudolf Gottschall.

## Der deutsch-französische Krieg.

### Erster Artikel.

Der glorreiche Krieg ist beendigt. Das deutsche Volk, ohne irgendeinen Anlaß gegeben zu haben, frevelhaft dazu herausgefordert, hat in der Stunde der Gefahr wie durch ein Wunder seine langersehnte Einheit gefunden und in siegreichen Kämpfen gezeigt, daß seine alte ureigene Kraft, trotz jahrhundertlanger politischer Ohnmacht, zu welcher es durch seine Lenker verurtheilt gewesen, nicht erloschen ist. Es hat seinen Erbfeind niedergeworfen, dessen Raubes zerstört und ihm einen Theil des früheren Raubes zur Sicherstellung gegen neue Anfälle wieder abgenommen. Daß dieser Krieg eine überreiche Literatur, größer als der von 1866, hervorrufen würde, stand zu erwarten, uns liegen bereits viele Anfänge erscheinender Werke vor und wir breilen uns, darüber eine erste Rechenschaft abzulegen. Es sind allerdings nur noch Anfänge, da sie sämmtlich bald nach dem Ausbruch des Krieges begonnen wurden, aber die bisjetzt erschienenen Lieferungen lassen, wenn sie Werke bewährter Schriftsteller eröffnen, schon sehen, was man diesmal von ihnen zu erwarten hat, und bei minder bekannten Namen wenigstens erkennen, in welchem Geiste sie geschrieben sind. Zuverlässig können natürlich alle diese Werke, die mitten im Strome der Begebenheiten, nach Telegrammen und Zeitungsnachrichten, ohne Kenntniß der wahren Triebfedern der Kriegsbehandlungen, verfaßt werden, nicht sein, der Scharfsinn, die politische Routine und die Intuition helfen da nicht aus, und ein späteres

Digitized by Google

Werk, zu welchem sich mehr authentische Quellen, diplomatische und Kriegsacten erschlassen haben, wird sie an Werth und Gediegenheit übertreffen; dafür tragen jene aber das Gepräge der ersten frischen Eindrücke, und das Publikum wird sich ihnen gern zuwenden. Sehen wir also, was bisjetzt erschienen ist.

1. **Der Krieg um die Rheingrenze 1870 politisch und militärisch dargestellt von W. Rüstow. Mit Kriegskarten und Plänen, sowie einer vollständigen Ordre de bataille. Zürich, Schulthetz. 1870—71. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.**

In der politisch-militärischen Einleitung, welche den ersten Abschnitt des Werks bildet, stellt der Verfasser zunächst das Verhältniß Frankreichs zu den Erfolgen Preußens im Jahre 1866 und die luxemburgische Frage dar. Er zeigt, daß der Kaiser Napoleon III. am Ende des Jahres 1859 auf der Höhe gestanden, die ihm zu erreichen vergönnt sein sollte, und daß von da an ein Hinabsinken des zweiten französischen Kaiserreichs begonnen hat. Schau die Ereignisse von 1860 in Italien vollzogen sich großentheils gegen den Willen Napoleon's. Ende 1861 stürzte er sich in die mexicanische Operation, welche ihm und dem Kaiserreich wahrhaft verderblich werden sollte, seit 1863 kam in Europa die polnische und 1864 die dänische Frage wieder auf, ohne daß Frankreich seinen Einfluß geltend machen konnte. Napoleon, um sich auf dem Throne zu erhalten, hatte nun die Wahl, den Cäsarismus aufzugeben und Frankreich innere Freiheiten zuzugestehen, oder es durch glänzende äußere Erfolge zu betäuben und so das Princip des persönlichen Regiments zu retten. Er wählte das letztere und suchte zunächst Allianzen zu gewinnen, sowie seine zersplitterten militärischen Streitkräfte zu concentriren. Dazu gehörte Zeit und Friede. Er rechnete dabei auch auf Preußen, das seiner Hülfe bei dem drahenden Kriege mit Oesterreich bedürfen werde, er hafte dabei das linke Rheinufer zu gewinnen, wofür er ihm eine Ausgleichung in Norddeutschland bot. Preußen lehnte das ab, und der Krieg von 1866 nahm einen solchen Verlauf, daß Napoleon es aufgeben mußte, sich bei der Schwäche seiner militärischen Organisation thätig einzumischen, und das Unabänderliche geschehen ließ. Er ging jetzt an die Reorganisation seines Heers, welche hier ausführlich besprochen wird, und sann zugleich darauf, die antideutsche Partei, welche immer mehr erstarkte, durch Zugeständnisse „zur Krönung des Gebäudes" zu versöhnen. Diese Entwickelung der innern Verhältnisse Frankreichs, die luxemburgische Frage, die fehlgeschlagenen Unterhandlungen wegen der belgischen Eisenbahnen schildert Rüstow mit der ihm eigenen Schärfe des Urtheils. So sagt er mit gerechter Anerkennung: „Das ruhige und bis zu einer nicht zu überschreitenden Grenze hin nachgiebige Verhalten Bismarck's in der luxemburgischen Angelegenheit wird stets eins der schönsten Blätter in der Geschichte dieses Staatsmannes füllen." Benedetti wird dagegen für sein unglaublich ungeschicktes Verfahren mit dem Entwurf einer Offensivallianz zwischen Frankreich und Norddeutschland, welche ersterm die Erwerbung Luxemburgs und Belgiens gegen den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund sichern sollte, scharf gegeiselt: es ist das der bekannte Entwurf, der in Bismarck's Händen blieb, von diesem gegen niemand erwähnt und erst nachdem er zwei Jahre später von der „Times" enthüllt worden, den fremden Gesandten im Original der Benedetti'schen Handschrift vorgelegt wurde.

Ueber die französische Armee ist Rüstow genau unterrichtet, er hat in den letzten Jahren von jedem mindestens vier Monate in Frankreich zugebracht, und französische Offiziere haben ihm gesagt, daß er von dem Ganzen ihrer Armee mehr wisse als sie. Ob er nach dem weitern Verlauf des Kriegs noch aufrecht halten wird, was er im Beginn desselben niederschrieb: daß keine der beiden Nationen den Krieg gewollt habe?

Dem Abschnitt über die Kriegsmacht Frankreichs zu Lande und zur See folgen die über die Entwickelung der deutschen Geschichte und des deutschen Heerwesens von 1866—70. Ehe der Verfasser dann den unerwarteten Kriegsfall bespricht, trägt er die bedeutendsten Zeichen der friedlichen Stimmung in Frankreich zusammen, welche Ollivier, den Minister, noch am 30. Juni in der Kammer erklären ließen, daß niemald der Friede Europas gesicherter gewesen sei als eben jetzt, und daß keine schwebende Frage ihn bedrohe. „Noch am 30. Juni", sagt Rüstow, „konnte kein Mensch in Europa ahnen, daß die französische Regierung einen Bowand des Kriegs gegen Preußen binnen einer Wache vom Zaune brechen werde!" Diese „unglückliche Angelegenheit" verfolgt er dann bis in die Einzelheiten und verurtheilt sie mit schneidender Schärfe:

Der König von Preußen sollte beleidigt werden, die Mehrzahl der Pariser verkündigte es laut. Solange monarchische Regierungen bestehen, muß eine absichtliche Beleidigung des Monarchen, der an der Spitze des Volks steht, dem ganzen Volk als eine ihm zugefügte Beleidigung gelten. Einem Republikaner steht es wohl zu, dieses zu sagen. Kein Republikaner würde sich auch nur einen Augenblick besinnen, es für eine ihm widerfahrene Beleidigung zu halten, wenn der Präsident seiner Republik officiell vom Auslande beleidigt würde.

Von der Thronrede des Königs Wilhelm bei Eröffnung des norddeutschen Reichstags sagt der Verfasser: „Wurden jemals beim Beginn eines großen Kampfes zwischen zwei Nationen von dem Haupte einer dieser Nationen wahrere und edlere Worte gesprochen? Nie, solange es eine Weltgeschichte gibt, nie!" Damit die erste Abtheilung schließend, wendet er sich in der zweiten der Erzählung der Kriegsereignisse zu.

Die kurze Darstellung der französischen Feldzugsideen ist ebenso anschaulich, als ihre Kritik treffend:

Für Frankreich lagen zwei Hauptfälle vor: entweder es bekam mit Preußen allein zu thun, oder die Süddeutschen schlossen sich Preußen und Norddeutschland an. Im ersteren Falle war das Centrum und die Linie von Metz auf Mainz die Hauptsache, der erste Flügel (Mac Mahon) aber eigentlich überflüssig; die Aufstellung des Corps Douay bei Belfort bleibt aber ein Räthsel, man kann sie nur aus historischen Reminiscenzen erklären, und aus dem Werthe, welchen Kaiser Napoleon infolge seiner Forschungen in der alten Geographie dem „Loche (trouée) von Belfort" beilegte.

Rüstow mißt demselben die strategische Wichtigkeit also nicht bei, welche während der Belagerung dan Belfort so sehr hervorgehoben wurde. Nach der Rückgabe der Festung an Frankreich ist sie freilich wieder officiös verkleinert worden. Weiter heißt es:

Dagegen behielt der französische linke Flügel eine besondere Wichtigkeit. Er sollte aus zwei Elementen bestehen, der mit

Digitized by Google

zahlreichen Landungstruppen ausgerüsteten Flotte und einem Beobachtungscorps gegen Belgien, welches sofort nach den ersten Siegen des Centrums über die Preußen in dieses Land einzufallen hätte. Die Flotte sollte der Berechnung nach in Dänemark, das alles wiederzugewinnen hatte, und in Hannover, der supponirten preußischen Bendée, Bundesgenossen finden, die Landungstruppen, durch Dänen und Deutsche verstärkt, große Erfolge im Rücken der preußischen Rheinarmee gewinnen und ihr dadurch das Ausharren am Rhein unmöglich machen. Wenn der zweite Fall einträt, die Verbindung der Süddeutschen mit den Norddeutschen, so behielten Centrum und linker Flügel ihre alte Bedeutung, der rechte Flügel nur wurde von größerer Wichtigkeit. Unmittelbar nach den Siegen des Centrums sollte er über den Rhein in der Gegend von Strasburg vorbrechen und über Süddeutschland herfallen, am dessen Streitkräfte anzuwickeln. Für das Corps bei Belfort finden wir aber auch dann keine Rechtfertigung. Es hätte einen Grund zum Bestehen gehabt, wenn Oesterreich als Bundesgenosse Frankreichs sich in den Krieg einmischte, und wenn die österreichischen und französischen Armeen sich über Süddeutschland hinweg die Hand reichen wollten. Nach allem wird man finden, daß die Klarheit und Entschiedenheit des militärischen Gedankens in der ersten Auffassung alles Nothwendige vermissen läßt, daß die Confusion herrscht. Alle Elemente: Kraft, Zeit und Raum sind vernachlässigt.

Dies wird dann weiter erörtert, mit dem Schlusse: „Gewiß, nie ist ein Krieg frivoler und mit unsinnigerer Berechnung herausbeschworen worden."

Von den Corpsführern beider Mächte lesen wir in kurzen Umrissen die Personalien; Bemerkungen über sie werden später verheißen. Die Ordre de bataille der deutschen Armeen, welche hier am Platze gewesen wäre, konnte noch nicht gegeben werden, weil sie damals noch nicht veröffentlicht war. Beim Gardecorps ist aber keine Infanterieidivision Hoffen gewesen, es muß Pape heißen. Der erste Kriegsschauplatz findet eine treffliche Darstellung, Metz ist genau mit dem sichern Urtheil des gewesenen Ingenieuroffiziers geschildert. In seiner klaren realistischen Weise, die allen Aufputz von Situationsbildern verschmäht, erzählt der Verfasser die Kriegsbegebenheiten von der „Komödie von Saarbrücken" bis zur Schlacht von Gravelotte, womit die zweite Abtheilung schließt. Politische Excurse unterbrechen die Erzählung da, wo die Veränderung der Lage in Paris Einfluß auf den Gang der militärischen Ereignisse gehabt hat. Die Verwendung der preußischen Cavalerie und Artillerie, welche im Kriege von 1866 vielfach getadelt wurden, nennt Rüstow in dem von 1870 tadellos. „Das ruhige Anerkennen der Fehler, welche man — vielleicht auch ohne eigene Schuld — begangen hat, ist allein schon ein Sieg!" Ueber die hier auf 120000 Mann angeschlagene Stärke der Bazaine'schen Armee bemerken wir, daß sie unterschätzt ist, da bei der Capitulation von Metz Ende October 173000 Mann kriegsgefangen wurden. Zwei Abtheilungen des Werks liegen uns bisjetzt nur vor; wenn uns die übrigen bis zum Schlusse zugegangen sein werden, hoffen wir auf dasselbe noch zurückkommen, um von den Ansichten des Verfassers über den ganzen Krieg und seine Resultate berichten zu können.

2. Geschichte des französischen Kriegs von 1870. Von Wolfgang Menzel. Stuttgart, Krabbe. 1870—71. 8. In Lieferungen zu 6 Ngr.

Leider auch nur bisjetzt zwei Lieferungen, die wir erhalten haben, sie gehen aber weiter als Rüstow's Werk, nämlich bis zur Katastrophe von Sedan. Wie man bei dem Werke des letztern wußte, was man von ihm zu erwarten hatte, so ist das fast noch mehr bei Menzel der Fall. Beide stehen in allen großen Fragen der Politik, der staatlichen, religiösen und socialen Angelegenheiten im schärfsten Gegensatze, eine Verschärfung oder nur eine Milderung ist hier unmöglich. Auch über den letzten Krieg denken sie verschieden: Rüstow schätzt und liebt beide Nationen und hält diesen Krieg, wie er auch ausfallen möge, für einen unglückseligen; Menzel's Franzosenhaß, auf historisch gewonnener Ueberzeugung, ist bekannt. Ueber die feindseligen Absichten, welche sich in den letzten Jahren in Frankreich hinter dem äußern Schein des Friedens verstecken, urtheilt er:

Kaiser Napoleon III. hatte, indem er den französischen Thron bestieg, die traditionelle Politik Frankreichs gegen Deutschland und insbesondere die ruhmvollen Erinnerungen seines Oheims geerbt, aber die Geschichte Frankreichs seit der Revolution hatte ihn auch belehrt, daß nichts unsicherer sei als der Besitz des französischen Throns. Zweimal war sein Oheim, zweimal waren die Bourbons älterer Linie, einmal die der jüngern Linie von dem französischen Throne herabgestoßen, zweimal dieser Thron durch die Republik zertrümmert worden. Und das alles seit noch nicht drei vollen Menschenaltern. Wie sollte er nun selber den Thron behaupten und auf seinen Sohn vererben? Er hatte sich, wovon man nachherhand die Gewißheit erhielt, zur fixen Idee gemacht, die unruhigen, nie zufriedenen Franzosen würden sich seine Dynastie nur dann länger gefallen lassen, wenn er ihren Lieblingswunsch, den Erwerb der Rheinlande und Belgiens, erfüllen könne. Nach diesem Ziele nun trachtete er unaufhörlich.

Bei dem bekannten Conventionsentwurfe Benedetti's führt der Verfasser als dessen ipsissima verba an: „Die Dynastie ist verloren, wenn sie diese Compensation nicht erreicht", und fügt hinzu: „Diese Enthüllung wirft ein helles Schlaglicht in das Tuileriencabinet und auf das geheimste Motiv des Kriegs von 1870." Vorzugsweise, wie auch der Prospect sagt, hat das Werk auf die Motivirung der Ereignisse und den diplomatischen Hintergrund des militärischen Vordergrundes Bedacht genommen. Daher wird, nachdem die Kriegserklärung und ihre Wirkung in Deutschland und Frankreich besprochen worden, das Verhalten der andern Mächte und ihre Politik beim Ausbruch des Kriegs ausführlich dargestellt, wobei namentlich die Perfidie der italienischen Regierungspresse in ein grelles Licht gesetzt wird.

Im vierten Buche, „Die ersten Siege der deutschen Südarmee", lesen wir zunächst Bemerkungen über das französische Heer. Ueber dasselbe ist bereits so viel geschrieben worden, daß wir hier wenig Neues erwarten können. Einen nachtheiligen Einfluß auf die sittliche Disciplin der Armee findet der Verfasser in der Kameradschaft mit den schwarzen Afrikanern wie überhaupt in der Afrikanisirung eines Theils auch der europäischen Truppen Frankreichs, der Zuaven. General Trochu hat sich in seiner bekannten Schrift ganz in ähnlicher Weise ausgesprochen. Vom Offiziercorps sagt Menzel:

Die frühere Auszeichnung der Ritterlichkeit des Mannes dem Manne gegenüber, wie der zarten Galanterie gegen das weibliche Geschlecht, hat einer erkünstelten Verwilderung des socialen Verkehrs Platz gemacht. Arrogang, Rücksichtslosigkeit haben die altfranzösische Grazie beim männlichen Geschlecht, Eigennutz und Schamlosigkeit beim weiblichen verdrängt. Die

Digitized by Google

heutige pariser Demi-Monde ist nur die natürliche Ergänzung des Afrikanerthums in der Armee.

Dem zweiten Kaiserreich wird vorgeworfen, daß es, statt Afrika zu civilisiren, vielmehr die Barbarei von dort in das civilisirte Europa verpflanzt hat; es sei eine Ruchlosigkeit vom Kaiser der Franzosen, Bestien wie die Turcos in einen europäischen Krieg zu bringen. Darüber hat die allgemeine Stimme wol gerichtet. Der Verfasser erzählt bei spätern Gelegenheiten noch viele Geschichten zur Charakteristik dieser Horden. Die Kriegsbegebenheiten trägt er nach den damals erst vorliegenden Zeitungsberichten vor; der militärische Leser wird hier fast alle strategischen Elemente, wir meinen die Idee, den Plan und die Ausführung der Operationen, vermissen, welche doch für eine Geschichte des Kriegs die Grundlage bilden müssen. Dem allgemeinen Publikum aber werden die Schilderungen der Thatsachen auf den Gefechtsfeldern, denen noch viele Auszüge aus Privatbriefen und Zeitungscorrespondenzen hinzugefügt sind, vielleicht genügen, obgleich die Schlachten bei Metz sehr dürftig behandelt sind, namentlich die von Mars-la-Tour, und aus der von Gravelotte nur durch Correspondenzartikel einzelne Momente mehr hervorgehoben werden. Wir finden aber die wörtliche Wiederholung solcher langer Artikel in einem kriegsgeschichtlichen Werke nicht gerechtfertigt, sie thut dem selbständigen Charakter desselben Eintrag; die Detailmalerei der Schlachtfelder, welche hinterher von den Correspondenten besucht worden sind, hätte immerhin der Journalistik überlassen bleiben können. Mit der aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung" entnommenen Schilderung der Walstatt von Beaumont bricht die zweite Lieferung ab; die folgenden haben wir noch nicht erhalten, aus ihnen erst wird sich beurtheilen lassen, inwieweit dies Werk den frühern seines berühmten Verfassers würdig an die Seite gesetzt werden kann.

3. Der deutsch-französische Krieg 1870 nach dem innern Zusammenhange dargestellt von A. Bordstädt. Mit vollständiger Ordre de bataille der deutschen und französischen Armeen, Karten und Schlachtplänen. Berlin, Mittler und Sohn. 1871. 8. Erste Lieferung 7½ Ngr.

Auf anthentische Quellen gestützt, welche dem Redacteur des preußischen „Militär-Wochenblatts" zu Gebote standen, haben wir hier jedenfalls von dem Verfasser ein ebenso gediegenes Werk zu erwarten, wie das über den Krieg von 1866, das in Deutschland wie im Auslande gerechte Anerkennung gefunden, fünf Auflagen erlebt hat und in mehrere fremde Sprachen übersetzt worden ist. Bisjetzt (am Schlusse des Kriegs) ist nur eine Lieferung erschienen; der Verfasser will keine flüchtige, unsichern und einseitigen Tagsberichten entnommene Arbeit, sondern eine durchaus wahre und correcte Geschichte des großen Nationalkampfes geben. Der ersten Lieferung liegt aber schon die vollständige Ordre de bataille der verschiedenen Heere bei, welche den Anfängen aller übrigen Werke fehlt. Im Eingange wird die politische Vorgeschichte und Entstehung des Kriegs dargestellt. Das selbständige Urtheil des Verfassers tritt überall hervor:

Nach der Beseitigung der so schimpflich endenden Dynastie der Orleans war das französische Volk seinem Selbstbestimmungsrecht wiedergegeben und wählte zunächst den Ausweg der Republik zum zweiten male, trotz aller Gefahren und alles Elends, welche die erste Republik ihm gebracht. Auf diesem vulkanischen Boden wuchs, gestützt auf den chauvinistischen Geist in Frankreich, der Einfluß und die Prädisponirtheit Napoleon's empor. Der die republikanischen, nicht chauvinistischen Gegner mit allen Waffen verbrüchiger Ueberlistung und nichts schonender brutaler Gewalt niederwerfende Staatsstreich begründete mit Blut und Vernichtung das zweite Kaiserreich. Aber dem schlauen und waghalsigen Sieger flogen, weil er das siegbedürftige, noch immer leidenschaftlich verehrte Napoleonische Banner wieder emporgebracht, die Herzen der meisten Franzosen entgegen, und bald sah er seine fast unumschränkte Herrschaft in Europa wiedergestalt befestigt, daß er nunmehr zu der Verwirklichung seiner im Gefängniß zu Ham niedergeschriebenen Napoleonischen Ideen schreiten konnte.

Die Vorgänge bis zur Kriegserklärung, die Begeisterung des deutschen Volks in allen Gauen, die bis zur Exaltation und zum wüthendsten Hasse aufgehetzte Stimmung in Frankreich werden geschildert und die Gegensätze trefflich hervorgehoben. So auch in den Kriegsgesängen:

Welche Contraste, die vorwärts stürmende, alles niederwerfende „Marseillaise", und die nur den Schutz des Vaterlandes besingende „Wacht am Rhein"! Während aber das französische Sturmlied nicht einmal bis an den Rhein vorzudringen vermochte, begleitete das deutsche Schutzlied unsere siegreichen Truppen bis unter die Mauern von Paris, und die Franzosen mußten es überdies mit anhören, daß die Musikchöre ihrer Feinde bei feierlichen Siegeseinzügen in große Städte mit schneidender Ironie die Marseillaise anstimmten.

Die Proclamation des Königs an sein Volk schließt den ersten Abschnitt des Werks. Dann gibt der Verfasser mit durchaus zuverlässigen Angaben und vollkommener Sachkenntniß eine vergleichende Darstellung der französischen und deutschen Streitkräfte nach ihrer Heeresorganisation, um die Grundursachen zu ermitteln, welche mit dazu beigetragen haben, den deutschen Armeen in dem Kriege von 1870 unausgesetzt den Sieg zu sichern, der französischen Armee dagegen Niederlage auf Niederlage zu bereiten. Diese Vergleichung wird sowol den Militär wie den Laien im hohen Grade befriedigen. Besonders interessant ist die Zusammenstellung der Gesammtstreitkräfte beider Nationen, welche folgendes Resultat ergibt: 1) Die Friedensstärke der französischen Armee (379000 Mann incl. Offiziere) überstieg die der nord- und süddeutschen Heere (364000 Mann incl. Offiziere) um 15000 Mann. 2) Die für den Krieg anzustellende Feldarmee (427000 Mann) war um 241000 Mann schwächer als die deutsche (668000 Mann). 3) Die Ersatztruppen (87000 Mann) betrugen 139000 Mann weniger als die in Deutschland (226000 Mann). 4) Die außerhalb der Feldarmee disponibel zu machenden Besatzungstruppen sind in Frankreich (157000 Mann) um 84000 Mann weniger als in Deutschland (241000 Mann), trotzdem daß dort keine Besatzungstruppen für Algier, Paris, Lyon von der Feldarmee abgerechnet sind. 5) Deutschland konnte mithin, ungeachtet seine Friedensarmeen um 15000 Mann schwächer sind als die französische, im ganzen mehr aufbieten als Frankreich 464000 Mann; ein neuer schlagender Beweis, daß die deutsche Heeresorganisation die französische bei weitem übertrifft.

In der vergleichenden Charakteristik der beiderseitigen Heere sagt der Verfasser:

Der Krieg von 1870 hat bewiesen, daß auch Truppen mit gleich guten, wenn nicht noch bessern Feuerwaffen ausgerüstet,

Digitized by Google

von einem durch nichts zu erschütternden Gegner besiegt und niedergeworfen werden können. Nicht die mehr oder minder gute Waffe, sondern die Qualität des sie führenden Soldaten ist und bleibt das Entscheidende. Und das ist eine stolze Lehre, welche die deutschen Truppen der Welt gegeben haben!

Die zweite Lieferung wird die Mobilmachung, den Aufmarsch der Heere und den ersten Abschnitt des Kriegs umfassen und mehrere Specialkarten bringen. Rühmen wollen wir noch die einfache populäre Schreibart und den präcisen, alle Weitschweifigkeiten vermeidenden Stil; schon diese Vorzüge, nächst der Zuverlässigkeit des Werks, werden ihm wieder einen weiten Leserkreis sichern.

4. Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870. Nach den besten Quellen historisch dargestellt von H. v. B. Mit Porträts, Holzschnitten, Karten und Plänen. Elbing, Neumann-Hartmann. 1870. 8. Erster Band 1 Thlr.

Der anonyme Verfasser hat ebensalls schon über den Krieg von 1866 ein Buch geschrieben, das von vielen Seiten Anerkennung gefunden hat; und auch der Anfang des gegenwärtigen, von welchem wir hier Lieferungen haben, ist, wie auf dem Umschlag mitgetheilt wird, von mehrern Organen der Presse günstig beurtheilt worden. Es stellt sich auf einen andern Standpunkt als die drei bisher besprochenen Werke, indem es ein Volksbuch sein will. Darum geht es auch mehr auf Einzelheiten ein, bringt in der Einleitung, welche die politische Entwickelung des Kriegs behandelt, Kammerverhandlungen, Parlamentsreden, lange Zeitungsartikel u. s. w., und wiederholt bei der Darstellung der Kriegsereignisse besonders die Berichte sogenannter Augenzeugen und Specialcorrespondenten mit ihrer Detailmalerei, was für viele Leser anziehend sein wird, wenn sie auch diese Berichte schon in Zeitungen und Journalen gefunden haben. Zu der Uebersicht der beiderseitigen Streitkräfte haben dem Verfasser wol keine authentischen Quellen zu Gebote gestanden, sie enthält manche Ungenauigkeit und bringt auch in der Charakteristik manche irrige Angabe. Die Spahis sind keineswegs französischer Abkunft und Sträflinge, sondern eingeborene Reiter; Dragoner und Lanciers bilden nicht 12, sondern 20 Regimenter (12 Dragoner-, 8 Lanciersregimenter), und die Husaren nicht 12, sondern nur 8 Regimenter, wozu noch 12 Chasseurregimenter kommen. Ueber die Artillerie ist gar nichts gesagt.

Bei den Schilderungen der kleinen Vorpostengefechte und Recognoscirungen, mit welchen die Feindseligkeiten eröffnet und bis Ende Juli fortgesetzt wurden, erzählt das Werk ausführlich alle jene Geschichtchen, welche ihrerzeit die deutschen Leser, in Erwartung der Dinge die da kommen sollten, unterhielten; nach diesem Maßstabe hätte später freilich die Darstellung der größern Gefechte und Schlachten riesige Dimensionen annehmen müssen, was doch nicht durchzuführen war. Die Tage von Weißenburg, Wörth, Saarbrücken und vor Metz werden vielmehr in der richtigen Beschränkung geschildert, welche der für das Werk in Aussicht genommene Umfang bedingte. Den Sieg bei Wörth benutzt der Verfasser, um seinen politischen Standpunkt klar zu machen. Nachdem er früher schon den „hochherzigen Männern der äußersten französischen Linken" eine Lobrede gehalten und seine deutschen Leser ermahnt, „ihre Namen mit heiliger Verehrung (!) ihrem Gedächtniß einzuprägen", äußert er: „Mögen diese Tage einst daran mahnen, daß es eine schwere Kränkung des Vaterlandsgefühls ist, wenn dem Volke die freiheitliche Entwickelung in seinem innern Staatsleben aus dem Grunde vorenthalten wird, damit das Princip der Souveränetät und die Hoheit des Herrscherrechts nicht beeinträchtigt werden!" Wir finden eine solche Tirade hier sehr überflüssig.

Nach der Erzählung der drei ersten Siege wird eine kurze strategische Skizzirung der Operationsplane eingeschoben, diese wäre aber schon bei Eröffnung des Feldzugs an ihrem richtigen Platze gewesen. Mit der Schlacht bei Gravelotte bricht die vierte Lieferung ab, die letzten werden unser Endurtheil erst bestimmen.

5. Der deutsche Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870. Auf Grund amtlicher und anderer zuverlässiger Quellen bearbeitet von Friedrich Dörr. Mit Porträts und einer Kriegskarte. Berlin, A. Duncker. 1870—71. Gr. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Von diesem Werke liegt der erste Band vollendet vor, der in acht Lieferungen (über 28 Bogen stark) erschienen ist und bis zur Einschließung von Metz geht. Wir sehen schon daraus, daß wir hier eine sehr ausführliche Geschichte des Kriegs zu erwarten haben. Der Verfasser verspricht auch eine solche im Vorwort; er will „bemüht sein, dem Werke die größtmöglichste Vollständigkeit zu geben, sodaß, wenn es auch selber nicht als eine wissenschaftlich-historische Arbeit gelten darf, es doch einer solchen später als zuverlässigste und ergiebigste Quelle dienen kann". Deshalb sollen auch diejenigen Documente und Actenstücke, deren Wortlaut vollständig mitgetheilt zu werden verdient, ohne daß derselbe im Text des Buchs Aufnahme finden konnte, in einem Anhang zur Mittheilung gelangen. Wir würden es überhaupt zweckmäßig finden, wenn das grundsätzlich im Anhang und nur, wo es nöthig, im Text geschähe, der letztere könnte dadurch an raschem Fortgang nur gewinnen. In dem schön geschriebenen, von wärmster patriotischer Gesinnung belebten Abschnitte, „Die nationale Bewegung in Deutschland", hätten von den vielen mitgetheilten Adressen immerhin einige ausgelassen werden können.

Um die Eintheilung des Stoffs in diesem Werke, die sich übrigens durch den Gang der Ereignisse ziemlich von selbst ergibt, zu übersehen, mag der Inhalt des ersten Bandes hier folgen. Er ist in folgende Abschnitte getheilt: „Die Vorgeschichte des Kriegs"; „Die Hohenzollernsche Throncandidatur"; „Die Kriegserklärung"; „Die nationale Bewegung in Deutschland"; „Die Rüstungen und das Vorspiel des Kriegs"; „Die Erstürmung von Weißenburg"; „Die Schlachten bei Wörth und bei Saarbrücken-Forbach am 6. August"; „Paris nach den ersten Niederlagen"; „Der Vormarsch der deutschen Heere und die Kämpfe um Metz (14., 16. und 18. August)". Die Darstellung der Heeresformationen ist ungenau, weil die richtigen Quellen noch nicht eröffnet waren. Auch ist es ein Irrthum, der aber damals geglaubt wurde, daß der französische Militärbevollmächtigte in Berlin, Oberst Baron Stoffel, den Kaiser durch oberflächliche und geringschätzige Berichte über die preußische Armee irregeleitet habe; seine



Digitized by Google

Berichte liegen jetzt vor und geben ihm das Zeugniß eines feinen und scharfen Beobachters, der durchaus richtig geurtheilt hat. Ein großer Theil dieser Berichte soll allerdings unveröffnet und ungelesen liegen geblieben sein. Schon 1868 faßte er sein Urtheil in folgende Sätze zusammen:

1) Der Krieg ist unvermeidlich und nur von einem unbedeutenden Umstande abhängig; 2) Preußen hat nicht die Absicht Frankreich anzugreifen, es wünscht keineswegs den Krieg und wird alles mögliche thun, um ihn zu vermeiden; 3) aber Preußen hat einen himreichend klaren Blick, um zu erkennen, daß der Krieg, den es nicht wünscht, unvermeidlich zum Ausbruch kommen wird, und es bietet alle seine Kräfte auf, um nicht überrascht zu werden, wenn der verhängnißvolle Fall eintreten wird; 4) Frankreich dagegen hat wegen seiner Sorglosigkeit, Unbedachtsamkeit und vor allem wegen seiner Unkenntniß der Lage nicht denselben klaren Blick wie Preußen.

Wenn der Kaiser getäuscht worden, so ist es von seinem Kriegsminister Leboeuf gewesen, der ihm und vor der Kammer erklärte, zum Kriege „überbereit" zu sein, während die Armee doch nichts weniger als kriegsfähig war.

Mit dem Gefecht bei Weißenburg beginnt in unserm Werke die Schilderung der Kriegsbegebenheiten. Die Bezeichnung: „Erstürmung von Weißenburg", ist nicht ganz ausreichend, da nicht diese, sondern die Erstürmung des Geisbergs das Treffen entschied. In der Darstellung werden immer erst die Telegramme der Siege, dann Privatberichte, und zuletzt die officiellen Relationen gebracht — so war der Gang vor dem Publikum, und wir finden ihn, nach dem Zwecke des Buchs, auch in diesem ganz gerechtfertigt. Für denselben sind auch wiederum Specialcorrespondenzen und einzelne Mittheilungen aus Briefen vom Kriegsschauplatz überreich gesammelt. Nach den ersten Schlachten folgt eine ausführliche Betrachtung des weitern Kriegsschauplatzes vom historischen, topographischen und militärischen Standpunkt aus. Von dem letztern aus ist nur wenig gesagt, der Verfasser befindet sich hier wol nicht auf sicherm Boden, darum vermissen wir auch ein selbständiges und kritisches strategisches Element in seinem Werke. Desto reichhaltiger sind die Schilderungen aus den Gefechten, und der Verfasser macht ja, wie er in dem Vorwort selbst sagt, keinen Anspruch darauf, eine vollständige Geschichte des Kriegs zu geben, die einer spätern Zeit vorbehalten bleiben muß.

6. Der deutsch-französische Krieg im Jahre 1870. Politisch-strategisch dargestellt von Eduard Rüffer. Prag, Gregr und Dattel. 1870—71. Gr. 4. In Lieferungen zu 1 Ngr.

Was wir in der vorigen Schrift von unserm Standpunkt aus vermißten, das strategische Element, das finden wir im vollsten Maße in Rüffer's Werk. Es ließ sich dies schon nach den frühern Schriften des Verfassers erwarten (vgl. Nr. 26 d. Bl. f. 1870); und wer diese kennt, der weiß im voraus, daß er in der vorliegenden eine höchst interessante Lektüre haben wird. Das scharfe und geistreiche Urtheil, durch gründliche Studien der Kriegsgeschichte und Kriegswissenschaft gewonnen, die unerbittliche, oft wahrhaft vernichtende Kritik, die sich auch des bittern Humors und der Satire bedient, als charakteristisch von uns bei Besprechung der frühern Schriften hervorgehoben, findet sich auch in der neuen in frappantester Weise. Eine Fülle treffender Bemerkungen, zum Theil als Noten unter dem Text gegeben, begleitet die Darstellung der politischen Vorgänge und Kriegsereignisse. Wir machen unsere Fachgenossen ganz besonders auf die strategischen und taktischen Bemerkungen aufmerksam, die vielfach auf Ansprüche großer Meister der Kriegskunst gestützt sind; sie werden ihnen lehrreich sein. Ueber den Krieg im allgemeinen denkt der Verfasser anders als die Friedensfreunde um jeden Preis:

Ueberblicken wir die Geschichte der Menschheit, so gewahren wir, daß die Saat des Fortschritts und der höhern Culturentwickelung fast immer nur aus mit Blute oan vielen Tausenden gedüngten Schlachtfeldern emporgewachsen ist. Wie ein jeder Krieg ist daher auch der jetzige von diesem freien, unumwölkten Standpunkte aufzufassen, an den sich verklärend die Hoffnung knüpft, daß schließlich aus all dem Greuel der Zerstörung und Verwüstung doch wieder ein Fortschritt zur Gerechtigkeit für die europäischen Völker hervorgehe, die gegenwärtig noch an den Fesseln so vieler und schwerer Ungerechtigkeiten zu tragen haben.

Ueber den Kriegsschauplatz, das künstliche Vertheidigungssystem, die Festungen Frankreichs und die Communicationen im französischen Kriege lesen wir allgemeine Bemerkungen, welche zum Verständniß der Kriegsbegebenheiten dienen. Die Heereskraft der Gegner und ihre Ordre de bataille wird nach den damals noch unvollkommenen Quellen angegeben. In Hervorhebung des Gegensatzes zu der von deutscher Seite gebrauchten Vorsicht sagt der Verfasser:

Derselbe unbegreifliche Leichtsinn, der sich vom Beginn des Kriegs an im Vorpostendienst der Franzosen kundgab und so oft die Erfolge der deutschen Waffen erleichterte, manifestirte sich auch schon vor dem Ausbruche der eigentlichen Feindseligkeiten in den Anordnungen und der Wirksamkeit ihres Großen Generalstabs, der sich durchaus nicht mit jenem Schleier kriegerischen Geheimnisses umgab, der im modernen Kriege so nöthig ist um den Feind zu verhindern, unsere eigenen Absichten und Plane, unsere wahre Stärke und Aufstellung zu errathen.

Ein anderer Gegensatz: die rasende Eile, mit welcher Napoleon alle irgend verfügbaren Truppen an die Grenze warf und ihnen das gesammte Kriegsmaterial, das sie erst kampf- und lebensfähig macht, stoßweise und nicht in bester Ordnung nachschickte, — und die Ruhe und Ordnung Preußens, das seine Regimenter gleich in ihren Standorten vollständig ausrüstete, um sie dann ohne Aufenthalt schlagfertig mit den Eisenbahnen nach dem Kriegsschauplatz zu schicken, wird ebenfalls scharf hervorgehoben. Leboeuf kommt bei Rüffer sehr schlecht weg:

Da Leboeuf es hauptsächlich gewesen, dessen Rath den Anschlag zu jenem diplomatischen Ueberfall und jener übereilten Kriegserklärung gegeben, die ganz Europa mit Recht in Staunen versetzt hatte, so war es eine sehr gerechte Nemesis des Schicksals, dem guten Leboeuf nun auch Gelegenheit zu geben, sich vor ganz Europa in einer der deutschen Uebersetzung seines Namens würdigen Weise als Strategen zu entpuppen.

Wie lebendig und anschaulich der Verfasser Schlachten zu schildern weiß, bekundet er bei denen von Wörth und Saarbrücken-Forbach. Er rügt auch die Fehler, die nach seiner Ansicht auf deutscher Seite gemacht worden sind, und sagt mit Recht: „Da die Kriegsgeschichte der unerschöpfliche Born ist, aus welchem die Kriegskunst doch wahre geistige Leben trinkt, so muß bei der Darstellung

Digitized by Google

jeder ihrer Phasen die freie Forschung und ein freies Wort gestattet sein."

Wir haben diesjetzt nur drei schwache Lieferungen, deren Raum noch durch viele Illustrationen beschränkt ist; die dritte schließt mit dem Treffen bei Saarbrücken. Wie viel mehr Stoff werden die folgenden Kriegsereignisse dem Verfasser zu freier Forschung und freien Worten bieten!

Karl Gustav von Gernack.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Literaturgeschichtliches.

1. Geschichte der niederländischen Literatur. Von W. J. A. Jonckbloet. Autorisirte deutsche Ausgabe von Wilhelm Berg. Mit einem Vorwort und einem Verzeichniß der niederländischen Schriftsteller und ihrer Werke von Ernst Martin. In zwei Bänden. Erster Band. Leipzig, Vogel. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Obwol nur Uebersetzung, mag dieses Werk, als das gediegenste der zur Besprechung vorliegenden, den Reigen führen. Jonckbloet's Werk ist von Wilhelm Berg, Pseudonym der in Rotterdam lebenden deutschen Schriftstellerin, Lina Schneider, ins Deutsche übertragen; Professor Ernst Martin zu Freiburg i. B. hat die Uebersetzung mit einem Vorworte begleitet. Ein stattlicher Band, welcher die Literaturgeschichte der Niederländer etwa bis zum Jahre 1600 herabführt. Mannichfache Berührung mit der mittelhochdeutschen Literatur — wir erinnern nur an Heinrich von Veldeke, an Reinhart Fuchs —, das gemeinsame Wurzeln in der altfranzösischen Dichtung, die ziemlich gleichzeitige und gleichartige Pflege des Lehrgedichts und des geistlichen Dramas: diese und andere verwandtschaftliche Beziehungen zwischen der ältern deutschen und niederländischen Literatur machen das Buch für jeden bedeutsam, welcher eine genauere Kenntniß unserer ersten Literaturblüte in ihrer Höhe und ihrem Absterben erstrebt. Ein genaueres Eingehen auf den Inhalt dürfen wir uns bei einer Uebersetzung wol ersparen; die deutsche Bearbeitung selbst läßt nichts zu wünschen übrig.

2. Entwicklung dramatischer Charaktere aus Lessing's, Schiller's und Goethe's Werken, mit steter Beziehung auf ihre Darstellung. Von Heinrich Theodor Rötscher. Hannover, Rümpler. 1869. 8. 1 Thlr.

Der nun verstorbene Altmeister der Dramaturgie tritt uns hier entgegen mit einem Buche, welches die bedeutendsten Gestalten unsers nationalen Dramas beleuchtet. Die Anschauungen, von welchen der Verfasser ausgeht, mag das Vorwort am besten zeigen:

Die große Anerkennung und Theilnahme, deren sich unsere ästhetischen Bestrebungen sowol in der literarischen als in der Künstlerwelt zu erfreuen hatten, veranlaßt uns, wieder mit einem Werke dieser Art in die Oeffentlichkeit zu treten. Auch das gegenwärtige Werk übergeben wir der Künstlerwelt mit der Zuversicht, daß man hier die herrlichsten Gestalten unserer drei großen dramatischen Dichter zu klarstem Verständniß entwickelt finden wird. Denn wir haben nicht nur das Gold dieser Gestalten aus dem Schacht an das Licht gezogen, sondern auch bisher verborgene Schönheiten enthüllt. Der darstellende Künstler wird sich daher durch die Beschäftigung mit unserm Buche vor Irrthümern und Fehlgriffen gründlich bewahren und, wenn er sonst Genie besitzt, das hier Entwickelte in Fleisch und Blut überziehen können.

Daß das Gold dieser Gestalten zuerst durch den Verfasser aus dem Schacht ans Licht gezogen worden, behauptet das Vorwort nicht, sodaß andere Schriftsteller, welche dieselben Dichtergestalten beleuchten, nicht das Bewußtsein völlig überflüssiger Bemühung zu haben brauchen; daß darstellende Künstler durch die Beschäftigung mit dem Buche vor Irrthümern und Fehlgriffen gründlich bewahrt werden, ist äußerst wünschenswerth, wenn auch nicht in allen Fällen wahrscheinlich. Das Buch hat das Verdienst, die hauptsächlichen Gestalten des deutschen nationalen Dramas eingehend zu beleuchten, manche mit besonderer Ausführlichkeit, andere nur in kurzen flüchtigen Zügen. Das Werk müßte nicht von Rötscher sein, wenn es nicht sowol für die Erkenntniß der Charaktere gar manches Geistreiche und Neue brächte, wie auch dem Darsteller derselben eine große Menge bedeutsamer Winke ertheilte; diese letztere Seite des Buchs möchten wir sogar als ganz besonders der Hervorhebung würdig betrachten. „Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth", sagt der Prinz in „Emilia Galotti". So werden denn vornehmlich unsere Künstler in dem Buche eine Menge feiner Bemerkungen finden. Ueber einzelnes mag man verschiedener Ansicht sein. Der Berichterstatter z. B. erlaubt sich zu bemerken, daß ihm in der sonst vorzüglichen Charakteristik der Orsina ein Zug übergangen zu sein scheint, welchen der Prinz bezeichnet mit „Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei", Orsina selbst mit den Worten: „Wahnwitzige? Das war es also, was er Ihnen von mir vertraute? Nun, nun, es mag leicht keine von seinen gröbsten Lügen sein. Ich fühle so was! Und glauben Sie, glauben Sie mir: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren." Orsina ist ohne Zweifel aus gekränkter Liebe gemüthlich gestört, wenn sie auch geistig ihre ganze Spannung behalten hat; gerade darin erkennen wir das Pämonische ihrer Erscheinung, daß sie, über die erfahrene Mißachtung tief schwermüthig, in ihrer Ueberreiztheit zwischen tiefer Melancholie und tollem Humor auf und ab schwankend, an der Grenze des Irrsinns stehend, klaren Blick genug behält, um durch ihre Mitwirkung die ganze Tragödie zu vollenden, freilich nicht in dem Sinne wie sie erwartete und — wie wol neun Zehntel der Leser und Hörer erwarten.

3. Frauenbilder aus Goethe's Leben. Von Heinrich Reidt. Mit einem Geleitswort von Otto Bolger und dem Jugendporträt Goethe's nach einer Radirung Oeser's von 1768. Bremen, Kühtmann. 1870. 8. 1 Thlr.

Wie das Vorwort, unterzeichnet von Otto Bolger, derzeit Odmann des Freien deutschen Hochstifts zu Frank-



Digitized by Google

furt, uns mittheilt, hat der Verfasser des Buchs längere Zeit die Bibliothek der genannten gelehrten Gesellschaft verwaltet. Zu den Vorträgen, welche das Hochfest zu veranstalten pflegt, gehörten auch diejenigen von Reidt; im Winter 1866—67 gehalten, sind sie in diesen „Frauenbildern“ dem größern Leserkreise zugänglich gemacht. Friederike, Lotte, Cornelia, Lili, Charlotte von Stein, Christiane — das sind die Frauen, deren Beziehungen zu dem Dichter dargelegt werden, mit eingehender Kenntniß, in freundlicher gewinnender Darstellung. Die schwerfällige Gelehrsamkeit anderer ähnlicher Bücher ist hier in bequeme Scheidemünze umgesetzt, und wir verlieren dabei nicht; der Verfasser hat sich frei gehalten von einseitiger Verehrung wie Verurtheilung des Dichters, dessen Liebesleben immerhin seine eigenthümlichen Seiten hat. Das frisch geschriebene Buch liest sich gut und faßt, was von Goethe's Herzensbeziehungen als das Bedeutsamste erscheint, lebendig und klar zusammen. So werden die in Aussicht gestellten weitern Darstellungen: über Goethe's Mutter, über die Herzoginnen Anna Amalia und Luise, über Auguste von Stolberg und Ottilie von Goethe, sicherlich auch freundliche Aufnahme finden. Goethe's Porträt von 1768 in gutem Schattstich ist beigegeben.

4. Zu Goethe's Gedichten. Von Woldemar Frhrn. von Biedermann. Leipzig, Serbe. 1870. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser hat sich bereits als Kenner von Goethe's Leben und Wirken in seinem umfassenden Werke „Goethe und Leipzig“, 1865, bewiesen. Das vorliegende Schriftchen ist ein erweiterter Wiederabdruck einer in der „Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung“ 1869, Nr. 87—90 abgedruckten Beurtheilung von Strehlke's Ausgabe der Gedichte Goethe's, welche bei Hempel in Berlin erschienen ist. Die Gedichte werden in Bezug auf Zeit und Anlaß ihrer Entstehung kurz besprochen, dabei manche streitige Frage berührt, mancher Irrthum berichtigt.

5. Lessing's „Minna von Barnhelm“. Von Eduard Niemeyer. Historisch-kritische Einleitung nebst fortlaufendem Commentar. Dresden, Höckner. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser hat schon früher in einem Commentar zu Lessing's „Nathan“ seine genaue Bekanntschaft mit den Werken des Dichters bekundet. Diese Arbeit über „Minna“ besteht aus zwei Theilen, deren erster die in mehrere Abschnitte zerfallende Untersuchung über Entstehung und theatralischen Erfolg des Stückes, über Charakter und Bedeutung desselben umfaßt. Dem Verfasser steht eine reiche Belesenheit zu Gebote; die etwas trockene Darstellung scheint darauf hinzudeuten, daß das Werkchen, wie es gelegentlich des Unterrichts entstanden ist, so vornehmlich als Leitfaden für Lehrer der Literargeschichte bestimmt ist: die Zusammenstellung der hier gebotenen literargeschichtlichen Notizen ist ganz verdienstlich. Etwa 50 Seiten nimmt der Commentar in Anspruch, von welchem dem Berichterstatter nicht recht verständlich ist, für wen derselbe eigentlich bestimmt sein soll; wenigstens scheint es uns, als ob, wer die „Minna“ überhaupt zu lesen vermag, den allergrößten Theil dieses Commentars ohne Verlust entbehren könne.

6. Grundzüge zur Geschichte der neuern deutschen Dichtung. Von Schiller's Tod bis zur Gegenwart. Von F. Wollram. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Leipzig, Matthes. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das Buch stellt sich, wie das Vorwort mittheilt, „die Aufgabe, für die Zwecke höherer Lehranstalten, wie zum Selbstunterricht, in ein seither wenig beachtetes Gebiet einzuführen“, da der literarhistarische Barttag „leider in den meisten Fällen die Zeit der Classiker nicht zu überschreiten, die Bildungsbedürftigen für die Zeit der Romantik wie der spätern Entwickelungen ohne jeden Anhalt zu lassen, oder einzelne dürftige zufällige und zusammenhanglose Namensnachweise zu geben pflege.“ Wir halten diese Ansicht für nicht begründet; nicht blos die Romantiker und Nachromantiker, sondern auch die Dichter und Schriftsteller der Gegenwart haben längst in den wissenschaftlichen wie in den populären Behandlungen der deutschen Literargeschichte vielseitige Würdigung und Darstellung gefunden. Wenn Wolfram dasselbe thut und sich kräftig gegen die Auffassung unserer Zeit als einer Periode des Epigonenthums verwahrt, so ist das ganz naturgemäß, aber das Verdienst, Neues damit zu bringen, wird schwer zu erweisen sein. Das Buch leidet an dem nicht unbedenklichen Mangel, daß es nicht deutlich genug zeigt, für welchen Leserkreis es bestimmt ist. Es soll für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht geschrieben sein; was sollen solche Leser aber anfangen mit einem Buche, welches, ausgehend von Jean Paul und den Romantikern, die Nachromantiker, die Schwaben und Oesterreicher, Rückert, Platen und Immermann behandelt und schließlich bei Heine stehen bleibt? Die Schule soll als der sich selbst Unterrichtende begehrt auch Aufklärung über Früheres und Späteres, und die Aussicht, welche das Vorwort auf eine Weiterführung des Werkes bis zur Gegenwart eröffnet, kann diesen Mangel nicht ersetzen. Der Stoff ist nicht frei und geistvoll genug behandelt, um dem reifern Leser zu genügen; er ist einestheils zu umfassend, anderntheils zu beschränkt für die Benutzung einer Lehranstalt. Von diesen praktischen Bedenken abgesehen, gibt das Buch für den behandelten Zeitraum der deutschen Literatur das Erforderliche in der wünschenswerthen Ausführlichkeit und Uebersichtlichkeit.

7. Literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristiken. Von Otto Lange. Biographisches Repertorium der Geschichte der deutschen Literatur. Berlin, Gärtner. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Während das Buch von Walsram nur ein sehr beschränktes Gebiet der deutschen Literatur darstellt, umfaßt das vorliegende Werk von Lange den ganzen Umfang derselben, und zwar also: Lange hat bereits früher herausgegeben einen kurzen „Grundriß der deutschen Literaturgeschichte“ und eine dazu gehörige Mustersammlung, den „Sprachschatz der deutschen Literatur“. Da jener Grundriß den für die Schule erforderlichen Stoff nur in kürzestem Auszug darbieten konnte, so gibt der Verfasser zur Ergänzung in dem vorliegenden Werke einen umfassenden biographischen und bibliographischen Stoff, doch ohne geschichtliche Gliederung, in lediglich alphabetischer Reihenfolge. Es ist also, wie der Verfasser selbst bemerkt, ein

Digitized by Google

„Nachschlagebuch", welches von Abraham a Santa Clara bis Zwingli in einer der Bedeutung der Persönlichkeiten entsprechenden, größern oder geringern Ausdehnung alle nennenswerthen Namen der deutschen Literatur aufzählt, ihr Leben kurz darstellt, ihre Hauptwerke kritisch würdigt. Das Buch ist sehr reichhaltig, mit großem Fleiße zusammengetragen, steigt bis zu den Dichtern und Dichtwerken der jüngsten Zeit herab, und entspricht seinem Zwecke, als Hülfsmittel für den Unterricht und Nachschlagebuch für das Haus zu dienen, vollkommen. Wilhelm Buchner.

## Aufzeichnungen eines gelehrten Sonderlings.

O. F. C. Schönborn's Aufzeichnungen über Erlebtes. Mit Einleitung und Beigabe. Von Karl Weinhold. Kiel, 1870.

Schönborn gehört zu den Menschen, welche mehr die Ahnung als die Gewißheit ihres Werthes geben. Niebuhr schrieb bei der Kunde seines Todes:

Auch da ist ein schönes Leben durch Schicksale größtentheils nutzlos geworden. Es war noch mehr im innern Kern, als in Laub und Blüte. Wir möchten nur sagen, weniger die Schicksale, als eigene Schuld warf den Rost über den Stahl; denn wenn ihn auch seine fast dreißigjährige Entfernung von Deutschland vielfach hinderte, die Hauptschuld an dem Steckenbleiben im Kern trug die unbezwungene Trägheit. Ihm fehlte der Ehrgeiz und die Streberkraft. Er war einer der gelehrten Sonderlinge, welche am Bewußtsein reichen Wissens und tüchtiger Gaben selbstgefällig sich begnügen und die Pflicht nicht anerkennen, zu dem allgemeinen Volksschatz beizusteuern.

Eine solche Erscheinung, wie sie hier Weinhold in scharfen Zügen umreißt, verdiente wol kaum einer besondern Beachtung von seiten unserer Literarhistorie. Es genügte, könnte es scheinen, wenn nur die zufälligen Beziehungen, die einen Mann dieser Art mit einigen hervorragenden Größen unserer classischen Periode verknüpft haben, nicht um seinetwillen, sondern um dieserwillen, zur möglichst allseitigen und vollständigen Abrundung ihres Bildes beleuchtet und festgestellt werden. Wir haben ein Bedürfniß, zu wissen, wer Schönborn war, wenn wir Goethe's, Klopstock's, Gerstenberg's und anderer Briefe an ihn ganz verstehen, wenn wir die gelegentlichen Aeußerungen eines Claudius, der Stolberg, Niebuhr's und anderer nach ihrem wahren Gewicht und insofern auch als Aufschlüsse über deren eigenes Empfinden, Denken und Urtheilen abschätzen wollen.

Doch gibt es vielleicht auch noch eine andere Seite, von der aus gesehen der seltsame Mann nicht blos als pedissequus der Heroen seiner Zeit unsere Theilnahme erregt. Wir meinen nicht das individuell psychologische Moment. Dafür bieten die urkundlichen Zeugnisse seines Daseins, die er selbst hinterlassen oder die von andern herstammen, doch zu wenig Boden. So interessante Einzelblicke sie auch gewähren mögen, das Detail in seinen feinen und feinsten Schattirungen und Uebergängen, worauf es hier doch ausschließlich ankommt, wenn man eine psychologische Studie machen wollte, reicht dafür nicht aus. Das Material ist zu einförmig; alle seine Correspondenten und Freunde bringen es eben nicht weiter, als daß sie, ähnlich wie Niebuhr, wenn auch mit andern Worten, den scharfen Gegensatz zwischen dem Laub und den Blüten, und dem innersten Kern des wunderlichen Gewächses betonen: aber wie denn eigentlich die Markzellen dieses Kerns beschaffen waren, das haben sie entweder nicht sehen wollen oder nicht sehen können. Darum darf man auch die an die Spitze gestellte psychologische Charakteristik des neuesten Biographen — falls man ihn einen solchen nennen will — als erschöpfend bezeichnen, so kurz sie auch ausgefallen. Auch die ausführlichsten Lobredner und Bewunderer Schönberg's haben auf vielen Seiten nicht mehr gesagt, und es ist auch aus den bezeichneten Gründen unmöglich, mehr, d. h. der Sache nach mehr und tiefer Eingehendes zu sagen.

Wol aber genügt das, was wir von Schönborn wissen, ihn als Typus eines ganzen Geschlechts ähnlich gearteter Erscheinungen seiner Zeit zu studiren und daraus nicht unwichtige Einblicke in einen Bereich der innern deutschen Entwickelung und des deutschen Culturlebens zu gewinnen, der sich sonst dem Auge der Nachwelt aus dem einfachen Grunde zu entziehen pflegt, weil seine Zugehörigen in ihrer vegetirenden Passivität nichts dafür gethan haben, dauernde Zeugnisse ihres Daseins zu hinterlassen.

Solchen Naturen wird die Nachwelt immer im gewissen Sinn unrecht thun müssen, „weil sie", wie Weinhold sagt, „die Pflicht nicht anerkennen, zu dem allgemeinen Volksschatz beizusteuern". Die Mitwelt, der die lebendige Persönlichkeit in ihrer unendlichen Fülle gegenübersteht, vermag, scheint es, ebendeshalb ihnen gerechter zu werden, aber in ihre eigentliche Genesis kann sie weniger eindringen als wir Spätern, denen sie in geschichtlicher Form und Objectivität begreiflich sich darstellen. Formuliren wir zunächst die eigentliche Grundfrage: warum haben die Leute dieses Schlags, nicht Schönborn allein, so wenig Productivität entwickelt? Nicht aus naiver Trägheit und Bequemlichkeit, aus egoistischer Verstockung gegen die großen Interessen der Zeit, sondern eher aus dem Gegentheil davon. Sie wollten alles und jedes leisten, und deshalb haben sie nichts geleistet. Ehrgeiz im gewöhnlichen Sinne pflegen solche Seelen allerdings nicht zu kennen; und wenn ohne diesen überhaupt keine That, sei es im praktischen Leben, sei es in der Wissenschaft oder Kunst, möglich ist, dann sind sie schon deshalb zur Thatlosigkeit prädestinirt gewesen. Aber es fragt sich doch, ob nicht auch ohne dies Gewürz und Reizmittel das Größte gethan werden kann, wenn es auch das gewöhnlichste Ingredienz menschlicher Handlungen sein mag. Die eigentlichste Triebfeder der Productivität ist doch noch eine ganz andere, es ist der unwiderstehliche Drang, sich von den Bildern und Gestalten des Innern durch die Herausarbeitung in die That zu befreien, weil sie sonst die Seele zerdrücken würden. Weder das Interesse der eigenen Ehre, der Anerkennung bei andern, noch die Reflexion auf das Interesse der andern, das Pflichtbewußtsein der Welt nützlich sein zu müssen, wird bei dieser elementarsten Dialektik aller thätigen Schöpferkraft zunächst mit im

Digitized by Google

Spiele sein, sondern es pflegt nur das eine oder das andere, häufig beide zusammen in den verschiedensten Mischungsverhältnissen, als secundäres Moment hinzuzutreten, falls überhaupt eine Natur wirklich und entschieden productiv angelegt ist. Wo sie dies nur theilweise ist, da mögen und müssen jene secundären Momente die Führerrolle übernehmen, und die Mehrzahl der concreten Leistungen in aller Welt wird ohne Zweifel mehr durch sie als durch die eigentliche Urkraft der Productivität bestimmt sein. Stehen nun jene nur theilweise productiv angelegten Naturen durch Zufall inmitten einer besonders lebhaften Strömung des zeitgenössischen Lebens, so werden auf sie unendlich viele Radien aus dem Centrum heraus mit ungeführ gleicher Stärke wirken. Einem davon ausschließliche Einwirkung zu verstatten, kann ihnen nicht in den Sinn kommen; dazu sind sie, wenn man das nicht missverstehen will, zu ehrlich und unschuldig. Sie mithen sich daher, jeden der Funken, die von allen Seiten auf sie fallen, zu einem Flämmchen anzublasen, aber diese kleinen Flämmchen geben zusammen noch kein Feuer, um aus den zähen Schlacken des spröden und ungeformten Stoffs das edle Metall eines vollen und ganzen Werks herauszuschmelzen. Je nachdem die Art der Zeit, die Grundneigung ihres Geistes ist, werden es bald diese, bald jene Interessen sein, welche solche halbschlürige Naturen nicht sowol erfüllen, sondern gefangen nehmen, aber in jedem Falle ein ganzes Conglomerat davon. So läßt sich an unserm Schönborn leicht nachweisen, wie ihn alles, was damals die innerste Substanz des deutschen Geisteslebens bildete, in gleicher Stärke berührte und anregte. Wie er im Bereich der speculativen Philosophie von den verschiedensten Systemen von dem Spinozistischen ebenso sehr wie von dem Wolfischen, oder als Dichter ebenso sehr von Klopstock wie von Claudius zu eigenen Schöpfungen hin- und hergezogen wurde und dabei doch nicht blos passiv oder nach- und anempfindend genannt werden kann, so sind es auch die damaligen großen praktischen Interessen der Humanität und der Wiederherstellung der Natürlichkeit auf allen Gebieten des menschlichen Daseins, die seine Seele nicht blos begeistern, sondern gelegentlich zu den abenteuerlichsten Planen thätigsten Eingreifens bestimmen, die natürlich alle im Winde verwehten. Daß aber endlich aus solchem allseitigen und rückhaltlosen Verbrauche eines von Anfang an nur sehr mäßigen Productionsvermögens eine Art passive Erstarrung hervorgehen muß, die der naiven Indolenz des gewöhnlichen oder raffinirten Genießlings äußerlich ganz ähnlich steht, aber aus einer grundverschiedenen Wurzel stammt, versteht sich von selbst. Der Instinct der Selbsterhaltung, der den Geist so gut wie den Körper aller individuellen Existenzen beherrscht, macht endlich seine Ansprüche geltend und setzt sie auch durch, da keine einseitig gesteigerte Gewohnheit fruchtbarer Thätigkeit sie beiseiteschiebt.

Heinrich Rückert.

# Feuilleton.

## Lebrecht Dreves.

Im December vorigen Jahres starb zu Feldkirch in Vorarlberg nach langem und schmerzlichem Leiden ein deutscher Dichter, dessen poetische Schöpfungen dem größern Publikum weniger bekannt sein mögen, wohl aber verdienen es zu werden: Lebrecht Dreves. Der ihm innig befreundete Freiherr von Eichendorff hatte im Jahre 1849 die erste Ausgabe seiner gesammelten Dichtungen herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet, welches auf den „erfrischenden Eindruck" der Dreves'schen Poesien hinwies; seit 1867 waren dieselben in den Verlag von Barthel in Halle übergegangen, wo sie nunmehr in dritter, noch vom Dichter selbst sorgsam revidirter Ausgabe erschienen sind.

Lebrecht Dreves (geb. am 12. September 1816 zu Hamburg), von Fach Jurist und Verfasser einer Reihe meist kirchlicher Schriften, steht als Dichter durchaus auf dem Boden der romantischen Schule. Durch alle seine Dichtungen weht der Duft der blauen Blume. Die politischen Bewegungen seiner Zeit ließen ihn unberührt, der neue, sich Bahn brechende Geist des „jungen Deutschland" blieb ihm fremd, und für die Lieder der „Lebenden an die Todten" hatte er keine Sympathie und kein Verständniß. Er verläßt die große Heerstraße, auf welcher die Söhne des Sturmjahres daherdrängen, und flüchtet sich in ein stilles Thal, wo er sich, ungestört durch den Donner der Zeitkämpfe, mit voller Reinheit und Innerlichkeit des Gemüthes der Beobachtung und dem Genusse des Naturlebens hingeben kann.

Der „Cultus des Genius", jener Grundzug der ältern Romantiker, welcher aus der ängstlichen Flucht vor der Theilnahme an dem nationalen Leben und den bewegenden politischen Fragen der Zeit hervorging, brachte zwei Consequenzen mit sich: eine jedem natürlichen Gesetz hohnsprechende geniale Willkür, welche nichts neben und nichts über sich erkennt, und zugleich eine in sich unbefriedigte und krankhafte Schwärmerei.

Von diesen beiden Zügen ist der jüngere Romantiker Dreves frei geblieben. Gerade das „Sichselbstbeschränken und künstlerische Ebenmaß" rühmt Eichendorff seinen Liedern nach, welcher die Schwächen der romantischen Schule bereits mit durchdringender Klarheit erkannte. Nicht das Bewußtsein, mit dem realen Leben gebrochen zu haben, oder das eitle Streben, in einer selbstgeschaffenen Phantasiewelt Genüge zu finden, trieb Dreves in das Revier der Romantik, sondern die reine, stille, fast kindliche Freude an der Natur, die dankbare Hingabe an das Naturleben und seine Erscheinungen, in welchen sich ihm die göttliche Liebe immer von neuem und mit gleicher Herrlichkeit offenbarte, und die Sehnsucht, jenes „Geheimniß der Schönheit", von welchem Eichendorff so oft redet, in dieser Offenbarung zu finden. Er war nicht von Tendenz sondern von Natur romantisch, nicht mit dem Bestreben, der Schule zu dienen, sondern um seiner selbst willen. Darum weiß er auch die wahre Heiterkeit des Gemüthes zu finden, welche nichts von dem zweifeligen und zweideutigen Humor verräth, den wir die „Ironie" der Romantiker nennen. Und auch in seinen „dunkeln Stunden" bemächtigt sich des Dichters nichts von jener ungesunden romantischen Zwitterstimmung, jenem „Weltschmerz", den Heine als die „Wollust des Schmerzes" bezeichnet. Das melancholische Element in seinen Dichtungen ist sehr wohl mit einer gesunden Lebensanschauung vereinbar; es ist der heimliche Schauer über den Wechsel der Dinge im Leben und in der Natur, der jedem tiefer Fühlenden oft plötzlich nahe tritt, es ist die Wehmuth über die Vergänglichkeit der zeitlichen Erscheinungen, welche zugleich die Sehnsucht nach dem Ewigen und Unwandelbaren erweckt.

Auch der fromme Zug in Dreves' Liedern hat nichts mit jenem Kokettiren mit religiösen Begriffen und Anschauungen

Digitized by Google

gemein, welches unter den Romantikern nichts Seltenes war. Zwar gehörte er zu denen, welche zum katholischen Glauben übertraten. Auch die katholisirende Richtung war eine Consequenz des romantischen Systems. Es ist charakteristisch, daß die katholischen Führer der Romantik fast durchweg Convertiten waren. Aber dieser Verfahren blieb meist ein äußerliches. Es war eine verzweifelte Flucht in den Schoß einer religiösen Welt, welche, entgegengesetzt dem nüchternern und strengern Protestantismus, wie keine geeignet schien, eine überschwenglich und sinnliche Phantasie zu zeigen und zu sättigen. Nicht der Kern und das Wesen des katholischen Glaubens, sondern der äußere Glanz der Kirche, der blendende Pomp ihres Cultus, das Volksthümliche ihrer Institutionen, der poetische Reiz des Mariendienstes waren die bestimmenden Motive. So entstand jene Neigung, sich religiöser Stoffe zum Zwecke eines äußerlichen Phantasiespiels zu bemächtigen, über welche sich Eichendorff auf das Schärfste äußerte, indem er sowol das „Bernünsteln in der Religion", als das „Herpoetisiren und Verflüchtigen ihrer einfältigen Wahrheiten" verwarf. Er stellte es dem Dichter anheim, ob er sich überhaupt mit kirchlich-religiösen Stoffen befassen wolle, dagegen verlangte er, daß sich der poetische Inhalt in einer christlichen Atmosphäre bewege, die man unbewußt athmet und die in ihrer Reinheit die verborgene höhere Bedeutsamkeit der Dinge von selbst durchscheinen lasse. Ganz anders Drewes. Er wollte ein Werk schaffen, dem poetischen Mariencultus widmen — die Religiösität, welche seine geistlichen, welche alle seine Dichtungen durchdringt, fließt aus einem Glauben, welcher kein Schema, kein poetisches Reizmittel, sondern eine lebendige Thatsache, die Wurzel ist, aus welcher seine Lebensanschauung erwächst. Religion und Poesie durchdringen einander; das Element, das sie verschwistert, ist die Liebe.

So schuf der Dichter eine Fülle sinniger Lieder des Frühlings, des Waldes, der Wanderschaft, Lieder der Liebe, Bilder und Romanzen. Sie tragen den Stempel des Selbstempfundenen oder Selbsterlebten; Gewandtheit der Form zeichnet sie aus, und größern Theils sind sie sangbar. Nicht selten tritt er mit Glück den volksthümlichen Ton, wie in dem vielgesungenen: „Vor Jena" und in den „Zeigern von Prag", welche Eichendorff und der Seele geschrieben scheinen. Seine Lieder wurzeln in einer mit lebensfrischem und gläubigem Sinn erfaßten Darstellung der Natur und des Lebens. In den Erscheinungen, welche sich dem forschenden Blicke im Naturleben offenbaren, sieht er ein Bild von dem bewegten Verlaufe des menschlichen Daseins in seinem Wechselgange zwischen Freud und Leid, Reimen und Welken, Geburt und Tod. Kein Wunder, daß diese Richtungen, welche zu einer Zeit entstanden, in der die romantische Richtung schon theilweise vergessen, ja verpönt war, nicht auf den großen Markt gelangten. Es sind Lieder eines liebenswürdigen und wahren Dichters, welcher den Ruhm des Tages nicht gesunden, aber auch nicht gesucht hat. Blumen des Frühlings sind sie, im fernen Waldthal erwachsen, und nur der stille Wanderer sieht sie am Rande des Baches blühen und freut sich ihrer Schöne!

## Notizen.

Von den Gedichten von Emil Ritterhaus soll zu Gunsten des Dichters, dem seine Lebensverhältnisse nicht den freien Cultus der Musen gestatten, auf Subscription, bei Ernst Keil, dem Herausgeber der „Gartenlaube", eine Ausgabe erscheinen, welche dem Publikum von einer großen Zahl angesehener Namen empfohlen wird. Wir zweifeln nicht, daß diese Empfehlung und die weitreichende Tendenz der „Gartenlaube" den gewünschten Zweck erreichen werden. Emil Ritterhaus, der Sänger des Wupperthals, gehört zu den frischesten Lyrikern der Neuzeit; seine Muse ist reich an Improvisationen von anmuthiger Färbung und lebendigem Schwung. Auch seine „Kriegsgedichte" in jüngster Zeit haben bewiesen, daß er volksthümliche Klänge anzuschlagen weiß, die in weitesten Kreisen ein lebhaftes Echo zu wecken vermögen.

Von der „Costümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht und des Geräthes vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Von Hermann Weiß" (Stuttgart, Ebner u. Seubert) liegt die neunte und zehnte Lieferung vor, welche das Costüm des 16. Jahrhunderts abschließt und eine Darstellung des Costüms des 17. Jahrhunderts mit einer werthvollen geschichtlichen Uebersicht einleitet; dann werden die Trachten dieser Zeit in Spanien, Frankreich, England und Deutschland mit gewohnter Gründlichkeit besprochen und durch mannichfache Stellen aus den Werken zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller illustrirt.

Der Verfasser der in Nr. 17. d. Bl. besprochenen Gedichte „Aus Natur und Leben" heißt nicht Karl Kalbeck, sondern Max Kalbeck, was wir auf den Wunsch des Dichters selbst hiermit berichtigen.

## Bibliographie.

Vergöe, W., Aus der alten Fabrik. Deutsche Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, Fritsch. 8. 3 Thlr.

Wachsmuth, W., Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Nach einem Abriß der deutschen Kunstgeschichte. Zu verbesserte Aufl. Mainz, Kupfer. Gr. 8. 1 Thlr.

Warnkönig, C., Die Abstammung des Menschen und die geschichtliche Zeitlehre. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. In 2 Bdn. 1ster Bd. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Redmann, J. K., Kleine Schriften. Vorträge, theils neu theils längst vergessen. Zu der Gesammtausgabe aller seiner populären Vorträge vervollständigte Aufl. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reinländer, B. W., Gegenfüßler-Studien. Zweite, bedeutend verbesserte Auflage. 2 Bde. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reinsberg-Düringsfeld, v., Festlieder und Festreden II., zu Bois Reymond und Dreyfus. Kein Widerspruch konnten sie vertheilt. Altona, Bauer. Gr. 8. 9 Ngr.

Rittl, J., Schwert und Harfe. Gedichte. Berlin, Lipperheide. 16. 20½ Ngr.

Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft. 3ter Bd. Mit einer photographischen Tafel und einem Plan von Neu-Florenz. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Rapp, F., Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von Amerika. Mit einem Anhang: Die Vereinigten Staaten und das Seekriegsrecht. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Klein, J. L., dramatische Werke. 1. Maria von Medici. — Inines. Leipzig, L. O. Weigel. 8. 1 Thlr.

Das Nachleben auf der Seelenwanderung. Forschungen über die Quellen des Aufschlusses im grauen Alterthum, nebst alten Texten und Uebersetzungen in neuere Sprachen. Herausgegeben zum Besten der Deutschen Invalidenstiftung von Wilhelm Ehrenthal. 6te vermehrte Aufl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Lodenschier, H., Tagebuch während der Belagerung von Paris. Deutsche autorisirte Ausgabe. Im 2 Heften. 1. 2. Heft. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr.

Lecky, W. E., Die Stellung der Frauen. Deutsch von H. Johnwics. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 12 Ngr.

Lewald's, Fanny, gesammelte Werke. Neue revidirte Ausgabe. 1ster bis 4ter Bd. Meine Lebensgeschichte. 3 Bde. Berlin, Janke. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Lewes, G. H., Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte. Deutsch nach der dritten Ausgabe von 1867. 1ster Bd. Geschichte der alten Philosophie. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lingg, H., Gedichte. 1ster Bd. 2te Aufl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Löher, F. v., Aus Natur und Geschichte von Elsass-Lothringen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Mamroth, F., Die Frau auf dem Gebiete des modernen deutschen Romans. Literar-ästhetische Conturen. Breslau, Schletter. 8. 10 Ngr.

Mendelssohn-Bartholdy, P., Acht Briefe und ein Facsimile. Leipzig, Grunow. Gr. 16. 10 Ngr.

Mertens, T., Wider die Fremdwörter. Hannover, Helwing. Gr. 8. 10 Ngr.

Die europäische Mission Ungarns und Franz Deák. Aus dem Ungarischen. Pest, Gebr. Rosenberg. 1870. Gr. 8. 24 Ngr.

Otto, F. W., Arbeit und Christenthum. Eine zeitgeschichtliche Studie. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 12 Ngr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 12te Folge. Freudvoll und leidvoll. Leipzig, Schlick. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Raabe, W., Sämmtliche Werke. 15ter Bd.: Englische Geschichte vornehmlich im 17. Jahrhundert. 4ter Bd. 2te Aufl. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reis, P., Deutschlands Reformation. Der Raub der Elsaß und die Erneuerung der Pfalz unter Ludwig XIV. Historischer Roman. Stuttgart, Kegler u. Reinhardt. 8. 2 Thlr.

Rohlfs, G., Von Tripolis nach Alexandrien. Beschreibung der im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Preussen in den Jahren 1865 und 1867 ausgeführten Reise. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sanders, D., Fremdwörterbuch. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Stöckl, A., Grundriß der Aesthetik. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 15 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Frdr. v. Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. 3te Folge. 1ster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Digitized by Google

# Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Begründet von **Franz Pfeiffer.**

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zehnter Band:

**Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweiter Theil.

Diese Ausgabe des ganzen *Parzival* ist der erste Versuch, die gewaltigste und gedankentiefste Dichtung des deutschen Mittelalters, das Meisterwerk Wolfram's von Eschenbach, dem Verständniss heutiger Leser im Originaltext zugänglich zu machen. Franz Pfeiffer hatte sich bereits viel mit den Vorarbeiten zur Herausgabe beschäftigt; als er aber seinen Tod herannahen fühlte, überliess er das von ihm gesammelte reiche Quellenmaterial seinem gleichnamigen Freunde Karl Bartsch, der nun im Sinne des Verstorbenen das schwierige Werk vollendete. Wegen der Verwandtschaft des Stoffs wurden auch die erhaltenen Bruchstücke von Wolfram's *Titurel* in die Ausgabe mit aufgenommen.

Inhalt des I.—IX. Bandes:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Dritte Auflage, herausgegeben von Karl Bartsch.

II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.

III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.

IV.—VI. **Hartmann von Aue.** Herausgegeben von Fedor Bech. Drei Theile.

VII. VIII. **Gottfried's von Strassburg Tristan.** Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Zwei Theile.

IX. **Wolfram's von Eschenbach Parcival und Titurel.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Erster Theil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Das Kutschkelied
### auf der Seelenwanderung.

Mit einer Hieroglyphen-Tafel.

Herausgegeben zum Besten der Deutschen Invalidenstiftung von

**Wilhelm Ehrenthal.**

Sechste Auflage.

8. Geh. 10 Ngr.

Das schwungvolle Kriegslied des Füsiliers Kutschke „Was kraucht da in dem Busch herum?“ hat den gelehrten Verfasser vorliegender Schrift begeistert, den Quellen des Gedichts mit deutscher Gründlichkeit nachzuforschen und dessen Ursprünge bis ins graue Alterthum zu verfolgen. Er gelangte zu den überraschendsten Resultaten, die hiermit unsern Archäologen und Schriftkundigen zur weitern Prüfung, dem verehrlichen Publikum aber zum ergötzlichen Genuß übergeben werden. Der Ertrag ist für die Deutsche Invalidenstiftung bestimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Schriften von Melchior Meyr.

**Erzählungen aus dem Ries.** Zweite Auflage. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr. Geb. 6 Thlr. 15 Ngr.

**Gespräche mit einem Grobian.** Herausgegeben von einem seiner Freunde. Zweite Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

**Die Fortbauer nach dem Tode.** 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

**Die Religion des Geistes.** Religiöse und philosophische Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter der Presse befindet sich:

**Die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung.** Vierzig Briefe.

Melchior Meyr, am 25. April d. J. zu München verstorben, ist den besten Schriftstellern der neuern Zeit beizuzählen. Am glücklichsten bekundete sich sein Talent in den anmuthigen, durch Frische und Lebenswahrheit fesselnden Dorfgeschichten aus seiner Heimat, dem Algäu, die unter dem Titel: „Erzählungen aus dem Ries“ erschienen und allgemein bekannt sind. Originelle Auffassung der gegenwärtigen Culturverhältnisse charakterisirt die „Gespräche mit einem Grobian“, und hoher sittlicher Ernst seine religionsphilosophischen Schriften. Zu letztern gehört auch das unter der Presse befindliche Werk, an welchem er noch kurz vor seinem Tode die letzte Hand gelegt hat.

## Todtenopfer.

Canzone von **Albert Möser.**

16. 1½ Bogen, elegant cartonirt. Preis 5 Sgr.

Heinrich Kurz (Gesch. d. deut. Literatur. IV. S. 14 u. 28) nennt Albert Möser unter denjenigen Dichtern, bei welchen die Form der Canzone in „großer Vollendung“ erscheint. Die vorliegende, durch den Tod eines jüngern — bei Mars-la-Tour gefallenen — Freundes veranlaßte Canzone bestätigt diesen Urtheil im hohen Maße und wird nicht verfehlen, diesem bedeutenden Lyriker neue Freunde zu erwerben. Es liegt nicht etwa ein gewöhnliches Gelegenheitspoem vor, sondern eine bedeutende Dichtung von bleibendem Werthe, die das von dem Dichter in seiner Canzone „An den Tod“ angeschlagene Thema in ergreifender Weise variirt.

**Halle, Verlag von H. Emil Barthel.**

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

**Globus.** Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie. In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von Karl Andree. 4. Fein Velinpapier. Geh.

**Neunzehnter Band.** Preis 3 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint viermal im Monat in Nummern von je 2 Bogen. 24 Nummern bilden einen Band.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 25. Mai 1871.



Inhalt: Neue Dramen. Von Feodor Wehl. — Der deutsch-französische Krieg. Von Karl Gustav von Berneck. (Beschluß.) — Eine Biographie Reuchlin's. Von Moritz Carriere. — Philosophische Schriften. — Feuilleton. (Melchior Meyr; Heinrich Theodor Rötscher.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Neue Dramen.

Aus den zumeist in den Jahren 1869 und 1870 erschienenen, uns vorliegenden dramatischen Arbeiten mutet uns eigentlich keine so an, daß wir uns unumwunden und leichten Herzens zu der Meinung bekennen könnten, ein epochemachendes und bedeutendes Talent darin wahrgenommen zu haben. Einige wenige von ihnen bekunden allerdings etwas wie eine ursprüngliche Begabung, einige andere verrathen Bildung und Geschmack, einige weitere Geist, aber die große Mehrzahl erscheint denn doch zum Theil geschmacklos, zum Theil sogar stümperhaft und plump.

Stellen wir die bessern voran und lassen wir stufenweise die schwächern, mit Ausnahme der Uebertragungen, die wir abgesondert an den Schluß gebracht haben, folgen, so wird sich im ganzen und großen etwa nachstehende Reihenfolge ergeben:

1. Demetrius. Tragödie von Karl Hardt. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1869. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Tragödie ist ein jedenfalls originelles Werk, das vollständige Bücherdrama, d. h. es erscheint in einer Fassung und Ausführung, welche die Darstellung geradezu unmöglich machen. Aber es weist überraschende, zu zeiten großartige Züge auf. Es liegt ein Stück Grabbe in dieser Arbeit, die ebenso unzusammenhängend und kühn hingeschleudert erscheint wie die Trauerspiele jenes gigantischen Dramatikers, aber dabei zugleich fesselt und spannt, weil eine Fülle von eigenthümlichem und frappantem Leben darin pulsirt. Nur frerlich ist das Leben auch hier nicht überall wahr und gesund. „Demetrius" ist die Tragödie im Fieber, d. h. bald voll Aufschwung, Erregung und Feuer, bald wieder in ganz niedergeworfenem lethargischen Zustande. Gleichmäßigkeit und Ausgeglichenheit fehlen vollkommen. Man wird ebenso oft hingerissen, als man verdutzt und fast beleidigt wird.

Das Vorspiel rollt sich am polnischen Hofe zu Krakau unter den Augen König Sigismund's III. ab, der Demetrius in seinen Ansichten und Planen begünstigt und mit Marina verlobt.

Der erste Act spielt an der polnisch-russischen Grenze und zeigt Demetrius im Kampf gegen die Russen, seinen eigenen polnischen Anhang und die Strenge eines furchtbaren Winters. Es fehlt nicht viel, daß er mit den Seinen im Schnee umkommt.

Der zweite Act führt Boris Godunow in Moskau vor, den sein böses Gewissen gegen seine Umgebung wüthen macht, besonders nachdem er vernommen, daß Demetrius Putiwl durch Ueberrumpelung in seinen Besitz gebracht. Ein feiner und geistvoller Zug ist hier, daß Xjinia, die Tochter des Zaren, sich in ein Conterfei des Prätendenten verliebt, das auf dem Schlachtfelde von Dobrinitscha gefunden und in Boris' Hände ausgeliefert worden ist. Boris hat es unachtsam liegen lassen, und Xjinia es gefunden, ohne zu ahnen, wen es vorstellt. Etwas ungeheuerlich ist es, daß vorher der Kronleuchter von der Decke bricht und Boris beschädigt. Dieser Vorgang hat keine andere Folge, als daß der Zar seine tiefsinnigen Betrachtungen über den Knopf anstellt, der, vom Rost zerfressen, die ganze Herrlichkeit zu Boden stürzen machte. Dann begibt er sich in ein Irrenhaus, wo er denjenigen in Verwahrsam halten läßt, dem er einst aufgetragen, Demetrius zu ermorden. Er will Gewißheit haben, ob dies geschehen oder nicht geschehen, und nähert sich zu diesem Ende dem Gitter, hinter welchem der für irrsinnig erklärte und wol in der That irrsinnig gewordene Neronow weilt. Dieser, von Boris Godunow inquirirt, streckt plötzlich seine Knochenhände aus dem Gitter hervor und erwürgt den Zaren. Diese Scene ist schrecklich, aber zu flüchtig in der Ausführung.

Im dritten Act ist nun Demetrius siegreich in Moskau eingezogen und gekrönt; die Zwistigkeiten zwischen den polnischen und russischen Großen beginnen und die Zusammenkunft zwischen Demetrius und Marfa, seiner




Digitized by Google

Mutter, findet statt, ohne daß es zur Anerkennung kommt. Vergebens dringt er in sie, sich für seine Echtheit zu entscheiden; als er schließlich fragt:

Bei allen Qualen des Gekreuzigten:
Bin ich Eu'r Sohn? —

wirft sich ein starker Donnerschlag ins Mittel; alle Fackeln verlöschen, Marfa sinkt ohnmächtig am Betstuhl nieder; Demetrius taumelt einige Schritte zurück — so schließt der Act, also frappant genug, aber mit einer künstlichen Aushülfe im höchsten Wurf der Katastrophe.

Der vierte Act zeigt uns Demetrius schon halbwegs gebrochen und irre an sich selbst. Er forscht nun über seine Vergangenheit, soweit sie ihm unklar ist, nach, ohne ins Reine zu kommen. Inzwischen beginnt man auch bereits gegen ihn zu conspiriren. Der letzte Lichtblick, der ihn trifft, ist Axinia's Liebe, die als heilige Reliquie das Bildniß des Demetrius verwahrt. Der Usurpator findet dasselbe, als er ein Kästchen gewaltsam öffnen läßt, das sie stets bei sich trug und worin er wichtige Documente in Bezug seiner Herkunft vermuthete.

Im fünften Act kommt, um die Verwirrung voll zu machen, Marina mit ihrem polnischen Anhange und reizt die russische Bevölkerung durch ihren Hochmuth, ihren Trotz und ihren ausländischen Pomp besonders auf. Der lange hingehaltene Groll und Aufstand gelangt zum Ausbruch, und Demetrius fällt, von der mörderischen Kugel getroffen.

Dies die Tragödie, die sich in lauter einzelnen, oft äußerlich wenig zusammenhängenden Auftritten, wirrig und tumultuarisch, aber wie gesagt oft in großartigen Momenten fesselnd und spannend abspielt. Mit dem Schiller'schen Fragment hält sie keinen Vergleich aus; aber dafür ist sie eigengeartet und von entschieden kühnem Wurf, welchem allein Ausgleichung und künstlerische Läuterung mangeln, um von wirklicher Bedeutung zu sein.

2. Sakuntala. Schauspiel in fünf Aufzügen, frei nach Kalidasa's altindischem Drama von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Schwerin, Stiller. 1869. 8. 20 Ngr.

Der Autor bietet uns eine Bearbeitung jenes Liebesdramas, das man das „Romeo und Julie" des Orients genannt hat. Seine Bearbeitung ist mit wahrnehmbarer Lust bewerkstelligt und nicht ohne dichterisches Geschick, aber mit zu wenig Rücksicht auf Wirkung und ohne die nöthige Beobachtung unserer dramatischen Gesetze ausgeführt. Abgesehen davon, daß der Stoff an sich etwas zu lyrisch ist und sich mehr zu einem Opernterte oder einem Balletbuche eignet, hätte jedenfalls die Handlung in dem, was man Intrigue nennt, mehr Spannung und kühnern Wurf der Gestaltung erfordert, um dem Stücke Theilnahme und Erfolg zu sichern. Eingang und Auslauf desselben sind sinnig und von anziehendem Reize, aber da, wo sich der Höhe- und eigentliche Knotenpunkt des Ganzen befindet, hat sich der Verfasser leider zu eng an das indische Original angeschlossen, dessen Motive für uns nicht mächtig genug sind.

König Duschyanta hat auf der Jagd im Büßerhain, am Fuße des Himalaja, Sakuntala, die Pflegetochter des Kanwa, des Haupts einer Einsiedler- und Büßersekte, kennen und lieben gelernt. Diese Bekanntschaft und Liebe erscheint nicht ohne den Hauch und Duft zarter Empfindung und Poesie. Duschyanta will Sakuntala gleich zu seiner Gattin erklärt und auf den Thron gesetzt wissen; aber der weise Kanwa verlangt, daß die Liebenden sich erst in ihren Gefühlen auf die Probe stellen sollen, wozu sich namentlich der König schwer entschließt. Endlich jedoch fügt er sich, indem er Sakuntala einen Ring ansteckt, der die Eigenschaft hat, sich ihr vom Finger zu lösen, sobald sie ihm die Treue bricht.

Dies sind die Vorgänge der beiden ersten Acte und diese Vorgänge athmen, wie bereits gesagt, dichterischen Hauch und anmuthigen Schwung. Jedenfalls werden sie bei gefälliger Darstellung einen gewinnenden Eindruck hervorbringen.

Nun aber leider hebt die Schwäche des Stücks an. Man erwartet ein bedeutungsvolles Hervortreten des Kanwa und der Prüfungen; aber diese bleiben entweder ganz aus oder treten zum mindesten nicht derart in die Erscheinung, wie es zu einer durchschlagenden Wirkung nothwendig wäre. Kanwa ist es, der die Proben verlangt hat; nun müßte er selbstverständlich es auch sein, der sie an die Liebenden herantreten macht. Auf seine Veranstaltung hin hätte es zu geschehen, daß z. B. Sakuntala die Unerschütterlichkeit ihrer Neigung bekundete, daß Duschyanta, durch andere Anerbietungen versucht, seine Treue bewährte. Auch den Ring hätte Kanwa der Sakuntala zu entwenden, um zu sehen, ob der König trotz des Nichtvorhandenseins desselben an Sakuntala's Unschuld glauben würde. Daß Kanwa's Pflegetochter den Ring beim Waschen im Ganges verloren, und daß ein Fischer ihn darin findet und dem König wiederbringt, ist ein zu zufälliges Motiv, um die Wendung und Katastrophe des Schauspiels veranlassen zu können.

In diesen Punkten hätte Alfred von Wolzogen selbständig eingreifender verfahren und dadurch dem Stück in seinem dramatischen Aufbau mehr Gipfelung und sichere Auswölbung verschaffen sollen. Es würde in diesem Falle zu Lebendigkeit, an Bedeutung und Wirksamkeit wesentlich gewonnen haben. Wie es jetzt ist, spielt es sich zu breit und zu aufschwungslos ab, als daß es bei einer Darstellung dauernd zu fesseln und die volle Antheilnahme der Zuschauer rege zu erhalten im Stande wäre. Man wird aber immer in der Arbeit einen edeln Geschmack, einen lautern Geist und poetische Begabung anzuerkennen haben.

3. Rienzi, der Tribun. Von Emil Pirazzi. Frankfurt a. M., 1868.

Dieses fünfactige historische Trauerspiel aus dem mittelalterlichen Rom ist nicht ohne Großartigkeit in der Composition, nicht ohne Schwung in der Sprache, läßt aber doch Vertiefung und Innerlichkeit vermissen. Das Stück erscheint in seiner ganzen Fassung und Durchführung zu äußerlich, zu sehr auf Ausstattung und prächtige Bilder abgesehen. Es ist sozusagen im Wagner'schen Opernstil gedichtet, aber doch immer gedichtet, sodaß sich dem Werk ein überwältigendes und oft hinreißendes Pathos nicht absprechen läßt. Wo es mit Aufwand und Pomp in Scene gesetzt wird, wo sich ihm bedeutende rhetorische Talente zur Verfügung stellen, da dürfte es sicher nicht

Digitized by Google

ohne Wirkung bleiben, wenn diese Wirkung auch wol kaum eine nachhaltige und dauernde sein möchte, weil der Dichtung der hochtragische Conflict und die kunstvolle Gipfelung gebricht.

Rienzi, der für die Größe und Macht Italiens schwärmt, der die großen Adelsgeschlechter Roms besiegt und verbannt, erlahmt und verzagt plötzlich an seiner Mission, weil er erfährt, daß er nicht der natürliche Sohn Heinrich's VII., des deutschen Kaisers, ist, wie man ihm vorgespiegelt und er geglaubt hat. Ist es schon an und für sich nicht gerade für den Geist eines Helden sprechend, daß dieser mit dem Fehltritt seiner Mutter prunkt und Ruhm darin sucht, der Bastard eines Fürsten zu sein, so ist es vollends abschwächend für die Bedeutung des Stücks, daß er, der für das Volk anstritt und kämpft, den Muth für diesen Kampf und dieses Auftreten in dem Augenblick verliert, wo er erfährt, daß er das rechtmäßige und unbescholtene Kind armer Leute aus eben diesem Volke ist. Ein Kronprätendent, der für die Rechte seiner Geburt ins Feld gerückt, mag verzagen und zusammenbrechen, wenn er erkennen muß, daß man ihm die königliche Abstammung nur vorgespiegelt, um durch eine solche Vorspiegelung ihn zum Spielball ehrgeiziger Pläne zu machen. Rienzi aber, der römische Tribun, der nur für die Freiheit und die Unabhängigkeit Italiens strebt, bedarf für dieses Streben durchaus den Glauben nicht, von einem Kaiser gezeugt worden zu sein, und jedenfalls ist, wenn er in diesem Glauben sich getäuscht, dies keineswegs eine tragische Schuld, sondern einfach eine Thorheit.

In diesem Punkte liegt die dramatische Schwäche des Trauerspiels, eine Schwäche, die sich dadurch verschärft, daß die gegnerische Macht, die ihn bekämpft und schließlich stürzt, nämlich die Kirche, in keinem eigentlichen Vertreter sichtbar wird. Rienzi sieht nur von seinem Fenster aus beim Strahl des Blitzes, wie draußen die große Excommunication, das Anathem von Schergen der Hierarchie angeheftet wird, und gleich danach bringt das Volk herzu, um ihn zu ermorden. Da nun der Adel bereits früher aus Rom ausgewiesen und dadurch also gleichfalls aus dem Stück entfernt worden ist, so hat natürlicherweise die Architektur des Dramas wesentlich gelitten und zeigt uns zwar einen stattlichen Aufbau, dem aber jede imponirende Gegenstellung gebricht — ein Gebrechen, das der Dichtung empfindlichen Abbruch thut. Rienzi ringt zu wenig sichtlich mit einer Gegenpartei und geht schließlich an einem Wahne zu Grunde, der etwas Knabenhaftes hat. Eine kurze Inhaltsangabe mag das belegen.

Im ersten Acte wird Rienzi's Schwester, Beatrice, vori Romano Orsini mit schändlichen Anträgen verfolgt und soll von dessen Anhang eben gewaltsam entführt werden, als sich eine andere Adelspartei, die der Colonnas, dazwischenwirft und den Handel stört. Mitten in diesen Hader tritt Rienzi, befreit die Schwester und ruft das Volk zur Rettung auf. Petrarcha kommt und eifert den Patrioten an, seine großen Vorsätze auszuführen und die einmal ausgebrochene Aufregung und Unruhe in Rom dazu zu benutzen.

Im zweiten Acte hält Rienzi eine große Volksversammlung und setzt in dieser die Verbannung der Adelsgeschlechter durch.

Im dritten Acte ist dieselbe erfolgt, Rienzi Tribun von Rom und auf dem Gipfel seiner Macht. Er hat gegen die Barone gekämpft, sie besiegt und die Häupter gefangen genommen. Sie sollen eben den Tod durch Henkershand erleiden, da erscheint Atalante Colonna, eine Jugendgeliebte Rienzi's, die man von ihm getrennt, um für ihren Gatten zu bitten. Rienzi läßt sich erweichen und verzeiht den Colonnas und Orsinis.

Im vierten Acte befindet sich Rienzi schon im Sinken. Die Schwierigkeiten, die Mißstände, die Wankelmüthigkeit des Volks reiben seine Kräfte auf und er sieht nur Heil in der Herbeiziehung des deutschen Kaisers, zu dessen Geschlecht er zu gehören glaubt. Diesen Glauben nimmt ihm Spinello, sein Geheimschreiber, der ihm bekennt, daß er jenen ihm nur beigebracht, um ihn zu reizen und aufzustacheln. In seiner Wuth ersticht Rienzi Spinello.

Im fünften Acte ist unser Held erschöpft, von seiner That erdrückt, schwankend, krank und nicht mehr im Stande, die Aufrührer und Meuterer im Zaume zu halten — er fällt, kurz vor dem Einzuge der herbeigerufenen Deutschen, das Opfer der ausgebrochenen Empörung.

4. **Widukind.** Schauspiel in fünf Aufzügen von **Stil.** München, Lentner. 1869. 8. 16 Ngr.

Das Stück hat die bekannte Besiegung und Bekehrung Wittekind's durch Karl den Großen zum Vorwurf: ein Vorwurf, der schon manchen Dichter gelockt, aber noch für keinen zu einer wahrhaft durchschlagenden Schöpfung Veranlassung geworden. Auch das vorliegende Werk dürfte, trotz mancher Schönheit und der Aufstellung eines wahrhaft glücklichen und sieghaft menschlichen Motivs für den Religionsübertritt des Helden, doch wol keine allzu weitgreifende Geltung gewinnen. Es mangelt dazu kühner Wurf in der ganzen Handhabung des Stoffs, Mächtigkeit der Ausführung und Größe der Sprache. Der Verfasser hat allerdings gute Muster vor Augen gehabt und erinnert in seinen Versen zuweilen durch schlichte Einfachheit und dabei doch gesunde Fülle des Ausdrucks an Grillparzer, aber um mit diesen Vorzügen zu packen und hinzureißen, dazu gebricht es doch an lebhafter Charakteristik und an der Wahrheit echten dramatischen Lebens. Karl mit seiner Familie erscheint zu gewöhnlich hausbacken bürgerlich, und Wittekind mit seinem Hause zu wenig düster und imponirend. Der Dichter ist sich nicht genug bewußt geworden, daß hier gleichsam zwei verschiedene Weltanschauungen aufeinanderplatzen und ein helles, lichtes Jahrhundert mit einem dunkeln und finstern zu kämpfen hat. Die Gegensätze treten sich nicht voll und nicht in Gestalten entgegen, die uns anziehen und entweder mit Bewunderung oder Entsetzen erfüllen. Alles erscheint und zieht sich zu glatt und gleichmäßig nebeneinander hin. Selbst die glückliche Hauptwendung des Dramas, die Bekehrung Wittekind's zum Christenthum, legt sich nicht so breit und bezwingend, wie es sich wol hätte gestalten lassen, in die Handlung ein. Den grausen Sachsenherzog bekehren nämlich weder die Siege noch die Heldenthaten seiner Gegner, sondern einzig die Milde und Versöhnlichkeit eines christlichen



Digitized by Google

Priesters, der von Wittekind selbst geschlagen und verwundet, den geschlagenen und verwundeten Wittekind hegt und pflegt, bis er dem Leben wiedergegeben ist. Diese Samariterthat und die Güte und Milde der christlichen Religion und ihrer Bekenner bezwingen den großen Heiden und führen ihn schließlich Karl und dem Christenthume zu.

Dieser Zug wäre entschieden noch höher zu heben und wirksamer auszubeuten gewesen, als es hier geschehen.

Immerhin aber verdient das Stück, trotz dieser und anderer Mängel und Versehen, Achtung und Anerkennung, denn es läßt überall schönes Maß und bei durchaus edler Gesinnung einen feinen und künstlerisch wohlgeschulten Geist erkennen.

5. Isolde. Tragödie in drei Acten von Albert Gehrke. Berlin, Heimann. 1869. 8. 12 Ngr.

Dies ist eine Arbeit, welche uns in der Behandlung des Verses wie des ganzen Stoffs den Mann von feiner Bildung und von edelm Geist, nur nicht durchweg von geläutertem Geschmack erkennen läßt. Namentlich fehlt auch sichere dramatische oder, hier vielleicht richtiger gesagt, theatralische Erfahrung. Die bei unsern Lesern wol als bekannt vorauszusetzende Handlung bedünkt uns weder weise genug angeknüpft noch durchgeführt, ihr Gang zerfahren und zu keiner rechten Gipfelung gebracht. Besonders zu beklagen ist, daß die tragische Katastrophe verpufft, keine rechte Wendung gibt und den Tod des Helden unbedeutend werden läßt.

Tristan zweimal an den Hof von Irland zu führen, erst als verwundeten Spielmann und später als Abgesandten des Königs Marke, ist dramatisch werthlos, wenn dazwischen nicht etwas wie ein Fatum gebracht wird, für das der Dichter die zwei ausgefallenen Acte hätte benutzen sollen. Tristan müßte gestohen sein, um Isolde, deren Vater er im Kampfe getödtet, vor der Liebe zu bewahren, die er selber für sie im Herzen trägt. An den Hof Marke's zurückgekehrt, hätte er dann durch seine begeisterte Schilderung der Geliebten Marke's Herz zu entzünden und diesen zu dem Wunsche einer Ehe mit ihr zu entflammen. Zuerst würde Tristan über diese Wirkung seiner Worte zu erschrecken, dann aber sie gutzuheißen haben, weil er dadurch meint, sich auf ewig von Isolde zu scheiden. In welchen Conflict aber käme er dann, wenn er erfährt, daß Marke ihn ausersehen, sein Werber zu werden. Allen Einwendungen und Entschuldigungen zum Trotz müßte Marke auf seinem Willen bestehen und somit also Tristan gezwungen sein, zu Isolde zurückzukehren. Hier müßte nun die Erklärung erfolgen, Isolde ihn anklagen, daß er sie verlassen, und er endlich in dem Schmerze der Verkennung sich verrathen. Um sein Benehmen zu entschuldigen und Isolde vor der Liebe zu wahren, hätte er selbst nun sich als den Mörder ihres Vaters anzugeben, und Isolde hierauf, ihr Gelübde zu erfüllen, seinen Tod zu wollen. Wenn jetzt Isolde den Trank, von dem sie meint, daß er Haß erzeuge, mit Tristan theilte, so wäre hier der rechte Augenblick dazu. Statt Haß zu erzeugen, müßte aber der Trank die Liebe nur steigern, und Tristan's Tod im Augenblick der höchsten Seligkeit erfolgen, entweder weil Isolde den Marschall zur Ermordung Tristan's angespornt, oder weil jener selbst aus Eifersucht den Mord vollführt.

Im Stück selbst ist dieser Marschall von Irland jedenfalls eine unerquickliche, allzu theatralische Figur, der Bösewicht wie er im Buche steht. Auch der Geist des gestörteten Morold ist unwesentlich in der Art, wie er verwendet worden. Soll er von Wirkung sein, so müßte er mehrfach und zwar stets sichtbar sein, wenn Tristan sich in Liebe an Isolde wendet. Dieser Geist will verhüten, was Tristan selbst verhütet wünscht. Er müßte die Tochter warnen. Um ihn nur einmal erscheinen zu lassen, ist die Situation, in der es geschieht, nicht ausdrucksvoll genug.

Alles in allem genommen ist das Stück als Stück nicht bedeutend, aber doch ein Beweis von Talent, das gepflegt zu werden verdient.

6. Don Sylvio's Brautfahrt. Ein Fastnachtspiel in sieben Bildern von Wilhelm Hosäus. Paderborn, Kleine. 1870. 16. 12 Ngr.

Dies Stück zeigt in Behandlung des Stoffs wie des Verses den wohlgeübten dramatischen Schriftsteller. Nur schade, daß dem Ganzen frischquellender Humor und einigermaßen die Originalität abgeht. Daß ein junger Mann durch ein Testament genöthigt sein soll, um Herr eines bedeutenden Vermögens zu werden, sich binnen drei Tagen zu verheirathen, ist ebenso wenig neu, als daß diejenige, in die er sich verliebt, ihm zuerst in der Verkleidung eines Mannes entgegentritt und als vermeintlicher Freund ihn abhält, sich in eine andere zu verlieben, bis sie, von seiner Treue überzeugt, sich entpuppt und ihm selber die Hand reicht.

Das Stück ist an sich munter und artig, aber gerade als Fastnachtspiel weder in seiner Laune übermüthig, noch in der Fassung überraschend und toll genug. Es ist ein romantisches Lustspiel, das sich in gefälliger Sprache und zum Theil in fließenden Versen anmuthig genug, nur für eine durchschlagende Wirkung in zu langsamer Handlung und zu ausdruckloser Charakteristik abspielt. Immerhin aber dürfte Wilhelm Hosäus auch mit dieser Arbeit sich als ein Autor bewiesen haben, von dem die Bühne noch glückliche Gaben zu erwarten hat.

7. Die Göttin der Vernunft. Trauerspiel in fünf Acten von Paul Heyse. Berlin, Herz. 1870. 8. 25 Ngr.

Es thut und ausrichtig leid, dies Drama nicht höher als unter die zwar liebenswürdig geschriebenen, aber darum nicht weniger verfehlten Werke stellen zu können. Der reichbegabte und in der Novelle wie in Lyrik und Epik so vielfach glückliche Dichter hat einen immerdar dankbaren Stoff der großen Französischen Revolution zwar mit warmer Hingabe, aber so obenhin aufgegriffen, daß damit eine durchschlagende oder imponirende Wirkung hervorzubringen unmöglich war. Die Handlung würde eine reizende Novelle gegeben haben; als Trauerspiel ist sie matt und blaß und in der Sprache von nur schwächlicher Constitution. Es fehlt der feste, sichere, wohlgegliederte Bau, die großen Züge und jede frappante Charakteristik. Heloise Armand, eine junge Schauspielerin in Strasburg, ist die natürliche Tochter eines Marquis von Beaupre und einer Bürgerlichen, die der Vater verlassen und die

Digitized by Google

außerdem von einem andern Adelichen, einem Grafen d'Aubigny, in ihrem Herzen verrathen worden ist.

Zur Zeit als Enlogius Schneider öffentlicher Ankläger beim Revolutionstribunal in Straßburg ist, haben Marquis und Graf einen royalistischen Aufstand im Elsaß im Sinne, werden aber ausgespürt und verfolgt und retten sich in die Wohnung der Heloise Armand, der Freundin Schneider's, die sie beide verbirgt und schützt. Den ehemaligen Geliebten erkennt sie sogleich, den Vater erst später. Sie söhnt sich mit beiden aus, und um sie zu retten, willigt sie in Schneider's Bitte, die Göttin der Vernunft bei dem feierlichen Aufzuge im Münster vorzustellen. Diese Handlung empört Vater und Geliebten, die sich von ihr losſagen wollen, aber schließlich, in dasselbe Schicksal mit ihr verflochten, mit ihr sterben. Graf d'Aubigny und Heloise beschreiten das Schaffot; der Marquis von Beaupré stirbt vorher an einer Wunde, die ihm Ludwig Stauf, Organist am strasburger Münster, beigebracht. Dieser letztere ist nämlich der Großvater Heloisens von mütterlicher Seite, der den Raub und die Schande seiner Tochter an dem Aristokraten rächt, ohne seine Enkelin zu kennen. Auch er wird zum Schaffot verurtheilt, stirbt aber an der Seite Beaupré's, nachdem er dessen Verzeihung erlangt.

Man sieht, die Handlung ist ziemlich verwickelt, doch in dieser Verwickelung nicht allzu interessant, weil sie nicht genug dramatisch abgeklärt und wirksam ausgebeutet ist. Es schiebt und wischt sich alles zu leicht, zu lose, zu schemenhaft aneinander vorüber; die Personen gehen und kommen, ohne recht getrieben und gedrängt zu sein; es ist ein beständiges Drehen um einen Fleck; kein straffer Fortgang und Aufbau. Immer indeß bleibt ersichtlich, daß das Stück einen echten Dichter zum Verfasser hat. Der Stil ist anmuthig, gefällig; die Sprache leicht und zuweilen von echt poetischem Reize.

8. **Saul.** Von H. A. B. Bremen 1870.

Der ungenannte Autor dieses Stücks befand sich in seiner Arbeit auf sehr richtigem Wege, indem er diesen oft behandelten, aber nie zu echt dramatischer Wirksamkeit erhobenen Stoff aus der biblischen Ueberlieferung heraus in das Weben und Wallen des historischen Lebens dadurch versetzte, daß er, von dem göttlichen Einfluß absehend, der Handlung durchweg menschliche Beweggründe unterschob. Sein Saul wurde dadurch eine Art Macbeth, und wenn er das nicht voll und ganz geworden ist, so liegt die Schuld ohne Zweifel in einem Mangel echt dramatischer Gestaltungskraft. Daß Saul einen Bruder ermordet hat und mit Blutschuld beladen auf den Thron steigt, gibt für seinen düstern Charakter einen entsprechenden Hintergrund und erklärt die Strafe des Himmels, der wir ihn anheimfallen sehen; allein, da jener Brudermord gar keine Beziehung zu dem Inhalt des Stücks hat, so verliert er für dieses an Werth, wie dasselbe denn überhaupt wesentliche Einbuße dadurch erleidet, daß die Motive für die Handlung weder tiefgreifend genug angelegt noch ausgetragen sind. Saul wird als ehrgeizig, ruhmsüchtig und stolz angenommen, aber von diesen Eigenschaften kommt doch wenig recht zur Erscheinung. Die Art, wie er dazu gelangt zum König gewählt zu werden, entbehrt aller großen und interessanten Züge. Saul und Samuel einerseits, und andererseits David und Saul platzen nicht recht dramatisch auseinander; und ebenso wenig werden die Conflicte zwischen Saul und Jonathan, zwischen David und Michal recht zum Austrag gebracht. Alle eben genannten Personen sind Hauptfiguren des Stücks, ohne daß sie jedoch eigentlich Gelegenheit erhalten, sich als solche auch in das gehörige Licht und Ansehen zu setzen. Vor allen Dingen wird Saul nicht der erhabene Mittelpunkt, um den sich alle sonstigen hervorragenden und untergeordneten Gestalten gruppiren. Er verliert sich mit seinem Schicksal allzu sehr unter das der andern, er tritt zurück, ohne daß dadurch die Gesammtheit gewönne und einen mächtigen Eindruck erhielte. Es mangelt die große, echt tragische Katastrophe, die erschüttert und zugleich erhebt, und so kann es nicht fehlen, daß schließlich das Ganze in lauter Einzelheiten zerfasert und seinen Erfolg verpufft.

9. **Saul.** Trauerspiel in fünf Acten von C. Marinelli. Wien, Wallishauser. 1869. 16. 15 Ngr.

Dies Drama, mit demselben Helden wie das vorhergehende, ist in seiner Form wie Handlung wol etwas zusammengenommener und fester, aber für die Bühne kaum glücklicher und wirksamer. Im ersten Acte beschwören die Juden Samuel, ihnen einen König zu geben, da sie, des priesterlichen Regiments müde, einen Krieger über sich haben wollen, der sie zum Sieger über ihre Nachbarn macht. Da kommt Saul and dem Felde zurück, wo er die Ammoniter geschlagen, und Samuel, von einer göttlichen Eingebung getrieben, salbt ihn unter dem Jubel des Volks zum künftigen Herrscher.

Im zweiten Act ist nun Saul König und von den besten Absichten beseelt; doch fühlt er seine Abhängigkeit von Samuel, die er selbst mitten im Kriege gegen die Amalekiter und Philister drückend genug zu empfinden hat. Vor dem Heer der letztern höhnt Goliath die Juden, was bis in das Zelt des Königs hinein vernommen wird. Da erscheint David, der mit Saul's Sohn Jonathan befreundet ist und seine Tochter Michal liebt. Er erbittet sich die Gunst, mit Goliath zu streiten, und erschlägt, nachdem sie ihm gewährt worden, den Riesen.

Im dritten Act wird Saul auf David's Ruhm nach und nach eifersüchtig und vollends ergrimmt auf ihn, als er aus Samuel's Benehmen wohl merken kann, dieser habe die Absicht, den Hirtenknaben zu seinem Nachfolger zu machen. David nämlich unterwirft sich in allem Samuel, während Saul immer Neigung hat, sich gegen den Propheten und Richter anzulehnen. Am Ende dieses Actes kommt es zum offenen Ausbruche zwischen dem König und Samuel, und David muß mit letzterm fliehen.

Im vierten Acte entzweit sich Saul mit seinen Kindern, weil sie es mit David halten, und dieser letztere, von dem König verfolgt, trifft mit ihm in der Höhle zusammen, in der David des Herrschers Leben nicht nur selbst schont, sondern auch gegen die Nachstellungen seiner Feinde vertheidigt.

Digitized by Google

Im fünften Acte sucht Saul die Wahrsagerin auf, die sich weigert, ihm Geister erscheinen zu lassen, und vor seinem Grimme in dem Augenblick entflieht, wo Samuel's Gestalt ihm erscheint. Diese Gestalt zerbricht vor seinen Augen das Königsscepter und zeigt ihm David's Harfe von einer Krone überragt. Durch solche Erscheinungen im Innersten gebrochen, stürzt Saul in die Schlacht mit den Philistern und wird besiegt. Jonathan fällt und Saul erschießt sich. David erscheint, um die freigewordene Krone sich auf das Haupt zu setzen.

Aus dieser Inhaltsangabe ersieht unser Leser wol zur Genüge, daß das Trauerspiel in der Bewältigung des biblischen Stoffs nicht gerade neue und überraschende Gesichtspunkte aufzubringen vermocht hat; es hält sich im allgemeinen an das Gegebene, indem es selbst dieses, wie den Kampf David's mit Goliath, den Zwiespalt zwischen Saul und David, die Erscheinung des Geistes von Samuel und das Ende des Königs, zum Theil wenig geschickt, zum Theil geradezu unbedeutend verwerthet. Es mangelt dem Drama an großen Zügen, an scharf ausgeprägter Charakteristik, an frappanten Momenten und gewaltiger Sprache, ja selbst nur an imponirender Ausdrucksweise oder geistvollen Aussprüchen. Ein gewisses, für die tragische Wirkung unerläßliches epigrammatisches Element gebricht vollständig, und infolge dessen bleiben die Hauptscenen und Schlußacte ohne die nöthige und zu wünschende erschütternde und schlagende Wirkung. Das Auseinanderprallen von Saul und Samuel, also von Kirche und Staat, David's Schonung von Saul's Leben, sowie endlich der Ausgang der Tragödie sind ohne rechte Zuspitzung, breit und schwerfällig in der Handlung und deren Entwickelung.

Alles in allem genommen, so ist auch diese dramatische Arbeit ein schätzenswerther Versuch, ein Versuch, der von Bildung, von gutem Willen und ernstem Streben Zeugniß ablegt, aber nicht von großem Talent und schaffender Gewalt. Der Verfasser ist zunächst noch durchaus Dilettant und dürfte erst nach angestrengtem Studium und unermüdlichem Fleiße zum wirklichen Dramatiker werden.

10. Ulrich von Hutten. Historisches Nationaldrama in fünf Acten, von Hermann Ethé. Leipzig, Rötschke. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Den schon oft zum dramatischen Vorwurf genommenen und dafür auch wohl geeigneten Ulrich von Hutten hat der Dichter zu einem neuen „historischen Nationaldrama" verwendet, ohne indeß bei dieser Verwendung einen gerade glücklichen Wurf gemacht zu haben. Das Werk ist mit sichtlicher Liebe, auch mit einer gewissen Feinsinnigkeit und poetischen Hingabe geschrieben, sodaß es zuweilen erwärmt und hinreißt, nur gebricht ihm zu durchschlagender Wirkung die nöthige durchgreifende und kühn schaffende Gestaltungskraft. Hutten erlangt ebenso wenig wie die sonst in dem Drama auftretenden Figuren voll ergreifendes und zündendes Leben. Nirgends, auch in Münzer nicht, offenbart sich uns eine irgendwie originelle, eigenartige Menschennatur. Von dem Hauche und Wesen, wie sie uns z. B. in Goethe's „Götz" entgegenquellen, zeigt sich hier keine Spur. Die Handlung vollzieht sich durch das gewohnte Theaterpersonal, d. h. durch Leute, die wandeln und reden, ohne rechte Menschen zu sein — ein Vorwurf, der freilich dem größten Theile unserer dramatischen Literatur nicht erspart werden kann. Die einfache Inhaltsangabe wird das belegen.

Im ersten Act wird Hutten von Kaiser Maximilian in Augsburg als Dichter gekrönt; er will sich bei dieser Gelegenheit auch mit Konstanze Peutinger verloben, opfert mit Zustimmung seiner Geliebten dieses Glück jedoch auf, um der guten Sache Streiter zu werden, zunächst am Hofe Albrecht's, des Kurfürst-Erzbischofs von Mainz, „der viele der freiesten Geister" um sich sammelt.

Im zweiten Act scheidet er jedoch bereits wieder von diesem, da er sehen muß, daß sein Mäcen um äußern Vortheils wegen sich dem Papste zu- und dem Lutherthume abneigt.

Der dritte Act spielt auf der Ebernburg Sickingen's, wo die Männer der Freiheit den Entschluß fassen, den Kampf mit den Gegnern im offenen Felde aufzunehmen. Konstanze erscheint hier wieder, um den Geliebten für diesen Kampf anzueifern und zu segnen. Davon begeistert, declamirt Hutten:

Und ob wir siegen — ob wir untergehn,
Der Geist, der uns beseelt, wird nie bezwungen.
Einst wird im Buche der Geschichte stehn,
Daß für die höchsten Güter wir gerungen:
Gedeihn und Blühn der Kunst und Wissenschaft,
Die Menschenwürde und Menschenwürde schafft,
Der Kirche Reinheit, Deutschlands Einigkeit,
Ein freies Brudervolk in Ewigkeit!

Im vierten Acte mißglückt dieser Kampf; Sickingen und andere Helden fallen; Hutten entflieht, um im fünften Act auf der Insel Ufnau im Zürichersee einsam und rührend in Konstanze's Armen zu sterben.

Das alles ist, wie gesagt, hübsch, glatt und sauber, aber im gebräuchlichen Zuschnitt, ohne poetische und charakteristische Vertiefung.

11. Catilina. Trauerspiel von Georg Becker. Frankfurt a. M. 1869.

Der Dichter hat sich einen recht interessanten Vorwurf zu einem fünfactigen Trauerspiel erwählt, und da er durch Hinstellung seiner historischen Gestalten (Cicero und Cajus Julius Cäsar) sowie seiner aus der Phantasie geschaffenen Figuren (Syphax, Spinther) schätzenswerthes Talent zur Charakteristik zu Tage legt, so würde ein immerhin treffliches und wirksames Stück sich ergeben haben, wenn der Autor über mehr Geschick im dramatischen Aufbau und in der sogenannten theatralischen Mache zu verfügen gehabt hätte. Aber hierin gerade liegt seine Schwäche, die bereits im Titel documentirt ist; denn nicht kurzweg „Catilina", sondern „Die Verschwörung Catilina's" müßte das Stück benannt sein, weil doch diese recht eigentlich den Inhalt desselben bildet. Freilich ist eben dieser Inhalt nicht gehörig genug verarbeitet und verwerthet worden. Die Unternehmung Catilina's zieht sich zu lange hin, wird zu lässig gefördert und platzt endlich viel zu unbedeutend und nichtssagend auf den Gegenpart, um von imponirender Wirkung werden zu können. Auch ist Catilina selbst keineswegs die glücklichste Erscheinung in dem Werke. Das

Digitized by Google

Liederliche, Abgelebte, Abenteuerliche, Waghalsige dieses Menschen tritt viel zu wenig ins Licht, viel zu wenig offenbaren sich die Beweggründe für seine That. Seine Leidenschaft für Aurelia Orestilla und deren politischer Dilettantismus sind jedenfalls nicht Triebräder genug, oder wenn sie es sein sollten, so mußten beide wenigstens wichtiger und bedeutsamer in die Handlung verarbeitet werden. Das Erscheinen des Catilina in der Senatssitzung im Vorhofe des Jupitertempels ist natürlich der Höhepunkt des Trauerspiels und vom Verfasser auch dafür angesehen und angelegt; allein in der Ausführung wird die Absicht keineswegs erreicht. Das Auftreten des Helden ist für die breite Vorbereitung nicht fulminant, nicht gewaltig genug, und das schließliche Wiederkommen des Catilina nach seiner Niederlage vollends verfehlt. Diese Niederlage gehört in den vierten Act und wäre entschieden in engerm Anschluß an Catilina's Erscheinen in Cäsar's Hause zu bringen gewesen. Ueberhaupt ist das, was bereits die Exposition des Stücke beeinträchtigt, auch die Beeinträchtigung des ganzen Abschlusses und der Katastrophe, nämlich die Weitschweifigkeit und Umständlichkeit in der Entwickelung der Vorgänge. Hier wäre entschieden stärkere Zusammenfassung der Handlung nothwendig; ebenso wäre es nothwendig, daß Aurelia's Herzenswandlung lebhafter und stärker zur Erscheinung käme. Diese emancipirte vornehme Römerin, die nur ziemlich lose durch das Drama hindurchschreitet, hätte Catilina durch ihren Hohn, durch ihre Verachtung, die sie dem in Sinnlichkeit verlorenen Staatsmanne und Ritter zutheil werden läßt, zu stacheln und zu treiben, und nachdem man bereits an ihrer Neigung für den Helden verzweifelt, müßte diese plötzlich und unerwartet in dem Augenblicke wahrnehmbar werden, wo Catilina, von ihr angetrieben, in sein Unglück stürzte.

Der Dichter hat diesen Moment wol erfaßt und benutzt, nur nicht in eclatanter Art genug ausgebeutet. Ueberhaupt ist die Schwäche der Arbeit eine gewisse Unbestimmtheit der Fassung und Durchführung. Für den mangelnden großen historischen und politischen Stil könnte nur knappe und sichere Mache entschädigen, die aber leider ebenfalls fehlt und die Dichtung, wenn auch nicht geradezu unbedeutend, doch im allgemeinen ausdruckslos und wirkungslos macht. **Fedor Wehl.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

# Der deutsch-französische Krieg.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 21.)

7. **Der Krieg des Jahres 1870. Vom militärischen Standpunkte dargestellt. Von *** (Verfasser der Heeresmacht Rußlands). Erste Hälfte. (Bis zur Katastrophe von Sedan.)** Berlin, C. Duncker. 1871. 8. 15 Ngr.

Wir bedauerten schon bei dem Werke über die „Heeresmacht Rußlands", daß der Verfasser sich nicht genannt, da es ihm Ehre machte; noch mehr hätten wir gewünscht, daß er dem jetzigen feinen Namen vorangesetzt hätte; er mag aber wol zu seiner Anonymität Gründe haben. Im kurzen Vorwort sagt er: „Eine Darstellung des denkwürdigsten aller Kriege, geschrieben während noch der frische Eindruck der wunderbaren Begebenheiten die Seele füllt, mußte, so schien es uns, als treues Spiegelbild des Geschehenen auch für die Zukunft von bleibendem Werthe sein." Gewiß! Alle bisjetzt erschienenen Werke sind mitten im Laufe der Ereignisse niedergeschrieben. Den militärischen Standpunkt festhaltend, geht der Verfasser, die politische Vorgeschichte als bekannt voraussetzend, gleich an die Darstellung der französischen Armeereorganisation nach 1866. Ueber die Unkenntniß Napoleon's von der kolossalen Macht und Nachhaltigkeit der preußischen Heerordnung und den Zustand seines eigenen Heers heißt es treffend: „Die hohle Phrasenmacherei, welche er selbst ins System gebracht hat und welche das ganze französische Gemeinwesen durchdringt, bürgerte sich auch in den Bureaug des Kriegsministeriums ein." Hier, wo der nüchternste Verstand, die kälteste Berechnung am Platze gewesen wäre, machte sich Eigendünkel, Uebertreibung und leeres Geschwätz über die Vortrefflichkeit der französischen Einrichtungen breit. „Die Franzosen kümmern sich nicht um die Institutionen fremder Armeen", sagte dem Verfasser ein hochgestellter Beamter des Kriegsministeriums, „sie haben selbst in allen Richtungen das Beste und werden es sich stets zu verschaffen wissen."

Die vergleichende Charakteristik der beiderseitigen Heere ist vortrefflich, hier befindet sich der Verfasser, welcher auch die Armeen der andern Großmächte genau kennt, ganz auf seinem Terrain. Ueber den Einfluß der Stellvertretung in Frankreich, welche der Armee die bevorzugten und gebildeten Klassen fast gänzlich entzieht, sagt er treffend:

Nun ist es eine bekannte Sache, daß die untern Schichten des französischen Volks, welche fast ausschließlich das Menschenmaterial zur Armee liefern, auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stehen, wenn ihnen auch eine gewisse geistige Aufgewecktheit nicht abzusprechen ist. Dies wirkt aber zurück auf die Beschaffenheit des ganzen Heers; der echte moralische Halt, welcher ohne geistige Bildung nicht erzeugt noch gehegt werden kann, geht der französischen Armee fast gänzlich ab. Die Leute sind fügig und recht verständig, sie sind ehrgeizig und schlagen sich tapfer, um Ruhm und Auszeichnung sowie materielle Vortheile zu erlangen; allein ein höherer Ziel haben sie nicht und sie thun nichts um der Sache willen, und deshalb können sie auch Niederlagen und überhaupt Mißgeschick nicht ertragen, leicht lockern sich bei solchen Gelegenheiten die Bande der Disciplin... Es ist über nichts so viel gefabelt worden als über die Vortrefflichkeit der französischen Soldaten, und nicht am wenigsten in Deutschland, woran die Vergötterung französischen Wesens hauptsächlich die Schuld trägt.

Sein Urtheil bestätigt er durch das eines französischen Schriftstellers, Laboulaye, in der „Revue des deux mondes", welcher das Pflichtgefühl der deutschen Soldaten hoch über die Liebe zur Gloire der französischen setzt. „An welchen Halt soll der Franzose sich klammern, wenn ihm die Gloire nicht mehr voranleuchtet?" Doch läßt der

Digitized by Google

Verfasser den unbestrittenen guten Eigenschaften, namentlich der französischen Infanterie, auch volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Ueberlegenheit der deutschen Cavalerie ist bekanntlich darin begründet, daß sie bessere Reiter und Pferdepfleger sind. Neu war uns die Bemerkung, daß die Deutsch-Oesterreicher eine auffallende Ausnahme von ihren Stammgenossen in Bezug auf die Behandlung der Thiere, namentlich der Pferde, machen sollen und man nirgends in der Welt — selbst in Paris nicht! — Zeuge von so empörenden Roheiten gegen Pferde sein könne als in Wien. Der preußischen Artillerie haben selbst Napoleon und General Wimpffen die höchste Anerkennung gezollt. „Die Einführung der gezogenen Geschütze muß unbedingt den Franzosen zugeschrieben werden. Nur sind sie auf derselben Stufe, welche sie schon vor zehn Jahren einnahmen, stehen geblieben. Das Geschützmaterial, welches damals das beste der Welt war, ist jetzt so ungefähr zum schlechtesten geworden."

Einverstanden sind wir mit dem Urtheil über die französische Kriegführung vor 1870, trotz der Erfolge, welche sie nicht blos gegen wilde Völker, sondern auch gegen Armeen gehabt, die für die besten Europas galten:

Wir können nicht erkennen, daß sich bei den Franzosen irgendein bedeutendes strategisches Talent gezeigt habe; wir finden nichts Genialen an der Aufstellung bei Bataklava mit dem Rücken gegen das Meer, oder an dem Flankenmarsche nach der Sesia, sozusagen unter den Augen der Oesterreicher, oder an dem Vorwarsch gegen das Festungsviereck in Oberitalien, mit dem linken Flügel an die Alpen streifend. Einem umsichtigen und energischen Feinde gegenüber hätten diese Dinge dem französischen Heere zum Verderben gereichen müssen. Dagegen sehlt es vielen französischen Generalen nicht an taktischem Geschick. Sie verstehen Angriffe gut einzuleiten und sie mit Energie durchzuführen, das Terrain benutzen sie auf die verständigste Weise, und sie behaupten die einmal eingenommenen Positionen sehr hartnäckig.

Unparteiisch rechtfertigt der Verfasser dann auch mehrere Generale gegen die ihnen gemachten Vorwürfe, so Frossard bei Saarbrücken und Mac-Mahon bei Wörth. Hier gibt er auch für Blumenthal, welchen Rüstow heftig angegriffen, die Erklärung ab, warum erst am 7. August hätte geschlagen werden sollen, nämlich weil am 6. August die 3. Armee eine Rechtsschwenkung beabsichtigte, wodurch nicht allein der rechte feindliche Flügel umgangen worden, sondern die Armee auch mit der des Prinzen Friedrich Karl schon auf gleiche Fronte gekommen wäre, wie es später geschah. Ebenso widerlegt er das Gerücht, als ob Steinmetz wegen des Angriffs auf die Speicherer Höhen in Ungnade gefallen sei: der alte Held hat denselben weder angeordnet noch geleitet, ist vielmehr erst gegen Ende des Gefechts auf das Schlachtfeld gekommen. Mac-Mahon aber macht er einzig und allein verantwortlich für die Katastrophe von Sedan, indem seine Expedition, wenn er etwas mehr Thatkraft entwickelt und nicht acht Tage zu seinem Zuge von Rheims nach Mouzon gebraucht hätte, gelungen wäre. Die später veröffentlichten Aufklärungen werden dies Urtheil des Verfassers wol modificirt haben.

8. Im Lager der Franzosen. Bericht eines Augenzeugen über den Krieg in Frankreich 1870. Von Karl Abani. Teschen, Prochaska. 1871. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Als Bürger eines neutralen Staats erklärt der Verfasser, die Fähigkeit und gleichsam die Berechtigung zu haben, beide streitende Parteien mit Wohlwollen zu betrachten, als Soldat, gewöhnt ohne Abneigung zu kämpfen, im Stande zu sein ohne Zuneigung zu loben und, allein die Sache vor Augen, der Wahrheit nachzustreben. Dies Streben nach Objectivität ist anerkennenswerth, hat aber sein Ziel doch nicht erreicht, weil der Verfasser zu denen gehört, die in Oesterreich noch immer schroff preußenfeindlich gesinnt sind: eine Feindschaft, die nicht erst seit den Niederlagen von 1866 datirt. Gleich in der Einleitung gibt er diese Niederlagen „den treulosen Verbündeten Oesterreichs schuld, und tadelt, daß man es versäumt hatte, ihre Hülfe sich mit jener Rücksichtslosigkeit dienstbar zu machen, womit Preußen 1870 die süddeutschen Staaten an sich kettete". Das heißt doch wol, den wirklichen Verlauf der Dinge, die einmüthige nationale Erhebung Deutschlands nicht begreifen. Preußen wird dann vorgeworfen, die Friedensbedingungen in der Hauptsache nicht gehalten, die ihm factisch unterworfenen Länder des Norddeutschen Bundes unterjocht und jeden activen und passiven Widerstand derselben zum Schweigen gebracht zu haben, um ihre Wehrkräfte seinen Zwecken dienstbar zu machen. Das nächste Ziel sei die vollständige Heranziehung auch der Südstaaten gewesen. Dazu habe es eines national klingenden Vorwandes, eines Anstoßes von außen bedurft und des Kampfes mit einem Volke, welches den Deutschen durch Tradition als gemeinsamer Feind erschien. Doch wir wollen den rothen Faden, der sich durch das ganze Werk zieht, nicht weiter verfolgen. Wenn der Verfasser im Widerspruch mit allen Thatsachen schreiben kann: „Es war der erste Krieg, den Napoleon aus andern als aus persönlichen Gründen unternommen und angestrebt hatte; es war der erste, welcher ihm, wenn auch indirect, von seinem Gegner aufgezwungen wurde", so kennzeichnet das die Tendenz und den Geist seines Werks. Es heißt ja auch: „Im Lager der Franzosen." Hier aber gibt er von dem, was er beobachtet hat, einen guten Bericht; er hat einen klaren und scharfen Blick nicht blos für die Lichtseiten, sondern auch für die Mängel und Uebelstände, die er nicht verschweigt. Auch er hebt den nachtheiligen Einfluß der „Hochschule in Afrika" auf die Disciplin und Gefechtsordnung der Truppen, sowie auf deren Führung, und ferner die völlige Unkenntniß von der preußischen Heeresorganisation und Taktik als Hauptursachen der Niederlagen von 1870 hervor. In der Vernachlässigung der Details der Kriegführung, z. B. des Vorpostendienstes, des Nachrichtenwesens, der Marschsicherung und der Auskundschaftung des Feindes, hat er Unglaubliches gesehen und theilt Beispiele davon mit. Eine Hauptquelle des Uebels findet er aber darin, daß auch in der französischen Armee längst jene schöne „Gepflogenheit", daß Kenntnisse und Talent allein zu rascherm Aufsteigen führen, nicht mehr gehandhabt wird. Darauf musterte er die preußisch-norddeutsche Armee; er ist über dieselbe genau orientirt und zollt ihr volle Anerkennung. Eine solche lassen auch wir dem rein militärischen, nicht von politischer Voreingenommenheit beeinflußten Theile des Buchs widerfahren.

Weniger befriedigt wird jeder, der die Persönlichkeiten und ihre Verhältnisse kennt, von der Charakteristik der Heerführer sein; wir können z. B. nicht errathen, welches

Digitized by Google

Missgeschick im Kriege Steinmetz die Gnade des Königs geraubt haben soll, da wir im ganzen Feldzuge überhaupt nur ein einziges ungünstiges Gefecht kennen, das vor Orleans, und selbst dies gerecht den Baiern, welche hier gegen erdrückende Uebermacht gekämpft haben, zum großen Ruhme. Wie man aber in Bezug auf die spanische Thronandidatur die abenteuerlichsten Fabel eines französischen Blattes, daß Prim, ein ehemaliger preußischer Unteroffizier, von Bismarck im preußischen Interesse am spanischen Hofe angestellt sei, ganz ernsthaft nur anführen kann, ist unbegreiflich. Ueber die Vorgänge in Ems ist der Verfasser sehr geneigt, die von übereinstimmenden Zeugenaussagen bestätigte Beschimpfung Benedetti's zu glauben, welche die ganze Schuld des Kriegs auf Preußen wälzen würde.

Der Leser mag die Consequenzen im Buche weiter verfolgen; wir wenden uns lieber den Kriegsbegebenheiten zu, deren Darstellung vom militärischen Standpunkte den Verfasser, der theilweise Augenzeuge des taktischen Verlaufs auf französischer Seite war, gelungen ist. Er ist der Berichterstatter der „Oesterreichischen Wehrzeitung", dessen drastische Schilderung des Rückzugs von Wörth damals die Runde durch alle Blätter machte; wir finden sie hier, für eine Kriegsgeschichte anders redigirt, wieder. Daß er die preußische Kriegführung allzu methodisch und langsam, des genialen Schwungs ermangelnd nennt, ist eine Ansicht, die sich vielleicht, wenn alle leitenden Motive bekannt wären, modificiren würde. Einstweilen kann Deutschland zufrieden sein. Mit der Behauptung, daß der Gewinn von Elsaß und Lothringen als Kraftverlust für das zu gründende Reich zu betrachten und die bisherige Grenze überaus stark gewesen sei, wird man sich schwerlich einverstanden erklären.

Der uns in d. Bl. zur Verfügung stehende Raum macht es unmöglich, alle Werke über den Krieg von 1870 eingehend zu besprechen; wir müssen uns begnügen, einen großen Theil derselben, ohne ihrem Werthe zu nahe treten zu wollen, nur übersichtlich anzuzeigen:

9. 1870. Der große Entscheidungskampf zwischen Deutschland und Frankreich, geschildert von Theodor Crieſinger. Mit vielen Abbildungen. Stuttgart, Bogler und Beinhauer. 1870—71. 4. In Lieferungen zu 4 Ngr.

Für den größten Leserkreis bestimmt, auf einen nicht unbedeutenden Umfang berechnet (die neunte Lieferung schließt mit der Einleitung der Schlacht bei Gravelotte), in populärster Weise geschrieben, ohne mit Worten zu geizen und die Ausdrücke abzuwägen, wird dies Werk gewiß gern gelesen werden. Es ist vom wärmsten deutschen Vaterlandsgefühl getragen und schildert sehr anschaulich und lebendig sowol Thatsachen als Zustände.

10. Der Franzosenkrieg 1870. Von Ferdinand Schmidt. Berlin, Lobeck. 1870—71. 8. In Lieferungen zu 3 Ngr.

Der Verfasser, welcher sich als Volksgeschichtschreiber bereits einen rühmlich bekannten Namen erworben hat, beginnt eine Geschichte des neuen deutsch-französischen Kriegs, die sich gewiß würdig seiner Geschichte der Freiheitskriege anschließen wird. Leider haben wir erst drei Lieferungen des Werks gesehen, die nur bis zur Eröffnung des Reichstags gehen, sie erwecken die günstigsten Erwartungen, können aber noch kein Urtheil begründen. Die edle patriotische Gesinnung des Verfassers ist bekannt, seine kräftige und anziehende Darstellungsweise zeigt sich auch hier — wir können dem Buche, wenn es erfüllt, was sein Anfang verspricht, nur die weiteste Verbreitung wünschen.

11. Der Krieg von 1870. Dem deutschen Volk erzählt von Gustav Jahn. Erste Abtheilung. Halle, Mühlmann. 1871. 8. 12 Ngr.

Die kleine Schrift soll in zwei Abtheilungen vollendet werden, da aber die erste, bisjetzt erschienene nur bis zum Vormarsch von der Saar zur Mosel geht, so zweifeln wir, daß die zweite die Schlußabtheilung sein werde. Der Verfasser gibt vor allem Gott die Ehre für die großen Erfolge und will durch seine Blätter zu der Erkenntniß beitragen, daß die köstlichste Siegesfrucht in einer sittlichen Erneuerung unsers Volks und einer Erneuerung guter deutscher Sitte liege. Darum beginnt er die Geschichte dieses Kriegs mit einem Bußbekenntniß. Mögen sich diejenigen, die nicht auf demselben streng kirchlichen Standpunkt stehen, nicht dadurch abhalten lassen, das Buch zu lesen, das, in Wahrheit für das deutsche Volk geschrieben, denselben viel Beherzigenswerthes sagt.

12. Der deutsch-französische Krieg von 1870. Chronik der Ereignisse von Julius Mühlfeld. Zum Besten der Verwundeten und Hinterbliebenen. Bielefeld, Thiele und Comp. 1870—71. Br. 8. In Lieferungen zu 4 Ngr.

Was die Zeitungen vereinzelt berichten, sollte hier vom Beginn des Kriegs an zu einer übersichtlichen Chronik vereinigt werden, damals „jedem Patrioten ein willkommener Gast und hoffentlich ein Siegesbote, später aber eine liebe Erinnerung an eine schwere, aber große Zeit". Das Werk erscheint für ungeduldige Leser nicht nur lieferungs-, sondern auch bogenweis, wöchentlich 1—2. Wie weit es jetzt gekommen ist, wissen wir nicht, uns sind nur 11 zugegangen, deren letzter bis zum Gefecht von Saarbrücken am 6. August geht, es steht also noch eine längere Reihe zu erwarten. Die Chronik hat in der That ihre Absicht einer Vereinigung der Zeitungsnachrichten und des Interessantesten aus der Tagespresse zweckmäßig durchgeführt, selbst das „Napoliumlied" nicht vergessen und ist gewiß, den Ereignissen schnell folgend, gut aufgenommen und, da sie wirklich mit „warmem, patriotischem Herzen" geschrieben, gern gelesen worden.

13. Fundament und Krone des deutschen Kriegs von 1870. Faßliche Vorstudie zur gründlichern Betrachtung und Geschichte dieses Kriegs. Vom Verfasser der Biographie „Marschall Vorwärts". Barmen, Langewiesche. 1871. 8. 10 Ngr.

Die Biographie Blücher's, welche hier wieder in Erinnerung gebracht wird, ist vor etwa 35 Jahren erschienen und damals von der Presse, wie auf dem Umschlage des jetzigen Hefts zu lesen, sehr günstig aufgenommen worden. Wir haben es nur mit letzterm zu thun. Es soll ein Vorheft, eine Vorergänzung zu den meisten der im Erscheinen begriffenen Geschichten dieses Kriegs sein; auch der Verfasser will eine solche folgen lassen, wenn ihm genügende Quellen zugänglich seien. Fast alle erscheinenden Werke haben aber eine Vorgeschichte des Kriegs gebracht. Im Prospect des Hefts war eine



Digitized by Google

Darstellung der historischen, politischen und militärischen Grundlage verfehlten, letztere ist jedoch ziemlich dürftig ausgefallen; dafür lesen wir mancherlei Auslassungen über den Krieg im allgemeinen, Gottes Zulassungen, über Regierungsformen, das Jahr 1848, den traurigen Conflict u. s. w. Ob unsere constitutionellen Leser mit dem Verfasser die constitutionelle Monarchie schon deshalb für die beste Regierungsform halten werden, weil sie mit der Weltregierung Gottes beziehungsweise die meiste Aehnlichkeit hat, müssen wir ihnen zur Erwägung geben. Die „winkende Krone" des Kriegs ist, seitdem der Verfasser das niederschrieb, wenn auch noch nicht in dem ganzen Umfange der Hoffnungen, aus denen er sie zusammensetzte, zur Wirklichkeit geworden.

Auch Monographien finden sich bereits ein, welche meist erst später in größerer Zahl zu erscheinen pflegen:

14. Die Belagerung und das Bombardement von Strasburg, von Gustav Fischbach. Strasburg, Schauenburg. 1871. 8. 20 Ngr.

15. Blätter aus dem Tagebuche eines Strasburgers während der Belagerung in den Monaten August und September 1870. Altona, Verlagsbureau. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Beide Broschüren haben ziemlich gleichen Inhalt, auch die erstere bringt keine militärische Darstellung, sondern, wie die zweite, nur eine innere Geschichte von Strasburg während der Leidenstage der unglücklichen Stadt, traurig zu lesen. Jene ist gleich für die Oeffentlichkeit niedergeschrieben, diese ursprünglich nicht; beide zählen täglich die Unglücksfälle und Drangsale auf, welche die Stadt betrossen haben, die letztere nennt die Opfer sogar namentlich. Daß sie Geschütz und Geschoß verwechselt und ganze Haubitzen auf Dächer fallen oder durch Mauern dringen läßt (statt Granaten), nimmt sich allerdings wunderlich aus! Der französische Standpunkt tritt in der ersteren noch sehr entschieden hervor; wir wollen es dem Verfasser nicht verdenken: die Gesinnung wechselt man nicht über Nacht.

16. Der Antheil des zweiten Bataillons vom Magdeburgischen Füsilierregiment Nr. 36 an den Kämpfen um Metz. Mit einem Anhange patriotischer Gedichte aus dem Jahre 1870. Halle, Barthel. 1870. 8. 5 Ngr.

Hervorragend ist dieser Antheil nicht besonders gewesen, wenn die tapfern Krieger auch wie alle im Feuer ihre Schuldigkeit gethan haben. Den Kampfgenossen des Verfassers, eines Reserveunteroffiziers, wird aber dies Erinnerungsblatt lieb sein. Den größten Theil des Hefts füllen die patriotischen Gedichte, eine Auswahl, die der Verleger gemacht hat und unter denen mehrere hier zum ersten male abgedruckt sind.

Wer „Enthüllungen" liebt, den verweisen wir auf ganz pikante, wenn auch nichts weniger als verbürgte in:

17. Napoleon's III. verhängnißvollstes Jahr 1870. Enthüllungen über sein Treiben, seine Politik, seinen Sturz und seinen Verrath an der französischen Nation. Aus dem Französischen des Jean de la Ch—l, ehemaligem Polizeibeamten des Pietri'schen Cabinets. Leipzig, Serbe. 1871. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Einen andern und ernstern Zweck verfolgt:

18. La grande nation in ihren Reden und Thaten von Anfang bis Ende des Kriegs verglichen mit den Reden und Thaten des deutschen Volks. Eine chronologische Zusammenstellung mit einem Vorwort von Adam Pfaff. Erste Abtheilung. Kassel, Kay. 1871. 8. 15 Ngr.

Das Gedächtniß der Menschen ist so kurz und im Drange der Ereignisse vergißt sich so leicht der Anfang und Verlauf vor dem Ende! Namentlich ist es von der vergeßlichen Gutmüthigkeit des deutschen Volks sehr zu bejorgen, daß es aus unzeitigem Mitleid jenen falschen Propheten sein Ohr leihe, die es schon jetzt um die Frucht seiner theuer erkauften Siege beschwatzen möchten. Zu einer solchen Auffrischung des Gedächtnisses erschien es dem Verfasser am zweckmäßigsten, in chronologischer Folge und gedrängter Kürze die interessantesten Nachrichten, Reden und Zeitungsartikel von beiden Nationen seit dem ersten Beginn des Streits zusammenzustellen und somit die Ereignisse selbst durch den Mund ihrer eigenen Urheber auf den Leser nochmals einwirken zu lassen.

Der hier ausgesprochene Vorsatz ist consequent durchgeführt, der Verfasser hat sich einer gewissenhaften Kritik befliffen und sich eigener Bemerkungen fast gänzlich enthalten oder dieselben, wo ihm Erläuterungen nöthig schienen, als Noten unter den Text gesetzt. Wir legen aber auf sie besondern Werth. Er macht uns auch sonst einige Mittheilungen, welche interessant genug sind. Schon im Mai und Juni v. J., lange bevor der spanische Vorwand sich bot, wurden bei einem dem Verfasser befreundeten schweizerischen Fabrikanten große Bestellungen von den viel abgelegneten Explosionsgeschossen gemacht (aber von demselben nicht ausgeführt). Ueber die Pläne der ultramontanen Partei ist ihm vor kurzem von einem in die römischen Dinge eingeweihten und höchst vertrauenswerthen Manne mitgetheilt worden, daß unter den römischen Jesuiten ein engerer Club zu dem aber nicht alle Jesuiten und vielleicht kein einziger selbst der ultramontan gesinnten Bischöfe gezogen worden) die politischen Unternehmungen berabredet habe, welche mit der päpstlichen Unfehlbarkeitserklärung Hand in Hand gehen und die Restauration der römischen Kirchenherrschaft in Europa herbeiführen sollten. In erster Linie habe ein Krieg Frankreichs gegen Preußen, eine Revolutionirung Süddeutschlands und eine katholische Liga zwischen Frankreich, Oesterreich und Baiern gestanden. Wir bezweifeln, daß derartige Pläne schon eine praktische Bedeutung gewonnen hatten, es mögen wol nur „fromme" Wünsche gewesen sein; doch ist es immerhin genug, wenn sie sich gestaltet haben. Die erste Abtheilung der Schrift geht bis zum Sturze des Kaiserreichs, die zweite haben wir noch nicht gesehen.

19. Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Nebst einem Anhang: Das rothe Kreuz und die „Schlachtenbummler". Von Karl Pietschker. Köthen, Schettler 1870. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser, ein berliner Student der Theologie, erließ in Verbindung mit Hans Droysen, stud. hist., am 15. Juli am schwarzen Brete der Universität einen Aufruf an seine Commilitonen zur Bildung freiwilliger Sanitätscompagnien, welche sich durch Vermittelung der Felddiakonie den militärisch organisirten Hülfsvereinen der Johanniter eng anschließen sollten. Er hatte die Freude, daß sein Aufruf eine große Zahl von Studirenden bewog sich zur Verfügung zu stellen, und wurde mit einer Abtheilung als Zugführer der Südarmee überwiesen. Seine Erlebnisse und Erfahrungen, auf dem Marsch und den

Digitized by Google

Gefechtsfeldern, sowie überhaupt in Bezug auf die freiwillige Krankenpflege in diesem Kriege schildert er in einer frischen und ansprechenden Weise, sodaß sein Buch zu diesem in andern Berichten der Presse vielfach erörterten Thema einen nicht unwesentlichen Beitrag liefert. Auch der Anhang, in welchem viele ungerechtfertigte Vorwürfe zurückgewiesen werden, ist sehr lesenswerth.

**Karl Gustav von Bernuth.**

---

## Eine Biographie Reuchlin's.

Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke. Von Ludwig Geiger. Leipzig, Duncker und Humblot. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Wir hatten in Deutschland zwei Geschlechter der Humanisten. Die Aeltern ergriffen mit Sehnsucht die Elemente der neuen Bildung, des Sprachstudiums, der antiken Literatur, wie sie in Italien eben wieder erweckt ward; sie waren und blieben Theologen, und suchten die Religion innerlicher aufzufassen und besser zu verstehen, ohne sich in offene Gegnerschaft mit der Kirche zu setzen. Die Jüngern waren kühn, angriffslustig, in der Abenteurerlust eines bewegten Lebens die Vorfechter des deutschen Nationalgefühls und der Trennung von Rom durch die Reformation. Unter jenen ragt Agricola, unter diesen Ulrich von Hutten hervor. In der Mitte beider stehen zwei Männer, die man frühe schon als die Lichter und Augen Deutschlands bezeichnete: Reuchlin und Erasmus. Man hat sie als die Väter und Begründer der neuern Geistesrichtung laut gepriesen, und ebenso herb getadelt, weil sie sich derselben nicht mit voller Seele angeschlossen, ja, wie namentlich Erasmus, in Kampf mit derselben verstrickt worden sind. Allein hier sollte man zweierlei im Auge haben. Einmal waren sie Männer der friedlichen Forschung, der ruhigen Bildung, nicht der That, und bereits in einem Alter, wo es die Art der Menschen ist, das gewonnene Gut zu bewahren und es nicht durch neue Wagnisse in Frage zu stellen; und dann läßt sich nicht leugnen, daß die Reformation ihr Befreiungswerk nur halb vollbrachte, daß sie sehr rasch selbst wieder dogmatisch wurde, sich an den Buchstaben der Bibel band und alte Conciliensatzungen und scholastische Dogmen in Menge beibehielt, ohne zu prüfen, ob denn die Annahme derselben irgend in der eigenen Erfahrung, im eigenen Gewissen begründet werden könne, oder zum Heil der Seele das Geringste beitrage. Man kann es einem Erasmus wahrlich nicht verargen, daß er da nicht mitthun wollte; das Stürmische und Gewaltsame misbehagte ihm, wie Goethe bei der Französischen Revolution, und in der lutherischen Dogmatik sah er einen Rückschritt gegen die humane Geistesbildung. „Die Wahrheit nur bete ich an als Gott", war Reuchlin's Losung. Er ist ihr treu geblieben, zur Zeit des Parteihaders und der Verketzerungssucht ein Mann der Gerechtigkeit und des Wohlwollens.

Das vorliegende Buch über Reuchlin ist eine gründliche, maßvolle, reinliche Arbeit, wie wir eine ähnliche über Erasmus wünschen möchten; beide würden sich dem „Ulrich von Hutten", dem meisterhaften Werke von Strauß, würdig und ergänzend anschließen. Der Biograph begleitet seinen Helden auf dessen Studien- und Wanderjahren. Reuchlin tritt dann als Jurist in das staatliche Leben, er wirkt als Berather von Fürsten in mancherlei Verhältnissen, aber die Hauptsache bleibt die Thätigkeit des Gelehrten. Er begründet für Deutschland das Studium der griechischen und hebräischen Sprache und wird dadurch bahnbrechend, zunächst für das Verständniß des Alten und Neuen Testaments, dann für die Aufnahme des Hellenenthums überhaupt in unser Gemüth und unsern Geist. Sein eigenes Philosophiren wird hauptsächlich durch jene alexandrinische Bildung bestimmt, welche Orient und Occident, hebräische und griechische Traditionen in einer mehr mystischen und phantasievollen als verstandesscharfen und wissenschaftlichen Weise miteinander verquickt und verschmolzen hat. Seine Bücher „Ueber das wunderthätige Wort" und über die „Kabbala" geben das schon durch ihre Titel kund. Phantastische Begangenheit und geniale Blicke eines freien lichten Sinnes durchkreuzen sich auch bei ihm. Den Menschengeist zu Gott emporzuführen, im Zeitlichen eine Offenbarung des Ewigen anzuschauen und in der Einigung der Seele mit dem Unvergänglichen Frieden und Freude zu finden, ist sein Ziel. Schon Wieland hat treffend bemerkt:

Reuchlin sprach zur orientalischen Literatur das Machtwort: Stehe auf, komme herauf, Todter! Der Todte kam, wie er war, mit rabbinischen Grabtüchern umwunden und sein Haupt mit dem Schweißtuch der Kabbala verhüllt; das zweite Wort war und ist ungleich leichter: Löset ihn auf und lasset ihn gehen! Und das ist das gelobte Verdienst der Folgezeiten Reuchlin's gewesen.

Seine Kenntniß der jüdischen Bücher und seine unbefangene Liebe für dieselben verwickelten Reuchlin in einen Kampf, welcher die ganze gebildete Welt bewegte und von Deutschland aus in Paris und Rom fortgeführt wurde. Ein getaufter Jude Pfefferkorn war es, welcher darauf drang, endlich die Halsstarrigkeit seines Volks zu brechen und es zum Christenthum zu bekehren: der Bücher sollte den Juden verboten, ihre Bücher, die Hauptursache ihrer Verstocktheit, sollten ihnen genommen und sie selbst zum Anhören christlicher Predigten gezwungen werden. Der Fanatiker erwarb sich von den ketzerrichterischen Dominicanern die Vollmacht, jüdische Bücher einzuziehen, und verlangte, daß Reuchlin ihn auf der Confiscationsreise begleite. Jakob van Hoogstraten, der kölner Ketzermeister, griff thätig ein; aber ein Gutachten Reuchlin's nahm sich der Juden an. Einige Schmachschriften nahm er aus, aber Talmud, Kabbala, Predigt- und Gesangbücher, wissenschaftliche Werke gaben keinen Grund zur Verfolgung, sondern seien schätzenswerth. Die Juden seien Mitbürger des Deutschen Reichs, nur auf dem Wege der Bildung und Ueberzeugung, nicht durch Zwang sollten sie Christen werden. Die Universitäten Heidelberg und Erfurt schlossen an Reuchlin sich an, aber Köln und Mainz waren für Pfefferkorn. Mehr und mehr entwickelte sich der



Digitized by Google

allgemeinere Kampf des Rechts freier Meinungsäußerung gegen inquisitorische Verketzerungssucht. Gegen Reuchlin's Gutachten gab Pfefferkorn einen „Handspiegel" heraus, hämisch und leidenschaftlich gegen den milden und einsichtsvollen Geist, der jenen beseelte. Es war ein Mißgriff, daß Reuchlin einwilligte, die Sache vor den Kaiser zu bringen. Die Sache, bemerkt Geiger treffend, erhielt dadurch eine unheilvolle Wendung, ein dem Idealen entfremdetes Aussehen. Ein geistiger Kampf läßt sich mit richterlichen Sprüchen nicht entscheiden, ein auf Erringung der wissenschaftlichen Freiheit gerichtetes Streben darf den weltlichen Arm nicht anrufen. Auch brach Reuchlin das Schweigen, das sich bis zur richterlichen Entscheidung geziemt hätte, und schrieb seinen „Augenspiegel", in welchem er manche schöne und kühne Aeußerung seines Gutachteus klügleind abschwächte und begrenzte; aber die Hoogstraten und Tungern waren um so erbitterter. Vergebens suchte Reuchlin zu beschwichtigen. Sie erwiderten, daß er das Einschreiten des Kaisers gegen die Juden verhindert habe, dieselben in ihrem Kampf gegen das Christenthum bestärke, ja selber jüdischen Unglaubens verdächtig sei. Reuchlin solle sich unterwerfen und selbst den „Augenspiegel" vernichten. Da war seine Geduld erschöpft. Reuchlin gab seine Schriften nun deutsch heraus, und Pfefferkorn ließ einen „Brandspiegel" folgen, und forderte auf, die alten Juden zu vertreiben oder an einsamen Flecken auszusetzen, die Kinder aber ihnen zu entreißen und gewaltsam zu taufen. Reuchlin wandte sich nun an den Kaiser Maximilian: kaiserliche Erlasse und das kanonische Recht verlangten menschliche Behandlung der Juden, und wenn der Kölner Ortuinus Gratius die Jungfrau Maria mit alma Jovis mater anfinge, so sei das eine ärgere Ketzerei, als wenn man Gutes im Talmud und in der Kabbala finde. Seine Rache solle sein, die Namen seiner Gegner in Marmor ausgehauen der Nachwelt zu überliefern. Und dies großartige Wort hat sich erfüllt.

Der Kaiser legte beiden Parteien Stillschweigen auf. Aber die Kölner holten Facultätsgutachten in Löwen, Mainz und Paris gegen Reuchlin ein, und in Mainz, in Speier, in Rom ward der Proceß jahrelang hinund hergezogen, Sickingen nahm sich Reuchlin's mannhaft an, indeß am Ende ward in Rom doch gegen Reuchlin entschieden; sein „Augenspiegel" sollte unterdrückt und ihm selber ewiges Stillschweigen geboten sein. So 1520. Aber die Kölner verfolgten ihren Sieg nicht und Reuchlin blieb unangefochten. Denn die öffentliche Stimme der Nation hatte ihm recht gegeben; die streitlustige Jugend war auf seine Seite getreten, und die „Epistolae obscurorum virorum", die Hutten und Crotus herausgaben, machten die pfäffische Beschränktheit lächerlich, während dieser scherzhaften Satire Reuchlin ein ernstes Gegenstück in den „Epistolis illustrium virorum" gegenüberstellte, den wörtlichen Briefen berühmter und erleuchteter Männer an ihn zur Billigung und Vertheidigung seiner Sache.

Goethe liebte es, sich mit Reuchlin zu vergleichen; jener „zahmen Xenie", welche die Bewunderung des Dichters für den Gehrten ausspricht, fehlt indeß offenbar ein Vers. Geiger theilt in der eingeklammerten Zeile eine von Theodor Creizenach vorgeschlagene Ergänzung mit; vielleicht findet einer der vielen Goethe-Freunde, die jetzt mit der Herstellung kritischer Ausgaben beschäftigt sind, das Original:

Reuchlin! wer will sich ihm vergleichen,
Zu seiner Zeit ein Wunderzeichen!
Das Fürsten- und das Städtewesen
Durchschlängelte sein Lebenslauf,
[Er lehrte uns die Griechen lesen],
Die heiligen Bücher schloß er auf.
Doch Pfaffen wußten sich zu rühren,
Die alles breit ins Schlechte führen,
Sie finden alles da und hie
So dumm und so absurd wie sie.
Dergleichen will mir auch begegnen;
Bin unter Dache, laß es regnen.
Denn gegen die obscuren Kutten,
Die mir zu schaden sich verpuppten,
Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen.

**Moriz Carriere.**

## Philosophische Schriften.

1. Das A und das O der Vernunft. Von Rudolf Fernau. Leipzig, O. Wigand. 1870. Gr. 8. 3 Thlr.

Diese ultraradicale Schrift schließt sich an ein anderes, bereits in zweiter Auflage erschienenes Buch des Verfassers an: „Das Christenthum und das praktische Leben." Waren dort vorzugsweise die praktischen, so sind hier die theoretischen Lehren des Christenthums Gegenstand der Kritik. Der Verfasser behandelt zunächst „Die Mythe des jüdisch-christlichen Religionssystems", in welcher der Charakter des hauptsächlichen Inhalts der Bibel an den hervorragend schwachen Punkten beleuchtet wird. Alsdann gibt er die Resultate der historischen Kritik über die Bücher des Alten und Neuen Testaments, wobei keine Gelegenheit zu Ausfällen gegen die Helden der Erzählung oder deren Verfasser unbenutzt bleibt. Endlich wird an die Hauptdogmen des christlichen Religionssystems der Maßstab rationalistischer Beurtheilung angelegt; die „Schöpfung des Menschen und der Welt", die „Stellung des Menschen in der Natur", die „Existenz Gottes" und die „Sünde und Erbsünde" werden stets im genauen Anschluß an die urkundlichen Lehren der Bibel, aber ohne hinreichende Sonderungen des so wesentlich verschiedenen Lehrstandpunktes verschiedener Bücher und Zeiten, einer strengen Beurtheilung unterworfen.

Sieht man von der Anforderung eines Eingehens in die apologetischen Winkelzüge der Theologie ab und begnügt sich mit einem für den gemeinen Menschenverstand des Laien geschriebenen Plaidoyer, so wird man sagen dürfen, daß die vorliegende Schrift in der Aufdeckung der Widersprüche der Bibellehren untereinander oder gegen die gesunde Vernunft, sowie der Roheit des Bildungszustandes ihrer noch in tiefer Nacht des Aberglaubens befan-

Digitized by Google

genen Verfasser und der sich theilweise documentirenden barbarischen Gefühlsroheit der Abfassungszeit vielleicht alles bisher Geschriebene an Schärfe und Vollständigkeit übertroffen habe. Aber abgesehen davon, daß sich des Verfassers Kritik, namentlich in dem ersten Abschnitt, allzu sehr in kleinliche Nörgeleien verliert und allzu oft durch den Ausdruck der Entrüstung und des Ekels unterbrochen wird, macht es ihm sein rein materialistischer, jedes Uebersinnliche schlechthin leugnender Standpunkt zur Unmöglichkeit, irgendetwas Positives an jenen Lehren zu entdecken, und die exclusive Negativität der Kritik wirkt schließlich ermüdend. „Zwischen Vernunft und verdummendem Aberglauben, wo sich derselbe auch finden möge, gibt es keinen Vergleich, keine Aussöhnung, keinen Frieden. Der Kampf kann nur aufhören mit Sieg oder Vernichtung der einen oder der andern Seite."

Daß in allem Irrthum ein Körnchen Wahrheit ist, und daß man den Irrthum nicht geifeln soll, ohne auch die in ihm enthaltene Wahrheit anzuerkennen, daß die geschichtlichen Thatsachen eine Reihe beständig wechselnder Compromisse zwischen Aberglauben und Vernunft zeigen, und daß der Segen wahren Fortschritts nur bei ruhiger Stetigkeit der historischen Entwickelung gedeiht — dies alles sind für den Verfasser unbekannte Dinge. Der noch Gläubige wird sein Buch nach gelesener Einleitung fortwerfen; der bereits aufgeklärte Gebildete wird die positive Seite darin vermissen: die historische Bedeutung jener Lehren für ihre Zeit, das geschichtliche Hervorwachsen derselben aus den gegebenen Bedingungen, respective die psychologische Entstehung in den Köpfen ihrer Erzeuger. Die Excurse des Schlußworts über den „vernunftwidrigen Barbarismus der stehenden Heere" und den Monarchismus als den Urquell unserer Uebel werden schwerlich für den Mangel eines positiven philosophischen Standpunktes entschädigen.

2. Leibniz' Philosophie, beleuchtet vom Gesichtspunkt der physikalischen Grundbegriffe von Kraft und Stoff. Ein historischer Beitrag zur neuern Philosophie und zur Geschichte der Naturwissenschaft von Otto Caspari. Leipzig, Voß. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Verfasser, der sich bereits durch seine Abhandlung „Ueber die physchopyhsische Bewegung" als gründlichen und fleißigen Forscher empfohlen hat, liefert in der vorliegenden Schrift eine achtungswerthe Studie zur Geschichte der neuern Philosophie, indem er mit klarem Verständniß und anerkennenswerther Sorgfalt den Entstehungsgang der naturphilosophischen Grundideen Leibniz' aus den damals gegebenen philosophischen Standpunkten und der Individualität des Leibniz selbst zu ergründen sucht, wobei sich erweist, daß die Leibniz'schen Conceptionen allerdings ein Fortschritt über das damals Gegebene waren, aber doch selbst wieder nicht im Stande sind das Problem erschöpfend zu lösen, sondern vielmehr der weitern philosophischen Entwickelung neue Fragen stellen. Besondern Werth erhalten diese Betrachtungen dadurch, daß die moderne Naturwissenschaft einen ähnlichen Entwickelungsproceß hinsichtlich der Begriffe Kraft und Stoff durchgemacht, wie die Philosophie zu Leibniz' Zeit, und daß deshalb erstere an diesem parallelen Entwickelungsgange behufs ihrer eigenen Begriffsklärung wol Interesse nehmen sollte.

Die tonangebenden naturphilosophischen Lehren waren zu Leibniz' Zeit die Corpuscularphilosophie des Gassendi und die mechanische Theorie des Descartes. Gassendi verwickelte sich mit seinem Dualismus von passiven Stoffatomen und ihnen inhärirenden activen Kräften dadurch in Widersprüche, daß er die Wirkung in die Ferne durch einen leeren Raum hindurch doch nicht zu behaupten wagte. Descartes hingegen konnte Leibniz in doppelter Hinsicht nicht genügen: erstens weil letzterer erkannte, daß nicht die Ausdehnung sondern die räumliche Wirksamkeit das Wesen des Körpers ausmacht, und die Wirksamkeit oder Action auf einer Kraft beruhen muß, und zweitens weil er die Unzulänglichkeit einer bloßen mathematischen Mechanik und die Nothwendigkeit metaphysischer Beziehungen unter den Körpern (wie Ursachlichkeit) einsah. Beide konnten das Aufeinanderwirken der Körper nicht begreiflich machen. Spinoza stellte zwar die innere Verbindung der Einzeldinge durch die Eine gemeinsame Substanz her, aber er setzte die Einzeldinge zu unselbständigen Modis und ihr Aufeinanderwirken zu leerem Schein herab. Aristoteles, der von den nachgeborenen Scholastikern noch immer an den Universitäten den neuen Lehren gegenüber hochgehalten wurde, konnte zwar mit seinem Begriff der Entelechie oder Energie aushelfen, aber doch auch nur dann, wenn man diese individualisirt als selbständiges Einzelding faßte. Mit Aristoteles stimmten einige Neuere (Henry More, Cudworth, Glisson) überein, welche das Wesen der Substanz in einer lebendigen Kraft suchten und von passiver Ausdehnung oder todtem Stoff nichts wissen wollten. Verbindet man so gewissermaßen Aristoteles mit Demokrit, Spinoza mit Gassendi, diese Engländer mit den von Giordano Bruno aufgestellten Monaden, so erkennt man, wie Leibniz dazu kam, die Substanz als Kraft, aber als bestimmt individualisirte Kraft, als Monade, zu bestimmen. Leibniz versteht unter Kraft ganz dasselbe wie Schopenhauer unter Wille; es ist die gemeinsame Grundbestimmung von Geist und Körper, von immaterieller und materieller Natur.

Aber Leibniz setzt die vielen Monaden als starr gesonderte Substanzen, und seine Ehrlichkeit ist so groß, daß er zugesteht, die absolut getrennten Monaden könnten keine Verbindungen oder Beziehungen zueinander haben: eine Höhe der Einsicht, zu der sich unsere heutigen Pluralisten keineswegs emporschwingen können. Diese starre Abschließung der Monaden gegeneinander macht wiederum das unmöglich, was Leibniz erklären wollte, das Aufeinanderwirken, und verwandelt es, um nicht in den mechanischen Occasionalismus des Malebranche und Geulinx zu verfallen, in eine prästabilirte Harmonie, d. h. in einen Parallelismus der Entwickelungsgeschichten der einzelnen getrennten Monaden. Da der Verfasser sich selbst zur starren Vielheitslehre bekennt, so tritt diese Partie nicht in hinreichende Beleuchtung. Der Verfasser verspricht am Schluß, in einem folgenden Theile die Fassung des Substanzbegriffs und des Wechselwirkungsproblems vom Gesichtspunkte des Kritieismus zu behandeln, und bitten wir ihn, sich in dieser Fortsetzung einer gedrängtern Fassung in Darstellung und Stil zu befleißigen.

Digitized by Google

3. Das menschliche Denken. Von Wilhelm Schuppe. Berlin, Weber. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Erkenntnißtheorie, nicht die Logik, ist der vorwiegende Inhalt dieser Schrift, welche in lichtvoller Weise, von dem unmittelbaren Bewußtseinseinhalt ausgehend, Schritt für Schritt die Welt zu erbauen sucht. Die prononcirte Betonung des subjectivistischen Ausgangspunktes, welche in der Erkenntnißtheorie völlig berechtigt ist, bringt eine harte Beurtheilung jener logischen Lehrbücher mit sich, welche, wie Ueberweg's „System der Logik", das Resultat der vollendeten Erkenntnißtheorie anticipirend, sofort mit jener Weltanschauung beginnen, welche die wirkliche Welt der vorgestellten gegenüberstellt. Der Verfasser hält sich frei von dem Fehler, das an sich Seiende durch das Vorstellen unmittelbar ergreifen zu wollen (wie dies z. B. J. Bergmann in seinen „Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins" (Berlin, Löwenstein, 1870) durch die Kategorie der Gegenständlichkeit oder Objectivität versucht); er ergreift die allein richtige Vermittelung der Causalität, welche von der Erscheinung auf eine an sich seiende Ursache der Erscheinung schließen läßt. Aber indem er es versäumt, die scheinbare Causalität der Erscheinungen untereinander in ihrer völlig illusorischen Beschaffenheit aufzudecken (obwol er S. 145 nahe genug daran ist) und gänzlich auf Causalität der den Erscheinungen zu Grunde liegenden Ursachen zurückzuführen, verfperrt er sich der Nothwendigkeit einer Annahme von vielen an sich seienden Ursachen, ohne welche die Vielheit individualisirter wirkender Willen (also auch menschlicher Personen) unmöglich ist. Ferner hätte ihm der Bruch mit Kant's Lehre von der Apriorität der Anschauungsformen den Gedanken nahe legen können, daß dieselben zugleich Daseinsformen des der Erscheinung zu Grunde Liegenden seien; und die Einsicht, daß die Wirksamkeit der Kategorien, also auch der Causalität im Geiste eine zunächst und ursprünglich unbewußte sei, hätte ihn dazu führen sollen, die instinctiv angenommene Realität aller Wahrnehmungen durch eine unbewußte transscendentale Beziehung derselben auf die der Erscheinung zu Grunde liegende Ursache zu erklären. Obwol die Schrift sonach in den wichtigsten Fragen auf halbem Wege stehen bleibt, so ist sie doch durch das Ergreifen des einzig förderlichen Princips, der Causalität, ein schätzenswerther Fortschritt über die Leistungen jener subjectivistischen Seite der Kant'schen Schule hinaus, welche sich dieser Einsicht bisjetzt hartnäckig verschließt.

# Feuilleton.

## Melchior Meyr.

Melchior Meyr starb nach langen Leiden am 22. April. Es waren zwei Richtungen, welche in der literarischen Production Meyr's bald gesondert nebeneinander herliefen, bald einheitlich ineinander aufgingen: die dichterische und die philosophische. Meyr, der Dichter, prägte bald seinen religiösen Ideengehalt in einer Reflexionsluft großen Stils aus, die ferienlich nicht immer das philosophisch Abstracte zum poetisch Concreten zu verklären verstand, bald verwerthete er das Leben seiner schwäbischen Heimat zu volksthümlichen Erzählungen oder machte die Novelle zum Träger seiner metaphysischen oder socialen Ideen; — Meyr, der Philosoph, gab seine theils aus Jakob Böhme'schen und Schelling'schen Theoremen erwachsenen, theils durchaus eigenartigen Speculationen in den Dienst einer geistvollen Vermittelung des Pantheismus mit dem Theismus und suchte unter scharfer Betonung des Sittlichen sich gegenüber dem Volke zum Religionslehrer, gegenüber den Gebildeten aber zum religionsphilosophischen Interpreten der höchsten menschheitlichen Probleme zu machen. In diesen beiden Richtungen seines literarischen Wirkens ist die Bedeutung dieses edeln Dichters und Denkers für die Gegenwart zu suchen.

Melchior Meyr wurde am 28. Juni 1810 in Ehringen bei Nördlingen im schwäbischen Riesgau geboren, besuchte die Gymnasien zu Augsburg und Ingolstadt und studirte zu Heidelberg und München Philosophie und Literaturgeschichte. Später privatisirte er in München, Erlangen und Berlin, bis er im Jahre 1852 seinen dauernden Wohnsitz wieder in München nahm, wo er bis zu seinem Tode blieb. Er trat zuerst mit einer Erzählung in Deputirtenform unter dem Titel „Wilhelm und Rosine" (1835) in die literarische Arena. Diesem Erstlingswerke folgte ein mit vielem Geist geschriebener Essay über „Die Weisheit des Brahmanen von Rückert" (1836) und eine literarhistorische Studie „Die poetischen Richtungen unserer Zeit" (1838), welche letztere einige sein entworfene Charakterköpfe aus der Literatur, wie diejenigen Heine's, Platen's, Uhland's und Rückert's enthält. Sein Drama „Franz von Sickingen" zeigt zu sehr die Tendenz, historisch sein zu wollen, als daß es poetisch erwärmen könnte. Bedeutender wirkt sein im Jahre 1852 zuerst in Berlin auf der königlichen Hofbühne zur Aufführung gekommenes dramatisches Gedicht „Herzog Albrecht und Agnes Bernauer". In weitern Kreisen bekannt wurde Meyr erst durch seine treffischen „Erzählungen aus dem Ries" (1856), welche früher im Kntigarter „Morgenblatt" zum Abdruck gekommen waren. Dieselben sind in der Charakterzeichnung höchst realistisch, in der Composition von technischer Vollendung und, was ihren geistigen und sittlichen Gehalt betrifft, bedeutend und eigenartig. Sie schildern das schwäbische Bauernleben mit plastischer Lebenswahrheit und mischen Ernst und Humor mit seinem künstlerischen Takt. Diesen Erzählungen ließ Meyr seine „Gedichte" folgen, in denen das Contemplative und Gnomische das rein Lyrische und Stimmungsvolle überwiegt. Ein Werk von schwerwiegendem Gedankengehalte warf Meyr in die literarische Zeitwage, als er im Jahre 1860 sein Werk „Gott und sein Reich" publicirte, in welchem der Verfasser das Leben des Menschen und des Kosmos philosophisch betrachtet und das creatürliche Dasein mit dem Wesen Gottes vermittelt und verföhnt. An dieses Werk schließen sich zwei spätere an: „Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit" und „Die Unsterblichkeit der Seele". Wenn Meyr nun verspricht, die philosophischen Ideen, welchen er in diesen systematischen Schriften Ausdruck lieh, in seinen Romanen und Novellen, wie in „Vier Deutsche" (1861) und „Ewige Liebe" (1864) poetisch zu incarniren und durch Gestalten des wirklichen Lebens zu illustriren, so ist das eine Aufgabe, welche ihm nicht durchweg gelang, vielleicht aus innern Gründen nicht gelingen konnte. Die Meyr'sche Tragödie „Karl der Kühne" (1862), welche in München und Stuttgart gefiel und in der Titelrolle eine Lieblingspartie Grunert's wurde, excellirt durch ihren dramatischen Wurf und prächtige Diction. Großes Aufsehen machten Meyr's anonym erschienene „Gespräche mit einem Grobian" (1866). Sie sind wol das Bedeutendste aus der Feder unsers Autors: der vielgewandte Novellist und der tiefsinnige Philosoph vereinigen sich in ihnen, um der Zeit einen Spiegel vorzuhalten, in dem sie ihr leibhaftiges Bild erschaut, umrankt von den Arabesken des Witzes, des Humors, der Satire, aber nicht ohne das Gespenst der

Digitized by Google

Strafenden Nemesis im Hintergrunde, welches der „Grobian" heraufbeschwört durch die von ihm geschleuderten Blitze des Zorns und der Gerechtigkeit. Der letzte Publication Meyr's waren seine Gedichte „Die Religion des Geistes", Reflexionspoesien, welche sich nach allen Richtungen hin in Welt und Leben betrachtend vertiefen und aus beiden ihre objectiven religionsphilosophischen Resultate ziehen, ohne das geistige Bild des Dichters, wie wir es namentlich aus seinen philosophischen Prosaschriften kennen, durch wesentlich neue Züge zu vervollständigen. Als ein posthumes Werk des nunmehr Dahingegangenen sind nächstens Briefe über „Die Religion und ihre Fortbildung" zu erwarten.

In Meschler Meyr ist ein Vorkämpfer für die „Poesie des Geistes" von uns geschieden, der in allen seinen Werken, die des echt Poetischen so vieles bieten, stets jenen vertrauenden Muth und jene unbeugsame Wahrhaftigkeit bewiesen hat, welche einzig aus einer durch innere Arbeit an sich selbst gestiegten und geadelten Gesinnung fließen können.

## Heinrich Theodor Rötscher.

Nach langen Leiden starb am 9. April zu Berlin Heinrich Theodor Rötscher, ein mehr als halb vergessener und doch um das Kunstleben und die Kunsttheorie so hochverdienter Mann. War er doch der erste, welcher in Deutschland die Schauspielkunst nach Maßgabe einer principiellen und systematischen Behandlungsweise in das Gebiet kunstphilosophischer Betrachtung hinüberzegogen und ihr dadurch feste und sicher zumgrentze Gesetze geschaffen hat.

Am 20. September 1803 zu Mittenwalde in der Provinz Brandenburg geboren, besuchte Rötscher das Graue Kloster in Berlin und bezog dann die Universitäten Berlin und Leipzig, auf welchen er, dort unter Böckh und Hegel, hier unter Hermann und andern, philologische und philosophische Studien trieb. Später habilitirte er sich an der berliner Universität. „Aristophanes und sein Zeitalter" (1827) war der Titel der ersten größern von ihm publicirten Arbeit. Dieselbe trug ihm einen Ruf als Gymnasialprofessor nach Bromberg ein, dem er Folge leistete. In den dort von ihm geschriebenen „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst" (1837—42) bestrebte er sich, der darstellenden Kunst stetere ästhetische Gesichtspunkte abzugewinnen, indem er nach eingehenden Untersuchungen über das Verhältniß der Philosophie zum Kunstwerke eine Analyse Shakspeare'schen und Goethe'scher Musterdramen vornahm und daraus allgemeine Gesetze zu abstrahiren suchte: ein Unternehmen, welches in mehr als einer Beziehung zu positiven Resultaten führte, die für die Kunsttechnik von weittragender Bedeutung wurden. Hatte er nun mit diesem Werke eine systematische Behandlung der technischen Interpretation dramatischer Kunstwerke bezweckt, so versuchte er in der „Kunst der dramatischen Darstellung" (1841—46) die Schauspielkunst von ästhetischen Gesichtspunkten und in ihrem Wesen zu erfassen und somit den darstellenden Künstlern einen sie in ihren Leistungen leitenden und erziehenden Codex zu liefern. Bald nach dem Erscheinen des letztgenannten Werke siedelte Rötscher, um unter der unmittelbaren Anregung eines dramatischen Kunstinstituts zu leben, nach Berlin über. Tieck interessirte sich für die Rötscher'schen Pläne, und er sowol wie der Minister Eichhorn legten die Vorarbeiten für Einrichtung eines Instituts zur Heranbildung von Schauspielern auf Staatskosten in seine Hände. Alles war geordnet, dem thätigen Rötscher war die Leitung des Instituts bereits zugesagt, als das Bewegungsjahr 1848 hereinbrach. In den Stürmen der Revolution kamen die Rötscher'schen Pläne in Vergessenheit und blieben auch später unausgeführt.

Lange Jahre war Rötscher als Recensent des berliner Hoftheaters an der „Spener'schen Zeitung" thätig. Die in diesem Blatte von ihm veröffentlichten Kritiken, oft von bedeutsamem Gehalte, faßte er in den „Dramaturgischen Skizzen und Kritiken" (1857) zusammen. Seit dem Jahre 1851 fand Rötscher der berliner Hofbühne ganz fern. Zu nennen sind noch von seinen ältern Arbeiten die interessante Schrift „Das Schauspielwesen" (1843), die geistvolle Arbeit „Ueber Byron's Manfred" (1841) und das schätzenswerthe biographische Denkmal „Oehlenschlaen's Leben und Wirken" (1845). Von seinen drei neuesten Werken „Shakspeare in seinen höchsten Charaktergebilden" (1864), „Dramaturgische und ästhetische Abhandlungen" (1865), und „Dramaturgische Blätter" (1865) hatte namentlich das erstgenannte Buch, weil es des Trefflichen und Neuen zur Würdigung des großen Briten vieles bringt, eine größere Beachtung verdient, als es gefunden hat.

Rötscher hat durch sein rastloses Wirken für die Wissenschaft der Dramaturgie dazu beigetragen, der dramatischen Dichtung klarere Ziele vorzuzeichnen, der Schauspielkunst aber aus dem Reiche der subjectiven Willkür in die Sphäre objectiver Gesetzmäßigkeit zu erheben — das ist ein Verdienst, welches die Nachwelt ihm nicht vergessen sollte.

## Bibliographie.


Baumgarten, M., Der deutsche Protestantenverein, ein heiliges Panier in neuen deutschen Reich. Berlin, Herschel. 8. 13 Ngr.

Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet v. Fr. Pfeiffer, 1866 Bd.: Wolfram's v. Eschenbach Parzival und Titurel. Herausgegeben von Karl Bartsch. 2ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Cäsar, G. (Julius Cäsar) von Perugien, Dramatische Werke. 3ter und 4ter Bd. Berlin, Schröder. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Curtius, E., Der Geburtstag des deutschen Kaisers. Festrede in der Aula der Friedrich-Wilhelm-Universität am 22. März 1871 gehalten. Berlin, Besser. Gr. 4. 7½ Ngr.

Decken, C. von der, Deutsche Jagden. Hannover, Brandes. Gr. 8. 6 Ngr.

Döllinger's, J. v., Erklärung an den Erzbischof von München-Freising. München, Lüneburg. Gr. 8. 4 Ngr.

Ebeling, A., Thüringe. Eine deutsche Dorfgeschichte. Berlin, R. Oeffer. 8. 15 Ngr.

Eilers, und Lothringen. Geschichtlicher Rückblick in gemeinfaßlicher Darstellung von einem Schweizer. Bern, Mann u. Baechlin. 8. 15 Ngr.

Ernst, C. H., Aus Mußestunden. Wiesbaden, Riedner. Gr. 16. 15 Ngr.

Feßler, J., Die wahre und die falsche Unfehlbarkeit der Päpste. Zur Widerlegung gegen Dr. Prof. Dr. Schulte. 3te Aufl. Bonn, Eaebner. Gr. 8. 10 Ngr.

Frankreich und seine Stellung zu den anderen europäischen Mächten vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1870. Wien, Gerold's Sohn. 1870. Gr. 8. 10 Ngr.

Frenzel, K., La Pucelle. Roman in 3 Büchern. 3 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 5 Thlr.

Friedrich, J., Documenta ad illustrandum concilium Vaticanum anni 1870 quae inte Abth. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 2½ Ngr.

Goethe-Georgens, Jeanne Marie v., Sich selbst erobert. Ein Mädchen-Roman in 6 Büchern. 2 Bde. Berlin, Langmann u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Hartmann, H., Bilder aus Westfalen. Sagen, Sitt- und Familienleben, Gebräuche, Volksaberglauben und lustige Volksphantasien des ehemaligen Fürstenthums Osnabrück. Osnabrück, Rackhorst. Gr. 8. 1 Thlr.

Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von J. Sturm. Jahrgang 1870. Wiesbaden, Riedner. Lex.-8. 16 Ngr.

Janicke, K., Das deutsche Kriegsfeld. Eine literarhistorische Studie. Berlin, Kuppenheim. 8. 15 Ngr.

Löwe, L. F., Ueber den Fall von Paris und die heutige Weltlage. Zwei Vorträge. Zürich, Meyer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Marcion III., Bemerkungen zu dem militairische Organisation des norddeutschen Bundes. Aus dem Französischen von A. Mel 6. Berlin, Simion. Lex.-8. 1 Thlr.

Meyer, H. A., Deutsche Gedichte zur deutschen Sage und Geschichte. Nie verbesserte und sehr vermehrte Aufl. Bielefeld, Belhagen u. Klasing. 8. 25 Ngr.

Mehnig, O. v., Das Lied vom neuen deutschen Reich. Eines ehemaligen Lützow'schen Jägers Vermächtniß an Vaterland. Berlin, Herz. 8. 1½ Thlr. 10 Ngr.

Moltenburg, R., Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und ein Anhang aus seinen Schriften mit besonderm Hinweise auf die Neugründung Deutschlands und die Volkserziehung. Minden, K. Bottenin. Gr. 8. 9 Ngr.

Schack, A. F. v., Durch alle Wetter. Roman in Versen. Nie verbesserte Aufl. Berlin, Herz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt's, K., Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Für Schul- und Predigtamtscandidaten, für Volksschullehrer, für gebildete Aeltern und Erzieher übersichtlich dargestellt von Dr. Richard Lange. 2te Aufl. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tangemann, Dr., Die römisch-jesuitische Reuerung. Mit Beziehung auf das Verfahren des Herrn Erzbischofs von Köln gegen den Pfarrer von Antel, zugleich als Denkschrift für das königl. Staatsministerium. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. 1ie Folge. 1ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Wachenhusen, H., Tagebuch vom französischen Kriegsschauplatz 1870—1871. 2 Bde. Berlin, Hausfreund-Expedition. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zöllner, R., Das deutsche Riesenlied in der Oberlausitz. Dresden, Burdach. Gr. 8. 24 Ngr.


Digitized by Google

# Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Porträts und Studien.

Von

**Rudolf Gottschall.**

Dritter und vierter Band.

**Paris unter dem zweiten Kaiserreich.**

Culturbilder.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Den ersten zwei Bänden des Werks, in welchen der Verfasser eine Reihe „literarischer Charakterköpfe" als Beiträge zur Geschichte der Literatur und Philosophie der Neuzeit vorführte, schließen sich hier pariser „Culturbilder aus dem zweiten Kaiserreich" an: Schilderungen von Zuständen, die jetzt bereits der Geschichte angehören, deren getreue Abspiegelung daher für die Gegenwart um so werthvoller geworden ist. Leichtere Skizzen und ernstere Abschnitte wechseln miteinander, alle haben den frischen Reiz des unmittelbar selbst Gesehenen und Erlebten. Die im vierten Bande enthaltene Darstellung des französischen Dramas und Theaters dieser Epoche ist das Eingehendste, was bisher in Deutschland wie in Frankreich über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Kunst
## im Zusammenhang der Culturentwickelung
## und die Ideale der Menschheit.

Von **Moriz Carriere.**

Vierter Band.

Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur.

8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Carriere's Werk, die erste Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit, ist als eine Bereicherung unserer Nationalliteratur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Die gesammte Bildungsgeschichte von der Mitte des 15. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, wie sie durch die Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, die Wiedererweckung des Alterthums und die religiöse Bewegung bedingt ist, wird uns in dem soeben erschienenen vierten Bande lebendig klar geschildert. Die Künstlerpersönlichkeiten eines Michel Angelo und Rafael, Dürer und Rubens, Ariost und Tasso, Cervantes und Calderon, Rabelais und Molière, Shakespeare und Milton stehen in ihrer individuellen Herrlichkeit neben Luther, Machiavelli, Pascal, Cartesius; im Zusammenwirken der Germanen und Romanen vollzieht sich die große Culturarbeit, die aus dem Mittelalter in die Neuzeit heraufführt.

Der erste bis dritte Band haben folgende Specialtitel:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst.** Zweite vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: **Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.** Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: **Das Mittelalter.** (In zwei Abtheilungen.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.

Im Verlage von **Franz Lipperheide** in Berlin sind soeben folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Deutscher Frühling
## 1871.

Politische Dichtungen zum Theil in den Formen des Minnesangs von

**Franz Leibing.**

32 Seiten, elegant geheftet. Preis 6 Sgr.

## Schwert und Harfe.
### Zeitgedichte
von
### Johannes Hüll.

180 Seiten, elegant geheftet. Preis 22½ Sgr.

## Gedichte
von
### Gustav Gerstel.

250 Seiten, elegant geheftet. Preis 1 Thlr. Elegant gebunden 1 Thlr. 15 Sgr.

## Histoire de la révolution française
par
### M. A. Thiers.

6 volumes.

8. Geh. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Diese Ausgabe von Thiers' berühmter Darstellung der Französischen Revolution in der Originalsprache, aus sechs starken schönbedruckten Bänden bestehend, wurde von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, um vielseitigen Wünschen zu genügen, für kurze Zeit von 6 Thlr. auf 2 Thlr. im Preise ermäßigt. Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu dem ermäßigten Preise.

In der **Luchhardt**'schen Verlagsbuchhandlung (**Fr. Luchhardt**) in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Malerleben.** Roman in drei Büchern von **W. Bennecke.** 1 Thlr.

**Gedichte** von **W. Bennecke.** Eleg. brosch. 15 Ngr.; fein gebunden 25 Ngr.

**Zur Agitation für ein deutsches Theatergesetz.** Vortrag über Theatergesetze ꝛc. gehalten am 29. April 1871 von Dr. **Franz Krückl,** königl. Opernsänger in Cassel. Preis 2½ Ngr.

Soeben erschien:

**Reinhold Lenz.** Novelle von **W. Bennecke.** 1 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 1. Juni 1871.



Inhalt: Zur Literatur der Gegenwart. Von Rudolf Gottschall. — Neue Dramen. Von Feodor Wehl. (Beschluß.) — Venezuela im Jahre 1868. — Feuilleton. (Georg Gottfried Gervinus; Jakob Benedey.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Zur Literatur der Gegenwart.

1. Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart. Literar- und culturhistorische Studien von F. Kreyßig. Berlin, Nicolai. 1871. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Das deutsche Kriegslied. Eine literarhistorische Studie von Karl Janicke. Berlin, Lipperheide. 1871. 8. 15 Ngr.

Daß unsere literaturgeschichtliche Kritik nicht mehr blos die Werke der Classiker bespricht, sondern auch die neueste Production der Beachtung werth hält, ist immerhin ein günstiges Zeichen für die steigende Geltung der neuen Literatur. Selbst Männer wie Kreyßig, welche bisher nur das vornehme Roß der Shakspeare-Kritik tummelten oder der neuen französischen Culturentwickelung ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, beschäftigen sich auch einmal mit den neuesten Erzeugnissen deutscher Schriftsteller. Wie Julian Schmidt wählt auch Kreyßig mit besonderer Vorliebe den Roman aus. Für eine Betrachtung der Literatur von culturgeschichtlichen, ethischen, philosophischen und den beliebten andern Standpunkten ist der Roman das willkommenste Thema, da er zu einer Fülle geistreicher Reflexionen den meisten Anlaß bietet und diese Art von Kritik doch nur den Nagel sucht, an den sie ihr eigenes Bild hängen kann. Für die ästhetische Kritik dagegen bleibt der Roman mit seinen überwiegenden stoffartigen Reizen und Interessen nach wie vor das am wenigsten befriedigende Thema.

Etwas Wahres muß doch in dem Ausspruch Schiller's sein, welcher den Romanschriftsteller nur den Halbbruder des Dichters nennt; denn wir erhalten treffliche Romane von sehr gebildeten Autoren, denen doch das dichterische Talent nur in geringem Maße verliehen ist. Der Roman bietet eben die meisten Surrogate für das fehlende Talent, und wir trinken hier am ehesten Cichorie statt Kaffee, ohne es zu merken, wenn uns nur der Trank erwärmt. Die unpoetischen Köpfe, welche sich in Deutschland damit abgeben, Literaturgeschichte zu schreiben, finden bei dem Roman am meisten ihre Rechnung. Hatte doch Riehl schon vor 20 Jahren verkündigt: die Zeit sei da, in der die Staatsmänner zu ihrer Belehrung auch Romane lesen müßten, und der künftige Geschichtschreiber unserer Tage werde neben den Dickens, Eugen Sue u. s. w. auch von den großen deutschen Romanschreibern zu reden haben, die zur Zeit noch auf den Quintanerbänken unserer Gymnasien saßen.

Seitdem wir aus Heseliel's Buch vom Grafen Bismarck wissen, daß dieser Staatsmann sich sogar in den böhmischen Krieg französische Romane nachschicken ließ, scheint die erste Prophezeiung Riehl's in Erfüllung gegangen zu sein; doch zweifeln wir, daß Graf Bismarck diese Romane gerade zu seiner „Belehrung" gelesen habe. Viel wichtiger ist die Thatsache, daß auch Julian Schmidt zu seiner Belehrung oder vielmehr zu unserer Belehrung, wie die neueste Auflage seiner Literaturgeschichte beweist, in welcher die einzelnen Romane seitenlang besprochen, die Lyriker und Dramatiker entweder gar nicht erwähnt oder mit ein paar Zeilen beseitigt sind, sich einer sehr ausgedehnten Romanlektüre hingegeben hat. Romane zu lesen erniedrigt nicht mehr einen Mann von Kopf.

Auch Kreyßig verräth in seinen „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart" (Nr. 1) eine sehr eingehende Beschäftigung mit Romanlektüre und kann gewiß, was die Masse des nicht neugierig, sondern wißbegierig verschlungenen Materials betrifft, mit den eifrigsten Leihbibliothekentigern und -Tigerinnen wetteifern. Freilich, was bei diesem stoffhungerigen Publikum nur unverdaute Makulatur bleibt, das wird bei ihm ein Ferment für die Cultur der Epoche, und selbst wo der Roman sich in die Kloake verläuft, da bereitet aus so schmutzigem Inhalt der kundige Forscher noch das Eau-de-Millefleurs vornehmer Weltanschauung und culturgeschichtlicher Reflexionen. Ueber Standpunkt und Zweck seines Werks spricht er sich selbst deutlich in der Vorbemerkung aus:




Digitized by Google

Diese zwanglosen Darstellungen, welche auf bibliographische Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen, wenden sich mit Vorliebe jenem Grenzgebiete zu, auf welchem die Geschichte der Bücher in den Dienst der Geschichte der Menschen und Dinge tritt. Ein guter Theil des Interesses, welches der deutsche Roman der Gegenwart für uns hat, liegt eben in seinem von Lustrum zu Lustrum sich wahrer und wirklicher gestaltenden Verhältnisse zu unserm Leben: nicht nur zu der stofflichen Wirklichkeit unserer Zustände, dem Rohmaterial der Geschichte, sondern zu der Bildungs- und Fortschrittsbewegung des Volks und der Zeit. Das Verhältniß, ein wichtiges unterschätzendes Symptom nationaler Erstarkung, möchten wir zum Bewußtsein bringen, aus den Massen der Production neben dem künstlerisch Werthvollen das culturhistorisch Lehrreiche hervorheben, das so weit verbreitete und täglich wachsende Bedürfniß der Unterhaltungslektüre zu unsern höhern Lebensaufgaben in fruchtbare, bewußte Beziehung bringen.

Und am Schluß der Vorbemerkung sagt er:

Der deutsche Literator bedarf wahrlich keiner Entschuldigung, wenn er die vaterländische erzählende Dichtung der Gegenwart mit der Liebe und Achtung und mit der Genugthuung behandelt, zu der ein großes und fortschreitendes Volk seinen geistigen Arbeitern und seinem geistigen Besitz gegenüber berechtigt und verpflichtet ist. So würden denn diese Darstellungen an ihrem Theile sich die Aufgabe stellen, die Wechselbeziehungen zwischen Leben und Literatur auf dem bezeichneten, immerhin engen Gebiete zum Bewußtsein zu bringen, das geleistete Treffliche, aber auch das nur Charakteristische, Belehrende und Warnende aus der Masse der Production hervortreten zu lassen, dem Unterhaltungsbedürfnisse mit gutem Rath zu Hülfe zu kommen und dabei lobend und tadelnd durch Sachlichkeit und Maß zu verstehen.

Wir wollen sehen, inwieweit Kreyßig diesem Programm treu geblieben ist.

Er sondert in seiner Besprechung den historischen und socialen Roman; jene theilt er wieder in den vaterländischen Geschichtsroman, dem er sonstige historische Romane an die Seite stellt. Jene erste Gattung bezieht er indeß nur auf die neueste Epoche, indem er Laube's „Deutschen Krieg" und ähnliche Werke nicht zu den vaterländischen Geschichtsromanen rechnet. Bei dem socialen Roman unterscheidet er die objective Darstellung deutschen Lebens und den socialen Tendenzroman der Gegenwart, zwei Kategorien mit sehr fließenden und verschwimmenden Grenzen. Das Schlußkapitel behandelt den „socialen Roman in den Händen der Frauen". Die Eintheilung ist, wie wir sehen, weder lichtvoll, noch bedeutend; es handelt sich also in erster Linie um die einzelnen Charakterstöße, die der Autor uns vorführt. Mit Wärme werden die Verdienste von Wilibald Alexis hervorgehoben, dessen Roman: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", zuerst wieder die volle Theilnahme der Lesewelt unserer erzählenden Dichtung zugewendet habe:

Es mag von dem künstigen Culturhistoriker dieser Epoche nicht vergessen werden, daß der erste durchgreifende Erfolg auf diesem Gebiete, nach den Tagen von Olmütz und Bronzell, einem ernsten vaterländischen Geschichtsroman gehört hat, einer Dichtung, die es nicht darauf absah zu zerstreuen, zu schmeicheln, die an schwere nationale Verirrungen und Leiden nachdrücklich mahnte, den Lebenden den warnenden Spiegel einer ernsten, nahe liegenden Vergangenheit vorhielt, und in dem Cultus des vaterländischen Gedankens über den Streit der Parteien und die Noth des Augenblicks sich rein und kräftig erhob.

Ungünstiger lautet das Urtheil über Koenig's „Jerôme's Carneval", namentlich im Vergleich zum „Isegrim":

Hier wie dort ist der nationale Gedanke die Seele des Gedichts. Aber wie matt, wie gemacht ist seine Durchführung auf diesem Terrain und in diesen Umgebungen! Welche onefortenhafte, an die Mühlbach'sche Schule erinnernde Behandlung der Zeitgeschichte und des historischen Costüms, welche laum verhüllte, behaglich Freude an der bunten Außenseite dieser immerhin lustigen, pikanten, üppigen Fremdherrschaft! Der Leser hängt mit Vergnügen an dem Munde des gewandten Erzählers, er wird seine vaterländische Gesinnung anerkennen und ihren, der bewährten Kunst des Verfassers in den eingeflochtenen Landschaftsbildern und Sittenschilderungen die Anerkennung nicht weigern. Aber wo bleibt der große Zug des historischen, vaterländischen Romans, der geschichtliche Pulsschlag, der Ernst der Auffassung! Man fühlt überall durch, daß die Entscheidung ganz anderswo lag als in diesen kleinstaatlichen Intriguen und Stimmungen, und so sinkt denn auch Stil und Behandlungsweise unvermerkt von den kühnen und reichen Formen der historischen Malerei zum Genre herab.

Es wäre indeß wol billig gewesen, nicht blos den letzten Roman Koenig's herauszugreifen, sondern eine wenn auch kurze Entwickelungsgeschichte des Dichters selbst zu geben, dessen „Hohe Braut", „Clubisten von Mainz", namentlich aber „William's Dichten und Trachten" ihre hervorragende Geltung verdienen. Zur Massenproduction des historischen Romans werden außer der entschlossenen und sprachgewandten Erzählerin Luise Mühlbach, der glücklichen Birch-Pfeiffer des deutschen Geschichtsromans (beiläufig eine unserer „Nationalliteratur" entlehnte Parallele), Brachvogel, Heribert Rau, Max Ring, Reteliffe u. s. w. in bunter Reihe flüchtig erwähnt. Reteliffe verdiente gerade für den culturgeschichtlichen Standpunkt scharf gezeichnet zu werden; auch ist der außerordentliche Phantasiereichthum und die Fülle von oft actenmäßigen Detailkenntnissen aus dem Bereich der Zeitgeschichte, zugleich mit der Meisterschaft in üppig frivoler Darstellung ganz geeignet, als ein nicht uninteressantes Phänomen betrachtet zu werden. Thatsache aber ist, daß gerade unsere vornehme Damenwelt in der Lektüre Reteliffe's geschwelgt hat. Wenn indeß Kreyßig die Romane Galen's, namentlich „Die Tochter des Diplomaten", rühmend hervorhebt, den kräftigen epischen Zug der Darstellung, den Blick und Sinn für das äußere handelnde Leben, die schönen klar und correct gezeichneten Bilder norddeutscher Natur und norddeutschen Landlebens, so wollen wir zwar die Verdienste dieses Autors nicht gerade verkleinern, müssen uns aber doch wundern, warum Max Ring, dessen „Verlorenes Geschlecht" sich jedenfalls mit allen Romanen Galen's messen kann, und Emil Brachvogel, der bei aller Geschmacklosigkeit und Verworrenheit seiner Darstellungsweise doch an Reichthum der Erfindung und genialen Gedankenwürfen Galen überlegen ist, sich bei einer höchst beiläufigen Erwähnung beruhigen müssen? Erlaubt ist wol die Vermuthung, daß Kreyßig eben die Romane Galen's gelesen und die von Brachvogel und Max Ring nicht gelesen hat. Kreyßig's kritischer Gesinnungsgenosse, Julian Schmidt, bediente sich auch bei Werken, die man in jeder Leihbibliothek erhalten konnte, in solchem Falle der vornehmen Wendung, sie seien ihm nicht zugänglich gewesen.

Dies muß doch auch bei Kreyßig mit den Romanen Gustav's vom See der Fall gewesen sein; er rühmt zwar den sehr gut geschriebenen Roman „Vor funfzig Jahren", der die Jahre des Unglücks und der Erhebung nach der

Digitized by Google

provinziell schlesischen Ueberlieferung anschaulich und mit schönem freisinnigen Patriotismus schildere; aber er vergißt, da es sich um Romane aus der Franzosenzeit handelte, die „Valerie“ desselben Autors zu erwähnen. Ueberhaupt aber verrückt die Einreihung Gustav's vom See unter die historischen Romanschriftsteller die Bedeutung dieses Autors, dessen geschichtliche Romane nicht zu seinen besten Werken gehören. Wir mußten ihn wiederfinden unter den socialen Romandichtern; denn seine gelungensten Productionen: „Die Egoisten“, „Herz und Welt“ und neuerdings „Falkenrode“, gehören diesem Gebiete an. Wo es die neueste Literatur gilt, machen sich indeß unsere Literatoren von Fach aus der Ungründlichkeit kein Verbrechen; und doch verlangt gerade die Gegenwart um so mehr wenigstens eine möglichst vollständige Registerführung, als die Urtheile über die Autoren nicht den Werth abschließender Endurtheile in Anspruch nehmen können.

Von Edmund Hoefer heißt es, daß er, wo er in den Bahnen von Wilibald Alexis wandle, sein Vorbild nicht entfernt an epischer Kraft, an Tiefe des Gedankens, an Kraft und Reinheit des politischen Pathos erreiche. Der „Verlorene Sohn“ freilich verdient noch herbere Kritik wegen seiner Skizzenhaftigkeit und Zerrissenheit; es ist überdies ein in seinen Grundzügen mislungener Roman. In dem bessern Roman: „Altermann Ryke“, wird die an Einzelschönheiten reiche idyllische Schilderung behäbigen, norddeutsch-hanseatischen Kaufmannslebens im Stil der alten Zeit mit Recht hervorgehoben, während mit gleichem Recht der fühlbare Mangel an dramatischer Spannung und kräftiger epischer Strömung betont wird. Scharf ist das Urtheil über die Tendenz der Heseliel'schen Romane und über die Entlehnungen aus Wilibald Alexis, die sich dieser Autor zu Schulden kommen läßt.

Von den andern historischen Romanen wird Scheffel's „Ekkehard“ gelobt, schon als Gegenstatz zu den mittelalterlichen Phantasiebildern der Romantik, indem der Dichter sich weit mehr an der tüchtigen Naturkraft der germanischen Jugendzeit erfreut habe, als an den phantastisch-ascetischen Anwandlungen, welche sie heimsuchten. Der Verfasser des beliebten „Trompeter von Säkkingen“ belebt die bekannten Ueberlieferungen des Klosters St.-Gallen unter fleißiger und geschickter Benutzung anderweitigen culturhistorischen Materials zu einem anziehenden Bilde alemannischen Kloster-, Schloß- und Waldlebens aus der Zeit der Ottonen.

Laube's Roman: „Der deutsche Krieg“, eine Arbeit von monumentalem Umfange, erhält warmes Lob:

> Laube versenkt sich mit der ganzen Gewalt seines Geistes in die großen Interessen und Gedanken und in die maßgebenden Charaktere der darzustellenden Epoche, er läßt jene in dem Thun und Treiben der freiersundenen Gestalten, welche den Vordergrund der Dichtung füllen, sich klar und natürlich abbilden, hält das Ganze in seinen großen Zügen auch äußerlich im Farbenton der Epoche, ohne durch Ueberladung mit antiquarischem Detail das historische Bild zum Stillleben zu machen, und weiß dabei durch reicherfundene und munter fortschreitende Erzählung zu spannen und zu unterhalten, ohne dem großen historisch-politischen Zuge des Ganzen zu vergeben.

Dennoch stellt Kreyßig die Romane von Wilibald Alexis höher, weil Laube nicht ebenso gut eine der gefährlichsten Klippen des historischen Romans vermieden habe:

> Das durch ästhetische Zwecke nicht gerechtfertigte Uebergreifen auf dem poetischen Gebiete in das der Geschichte, die Ausfüllung wichtiger, in den Aufzeichnungen der letztern vorhandenen Lücken, die Beantwortung gewichtiger schwebender Streitfragen durch fingirte, mit historisch-treuen Berichten willkürlich gemischte Erzählung. Eine zahlreiche Klasse von Lesern wird es immerhin pikant und „belehrend“ finden, wenn der gefällige Dichter sie in die geheimsten Berathungen der Feldherren, der Staatsmänner, der Fürsten einführt, sie spielend zu Zeugen, Kennern und Richtern weltgeschichtlicher Vorgänge macht, über deren innerstem Zusammenhang die „schwerfälligen Gelehrten“ sich mit bescheidenen Vermuthungen begnügen müssen. Wir halten das aber für einen Mißbrauch des Einflusses, welchen der Dichter als Lehrer und Führer des Volks dem Geheimnisse der künstlerischen Form verdankt, und für eine nicht erlaubte Methode, der persönlichen Anschauung und Hypothese in weiten Kreisen Eingang zu schaffen. Wenn der Dramatiker sich historische Charaktere und Vorgänge für die Zwecke des Kunstwerks beliebig zurechtmacht, so verstärkt er wenigstens ehrlich, macht auf Geltung als Kustieger und Beranschaulicher der Geschichte keinen Anspruch und — kommt, wo es um populäre, im lebendigen Bewußtsein des Volks sortlebende Gestalten und Ereignisse sich handelt, doch auch leicht genug den billigen Grenzen seiner Freiheit zu nahe. Im vorliegenden Falle erlaubt sich der Verfasser eine oft recht kühne Idealisirung seiner geschichtlichen Hauptfiguren. Nicht nur sein Junker Hans, bei dem das ganz in der Ordnung ist, sondern auch sein Waldstein und sein Herzog Bernhard können manchen Abgeordneten des Norddeutschen Reichstags über Nationalsinn und Vaterlandsliebe belehren.

In Rodenberg's Roman „Von Gottes Gnaden“ wird die milde Unparteilichkeit, gegenüber den geschichtlichen Gegensätzen, die edle, kräftige, correcte Sprache, die reiche und kräftige Handlung, die organische Hineinarbeitung des antiquarischen Materials gelobt. Freytzel's Manier vergleicht Kreyßig mit dem leichten Griffel Koenig's in „Jerôme's Carneval“ und hebt hervor, wie der Autor sich mit künstlerischem Behagen in das lustige, abenteuerliche, aristokratische Treiben des „philosophischen Jahrhunderts“ verliebt. Dem günstigen Urtheil, welches Kreyßig über diese einzelnen Autoren, wie über den Fortschritt des historischen Romans überhaupt äußert, können wir nur zustimmen; er sagt mit Recht: „Es weht durch die maßgebenden, von wirklichem Erfolge getragenen Productionen ein Geist warmer Vaterlandsliebe und reifenden politischen Verständnisses, in dem nur krankhafte Mißstimmung den Zug einer aufsteigenden Entwicklung verkennen könnte.“ Gleichwol sind wir der Ansicht, daß die künstlerische Architektonik Walter Scott's von den Nachfolgern noch nicht erreicht ist, wenngleich eine freiere und reichere Weltanschauung in ihren Werken nicht verkannt werden darf.

In der Vorlesung: „Der sociale Roman“, und zwar nach der Seite der objectiven Darstellung des Lebens, werden nach einer Analyse von Riehl's „Naturgeschichte der bürgerlichen Gesellschaft“ Freytag's Romane einer außerordentlich eingehenden und liebevollen Analyse unterworfen. Riehl gilt als wissenschaftlicher Vorgänger Freytag's, indem es überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung unserer Literaturentwickelung sei, daß wiederholt entscheidenden Leistungen der ersteren eine bahnbrechende wissenschaftliche That, fast wie ein theoretisches Programm vorangiing. Wenn Riehl der wissenschaftliche, so ist jedenfalls Dickens der poetische Vorgänger Freytag's — die Nachwirkungen dieses englischen Humoristen sind bei Freytag



Digitized by Google

ebenso wenig wie bei Hackländer zu verkennen; gerade die allerliebsten Genrebilder, der Backfischball, die humoristische Schilderung der Vertreter der Schröter'schen Firma erinnern deutlich an das britische Vorbild. Es ist der englische Realismus, der in Deutschland Schule gemacht hat. Und noch ein dritter Vorgänger, welchen Kreyßig unter den Vertretern des socialen Tendenzromans behandelt, darf hier nicht unerwähnt bleiben — es ist Max Waldau in seinen Werken: „Nach der Natur" und „Aus der Junkerwelt", ein vorzüglicher Darsteller aller derjenigen Kreise, in denen die Handlung von „Soll und Haben" spielt, des schlesischen Adels, des schlesischen Judenthums, des Lebens und Treibens in den deutsch-polnischen Districten. Sagt doch Kreyßig selbst von Max Waldau's „Nach der Natur":

Wir haben in flüchtiger Skizze so ziemlich die Scenerie des zweiten Theils von „Soll und Haben" vor uns. Auch Hrn. von Fink, den stehenden Gast in den socialen Romanen und Dramen jener Tage, oder doch einen ältern Vetter desselben, erkennen wir unschwer. Er heißt hier Baron von Weigeldorf, ist überall und nirgends zu Hause, spielt wunderbar schön Klavier, plaudert geistreich, sarkastisch, fehrt in der Gesellschaft das Unterste nach oben, ist über alles hinweg, und hat in der Gesahr dann doch Kopf und Herz immer auf dem richtigen Fleck: der wahre Typus einer reichen, vielseitig angeregten, aber nicht in den großen Verhältnissen des staatlichen und nationalen Lebens geschulten Bildung, wie die gärenden vierziger Jahre sie in den höhern Mittelklassen der Bureaukratie des patriarchalischen Staats schon gegenüberstellten.

Und weiterhin heißt es von dem Roman „Aus der Junkerwelt":

Merkwürdig ist übrigens auch hier wieder die Uebereinstimmung vieler Motive mit denen von „Soll und Haben", bei der man selbstverständlich keine Ursache hat, an Nachahmung von seiten Freytag's zu denken, vielmehr an eine zwingende Gewalt des realistischen Zugs, der in unserer Dichtung seit dem Anfang der sunfziger Jahre mehr und mehr die Oberhand gewinnt. Wie einsame Baummassen und Berggipfel aus einer in Wolken gehüllten Gebirgslandschaft ragen schon bei Max Waldau, dem Landsmanne Freytag's, aus dem Nebelmeer der Resterianen scharfgezeichnete Typen und Bilder der Zeit hervor: der oberschlesische Landadel mit seinen Bauern, die verschiedenen Varietäten des modernen Geldmenschen, vom jüdischen, gemeinen Wucherer bis zum noch viel schlimmern, „frommen" Bankier aus der allerbesten christlich-germanischen Gesellschaft; endlich die glänzenden, aber auf ihren materiellen Grundlagen schwankenden hocharistokratischen Kreise.

Der Stoff ist hier verwandt, die Behandlungsweise allerdings gänzlich verschieden. Max Waldau ist bei aller seinen Beobachtung des Lebens und herzhaft zugreifenden Darstellung ein Idealist, der so thöricht ist, noch den Glauben an eine bessere Zukunft des Menschengeschlechts zu hegen; er ist, wie Kreyßig selbst sagt, der „feinfühlende, von dem Nervenäther seiner Zeit durchzitterte Dichter", welcher alle „Stimmungen, Wünsche, Zweifel und Hoffnungen der vormärzlichen Höhezeit" ausspricht; es ist überdies in seinen Schilderungen Feuer, Leidenschaft und jener geniale Humor, der über eine Fülle geistreicher Beziehungen gebietet und die Dinge dieser Welt durch kühne Combinationen verbindet. Der Realist Freytag dagegen schaut die Dinge wie sie sind und stellt sie dar mit photographischer Treue oder mit überlegener Ironie, nirgends Arabesken, die über den Rahmen des Bildes hinauswachsen; keine Ziele des Strebens, keine Ideale, nirgends die Glut der Empfindung und der Leidenschaft — das Genrebild erklärt sich in Permanenz, aber es ist mit Meisterschaft gezeichnet, mit Grazie und künstlerischem Behagen.

Kreyßig's Lob von „Soll und Haben" erscheint uns überschwenglich, wenngleich er mit vollem Recht die einseitige Behandlung des Judenthums in dem Roman rügt. Doch auch die Genußfähigkeit in Betreff des Freytag'schen Humors ist unter den Sterblichen eine verschiedene. Es muß erlaubt sein, den sehr junkerhaften Humor des Hrn. von Fink durchaus nicht liebenswürdig, und die Unterhaltungen zwischen dem Aufseher und seinem Sohn, die unserm Kritiker als das achte Weltwunder des Humors erscheinen, langweilig, trivial und ungenießbar zu finden.

Sehr scharf ist Kreyßig's Kritik der „Verlorenen Handschrift"; doch dürften hier auch die Vorzüge einzelner homerisch schöner Kapitel des ersten Bandes mehr hervorgehoben werden. Auf der andern Seite vermissen wir den Tadel jener Einseitigkeit, welche einen Vertreter des philologischen Handwerks als Repräsentanten deutscher Wissenschaft hinstellt. Wir wiesen schon einmal darauf hin, daß deutsche Ueberlieferung und das classische Vorbild nur einen hochstrebenden genialen Faust dafür gelten lassen, niemals einen pedantischen, von seinen „würdigen Pergamenten" verzückten Wagner.

Noch wärmer als die Anerkennung Freytag's ist diejenige von Fritz Reuter, obgleich auch diesem der Vorwurf nicht erspart wird, daß er wenig mit der Gabe ausgerüstet sei, eine Handlung zu erfinden, künstlerisch zu ordnen und in spannender Lebendigkeit durchzuführen. Unter den sonstigen Versuchen und Schattirungen objectiv-realistischer Darstellung deutschen Lebens werden die komischen und humoristischen Romane von Holtei, Hackländer, Zeising, die Dorfgeschichten nach 1848 von Auerbach, Joseph Rank, Melchior Meyr, Kompert's Judenroman, deren Verdienste mit Wärme hervorgehoben werden, und der deutsch-amerikanische Abenteuerroman von Gerstäcker und Armand rubricirt. Karl von Holtei möchten wir indeß nicht zu den Realisten zählen, sowenig wie man Jean Paul dazu zählen darf, bei aller Schärfe in der Beobachtung des Lebens und bei aller glänzenden Detailschilderung. Bei ihnen wird die Realität in das Reich des Gemüths erhoben, umsponnen mit den tausend Fäden der Empfindung und Phantasie — es sind Idealisten des deutschen Gemüths, keine Realisten de pur sang, welche in der Camera-obscura ihres Herzens nur die Bilder der Außenwelt treu und geschickt aufzufangen wissen. Ihnen fehlt das Fischblut, welches der Realismus besitzen muß.

Nach den Lichtbildern folgen nun die Schattenbilder: der sociale Tendenzroman der Gegenwart, zurückgetreten durch Karl Gutzkow's „Ritter vom Geist" und „Zauberer von Rom". Hier machen wir nun dem Autor den Vorwurf einer höchst parteiischen Einseitigkeit, trotz der epitheta ornantia eines seingebildeten, talentvollen, persönlich höchst achtungswerthen und wohlgesinnten und fast übermenschlich fleißigen und fruchtbaren Schriftstellers, die er Karl Gutzkow zukommen läßt; denn diese auszeichnenden Beiwörter wie die spätern Bemerkungen über den höchst kenntniß- und talentreichen, vielfach verdienten Schriftsteller können dagegen nicht blind machen,

Digitized by Google

daß der Ton, in welchem Kreyßig diese Romane bespricht, von dem sonst durchgängigen Ton seines Werks abweicht, etwas Herabsetzendes, Verächtliches, vornehm Ueberlegenes hat und so bereits der Ausdruck eines Vorurtheils ist, welches nie zu überzeugen vermag. Diesen Ton von Hans aus den Werken Gutkow's gegenüber anzuschlagen, halten wir aber für einen Fehler, um so mehr, als seine Romane vor denen Freytag's große und glänzende Vorzüge voraushaben und bei allen Schwächen doch von einem unbefangenen Kritiker keineswegs eine geringschätzige Behandlung verdienen. Noch bedenklicher und bedauerlicher wird diese Tonfärbung, wenn sie sich in Sätzen zeigt, wie der folgende:

Ist es etwa nicht wahr, daß diese Kunstwerke unsers „modernen Classicismus" als maßgebende, monumentale Leistungen von einer wohlorganisirten und nicht etwa mit leichtem Herzen anzugreifenden Phalanx von mehr oder weniger aufrichtigen Bewunderern der Mit- und Nachwelt angepriesen wurden und werden?

Der Ausdruck „wohlorganisirte Phalanx" soll den Schein erwecken, als ob das Lob Gutkow'scher Romane nur von einer Coterie ausgehen könne. Es zeigt dies wieder eine ebenso gehässige wie abgeschmackte Einseitigkeit von seiten des Autors. Gutkow mag in seiner Jugend viel durch Coteriewesen gesündigt haben; seit langen Jahren hat er weder eine journalistische Trabantenschaft noch eine politische Parteigenossenschaft, welche bei ihrer Unwandlung in eine literarische Coterie die bedenklichste Sorte derselben bildet. Eher darf man annehmen, daß die Gegner Gutkow's einer literarischen Coterie angehören; denn wenn man einen sprechen hört, hat man sie alle gehört. Julian Schmidt und Kreyßig stimmen bis aufs Jota überein und gerade der Ingrimm in ihrem ganzen Auftreten deutet auf einen wohlorganisirten Geheimbund, der seine Gegenkönige aufs Schild hebt. Wie gesagt, es sind nicht die innern Gründe, es ist der perstiflirende und unwürdige Ton der Besprechung, der dies Kapitel über Gutkow geradezu widerwärtig macht. Dazu kommt, daß der humoristisch sich geberdende Magister oft eine andere Heiterkeit erweckt, als er beabsichtigt. Nirgends werden die Vorzüge der Gutkow'schen Romane mit Wärme hervorgehoben, die außerordentlich feinen geistigen Schattirungen und Nuancen, der reiche innere Kosmos, den sie entrollen. Jedenfalls stehen sie schon durch ihre Intentionen auf einem höhern, für die Fortentwickelung der Literatur bedeutsamern Standpunkt, als der flache und öde Realismus, der in einer Epoche geistiger und politischer Niedergeschlagenheit eine Rolle spielen mochte, dessen Stunden aber bei jedem höhern Aufschwung der Nation gezählt sind.

Als Probe, wie sich Gutkow'sche Dichtungen in der Kreyßig'schen Darstellungsweise ausnehmen, geben wir die folgende Inhaltsangabe des „Uriel Acosta".

„Uriel Acosta" (1846) entzückte ein gebildetes, aufgeklärtes Publikum als eine, vielleicht über die Absicht des Verfassers hinaus gelungene Incarnation der Tagesstimmung. Der Held des Trauerspiels, von seinen verfolgten verfolgungssüchtigen Glaubensgenossen verketzert, verschmähte es, unter dem Jubel demonstrationsstruntener und „opferfreudiger" vormärzlicher Zuschauer, durch gleißnerischen Uebertritt zur herrschenden Kirche den Schutz der Mächtigen zu erkaufen. Zwar widerrief er nachher seine Ueberzeugungen, ließ in der Synagogenthür auf sich treten und speien, um seine blinde, alte Mutter nicht zu sehr zu betrüben und nebenbei — eine reiche Braut zu gewinnen. Aber dafür nahm er auch auf der Stelle seine gründliche Revanche, und sagte den Ketzerrichtern, was ihnen zukam, als es sich ergab, daß vernon facti vorhanden, die Mutter todt, die Braut schon vergeben war. Für nichts ist nichts, darüber kann unter Kindern des 19. Jahrhunderts kein Streit sein. Und wäre ja noch bei irgendeinem ungläubigen Thomas ein Zweifel an der Energie dieses Charakters und der Gründlichkeit dieser Ueberzeugungen zurückgeblieben, so mußte ja die prachtvolle, in Judith's Hochzeit hineinplatzende Tolerangrede alles mit sich fortreißen, zumal es niemand benommen war, bei dem nachher draußen fallenden Schusse sich das Tragischste und Heroischste zu denken. Es war und ist großartig.

Dergleichen Kladderadatsch-Parodien und Perstiflagen gehören in kein anständiges literaturgeschichtliches Werk. Nicht viel besser ergeht es den „Rittern vom Geiste". Die Geschichtsklitterung soll zugleich die Kritik enthalten; aber sie ist ja von Haus aus parodistisch angelegt. In solcher Weise werden zwar einzelne Schwächen der Composition drastisch herausgekehrt; aber eine Auffassung vom Standpunkt der Intentionen des Dichters kann nicht zu ihrem Rechte kommen. Es ist allerdings schwieriger, ein Dichtwerk um ein Gedankencentrum zu gruppiren als die Wirklichkeit einfach abzuschreiben. Dies gelingt sehr nüchternen Köpfen; jenes führt oft die begabtesten zu Irrthümern. Man mag diese Mängel und Fehlgriffe einer zu weit greifenden Composition nachweisen; aber wir verlangen solchen Nachweis in einer gründlich eingehenden Kritik, welche den Zusammenhang der Handlung sorgsam verfolgt, nicht in einer wishaschenden und dabei ziemlich hölzernen Darstellungsweise, welche einzelnes herausgreift und ihrer Gehässigkeit in dem fortwährenden Ausstrahmen hämischer Stichwörter Genüge thut. Am Stichwort erkennt man die Coterie. Hören wir, wie Kreyßig Gutzow „durch sich selbst" zu kritisiren sucht:

Den Schuß ins Schwarze aber thut der Verfasser, wenn er sich (im siebenten Bande) gegen den Ausstaß unserer (auch heutzutage doch erst halb überwundenen) geistigen Ueberculter wendet: „Geh, diese Geistreichen! Wie sie sich recken und dehnen, um wunderbare Figuren zu Stande zu bringen! Und der gerade, schlanke Wuchs der Ueberzeugung fehlt. Diese Menschen sind unser Unglück. Alle ihr Geist verbrauchen nichts, schafft nichts, gestaltet nichts. Nicht einmal ein Gedicht kommt zu Stande mit ihren an alles sich anpinselnden Bedenkenmungen." — Gewiß, nicht einmal ein Gedicht. Geschweige ein socialer Roman großen Wurfs, eine dichterische Lösung des Räthsels, an dem die Welt sich abarbeitet. Der Dichter muß fühlen, sehen, glauben, wollen, und mit seinem Volke. Und was hätte das Literaturgeschecht, an dessen Spitze der Verfasser der „Ritter vom Geiste" einherschreitet, was hätte es genau gesehen und ernstlich gefühlt, als die unruhige Geschäftigkeit, die kleinen Leiden und Freuden einer abstracten Geistesarbeit, was so recht gewollt als — renssiren, „durchschlagen", was geglaubt als — Gamichts!

Da haben wir das berühmte Stichwort: „Literatengeschlecht!" welches lange Zeit das Palladium einer ganzen Coterie war. Wie verächtlich behandelten Julian Schmidt und Consorten — die Literaten, während sie selbst nie etwas anderes waren als Literaten, und zwar nicht etwa schöpferische Dichter, sondern jene parasitischen Literaten, die durch die Schöpfungen anderer, auf denen sie herumtrieben, ihre Existenz fristen. Wohl hatte man ein Recht, dem einen Stichwort ein anderes, dem

Digitized by Google

„Literaten" den „Magister" gegenüberzustellen; man verstand unter „Magister" unpoetische und unproductive Köpfe, welche der Teufel des Dilettantismus veranlaßt, das Steckenpferd der Literatur zu reiten, statt Vocabularien oder Herbarien anzulegen und ihre kritische Weisheit auf die Correctur etwaiger Schulhefte zu verwenden. Die Magister haben der Literatur viel geschadet; durch sie ist der Schnitzgott zweier Jahrzehnte nicht der Gott „Dumanus" unserer Classiker geworden, sondern jener „Leberne" der Tieck'schen „Vogelscheuche", jenes umherwandelnde lederne Gehäuse, welches Vorlesungen hält über Aesthetik und den Sterblichen imponirt — und der anbetende Chorus singt dazu:

Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis — —
Das ewig Lederne
Zieht uns hinan!

Für sie alle ist zur Mythe geworden „des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend". Was weiß ein Magister vom schönen Wahnsinn der Dichtung? Ja, wenn dieser Wahnsinn classisch geworden ist — dann, Bauer, ist es etwas anderes; dann schreibt man selbst dicke Bände voll nachgestammelter Dithyramben über diese Meisterwerke, und ein Stück wie „Hamlet", das man, wenn es jetzt erschienen wäre, so wohlfeil kritisiren könnte, indem man den Inhalt dieser zerfahrenen Handlung mit dem haltlosen Helden à la Uriel Acosta in einer kleinen Parodie für die Westentasche dem Gelächter preisgibt, erfährt dann eine glänzende Verherrlichung, und wo das Stück doch zu fragmentarisch erscheint, da werden die Lücken zugestopft nach dem Recept des bekannten Heine'schen Verses:

Zu fragmentarisch ist Welt und Leben,
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verständlich System daraus;
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrocksetzen
Stopft er die Lücken des Weltalls aus.

Es ist ein eigen Ding um die Classicität — niemand weiß, von wannen sie kommt. Die Zeitgenossen haben sich zu bescheiden mit solcher Bestimmung — selbst wo es ihre Lieblinge gilt. Gleichwol finden wir den wiederholten Spott Kreyßig's auf den „tonangebenden Classiker" Gutzkow doch gänzlich ungerechtfertigt. Kreyßig bemüht sich, Beiträge zu einer „Clavis Gutzkowiana" zu geben, mit welcher uns irgendein jugendlicher Adept des Neo-Classicismus hoffentlich nächstens beschenken werde, indem er verschiedene Incorrectheiten und Auswüchse des Gutzkow'schen Stils zusammenträgt. Das ist ein gutes Recht der Kritik; aber nicht minder ist es ihre Pflicht, auch die Vorzüge dieses Stils hervorzuheben, überhaupt seine Eigenthümlichkeit zu charakterisiren. In der That sind einzelne Partien des Gutzkow'schen Werks meisterhaft stilisirt! Was aber die gerügten Wendungen betrifft, so ist ein Theil derselben wol gegen die kritische Ueberweisheit zu rechtfertigen. Wir selbst verlangen stilistische Reinheit als eine Grundbedingung schriftstellerischen Wirkens; doch wird solcher Forderung nicht einmal von einem gestrengen Kritiker wie Kreyßig überall Genüge getban. Sätze wie der folgende sind doch entschieden undeutsch und mit einer levis notae macula zu behaften: „Wir können uns nicht helfen als die Ueberzeugung aussprechend." Dies Particip erinnert an den bekannten bavarischen Lapidarstil.

„Der Zauberer von Rom" wird nicht so ganz verworfen wie „Die Ritter vom Geiste" — wenigstens komme hier der Stoff dem Dichter unendlich günstiger entgegen. Wer sich mit dem Zauberer von Rom und seinen Heerscharen beschäftigt, habe es leider mit sehr greifbaren, wirklichen, wohlbekannten Gestalten zu thun, nicht etwa mit Einbildungen, Schatten und Schemen. Doch nach der anerkennenden Einleitung gewinnt die hämische Beurtheilung wieder die Oberhand. Am Schluß seiner Kritik über Gutzkow's Romane ruft Kreyßig aus: „Vielleicht fragt jemand: Wozu der Lärm? Wer schießt denn auf Todte?" und hat damit seine Beurtheilungsmanier treffend geschildert. Es ist seine Charakteristik und Würdigung der Romane; es ist ein kritisches Scheibenschießen — und damit hinlänglich verurtheilt.

Für Max Waldau hat Kreyßig dann auch einige Worte der Anerkennung; indeß war Waldau ein Dichter und ein genialer Kopf — Grund genug, daß diese Anerkennung von seiten jenes Kritikers eine sehr unvollkommene bleiben muß.

Unparteiischer ist die Analyse der Romane von Spielhagen und Auerbach; er sieht in ihnen zwar auch noch Gutzkow'sche Art und Unart vertreten, aber doch einen erfreulichen Fortschritt zu plastischer Kraft und Fülle der Darstellung wie zu energischer Klarheit in Charakterzeichnung und Gedankenentwickelung.

Spielhagen wird in seinen ersten Werken als Kenner und Darsteller, nicht als Complice vormärzlicher Blasirtheit betrachtet. „In Reih und Glied", „Hammer und Amboß" werden eingehend analysirt. Auerbach's „Landhaus am Rhein" erfährt eine etwas scharfe Beurtheilung gegenüber dem ersten Roman: „Auf der Höhe"; es heißt von ihm, es sei kaum in glücklicher Stunde empfangen. Die Summe des Urtheils über diese beiden Autoren lautet:

Wir haben es in Spielhagen's und Auerbach's socialen Romanen durchaus mit einsichtsvollen, feinfühlenden dichterischen Vertretern der humanen Fortschrittsarbeit unserer Epoche zu thun. Der maßgebende Impuls des deutschen, zeitgenössischen Lebens, das Hindrängen auf Versöhnung zwischen Erkenntniß und That ist ihnen gemeinsam. Spielhagen zeigt sich von den Gegensätzen, die er darstellend bekämpft oder vermittelt, stärker im eigenen Herzen berührt, als sein süddeutscher Kunstgenosse. Er kann eine gewisse ähnenliche Vorliebe für die von ihm doch ernstlich gemeg bekämpften „problematischen Naturen" nicht los werden. Dafür hat er den freiern Blick, den vollern, frischern Griff für Darstellung des durch die That bewegten Lebens, während Auerbach sich mehr in der Ruhe idyllischen Seins und in den Tiefen der philosophischen Betrachtung gefällt, und dabei die Erbsünde des deutschen Romans, das übermäßige Dociren und Conversation-Machen in seinen Zeitromanen nicht immer vermeidet; der eine wie der andere bei alledem Vertreter eines erfreulichen Fortschritts deutschen Empfindens und Denkens, wie deutscher Darstellungskunst.

Außerdem werden noch Hermann Grimm und Levin Schücking und im Schlußkapitel die Romanschriftstellerinnen, namentlich Fanny Lewald, dann Julie Burow, Marlitt, Adelheid von Auer, Elise Polko, Ottilie Wildermuth gewürdigt — die Wage des Urtheils neigt sich dabei

Digitized by Google

stets zu Gunsten der nüchternen Verstandesautoren. Im übrigen ist das Register der schriftstellernden Frauen sehr unvollständig.

Die Kritiken der Gutzkow'schen Romane beweisen, daß Kreyßig das Programm der Einleitung, „lobend und tadelnd durch Sachlichkeit und Maß zu versöhnen", keineswegs innegehalten hat. Es finden sich manche treffende Bemerkungen, doch wenig Neues in diesen „Vorlesungen", und selbst in der Mißhandlung Gutzkow's zeigt sich Kreyßig nur als einen Nachtreter Julian Schmidt's.

Karl Janicke's „literarhistorische Studie": „Das deutsche Kriegslied" (Nr. 2) behandelt zwar nicht blos die Kriegslyrik der neuen Zeit, doch ist der Schwerpunkt der kleinen Schrift wol in der Analyse der Lyrik der Befreiungskriege und derjenigen vom Jahre 1815 bis zur Gegenwart zu suchen. Die vorangehenden Abschnitte: „Das Mittelalter und die Reformationszeit", „Vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen", die Jahre 1740—1807 haben nur den Werth einer Einleitung. Auch hat sich ohne Frage die neueste Kriegslyrik des 19. Jahrhunderts zu einer bedeutendern Höhe erhoben als diejenige der vorausgehenden Literaturepochen, und die Kriegslieder von Gleim und Neander können sich mit denjenigen eines Theodor Körner nicht messen. Das Urtheil, welches Janicke über die Lyriker der Befreiungskriege und über die des Jahres 1870 fällt, stimmt im ganzen mit demjenigen überein, welches wir in dem Aufsatz „Die Kriegslyrik von 1813 und 1870" in „Unsere Zeit" in einer kritischen Parallele der Zeiten und ihrer Sänger aussprachen. Nur haben wir die Spottlieder Rückert's auf die französischen Marschälle stets als Gassenhauer betrachtet, während Janicke geneigt ist, ihnen wegen echt volksthümlicher Komik und launigen Spottes den Vorzug vor den „Geharnischten Sonetten" zu geben. Ebenso scheint er Schenkendorf vor Körner zu bevorzugen; die Form des ersteren ist unklarer, schwunglos, sein Gedankenhorizont voll von romantischen Nebelbildern, so groß auch bei ihm die Innigkeit des Gemüths ist, die feine Klänge durchzittert; aber Körner ist ein größerer Kriegsliederdichter von hinreißender Energie.

Die Tendenzen und Stimmungen der Lyrik von 1870 werden von Janicke auf Grundlage einzelner, oft minder bekannter Lieder eingehend analysirt. In der That lassen sich die durchgängigen Gedanken, die antinapoleonische Wendung und das Streben nach deutscher Einheit, sowie verwandte Lebensäußerungen des nationalen Geistes in dieser Lyrik leicht nachweisen. Schwieriger ist es, bei der unglaublichen Masse dieser Liederproduction, das Hervorragende und Dauernde von den Kindern einer vergänglichen Laune und schnellfertigen Improvisation zu sondern. Doch wird sich auch hierüber wol bald eine kritische Uebereinstimmung erzielen lassen und in den Literaturgeschichten einbürgern. Einzelne minder bekannte Gedichte hebt auch Janicke mit Recht hervor; so „Lutetia" von Wilhelm Jensen, das er „ein edles, stilvolles Gedicht" voll markdurchdringender Wahrheit nennt. Den ersten Preis unter den neuern Dichtern möchte er Geibel, Freiligrath, Grosse, dem Herausgeber d. Bl. und noch einigen wenigen andern zuerkennen. Die eigentlichen Kriegslieder charakterisirt er in der folgenden zutreffenden Weise:

Das Kriegslied von E. Geibel (Lieder, Lief. 3, S. 103), das die überlieferten Formen für Gedichte dieser Art nicht verläßt, faßt, ohne in den Fehler eines falschen Pathos zu fallen, in edler poetischer Begeisterung die sittlichen Ideen des Kampfes von 1870 zusammen. Anders die Gedichte von Freiligrath. Das verzehrende Feuer seiner Poesie aus den vierziger Jahren bricht wol noch hier und da hervor, aber meistens ist es einer erquickenden Wärme gewichen. Lebendig, farbenreich und doch nicht überladen, von wirklich plastischer Schönheit in den einzelnen Bildern ist sein „Hurrah, Germania" (Lieder, Lief. 5, S. 59). Es gehört unbestritten zu dem Vorzüglichsten, was die neueste Kriegsdichtung aufzuweisen hat. Aehnlich, und doch durchaus originell, ist der Geist, der in Grosse's Gedichten herrscht. Auch sein Name wird von der Lyrik unsers Siegesjahres unzertrennlich bleiben. Seinen „Generalmarsch", den er mit nur um einen Ton zu hoch gegriffen zu haben scheint, nebst dem bereits erwähnen „Ihr habt's gewollt" — und namentlich dieses — möchte ich von seinen Dichtungen obenan stellen. Außer den Kriegsliedern von Gottschall, Hittershaus und vielleicht Müller von Königswinter, sowie manchen des „Klabderadatsch", dürfte mit einigem Rechte nur noch eine geringe Anzahl den Anspruch erheben auch von den spätern Generationen Beachtung zu finden.

Von den volksthümlichen Gedichten hebt er hervor „Das Kutschkelied", das Lied: „König Wilhelm saß ganz heiter", dessen Verfasser ein Arzt im Fürstenthum Waldeck, Dr. Kreusler ist, und das von Rudolf Löwenstein gedichtete „Chassepotlied" hervor.

Die Schrift von Janicke gibt eine anspruchslose und willkommene Uebersicht über das deutsche Kriegslied und seine Hauptvertreter, in schlichter und warmer Darstellung und mit unparteiischer Kritik, welche es wohl versteht, die Spreu vom Weizen zu sondern.

**Rudolf Gottschall.**

---

# Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 22.)

12. Dmitri Iwanowitsch. Drama von Adolf Wilhelmi. Leipzig, Gebhardt. 1869. 8. 12 Ngr.

Der angebliche Bruder Feodor's, Sohn Iwan's des Schrecklichen, ist die Hauptgestalt des Dramas, welches entschieden ein schwaches und auf unsichern Füßen stehendes Product ist. Dieser Dmitri, dessen Echtheit oder Unechtheit hier ganz aus dem Spiele bleibt, liebt Xenia und wird von ihr wieder geliebt; da er aber seine, dem polnischen Könige Sigismund gegebenen Versprechungen halten, im festen Bündniß mit Polen bleiben und Marina, die Tochter des Palatin von Sandomir, Mnizek, heirathen will, so treibt er seine Bojaren zu einer Verschwörung gegen sich und Xenia durch Eifersucht dahin, daß sie Fürst Schuiski zur Ermordung Dmitri's anspornt und selbst die Hand dazu bietet.

Das alles geschieht aber, ohne daß die Handlung sich

Digitized by Google

zu irgendeiner dramatischen Mächtigkeit und Größe erhebt. Die Personen und Gegensätze gehen so lau und gemessen aneinander hin und so wenig treten die Leidenschaften sich gegenüber, daß man schließlich ganz überrascht ist, einen Todten auf der Scene zu finden. Die Sprache ist leicht und gebildet, aber ebenso ausdruckslos wie die Handlung.

13. Ludwig von Beethoven. Ein dramatisches Charakterbild in vier Aufzügen, mit einem Epilog zur Feier von Beethoven's hundertjährigem Geburtstage am 16. December 1870. Von einem Bonner. Leipzig, Leiner. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

Das ist eine wohlgemeinte, aber ziemlich verfehlte Jubelschrift, was sich schon dadurch belegt, daß unsers Wissens dieses Festschauspiel am hundertjährigen Geburtstage des unsterblichen Meisters nirgends zur Darstellung gelangt ist. Es zeigt uns Beethoven in seiner Jugend zu Bonn, wo der später so berüchtigt gewordene Schreckensmann Eulogius Schneider ihn der Revolution zu gewinnen und in deren Strudel zu ziehen versucht, ein Versuch, der aber an des Componisten reinem und treu deutschem Herzen scheitert.

Dieser Vorgang wird mit großer Umständlichkeit, aber nur in wenig ergreifender Weise vorgeführt. Es befindet sich manches wahre und bezeichnende Wort, mancher historisch geistreiche Zug in der Arbeit, aber die Arbeit ist zu sehr bloße Abhandlung und zu wenig dramatische Conception, um für die Bühne von Bedeutung zu sein.

14. Struensee. Historisches Trauerspiel in fünf Acten von H. B. Berlin, Köppen. 1869. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Stück behandelt das Leben und den Tod des bekannten dänischen Staatsmannes, die bereits von Michael Beer und Heinrich Laube mit Erfolg für die Bühne bearbeitet worden sind. Daß das auch in vorstehendem Werke geschehen, sind wir nicht im Stande zu sagen. Struensee's Emporkommen bei Hofe, seine Liebe zur Königin Karoline Mathilde, sein Sturz und seine schließliche Hinrichtung, das alles wird in diesem Stücke langsam und umständlich, aber nirgends recht wirksam vorgeführt. Vor allen Dingen fehlt es an einer rechten Katastrophe. Es wird immer darauf hingearbeitet, eine solche zu erzeugen, aber sie kommt nie zu Stande, sondern die Handlung stolpert, wenn es so weit ist, ungeschickt und linkisch an ihr vorüber, ohne ihrer Herr oder Meister werden zu können. Das Gaukelspiel, das mit dem halb blödsinnigen Könige dadurch getrieben wird, daß man eine Schauspielerin ihm, als alte Hexe und Wahrsagerin verkleidet, entgegenstellt, ist zu plump eingefädelt und durchgeführt, um Interesse erwecken zu können; überhaupt ist Rantzau's ganze Art, Struensee anzuspornen und emporzubringen, zu wenig geistvoll und erfindungsreich, um Antheil zu erwecken. Dasselbe gilt von der Intrigue der Königin Juliane Marie und ihres Anhangs, sowie von der Verhaftung Struensee's. Der einzige Umstand, der hier zu loben, ist, daß der Verfasser den Moment dramatisch verwerthet hat, in welchem der König zu der Gefangennahme Struensee's und der Königin genöthigt und gezwungen wird. Die sonstigen Bearbeiter des Stoffs haben sich diese wichtige und sicher höchst charakteristisch zu gestaltende Scene entgehen lassen. Daß unser Autor sie festhielt, ist an sich ein glücklicher Wurf, nur daß er eben nicht sehr glänzend ausgebeutet worden ist. Die Abführung des Helden und der Heldin am Ende des vierten Actes ist bedeutungslos, unruhig und zerfahren, jedenfalls so, daß damit gar kein erheblicher Eindruck hervorgebracht wird. Sehr linkisch ist der Auftritt, in welchem das Bekenntniß eines sträflichen Umgangs mit Struensee den Lippen der armen Königin von Rathlow nur deswegen erpreßt wird, weil die unglückliche Frau den Geliebten damit zu retten glaubt, so hinter die Scene verlegt, daß dieses ganze Bekenntniß nur von einer auf der Bühne befindlichen Hofdame gehört und dem Publikum übermittelt wird. Dieser hochwichtige und dramatische Auftritt gehört selbstverständlich vor die Augen und Ohren des Publikums. Der Abgang Struensee's zum Blutgerüste ist ziemlich würdelos und schwach gehalten; auch die Erzählung seiner Hinrichtung dürfte wenig Sympathie erwecken. Die Königin Mathilde tritt mit dem Abschiede von ihrem Kinde wol etwas rührender aus der Handlung; indeß dürfte auch sie nur wenig Bewegung zu erzielen im Stande sein; das ganze Stück und namentlich der Schluß verpuffen sozusagen ins Leere und Wirkungslose.

Die Sprache und Handhabung des Verses ist nicht schlecht, aber zugleich doch auch ohne feinen poetischen Schwung und Adel: sie ist vorwiegend gewöhnlich.

15. Danton. Trauerspiel von Otto Franz Genschen. Berlin, Heimann. 1870. 8. 15 Ngr.

Das Stück zeigt Momente aus der großen französischen Revolution und dem Leben des berühmten Schreckensmannes mit einem gewissen Geschick menschlicher und geschichtlicher Folgerichtigkeit aneinandergereiht, ohne indeß mit dieser Folgerichtigkeit auch zugleich ein sich in der dramatischen Entwickelung steigerndes Theaterstück darzubieten. Der erste Act spielt am Abend des 10. März 1793 im Salon der Madame Roland, die hier noch immer in Barbaroux verliebt dargestellt wird, während man doch heute historisch documentirt weiß, daß ihre Liebe Buzot galt. Nachdem Madame Roland und Barbaroux über ihr Verhältniß ziemlich sonderbare Dinge gesagt, ersterer z. B. sich auf Plato berufend verlangt:

Den Hütern eines Staates sollten stets
Gemeinsam sein die Weiber —

treten Roland, Bergniaud, Lanjumais, Lasource, Buzot, Pétion und Guadet auf, um gegen Danton zu wettern, der die Einsetzung eines Revolutionstribunals durchgesetzt und durch dieses die Girondisten bedroht. Noch eben über diese Bedrohung eifernd, erscheint Danton, um sich dieser Partei zu verbinden, was sie indeß abweist, ebenso wie den Vorschlag der hereinpolternden Olympe de Gouges: den Frauen gleiche Rechte wie den Männern zu geben. Während diese davoneilt, um sich mit einem Gecken, der sie beleidigt, im Duell zu schlagen, verläßt Danton die Staatsmänner mit den Worten:

Wohlan, so rüstet euch zum letzten Kampf.
Ich wollt' euch retten, doch ihr wählt den Tod,
Es gilt. Wir sehn uns im Convente wieder!

Digitized by Google

Gleich nach Danton's Abgang hört man das Läuten der Sturmglocken, das Wirbeln des Generalmarsches, das Schreien des Volks, welches den Tod der Gironde verlangt; die Gironde aber setzt sich während dessen hin, um einer schwermüthigen Musik Pétion's zu lauschen.

So schließt der erste Act.

Der zweite beginnt mit dem 23. März 1793 in der Wohnung Desmoulins', wo Danton unerwartet Sophie Gely kennen lernt, die Danton verabscheut, aber gleich bei der ersten Begegnung sich doch von ihm bezaubern und zur Verlobten erklären läßt. Dann folgt in der zweiten Scene der 9. April 1793, an welchem Danton das Massenaufgebot des Volks gegen die fremden Tyrannen, d. h. die Bedränger der Republik proclamirt. Frauen in Amazonentracht stehen ihm zur Seite. Darunter auch Théroigne de Méricourt, die aber dem Volke auf einmal zu aristokratisch vorkommt und dadurch bei diesem unbeliebt wird. Im übrigen fördert dieser Act die Handlung nicht, denn es erfolgt nichts weiter, als daß die Gironde weitere Thorheiten begeht, oder eigentlich nur spricht, und dadurch veranlaßt, daß Robespierre und Marat sich mit Danton verbinden, die Girondisten zu stürzen.

Dieser Sturz selbst erfolgt im dritten Act, der den 2. Juni 1793 zum Inhalt hat. Das Volk vor dem Conventsaal verlangt die Verhaftung und Anklage jener Partei, und weil Théroigne de Méricourt dem widerspricht, wird sie vom Volke mishandelt. Die Furien erzählen:

> Hei, wie sie mit den Schenkeln ampelte
> Bei unsern Hieben. Schade, daß sie nicht
> Erstunk ward.

Infolge dieser Mishandlung wird Théroigne wahnsinnig. Die Scene endigt mit der Verhaftung der aus dem Convent tretenden Girondisten.

Die zweite Scene dieses Actes zeigt uns, wie am 13. Juli 1793 Robespierre und seine Freunde gegen Danton conspiriren, führt sodann Danton in einem idyllischen Gespräch mit seiner Sophie und schließlich die gefesselte Corday mit dem verzückten Adam Lux vor.

Im vierten Act wird Danton's schäferliches Liebesleben in Arcis-sur-Aube noch weiter ausgemalt und dann seine letzte Zusammenkunft mit Robespierre am 29. März 1794 dargestellt. In dieser erklärt er sich für Mäßigung, eine Erklärung, die Robespierre und St.-Just veranlassen, ihn dem Tode zu weihen.

Der fünfte Act bringt in seiner ersten Scene Danton's Verhaftung in der Nacht vom 30. auf den 31. März 1794, in seiner zweiten Danton und Desmoulins am 5. April des gleichen Jahres im Verhaft der Conciergerie mit der Abführung zum Tode.

Dies ist das Trauerspiel, das sich bei weitem nicht mit dem gleichnamigen von Büchner messen darf, welches in seinem ganzen Wurfe sowol wie in seiner kecken und herausfordernden Sprache bei weitem mehr Geist und Größe der Anschauungsweise erkennen läßt. Die Jamben Genschen's sind ohne Kühnheit und Kraft, meist matt und ausdruckslos, oft geradezu platt. So rufen unter anderm die Furien der Théroigne zu:

> Wir möchten Euch
> Die bunten Höschen sonst vom Leibe reißen
> Und Eure unsichtbaren Theile peitschen.

Aus diesen Furien der Guillotine wie aus den Sanscullotten eine Art Chor zu machen und sie in Masse lange Tiraden sprechen zu lassen, ist eine theatralische Ungeschicklichkeit, und ebenso ist es eine solche, wenn der Verfasser, um Robespierre zu einem Monologe zu verhelfen, diesen im Hause Desmoulins', Desmoulins und Danton ganz ohne Grund voraus in das Berathungszimmer treten heißt.

Die geschichtlichen Momente sind nirgends für eine große und imponirende Handlung ausgebeutet und ebenso wenig erschrinen die Charaktere bedeutsam und wuchtig ausgeprägt. Kurz das ganze Stück ist ein dramatischer Versuch, der sich wegen mangelnder Fertigkeit in der theatralischen Gestaltung der Bühne entzieht und als Lesedrama Eindruck zu machen verfäumt, weil der Arbeit ein geniales und wahrhaft großartiges Gepräge gebricht.

16. **Das Liebespaar von Andernach.** Vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Pape. Paderborn, Kleine. 1869. 16. 12 Ngr.

Das Stück behandelt denselben Grafen Hammerstein in seiner Liebe zu Irmgard von Andernach, seiner Anverwandten, den Adolf Wilbrandt zum Gegenstand eines wirksamen Schauspiels gemacht hat, nur in einer viel weniger ansprechenden und glücklichen Weise. Die vorliegende Tragödie ist mit wenig dramatischem Geschick, unbeholfen und gleichsam nur am Richtigen vorbeitappend geschrieben. Sie erinnert an die romantischen Ritterschauspiele Fouqué's, die meist einen nicht uninteressanten vaterländischen Stoff zwar in eisengepanzerter Wuchtigkeit lärmend, aber doch zugleich auch nichtssagend und sogar läppisch genug abspielen. Graf Otto von Hammerstein ist in diesem Trauerspiel ein durchaus schwankender, unklarer und wenig thatkräftiger Mann. Irmgard vielmehr ist hier die Hauptgestalt und diejenige, die alles erdenkt, anregt und zum Vollzuge bringt. Da sie aber zum Kampfe gegen die Kirche aufstachelt, so kann es natürlich nicht fehlen, daß sie und ihr Geliebter in diesem Kampfe erliegen. Otto vergiftet sich und sie küßt dem Todten das Gift von den Lippen, um ebenfalls zu sterben. Daß der Geist eines Cluniacensermönchs Irmgard erscheint, um sie zur Buße aufzufordern, ist geradezu eine Abgeschmacktheit, denn dieser Mönch ist nur mit wenigen Worten in der Exposition erschienen und steht mit der eigentlichen Handlung in gar keiner weitern Beziehung, als daß er den etwas weltlich gesonnenen Burgpfaffen Hammerstein's zur strengen Rechtgläubigkeit ermahnt hat. Ueberhaupt ist wenig dramatische Weisheit und Kunst in dem Stücke wahrnehmbar. Heinrich II., Kunigunde, seine Gemahlin, der alte Graf Hammerstein und wer sonst in der Tragödie auftritt, sie alle sind mehr oder weniger Gestalten, die hohl und leblos, in legendenhafter Fragwürdigkeit erscheinen. Ein etwas bigoter Hauch, der über der Dichtung liegt, ist das einzig Faßbare daran, ohne daß ihr damit jedoch ein eigentlicher Reiz gewonnen wäre. Das Ganze ist wie lallende und taumelnde Romantik, die, längst überwunden, sich noch lebensfähig zu zeigen versucht.

Etwas Aehnliches ist der Fall bei:



Digitized by Google

17. Obsordo. Romantisches Schattenspiel in fünf Aufzügen von F. G. Pocci. München, Ackermann. 1869. 32. 7½ Ngr.

Das Stück ist ebenfalls ein Nachklang der romantischen Schule, gibt diese aber doch gewissermaßen im Lovelygeschmack zum besten. Das Schattenspiel tractirt die Tendenz: „wer lediglich einem Ideale nachjagt, geht elendiglich zu Grunde", in leicht hingehauchter Poesie und mit einem Humor, der nicht viel wesenhafter ist. Ein Prinz, der eine Waldnymphe liebt und in dieser Liebe seinen Untergang findet, dies ist die Fabel, die in Liedern, lebenden Bildern und in etwas gezwungen drolligen Explicationen sich blaß und schattenhaft abspielt. Das ganze Werkchen ist tändelnd und spielerisch, athmet aber eine gewisse poetische Liebenswürdigkeit, wie sie allen Schöpfungen des Grafen Pocci eigen zu sein pflegt.

18. Victor. Drama in fünf Aufzügen vom Verfasser der „Weizenähre". Wien, Mayer u. Comp. 1870. 8. 10 Ngr.

Mit diesem Drama, in welchem singende Engelschöre und die ersten Märtyrer des Christenthums unter Kaiser Maximian erscheinen, geht es uns wie mit den Heiligenbildern der Neuzeit: „Man hört die Botschaft wohl, allein es fehlt der Glaube." Es ist in allen diesen auf die Bretter gestellten Blutzeugen unserer Religion viel frommes Wortgepränge, viel Salbung und Schwung, allein durchaus nicht mehr jene Unbefangenheit und Naivetät, wie in den alten Mysterien, in den Dramen Bondel's oder des Hans Sachs. Die ganze Sache nimmt sich ziemlich gemacht und gezwungen aus. Victor, der christliche Kirchenheld, steigert sich in seinem Märtyrerthum zu wenig und nimmt einen viel zu legendenhaften Ausgang, um spannendes Interesse und steigende Theilnahme erwecken zu können. Das Werk ist ein Bücherdrama und als solches auch nur für einen überaus engen Leserkreis geeignet. Für das große Publikum ist es zu bigot und zu wenig wirksam und für die Kenner und Leute von Geschmack zu trocken und poesielos. Das Ganze ist ein dramatisches Altarbild in Holzschnitt.

19. Die Schlacht bei Näfels. Drama in acht Bildern von Victor Schneider. Glarus, Boget. 1868. Gr. 16. 23 Ngr.

Das Drama ist, wie der Verfasser im Vorwort selbst sagt, „der Erstlingsversuch eines Dilettanten", und als solches ein Werk, dem alle Fehler und Gebrechen des Dilettantismus anhaften. Zunächst und vor allen Dingen ist es kein rechtes und volles Schauspiel, sondern ein Zwitter von Trauerspiel und Epos geworden, in welches letztere überzuschlagen es unausgesetzte Neigung zeigt. Es ist von breiter, weitschweifiger Anlage, langsamem Fortgange und namentlich da dramatisch ganz ausdruckslos, wo die Handlung zu gipfeln hat, also etwa in der „Mordnacht von Wesen" und in der eigentlichen Schlacht von Näfels, welche letztere, obschon das Hauptbild, in der Ausführung doch das kürzeste und blasseste ist. Es rollt sich fast nur in einigen Ausrufen und Klammerbemerkungen ab.

Das Ganze darf man als eine mit wahrnehmbarer Liebe, aber mit wenig Erfahrung und Kenntniß unternommene Arbeit bezeichnen, als eine Arbeit, die sich wol die Antheilnahme aller Freunde schweizerischer Geschichte, aber nicht den Dank des großen Theaterpublikums zu erwerben im Stande ist.

20. Berend von der Borch. Drama aus der Geschichte Livlands in fünf Aufzügen von Ernst von Reinthal. Dorpat, Gläser. 1868. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wir haben hier eine in breiter Umständlichkeit in Scene gesetzte historische Erzählung vor uns, die ohne Mark und Schwung, langsam und oft ziemlich trivial am Geiste des Lesers vorüberzieht. Der gute Wille des Autors und seine genaue Kenntniß von Land und Leuten haben nicht hingereicht, ein wirklich lebensfähiges Stück zu schaffen. In Gestalt einer geschichtlichen Studie oder eines Essay würde dieselbe Arbeit vielleicht höchst schätzenswerth erscheinen. In der vorliegenden Form ist sie ein verfehltes Werk, was bereits die kurze Wiedergabe der Fabel erkennen läßt.

Berend von der Borch fand ein Fräulein Agnes von Tödwen auf einem Turnier kennen und lieben gelernt. Er will sich eben mit ihr vermählen, als ein Nebenbuhler durch falsche Documente ausfprengt, Borch's Braut sei eine natürliche Schwester von ihm. Zwar wird schließlich dies Lügengespinst entdeckt, aber erst als der Ritter bereits deutscher Ordensritter geworden und als solcher das Gelübde der Keuschheit gethan. Das arme, um ihre Liebe betrogene Fräulein stirbt und Borch wird zuletzt Meister des Ordens. Geschichtliche Vorgänge des letztern schlingen sich in die Handlung ein, ohne indeß derselben Aufschwung und Reiz verleihen zu können. Schade um Fleiß und Mühe, die in anderer Art dargeboten, ohne Zweifel etwas Schätzenswerthes zu Wege gebracht haben würden.

21. Die Babenberger. Geschichtliches Drama in fünf Handlungen von Wilhelm Paul Chr. Graff. Rostock, Stiller. 1870.

Es ist derselbe Stoff, den schon Brachvogel einmal und wir müssen sagen glücklicher behandelt hat. Das in Rede stehende Werk ist breit, ungelenk und verschwommen; es hat zu viel Fett in Worten angesetzt, sodaß die Figuren und Charaktere fast darunter verschwinden. Dazu kommt, daß auch die Handlung zu viel hin- und hergeschoben erscheint und des rechten Mittel- und Höhepunktes entbehrt. Ein plumper Cynismus macht sich zu Zeiten widerwärtig und verletzend breit. So sagt z. B. Wippo an einer Stelle, wo er beweisen will, daß am menschlichen Körper doch eigentlich nichts unanständig sei;

Sowenig unanständig Nas' und Ohren,
Sowenig sind's die Waden unterm Kleid
Und das, worans ein jeder Mensch geboren.

Der Arbeit fehlt Schlankheit der Form und des geistigen Wesens; es ist eine schlotterige und plumpe dramatische Wurstpuppe, die schwerfällig her- und hingewälzt wird, nie recht Gang und Bewegung gewinnt und ohne eigentlich wahres und echtes dramatisches Leben bleibt.

22. Moritz von Oranien-Nassau. Historisches Drama in fünf Acten von Karl Wilhelm Bay. Leipzig, Matthes. 1870. 8. 1 Thlr.

Wir können über dies Drama nicht viel günstiger urtheilen, denn dasselbe bietet den geschichtlichen Conflict

Digitized by Google

zwischen Moritz von Oranien und Oldenbarneveldt in so romantischer Auspolsterung und Verwickelung, daß darunter das tragische Schicksal eines ganzen Landes und einer ganzen Geschichtsepoche gleichsam den Erstickungstod stirbt. Karl Batz hat sich bemüht, uns ein Stück niederländischer Historie gleichsam in der Manier der niederländischen Malerschule zum besten zu geben. Er malt mit einem erstaunlichen Detail: er gibt die Zeit in einem Costüm, woran jeder Knopf, jede Schleife genau und umständlich abconterfeit sind; aber auch nur in diesen Aeußerlichkeiten excellirt dies Conterfei; über den Anzug hat der Autor die Menschen vergessen. Nicht diese, nur ihre Kleider agiren. Kurz und mit wenig Worten gesagt: Batz gibt ein dramatisches Bild, das mit geschichtlichen Daten, Anekdoten und Charakterzügen erfüllt ist, aber unter allen diesen historischen Garderobestücken kein quellendes Leben und keine natürliche Bewegung zeigt. Aus lauter Beflissenheit und Streben, ein historisches Drama zu schreiben, ist etwas ganz Unhistorisches und Undramatisches geschrieben worden. Moritz und Oldenbarneveldt treten sich wie Gliederpuppen in einem Schauspiel von nürnberger Spielzeug entgegen. Es kommt zu keinem einzigen Kernwort, zu keinem einzigen Lebensact. Wir kennen Karl Wilhelm Batz persönlich und respectiren seinen guten Willen und seine ernste Absicht vollkommen, aber daß er in diesem Drama das Richtige getroffen und auf dem Wege sei, der ihn auf die Bühne und in das Herz seines Volks führe, das sind wir zu sagen leider nicht im Stande.

23. Graf Strafford. Trauerspiel in fünf Acten von Theodor Streeter. München. 1869. Gr. 8. 16 Ngr.

Ein mislungener dramatischer Versuch. Behandlung des Stoffs, Sprache, Charakteristik — das alles erscheint linkisch, ungelenk und wie aus Holz gemacht. Man könnte sagen: das Drama werde hier geradebrecht, so fehlt alle Gelöththeit der Form und Mache. Daneben macht sich aber eine Roheit breit, die für jedes feinere Gefühl beleidigend sein muß. Gleich bei seinem ersten Auftreten zeigt sich der Held von einer wenig empfehlenden Seite. Seine Gattin kommt, um ihn zu beschwören, eine andere Bahn in seinen politischen Maßnahmen einzuschlagen. Er begrüßt sie mit dem Ausrufe: „Nun auch noch dies Moralgerippe", und endlich „faßt er sie heftig an der Brust, wirft sie links auf den Divan und geht mit einem stolzen Blicke rückwärts rasch hinaus". Als der Thürsteher im Hause des Lords den Minister nicht einlassen will, fährt ihn Strafford an:

Was unterfteht Ihr Euch, verdammter Lümmel?

Diese wenigen Züge werden genügen, darzuthun, wie plump der Held sich darstellt. Karl I., Oliver Cromwell, John Hampden, Pym präsentiren sich nicht viel günstiger, oft sogar ans Läppische streifend, jedenfalls nicht derart, daß sich irgendein imponirender Eindruck ergäbe. Die Handlung springt unruhig her und hin, ohne irgend je einen wahrhaft großartigen Auftritt zu erzeugen.

Der Verfasser muß unter allen Umständen noch viel studiren und in dieser poetischen Schöpfungsart sich üben, ehe er vor die Oeffentlichkeit mit einigem Erfolg zu treten vermag.

24. Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung von Bartholomäus Ponholzer. Dritte Folge. Augsburg, Kranzfelder. 1868. 8. 18 Ngr.

Diese Dramen sind biblische oder religiöse Schauspiele mit Dialog, Chören und Schaubildern, d. h. sogenannten Tableaux oder lebenden Bildern, von denen der Verfasser in vorliegendem Bande die dritte Folge veröffentlicht. Er will damit die Möglichkeit jener Schaustellungen erhalten, die in gewissen Theilen von Süddeutschland, der Schweiz und Tirol im Schwange sind und nicht wenig dazu beitragen, die religiösen Stimmungen und Vorstellungen unter dem Volke zu begünstigen. Es ist gleichsam die Kirchenkomödie des Mittelalters, die hier in modernem Geiste und mit den Hülfsmitteln der neuen Zeit gepflegt wird. Ob bei dieser Pflege der bloßen Schaulust und Versrecitation nicht zu viel Zugeständnisse gemacht werden, wollen wir dahingestellt sein lassen und im übrigen gern eingestehen, daß es nicht schaden kann, wenn man dieser ganzen Richtung, die namentlich auch in England von Cardinal Wiseman vertreten ward, einige Aufmerksamkeit zuwendet. Daß sie indeß bisher eine poetisch bedeutsame Ausübung gefunden, können wir freilich nicht sagen, auch diesen „Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung" gegenüber nicht. Bartholomäus Ponholzer's Talent ist im ganzen doch nur ziemlich ungelenk und frostig, wie die erste beste Probe beweisen mag. In einem „Moses" z. B. singt ein Chor:

Vor Gottes Angeficht
Kniet Moses in dem Stande;
Es betet fromm sein Glaube.
Jehovah liebend spricht:

Moses! Moses! vernimm mein Wort:
Zum Himmel drang des Volkes Flehn;
Ich hab' sein Elend angesehn;
Du führe uns ins Heimatland!
Sieh, ich regiere deine Hand!
Geh hin! verkünde dies mein Wort:
Vertrauet! Ich bin Herr und Hort!

Du rufest mich? Herr! Treu ergeben
Der Diener den Befehl vollzieht.
Dein Volk erfleht zum neuen Leben,
Und schöner ihm die Zukunft blüht. —

Seht! Moses aus der Wüste eilt,
Dem Volk zu künden unverweilt:
Verlöher sind die Trauertage;
Es läßt ins Lobied sich die Klage!

Das ist Holzschnittdichtung und dieser Dichtung entsprechend sind Handlung, Gang und Charakteristik der Stücke.

25. Zar Fedor Iwanowitsch. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Alexis Grafen Tolstoy. Aus dem Russischen übersetzt von Karoline von Pawlowsk. Dresden. 1869.

Ein bühnengeschicktes Stück, das wol eine Darstellung wenigstens da verlohnt, wo man sich zu einem Cyklus von Vorführungen aus der russischen Geschichte verstehen will. Da Graf Tolstoy bereits einen „Iwan den Schrecklichen" veröffentlicht, und dieser „Zar Fedor Iwanowitsch" sich an jenen anschließt und zu Boris Godunow und dem falschen Demetrius hinüberleitet, so haben wir die Vermuthung, daß dieser Autor bereits auf dem Wege zu einem solchen Cyklus ist, zu dem er auch entschieden Begabung sowol als Kenntniß besitzt. Ist sein „Iwan"



Digitized by Google

ein unbezweifelt kühnes und geniales Drama, so zeigt sein „Zar Fedor Iwanowitsch" zum mindesten seines Geschick der Charakteristik und kluge Behandlung des ganzen, an sich freilich nicht allzu bedeutenden Stoffs. Es kann und konnte dem geistvollen Verfasser hier nur darauf ankommen, zu zeigen, wie unter dem rührend gutmüthigen und schwachen Zar Fedor der schlaue, staatskluge und energische Boris Godunow sich seinen Einfluß zu verschaffen, und nachdem er seine Gegner aus dem Felde geschlagen, sich selbst zum regierenden Haupte aufzuschwingen vermochte. Es ist eine Art russischer Richard III., der uns hier entgegentritt und welchen der Dichter mit ebenso interessanten als wirksamen Zügen in einer Ausführung ausgestattet, die uns erkennen läßt, daß wir es mit einem Mann von Kopf und Geschmack zu thun haben. Die Uebersetzung der Frau von Pawloff ist glatt und geschickt.

26. Der Millionär und der Künstler. Drama in vier Acten aus dem Italienischen des Paolo Giacometti von Ernest Preyer. Karlsruhe, Bielefeld. 1868. Gr. 16. 20 Ngr.

Ein Schauspiel, das etwas trocken in der Farbe und frostig im Ton, sonst aber in ebenso stil- als planvoller, nur etwas weitschweifiger und umständlicher Ausführung vor uns tritt. Es ist die Arbeit eines italienischen Iffland. Ein Millionär hat einem armen, jungen Maler die Hand seiner einzigen Tochter versagt und sie einem spanischen Grafen gegeben, der ihn und sein Kind mit Hochmuth und Launen plagt und endlich noch als Sklavenhändler entlarvt wird, während der verstoßene Künstler zu Namen und Ansehen gelangt, eine Freundin der Tochter heirathet. Diese letztere bewerkstelligt freilich aus edelm, durch Schmerz und Erfahrung geläutertem Herzen heraus noch selbst diese Heirath, die durch Eifersucht der leidenschaftlichen Braut auf dem Punkte stand, vereitelt zu werden.

Es ist etwas veraltet, dieses Drama, aber nicht ohne Verdienst in seiner klaren und verständigen, freilich, wie schon gesagt, etwas zu breiten Anlage und Austragung.

27. Jephta. Trauerspiel in fünf Acten von Joost van den Vondel. Aus dem Holländischen bearbeitet von Ferdinand Grimmelt. Münster, Russell. 1869. Gr. 16. 12 Ngr.

Grimmelt hat in dieser Herausgabe aufs neue seine Verehrung für den holländischen Dichter, sowie sein Geschick für die Uebertragung desselben bekundet. Joost van den Vondel hat sich genau nach der biblischen Ueberlieferung gerichtet und in seiner steifen und umständlichen Art ein Stück geliefert, das uns durch Größe des Ausdrucks und bedeutenden Inhalt wol zu imponiren im Stande ist. Man hat den Dichter den Calderon der Niederländer, auch wol den holländischen Shakspeare genannt; allein uns scheint, man sollte ihn eher einen Corneille oder Racine heißen, denn im allgemeinen ist sein Stil doch der französische Tragödienstil, welcher uns eine dramatische Handlung in der Weise der Gartenanlagen des Lenôtre, d. h. in immer künstlerischem, aber doch ziemlich pedantisch beschnittenem Zustande vorführt. Die Vorgänge und Katastrophen sind nicht ohne Mächtigkeit, aber doch selbst im Ausdrucke der höchsten Leidenschaft nicht ohne einen gewissen Zwang in der Form. Die mit der Gartenschere zugestutzten Taxusgänge werden überall sichtbar und geben der ganzen Schöpfung etwas sehr Gemachtes und Abgezirkeltes, das erkältend wirkt, ohne indeß das ursprüngliche Genie des Dichters völlig verdecken zu können. Immer und überall offenbart sich eine glänzende Begabung, die uns nahe gerückt und würdig verdolmetscht zu sehen, den aufrichtigen Dank der Literaturfreunde verdient.

28. Moses. Dramatisches Gedicht von Theodor Frommüller. Dücherow, Buchhandlung des Lehrerwaisenhauses. 1870. Gr. 16. 16 Ngr.

Das epische Gedicht hat der Verfasser ein dramatisches curioserweise wol nur deswegen genannt, weil es zum Vortrag geeignet ist und weil im Verlauf der Erzählung einzelne Personen redend eingeführt sind. Ein wirklich dramatisches Leben, eine wirklich dramatische Handlung sind nicht darin, wie denn auch eine irgendwie eminente poetische Begabung nirgends daraus hervortritt. Es ist eine in bester Absicht und mit gutem Willen zu Stande gebrachte Arbeit: eine Arbeit, die nichts Widerliches, nichts Abgeschmacktes enthält, aber auch an keiner Stelle den überzeugenden und durchschlagenden Beweis eines dichterischen Talents wahrnehmen läßt.

Feodor Wehl.

---

## Venezuela im Jahre 1868.

Die Blauen und Gelben. Venezuelanisches Charakterbild aus der letzten Revolution von 1868. Von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1870. 8. 4 Thlr. 7½ Ngr.

Ein jeder Krieg droht, der Natur der Sache nach, in seinem Gefolge sogenannte „reactionäre" Consequenzen, namentlich in Bezug auf die Rechte der freien und öffentlichen geistigen Entwickelung, mit sich zu führen. Möchten diejenigen, die aus den neuesten glorreichen Kriegen der deutschen Waffen eben solche Consequenzen über die nächste Zukunft etwa verhängt wissen wollen, es gestatten, hier in kurzer allgemeiner Vorbemerkung auf die moralischen Eroberungen hinzuweisen, welche die deutschen Kriege von 1864—71, im Anschluß an die allgemeine deutsche Nationalentwickelung seit 1840, uns sitr den geistigen Fortschritt und die thatsächliche Culturausdehnung schon gebracht haben und noch ferner bringen können.

Im Schreck über die verunglückten Ausschreitungen und Welterschütterungen der pariser Revolution nach 1789 hatte die vielbeklagte Restauration von 1815 die gesammte europäische Geschichte gewaltsam gebannt in die diplomatischen Fesseln des sogenannten legitimistischen Systems mit der Devise der Solidarität der vermeintlich conservativen Interessen. Unter dem Drucke dieses unlösbar erscheinenden magischen Bannes hatten Preußen und Deutschland ein halbes Jahrhundert hindurch kaum

Digitized by Google

einen Erfolg der gouvernementalen Erstarkung und Ausdehnung ihrer Rechte und Besitzthümer, ihrer Macht und ihres Einflusses nach außen nachweisen können. Ueber jeden politischen Fortschritt, über jede internationale und kosmopolitische Entwickelung sollte die Feme der europäischen Clausur verhängt sein, und was in der nun doch einmal nicht zu ertödtenden Völkergeschichte im Inlande und im Auslande allen Weltentheilen nicht direct nach dem Commando jenes Stabilitätssystems vor sich gehen wollte, ward principiell als ein Verbrechen, das kaum politische Würde beanspruchen konnte, gebrandmarkt. Was aber zur Aufrechterhaltung der denn doch auch existirenden Solidarität der fortschreitenden Culturinteressen in Griechenland, Frankreich, Italien, Spanien und in der damaligen terra incognita der südamerikanischen Unermeßlichkeit trotzdem geschah, schien keine andere Bedeutung zu haben, als daß es gegen die allein und unfehlbar als moralisch und gesetzlich geltenden wollende Weltordnung heterisch verstieß.

Denen, die in den Kriegen von 1864—71 unterlegen sind, hat das gegenwärtige Deutschland indirect es zu danken, daß diese unsere kriegerischen Erfolge uns für die Weltgeschichte und zugleich auch die Weltgeschichte für uns wieder erobert, daß sie uns die Theilnahme an der Geschichte der Neuzeit, das Recht des Interesses an der kosmopolitischen Entwickelung der gegenwärtigen civilisatorischen Nationen neu erschlossen haben. Es ist dieses die in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzende Situation der Gründung des neuen deutschen Kaiserreichs, daß mit ihm, bei all der Wucht seiner historisch-conservativen Elementarbildung nach der einen Seite hin, zugleich nach der andern die lebendig fortschreitende Geschichte des Jahrhunderts eine moralisch culturberechtigte, eine völkerrechtlich legitime geworden ist.

Was von der Geschichte selbst gilt, gilt von der Geschichtschreibung. Und auch Friedrich Gerstäcker, der uns zu dieser Betrachtung durch sein neuestes Buch Gelegenheit gibt, wird in der Zukunft einmal, obgleich er nur Tourist und Romanschreiber ist, als eine ganz geachtete Quelle der Historiographie über diese unsere wahrlich einzig interessante Uebergangsperiode angesehen werden.

Sonst fielen die Romanschreiber über einen geschichtlichen Stoff mit ihren bändereichen Bearbeitungen her, sobald die Geschichtswissenschaft ihn der Oeffentlichkeit anheimgegeben hatte. Die photographische oder stereotypistische Romanschöpfung der Gegenwart nimmt für sich das Recht in Anspruch, der Geschichtschreibung vorauszueilen. Soviel ich mich im Augenblick orientiren kann, ist das neueste Geschichtswerk über Venezuela, und zwar von Thirion, 1867 in Paris erschienen; sowie aber die Historienmaler wenige Monate nach einer gewonnenen Bataille dem Publikum ein porträtirendes Schlachtgemälde vorstellen können, so kann ein Gerstäcker im Jahre 1870 mit allem Recht einen historischen Roman über das Jahr 1868 erscheinen lassen.

Gerstäcker, der Weltumsegler, der Südamerika dreimal um- und durchreist hat, kennt den Schauplatz seiner „Blauen und Gelben“ sehr wohl, denn er hat ihn, als ein Pionnier der weltgeschichtlichen Zeitereignisse, auf seiner vierten Amerikareise von 1867 in Augenschein genommen und in seinen „Neuen Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexico, Ecuador, Westindien und Venezuela“ (3 Bde., Jena 1868—69) mit seiner gewohnten Anschaulichkeit geschildert. Die Revolution zwischen den „Blauen und Gelben“, die er damals als bevorstehend bezeichnete, ist seitdem wirklich ausgebrochen und auch zum Abschluß gebracht.

Venezuela (d. h. Kleinvenedig) ist derjenige Theil von Südamerika, der sich zuerst (1810) vom spanischen Mutterlande losgesagt hatte, und war, nach den blutigen Kämpfen unter Miranda und Bolivar (seit 1821), ein Bestandtheil der Föderativrepublik Columbia, bis sich dieselbe 1831 in drei selbständige Freistaaten, Venezuela, Neugranada und Ecuador, auflöste. Aus den mehrfachen Rassengegensätzen, welche die Losreißung der zur Selbstentwickelung herangereiften Colonialstaaten vom alten spanisch-bourbonischen Absolutismus zum Theil erleichtert hatten, ging 1846 ein innerer Parteienkampf hervor, der mit mannichfachem Hin- und Herschwanken der Erfolge bis in die Neuzeit fortgedauert hat. Der Präsident Tadeo Monagas hatte 1848 den theilweise nach dem Muster der spanischen Verfassung von 1812 bestehenden Repräsentantencongreß dictatorisch auseinandergejagt, und zehn Jahre wußte sich seine Familie im Besitze der Gewalt zu erhalten. General Castro restituirte 1858 die Verfassung und Freiheit der Republik, wurde aber doch wieder von den Oligarchen und Föderalisten, der Partei Monagas, nach einem Straßenkampfe in Caracas gegen die Liberalen gestürzt, worauf der alte frühere Präsident der Republik, Paez (bis 1843), einen Compromiß mit den Föderalisten zu Stande brachte und 1863 dem Haupte derselben, Juan Chrisostomo Falcon, die Präsidentschaft einräumte. Falcon wurde nach mancherlei Gegnerschaft von dem zu Caracas eröffneten Congreß am 18. März 1865 zum „Großmarschall“ der Republik ernannt.

Den Sturz dieses Machthabers schildert Gerstäcker's vorliegender Zeitroman. Die Partei Falcon's, die der „Gelben“, die hauptsächlich auf der durch die Independenz- und Bürgerkriege erstarkten Uebermacht der militärischen Elemente fußte, scheint dem Lande besonders durch die unverhältnißmäßige Menge der Offiziere, namentlich der Generale, zum Theil aus der Negerrasse, lästig geworden zu sein. Die „Blauen“, die sich auch Reconquistadoren, d. h. Wiedereroberer, nennen, sind die Revolutionäre der Provinz gegen die Hauptstadt Caracas.

Die kriegerischen Ereignisse beginnen im Frühjahr 1868 mit dem Angriff des „gelben“ Negergenerals Colina auf die von den „Blauen“ besetzte Stadt Las Ajuntas am Bergstrom Guayra, wobei Colina, bisher der Schrecken des Landes, zurückgeschlagen wird. Beim Heranrücken der „Blauen“ gegen Caracas flieht am 5. Mai der Großmarschall Falcon nach dem Hafenplatze der Residenz, nach La Guayra, und geht von dort mit dem Kriegsdampfer Bolivar zur See.

Mit dem vollen Reize tropischer Landschaftlichkeit und aller Lebendigkeit des vielbewährten Gerstäcker'schen Compositionstalents wird uns die Guerrillaschlacht bei Chacao geschildert und der siegreiche Sturm der „Blauen“ auf Caracas, woselbst von diesen unter dem früher antiliberalen

Digitized by Google

General Monagas eine neue liberale und repräsentative Regierung eingesetzt wird.

Wir erfahren unter anderm von Gerstäcker, daß bei der Erstürmung von Caracas die „schwarz-weiß-rothe" Fahne des Norddeutschen Bundes, die Anfang April feierlich eingeführt war, während des blutigen Straßenkampfes von sämmtlichen Deutschen aufgepflanzt und als die Farbe einer neutralen Nationalität auch respectirt worden ist. Der Roman schließt im September 1868 mit der Thatsache, daß das Land begann, der Wohlthaten des Friedens sich in Sicherheit erfreuen zu können. Die letzte Nachricht des Buchs ist die, daß der greise General José Tadeo Monagas, gerade als die siegreichen „Blauen" aller Orten ihn zum Präsidenten wählen wollen, erkrankte und in Caracas starb: „Was er früher in Venezuela gesündigt hatte, ist vergessen; er hat seinen Namen rein gewaschen von jeder Schmach und wird von jetzt an in der venezuelanischen Geschichte als ein Mann gelten, der sein Vaterland liebte und es von dem ärgsten Drucke befreite."

Ich bemerke noch, daß die Spanier in Amerika es selbst lieben, ihre neueste selbsterlebte Geschichte alsbald in Romanform zu porträtiren. Das „Jahrbuch für romanische und englische Literatur" zeigte in seinem zweiten Bande, von 1860, als „ersten historischen Roman im spanischen Südamerika" an: „Amalia", von José Marmol, in Buenos-Ayres 1855 erschienen, und im vierten Bande von 1862 die Novelle „Lucia" (Buenos-Ayres 1860) aus der argentinischen Geschichte, von Frau Fernanda Garcia, der Schwestertochter des Dictators Juan Manuel Rosas.

# Feuilleton.

## Georg Gottfried Gervinus.

Auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Bestrebungen starb am 18. März Georg Gottfried Gervinus, der Geschichtschreiber der deutschen Nationalliteratur und des 19. Jahrhunderts. Gervinus war ohne Zweifel ein Kopf von den eminentesten Gaben: neben großer Schärfe und Ursprünglichkeit des Urtheils verfügte er nach den verschiedensten Richtungen des geistigen Lebens hin über weitgreifende und gründliche Kenntnisse und eine glänzende Darstellungsgabe. Im politischen und staatlichen Leben bewies er eine sehr Unbeugsamkeit der Gesinnung, aber nicht immer war sein Blick umfassenden und vorurtheilsfrei, nicht immer sein Temperament ruhig und leidenschaftslos. Er war in der Politik ein einseitiger Doctrinär, der außer sich gerieth, als die Geschichte nicht in den Bahnen seiner Doctrin wandelte. In der Wissenschaft bekundete er neben einer bewundernswürdigen Arbeitskraft eine geniale Combinations- und Deductionsgabe, welche durch einen das gesammte Gebiet antiker und moderner Gelehrsamkeit beherrschenden historischen Weitblick unterstützt wurde — aber gewisse einseitige Parteistandpunkte und vorgefaßte Meinungen, welche einer voraussetzungslosen Beurtheilung nicht Stand halten, sowie ein für die Schönheiten der Poesie unempfängliches Gemüth verdunkeln die glänzenden Eigenschaften dieses geistreichen Gelehrten.

Georg Gottfried Gervinus wurde am 20. Mai 1805 zu Darmstadt geboren, besuchte das dortige Gymnasium, wurde dann für den Kaufmannsstand bestimmt, und widmete sich erst nach mannichfachen innern und äußern Kämpfen im Jahre 1824 den Wissenschaften. Er studirte zuerst in Gießen, dann in Heidelberg, wo er Schlosser persönlich nahe trat. Während der Jahre 1828—30 war Gervinus Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Frankfurt a. M. Alsdann nach Heidelberg zurückgekehrt, habilitirte er sich an der dortigen Universität mit der Schrift „Geschichte der Angelsachsen im Ueberblick" (1830). Insolge der Herausgabe seiner „Historischen Schriften" (1833) wurde er im Jahre 1835 zum außerordentlichen Professor zu Heidelberg ernannt. Schon im nächsten Jahre folgte er indessen einem Rufe als ordentlicher Professor der Geschichte und Literaturgeschichte nach Göttingen. Als einer der sieben Professoren, welche die Protestation gegen den hannoverschen Verfassungsbruch unterschrieben hatten, wurde er bekanntlich im Jahre 1837 aus Göttingen verwiesen und lebte anfangs in Darmstadt, dann in Heidelberg. Im Jahre 1838 unternahm er eine Reise nach Italien. Von dort nach Deutschland zurückgekehrt, nahm er seinen dauernden Wohnsitz in Heidelberg und hielt daselbst seit dem Jahre 1844 als Honorarprofessor Vorlesungen. Tief in das tagespolitische Leben griff er ein, als er im Sommer 1847 in Gemeinschaft mit Mathy, Mittermaier und Häusser in Heidelberg die „Deutsche Zeitung" gründete, ein Organ, welches fortan die Principien des constitutionellen Repräsentativsystems vertrat. Das Jahr 1848 brach herein. Der Großherzog von Hessen bot Gervinus ein Ministerportefeuille an, das er ausschlug, die Freien Städte erwählten ihn zu ihrem Vertrauensmann beim Bundestage und der preußische Kreis Wanzleben bei Magdeburg erkor ihn zum Vertreter in der deutschen Nationalversammlung. Gervinus wies in der Paulskirche und nomentlich in seiner „Deutschen Zeitung" darauf hin, daß eine Vereinbarung mit den Regierungen nothwendig sei. Da indessen alle seine Bestrebungen für die Realisirung dieser Gedanken resultatlos waren, trat er im August des Jahres 1848 der Versammlung aus, aus in der er sich vereinsamt fühlte. Erst nach einer Reise nach Italien von mehrern Monaten betheiligte er sich wieder an dem politischen Leben, indem er in mehrern Broschüren die Lage der Dinge mit großer Klarheit beleuchtete. Das klägliche Ende des deutschen Parlaments, die neuen preußischen Unionsbestrebungen und die gothaer Verhandlungen verstimmten ihn dermaßen, daß er sich dem öffentlichen Leben von da ab fast ganz entzremdete. Eine in gleichem Maße ablehnende Stellung nahm er auch den neuen und neuesten Zeitbewegungen gegenüber ein. Er hatte sich von der Idee einer deutschen Hegemonie Preußens, für welche er im Jahre 1847 so energisch eintrat, immer mehr losgelagt und sich endlich offen zum Föderalismus bekannt. Gegen den jüngsten Krieg, den deutsch-französischen, hat er in der Vorrede zur neuesten Auflage seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" laut das Wort erhoben und sich dadurch zum Zielpunkt einer vielstimmigen Polemik gemacht, welche, namentlich durch Karl Braun's Schrift: „Wider Gervinus", noch in seine letzten Lebenstage hineinschallt.

Außer den bereits genannten haben wir noch eine ganze Reihe von Schriften von Gervinus zu erwähnen, unter ihnen seine beiden Hauptwerke. Das erste dieser Hauptwerke ist: „Die Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" (5 Bde., 1835—42), welches seit der vierten veränderten Auflage unter dem Titel: „Geschichte der deutschen Dichtung" (1853) erschien. Dieses Werk muß eine Leistung von wenig geringer Bedeutung genannt werden; denn es ist großartig in seiner Anlage, gediegen und klar in seiner Durchführung und beherrscht mit Souveränetät ein großes Gebiet des Wissens. Trotzdem sind seine Mängel zahlreich: es ist einseitig, tendenziös, oft borok im Urtheil, nicht selten ästhetern und fast immer von einem moralisch-politischen Doctrinarismus diktirt, welcher sich namentlich in der Beurtheilung Goethe's und einer vornehmen Nichtberechtigung der aus dem Geiste der Gegenwart erwachsenen Literatur kundgibt. Im Auszuge ließ der Verfasser dieses Werk als „Handbuch der Geschichte der Nationalliteratur"

Digitized by Google

vierte Auflage, 1849) erschienen. An weiteren Schriften von Gervinus nennen wir ferner: „Grundzüge der Historik" (1837), „Ueber den Goethe'schen Briefwechsel" (1836) und „Kleine historische Schriften" (1838). Unmittelbar durch die Tagesereignisse angeregt wurden: „Mission der Deutschkatholiken" (1845), die „Heidelberger Adresse an die Schleswig-Holsteiner" (1846) sowie einige andere Schriften. Vieles Aufsehen machte Gervinus' Werk „Shakspear" (4 Bde., 1849—50); aber dem im Grunde seiner Seele prosaischen Gervinus ist es nicht gelungen, in diesem Werke in die Mysterien des Shakspeare'schen Genius einzudringen; obwol diese geistvollen Studien in vielen Punkten belehren, lassen sie doch im ganzen kalt, und die kritiklose Apotheose des britischen Dichters sogar auf Kosten unserer deutschen Classiker macht einen anwiderndn Eindruck. Dem „Shakspeare" ließ Gervinus die Einleitung zu seinem zweiten Hauptwerke folgen, die „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" (1853). Der Grundgedanke derselben ist dieser: der demokratische Geist ist das Agens in den Entwickelungen und Neubildungen der Gegenwart; seine Reaction vermag denselben zu hemmen; er wird siegen und herrschen. Das Werk selbst, welches durch diese Schrift nur eingeleitet werden sollte, die „Geschichte des 19. Jahrhunderts", ist, da Gervinus aus politischer Verstimmung die Feder an dieser Arbeit verlor, leider Fragment geblieben. Zu den letzten Publicationen von Gervinus gehört sein viel getadeltes Buch „Händel und Shakspeare" (1870), eine Parallele dieser beiden Kunstheroen, welche on der geringen Kenntniß der Musik und ihres Wesens scheiterte, die Gervinus besaß.

Gervinus hat einen bedeutenden Einfluß auf die Politik, Literatur und Wissenschaft der letzten Jahrzehnte ausgeübt; dieser Einfluß ist aber keineswegs ein blos heilsamer gewesen. Sowie die sich fortentwickelnde Zeitgeschichte, mußte auch die Poesie, wenn sie sich zu bedeutenden Zielen fortentwickeln wollte, den Bann brechen, welchen die nüchterne und eigensinnige Weltanschauung dieses hochgelehrten und charakterfesten, aber durch die chinesische Mauer der Doctrin von dem poetischen Weben und den realen Bedürfnissen der Zeit abgeschrrten Mannes ihr auferlegt hatte.

### Jakob Benedey.

Am 8. Februar starb zu Oberweiler bei Badenweiler Jakob Benedey. Das Charakterbild dieses ausgezeichneten Vorkämpfers für die Idee der politischen und socialen Freiheit in Deutschland erscheint im Lichte der Gegenwart als dasjenige eines Repräsentanten einer Zeit, welche für uns nur noch ein historisches Interesse hat, einer Zeit, welche, obgleich von der ehrlichsten Begeisterung für ihre Ideale getragen, dennoch von manchen unklaren Tendenzen, von manchen später durch gesündere Anschauungen corrigirten Bestrebungen erfüllt war. Benedey dorf als ein wahrer Prototyp dieser Zeit betrachtet werden. Er hatte von ihr das idealistisch anflammende Feuer einer enthusiastischen Hingabe an die großen reformatorischen Aufgaben jener Tage und die sanguinische Ueberschätzung der Tragkraft und realen Leistungsfähigkeit der damals herrschenden freiheitlichen Ideen; er hatte von ihr die biedere Ehrlichkeit eines respectablen Charakters, aber auch die schwankende Beweglichkeit eines allzu leicht bestimmbaren Temperaments. In seinem politischen Wirken wurde er von der größten Uneigennützigkeit und dem redlichsten Wollen, in seinem literarischen Streben von den edelsten Gesinnungen und den humanisten Zwecken geleitet — darin liegen seine Verdienste.

Jakob Benedey wurde am 24. Mai 1805 zu Köln a. Rh. geboren, begann 1824 zu Bonn seine juristischen Studien und schloß sie zwei Jahre später zu Heidelberg ab. Nachdem er eine Zeit hindurch am Bureau seines Vaters, eines Advocaten in Köln, gearbeitet, zwangen ihn im Jahre 1832 politische Verfolgungen, welche er durch die Herausgabe einer Broschüre „Ueber Geschworenengerichte" (Köln 1832) auf sich gezogen hatte, die preußischen Lande zu verlassen. Später mochte er von sich reden gelegentlich seiner hervorragenden Theilnahme an dem verhängnißvollen Hombacher Feste, infolge welcher er am Ausgang des Jahres 1832 zu Mantheim inhaftirt wurde. Zu Frankenthal gefangen gehalten, entfloh er nach Frankreich. Strasburg, Nancy und Paris waren die Städte, in denen er sich hauptsächlich aufhielt. In Paris redigirte er vom Jahre 1835 an die Monatsschrift „Der Geächtete". Die radicale Sprache dieses Blattes zog ihm die Ausweisung aus der französischen Metropole zu. Er begab sich nach Havre, kehrte indessen sehr bald wieder nach Paris zurück, bis er im Jahre 1837 noch einmal einer Ausweisung weichen mußte und abermals nach Havre ging. Die Möglichkeit einer Rückkehr nach Paris auf die Dauer erwirkte ihm erst die wohlwollende Aufnahme, welche die pariser Akademie seiner Schrift „Römerthum, Christenthum, Germanenthum" zutheil werden ließ. Mit einigen Unterbrechungen, welche durch Reisen nach England, wo er 1843—44 sich aufhielt, nach den Pyrenäen und nach Brüssel, welche Gegenden er 1846 und 1847 besuchte, herbeigeführt wurden, lebte er sorton, journalistisch thätig, in Paris. Das Bewegungsjahr 1848 rief ihn nach Deutschland zurück. Eifrig betheiligte er sich an den politischen Reformen, welche damals in Deutschland in Scene gesetzt wurden. Er nahm theil am Vorparlament, wo er einer der enrogirtesten Gegner Heckor's war, gehörte dem Fünfzigerausschusse an und vertrat in der Nationalversammlung als einer der Führer der Linken den Wahlkreis Hessen-Homburgs. Mit der Versammlung siedelte er noch Stuttgart über und war bei der beklagenswerthen Auflösung derselbun gegenwärtig. Nachdem er sich zum Dienste in Holstein zur Disposition gestellt hatte, aber abgewiesen worden war, lebte er nach vergeblichen Versuchen, in Berlin oder Breslau ein dauerndes Domicil zu finden, in Wien, ging im Jahre 1853 nach Zürich, wo er sich als Docent der Geschichte habilitirte und machte im Jahre 1855 Heidelberg zu seinem Wohnsitze. Auch hier war aus politischen und andern Gründen seinen Bleibens nicht longe. So zog er sich denn im Jahre 1857 nach Oberweiler bei Badenweiler zurück, seine Zeit zwischen Landbau und Schriftstellerei theilend. Hier hat er, mit manchen Sorgen um seine materielle Existenz kämpfend, bis an sein Ende gelebt. Der deutsch-französische Krieg hatte anfangs nicht seine Sympathien, wie er denn stets ein Gegner der Führerschaft Preußens war. Als aber später die Socialdemokraten mit ihm in dasselbe Horn stießen, lenkte er in die Bahnen einer mehr nationalen Auffassung des Krieges ein.

Jakob Benedey hat auf sehr verschiedenen Gebieten schriftstellerisch gewirkt. Wir heben aus der großen Zahl seiner Werke außer den bereits erwähnten noch die folgenden anziehend hervor: „Reise- und Rostiage in der Normondie" (1838), „Die Preußen und das Preußenthum" (1843), „La France, l'Allemagne et la Sainte-Alliance" (1842), „Die Deutschen und Franzosen in Sprache und Sprichwort" (1843), „John Hampden" (1843), „Irland" (1844), „England" (1845), „Das südliche Frankreich" (1846), „Vierzehn Tage Heimatluft" (1847), „Schleswig-Holstein im Jahre 1850" (1850), „Geschichte des deutschen Volks" (1854—62), „Machiavell, Montesquieu und Rousseau" (1862) und „Franklin und Stein" (1868). Alle diese Schriften Benedey's tragen die Signatur einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung und eines die realen Dinge mit Sporfssinn erfassenden Geistes.

## Bibliographie.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 31ster Band: Reden an die deutsche Nation. Von J. G. Fichte. Mit Einleitung herausgegeben von J. G. Fichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1½ Rgr.

**Bojanowski, P. v.,** Geschehenes und Geschriebenes. Tagebuchblätter eines Journalisten aus den Kriegsmonaten der Jahre 1870 und 1871. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 20 Rgr.

Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Begründet von F. Pfeiffer. 4ter Bd.: Hartmann v. Aue. Herausgegeben von F. Bech. 1ster Thl. Erec der Wunderbare. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1870. 8. 1 Thlr.

**Hergt, C. E.,** Geographie des Gelobten Landes. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

**Mühlbach, Louise,** Mohammed Ali und sein Haus. Historischer Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr.

**Shakespeare's** Sonette übersetzt von **C. Ollbemeister.** Mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Bibel-Lexikon.

**Realwörterbuch zum Handgebrauch für Geistliche und Gemeindeglieder.**

In Verbindung mit Dr. **Bruch**, Dr. **Dieckel**, Dr. **Dillmann**, Dr. **Fritzsche**, **K. Furrer**, Dr. **Gaß**, Lic. **Hausrath**, Dr. **Hitzig**, Dr. **Hofmann**, Dr. **Krim**, Dr. **Kupfus**, Dr. **Mangold**, Dr. **Merx**, Dr. **Möbeke**, Dr. **Reuß**, Dr. **Roskoff**, Dr. **Schrader**, Dr. **C. Schwarz**, Dr. **A. Schweizer**, Dr. **Stark**, Dr. **Steiner** und andern der namhaftesten Bibelforscher

herausgegeben von

**Kirchenrath Professor Dr. Daniel Schenkel.**

Mit Karten und in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt.

In 40 Heften oder 5 Bänden;

Jedes Heft 10 Ngr.; jeder Band geheftet 2 Thlr. 20 Ngr., gebunden 3 Thlr.

Dritter Band. (Heiligkeit — Kyrene.)

Schenkel's „Bibel-Lexikon", das erste deutsche Werk, welches sich die Aufgabe stellt, die Ergebnisse der Bibelforschung gleichmäßig der Geistlichkeit und der Gemeinde darzubieten, hat bereits die allgemeinste Theilnahme in den Kreisen der Gelehrten wie der Laien, sowie die lobendste Anerkennung seitens der Kritik gefunden.

Von allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen und ist das Werk auf einmal oder lieferungsweise, in Heften oder in Bänden zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## SHAKESPEARE-GALERIE.

Charaktere und Scenen aus Shakespeare's Dramen.

Gezeichnet von

**Max Adamo, Heinrich Hofmann, Hanns Makart, Friedrich Pecht, Fritz Schwoerer u. a.**

*56 Blätter in Stahlstich.*

Mit erläuterndem Text von **Friedrich Pecht.**

Quart. In 12 Lieferungen zu je 1 Thlr. 10 Ngr.

Zweite Lieferung:

**Der Sturm.** Gez. von **Hofmann.** — **Julius Caesar.** Gez. von **Adamo.** — **Cymbeline.** Gez. von **Schwoerer.**

Die „Shakespeare-Galerie" reiht sich den bekannten aus demselben Verlage hervorgegangenen Prachtwerken „Schiller-", „Goethe-", „Lessing-Galerie" an. Für den Werth der Compositionen bürgen die Namen des Herausgebers Friedrich Pecht und der mit ihm verbundenen Künstler; der Stich wurde anerkannten Meistern in ihrem Fache anvertraut.

In allen Buch- und Kunsthandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und ist die erste Lieferung nebst einem Prospect über das Werk vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Begründet von **Franz Pfeiffer.**

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zehnter Band:

**Wolfram's von Eschenbach Parzival und Titurel.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweiter Theil.

Diese Ausgabe des ganzen *Parzival* ist der erste Versuch, die gewaltigste und gedankentiefste Dichtung des deutschen Mittelalters, das Meisterwerk Wolfram's von Eschenbach, dem Verständniß heutiger Leser im Originaltext zugänglich zu machen. Franz Pfeiffer hatte sich bereits viel mit den Vorarbeiten zur Herausgabe beschäftigt; als er aber seinen Tod herannahen fühlte, überliess er das von ihm gesammelte reiche Quellenmaterial seinem gelehrten Freunde Karl Bartsch, der nun im Sinne des Verstorbenen das schwierige Werk vollendete. Wegen der Verwandtschaft des Stoffs wurden auch die erhaltenen Bruchstücke von Wolfram's *Titurel* in die Ausgabe mit aufgenommen.

Inhalt des I.—IX. Bandes:

I. **Walther von der Vogelweide.** Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Dritte Auflage, herausgegeben von Karl Bartsch.

II. **Kudrun.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.

III. **Das Nibelungenlied.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Zweite Auflage.

IV.—VI. **Hartmann von Aue.** Herausgegeben von Fedor Bech. Drei Theile.

VII. VIII. **Gottfried's von Strassburg Tristan.** Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Zwei Theile.

IX. **Wolfram's von Eschenbach Parcival und Titurel.** Herausgegeben von Karl Bartsch. Erster Theil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Das Leben des Generals von Scharnhorst.

Nach größtentheils bisher unbenutzten Quellen

dargestellt von

**Georg Heinrich Klippel.**

Dritter Theil.

Fünftes und sechstes Buch. 1801 bis 1813.

8. Geh. 4 Thlr.

(Der erste Theil kostet 1½ Thlr., der zweite Theil 2 Thlr.)

Mit dem dritten Theil (der 52 Bogen umfaßt) liegt das werthvolle Werk abgeschlossen vor. Es gelang dem Verfasser, durch sorgfältige Sammlung und Benutzung eines reichen Quellenmaterials ein ebenso klares als vollständiges Bild von Scharnhorst's Lebensgang, von seinen Leistungen und Verdiensten zu entwerfen. Der Geist, welchen Scharnhorst dem deutschen Heere eingeflößt, wirkt heute noch lebendig in demselben fort, und angesichts der jüngst vollführten glänzenden Thaten ziemt es sich gewiß, auch seiner, des „Waffenschmieds der Deutschen", mit erneuter Verehrung zu gedenken.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 8. Juni 1871.



Inhalt: Zur Culturgeschichte der neuern Zeit. Von Rudolf Dorn. — Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde. Von Heinrich Birnbaum. — Erzählende Literatur. — Feuilleton. (Hermann Fürst Pückler-Muskau; Karl August Kurtzel.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Zur Culturgeschichte der neuern Zeit.

Culturgeschichte der neuern Zeit. Vom Wiedererwachen der Wissenschaften bis auf die Gegenwart. Von Otto Henne-Am Rhyn. Erster Band. Leipzig, O. Wigand. 1870. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß in den letzten Jahren neben der politischen Geschichte der einzelnen Völker auch das Feld der Culturgeschichte mit Fleiß und Talent bebaut worden ist. Es fehlt sogar nicht an gewichtigen Stimmen, welche meinen, die Culturgeschichtschreibung habe bereits einen solchen Höhepunkt erreicht, daß sie als eine besondere, selbständige Wissenschaft zu betrachten und berechtigt sei, auf unsern Hochschulen durch besondere Lehrstühle vertreten zu sein. Wir unsererseits zögern keinen Augenblick, diesen Ansichten beizustimmen; wir zögern um so weniger, als selbst Kaiser Wilhelm I. in seiner Proclamation an das deutsche Volk, die er am 17. Januar 1871 von Versailles aus erließ, den denkwürdigen Ausspuch gethan:

Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott die Kraft verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Diese Worte des greisen Heldenkönigs beweisen, daß er wohl begriffen hat, wie die Stärke und Kraft einer Nation nicht allein in äußerer Machtfülle zu suchen ist, sondern ebenso sehr in Hebung und Pflege geistiger Güter. Wenn aber das Oberhaupt der deutschen Nation mitten im wilden Kriegsgetümmel der culturgeschichtlichen Fortentwickelung unsers Volks das Wort redete, so ist es sicherlich für alle Männer der Wissenschaft eine heilige Pflicht, auch ihrerseits mit aller Kraft dahin zu arbeiten, daß mit der äußern Machtstellung Deutschlands auch der Fortschritt in „Freiheit und Gesittung" gleichen Schritt halte. Und von diesem Standpunkte aus können wir das in Rede stehende Werk von Otto Henne-Am Rhyn nur mit Freuden begrüßen.

Die Einleitung zu dem vorliegenden Buche, welche dessen Idee und Zweck auseinandersetzt, die Erfordernisse und Elemente der Culturgeschichte darlegt und deren Inhalt skizirt, ist bereits im Anfang des Jahres 1869 unter dem Titel „Die Culturgeschichte im Lichte des Fortschritts" erschienen und in Nr. 44 d. Bl. f. 1869 besprochen worden. Treu den damals ausgesprochenen Grundsätzen hat nun der Verfasser den ersten Band seines Werks, welcher die Culturgeschichte des Zeitalters der Reformation vom Wiedererwachen der Wissenschaften bis zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs umfaßt, angeordnet, eingetheilt und bearbeitet. Die Culturgeschichte ist ihm mit vollem Recht keineswegs durchaus identisch mit der Geschichte als solcher, sondern nur bis zu einem gewissen Grade. Die gewöhnlich sogenannte Geschichte, richtiger die politische Geschichte, gruppirt nach seiner Ansicht alle historischen Ereignisse um diejenigen Thatsachen, welche die staatlichen Verhältnisse und Staatsordnungen der verschiedenen Völker betreffen. Die Culturgeschichte dagegen verfolgt in gewisser Hinsicht einen höhern Zweck. Ihr sind die specifisch politischen Ereignisse weiter nichts als Kämpfe um den Besitz der Macht, also bloße Aeußerungen einer menschlichen Leidenschaft, z. B. der Herrschsucht, die je nach Umständen mit dem Ehrgeize, oder der Habsucht, oder mit beiden verbunden ist. Alle diese Kämpfe bringen, sobald sie kein edleres, humaneres, die höchsten Ziele der Menschheit betreffendes Motiv haben, die Menschheit nicht eigentlich weiter, sie tragen wenig oder gar nichts zu ihrer Vervollkommnung bei, fördern oft die Ideen des Wahren, Schönen und Guten nicht, ja sie thun vielmehr ihr Möglichstes, sie an ihrer wohlthätigen Einwirkung auf die Menschheit zu verhindern und ihrer Verwirklichung durch unsterbliche Werke Hemmnisse entgegenzustellen. Die Culturgeschichte läßt alle jene leidenschaftlichen Anstrengungen um den reinen Machtbesitz in den Hintergrund treten und berücksichtigt ihre

Resultate, die Staatsverfassungen und Staatsordnungen, nur insofern, als sie unterfucht, ob dieselben den Ideen, in deren Verwirklichung das wahre Glück der Menschheit besteht, entsprechen oder nicht. Der Verfasser sagt:

In den Vordergrund ihrer Weltbühne stellt sie dagegen die Bemühungen, jene Ideen zu verwirklichen, nach ihrem Verlaufe und ihren Folgen, deren Anordnung unter sich theils von der Zeit, in welcher sie eintraten, theils von ihrer größern oder geringern Bedeutsamkeit und Wirksamkeit abhängt.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, macht es sich der Autor zur Aufgabe, in dem vorliegenden Werke ein zusammenhängendes Bild der neuern Zeit vor uns zu entrollen, in welchem keine Seite der menschlichen Geistesthätigkeit fehlt und ein anschaulicher Ueberblick dessen geboten wird, was geschehen ist, um Bildung und Gesittung in stufenweise fortschreitendem, nie ruhendem Ringen an die Stelle der Barbarei und der vorwiegenden zerstörenden Leidenschaften zu setzen. Daß er dabei kein ungeheueres Material von sittengeschichtlichen Specialitäten aufspeichert, vermögen wir nicht zu tadeln, da eine vollständige Erschöpfung dieses Materials nach dem Urtheile aller Verständigen doch zu den Unmöglichkeiten gehören dürfte; der Zweck seines Buchs wird als erfüllt gelten müssen, sobald es ihm gelungen ist, die Hauptmomente treffend hervorgehoben zu haben, welche in der That die culturgeschichtliche Entwickelung Europas in dem bezeichneten Zeitraume bestimmten und förderten oder wenigstens illustrirten. Ebenso wenig misbilligen wir es, daß er vermied, die Leser durch eine Masse gelehrter Citate und langathmiger Anmerkungen zu ermüden, obschon wir nicht leugnen können, daß hier und da eine reichere und genauere Angabe von Belegstellen aus wichtigen und zuverlässigen Quellenwerken wünschenswerth gewesen wäre. Ob der Verfasser daran gut gethan, daß er nur das „culturhistorische Europa", zu welchem er den größten Theil von Rußland u. s. w. nicht rechnet, in den Kreis seiner Beurtheilung und Darstellung gezogen und von allen übrigen Erdtheilen abgesetzen hat, ist eine Frage, die wir hier nicht weiter untersuchen wollen; jedenfalls ziehen wir eine weise Beschränkung des zu bearbeitenden Stoffs unter allen Umständen einer weitschweifigen Untersuchung schwer zu bewältigender und aus allen Welttheilen zusammengesuchter Culturgeschichtsobjecte vor. Der Werth der alten Regel: „Est modus in rebus", ist niemals zu unterschätzen. Auf der andern Seite aber hätte es nicht schaden können, wenn von dem Verfasser schon in dem Titel seines Werks die Grenzen desselben irgendwie angedeutet worden wären.

Nach einem kurzen, den Zweck und Inhalt des ganzen Werks noch einmal in gedrängter Weise andeutenden Vorworte geht der Verfasser auf die Bearbeitung des ersten Bandes über, der, wie gesagt, das Zeitalter der Reformation vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs umfaßt. Dieser Band zerfällt in neun Bücher, welche folgende Ueberschriften tragen: 1) „Staat und Kirche am Ende des Mittelalters"; 2) „Das Wiederaufleben der Wissenschaften"; 3) „Die Kirchentrennung"; 4) „Die Gegenreformation"; 5) „Recht und Unrecht. Zauberei und Aberglaube"; 6) „Die Männer der freien Forschung"; 7) „Die Klänge der Dichtung"; 8) „Die Blüten der bildenden Kunst"; 9) „Geselliges Leben und Treiben". Als Beilagen sind die Stammtafeln der Medici von Florenz und der Este von Ferrara beigefügt.

Das erste Buch schildert in drei Abschnitten die politischen Zustände Italiens, das Papstthum und die Opposition gegen die politischen und kirchlichen Verhältnisse der italienischen Halbinsel. Mit Recht beginnt unser Autor seine Darstellung mit Italien, wo wir ueben dem schönsten Schmuck der Natur den höchsten Triumph der Kunst suchen und finden können. Nach Italien müssen aber auch unsere Blicke gerichtet sein, wenn wir die Werkstätte der Geschichte, wenn wir die Klaffendsten Wunden und strengsten Gegensätze der politischen und der religiösen Entwickelung der Völker kennen lernen wollen; und diese Gegensätze treten selten oder niemals so schreiend hervor, wie im Beginne der Zeit, die man als die „neue" zu bezeichnen pflegt. Auch damals behauptete Italien den Vorrang als diejenige Stätte, von wo seit vielen Jahrhunderten alle entscheidenden Bewegungen des Lebens der Menschheit ausgegangen waren; denn die Geschichte Italiens war vom Untergange der hellenischen Freiheit bis zum Untergange der päpstlichen Allmacht — bis zu einem hohen Grade — die Geschichte der Welt.

Nachdem der Verfasser die verschiedenen italienischen Republiken (Florenz, Venedig u. s. w.), den Kampf der Guelfen und Ghibellinen, den Aufenthalt der Päpste in Avignon, das Schisma und die furchtbare Demoralisation des Papstthums besprochen, handelt er ausführlicher über die drei Päpste Alexander VI., Julius II. und Leo X. Er schildert den Charakter und das Wesen dieser drei Kirchenhäupter treffend also:

Unter Alexander VI. hatte das Laster in Rom geherrscht, unter Julius II. die Politik, unter Leo X. herrschte die Kunst und Wissenschaft des classischen Alterthums. War es ein Wunder, daß unter drei solchen Päpsten, denen ihr eigentlicher Beruf gleichgültig war, welche nur Fürsten von Rom oder Protectoren von Italien sein wollten, für andere Nationen aber kein Herz hatten, die Kirche wanken, sinken und endlich auseinanderfallen mußte? Leo's X. Vorgänger hatten wenigstens ein politisches System gehabt, wenn auch Alexander blos ein egoistisches, Julius aber ein patriotisches, und hatten dadurch ihrer Stellung ein gewisses äußeres Ansehen verschafft; Leo aber hatte kein System, er schwankte zwischen Frankreich, Spanien und Deutschland, zwischen der Schweiz und Venedig hin und her; hielt keinem Verbündeten Treue und ging gegen keinen Feind energisch vor, und so stelen die tapfern Anstrengungen dieser elenden Politik zum Opfer, indem sie, verrathen und verlassen, bei Marignano (1515) der französischen Uebermacht erlagen und ihren Kriegsruhm als europäische Macht einbüßten, ohne daß ihnen später Gelegenheit wurde, ihn wieder herzustellen. Sie schlossen einen ewigen Frieden mit Frankreich, von welcher Macht sie von da an — unter den verschiedensten Regierungen — gerade drei Jahrhunderte lang (bis 1814) abhängig blieben.

Den Schluß des ersten Buchs bildet eine interessante Parallele zwischen zwei hervorragenden Florentinern, dem schwärmerischen Mönche Girolamo Savonarola und dem schlau berechnenden, vielfach verkannten Staatsmanne Niccolo Machiavelli. Der Verfasser läßt Machiavelli als Dichter, Geschichtschreiber und Staatsmann volle Gerechtigkeit widerfahren, verfehlt aber nicht zu bemerken, daß sich „der Fluch unredlicher Mittel, auch wenn sie zu guten Zwecken führen sollen, niemals verleugnet". Wir

Digitized by Google

verweisen bei dieser Gelegenheit auf eine treffliche Biographie Machiavelli's aus der Feder Richard Treitschke's; dieselbe ist enthalten in den „Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst" (Bd. 5, Hft. 2, S. 113 fg.). Auch Treitschke erklärt Machiavelli a. a. O. für einen großen Dichter und bedeutenden Staatsmann, „der die Herstellung der nationalen Einheit Italiens wollte, allerdings um jeden Preis".

In dem zweiten Buche seines Werks behandelt der Verfasser das Wiederaufleben der Wissenschaften, vornehmlich in Italien und Deutschland; andere Staaten ignorirt er fast vollständig. In dem ersten Abschnitte schildert er zunächst die große humanistische Wirksamkeit von Dante, Petrarca und Boccaccio, dann die Verdienste, welche sich Männer, wie Emanuel Chrysoloras, Johannes von Ravenna, Aldus Manutius, Poggio Bracciolini, Niccolo Niccoli, Rambaldoni, Guarino, Theodor Gaza, Demetrius Chalkondylas u. a. um die classischen Studien erwarben. Nachdem er den Einfluß der Platonischen und Aristotelischen Philosophie besprochen, geht er auf die Geschichtschreibung der damaligen Zeit über und hebt vornehmlich die Verdienste von Francesco Guicciardini (1482—1540), Filippo Nerli (1485—1556) und Giacomo Nardi (1494—1531), jenem unerschütterlichen Republikaner aus Florenz, hervor, ohne die Venetianer Pietro Bembo und Paolo Paruta zu vergessen. Zum Schluß erwähnt er kurz Leo's X. Günstling Paolo Giovio (Jovius) aus Como, der eine allgemeine Geschichte seiner Zeit schrieb, und den Mantuaner Baldassare Castiglione, welcher durch ein eigenthümliches Werk für die Sittengeschichte seines Zeitalters Bedeutung erlangt hat. Castiglione's Werk, „Il Cortigiano" betitelt, bildet nämlich in mancher Hinsicht einen ruhigen und gleichsam ehrlichen Gegensatz zu dem von zerrissener Stimmung zeugenden und in grellen Misstönen die Unredlichkeit auf den Thron erhebenden Machiavelli'schen Fürstenbuche. Das Höflingswesen war übrigens zu jener Zeit in Italien allmächtig; es beherrschte fast alle Stände, sodaß man die damaligen Italiener fehr wohl, wie es auch geschehen ist, je nach ihrem offenen oder verschlossenen Wesen in Machiavellisten oder Castiglionesen eintheilen kann.

Der zweite Abschnitt des zweiten Buchs enthält die Entwickelung und die Blüte des deutschen Humanismus. Hier gibt der Verfasser nichts Neues, doch ist das, was er gibt, gut und mit Wärme dargestellt. Er sagt:

Aus der Region der Citronen und Orangen gelangen wir in jene der Aepfel und Birnen, bescheidenerer, doch nahrhafterer Früchte; aus jener der gefälligen, aber kalten Kamine in jene der schwerfälligen, aber traulichen und soliden Oefen. Statt glänzender Paläste und schmuziger Hütten umfangen uns einfache, aber reinliche Häuser mit hohen Giebeldächern und seltsamen Schnitzereien. Es umweht uns kältere und trockenere Luft, aber es schlägt ein treues und biederes Herz in den Bewohnern.

Am Schluß des zweiten Buchs macht der Verfasser mit einer treffenden Charakteristik von Wilibald Pirkheimer und Ulrich von Hutten, welche Männer der Feder und des Schwerts zugleich waren, den Uebergang vom Humanismus zur Reformation. Auch finden wir eine kurze, aber äußerst interessante Schilderung des Zustandes der Schulen der damaligen Zeit.

Das dritte Buch, welches die Kirchentrennung behandelt, zerfällt in drei Abschnitte und schildert das Auftreten der Reformation in Deutschland, in Frankreich, in der Schweiz, in England und in Schottland. In den culturhistorischen Ausführungen des ersten Buchs sehen wir, wie im Wunderlande Italien die religiöse und politische Wiedergeburt des Landes scheiterte, ein Mißlingen, das der Verfasser in dem erfolglosen Auftreten Savonarola's und Machiavelli's nachzuweisen versucht. Als auf theilweisen Ersatz hierfür wird auf das Wiederaufleben antiker Wissenschaft und Kunst hingewiesen. Italien hatte sich jedoch in diesem Wiederaufleben vielfach und wesentlich nur reproductiv verhalten. Ein wahrhaft neues, eigenthümliches Moment trat, nach der Ansicht unsers Autors, weder in seinen wissenschaftlichen noch in seinen künstlerischen Leistungen zu Tage; es war eben die eigentliche „Renaissance" des Alterthums, keine Geburt neuer Gestaltungen des Ideals der Schönheit und der Weisheit. Die Werke der antiken Wissenschaft wurden blos neu herausgegeben, die Leistungen der antiken Kunst blos mit dem belebenden Hauche ihr Farbe umkleidet. Anders sahen, wie Henne-Am Rhyn meint, die Dinge in Deutschland aus. Er sagt in dieser Beziehung:

Das weniger zierliche und feine, aber gründlichere und tiefere Volk des Nordens begnügte sich nicht mit bloßer Reproduction und Auffrischung schon dagewesener Formen; es schuf aus seiner ureigenen, reichen Phantasie heraus neue, noch nicht dagewesene, wenn auch anfangs oft märchenhafte und phantastische Gestalten. Rafael's Madonnen waren verschiedliche Abstimmungen des Alterthums, Tasso's „Jerusalem" ist eine verschiedliche Ilias und Odyssee, und wo ein gigantischer Geist wie Michel Angelo über jene Reproduction hinausstrebte, war die Himmelsstürmung sein individuelles Unternehmen, das im Geiste der Nation keine Grundlage hatte und keinen Widerhall fand. Die Deutschen des Reformationszeitalters dagegen traten in Masse selbständig und schöpferisch auf, und diese Art der Thätigkeit wurde auch noch ihrer durch die Buchdruckerei im 17. Jahrhunderts herbeigeführten Unterbrechung in neuester Zeit wieder aufgenommen. Auch Deutschland scheiterte zwar, wie Italien, in seinem Versuche einer politischen Wiedergeburt, der aber nicht von einem einzelnen Machiavelli, sondern von dem vereinten Bauernstande gewagt worden war; dafür siegte es im religiösen Kampfe über das entartete römische Glaubensweltreich. Luther blieb nicht Mönch wie Savonarola, und das Feuer, in welches er die päpstliche Bulle warf, brannte stärker und intensiver als jenes, in welchem zu Florenz die Gegenstände der Eitelkeit und Sinnenlust aufflammten. Im Gebiete der Religion, für welche die deutsche Reformation bestimmt war, hat die letztere zwar nicht viel mehr genützt, als daß sie statt einer Anstalt für den Glaubenszwang deren mehrere schuf, dafür es aber möglich gemacht, daß in Kunst und Wissenschaft ein neues Leben aufging, was ohne die Verkümmerung der freien Forschung und ohne den Bruch mit einer geistödtenden Hierarchie niemals gelungen wäre. Die deutschen und niederländischen Maler standen auf dem Boden der Reformation, und derselbe Boden war es auch, aus dem die Blüte der deutschen Poesie und Philosophie im 18. und 19. Jahrhundert emporwuchs. Die Deutschen sind, in ihrer politischen Zerfahrenheit wie in ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Ursprünglichkeit und Fruchtbarkeit, die Hellenen der Neuzeit.

Wir wollen hier nicht weiter untersuchen, ob der Verfasser in seiner Vorliebe für deutsches Wesen und deutsches Verdienst Italien gegenüber hier und da nicht etwas zu weit gegangen ist; fast scheint es so. Wir wenden uns vielmehr zu seinem, gerade für die Gegenwart nicht



Digitized by Google

unnachsichtigsten Urtheile über die culturgeschichtliche Entwickelung der Franzosen:

Der Gang der culturhistorischen Bewegung seit der Reformationszeit führt uns nun zu einem dritten Volke, welches die beiden bisher betrachteten (Italiener und Deutschen) gewissermaßen ergänzt, indem es dasjenige zu Stande bringt, was jenen fehlt, die politische Einheit. Wenn es dagegen, neben diesem Gelingen, sich keiner selbständigen, ja nicht einmal erfreulichen reproductiven Pflege der Kunst und Wissenschaft fähig gezeigt hat, so berechtigt uns beides, die Franzosen als die Römer der Neuzeit zu bezeichnen. Wie im alten Rom, so ist im neuen Frankenreiche die Centralisation der Lebenskeim des Staats; und wenn auch in veränderter Reihenfolge, so hat doch dieser Staat in vollkommen analoger Weise unter Ludwig XIV. ein verkünstletes, überfeinertes Augusteisches Zeitalter, in seiner großen Revolution die Kämpfe der Gracchen, des Marius und Sulla, unter Napoleon die Dictatur Cäsar's, und in der Eroberung Algeriens den gallischen Krieg reproducirt. Schon die merovingischen Könige verfuhren das altdeutsche Königthum mit der römischen Imperatorenwürde und wurden aus Volksführern Reichsbeherrscher. Das gleiche Streben erhielt sich in ihren Nachfolgern oder, wenn diese unfähig waren, in deren Ministern. Die französische Geschichte des Mittelalters ist ein Kampf zwischen dem centralisirenden und nivellirenden Königthum und dem gegen diese Tendenz reagirenden Adel. Einen nicht gering zu schätzenden Bundesgenossen hatte das Königthum in diesem Kampfe in der Kirche, deren ebenfalls centralisirende und nivellirende Tendenzen in den Feudalherren das größte Hinderniß erkannten. Die Orthodoxie, welche die französischen Könige seit Chlodwig stets zur Schau trugen, knüpfte diesen Bund noch fester und ließ ihn zugleich als einen solchen gegen die mit dem Papstthume um die Herrschaft der Welt ringenden deutschen Kaiser erscheinen. Neben den durch ihre Geistesgaben hervorragenden Königen erschienen daher stets Priester als Apostel der französischen Reichseinheit und als Bekämpfer des vielköpfigen Drachens der Feudalität.

Auch hier möchten wir nicht jedes Wort als richtig unterschreiben. Hatte die Bezeichnung der Deutschen als „Hellenen der Neuzeit" manches für sich, so dürfte die Charakteristrung der Franzosen als der „Römer der Neuzeit" doch in vielfacher Hinsicht als zu gewagt erscheinen. Geistreiche Vergleiche blenden, aber überzeugen nicht. Weil die Franzosen das mächtigste romanische Volk sind, kann man sie noch lange nicht als moderne Römer bezeichnen. Was übrigens die politische Centralisation Frankreichs anbetrifft, so verweisen wir auf die sachgemäßen und geistvollen Ausführungen von Henry Thomas Buckle in dessen „Geschichte der Civilisation in England" (deutsch von Arnold Ruge, Bd. 1, Abth. 2, Kap. 8—12).

Der uns zugemessene Raum zwingt uns, den reichen Inhalt der sechs folgenden Bücher nur ganz kurz anzugeben.

Die drei Abschnitte des vierten Buchs, welches in scharfen und kräftigen Zügen ein Bild der Gegenreformation entrollt, schildern die Wiedererhebung des Katholicismus, die Entstehung der Inquisition, Spaniens flammende Scheiterhaufen (Torquemada, Ximenes, Philipp II.), die Jesuiten und ihr Wirken, die katholischen Eroberungen mit Hülfe der Jesuiten u. s. w. Die Jesuiten sind eben die romanische Antwort auf die germanische Reformation, und der Hauspolitik der spanisch-habsburgischen Dynastie auf dem Throne von Oesterreich verdankt Deutschland vornehmlich seine unglückselige Entnationalisirung. Hoffen wir, daß das im Jahre 1871 neuerstandene deutsche Kaiserthum das neue deutsche Reich, wie in Macht und Herrlichkeit, so in Recht und Freiheit stärken und erhalten werde!

Das fünfte Buch enthält in drei Abschnitten eine zwar kurze, doch interessante Schilderung des Rechtswesens in Deutschland, Frankreich, England, Italien u. s. w. Es bespricht den altdeutschen Strafproceß, das Folterwesen, den Hexenglauben, die Hexenprocesse und verschiedene Arten von unblutdürstigem und blutdürstigem Aberglauben, wie z. B. Astrologie, Alchemie, Chiromantie, Thier- und Geisterbeschwörung, Werwölfe, Vampyre u. s. w.

Eine der bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten der „neuern Zeit" ist das Erwachen und Aufblühen der Naturwissenschaft, von welcher das Mittelalter nur schwache, fast kindliche Ahnungen hatte. Und so führt uns denn der Verfasser im sechsten Buche „die Männer der freien Forschung" vor, wie sie in der Wissenschaft der Natur und auf dem Gebiet der Philosophie und Pädagogik neue Bahnen öffneten. Zunächst kommen die geographischen Fortschritte zur Sprache, wie solche durch Columbus, Behaim, Vespucci, Sebastian Münster, Georg Bauer genannt Agricola u. a. durchgeführt wurden; dann folgt die Wissenschaft der Astronomie (Nikolaus Kopernicus, Tycho de Brahe, Johannes Kepler, Galileo Galilei u. s. w.); dieser schließen sich die Naturkunde und die Medicin an (Konrad Geßner, Besal, Fallopio, Eustachio, William Harvey u. s. w.). Der zweite Abschnitt des sechsten Buchs behandelt die Philosophie, und zwar die Leistungen der italienischen Pantheisten (Giordano Bruno, Tommaso Campanella und Lucilio Vanini), der deutschen Theosophen (Jakob Böhme) und der englischen Empiriker (Francis Bacon). Der dritte Abschnitt endlich bespricht die pädagogischen Ansichten und Lehren von Luther, Melanchthon, Trotzendorf, Michael Neumann genannt Neander, Johannes Sturm u. s. w. Mit Recht werden hier die Verdienste hervorgehoben, die sich Michel de Montaigne um das Erziehungswesen in Frankreich erwarb.

Das siebente Buch schildert in anziehender und ziemlich ausführlicher Weise die Geschichte der Poesie in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, England und Schottland.

Das achte Buch enthält eine gedrängte Uebersicht der bildenden Kunst, wie sich dieselbe in den Werken der vorzüglichsten italienischen, spanischen, deutschen, niederländischen, französischen und englischen Künstler offenbarte.

Im neunten und letzten Buche endlich finden wir, nach einem kurzen Rückblicke auf die geistigen Thaten während der ganzen Periode vom Wiederaufleben der Wissenschaften bis zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, eine höchst gelungene Darstellung des geselligen Lebens und Treibens in den hohen und niedern Ständen, in Krieg und Frieden, von der Wiege bis zur Bahre. Was z. B. die Beerdigung der Verstorbenen anlangt, so sagt der Verfasser darüber:

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts wurden in Deutschland fast allgemein die Todten blos in Leinwand eingenäht und ohne Sarg begraben, ja an manchen Orten noch bis in das 17. Jahrhundert, zu dessen Anfang in Nürnberg Geistliche ausnahmsweise in einer „Truhe" begraben wurden. Vornehme Herren indessen wurden schon früher in Särgen und ausgemauerten Gräbern bestattet. Begrub man ohne Sarg, so

Digitized by Google

trug man den Todten offen auf einer Bahre zum Friedhofe. Unter frommen Lenten oder solchen, die es scheinen wollten, war es bis zur Reformation (bei den Katholiken wol auch nachher) Sitte, sich in Kutten der Bettelmönche begraben zu lassen, weil letztere unter dem Volke den Glauben verbreiteten, wer in ihren Kutten begraben werde, habe nur kurze Zeit im Fegfeuer zu bleiben. Die Leichenbegängnisse waren bei Reichen äußerst pomphaft; das Trauerhaus war ganz schwarz bekleidet, und lange Reihen Schwarzgekleideter folgten der Bahre. Wollte jemand an einem andern Orte, als wo er starb, begraben werden, so konnte diese Gunst der Geistlichkeit nur für großen Opferm erkauft werden, widrigenfalls man den Leichnam einfach im Hause liegen und versaulen ließ. Leichenreden wurden erst nach der Reformation von den Protestanten (in Augsburg 1565) eingeführt. Bei Bestattungen von Kaisern und Königen kamen noch heidnische Gebräuche vor, wie z. B. namentlich die Pferdeopfer. Als Kaiser Karl IV. beerdigt wurde (1378), opferte man 26 Pferde, und auf dem letzten derselben tritt ein wohlgewappneter Ritter unter goldenem Traghimmel und — wie, erfahren wir nicht — „opferte sich mit dem Rosse“! Bei der Leichenfeier des Kaisers Maximilian II., 1577, fünf Monate nach seinem Tode, wurden an seinem Grabe zu Prag die Pferde zwar nicht mehr getödtet, aber als „Oblate der Domkirche“ behalten.

Das in Rede stehende Werk trägt zwar einen entschieden wissenschaftlichen Charakter, doch verleugnet es den politischen und religiösen Standpunkt des Verfassers auf keiner Seite und verdiente wol das Motto: „Der Geist ist schärfer als die Klingen.“ Es ist „allen socialen, wissenschaftlichen, literarischen und religiösen Reformvereinen und allen treuen Kämpfern für Fortschritt und Aufklärung“ gewidmet. Unter allen Umständen gehört es zu den bedeutendern Erscheinungen, die uns in neuester Zeit auf dem Gebiet der Culturgeschichtschreibung entgegengetreten sind.

Rudolf Doehn.

## Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde.

1. Sonnenschein und Regen und ihre Einflüsse auf die ganze Schöpfung. Eine populäre Witterungskunde für Nichtmeteorologen von R. Granger. Mit einem Vorwort von H. W. Dove. Nebst einer Karte und eingedruckten Holzschnitten. Weimar, B. F. Voigt. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Eine populäre Wetterkunde ist schon lange ein allgemein und tief gefühltes Bedürfniß gewesen; es sind auch schon viele Versuche gemacht worden, demselben zu genügen, aber bisjetzt ohne vollkommen befriedigenden Erfolg. Die Aufgabe ist, wie es scheint, schwer zu lösen. Das vorliegende Werk ist nun in vielfacher Hinsicht ganz vortrefflich, besonders in dem Punkte einer sachverständigen gewissenhaften Benutzung der neuesten wissenschaftlichen Meteorologie, allein es fehlt ihm noch eine wichtige Eigenschaft, nämlich der eigentliche populäre Zuschnitt. Wir erwarten von einer solchen Schrift, daß sie alles auf eine leichtfaßliche Weise so besprechen, daß der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung befriedigend zur klaren Anschauung gebracht wird. Der Verfasser ist unverkennbar ein gründlich gebildeter Wetterkenner, er weiß über vieles allgemein verständlich zu sprechen, berührt auch ziemlich alle wesentlichen Punkte, nur versäumt er das tiefere Eingehen gerade an den Stellen, wo die Wissenschaft außerordentliche Fortschritte errungen hat, aber das Popularisiren sehr schwierig ist. Da wird denn der Leser damit abgefertigt, daß die Sache für sein Fassungsvermögen viel zu hoch liege. Und eine ähnliche Wirkung macht auch das Anführen mancher Regeln, Thatsachen und Resultate, wenn dabei versäumt wird, die Gründe anzugeben, warum dies gerade so ist und nicht anders sein kann. Wir haben das Buch übrigens liebgewonnen und sind der festen Ueberzeugung, daß es sich einen großen Kreis von Lesern erringen wird. Sollte dann aber, wie wir es hoffen, eine zweite Auflage nöthig werden, so wird der Verfasser gewiß auch unsere Winke nicht unberücksichtigt lassen. Zu einer solchen wirklich populären Wetterkunde, wie wir sie in Gedanken haben, gehört indeß ein ganzer Fachmann, und wenn wir aufrichtig sein wollen, so können wir nur wünschen, daß sich Dove, der Schöpfer unserer heutigen Meteorologie als Wissenschaft, selbst dazu verstände, Hand anzulegen. Wir haben auf diese Weise die besten populären Astronomien von Laplace, Arago und Bessel, die besten populären Chemien von Davy, Liebig und Hofmann, die besten populären Physiken von Faraday, Tyndall und Helmholtz erhalten. Haben diese großen Männer auch nicht überall das Ganze geben können, so liegt doch in dem Gegebenen ein meisterhaftes Vorbild zur Nachahmung. Und in Bezug auf die Wetterkunde ist auch gerade Dove schon mit ganz vortrefflichen Beispielen vorangegangen. Es ist aber bekannt, wie sehr ihn die wissenschaftliche Begründung der Meteorologie, gestützt auf die Verwerthung der Beobachtungsresultate von allen jetzt über die ganze Erde verbreiteten meteorologischen Stationen in Anspruch nimmt, sodaß ihm nur Zeit bleibt für gelehrte Abhandlungen und akademische Reden. Hat er doch noch nicht einmal die Zeit gehabt, eine seinen Forschungen entsprechende gelehrte Meteorologie im Zusammenhange herauszugeben, sondern immer nur Bruchstücke vom Ganzen; es ist also nicht zu verwundern, wenn er zu einer populären Bearbeitung der gesammten Wetterkunde noch weniger Muße gefunden hat.

Das auf die Leistung unsers Verfassers bezügliche Vorwort Dove's lautet:

Hr. Dr. Granger, der sich seit mehrern Decennien an der Arbeit des preußischen meteorologischen Instituts mit der größten Andauer betheiligt, hat in der vorliegenden Schrift ein so klares Bild des atmosphärischen Lebens entworfen, daß dieses nur der Anschauung, nicht meiner Empfehlung bedarf. Wenn ich sie dennoch in voller Ueberzeugung ausspreche, so geschieht es deswegen, weil man nicht voraussetzen berechtigt ist, daß ein auf dem Gebiete der Chemie anerkannter Schriftsteller sein Interesse gleichzeitig einer andern Disciplin mit gleichem Erfolge zuzuwendet hat.

Damit ist der Schrift wie ihrem Verfasser eine ehrenvolle Begutachtung zutheil geworden, welche wir nach innerer Ueberzeugung begründet finden.

Außer der Einleitung vertheilt sich der Inhalt des Werks auf sechs Kapitel. Das erste bespricht die Atmosphäre

Digitized by Google

in physikalischer und chemischer Beziehung. Das zweite behandelt die Gesetze der Thätigkeit der Wärme in der Atmosphäre und in der Oberfläche der Erde. Das dritte bespricht die Winde. Das vierte erklärt den Kreislauf des Wassers. Das fünfte bringt alles in einen gesetzlichen Zusammenhang, was in dem Luftkreise auf Wetterveränderung Bezug haben kann. Das sechste beschreibt und erklärt alle hauptsächlichsten meteorologischen Instrumente. Vielleicht wäre es wol besser gewesen, dies letzte Kapitel zum ersten zu machen, da es gerade das in sich schließt, für das Verständniß der andern nicht entbehrt werden kann.

Wenn der Verfasser bei der physikalischen Untersuchung unserer Atmosphäre die Ansicht ausspricht, daß dabei eigentlich gar nicht von einer obern Grenze die Rede sein könne, so freuen wir uns darüber und stimmen ihm gern bei. Nur thut es uns leid, wenn derselbe, wie in einer Anwandlung von Reue, dennoch wieder einlenkt in die haltlose alte Auffassung:

Daß aber eine, wenn auch nicht genau bestimmbare Grenze vorhanden sein müsse, ergibt sich, außer aus den Gründen, durch welche oben die Schwere erwiesen wurde, auch daraus, daß, wenn die Atmosphäre sich bis ins Unbestimmte im Weltraume erstrecke, alsdann alle übrigen Planeten, vermöge ihrer Anziehung auf dieselbe, sich eines dieser Anziehung entsprechenden Theils derselben bemächtigt und, indem sie diese Anziehungen fortsetzten, die Erde um ein gutes Theil der ihr ursprünglich zugehörenden Atmosphäre beraubt haben würden. Von diesem allen ist aber bisjetzt nichts wahrgenommen worden.

Wie gesagt, wir hätten es lieber gesehen, wenn der Verfasser mit dieser Beweisführung gar nicht ans Licht getreten wäre, da sie im Grunde nur dafür spricht, wie unklar und schief das eigentliche Wesen der Erdatmosphäre hier aufgefaßt worden ist. Der Verfasser hat von Dove recht viel gelernt, aber in dem eben berührten Punkte muß er von seinem großen Meister doch noch zulernen.

Die Hygronometrie behandelt das Werk gut. Das Ganze wird auf das bekannte Angust'sche Psychrometer gestützt:

Von der Oberfläche der befeuchteten Kugel findet nämlich so lange Verdunstung statt, als die Atmosphäre nicht vollkommen mit Wasserdampf gesättigt ist. Die hierzu nöthige Wärme wird der Kugel des feuchten Thermometers entzogen; dieses steht also immer um etwas niedriger als das mit der nicht umhüllten freien Kugel. Der Temperaturunterschied zwischen den beiden Thermometern ist also zugleich das Maß für den Grad der stattfindenden Verdunstung und, da diese um so lebhafter ist, je trockener die Atmosphäre bei der herrschenden Temperatur ist, auch für den Trockenheitszustand der Atmosphäre. Für diejenigen, die sich nur über den eben herrschenden Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre im allgemeinen unterrichten wollen, genügt ein einfaches Ablesen der beiden Thermometer, beziehentlich des Psychrometers. In der Meteorologie pflegt man den Wasserzehalt nach der Quecksilberhöhe des Barometers zu bezeichnen, welchem das vorhandene Wassergas das Gleichgewicht zu halten vermag. Auf diese Berechnung, die etwas umständlich ist, haben wir hier nicht Rücksicht zu nehmen, und bemerken nur noch, daß jeder Temperatur eine gewisse Menge Gas entspricht, über die hinaus bei dieser Temperatur die Luft kein Wasser mehr aufnehmen kann. Diese Temperatur ist der Thaupunkt. Luft die auf diesen abgekühlt, trübt sich infolge niederschlagenden, tropfbar flüssigen Wassers.

Hier wäre es gewiß wünschenswerth gewesen, wenn der Verfasser seine Darstellung nicht gar zu knapp gehalten hätte, wenn er dabei hingewiesen auf Erfahrungsbeispiele, welche innerhalb der Beobachtung der Leser lagen.

2. Die Gestaltung der Erdoberfläche nach bestimmten Gesetzen. Von D. Reichenbach. Mit einer Karte. Berlin, Lüderitz. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Diese Schrift kommt weit her, von Philadelphia, ist aber dennoch gar nicht weit her. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, 1843 und 1849 zwei „Weltgebäude" in die Welt gesetzt zu haben und führt sein Werk als Bruchstück aus einem System ein, an dessen Geltendmachung er schon einige dreißig Jahre gearbeitet habe. Das ist eine lange Zeit, aber doch nicht lange genug, um ihn zu der Einsicht zu bringen, daß er eine vergebliche Arbeit unternommen hat. Alexander von Humboldt hat irgendwo einmal den Ausspruch gethan, daß weder in den himmlischen Räumen noch in den Formen der Continente der Erde ein allgemeines Gesetz aufgefunden worden sei. Unser Verfasser ist dagegen durch sein Nachdenken zur umgekehrten Ansicht gekommen:

Die Fläche des Landes ist zu der des Meeres wie 1:2,83. Die Dichte des Meeres ist zur durchschnittlichen des Landes bis zur Durchschnittstiefe des Meeres wie 1:2,83. Die Ausdehnungen von Land und Wasser sind umgekehrt wie deren Dichten.... Der Meridiankreis zerfällt in vier natürliche Bogen, zwei polare, je 46° 56', und zwei äquatoriale, je 133° 4' lang; aber 2 . 46° 56':2 . 133° 4' gerade wie 1:2,83.

Und nun wird gesucht und gefunden, daß überall bei der Gestaltung der Erdoberfläche dasselbe Gesetz in dem Verhältniß von $1:2,83$, oder $1:(2,83)^2$, oder $1:(2,83)^3$, oder $1:\sqrt{2,83}$, oder $1:(\sqrt{2,83})^3$ gelte. Hiernach sollte man fast glauben, der Verfasser sei ein tüchtiger Mathematiker, aber dem ist nicht so, und er verwahrt sich gleich selbst dagegen, und zwar mit folgenden merkwürdigen Worten:

Ich lasse die Mathematik aus. Ich bin der Aufgabe nicht gewachsen, sie einem so verwickelten Problem gegenüber anzuwenden. Ein Ganß oder ein Laplace würde Erstgereres liefern, er würde vielleicht blenden, wo wenige folgen könnten. Doch stört die Formel bisweilen die Gedankenverbindung. Ist die Prämisse falsch, dennoch sie das Falsche wahr und wird zum Hemmniß. Die wichtigsten Gesetze sind ohne vollkommene Analyse entdeckt worden.

Der Verfasser nennt seine Methode des Forschens eine philosophisch-empirische und stützt dieselbe auf folgende Grundsätze:

Alles hat nur Sinn und Maß durch Gegensatz. Das Product ungeförtem Zusammenwirkens proportionaler Kräfte muß regelmäßig sein. Solange ich nicht gegen den Geist der Gesetze der Schwere verstoße, bin ich auf dem Wege der Wahrheit.

Schroff, kurz und absprechend zu sein ist ein durchgreifender Charakterzug des ganzen Buchs. Damit würden wir uns indeß schon vertragen können, wenn diese Eigenschaften nur gehörig mit geistigem Gehalte gepaart wären; doch wir können in dem Werk nur Originalitätssucht entdecken.

3. Unterhaltungen über einige Kapitel der Mécanique céleste und der Kosmogonie von W. Bette. Mit einer lithographirten Tafel. Halle, Nebert. 1870. Gr. 8. 20 Ngr.

Es fehlt dieser Schrift nicht an klar ausgesprochenen Gedanken, an tief gehendem Wissen und Können, wobei

Digitized by Google

sogar die Mathematik bis zu ihren höchsten Stufen nicht ausgeschlossen wird —, und dennoch macht sie einen höchst unangenehmen Eindruck, weil sie diese vortrefflichen Eigenschaften nur dazu benutzt, um unsere astronomischen größten Größen, Newton, Laplace, Gauß, Bessel, Leverrier u. a., herabzuwürdigen, ja sogar der Betrügerei zu beschuldigen. Wie mögen sich Franz und Schöpffer voll innerer Lust und Freude die Hände reiben, endlich auch einen Mitkämpfer aus dem feindlichen Lager an ihrer Seite zu haben! Der Verfasser führt eine gewandte kritische Feder, und es ist daher sehr zu beklagen, daß dieselbe auf keinen ehrenwerthern Zweck hinarbeitet. Es gibt Naturen, welche sich darin gefallen, stets gegen den Strom zu schwimmen, welche in dem ewigen widerhaarigen Kampfe ihr Element des Lebens und Wirkens finden, welche nichts Höheres kennen als sich selbst und als von sich reden zu machen. Dies Gepräge trägt auch die vorliegende Schrift. Ihr Zweck wäre vielleicht ein verfehlter, wenn man sich nur entschließen könnte, sie todtzuschweigen; die Erfahrung hat aber leider gelehrt, daß derartige Autoren ein solches Schweigen ebenfalls zu ihren Gunsten auszubeuten verstehen, und daß ihnen erst recht der Kamm wächst, wenn sie gar keine Widerrede oder Zurechtweisung erfahren. Wir müssen uns daher doch dazu verstehen, Notiz davon zu nehmen.

Gleich im Anfange redet der Verfasser von Newton noch mit großer Verehrung, er nennt ihn den unsterblichen Verfasser der „Philosophiae naturalis principia mathematica", worin derselbe wird, den Causalzusammenhang aller Erscheinungen des Weltganzen durch die Annahme einer einzigen alles beherrschenden Grundkraft der Bewegung zu erfassen, sodaß die gesammte physische Astronomie zu einem Problem der Mechanik gestempelt werde:

Man kann durchaus nicht in Abrede stellen, daß auf diesen sich durch seine Einfachheit empfehlenden Grundsatz der Gravitationslehre sich eine Menge von Erscheinungen zurückführen lassen, und daß der Weckruf des großen Meisters die Geister wach rief. Den Augen der staunenden Zeitgenossen erschloß sich gewissermaßen eine ganz neue Welt, ein nicht geahntes Wunderland. Indessen ist es mir doch einigermaßen wahrscheinlich, daß sich Newton's Theorie mit der Zeit wird einige Einschränkungen gefallen lassen müssen, und ich möchte rathen, in dem nun einmal zum guten Tone gehörenden Newton-Cultus sich wenigstens von einer gewissen abgöttischen Ueberschwenglichkeit fern zu halten, und sich nicht gar zu weit zu wagen auf dem Drahtseile, welches, diesseits an den Pfeiler des Gravitationsgesetzes geknüpft, das ferne Ufer jenseit des Abgrundes vielleicht nur scheinbar erreicht.

Das ist gut und verständig gesprochen. Darauf wird nun die Sache kritisch, sogar mit tüchtiger mathematischer Unterstützung erwogen; doch kommen bald hier bald dort schon allerlei Bedenken vor. Und wenn er nun gar auf Laplace's „Mécanique céleste" zu sprechen kommt, so findet er eine Fülle von Unsicherheiten und ungerechtfertigten Trugschlüssen, welche ihn nicht blos stutzig machen, sondern sogar zu dem Entschlusse treiben, diese ganze himmlische Mechanik für erfolglos und unnütz zu halten. Damit geht er nun weiter in seiner Untersuchung, und findet, weil er es wünscht, immer neue Widersprüche:

Also, selbst die ruhmgekrönten, glänzenden Erfolge, welche Männer wie Leverrier und Adams durch ihre gelehrten Forschungen erzielt haben, sind nicht im Stande, uns zu unbedingten gläubigen Jüngern unserer integralreichen Himmelsmechanik zu bekehren, und das Mißtrauen zu verscheuchen, mit welchem wir manche ihrer Lehrsätze und Orakelsprüche betrachten.

Man sieht, die Sprache des Verfassers wird allmählich immer gereizter, angreifender. Zuletzt tritt sie aber im vermeinten Siegesmuthe verhöhnend, verlachend und herabwürdigend auf. Da verschmäht er denn auch nicht, seine ursprüngliche Hochachtung und Verehrung gegen Newton ganz aus dem Auge zu lassen und auf den großen Todten unbarmherzig loszuschlagen. Bei der Gelegenheit hält er es nicht einmal unter seiner Würde, die erbärmliche Anekdote von dem Apfelfall auf Newton's Nase anmuthig zu nennen und sie mit innerm Behagen an den Mann zu bringen. Bekanntlich soll Newton durch diesen Zufall auf den Gedanken gekommen sein, daß der Mond nach demselben Gesetze wie der Apfel zur Erde zu fallen strebe, und da derselbe die Erde nie erreichen kann, so müsse nothwendig noch eine Seitenkraft auf ihn einwirken, welche dieses Nichttreffen veranlasse:

Aber gerade diese zweite bewegende Kraft hat uns noch kein aus Newton's Schule hervorgegangener Astronom einigermaßen erklärt oder nur begreiflich gemacht, obgleich sie doch augenscheinlich die Hauptsache, das eigentliche Agens ist, während man die Attraction des Centralkörpers blos die perturbirende Kraft nennen sollte, welche also den Mond z. B. nöthigt, auf seiner ellipsischen Bahn um die Sonne eine Anzahl von Nebenschwingungen zu machen, und so statt einer Ellipse ein Dutzend flacher und langgestreckter Epicykloiden zu beschreiben. Wie sich auch die Herren drehen und wenden, sie kommen nicht über die ein wenig ans Komische streifende Erklärung hinaus, daß jeder Planet bei seiner Erschaffung oder einige Tage später durch einen gnädigen Fußtritt aus dem Paradiese gestoßen worden ist, sodaß er nun rathelos umherwandern muß bis ans Ende der Tage.

Das ist eine leichtfertige, sehr jugendliche Sprache. An einen Mann von reifer Verstandesbildung, an einen Mathematiker von scharfer Denkkraft und würdevollem Ernst denkt dabei kein Mensch. Doch sind diese lächerlichen Ingendausbrüche nicht immer da. Das Buch bringt auch ab und zu ganz vortreffliche, sogar beherzigenswerthe Gedanken, jedoch sehr sparsam, als wollte es diese edle innere Seite ja nicht gern erkennen lassen.

Wir geben auch zu, daß gegen die allgemeine und unbedingte Gültigkeit der Newton'schen Theorie noch mancherlei Bedenken vorkommen können; sogar die anerkannt größten astronomischen Analytiker haben solche schon ausgesprochen, aber sie haben es nie anders als mit Würde und Achtung vor dem unsterblichen Begründer gethan, und stets nur da, wo sie Gelehrte vor sich hatten, die sie vollständig begreifen konnten; sie würden sich gewiß nie dazu verstanden haben, ihre Einreden zu einer belustigenden Unterhaltung für das große Publikum zu machen, wie es der Verfasser gethan hat.

4. Populäre naturwissenschaftliche Vorlesungen von Georg Hirsch. Königsberg, Bon. 1870. Gr. 8. 15 Ngr.

Nach dem Unmuthe, den die vorangegangene Schrift hervorrief, wirkt diese wie ein wohlthuender Balsam auf eine schmerzhafte Wunde. Ihr Inhalt ist

Digitized by Google

vortrefflich und die Art der Behandlung leicht faßlich, voll Gemüth und würdevoller Ruhe.

Die erste von den vier Vorlesungen, welche das Buch enthält, spricht „Ueber den Zusammenhang der wissenschaftlichen und der religiösen Naturanschauung"; die zweite „Ueber Genuß und Benutzungsmittel"; die dritte „Ueber das Klima und seinen Einfluß auf den Menschen"; die vierte „Ueber Leben und Lebenskraft". Man sieht, es sind dies schon oft behandelte, sehr zeitgemäße Kapitel; dennoch gewähren sie ein frisches Interesse durch die eigenthümliche Art der Durchführung, wie durch die verständige Milde der Abwägung aller Ansichten. Der Verfasser ist durchweg ein einsichtsvoller gerechter Richter. Damit könnten sich eigentlich alle Parteien friedfertig die versöhnende Hand reichen. Aber zu einem solchen Utopien wird die Gelehrtenwelt wol nie gelangen, weil der rechthaberische Hochmuth mit seiner gereizten Empfindlichkeit eine nie vollständig zu heilende Krankheit ist. Wir bemerken nur noch, daß der erste Vortrag schon 1860 in der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, die drei andern 1865—68 vor einem gemischten Publikum zum Besten eines Reisestipendium-Fonds für Studirende gehalten worden sind; daß der ehrwürdige Verfasser „diese harmlosen Blätter" statt einer Jubeldissertation in die Welt schickt, da die Zeit seiner medicinischen Doctorpromotion im November 1869 sehr nahe 50 Jahre erreicht hatte. Wir bringen ihm nachträglich den herzlichsten Glückwunsch!

In der ersten Rede wird zunächst über die bedeutsame Alternative, ob bei den höchsten, allgemeinsten und fundamentalsten Abstractionen der Naturwissenschaft wesentliche Punkte übersehen worden sind oder nicht, so entschieden, daß das erste mit vollkommener Ruhe und Ueberzeugung verneint wird. So spricht sich der Verfasser auch für einen Schöpfungsanfang der Welt aus. Hat indeß die Wissenschaft in diesem Punkte sich mit der Bibel geeinigt, so ist es ihr doch in vielen andern orthodoxen Auffassungen rein unmöglich, ihren Widerspruch aufzugeben, und bei dieser Gelegenheit kann der Verfasser es nicht unterlassen, sich über einige klägliche neuere Versuche zur Ausgleichung lustig zu machen:

> Wenn in einer dieser Arbeiten das Problem, wie in der Arche Noah's das Futter für so viele Thiere habe Platz finden können, dadurch erklärt wird, die Thiere hätten bei dem Mangel an Motion und der unvermeidlichen Seekrankheit weniger Appetit gehabt; wenn in einer andern das Stillstehen der Sonne im Thal von Ajalon dadurch begreiflich gemacht werden soll, Josua habe freilich, da er es nicht besser verstanden habe, das Stillstehen der Sonne erfleht, Gott aber habe schon gewußt, wie es gemeint sei, und das Gebet durch Stillstehenlassen der Erde erhört....

Wir geben dem Verfasser vollkommen recht, daß die strenge Bibelgläubigkeit, welche sich mit solchen Erklärungen abfinden läßt, wobei die Würde der Schrift noch viel mehr als die der Wissenschaft leidet, durchaus nicht Ursache habe, sich über die Flachheit des alten Rationalismus zu beklagen. Der Heilighaltung der Bibel sollte eigentlich nie zugemuthet werden, daß sie zugleich als Lehrbuch der Physik, Astronomie und Geologie zu dienen hätte. Zuletzt kommt er zu folgendem Schlußresultat in der Untersuchung über das Verhältniß der Naturwissenschaft zur religiösen Weltanschauung:

> In ihren Einzelforschungen spricht sie nie von Gott und soll nicht von ihm sprechen, weil sie sonst den Namen Gottes mißbrauchen würde; denn ihre Aufgabe ist nicht die Erklärung des Mysteriums, wie die Welt entstand, und die Gesetze, nach denen sie geschaffen ist, sondern das Verständniß dieser Gesetze und das Zurückführen alles Geschehenden auf sie. Es wäre aber unberechtigt und engherzig, deswegen die Naturforschung als dem Gottesbewußtsein fremd oder gar feindselig anzusehen: richtig verstanden, führt sie gerade hemselben zu. Geben wir der Wissenschaft, was der Wissenschaft ist, und Gott, was Gottes ist.

In ähnlicher Weise sind die andern Vorlesungen durchgeführt. Alles hält die verständige Mitte. Der Verfasser wünscht aufrichtig ein allseitiges friedliches Zusammenwirken der Gelehrten bei ihrem Streben nach Aufklärung und Belehrung des menschlichen Geistes.

5. Bilder und Skizzen aus der Naturkunde. Gesammelte populäre Aufsätze des G. Anton Martin. Mit 50 Holzschnitten. Zweite Auflage. Wien, Lechner. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das ist ein sehr gutes Buch. Es enthält viel, wofür sich jung und alt gleich lebhaft interessirt. Alles, was es bringt, ist kurz und bündig behandelt und, wo es sein kann, auch gelegentlich ein treffendes Wörtchen Spaß und Witz eingeflochten. Es scheint auch der Werth des Buchs rasch erkannt worden zu sein, da schon nach kaum zwei Jahren eine zweite Auflage nöthig wurde.

Die Aufsätze beziehen sich auf die Erforschung der Natur mit Hülfe des Mikroskops und des Fernrohres, auf Mittheilungen aus den Gebieten der Physik und Meteorologie, aus der praktischen Naturgeschichte und der Technologie. Das Ganze bildet eine Sammlung von Besprechungen solcher Gegenstände, welche durch allerlei Zeitereignisse angeregt worden und worüber das denkende große Publikum gern ein verständiges Wort der Erklärung entgegennimmt. Die Darstellung ist nirgends flach, freilich auch nicht gelehrt und wissenschaftlich erschöpfend.

Es macht uns Vergnügen, etwas aus dem Werke herauszunehmen, was zur angenehmen Unterhaltung unserer Leser dienen wird. Der Aberglaube in der Naturwissenschaft ist dem Verfasser wie jedem vernünftigen Menschen sehr zuwider. Besonders unangenehm scheint ihm aber das Beibehalten des astrologischen Wahnsinns im Volkskalender zu sein. So theilt er aus einem Kalender für das Jahr 1852 folgenden Unsinn mit:

> Der Planet für das Jahr 1852 ist der Mond. Er ist sonst an der Farbe lieblich, eine Zierde der Nacht, die Mutter des Thaues, mit Hülfe der Feuchtigkeit, wird unter die glückseligsten Planeten gezählt, ist von Natur „kalt und feucht, scheint jedoch, daß er die Feuchte mit etwas Wärme vermehrt. Er regiert die Geburt des Menschen, das Hirn, an dem Manne das rechte, an dem Weibe das linke Auge. In der Stunde des Mondes ist lustig auf Finanz zu gebrauchen (?).

Dann wird auch mitgetheilt, wie ein Kalendermacher in Salzburg auf den geistreichen Gedanken gekommen ist, den jedesmaligen hundertjährigen Kalender zu fabriciren. Derselbe schrieb ganz gemächlich für jeden Monat des kommenden Jahres das Wetter gerade so, wie es hundert Jahre vorher gewesen war, prophetisch nieder, sodaß wir

Digitized by Google

z. B. im Jahre 1871 dasselbe Wetter wieder haben wie im Jahre 1771. Wie Menschen mit klarem Verstande sich solchen Kalenderschmaus auftischen lassen und ihn mit treuem Glauben genießen können, ist schwer zu begreifen. Doch gibt es in dieser Art noch viel andere unglaubliche Dinge, meint der Verfasser, und erinnert an den prophetischen Zank und Streit bei dem Umstoßen eines Salzfasses; an das Unheimliche, zu dreizehn zu Tische zu sitzen; an das Lächeln, wozu eine Freundin die andere auffordert, wenn sie ihr eine Stecknadel leiht; an das Niedersetzen eines Besuchs, um den Schlaf nicht fortzutragen; an die Heilwirkung durch Besprechen u. s. w. Einiges wollen wir indeß aufführlicher geben, weil es für manche gläubige Seelen von Nutzen sein könnte:

Mittel gegen das kalte Fieber: Man schreibe die Anfangsbuchstaben der Namen des Patienten auf eine bittere Mandel und lasse sie den Kranken früh nüchtern verzehren. — Mittel gegen Zahnweh: Man schreibe die beiden Vor- und den Zunamen des Leidenden in drei Zeilen, in dreifacher Ordnung, z. B. Karl Fritz Mayer — Fritz Karl Mayer — Mayer Karl Fritz —, auf ein Blättchen Papier und nagele es mit einem kleinen Nagel an die Zimmerthür. — Mittel gegen die Gicht: Man gehe drei Tage des Morgens vor Sonnenaufgang zu einem flüederbaume, spreche ihn an und spreche: „Flieder, ich habe die Gicht und du hast sie nicht — nimm sie mir ob — damit ich sie auch nicht hab'."

Um jedoch nicht zu sehr zu ermüden, wollen wir mit dieser gehäuften Dreizahl von Beispielen schließen, sonst möchte sich die Sympathie in Antipathie gegen den Verfasser dieses Aufsatzes verwandeln, wenn er es nicht verstände, zur rechten Zeit abzubrechen.

Wir lenken die Aufmerksamkeit nun auf einen interessanten Aufsatz mit der Ueberschrift: „Ueber Aquarien." Der Verfasser ist der Meinung, daß sie jetzt ein wesentliches Hülfsmittel zur naturhistorischen Belehrung abgeben und neben den Botanischen und Zoologischen Gärten einen gleichberechtigten Platz der Nothwendigkeit und Wichtigkeit einnähmen. Das sind Ansichten, worüber sich streiten läßt, und obgleich wir ihm gern recht geben, so glauben wir doch, daß dabei ein bischen Mode mitredet, besonders wenn die Sache so großartig theatralisch angelegt ist wie in Berlin, Hamburg und andern großen Städten. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß eine Menge naturhistorische Individuen im Meere leben, bei denen die Naturforscher die Frage noch nicht entschieden hätten, ob sie zu den Thieren oder zu den Pflanzen zu zählen seien:

Vor allem sind es die Anemonen, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es gibt eine Menge Arten derselben, die sich wesentlich voneinander unterscheiden. Im allgemeinen bestehen sie aus einer fleischigen Walze, die mit einem Ende am Felsen festsitzt, während am andern Ende zahlreiche Fühlfäden in mehreren Reihen hervorwachsen. Diese Fühlfäden vermag das Thier auszubreiten und wieder einzuziehen. Im ersteren Falle gleicht es einer Blume, daher auch der Name. Selbst über dieses Thier hat man gestritten, ob es wirklich Thier, oder doch nur Pflanze sei; die Anatomie desselben entschied aber zu Gunsten der ersten Meinung. Diese Thiere besitzen einen Magen, welchem sie die Nahrungsstoffe durch die Fangarme zuführen. Johnstone erzählt noch Neues einer sehr interessanten Fall. Er besaß einmal ein Exemplar der Actinia crassicornis, die ursprünglich zwei Zoll im Durchmesser haben mochte, aber es dahin gebracht hatte, die Schale einer großen Kammmuschel von dem Umfange einer mäßigen Untertasse zu verschlingen. Die Schale hatte sich quer im Magen so festgesetzt, daß sie denselben vollständig in zwei Hälften schied, und der Leib war so straff darüber gespannt, daß sie dünn und glatt war wie ein Trockuchen. Jede Verbindung zwischen dem unteren Theile des Magens und der Mundöffnung war nothwendig aufgehoben; aber statt abzumagern und an Atrophie zu sterben, hatte das Thier den sehr widerwärtigen Vorfall als gute Gelegenheit sich zu Nutze gemacht, um seine Genüsse zu vermehren und seine Mahlzeiten zu verdoppeln. Es eröffnete sich an der Grundfläche ein neuer Mund mit zwei Reihen unzähliger Fühlfäden, der zu der unteren Hälfte des Magens führte, und so war es zu einer Art siamesischem Zwilling geworden, nur daß die gemeinsamen Partien enger zusammenhingen und ausgedehnter waren. Die Gefräßigkeit eines solchen Thiers ist so groß, daß es alles und jedes Ding geraden Wegs in den Magen führt, es dort versucht und erst nach erwiesener Unverträglichkeit wieder ausmißt.

Von den neuesten Fortschritten der Wissenschaften nimmt das Werk indeß noch wenig oder gar keine Notiz. So wird z. B. von dem unterseeischen Telegraphen nur bis zum Jahre 1865 Bericht erstattet. Das hinzugefügte Schlußwort: „So lauteten die damaligen Berichte; heutzutage telegraphirt man frischweg von einer Hemisphäre zur andern, und kosten 20 Worte 100 Gulden", ist durchaus nicht befriedigend. Heinrich Birnbaum.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Erzählende Literatur.

1. Dornen. Erinnerungen und Ahnungen in drei Romanen von Emil Bacano und Emerich Graf Stodion. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1869. 8. 2 Thlr.
2. Novellen-Bazar. Salonplaudereien von Emil Mario Bacano. Berlin, Lassar. 1869. 8. 1 Thlr.
3. Auf dornigem Pfade. Eine Künstlernovelle von R. L. Stab. Berlin, v. Decker. 1869. 8. 1 Thlr.
4. Neue Novellen. Von Gustav vom See. Hannover, Klümpler. 1869. 8. 1 Thlr.
5. Zwei heitere Geschichten. Von Adolf Mützelburg. Berlin, Brigl. 1869. Br. 8. 25 Ngr.
6. Reflexe der Zeit. Novellen von Lino Bagt. Zweiter Band. Jerbst, Römer und Sigenstock. 1869. 8. 1 Thlr.
7. Rebellbilder. Skizzen von Lina Freifrau von Bertepsch. Monheim, Schneider. 8. 20 Ngr.
8. Das schöne Luise oder Dreimal verlobt. Eine Erzählung von Gustav Jahn. Halle, Mühlmann. 1870. 8. 20 Ngr.
9. Die Arbeitseinstellung. Lebensbild aus unserer Zeit. Frei nach dem Englischen. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1870. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
10. Fürstengeschichten. Von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1869. 8. 20 Ngr.
11. Erzählungen aus dem Taunus. Von H. von Mosltendorff. Erste Sammlung. Mainz, von Zabern. 1869. 8. 1 Thlr.

Der Roman „Dornen" (Nr. 1) überrascht uns mit der auf dem Gebiete des Dramas zwar heute selbst in Deutschland nicht mehr ungewöhnlichen, auf dem der Erzählung hier aber doch noch neuen Erscheinung einer Autorschaft von zwei Verfassern, Emil Bacano und Emerich Graf Stadion. Welcher Antheil an derselben diesem, welcher jenem zufällt, wissen wir zwar nicht, glauben aber nicht zu irren, wenn wir den Löwen-



Digitized by Google

antheil, die künstlerische Ausarbeitung der Charaktere und Situationen, überhaupt die ganze Detailarbeit an dem in Erfindung der Handlung, Schürzung und Lösung des Knotens nur unbedeutenden und in seinem letzten Buche sogar großentheils in' hohle Phantastik zerfahrenden Roman dem zuerst genannten, seit mehrern Jahren durch zahlreiche pikante und farbenfrische Schilderungen in Novellen und Feuilletons bekannt gewordenen Bacano zuschreiben, dessen eigenartiger Stil sich fast auf keiner Seite des vorliegenden Werks verleugnet.

Es treten uns hier aus dem modernen Gesellschaftsleben der österreichisch-ungarischen Aristokratie Persönlichkeiten und Verhältnisse mit einer Lebenswahrheit der Details entgegen, die uns den frappirenden, allerdings nicht immer gerade ästhetischen Eindruck photographisch getreuer Aufnahme von wirklichen Existenzen macht. Leider ist dies minutiös geschilderte Treiben von Contessen und Baronessen, von Magnaten und Schloßherren, von hochadelichen Husaren- und Jägerlieutenants u. s. w. überwiegend flach, schal und frivol. Im Mittelpunkt dieser gesellschaftlichen Misère stehen, sich nur wenig über sie erhebend, die beiden Heldinnen des Romans: die eine, die zartbesaitete, nervöse, jeden Augenblick „sterbende" Gräfin Elmerice, um gebrochenen Herzens darin unterzugehen; die andere, die hartgestählte, grobsinnliche, immer hochgeschminkte und „brüllende", bedenklich in die Demi-Monde-Sphäre hinüberschillernde Baronin Balero, um ihr mit kecker Stirne bis zum letzten Athemzuge Trotz zu bieten. Die Charakteristik dieser beiden blutblütigen Frauen, von denen die letztere wie ein böser Dämon in das Leben der erstern eingreift, ist in ihren schroffen Gegensätzen mit vielem Geist und Humor durchgeführt, während in den tragischen Wendepunkten auch die Saiten des Gemüths und des Herzens nicht unberührt bleiben.

Das erste Buch des in drei Bücher abgetheilten und „den Bevarmten im Herzen" gewidmeten Romans, welches den ganzen ersten Band füllt und den bezeichnenden Separattitel führt: „Die Camellien der Gräfin Elmerice. Capriciöser Roman. Unsern lieben Freunden in der kaiserl. königl. österreichischen Armee gewidmet", schildert in vorwiegend humoristischer Haltung, mit einem wahren Sprühfeuer von Witz und Laune die gewagten Abenteuer der beiden Heldinnen vor ihrer Verheirathung, resp. Wiederverheirathung und hat hauptsächlich eine galizische Garnisonstadt zum Schauplatz. Hier zeigt sich Bacano's frappante realistische Darstellungsgabe von der glänzendsten Seite, wenn sie auch häufig bis an die äußerste Grenze des Erlaubten, mitunter sogar darüber hinausgeht. Das ästhetische Gefühl wird denn doch gar zu empfindlich verletzt durch Schilderungen wie die folgende:

Es hatte geregnet, während sie im Kaffeehause gewesen waren. — „Nun?" fragt die Balero, indem sie ihr rothes Seidenkleid durch die Pfützen schleift. — „Er ist wunderschön! Er" — „Wer?" ruft die Balero entrüstet mit kleinen Augen und bleibt mitten in einer Pfütze stehen, daß sich der Koth an ihrem Kleide handhoch festlaugt. — „Nun, er, Wo!" sagt Elmerice, ohne stehen zu bleiben. „Ich war albern heute, ich habe mich ungeschickt benommen, er hätte sich sonst gewiß zu unserm Tisch gesetzt." — „Raitsch", brüllt die Balero, schnell unter den Laternen weiterschlappend mit ihrer Pfützenleide. „Ich habe dich nicht begriffen. Ich habe mein Amusement sicher, dieser Kecke ist die Krone der Garnison, und er wird mir Sonntags seine Aufwartung machen. Du suche fertig zu werden, wie du vermagst. Drinen Schwarzen hast du dir vertrieben für immer!"

Das zweite, den größern Theil des zweiten Bandes füllende Buch, betitelt: „Elmerice von der Düne. Der Roman einer kinderlosen Frau", und die Widmung tragend: „A Madame la Princesse Marie Storzeno-Harcourt", führt das Schicksal benannter Heldin, auf die sich schon im ersten Buch unser Hauptinteresse concentrirt, zum tragischen Abschluß und damit auch im Grunde den ganzen Roman.

Nach dem Tode Elmericens kann die Weiterentwickelung der Lebensschicksale der frivolen Balero nur noch ein untergeordnetes Interesse haben. Sie bildet den Inhalt des dritten Buchs, das den Titel führt: „Auf schwindelnder Höhe. Ein geheimnißvolles Buch", und die Widmung: „A Monsieur Gustave Doré, artiste célèbre et poète au crayon." Dies „geheimnißvolle" Buch ist, wie wir schon oben andeuteten, die schwächste Partie des ganzen Werks. Unser Autor, der Realist par excellence, wird hier vielfach zum Phantasten. Am ergötzlichsten in der Zeitrechnung. „Achtzehn Jahre", beginnt dies Buch, „waren seit dem Tode der Frau von der Düne vergangen." Da uns nun aber im ersten Buch aus Elmericens Reisepaß das Jahr „1840" als ihr Geburtsjahr bekannt geworden (I, 45) und wir im zweiten Buch wenige Monate vor ihrem Tode ihren letzten Geburtstag, den „dreißigsten", mit ihr feierten (II, 131), so befinden wir uns im dritten Buch nach Adam Riese bereits im Jahr der Zukunft 1888 und haben den seltenen Genuß, ein halbes Zukunfts-Menschenalter, das uns schließlich den 1870 noch in der Wiege schlummernden Sohn Elmericens als glücklichen Gatten der Balero'schen Tochter zeigt, im anticipirten Tempus praeteriti durchzumachen. Die Balero, obgleich äußerlich eine fromme Gläubige und sogar Mitglied des Ordens Jesu geworden, ist die unverbesserliche alte frivole Natur geblieben; sie schminkt sich selbst noch auf ihrem Sterbebette.

Eine klare sittliche Idee tritt uns aus diesen „Dornen" nicht entgegen, obschon ein kurzes Vorwort sich bemüht, ihnen nachträglich eine solche unterzulegen mit den Worten: „Verflucht und unerbittlich sind die Dornen, auf denen die Selbstsucht wandelt; gesegnet und knospengrün sind die Dornen, die die Liebe sich um die demüthige Stirn windet." Nur annäherungsweise läßt sich das erstere auf das Lebensbild der Balero, das letztere auf das der Gräfin Elmerice anwenden.

Einen für Herz und Gemüth nicht minder unerquicklichen weiblichen Lebensabriß aus der aristokratischen Salonsphäre bietet die Novelle „Momentane Wahrheiten" in Bacano's „Novellen-Bazar" (Nr. 2). Hier ist es die emotionsbedürftige blasirte Frau Prinzessin Georgina Palalologos, welche, nachdem sie eine Reihe von Liebesverhältnissen mit eleganten Cavalieren eins nach dem andern, zuletzt auch ihr eheliches zu dem Gemahl und seidem noch wieder ihre allerneueste Passion für den jungen Grafen Rafael als Illusionen, als nur „momentane Wahrheiten!" erkannt und leichten Her-

Digitized by Google

zens abgebrochen hat, an der Erkenntniß einer tiefern, endlich einmal Dauer für die ganze Lebenszeit verheißenden, aber leider hoffnungslosen Liebe zu einem katholischen Priester verzweifelt, indem sie sich vor dessen eigenen Augen erschießt und so par force diese letzte Liebe zu einer „ewigen Wahrheit" stempelt. Wie affectirt und manierirt! Ungleich sympathischer sind die auf einfachern Lebensverhältnissen basirenden, aber an wirklich poetischen Zügen reichen Erzählungen: „Um seinetwillen", „Das Testament des Doctor Irnerius", letztere namentlich von prächtiger charakteristischer Haltung, sowie die Idylle „Röschen im Walde". Das Phantasiestück „Der arme Hans" zeugt ebenfalls von poetischer Auffassungskraft, bis auf die Vision des sterbenden verwaisten Knaben, die sich zu realistisch gibt, um der elegischen Situation ganz zu entsprechen. Diese Novellen erschienen einzeln schon früher in Zeitschriften.

R. L. Stab's Novelle „Auf dornigem Pfade" (Nr. 3) zeigt mit Bacano's „Dornen" nur im Titel Verwandtschaft. Aus der ihren stofflichen Kern bildenden künstlerischen und sittlichen Entwickelung der jungen Schauspielerin Anita Förster tritt und überall eine achtungswerthe ethische Tendenz entgegen, die gegenüber den vielfachen Gelegenheiten zu frivolen Schilderungen, wie sie das schlüpfrige Terrain des Theaterlebens bietet, einen doppelt wohlthuenden Eindruck macht. Gleichwol ist den berechtigten Anforderungen der Realität nichts vergeben. Die Schattenseiten der theatralischen Laufbahn, namentlich für das Weib, die unsichere, schwankende Existenz der Künstlerin, die rasche Aufreibung ihrer physischen und geistigen Kraft, die Cabalen neidischer Colleginnen, die unlautern Motive, die so oft ihrer Behandlung seitens der Directoren zu Grunde liegen, das gewissenlose Treiben der Mehrzahl der Theaterrecensenten und Agenten, die leichtfertigen Vorurtheile des Publikums gegen das Weib in der Künstlerin, die schamlosen und perfiden Anfechtungen, denen sie immer und immer wieder ausgesetzt ist: diese Schattenseiten alle werden von dem in den Theaterverhältnissen wohlbewanderten Verfasser zu lebendiger Anschauung gebracht, aber mit jener Schonung des Zartgefühls, welche die Lektüre unbedenklich auch dem schönen Geschlecht gestattet. Ja wir möchten Stab's Novelle sogar ausdrücklich allen jungen Damen empfehlen, welche ein „unbezwinglicher Trieb" zur Bühne treibt, damit sie eine richtige Idee erhalten von dem, was sie auf diesem „dornigen Pfade" erwartet, und wenn sie dessenungeachtet nicht zurückschrecken, dann wenigstens doch wissen, wie sie sich am besten gegen diese Dornen zu schützen haben.

„Neue Novellen" des altbewährten trefflichen Erzählers Gustav vom See (Nr. 4) werden jenem Lesepublikum, das für Geist und Gemüth gleichmäßige Anregung und zwar in einer künstlerisch geklärten Form sucht, stets willkommen sein. Als die bedeutendste der hier gebotenen drei Novellen erscheint uns diejenige, die den Titel „Der Rittmeister" führt und über ihren Helden, den Märtyrer einer unglücklichen Ehe, sehr geschickt den Schleier eines romantischen Geheimnisses breitet, um ihn erst nach dem Eintritt des entscheidenden Wendepunktes zu lüften.

„Dämonisch" ist ein in der Künstlersphäre spielendes, ergreifendes Lebensbild mit tragischer Katastrophe, wie es eine große Haupt- und Residenzstadt nur zu oft in der Wirklichkeit bietet. Gleichsam die heitere Kehrseite zu demselben bildet die reizende Erzählung „Scheherasade", die mit harmlosem Humor die Mediſance kleinstädtischen Gesellschaftslebens geißelt.

Mit letzterer Erzählung wetteifert an heiterster Laune die erste der „Zwei heitern Geschichten" von Adolf Mühlberg (Nr. 5). Sie führt den Titel: „Ein Sohn, der seinen Vater belagert", und hat den durch seine barocke Kunstliebe und seine phantastischen Feste auf Gut Roßwald berühmt gewordenen geistvollen schlesischen Sonderling Joseph Grafen von Hoditz (geb. 1706, gest. 1771) zum Helden. Das übermüthige Abenteuer, das hier aus dem Jahre 1734 von dem damals 28 Jahre zählenden, nur kürzlich erst mit der Schwester Friedrich's des Großen, der verwitweten Markgräfin Sophie von Baireuth, vermählten Hoditz erzählt wird und in welchem auch Sophie eine bedeutende Rolle spielt, bildet, indem es den finanziell Ruinirten noch zu des Vaters Lebzeiten und gegen dessen Willen in den Besitz von Roßwald setzt, gewissermaßen den Abschluß der tollen Jugendstreiche dieses phantastischen Querkopfes. Weniger angesprochen hat uns, im Stoff wie in der Darstellung, die sich beide etwas trivial geben, die zweite Geschichte: „Lord John und Lodoiska", welche die Schwindeleien eines modernen Gaunerpaars in einem süddeutschen Bade zum Gegenstand hat.

Die gesunde, vorurtheilslose Auffassung von Menschen und Verhältnissen, die eingehende, feine Charakteristik, die geistige Vertiefung inmitten anmuthender künstlerischer Gestaltung des Stofflichen, die wir vor Jahresfrist an dem ersten Bande von Lina Bagt's Novellensammlung „Reflexe der Zeit" zu rühmen hatten (vgl. Nr. 31 d. Bl. f. 1869), macht sich auch in dem uns jetzt vorliegenden zweiten Bande (Nr. 6) geltend. Die Novelle „Ein Fürst" gibt ein Zeitbild aus der deutschen Bewegungsperiode von 1848—50, das wir als ein treffendes bezeichnen dürften, wenn nicht die tragische Schlußkatastrophe, der Selbstmord des regierenden Landesherrn, zu welcher unsere moderne Fürstengeschichte keinen analogen Vorgang bietet, ein störender Anachronismus wäre, der um so mehr auffällt, als es zu einer entsprechenden Lösung der novellistischen Verwickelung am wenigsten eines so wuchtigen, in keinem Verhältniß zu seinen Motiven stehenden tragischen Effects bedurfte. Die in Rom spielende Novelle „Charitas" schildert mit glühendem Colorit in dem Uebertritt eines jungen protestantischen deutschen Geistlichen zum Katholicismus den dämonischen Zauber des geschichtlichen und kirchlichen Rom, dem sich in letzterer Beziehung, der kirchlichen, wol noch ein weiteres charakteristisches Moment hätte abgewinnen lassen, wenn die frivole römische Schöne, deren bestrickende Sinnenliebe das Hauptmotiv für die Bekehrung und die später aus ihr hervorgehende Seelenstörung des jungen Deutschen abgibt, als Werkzeug der römischen Kirche dargestellt wäre. Als Gegenstück zu dieser zum geistigen Ruin führenden Bekehrung vollzieht sich in der folgenden, „Hektik der Gedanken" betitelten Novelle der Uebertritt eines katholi-



Digitized by Google

schen Geistlichen zum Protestantismus und damit zugleich dessen Heilung von einer chronischen Krankheit unsers Zeitgeistes, die Lina Vagt Hektik der Gedanken nennt. Uebrigens ist Pater Eustachius nicht die einzige „moderne Hamletsnatur", an welcher die Verfasserin die Symptome dieser geistigen Krankheit, mehr oder weniger charakteristisch, zu schildern versucht. Es geschieht dies auch noch an dem lyrischen Dichter Moritz Sanders, der, nicht so glücklich wie jener, an ihr zu Grunde geht, und wol am meisten charakteristisch an dem Gelehrten Dr. Kurtzius — einer der gelungensten Charaktere Lina Vagt's —, welchem die Liebe zu der die Hauptrolle in der Erzählung spielenden Heldin Stella volle Genesung bringt. „Himmel und Erde" ist eine Conversationsnovelle nach dem Muster Tieck's, in der eine gesellschaftliche Debatte zwischen Idealisten und Realisten den Mittelpunkt bildet und schließlich eine versöhnende Ausgleichung findet auf Grund zweier als demonstrationes ad oculos eingeschachtelter kleinerer Novellen, von denen die eine, „Ein Geiger" betitelt und in Venedig spielend, ein Opfer des auf die Spitze getriebenen Idealismus, die andere, „Ein modernes Weib" betitelt und in Paris spielend, ein Opfer des exclusiven Realismus schildert.

In Bezug auf den Stil können wir nicht unterlassen, die geschätzte Verfasserin auf häufig vorkommende, das Verständniß nicht minder wie den Wohlklang beeinträchtigende Hürten ihrer Periodenbaues aufmerksam zu machen, die hauptsächlich bei Häufung von Zwischensätzen durch allzu ferne Dislocation der betreffenden Zeitwörter und zu ihnen gehörigen Partikeln, sowie durch deren unmittelbare Aufeinanderhäufung am Schluß der Periode entstehen.

Manches Wahlverwandte mit Lina Vagt hat eine andere Debutantin auf belletristischem Gebiete, Lina Freifrau von Berlepsch, die sich mit einer Reihe kleinerer Erzählungen, Novelletten, Genrebildern und Skizzen unter dem anspruchslosen Sammeltitel „Nebelbilder" (Nr. 7) einführt. Nur zeichnen sich diese Erstlinge weniger durch bedeutenden geistigen Gehalt und bestimmt hervortretende Tendenzen, als durch Gemüthlichkeit, natürliche Frische und Anmuth der Darstellung aus. Vorzüglich gelungen sind der Verfasserin „Ein Tischgebet" und „Nur Ein Tropfen", beides humoristische Erzählungen aus dem schwäbischen Volksleben, welche die glücklichste Laune athmen und zugleich eine hübsche Moral enthalten. Auf den romantischen Ton gestimmt sind die Novelletten „Unterm ewigen Licht", „Aus unserer Zeit" und „Das Gespenst im alten Herrenhause". „Stella" ist eine auf fünf Seiten sich beschränkende anregende Skizze, von der wir nur bedauern, daß sie nicht zu einer Novelle von ebenso viel Bogen ausgedichtet wurde. Auch das nur elf Seiten haltende frische Genrebild „Im bairischen Hochland" hätten wir gern zu größerem Umfang erweitert gesehen, und dafür bereitwillig die ziemlich unbedeutenden Erinnerungsblätter „Callenberg", „Aus der Kindheit", „Ein Weihnachtsabend in München" preisgegeben, die wol mehr Interesse für die Verfasserin selbst als für das Publikum haben. Allerdings scheint es fast, als ob Frau von Berlepsch ihre Gaben ursprünglich nur für einen engern Leserkreis bestimmte, indem sie dieselben ihren „lieben Bienenfreunden zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der (von ihrem Gatten redigirten) Bienen-Zeitung" widmet. Ihre poetischen Schwingen dürften aber kräftig genug sein, um sich über den Dilettantismus hinaus zu höherm Fluge zu erheben.

Einen neuen Beweis entschiedenen Berufs zum Volksschriftsteller liefert der schon durch seine frühern, in mehrfachen Auflagen erschienenen kleinern „Erzählungen fürs Volk" bewährte Gustav Jahn mit der vorliegenden größern Erzählung „Das schöne Luisle oder dreimal verlobt" (Nr. 8). Ihre einfache, aber bis ans Ende spannende Handlung gibt die praktische Lehre: „Ein Mann muß sich nicht eher verloben, als bis er im Stande ist, den eigenen Herd zu gründen, und ein Vater sollte seine Einwilligung nicht früher geben, als bis sich auch absehen läßt, wann die Hochzeit sein kann." Uebrigens kommt die „Dreimal Verlobte" schließlich doch noch zu einem glücklichen Ziel, denn „Gottes Wege sind wunderbar", und eben in dieser ausdrücklich betonten „Leitung Gottes" offenbart sich die tiefer liegende religiöse Tendenz der Erzählung, die in dem vertrauensseligen Spruche gipfelt: „Es kann uns nichts geschehen, als was Gott hat versehen." Daß von einem solchem Gottvertrauen innerlich jedenfalls hoch beglückt den realen Lebensanforderungen gegenüber aber auch nur allzu leicht zu einem schlaffen Sichgehenlassen verleitet, welches sämmtliche Personen der Erzählung erfüllt, bis auf eine einzige, den skeptischen Freigeist Gerhard, und daß zu guter letzt selbst auch dieser noch zu demselben bekehrt wird, darf uns nicht befremden. Spielt doch die Geschichte, von der übrigens der Verfasser versichert, daß sie „nicht erfunden, sondern dem wirklichen Leben entnommen" ist, in dem frommgläubigen Halle um die Blütezeit der „christlichen Wiedererweckung", wo die „Stillen im Lande" sich auch außerhalb der Kirche in zahlreichen Conventikeln zu gemeinschaftlichen Andachten vereinigten, sich mit besonderer Vorliebe in Bibelcitaten oder frommen Kernsprüchen ergingen und voll Begeisterung für die Mission zur Bekehrung der Heiden schwärmten, wie denn auch einer der drei jugendlichen Freier der schönen Luisle Schwärmer genug ist, der „Heidenmission" zu Liebe mit blutendem Herzen seiner Verlobten zu entsagen. Ein getreues Zeit- und Lebensbild aus dieser eigenartigen Epoche überschwenglichen Gemüthschristenthums, das noch viele der ältern Zeitgenossen in der Rückerinnerung anheimeln dürfte, wenn es auch bei der nüchtern verständigen, im Realismus, resp. Materialismus wurzelnden Generation von heute nur wenig Sympathie finden wird, ist „Das schöne Luisle", zugleich ein kleines Meisterstück populärer Erzählungskunst in seiner lebensvollen, plastischen Schilderung der ausschließlich kleinbürgerlichen Charaktere, vor allem des biedern „Bater Hebler", in seinen gründlichen und correcten Motivirungen der stetig sich entwickelnden Handlung, in seinem echt volksthümlichen und doch nie das ästhetische Gefühl verletzenden Stil. Nur hätten wir eine größere persönliche Reserve des Erzählers gewünscht, der an gewissen Stellen doch eine allzu merkliche Parteinahme für seine „Stillen im Lande" an den Tag legt.

Den entschiedensten Gegensatz zu diesem einfachen, auf

Digitized by Google

die engen Grenzen des Familienkreises sich beschränkenden und vorzugsweise die Saiten des Gemüthslebens anschlagenden deutschen Lebensbilde bietet das mit effekthaschenden Massenwirkungen von Figuren und Scenerie operirende englische „Die Arbeitseinstellung" (Nr. 9), dessen Verfasser ungenannt geblieben. Der Titel ließe wol mit Recht als eigentlichen Kernpunkt dieses Lebensbildes eine tiefergehende Erörterung und Lösung der gerade jetzt wieder in zahllosen Arbeitseinstellungen allerorten in England, Frankreich und Deutschland so bedrohlich entbrennenden und überaus wichtigen socialen Frage des sittlich-rechtlichen Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern erwarten. Wir erhalten hier aber nur eine oberflächliche, rein äußerliche Schilderung der großen allgemeinen Arbeitseinstellung der Fabrikarbeiter von Manchester, und auch diese nur als Grundlage für den Aufbau eines grobsinnlichen Sensationsdramas mit allen möglichen Knalleffecten von Complot, Straßenkampf, Brandstiftung, Berund Entführung, Diebeshöhlen, Mord, Criminalproceß, Schwurgerichtsverhandlung, Todesurtheil und schließlichem — Triumph der Unschuld.

Was der bekannte Publicist Schmidt-Weißenfels in seinen „Fürstengeschichten" (Nr. 10) bietet, ist eine Sammlung kurz und populär gehaltener politisch-historisch-biographischer Essays über Regenten und fürstliche Personen des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts, die mehr durch ihr wandelbares, wo nicht selbst tragisches Geschick oder durch ihre enge Verknüpfung mit großen geschichtlichen Katastrophen und Persönlichkeiten, als durch eigene hervorragende Bedeutung berühmt wurden. Der Verfasser ordnet diese Essays, die vereinzelt schon früher in Zeitschriften erschienen, in drei Gruppen. Die erste, mit der Ueberschrift „Verlorene Kronen", umfaßt die vier Hauptmaitressen Auguſt's des Starken: Gräfin Königsmarck, Fürstin Lubomirska, Gräfin Kosel und Gräfin Orzelska, die allerdings, solange sie den König beherrschten, gewissermaßen auch Kronen trugen; Theodor von Corsica; Karl Stuart; König Murat; Karoline von England; Dom Miguel; Eherl Guſtavson. In der zweiten Gruppe, überschrieben „Bourbon und Orleans", figuriren der letzte Condé, die Herzogin von Berry, Karl X., Heinrich V. und Schloß Claremont; in der dritten Gruppe: „Die Napoleoniden", die Stammmutter Lätitia, der Enkel Herzog von Reichsſtadt, Kaiserin Eugenie, Prinz „Plon-Plon", Prinzeß Mathilde und Lucian Bonaparte der Cardinal.

Die stoffliche Behandlung ist im allgemeinen vielleicht zu anekdotenhaft und aphoristisch, fesselt aber durch geistvolle Aperçus, treffende Parallelen und die scharfe Betonung des sittlichen Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung im Walten der geschichtlichen Nemesis. Die Darstellungsweise ist klar, lebendig, charakteristisch und pikant. Daß sich mitunter in einigen stoffverwandten Essays, wie in der „Herzogin von Berry" und „Heinrich V.", in „Eugenie" und „Prinzeß Mathilde" Wiederholungen finden, die stellenweise selbst bis zum gleichen Wortlaut des Ausdrucks gehen, rührt augenscheinlich daher, daß die einzelnen Artikel nach und nach in längern Zwischenräumen geschrieben wurden, was jedoch bei der Zusammenstellung derselben zu einem Buche dem Verfasser nicht den Vorwurf allzu sorgloser Revision ersparen kann. Ebenso hätten billigerweise mit untergelaufene geschmacklose hohle Phrasen wie: „die Adressen schwammen keuchend in einem Meer schlammiger Seligkeit" verbessert werden sollen.

„Erzählungen aus dem Taunus" (Nr. 11) sind die poetische Ausbeute sorgsamen Studiums, das H. von Moellendorf, Mitglied des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, auf das nur spärlich vorhandene und zerstreute Material an Chroniken, Urkunden und Abhandlungen über die Geschichte dieses an zahlreichen Ueberresten ehrwürdiger Baudenkmale aus grauer Vorzeit ebenso wie an landschaftlichen Schönheiten reichen und vielbesuchten Waldgebirgs zwischen Rhein und Lahn verwandt hat. Diese Erzählungen haben, indem der Verfasser Sage und Specialgeschichte mit der allgemeinen Zeitgeschichte zu verflechten, die vielfachen Lücken der erstern aus der Phantasie zu ergänzen und das Ganze dichterisch zu illustriren versucht und auch in der äußern Form sich der gebundenen Rede bedient, einen entschieden epischen Charakter.

Die erste der im vorliegenden Bande, welcher der bekannten Dichterin Adelheid von Stolterfoth, jetzigen Freifrau von Zwierlein gewidmet ist, veröffentlichten vier Erzählungen verherrlicht den imposanten Begriffen „Altkönig" und verbindet die uralte Volkssage von der Geisterschlacht an diesem Berge mit der Geschichte des deutschen Königs Ariovist. Die zweite Erzählung feiert die Feste Königstein und zerfällt in zwei Theile: „Die Gründung", die mit der Bekehrung des Frankenkönigs Chlodwig zum Christenthum in Beziehung gebracht wird, und „Der Untergang", das Werk der Franzosen im Revolutionskriege von 1796. Die dritte Erzählung gilt dem „Feldberg" und hat die grimme burgundisch-austrasische Königin Brunhilde, die Todfeindin der noch grimmern Fredegunde, zur Heldin, der zu Ehren noch heute ein Quarzfelsen des Feldbergs den Namen Brunhildenstein führt. Die vierte Erzählung, an den zweiten Kreuzzug und die heilige Hildegard anknüpfend, erzählt die Entstehung der Feste Kronenberg und führt uns die Taunusritter Hartmuth von Asleborn, den Erbauer Kronenbergs, Graf Gerhard von Nürings, den Gründer des Nonnenklosters Retters oder Retterese (heutiger Röderhof), und Ritter Schelm Ruhwin von Bommersheim vor. Eingeleitet werden diese vier kleinen Epopöen, die sich übrigens in verschiedenartigen, dem jedesmaligen Stoffe angepaßten Versstrophen bewegen, durch ein beschreibendes Gedicht: „Die Aussicht vom Hartberge", das einen allgemeinen topographischen Ueberblick über die hervorragenden und in den Erzählungen eine Rolle spielenden Punkte des Taunus gewährt. Diesem Einleitungsgedicht geht noch wieder voraus ein Prolog in Versen mit der Ueberschrift: „In den Taunus!"

Leider ist die in diesen Dichtungen zu Tage tretende poetische Kraft des Verfassers nicht stark genug, dem hier behandelten ziemlich spröden Stoff eine lebensvolle, künstlerische Gestaltung abzugewinnen und unsere Theilnahme irgendwie bedeutend über das rein Historische, Traditionelle, Antiquarische und Topographische emporzuheben. Häufig genug sinkt sogar die Dichtung bis zu trivialer Bänkel-

Digitized by Google

sängerei herab, wie namentlich im „Untergang der Feste Königstein“.

Wir haben jedoch billigerweise zu berücksichtigen, daß wir es mit einem Dilettanten in der Poesie zu thun haben, denn als solcher bekennt sich der Verfasser ausdrücklich und mit rühmlicher Bescheidenheit in einem ausführlichen Vorwort über Entstehung und Tendenz dieser urſprünglich nur „zu eigenem Vergnügen unternommenen“ und erſt „auf vielfache Zuſprache von Freunden und Bekannten“ in Druck gegebenen Arbeit.

# Feuilleton.

## Hermann Fürſt Pückler-Muskau.

In Hermann Fürſten Pückler-Muskau, welcher am 5. Februar aus diesem Leben ſchied, iſt einer der eigenartigſten unter den Charakteren des modernen deutſchen Schriftthums hingegangen. Es waren nicht sowol glänzende und impoſante geiſtige Eigenſchaften als vielmehr ſcharf pranancirte und energiſch durchgreifende perſönliche Beſonderheiten, welche die Erſcheinung des Fürſten Pückler in der deutſchen Literatur auf lange Zeit hinaus zum Quellpunkte einer neuen geiſtigen Strömung machten. Mitten in die jungdeutſche Sturm- und Drangperiode hinein, in die Epoche, da man jenſeit des Rheines der Liberalismus zu uns herüberwehte und die Romantik im Sterben lag, in die Gärungsepoche, da am literariſchen Zeithimmel in Deutſchland ein ungewiſſes Feuer flammte, von dem man nicht wußte, ob es das Spätroth einer untergangenen oder das Frühlicht einer aufgehenden Zeit ſei, mitten in dieſe Epoche hinein ſtellte der abenteuernde Patronatsherr aus der Lauſitz ſeine keck emancipirte Perſönlichkeit. Ausgeſtattet mit einem ſchwalerieſken Weſen, welches die Geſahr und den Genuß gleich liebte, mit einer optimiſtiſchen Freigeiſterei der Weltanſchauung, welche ſich bald ſarkaſtiſch, bald phantaſtiſch ausließ, trat der Fürſt Pückler im Anfange der dreißiger Jahre in die literariſche Arena und ſetzte, indem er dieſe Eigenſchaften nicht ohne einen gewiſſen ariſtokratiſchen Tic in die Form geſtoßt brillirender Reiſeberiſe zum Vortrag brachte, dem hohlen Pedantismus und dem anmaßenden Philiſterthum, der phyſiognomieloſen Verſchwommenheit und der wüſten Unklarheit der Literatur jener Tage die feſt und beſtimmt markirte, ebenſo ritterliche wie freimüthige Perſönlichkeit des modernen Touriſten, des erſten deutſchen Touriſten von ſelbſtändiger Signatur entgegen.

Hermann Fürſt Pückler-Muskau wurde am 30. October 1785 zu Muskau in der Lauſitz geboren, widmete ſich während der Jahre 1800—3 an der leipziger Univerſität der Jurisprudenz und trat alsdann in ſächſiſche Militärdienſte, die er jedoch bald wieder verließ. Er unternahm nun eine Reiſe über Wien nach Frankreich und Italien und kehrte dann gerade früh genug in die Heimat zurück, um nach dem bald eintretenden Tode ſeines Vaters den ihm zufallenden Beſitz, ein Standesherrſchaft Muskau, mit ſeinen großen Vermögens perſönlich antreten zu können. Das Jahr 1813 fand ihn zuerſt als Major in ruſſiſchen Dienſten, dann als Adjutanten beim Herzog von Sachſen-Weimar und ſchließlich als Oberſtlieutenant und Militär- und Civilgouverneur zu Brügge. Schon vor dem Kriege hatte er unter beſtellte Schinkel'ſe in Muskau großartige Verſchönerungen, namentlich Parkanlagen unternommen. Nun, nach geſchaffenem Frieden, ging er auf ein Jahr nach England und lag dort weiteren Gartenſtudien ob. Nach Deutſchland zurückgekehrt, lebte er bald in Muskau, bald in Dresden, bald in Berlin, vermählte ſich im Jahre 1817 mit der geſchiedenen Reichsgräfin von Pappenheim, der Tochter des Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg, von der er ſich ſpäter ſcheiden ließ, und verweilte, nachdem er auf mehrere bedeutende Barrechte ſeiner Adelsſtellung verzichtet hatte und dafür im Jahre 1822 vom Könige von Preußen in den Fürſtenſtand erhoben worden war, während der Jahre 1830—31 wieder in England. Nach zweijähriger Aufenthalte in der Heimat ging er 1834 wiederum auf Reiſen und lebte bis zum Jahre 1836 abwechſelnd in Südeuropa, Nordafrika und Vorderaſien. Heimgekehrt hielt er ſich in Muskau bis 1845 auf und führte dann in Deutſchland und Italien ein jahrelanges Wanderleben. Sein eigentlicher Wohnſitz war um dieſe Zeit das Schloß Branitz im Kreiſe Kalthuſ, da er Muskau wegen nicht ausreichender Vermögensverhältniſſe hatte verkaufen müſſen. Auch Branitz verſchönerte der Fürſt durch herrliche Parkanlagen. Seit dem Jahre 1863 hatte er Sitz im Herrenhauſe. Bis an ſein Ende war er körperlich geſund und geiſtig friſch und thätig.

Fürſt Pückler debutirte in der Literatur mit den 1830 und 1831 erſchienenen „Briefen eines Verſtorbenen“, ein Pſeudonym, welches er bei ſeinen ſpätern Veröffentlichungen beibehielt. Der Inhalt der „Briefe eines Verſtorbenen“ ſetzt ſich aus dem bunten Mosaik harmoniſch geordneter, philoſophiſcher Speculationen, farbenprächtiger Naturſchilderungen, intereſſanter Porträts von bedeutenden Perſönlichkeiten, politiſcher und äſthetiſcher Betrachtungen und namentlich vortrefflicher Sittenſchilderungen aus England, Deutſchland, Holland, Irland und Frankreich zuſammen. Den Reiſebriefen ſalgten im Jahre 1834 faſt gleichzeitig mit den „Andeutungen über Landſchaftsgärtnerei“ die „Tutti frutti“, fünf Bände kleiner Aufſätze von verſchiedenem Werthe. „Jugenderinnerungen“ (1835) waren die nächſtfolgende Veröffentlichung Pückler's, die obenerwähnte Reiſe des Fürſten nach Italien ſchilderud. In demſelben Jahre erſchien „Semilaſſo's vorlegter Weltgang. Aus den Papieren eines Verſtorbenen“. Mit dieſem Werke eröffnete der aus einem engliſchen Touriſten zum ſaſtanirgenden Muſeiman gewordene Fürſt die lange Reihe ſeiner Semilaſſoſchriften. Dem obengenannten Reiſewerke folgten: „Semilaſſo in Afrika“ (1836), „Der Vorländer“ (1838), „Südöſtlicher Bilderſaal“ (1840), „Aus Mehemed-Ali's Reich“ (1844) und „Die Rückkehr“ (1846—48). Gaben uns die „Briefe eines Verſtorbenen“ reiches Material zur Beurtheilung der Zuſtände des Occidents in den zwanziger und dreißiger Jahren an die Hand, ſo ließern uns die Semilaſſoſchriften ſolches zur Beurtheilung der Verhältniſſe des Orients. Wie jene ergreifen ſie mit großer Originalität ihre Gegenſtände, und leihen dieſen Gegenſtänden neben dem Reize, welchen ſie objectiv beſitzen, noch den ſubjectiven Zauber der ſelbſtändig ausgeprägten Individualität deſjenigen, der ſie ſchildert. Als die bedeutendſten dieſer orientaliſchen Reiſewerke des Fürſten Pückler müſſen „Semilaſſo's vorletzter Weltgang“ und „Semilaſſo in Afrika“ bezeichnet werden.

Nach dieſen Semilaſſoſchriften hat Pückler nichts von Bedeutung mehr veröffentlicht. Unter der Einwirkung der Revolution von 1830 und den vorhergehenden Bewegungen hatte der „Verſtorbene“ ſein literariſches Wirken begonnen, unter derſenigen des fürwitzigen Jahres 1848 ſchloß „Semilaſſo“ es ab. Der orientaliſche Quietismus des „Halbmilden“ kannte nicht mehr gedeihen in der revolutionären Atmoſphäre, in welcher ein neues Geſchlecht ſeine erſten Thaten verſuchte.

Die Literaturgeſchichte wird den Namen des Fürſten Pückler-Muskau als denjenigen eines Mannes in Ehren halten, welcher das Seinige zur Emancipation der deutſchen Literatur vom Banne der Romantik und zur Hinleitung derſelben in die Bahnen einer lebenstüchtigern Bethätigung beigetragen hat. Denn mögen die Fehler des literariſchen Strebens Pückler's, zu denen in erſter Linie manche ſtiliſtiſche Marotten und eine gewiſſe Zerfahrenheit der Compoſitionsweiſe gehören, noch ſo groß geweſen ſein — der Geiſt ſeiner Schriften iſt ein Ferment für die Entwicklung der Literatur geworden, welches nicht hoch genug angeſchlagen werden kann: es war der erwachende

Digitized by Google

Geist des modernen Zeitbewußtseins, welcher aus diesen Schriften sprach.

## Karl August Kurhel.

Nicht immer ist der laute Ruf, der sich an einen Namen knüpft, der einzige Gradmesser einflußreicher literarischer Thätigkeit; es gibt Verdienste, die im Stillen bleiben und doch allgemeiner Anerkennung würdig sind.

Karl August Kurhel, der langjährige Redacteur des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon", der am 24. April 1871 verstorben ist, hat nur wenige literarische Arbeiten mit seinem Namen erscheinen lassen und zwar eine Kritik von Raumer's „Leben und Briefwechsel George Washington's" in Ruge's „Hallischen Jahrbüchern" und zwei Aufsätze in Raumer's „Historischem Taschenbuch" für 1843 und 1846: „Der Jesuit Girard und seine Heilige" und eine „Geschichte der Law'schen Finanzoperation"; doch seine anonyme encyklopädische Thätigkeit übte dasür um so weitreichenden Einfluß aus, daß viele namhafte Autoren ihn darum beneiden durften.

Kurhel war als der Sohn eines kleinen Bürgers am 30. Juni 1808 in dem Städtchen Marklissa geboren, besuchte, unterstützt von einem Onkel, das Gymnasium in Görlitz und seit 1829 die Universität Breslau, wo er Theologie und Philosophie studirte. Seine Betheiligung an den burschenschaftlichen Bestrebungen verwickelte ihn 1834 in die damaligen demagogischen Untersuchungen; er wurde zu sechs Jahren Festung verurtheilt, aber nach einer Haft von zwanzig Monaten, die er in Silberberg abbüßte, begnadigt. Vom preußischen Staatsdienst ausgeschlossen, wurde er Hauslehrer in einem adelichen Hause und gab sich seit 1838 in Leipzig literarischer Beschäftigung hin. Im Jahre 1847 erlangte er die sächsische Staatsangehörigkeit und die philosophische Doctorwürde von der Universität Marburg.

Seine Hauptthätigkeit widmete er den großen encyklopädischen Werken des Brockhaus'schen Verlags, indem er als Hauptredacteur die zehnte und elfte Auflage des „Conversations-Lexikon" herausgab, als Mitredacteur sich an der neuen Auflage des Rotteck-Welcker'schen „Staats-Lexikon" betheiligte und überdies die an das „Conversations-Lexikon" sich anschließenden Sammelwerke: „Die Gegenwart" und die Erste Folge von „Unsere Zeit", herausgab. In dieser erschienen, außer mehrere sehr werthvolle Abhandlungen über „Die Kanalisirung des Isthmus von Suez" und über „Die Memoiren des Herzogs von Ragusa".

Kurhel war nicht nur eine seltene Arbeitskraft, er war ein Kopf von großer Präcision des Denkens, großer Schärfe der Logik. Es ist dies kein geringer Ruhm in einer Zeit, in welcher das Salbadern und Schwadroniren in der Presse einen so breiten Raum einnimmt. In seiner Stellung hatte er hinlänglich Gelegenheit, diese Anlagen den der jetzigen Schriftstellernden Generation kennen zu lernen, und überdies als Redacteur eines die höchste Präcision des Ausdrucks erfordernden Werks, wie das „Conversations-Lexikon", die schwierige Pflicht, alle Ergüsse der Mitarbeiter auf die knappste und genaueste Form zurückzuführen. Welche Fülle von einer, wir möchten sagen „latenten" Kritik ein Werk wie das „Conversations-Lexikon" in der Würdigung alter Größen alter, neuer und neuester Zeit enthält, bedarf nicht erst der Erwähnung.

Kurhel war ein gewissenhafter Kritiker, mochte er nun die Pforten des Nachruhms einer neuen Berühmtheit eröffnen oder eine bereits „vergilbte" der früheren Auflagen und dem literarischen Bann verweisen. Stets geschah es aufmerksam, niemals klirrte die Pförtner der Encyklopädie mit seinem Schlüsselbund. Kurhel war überdies durchweg ein humaner Mann, der die angeborene schlesische Gemüthlichkeit nicht verleugnete. Mit ihm ist einer der „besten Köpfe" geschieden — und gerade die „guten Köpfe" sind seltener in unserer Zeit, als es den Anschein hat; denn in unserer Literatur machen wir oft nicht dem bedeutenden Kopf, sondern nur dem „Gut auf der Stange" Reverenz.

## Bibliographie.

**Benecke, W.**, Gedichte. Leipzig, Luckhardt. 8. 15 Sgr.

**Fick, A.**, Die Welt als Vorstellung. Academischer Vortrag. Würzburg, Stahel. 1870. Gr. 8. 6 Sgr.

**Feuerlicht, J.**, Gedichte. Vollständige Ausgabe 10te Aufl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

**Friedberg, E.**, Der Staat und die katholische Kirche im Grossherzogthum Baden seit dem Jahre 1860. Mit amtlichen Aktenstücken. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Sgr.

Für das Recht der freien Forschung. Vorträge. St. Gallen, Schlitin u. Zollikofer. 1870. 8. 6 Sgr.

**Gerhart, G.**, Gedichte. Berlin, Lipperheide. 16. 1 Thlr.

**Glaß, H.**, Prolog mit Musik und lebenden Bildern zur Eröffnung des bayerischen Volksbaues zu Nürnberg am 16. April 1871. Nürnberg, Schnupfhase. Gr. 8. 2 Sgr.

**Göttinger, K.**, Wahrhaftige neue Zeitung des jungst vergangnen tatschen Kriegs. Fr. Gaden, Schriftln u. Zollikofer. Gr. 8. 10 Sgr.

**Hartmann von Aue**, Sechs Lieder und der arme Heinrich herausgegeben und mit Anmerkungen und einem Glossar versehen von B. Schulz. Leipzig, Teubner. 8. 7½ Sgr.

Hausbibliothek der Weltliteratur. 1ster Bd. Lessing's humanistische Schriften. Herausgegeben von M. Mottke. 1stes Bändchen. Die Erziehung des Menschengeschlechts. — Ernst und Falk. Leipzig, Deutsche Volksbuchhandlung. Gr. 16. 3 Sgr.

**Hartleb, H.**, Deutsches Volksthum und deutscher Christenthum. Vortrag. Bremen, Müller. Gr. 8. 5 Sgr.

**Hess, J. J.**, Die evangelische Kirche Frankfurts. Ein Blick auf ihre Geschichte aus ihrer Bedeutung. Vortrag. Bremen, Müller. Gr. 8. 5 Sgr.

**Kist, K.**, Amerikanisches. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Sgr.

**Kolatschek, J.**, Zur Agitation für ein deutsches Theatergesetz. Vortrag über Theaterpolizei und über die Ursachen der gegenwärtigen Lage der Theatergehegten ꝛc. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 2½ Sgr.

**Leidthal, H.**, Deutscher Frühling. 1871. Politische Dichtungen zum Theil in den Formen des Minnesangs. Berlin, Lipperheide. 16. 6 Sgr.

**Lemcke, C.**, Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit. 1ster Bd. Von Opitz bis Klopstock. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Sgr.

**Levy, H.**, Ephemeren. Zeitgedichte. Augsburg, Kranzfelder. 16. 4 Sgr.

**Mürker, J. J.**, 14 Briefe über deutsche Erziehung. Eltern und Lehrern gewidmet. Stuttgart, Besser. Gr. 16. 12 Sgr.

**Niemann, C.**, Ueber Toleranz. Vortrag. Bremen, Müller. Gr. 8. 5 Sgr.

**Pauli, G.**, Ueber Familiennamen. II. Münden, Augustin. 4. 8 Sgr.

**Pichler, Louise**, Maria Magdalena. Ein geistliches Drama. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 20 Sgr.

**Pohl, C. F.**, Denkschrift zur Anlage des hundertjährigen Bestehens der Tonkünstler-Societät, im Jahre 1842 projectirt als „Haydn", Wittwen- und Waisen-Versorgungs-Verein der Tonkünstler in Wien. Auf Grundlage der Societäts-Acten bearbeitet. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 20 Sgr.

**Regnet, K. A.**, Münchener Künstlerbilder. Ein Beitrag zur Geschichte der Münchener Kunstschule in Biographien und Charakteristiken. 1 Bde. Leipzig, L. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.

**Religion, Staat und Kirche** in ihrem Verhältniß der menschlichen Gesellschaft gegenüber. Aufsprache an den Delegirtentag aller Consistorien von einem alten Hierotikus. Hannover, Brandes. Gr. 8. 10 Sgr.

**Richter, F.**, Denkwürdigkeiten aus Louis Napoleonas Leben und Regierung. Ein Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr.

**Richter, H.**, Die Hauptformen des Glaubens an Unsterblichkeit und die Gründe dieses Glaubens. Ein Vortrag. Zwickau, Richter. Gr. 8. 7½ Sgr.

**Rittig, M.**, Seelenfreunde. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

**Roquemont, F. v.**, Die wohlwollenden Rathgeber des Königs Wilhelm. Aus dem Französischen von C. A. K. Gutzkow, Berlin, Janke. Gr. 8. 10 Sgr.

**Sandvoß, F.**, Offener Brief an den Verfasser der Schrift: „Der Irrsale und der geschichtliche Christus" Herrn Dr. J. R. Hanne Lic. theol. Berlin, Bohne. 8. 5 Sgr.

**Schlesinger's**, K., neuester Geschichtskalender 1870. 3ter Jahrgang. 2te Abth. (August — December.) Nebst einem Register der Verstorbenen 1869 und 1870 und einem chronologischen Register nach den Städten geordnet. Frankfurt a. M., Boerstl. Gr. 16. 1 Thlr.

**Schmid, U. R.**, Die Bedeutung unserer Zeit nebst einem Anhang. C. 96. Rundt und Feigenbaum. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Sgr.

**Sohm, K.**, Die altdeutsche Reichs- und Gerichtsverfassung. 1ster Bd. Die Fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 3 Thlr.

**Strodtmann, A.**, „Allerneuschland in Frankreich hinein!" Reiseerinnerungen. Berlin, Duncker. Gr. 8. 25 Sgr.

**Tieschendorf, C. v.**, Die Sinaibibel, ihre Entdeckung, Herausgabe und Erwerbung. Leipzig, Giesecke & Devrient. Lex.-8. 24 Sgr.

**Blaue Bestchen.** Gedichte von Josephine. Hamburg, Niemeyer. 8. 24 Sgr.

**Beiträge zum Besten der deutschen Invaliden** gehalten im Gewandhaussaale zu Leipzig während der Monate Januar bis März 1871 von W. Baecker, G. Baur, G. Curtius, J. Ujczmal, G. Voigt, G. Ebers und F. Credner. Leipzig, Hirzels. Br. 8. 27 Sgr.

**Weber, H.**, Wider den Baltei. Ein Vortrag. Zürich, Herzog. Gr. 8. 4 Sgr.

**Werber, W. J. A.**, Die Entstehung der menschlichen Sprache und ihre Fortbildung. Mit einer Einleitung: Das Menschen Stellung in Natur und Geschichte. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 12 Sgr.

**Wernecke, P.**, Elsaß und Lothringen. Ein Vortrag. Münster, Aufsell. Gr. 8. 3 Sgr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

**Leopold Schmid's**

## Leben und Denken.

Nach hinterlassenen Papieren herausgegeben von

**Bernhard Schroeder** und **Friedrich Schwarz.**

Mit einer Vorrede von Friedrich Nippold.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sehr zu gelegener Zeit kommt dieses biographische Werk über den im Jahre 1869 verstorbenen Professor der Philosophie Dr. Leopold Schmid, der bekanntlich zum Bischof von Mainz gewählt, aber als scharfer Gegner des Ultramontanismus vom Papste nicht bestätigt worden war. Denn er hat, wie Prof. Nippold in längerer Vorrede darthut, namentlich durch seine Schrift: „Ultramontan oder katholisch?" den ersten Anstoß gegeben zu der Bewegung der Geister, welche jetzt auf katholischem Confessionsgebiete so lauten Nachhall findet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Atlas der Physik.

Nebst einem Abriß dieser Wissenschaft.

Von

**Dr. Johann Müller.**

10 Tafeln (mit 455 Figuren) und Text.

Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In bequemer, compendiöser Form umfaßt dieser von dem berühmten Physiker Professor Johann Müller in Freiburg entworfene und mit erläuterndem Text versehene Atlas correcte Abbildungen aller zum Studium der Physik erforderlichen Gegenstände. Er ersetzt in seiner systematischen Vollständigkeit größere, kostspielige Werke und empfiehlt sich bei dem außerordentlich wohlfeilen Preise sowol zum Gebrauch beim Unterricht als zur Selbstbeschäftigung mit dieser interessanten so vielfach ins praktische Leben eingreifenden Wissenschaft.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Porträts und Studien.

Von

**Rudolf Gottschall.**

Dritter und vierter Band.

**Paris unter dem zweiten Kaiserreich.**

Culturbilder.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Den ersten zwei Bänden des Werks, in welchen der Verfasser eine Reihe „literarischer Charakterköpfe" als Beiträge zur Geschichte der Literatur und Philosophie der Neuzeit vorführte, schließen sich hier pariser „Culturbilder aus dem zweiten Kaiserreich" an: Schilderungen von Zuständen, die jetzt bereits der Geschichte angehören, deren getreue Abspiegelung daher für die Gegenwart um so werthvoller geworden ist. Leichtere Skizzen und ernstere Abschnitte wechseln miteinander, alle haben den frischen Reiz des unmittelbar selbst Gesehenen und Erlebten. Die im vierten Bande enthaltene Darstellung des französischen Dramas und Theaters dieser Epoche ist das Eingehendste, was bisher in Deutschland wie in Frankreich über diesen Gegenstand geschrieben wurde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

**J. E. Hitzig** und **W. Häring (Willibald Alexis).**

Fortgeführt von Dr. A. Bollert.

Neue Serie. Sechster Band. Erstes Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Eine Fabrik falscher Autographen in Paris und die Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften über diese Autographen. (1860 und 1870.) — Das letzte Bekenntniß des Mörders John Lechler. (Lancaster in Pennsylvanien. 1872.)

Wol noch nie hat in der Gelehrtenwelt ein Vorfall so peinliches Aufsehen erregt, wie der Betrug des Schwindlers Brain Lucas, welcher dem Akademiker Michel Chasles von ihm selbst gefertigte Autographen berühmter Persönlichkeiten aus alten Jahrhunderten verkaufte und sich nach und nach die Summe von 140000 Francs dafür bezahlen ließ. Der Proceß wider den Fälscher wird hier mit allen seinen merkwürdigen und interessanten Einzelheiten erzählt.

Der „Neue Pitaval" ist in Heften zu 15 Ngr., die auch einzeln verkäuflich sind, aber in jährlichen Bänden zu 2 Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Lucas Cranach des Aeltern

Leben und Werke.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von

**Christian Schuchardt,**

Director a. D. der großherzoglichen Kunstsammlung zu Weimar.

Dritter Theil.

8. Geh. 2 Thlr.

Der erste und zweite Theil (1851) haben gleichen Preis.

Die von allen Kunstkennern hochgeschätzte Arbeit Schuchardt's über Lucas Cranach findet mit diesem dritten Theile, der nach dem Tode des Verfassers erscheint, ihren ergänzenden Abschluß.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Wanderjahre in Italien.

Von

**Ferdinand Gregorovius.**

Vierter Band.

**Von Ravenna bis Mentana.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Der berühmte Verfasser schließt mit dem vierten Bande seine italienischen Wanderungen ab, die mit vollem Recht dem anziehendsten und gediegensten Werken über Italien beigezählt werden. Geschichtsbilder aus älterer wie aus der neuesten Zeit, landschaftliche Schilderungen, Architektur- und Kunstbetrachtung bilden den mannichfaltigen und immer fesselnden Inhalt dieses Schlußbandes. Die drei ersten Bände haben den gleichen Preis und sind bereits wiederholt in neuen Auflagen erschienen.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 15. Juni 1871.



Inhalt: Reisebilder aus Tirol und Dalmatien. Von Rudolf Gottschall. — Zur Roman- und Novellenliteratur. Von J. J. Honegger. — Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde. Von Heinrich Bienbaum. (Beschluß.) — Feuilleton. (Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Reisebilder aus Tirol und Dalmatien.

1. Bilder aus Südtirol und an den Ufern des Gardasees. Von Heinrich Noë. München, Lindauer. 1871. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
2. Dalmatien und seine Inselwelt, nebst Wanderungen durch die Schwarzen Berge. Von Heinrich Noë. Wien, Hartleben. 1870. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Man darf es als eine Eigenthümlichkeit unserer neuesten literarischen Production aussprechen, daß sich auf allen ihren Gebieten Specialitäten ausbilden, die ein bestimmtes Genre mit künstlerischer Vollendung pflegen. Der alte Satz: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister", kann hier eine neue Bestätigung finden. Auch auf dem Gebiet der Reiseliteratur ist die Thatsache unverkennbar; wir haben dabei nicht schwerwiegende wissenschaftliche Werke von Entdeckungsreisenden im Auge, deren Verdienste nach ganz anderm Maßstabe gemessen werden, sondern die leichtere touristische Literatur, welche einen leisen künstlerischen Anflug hat, indem der schildernde Autor als solcher mit seiner ganzen Persönlichkeit, seiner Weltanschauung und seinem Darstellungstalent hier nicht minder auf unsern Antheil rechnet, als die Gegenstände, die er schildert.

Auf diesem touristischen Gebiete ist Heinrich Noë eine Specialität, ein Landschafts- und Genremaler aus dem Hochgebirge, der nicht blos die bairischen und österreichischen Berg- und Seepanoramen, sondern auch die dalmatinischen und montenegrinischen Berge bis in alle ihre Falten und Schluchten hinein mit einem farbenreichen und treuen Colorit vor uns hinzaubert und den Naturbildern ebenso getreue Bilder der Volkssitte anreiht. Indeß gibt es mehrere Touristen, welche die gleiche Vorliebe für Bergscenerien zeigen. Was Noë von ihnen unterscheidet, das ist die eigenthümliche Stimmung seiner Gemälde, die traumhafte Beleuchtung derselben; es finden sich, mitten in den lebendigen Schilderungen zerstreut, Worte tiefsinniger Weltanschauung — und gerade dadurch unterscheiden sich die Skizzenbücher Noë's von denjenigen Riehl's, mit denen sie das gemein haben, daß sie Entdeckungsreisen im Innern des Landes schildern, Wanderungen über wenig beachtete Landstriche, durch versteckte, unbekannte Thäler, daß sie Land und Leute mit Aufmerksamkeit beobachten und mit treuer Detailmalerei darstellen. Doch Riehl ist dabei ein Realist, dem nur ein poetischer Sinn, derjenige für idyllische Beschränkung, beiwohnt, der sonst die Dinge schildert, wie sie sind und wie sie einem nüchternen Beobachter erscheinen, der außerdem für alle landschaftlichen Besonderheiten eine hartnäckige Vorliebe hegt und in ihnen die Grundlage für eine social-conservative Politik sucht. Im Gegensatz hierzu zeigt Noë ein reiches poetisches Gemüth, welches über die Welt den eigenen Farbenzauber breitet, eine Begeisterung für das Naturschöne, welche, wie an der folgenden Stelle, selbst dem Schiller'schen Idealismus huldigt:

> Wenn ich so manchmal des Morgens unter den hohen Legföhren der Aue von Höhlenstein stand, deren bethaute Zweige in Regenbogentropfen funkelten, und die weißen Wolken betrachtete, die um die „Zinnen" zogen, hier und da ein durchschimmerndes Stück der rothen Wände hoch oben durch den Himmel tragend, während auf dem breiten ebenen Schemel, von welchem sie sich erhoben, die dünnen Morgennebel als goldflüssige Flammen um sie herumzüngelten — da fiel mir der weltweise Hegel ein, welcher von seiner Stube in Berlin aus „das Naturschöne" leugnete. Mit welcher verschrobenen, ihm nicht minder wie mir unverständlichen Rede hätte mich wal der Mystagog abgespeist, wenn ich denselben, plötzlich hierher entrückt, an meiner Seite über seinen trockenen Satz zur Verantwortung gezogen hätte? Ein wahrhaftendes Gefühl erregte dagegen die Erinnerung an den großen Dichter des optimistischen Idealismus, welcher, als er die herrlichen Worte niederschrieb, die hier folgen, eine Gestaltung in seiner Einbildungskraft vorgeschwebt haben muß, die hier von der „rohen Natur" als triumphirende Verklärerung des kühnen Paetentraums in Stein und Eis für Aeonen dauerhaft aufgebaut worden ist:
>
> Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
> Hoch über der Menschen Geschlechter,
> Drauf langen, umschleiert mit goldenem Duft,
> Die Wolken, die himmlischen Töchter.
> Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
> Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.




Digitized by Google

Gleichwol fehlt dem Autor in der Betrachtung der Welt und der Völker auch jener tiefsinnige Pessimismus nicht, welcher von dem Orient herüber bis in die neuesten deutschen philosophischen Systeme seine tiefen Schatten wirft. Dabei genügt ihm nicht immer das einfache Genrebild, sondern er schreibt dafür kleine Novellen, in denen das Genrebild gleichsam in Fluß kommt und alle seine löslichen und latenten Stoffe bei der lebhaftern Bewegung entbindet. Der Autor vermeidet es, den Volkscharakter zu feciren und in der Gestalt anatomischer Präparate seinen Lesern vorzuführen; in der Novelle, deren Pointen oft einfachster Art sind, die aber stets an irgendeine Grundlage der besondern Volkssitte anknüpft, tritt das Eigenthümliche derselben in markirtern Umrissen vor die Phantasie.

Die „Bilder aus Südtirol" behandeln das Trentino, das Welschtirol, welches bei den letzten Freischarenzügen Garibaldi's eine so große Rolle spielte und noch immer die Sehnsucht der Italianissimi ist und zwar, sobald man Nationalität und Sprachgrenze für die Abrundung der Staaten als entscheidend hinstellt, nicht ohne Grund.

Ueber Zweck und Inhalt des Buchs spricht sich Noë in dem Vorwort aus:

Ich versuche es hier zum ersten male, umfangreichere Bilder und Darstellungen aus der Natur sowie aus dem Leben desjenigen Landes im Süden des Hauptwalls der Alpen zu geben, welches man das italienische Tirol, Welschtirol, nennt. Die Italiener haben demselben in neuerer Zeit auch die Bezeichnung „Trentino" oder trienter Gebiet gegeben, ein Wort, welches zu politischen Zwecken erfunden worden ist und weder vor einer geschichtlichen, noch weniger aber geographischen Prüfung Stich hält. Es werden in meiner Darstellung merkwürdige Landschaften an den Flußgebieten der Etsch, des Chiese, der Brenta, der Piave, vor allem aber des Gardasees gezeigt, dessen Ufer durch ihren Reiz immerhin die anziehendsten Reiseziele bleiben. Kleine Scenen aus dem Dorfleben, aus dem Treiben der Fischer und Hirten habe ich dareingemengt, weil solche Bilder erquickende Ruhepunkte im Wandel der vorüberziehenden Naturereignisse sein werden. Auch läßt sich in solcher Fassung manche merkwürdige Einzelheit in den Gewohnheiten und der Sinnesart der Menschen beibringen, welche bei allgemein schildernder Behandlung des Stoffs als zu kleinlich in der Mappe des Autors verbleiben müßte. Das italienische Tirol ist wol klein, aber nicht minder mannichfaltig als die andern Thalgebiete der Südalpen. In der Entfernung weniger Meilen findet man Wüstenein von ewigem Eis und warme Gestade, von welchen das Grün nie schwindet. In dieser Hinsicht möchte man wol in den Alpen kaum ein Beispiel von solcher Wirksamkeit finden, wie die Einöden des Bal Genova, welche von den Ufern des Gardasees aus in einem Tage erreicht werden können — ein Uebergang aus südlicher Herrlichkeit zu der Natur des Polarkreises. Wie meine andern Bücher über die Alpen ist auch dieses weder ein Wegweiser noch ein Reisehandbuch. Ich stellte mir ein anderes Ziel vor Augen, welches mehr mit den Aufgaben ästhetischer Naturbetrachtung zusammenhängt. Ich bringe weder eine Karte, noch Kataloge der Naturalien, noch einen Leitfaden der Landeskunde, sondern Studien, wie sie der Maler anfertigt, der ein Oertchen gefunden hat, an welchem sein Auge durch irgendwelche Lockungen zum Schauen und Schaffen angeregt wird. Auch wird man, wie in jenen andern meiner Bücher durch die Landschaft zu verschiedenen Jahreszeiten geführt. So ist jedem Reisenden bekannt, wie nothwendig ein solches Verfahren ist, um im Unsteten der Beleuchtungen, der Einbrücke, der Farben das Wesentlichere zu erkennen.

Unser Autor ist indeß weit entfernt, mit den Wünschen der Italianissimi zu kokettiren. Gleich in dem ersten Kapitel, wo er die Sumpflandschaft der Etschmündungen schildert, führt er uns in ein Wirthshaus in Salurn, wo ein Franciscaner, ein Gutsbesitzer, eine Dame und ein Kaufmann sich über die Nationalitätsfrage in Welschtirol streiten. Der erstere beanspruch das Land bis zu jener Grenze, die der Ewige selbst mit seinem Finger auf dem Scheitel der Alpen gezogen hat; mit noch größerer Beredsamkeit erklärt sich die Dame gegen die österreichische Mißregierung:

Schaut hinaus und betrachtet euch die Moräste dieses großen Flusses! Was gegen solche Plage geschehen ist, hat das von Steuern bedrückte Volk selbst gethan. Zeigt uns eine deutsche Akademie, zeigt uns einen Anziehungspunkt eures geistigen Lebens, mit dem ihr über Gebühr prahlt, in diesen südlichen Marken! Womit habt ihr uns immer und allezeit halten wollen? Durch eure böhmischen Bürtel, durch eure unterwürfigen Beamtenvolk, durch eure Festungen, durch eure fremden Soldaten, durch den Unverstand, durch die Faust! Was haben wir in euern parlamentarischen Versammlungen zu suchen? Ihr führt unsere Abgeordneten nach Innsbruck in eine Versammlung, in welcher sie der Ueberzahl der unwissenden und bigoten Bauern einer nordischen Thäler gegenüber stets in kläglicher Minderheit bleiben werden. Ihr redet dem Einfluße des deutschen Geistes und wollt uns den veralteten Grillen der Dorfsaplane und euerer Schreiber dienstbar machen, von denen ich meinerseits zweifle, ob sie ihren eingetrichterten Gedanken in deutscher Sprache selbst fehlerfreien Ausdruck zu geben vermögen. War es im Namen der Gedanken dieses Jahrhunderts, war es im Namen der Freiheit und des Lichts, daß ihr unsere edelste Jugend in euerm Kerkern hielt vermodern und in unsern Citadellen niederschießen lassen? Ihr habt vorhin selbst davon gesprochen, daß fremde Eroberung am Wesen und am Rechte eines Volks nichts zu ändern vermag. Nun wohlan! Geht in unser edles Trient, betrachtet seine Kirchen, seine Paläste, beschaut euch die Leute bei ihrer Arbeit, hört sie in ihren Häusern, auf ihren Straßen reden, und dann erklärt mir den Zusammenhang, in welchem sie sich mit den ungarischen Soldaten befinden, welche euern deutschen Geist darstellen und in ihren Kasernen selbst keinen andern Wunsch haben, als ihre Zwangsjacke auszuziehen und in ihre Heimat zurückkehren zu können. Wir sind Italiener, wir gehören nicht nur der Sprache nach unserer Mutter an, für welche wir ohnehin zu viel gelitten haben, um sie vergessen zu können.

Der Gutsbesitzer allein, weit entfernt die österreichische Regierung zu rechtfertigen, betont doch die Zugehörigkeit der Welschtiroler zu Deutschland und zwar mit einem Hinblick auf die deutsche Zukunft:

Warum wollt ihr euch von Oesterreich trennen? Weil ihr jahrzehntelang albern regiert worden und von der Schwäche des Staats überzeugt seid, von dem man einen Fetzen nach dem andern abgerissen hat. Ihr wollt ein neues Venetien werden. Ihr seid übermüthig und anmaßend gegen eine Regierung, die euch mehr Geringschätzung als Haß einflößt. Gegenüber einem Staate wie Frankreich würdet ihr es unterlassen, gegen den Stachel zu lecken. Aber seid zufrieden — euer Wunsch wird in anderer Weise in Erfüllung gehen. Oesterreich hebt euch einstweilen für unsern deutschen Staat auf, und der wird in nachdrücklicherer Weise dafür sorgen, daß seine Südgrenzen nicht zerbröckeln. Seid ihr einmal in diesen einverleibt, so wird sich seine deutsche Anziehungskraft auf euch in anderer Weise geltend machen als die Oesterreichs, welches nicht einmal einen Mittelpunkt besitzt und widerstrebende Völker nicht einem eigenthümlichen Wesen assimiliren kann, das bei ihm selbst nicht vorhanden ist. Ihr habt von der Welt gesprochen, die nach Norden verschossen, nach Süden offen ist. Das gilt heute nicht mehr. Die Locomotive führt euch ebenso rasch und sicher über den Brenner als hinan nach Verona und Venedig. Wir aber werden uns wegen euch paar Welschen da nicht wieder einen neuen Riß in unsere Berge hinein machen lassen, oder

Digitized by Google

euch am Ende gar noch Bauern unsers Stammes in die Hände liefern. Erst wenn ihr mit dem wirklichen deutschen Staate bekannt geworden seid, werdet ihr die Lust verlieren, um jeden Preis bei euerm Widerstande zu beharren, und euch willig in eine Ordnung der Dinge fügen, bei der ihr besser gedeihen werdet als bei euerm Königreich dort, aus welchem Unordnung, Unruhe, schlechte Wirthschaft und Schlendrian von unten bis oben noch in vielen Menschenaltern nicht verschwinden werden.

Noë selbst verſäumt keine Gelegenheit, in dem Trentino den großen Unterschied zwischen deutscher und welscher Cultur nachzuweisen, wozu die durch die Sprachgrenze des Nosbachs getrennten Ort- und Landschaften zunächst eine willkommene Gelegenheit bieten. Da liegen sich Deutsch-Metz und Welsch-Metz gegenüber — das erste kennzeichnet in allem den deutschen Sinn für häusliche Behaglichkeit und menschenwürdige Wohnung:

Da ist nichts zu sehen von kahlen und schmutzigen Wänden, von kothbedeckten Böden, von der bloßen Fahrlässigkeit und der Verwahrlosung, welche das weniger Haus in diesen Thälern kennzeichnen. Viele Zimmer in ihm sind herrlich mit edelm Holz getäfelt, und die Oefen sind mächtige Mauerwerke, mit Säulen und Figuren anmuthig verziert. In großen, hellen, saubern Hallen stehen Bänke aus Zirbenholz mit ungebenerlichen Rücklehnen an der weißen Mauer, welche für die Gelage unserer Ahnen in Walhal geschnitzt worden zu sein scheinen. Manche Stubendecke ist inmitten ihrer Holzkleidung von einem bunten Gemälde geschmückt, und neben dem großen Spiegeltafel fehlt auch die gewählte Kapelle nicht, welche der freigebige Herr der Andacht seines Gesindes erbaute. Riesenschränke, in welchen wol ein Dutzend Menschen sich verbergen könnten, nehmen manche Wand ein, und die Thüren der Zimmer sind von solcher Festigkeit, als hüteten sie eine Schatzkammer. Da ist nichts von jenem welschen lustigen Schmutz- und Lotterzeug, durch welches der Zugwind pfeift, und in welchen gelangweilte, hungerige Geschöpfe hereinsehen, um sich den Unterschied zu verwischen, hier welsch-tirolischen Lebens dagegen vor die Augen rücken will, der gehe nur hinüber über den Nosbach nach Mezzo-Lombardo, wo große Anschristen schmutze und öde Kafferhäuser ankünden und die Wohnhäuser sich zu den Herrenstuben drüben verhalten wie welscher Schlendrian zu deutscher Gesittung.

Derselbe Gegensatz kennzeichnet aber auch die Volkssitte, namentlich was die Pietät, die Pflege der Gärten, das Stilleben mit dem beträngten Jahre und den Tanz der Horen, die Feier der Feste betrifft. Sehr interessant sind Noë's Auslassungen über diesen Gegensatz:

Echt südlich dagegen ist die Gemüthsfeigkeit des Volks, welches von der bedeutungsvollen Feier, die in diese Tage hätte, nur Kenntniß nimmt, um sich das Almosen „her armen Seelen" zu erbetteln. Da sieht man nicht die kummervollen Gesichter, die Kränze und Lichter, die Betenden, die Thränen auf den Friedhöfen der Dörfer wie im südlichen Deutschland. Freilich, wie vermöchten auch die Hinterbliebenen der Ruhestätte der Vorangegangenen sichtbar zu gedenken, wenn die meisten Gräber nicht einmal durch ein Holzkreuz bezeichnet sind und das Gras alles gleichmäßig überwuchert hat, daß die einzelnen Hügel nimmer wahrgenommen werden? Wenn es ein zu großes Opfer ist, ein winziges Kreuz aufzupflanzen, so wird Schmuck und frommer Zierath nach viel weniger niedergelegt werden. Es müßte denn jemand sein, welcher ein ansehnliches Erbe hinterlassen hat — diesem muß ein Denkstein in der herkömmlichen Inschriftenwuhrasologie der Italiener gesetzt werden, weil es der Neid der übrigen so von dem Erben verlangt. Zwischen einem deutschen Schindanger aber Krantacker und einem welschen Dorfkirchhof ist in der That wenig äußerer Unterschied wahrzunehmen, außer der eine und andere weiße Stein, der in die verlotterte Umfassungsmauer eingefügt ist. Alles übrige ist von Gras und Kräutern bedeckt, und ohne jene paar Steine, ohne die Nähe der Kirche, käme schwerlich jemand auf die Vermuthung, hier eine christliche Todtenstätte vor sich zu haben. Kein Besuch — keine wandelnde Menge — keine betrübten Kinder und Gatten. Warum? Die Erbschaftsangelegenheiten sind ja abgemacht, und dem sentimentalen Theile der menschlichen Beziehungen ist hinlänglich Rechnung getragen durch die landesübliche Redensart, daß mein „verstorbener" Vater, Bruder u. s. w. mein „armer" zu sagen. Hier wächst buchstäblich dichtes Gras wie über den Hügeln der Verstorbenen so im Andenken der Menschen an diejenigen, welche in das allgemeine Sein zurückgekehrt sind. Kein Geräusch auf der Stätte als das Gesüstser des kühlen Morgenwindes in den Oliven und das Schwirren der Gräser in dem wolligen Vieree. Bei dieser Gelegenheit mag die Bemerkung angebracht werden, daß in diesen Theilen Italiens das Volk überhaupt gar keinen Sinn für das Mitleiden mit dem Jahre, seinen Festen und wechselnden Erscheinungen hat. Vergleicht man dagegen, wie in den großen katholischen Städten des südlichen Deutschland solche Einschnitte und bezeichnende Feste von der ganzen Bevölkerung beachtet werden, wie auch die Gleichgültigen sich von ihnen anregen lassen, wie die Religion zur Sitte geworden ist, so hat man sich abermals einen Zug jenes germanischen Wesens vergegenwärtigt, bei welchem das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zur Erde und all ihrem Wandel unvergleichlich mächtiger geblieben ist als bei den lateinischen Nationen, welche durch den römischen Einfluß aus einem Natur- zu einem Municipal-, Stadt-, Gesellschaftsvolk umgeformt worden sind. Wer in Wien oder München am Nachmittag vor dem Christbaum ist, in den letzten Stunden des Jahres, am Tage vor Pfingsten und so fort die Straßen durchwandert, der braucht keinen Blick in den Kalender geworfen zu haben, um zu erkennen, daß die um ihn her eilende Menge heute von andern Gedanken bewegt wird als gewöhnlich. In Rom ist Aehnliches zu finden, aber dort steht alles einem Theater gleich. Nur der Germane feiert sein Weihnachten und sein Ostern in ganzlicher Weise, weil wirksamer sein Jul und seine Ostara in ihm sich regt — als die umgetauften Feste mit dem christlichen Namen. Wir sind noch mehr Heiden und Bauern als jene von Kirche und Städtewesen der alten arischen Anlage stark entfremdeten Völker.

Die Landschaftsschilderungen aus Südtirol und namentlich von den Ufern des Gardasees sind von großem Reiz. Wir sehen den Benacus des Virgil in wechselnder Bewegung und Beleuchtung; überhaupt scheint Noë geneigt, dem Gardasee vor dem Comersee und dem Lago-Maggiore den Vorzug zu geben. Der Benacus, sagt er, hat alles und jegliches, was jene besitzen, aber er hat es in einer weit mehr glorreichen Fassung und von vielen gewaltigen, an Abwechselung und Farbenpracht reichern Erscheinungen umgeben als jene:

Auch die Boromäischen Inseln, um derentwillen allein viele, von den falschen, in trügerischem Lichte gleißenden Beschreibungen gewöhnlicher Romanschreiber und urtheilsloser Alltagsreisender verführt, nach den Gestaden des Verbanns pilgern, schwimmen von herrlichkeit umstrahlt im Gardasee, und niemand, welcher Augen hat, wird behaupten wollen, daß einige Magnolia, einige Orangenkübel und einige Cedern, welche man auf dem vielberühmten Eiland des Lago-Maggiore bemerkt, den Eindruck des Wassers und des Hochgebirgs ersetzen können, wie es sich um die Insla di Garda herum als weites Rundgemälde ausbreitet.

Wir meinen gleichwol, daß sich eine entzückendere Landschaft nicht denken läßt, als sie der Lago-Maggiore von Stresa aus darbietet, wenn man vor sich die Boromäischen Inseln, rechts und links die mannichfache Uferscenerie mit ihren zum Theil in mächtiger Gestalt vorspringenden Bergen, im Hintergrunde aber den Felsenpaß des Gotthard, wie seitwärts den des Simplon erblickt — eine ebenso zauberisch schöne wie großartige Landschaft,



Digitized by Google

die im südlichen Farbenduft schimmernd einen unwiderstehlichen Reiz ausübt.

Die Schilderungen des Gardasees und seiner Ufer sind mannichfach und anziehend: die Fahrt auf dem Gardasee, der Südsturm u. s. w. sind mit einer Menge feiner Detailzüge dargestellt. Wir erinnern nur an die Zeilen, welche das Herannahen des Sturms schildern:

Es dauerte nur wenige Augenblicke und der Spiegel trübte sich, indem das Wasser merklich zu zittern und sich in auffälligen Linien, als ob plötzlich unsichtbare Fäden darüber hingezogen würden, nach Norden zu bewegen begann. Mit einem mal schwirrte und sauste die Luft daher, als wenn wir uns nicht auf dem weiten Gewässer, sondern im hohen deutschen Buchenwald befänden, in welchen die Vorboten eines Gewitters einbrechen. Wir konnten selbst deutlich bemerken, wie die Oelbäume am Ufer von Temprefta, dem wir jetzt schon ziemlich nahe gekommen waren, plötzlich ihre Farbe änderten, indem sie, welche bisjetzt einen langen dunkeln Streifen längs des Ufers gebildet hatten, plötzlich licht aufwallten, wie ein Seefeld im Juni. Es war der Wind, der die hellen Kehrseiten ihrer Blätter zu Gesicht kehrte. „Ora! Ora!“ riefen zu gleicher Zeit Filippo und Genio, und ihr Gesicht sachte ob des heitern Sturms, der alltäglich um diese Stunde den See bei sanftem, unbewölktem Himmel aufwühlt. Hier und da regte noch, von Vorgebirgen beschützt, ein ruhiges silbernes Dreieck in die erregte Fläche hinaus. Aber einem dieser Dreiecke nach dem andern ward die Spitze abgebrochen und endlich verschwanden sie alle miteinander in der tiefen erregten Farbe. Einmütthig und in immer mächtigeren Reihen drängten nunmehr zahllose Wellen gegen Norden. Es dauerte nicht lange und wir sahen überall aus dem Blau perlende Schaumbläschen aufblühen.

Wie anschaulich ist die einer Geschichte vom Gardasee entnommene Schilderung eines Olivenhains:

Wenn, wie es vor Zeiten geschah, Menschen durch Zauberspräche plötzlich in Bäume verwandelt werden könnten, so stellt manchen Olivenhain eine Schar tollender Betrunkener vor, welche der Bann eines Olympiers sich mit einer Rinde überziehen und in ihren abhandenlichen Stellungen hat festwurzeln lassen. Bei manchem der Bäume beginnt der zusammenhängende Stamm erst etwa eine Klafter vom Erdboden entfernt und wird bis dahin von grauen Säulen getragen, von denen man nicht sofort zu unterscheiden im Stande ist, ob sie Lustwurzeln oder gespaltene Stücke des Stammes selbst sind. Indem sie miteinander weite Bogen bilden, verstärken sie die Aehnlichkeit des Stammes mit einem Menschen, der im Ausgleiten einen Fuß in die Höhe hebt. Andererseits bilden die gekrümmten Verrenkungen unter dem Stamme selbst nicht selten buschige Höhlen, die groß genug sind, um einen Mann zu verbergen; unter andern Stämmen sind sie so mächtig, daß es unmöglich ist, zu sagen, ob der Baum am Ende nicht aus zwei Pflanzen, die sich aus der Entfernung von einigen Fuß gegeneinander neigten, allmählich zusammengewachsen sei.

Das Panorama des Gardasees tritt in wechselnder Beleuchtung vor uns hin, und wo die Schilderung vielleicht nicht ganz ausreichend erscheint, da ergänzt sie die Novelle, wie das Lebensbild vom Gardasee „Castell Penede“, wie „Eine Geschichte vom Gardasee“, oder die „Erzählung von den verborgenen und offenen Quellen“. Die letztere, so einfach ihre Erfindung an die ursprünglichsten Neigungen und Gefühle des Menschenherzens anknüpft, behandelt doch eine für jene Gegenden wichtige Culturfrage:

Arme Berge und Thäler an der untern Etsch, am mächtigen Gardasee! Wie dürr und sonnenversengt steht ihr da unter der Glut des Erntemonats! Der Unverstand hat die Wälder eurer Hänge vernichtet — es vermag sich kein Wasser mehr auf euern erhitzten Steinhalden zu sammeln. Selbst der Kastanienbaum mit seinen köstlichen Früchten ist unter der Art des Verderbens gefallen. Wie ärmlich müßte sich einer eurer Ansiedler fühlen, wenn er hinüberwanderte in die wasserdurchrauschten Gefilde, die sich von der Höhe der Schweizerolpen gegen Italien hinabziehen. Auch dort reift die Sonne köstliche Weine, auch dort prangt vor der niedrigen Bauernhütte die rothe Granate und erhebt sich die Cypresse über unabsehbaren Gärten. Aber die Berge, welche das Thal begrenzen, sind nicht zerschrecket, kahle, niedrige Kalksteinmassen mit den heißesten Tagen des Sommers glüpet es noch dort oben unter den Wolken von Wasser, das über den Schiefer rieselt — vor wenigen Tagen log ein Schneefeld an der Stelle — und auch von weiten Schneeanen oben und weit hinab, und blinken von ihnen die vielgetheilten Bäche über fürdende Tiefen nieder. Und im Thale rinnen sie beruhigt allerorten blaugrün durch die getränkten Wiesenanger. Wenige der Kastanienbäume mieten unter hilfen einen Wald, wie die fadelhaften Eichen Germaniens. Ueberall wallt es, leise wie ein sinkender Schleier oder donnernd wie ein zusammenstürzendes Gebirge, von den weißen Giebeln herab. Mächtige Farnkräuter und unburchdringliche Büsche erheben sich über dem dichten Grasboden, vom Kastanienwald überschattet. Im Busch aber, der hier und da eurer tiroler Berge überzieht, erheben sich Staudsäulen hinter den Füßen des Wanderers. Wo sich da bei euch im östlichen Gebirge der Süden austhut mit seinen Fruchtbäumen, da haben sich die Höhen schon verflacht und bilden nimmer hohe Eiswälle und unverzänglichen Schneefelder die Schaglammern des Wassers, den Schutz frischen Grüns der Niederungen. Dort drüben aber, im Westen, ragen Nord und Süd ineinander hinein. Bis hoch Tirol mächtige Berge und Gletscher, große Forste und immergrüne, zum warmen Südhauch beseelte Niederungen. Aber sie liegen alle durch Entfernung oder durch dazwischengeschobene Querzüge voneinander getrennt, und von der Herrlichkeit, welche, um ein Beispiel herbeizuziehen, das Meloccothal zeigt, dessen Wasser zum Langensee hinabrinnen, haben die Landschaften des Tiroler- und Venetianergebirgs nicht das mindeste Vergleichbare aufzuweisen. Wo in Tirol die weißen Zinne über alle Felsenmäßen herabhängen, wo es neben den Pfaden tobt, wo aus jeder Vergklicke die langen Silberstreifen naher Gletscher hervorblenden, dort sind die Gründe gar weit entfernt, auf denen der mächtige Nußbaum seinen Schatten über die gelbe Saat ausbreitet, wo unter glänzenden Moulbeerblättern die Rebe reift, wo der Blick, im Thale umherschweifend, vom Grün des Kastanienwaldes sich nur die Rolenbäume und die Altären vor den weißen Häusern abheben sieht. Die tiroler Gletscher schauen nur in Wildwüste herab, und ihre Wasserstürze rinnen weithin durch kahle Fichtenwälder und feuchte Alpentriften, bis ihre grasigen Gestade von Kastanien überschattet werden. Von diesem Mangel schneetragenden Hochgebirgs, welches sich gerade über den niedrigern Hängen erhebt, dann von der Vernichtung ihan- und regenaufsammelnder Wälder auf ihnen rührt die Dürre her, unter welcher im südlichen Theile des Landes, wo das Hochgebirge sich ständig bis zu den italienischen Ebenen hinous abstacht, die meisten Ansiedelungen während des Sommers leiden. Rinnt noch irgendwo in einer der Riven des Schiefer-, Porphyr- oder Kalkgebirgs ein spärliches Wasserlein, so wird es von dem Gestein lauwarm gekocht, und zur heißesten Zeit verschwindet es gar und läßt von seinem Dasein keine andern Spuren zurück als das Geschiebe in der Schlucht, welches von seinem rüsten und mächtigen Schwall in winterlichen Regentagen herabgewälzt worden ist.

Den Aufenthalt am Gardasee glaubt Noë den Leidenden mehr empfehlen zu können als denjenigen in Meran und Bozen, schon wegen der lauen und weichen Luft, der üppigen Vegetation der Campagna von Riva, welche ein anderer Tourist das Hesperien Deutschlands nennt, wo im dunkeln Laube die Goldfrucht glüht. Auch Noë meint, Riva sei unser Nizza und Mentone, der einzig warme Erdwinkel innerhalb der deutschen Grenze. Die Schattenseiten sind nur das Frösteln an winterlichen

Digitized by Google

Regentagen und die nächtlichen Steckfliegen des Sommers. Das Programm des Winters von Riva kann man sich wol gefallen lassen:

Riva hat keinen Regenhimmel, das heißt es regnet am Nordufer des Gardasees weit weniger als draußen in der lombardischen Ebene, am Rande des Meers, wo der feuchte Sirocco sich an den Bergen niederschlägt und in den Thälern der mittlern Alpen. Fällt aber nicht Regen vom Himmel, so ist das Winterklima durch die schützenden Berge und ihre wärmezurückstrahlenden Hänge von selbst gegeben. Rühte des Morgens und des Abends — sommerlicher Sonnenschein in den Mittagsstunden, blauer Himmel, und in noch tieferer Bläue sein Abbild der gegen Süden endlose Seespiegel — Vogelgezwitscher im lichten Oelhain, nie rastendes Wachsthum, Blütengetrieb zu einer Zeit, in welcher die Wasserdecken auf der Nordseite des Gebirgs noch mit Eis bedeckt sind: das ist der wirkliche Winter des Ufers.

Außer dem Gardasee schildert uns Noë die romantischen Nebenthäler der Etsch, die er alle durchwandert hat bis zu den hohen Bergjochen, die sie abschließen. Hierin kann er für einen Entdeckungsreisenden gelten; denn gerade in die Heimlichkeit dieser oft majestätischen Schönheiten dringt der große Troß der Reisenden nicht und nur selten ein mit der Feder bewaffneter Wanderer. Nicht blos das Hauptthal der Etsch durchwandern wir von Egna nach Salurn, von dem schöngelegenen Roveredo bis Trient; wir besuchen auch das von blutrothen Porphyrbergen umrahmte Cembrathal, das Fleimser- und Fassathal bis an das Sellajoch, und übersteigen dasselbe im Vollgenuß seiner erhabenen Bergpanoramen, bis wir in dem herrlichen Grödner echte tiroler Volkssitte findiren; wir durchwandern das Val di Ledro mit seinem hochgelegenen Alpensee, das Val de Conzei, durch welches 1866 die Garibaldiner dringen wollten und in dem sie blutige Kämpfe lieferten; ferner das südtiroler Paradies, die Gegend von Bezzano bis Arco, welcher Noë indeß ihren Ruf streitig macht. Eine der anziehendsten Schilderungen des Werks enthält das Schlußkapitel: „Frühlingstage im Ampezzanergebirge", Landschaftsmalereien von großer Farbenfrische. Wir befinden uns auf der Wasserscheide zwischen der Adria und dem Schwarzen Meere, den Flußgebieten der Etsch und der Donau, wo das Toblacher Kreuz sich auf sanftgewölbter Fläche erhebt; wir besehen hier den Pragser Wildsee, besteigen den Monte-Piano, einen Damenberg, wie ihn die Bergsteiger von Fach nennen, der aber doch um mehrere hundert Fuß höher ist als der Simplon, Mont-Cenis, Julier und Gotthard. Gleich die Wanderung zum Pragser Wildsee gibt dem Touristen Gelegenheit zu einem Naturdithyrambus, der uns an ähnliche Schilderungen Jean Paul's erinnert:

Der gegen Süden gerichtete Nordabhang des pusterthaler Mittelgebirgs, die „sonnenseitigen" Hänge, die „Sotbalten", wie man in Norwegen sagt, tragen viele Ansiedelungen, vereinzelte Häuser inmitten von Aeckern und Saatfeldern oder Dörfer mit spitzdachigen Kirchthürmen. Es mag denjenigen, welche das Pusterthal besuchen, empfohlen werden, nach den Höfen emporzusteigen, die überall zwischen den Wäldern, Matten und Getreidefeldern der „sonnseitigen" Hänge liegen. Sie werden von dort fast überall nach den wilden Zacken der Dolomite im Süden hinüberschauen können. Auf unserm Hange aber hörten den Wanderer überall Lärchenwälder, und wenn von drüben her Glocken schallen, so ergibt und hier Finkenschlag oder der seltsame Ruf des Kukuks. Drüben sind die steinernen, hier die großen, grünen Kirchen mit den duftigen Säulen und dem durchbrochenen Gewölbe, durch welches die Unendlichkeit herabschaut, und auf deren weichem Boden die weißen Sterne in den blauen Gentianenkelchen und mehr anmuthen als diejenigen, welche gläubige Kunst auf den blauen Deckengewölben der Basiliken anbringt. Die schlehfarbenen, schwarzblauen Schatten des Bergs im Nadelwald — die harten Schneeflecke in mancher Grube, die im Licht der Sonne dampfen — die spärlichen Ueberreste mancher Lawine mitten auf strohfarbenem Rasen, noch von den allerersten Blüten des erwachenden Jahres, den tulpenähnlichen Kelchen der Crocus mit breitem, blauweißem Bande eingefaßt — die schillernden Thautropfen an den Nadelspitzen der mannshohen Legföhren — das eilige Wasser, von dem es überall auf dem Boden des Unterholzes schimmert — geben uns die rechte Frühlingsstimmung.

Aehnliche duft- und farbenreiche Natur- und Landschaftsbilder enthält auch das zweite Reisewerk Noë's: „Dalmatien und seine Inselwelt." Auch hier treten die Aufgaben ästhetischer Naturbetrachtung in den Vordergrund und unterscheiden dies Reisewerk von den frühern über Dalmatien, wie z. B. den interessanten Reisebildern von Ida von Düringsfeld. Diese war mehr bestrebt, ein vollständiges Bild des Landes zu entwerfen, und verweilte namentlich eingehend bei der Schilderung der Städte, dem gesellschaftlichen Leben derselben und ihren eigenen persönlichen Beziehungen zu hervorragenden, namentlich geistigen Repräsentanten dalmatischer Cultur. Das Werk der Düringsfeld ist größer angelegt, umfassender, anspruchsvoller. Noë will nur eine Galerie von Stereoskopen aus Natur- und Menschenleben vorführen. Er sagt in der Vorrede:

Es ist unmöglich, in einem Umfange, wie es der mir vorgeschriebene ist, von seiner Nord- bis zur Südgrenze, durch mehr als zwei Breitengrade hindurch, allseitig ein Land zu behandeln, dessen Lebensbedingungen sich so sehr von den Verhältnissen des westlichen Europa unterscheiden. In der Erkenntniß dieser Unmöglichkeit habe ich mich bestrebt, die einzelnen aus dem Gesammtbilde ausgehobenen Profile, Beduten und Scenen mit Genauigkeit und Fleiß auszumalen, damit durch die Farbenwirkung des deutlich geschilderten Kleinen sich in der Einbildungskraft des Lesers ein Abbild des Großen erhebe. Ich habe bei diesem Versuche beispielsweise an die Bilder der niederländischen Schule gedacht, welche man in allen Bemäldesammlungen Europas findet. Aus ihren Marinen, Dorfkirchweihen, Kanalansichten, Kneipszenen, Stilleben kennt man die Niederlande besser kennen, als an der Hand irgendwelcher breitspurigen und mit Tausenden von Notizen prunkenden Reisebeschreibung. Aus eben dieser Erwägung habe ich mich auch mehrfach vom belehrenden und beschreibenden Ton des Vortrags entfernt und die künstlerische Form der Erzählung erwählt. In dieser werden zahlreiche Erscheinungen, welche ohne Zusammenhang aufzuführen ermüdend wäre, dem Leser durch eine Fabel verknüpft, für welche ich außerdem noch das Verdienst beanspruche, daß sie sich nur in unwesentlichen Dingen von wirklichen Vorgängen unterscheide.

Was diese Erzählungen betrifft, so knüpft ihre Grundlage in der Regel an irgendeine Eigenthümlichkeit der Volkssitte an; einige freilich sind auch romantisch-freie Erfindungen und als selbständige Novellen betrachtet nicht ohne künstlerisches Verdienst. Die „Episode von den Scoglien" ist nicht ohne jene Spannung, welche die ältern italienischen Novellen charakterisirt. „Die Hero von Sant' Andrea" dagegen gemahnt wie eine Uebersetzung von Paul Heyse's „Margherita Spoletina" in die Novellenprosa. Räuber und Gensdarmen, jene in einem Nationalcostüm, welches von demjenigen Fra Diavolo's wesentlich abweicht, sind die Helden mancher Geschichten und des dalmatinischen

Digitized by Google

Volkslebens im allgemeinen. Auf die Beamten, namentlich auf die Würdenträger italienischer Zunge ist Noë schlecht zu sprechen, er rügt ihr Formelwesen, ihre Gedankenlosigkeit und Faulheit. Was die Räuber betrifft, so verfahren sie allerdings nach spanischem und italienischem Comment, indem sie den Besitzern der Landhäuser Briefchen zustellen, daß man ihr Eigenthum zerstören, ihr Haus verbrennen, ihre Oelbäume niederhauen werde, wenn nicht binnen einer gewissen Zeit Geld an einem bezeichneten Orte für die Räuber hinterlegt sei. Die Criminalstatistik Dalmatiens liefert bedauerliche Resultate:

Der Kreis Zara zählt 157000 Einwohner. In den Jahren 1851—63 wurden unter dieser Bevölkerung 2659 „Handlungen öffentlicher Gewaltthätigkeit" verübt und 1919 Menschen schwer an ihrem Leibe geschädigt. Ohne weiteres ermordet aber wurden 507 Menschen. Noch ärger ist es freilich in der Berlikka bestellt. Dort treffen auf eine Bevölkerung von 8400 Menschen 766 blutige Verbrechen, sodaß sich unter je 21 Menschen ein Mörder oder Todtschläger befindet.

Die Nähe der türkischen Grenze, hinter welcher Räuber und Mörder leicht Schutz und Versteck finden, die Armuth des Morlakenvolks und sein angeborenes rohes wildes Wesen erklären diese Zustände und die traurige Thatsache, daß, obgleich Oesterreich seit einem halben Jahrhundert seine Heere an der Küste stehen hat, ohne die Dampfschiffe des Lloyd kein Geldbrief unangefochten von einer Stadt zur andern befördert werden könnte.

Die landschaftlichen Schilderungen Noë's in seinen dalmatinischen Reisebildern haben dieselbe Anziehungskraft, wie diejenigen in seinen südtirolischen Skizzen, nur daß hier noch eine farbenreiche Seemalerei die Alpenbilder ergänzt. Namentlich aber werden die Scoglien, die Felseninseln des dalmatinischen Meers mit großer Anschaulichkeit und in wechselnder Beleuchtung geographisch und novellistisch geschildert. Von den Städten Rovigno, Pola, Zara, Ragusa, Cattaro erhalten wir zwar anschauliche Bebuten; doch schildert uns der Autor mit größerer Vorliebe das von ihm durchwanderte Land; denn er pilgerte auch durch das Innere, während viele Reisende nur Küstenfahrer sind. Sehr interessant ist namentlich die Fußwanderung, welche Noë von Sebenico durch die Boraja, eine der jammervollsten Wüsten des Landes, nach den gefeierten Trogbir (Trau) und nach dem blühenden Garten der fünf Castelle unternahm; ebenso die Wanderung durch den Landstrich der sogenannten „Zaworje", die Schilderung der breiten Riesencascade der Kerka und der umgebenden romantischen Landschaft. Der Ausflug in die Schwarzen Berge nach der montenegrinischen Residenz Cetinje hat einen abenteuerlichen Reiz; wir begleiten den Reisenden über die in 62 Windungen ansteigende Bergstraße, die zu den Schwarzen Bergen emporsteigt:

Es gibt wol keinen höhern Reiz als den ersten Reisetag in einem merkwürdigen Lande, über welches man sich vorher viel in Schriften unterrichtet hat. Der Geist ist fortwährend angeregt und beschäftigt, die von der Einbildungskraft im voraus gestalteten Formen nach der Wirklichkeit, welche hier vor die Sinne tritt, mehr oder minder umzubilden. Alles erscheint uns neu und doch längst bekannt. Aber das eingelne, die bestimmten, abgegrenzten Bilder kann sich die Phantasie doch nicht schaffen, sie müssen gesehen werden. In dieser Beziehung sind vor allem die Hauptlinien merkwürdig, an welchen diejenigen, welche zum Schwarzen Berge ansteigen, zu rasten pflegen. Der erste dieser Rastplätze ist Korvava poljana, „der blutige Ort", eine kleine Steinmulde auf dem Berge, welche ihren Beinamen mit vielen andern Oertlichkeiten des Landes gemein hat. Für einen Maler gibt es keinen bezeichnendern Ort, um ein bedeutungsvolles Gemälde zu entwerfen. Da rasteten, als ich mich auf einem Steine niederließ, Maultesel, welche Pulver in Holzfässen hinaufschleppten, zwei jugendliche Soldaten mit braunem Gesicht und blitzenden Augen, welche die Fracht begleiteten, und ein Lastträger, welcher ein großes Bret, das zum Bau eines neuen Hauses in Cetinje gehörte, in die waldlose Cerna Gora hinaufschleppen sollte. Wenn man diese Menschen und Thiere, sodann die grauenvolle Wildheit des Alpenlandes und die grellen Lichter, die über dem tiefen Meere und an den nackten Bergen liegen, betrachtet, so wird der Eindruck kaum gesteigert, wenn man zugleich von den Soldaten erfährt, daß die Mauthiere von den Leichen erschlagener Türken weggenommen sind und das Kreuz des einen die Belohnung für einen gelungenen Hinterhalt ist. Zur rechten Hand zieht sich, als unheimliche Erläuterung zu den Reden, welche da gepflogen werden, einer jener Schlünde (gerli) in der Bergwand hinab, welche, wie der dichterische Geist des Sprachgebrauchs durch seine Vergleichung grauenhaft deutlich ausdrückt, mit nichts mehr Aehnlichkeit haben als mit der Kehle, der Halshöhle —, eine glatte, runde, von den Wassern der Jahrtausende ausgewaschene Röhre, deren Abgrund sich dem Blicke entzieht, weil der Boden in bauchiger Rundung zäh in eine unbekannte Tiefe abfällt. Diese gerli kommen überaus häufig in den Gebirgen von Cerna Gora, Albanien und Griechenland vor und spielen in der düstern Kampfgeschichte dieser Länder eine furchtbare Rolle. Der von der Uebermacht erdrückte Feind rollt durch den glatten Trichter hinab und stürzt in die Tiefe, wo er zerschmettert, während die Sieger oben am Rande ihr Triumphgeheul anstimmen.

Der Bereich der „Bora", die in dieser Höhe in den Winter- und Frühlingsmonaten fast unablässig hinfegt, daß die Steine rasselnd über die kahlen Wände rollen, macht diese Bergwanderung sehr beschwerlich:

Die Bora auf solcher Höhe ist kein Wind, den wir mit dem Unwetter unserer deutschen Gegenden vergleichen können, wenn wir uns nicht etwa auf die winterliche Jachthöhe einer unserer hohen Alpenketten versetzen wollen. So oft man den Fuß aufsob, wodurch der Körper nur mehr auf einen, den andern nämlich zu stehen kommt, drohte die Gefahr des Hinabgeschleudertwerdens. Gänzlich unmöglich kann man den mangelnden Stützpunkt durch die Hand ersetzen, welche sich an unebenen Felsbang anklammert. Doch sahen wir mit ohne einiges Zagen der nächsten Windung des Wegs entgegen, denn an den Windungen ist die Gewalt des Sturms am allerheftigsten. Aufrecht zu gehen ist dort unmöglich. Man muß sich in der Stellung eines Menschen, welcher im Begriffe steht in eine niedrige Höhle hineinzukriechen, mit beiden Händen an den Felsen tasten, um solche Ecken herumzuschlagen.

Sehr zu bedauern sind die armen Weiber des Fürstenthums, welche unglaublich schwere Lasten von den Haupterzeugnissen des Landes, Erdäpfeln und Kohl, nach Cattaro und in die andern Städte am Meer hinaufschleppen. Die Männer arbeiten nichts; ihr Beruf ist das Tabackrauchen und das „Junacktwo", das Heldenthum. Auf dem höchsten Punkte des Wegs nach Cetinje erblickt man im fernen Süden den Spiegel des Skutarisees, dessen Ufer mehr als alle andern Gründe des Felslandes im Lande der Jahrhunderte vom Blute der unverbrüchlichsten aller Feinde, der cernogorzischen Serben und der Osmanlis, welche die Herren von Albanien sind, besenchtet wurden. Kein Gewässer wird in den Heldenliedern neben der Moratscha, dem Hauptflusse des Berglandes, häufiger erwähnt als dieses. Von keiner Seite her aber drohen der Cerna Gora auch mehr Gefahren, als von diesem albanischen See her, von welchem der Zugang ungleich leichter ist, als von jeder andern niedern aus.

Digitized by Google

Cetinje selbst ist auf steiniger Halde gelegen, gleicht einem Städtchen im Innern von Dalmatien, wobei man sich nur jede Spur italienischer Bauart wegdenken muß, oder noch besser einem Dorfe der kroatischen Militärgrenze. Die Häuser bestehen meist nur aus einem Erdgeschoß; die roth angestrichene Burg des Fürsten, rings von einer ziemlich hohen Mauer umgeben, gleicht einem Gefängniß. Die Justiz in Montenegro hält Noë für besser als die in Dalmatien; der Schutz der Person und des Eigenthums ist größer. In den Gesprächen mit den Montenegrinern, mit serbischen Offizieren und slawischen Feiern aus Dalmatien trat dem Reisenden die ungeheuere Bedeutung nahe, welche dem heiligen Rußland dereinst bei der Ordnung der Dinge des Ostens zukommen wird. Ueber diese politische Frage hat sich Noë bereits früher eingehend ausgesprochen, er betont den Unterschied des slawischen und italienischen Wesens, die in ganz Dalmatien wie Wasser und Oel getrennt sind; er zweifelt nicht, daß dem heiligen Rußland die Zukunft in allen diesen Gegenden gehört:

Die Werke der Baukunst sind italienisch, das Volk ist slawisch; das ist der Eindruck, welcher uns nicht mehr verläßt bis zum Berge Dubawitza, dem südlichen Grenzsteine des Landes. Ich habe die Bauern an der Küste, welche die Wurzelstämme eines abgetriebenen Waldes ausgruben, mit den Matrosen eines russischen Kriegsschiffs reden gehört, welches draußen auf dem Meere ankerte. Sie unterhielten sich beiderseitig ohne irgendwelche Verwunderung über das ungestörte Verständniß, mit welchem die Männer der fernen Steppe die Klippenbewohner des südlichen Meers begriffen. Ich habe die Denkmünzen auf der Brust der Morlaken gesehen, welche zur tausendjährigen Erinnerung an die Gründung des russischen Reichs geprägt worden sind. Und wer an allem dem noch zweifeln wollte, der vergleiche den Gedankenkreis der groß- oder weißrussischen Volksdichtung mit den Liedern der Dalmatiner und Bosniaken. Man wird bemerken, daß sich Völker, welche so denken, in ihrem innersten Wesen näher stehen, als die Bewohner der norddeutschen Dünne und der Hochlande von Tirol. Sollte einmal jene verhängnißvolle Zeit über unsern Erdtheil hereinbrechen, in welcher sich die Völker unbekümmert um die Ergebnisse der Geschichte mit Nichtachtung aller künstlichen Schranken, ihren fremden Herren zum Trotz, als gleichartige zu gleichartigen fügen und durch solche Kreinanderschließen ungeheuerliche Staatenbildungen darstellen, dann wird man sehen, wohin die Slawen der thrakischen Halbinsel und ihr Primorje (ihr „am Meere") mit ihnen, ihre Wünsche senden.

Das Werk von Noë über Dalmatien bietet durch seine farbenduftigen Naturschilderungen, seine frischen Genrebilder und Novellen um so mehr eine anziehende Lektüre, als sein Stil originell und anmuthig ist und die Tiefe philosophischer Weltanschauung überall durch die Darstellung von Land und Leuten hindurchblickt.

**Rudolf Gottschall.**

---

## Zur Roman- und Novellenliteratur.

Lebens- und Familienbilder, Stamm- und Zeitgemälde, psychologische Entwickelungen und Charakterdarstellungen, zum überwiegend größten Theil aus dem Leben und Treiben unserer unmittelbaren Gesellschaftswelt oder der nahen Vergangenheit und mit ausgesprochenem Bezug auf ihre Probleme: das sind die bekannten Felder, auf denen die Romanschriftstellerei der letzten vier Jahrzehnte und bis auf diesen Augenblick mit ganz besonderer Vorliebe sich tummelt. Diesem Boden entnimmt sie ihre besten und ihre schlechtesten Motive; auf ihm feiert sie ihre Triumphe und spielt ihre Orgien ab; er ist ihr unbegrenzter Kampfplatz. Bald liebt sie es in kleinen Genrezeichnungen einzelne Seiten dieses Lebens novellenartig zusammenzufassen; bald führt sie die Bilder in großen Compositionen aus und durch einen langen Proceß hin. Wir werden heute diese beiden Arten des Schaffens an uns vorüberziehen lassen. Es sind einzelne Namen von weithin tönendem Klang, die uns begegnen, in ihrer Mehrzahl feststehende Namen, deren Träger zumeist schon über die Mittagshöhe ihres Lebens und Wirkens hinausgerückt sind. Wir beginnen also mit Novellen.

1. Neue Novellen von Adolf Wilbrandt. Berlin, Hertz. 1870. 8. 2 Thlr.

Es sind vier Stücke: „Narciß"; „Die Geschwister von Portovenere"; „Johann Ohlerich"; „Die Reise nach Freienwalde". Das erste bewegt sich auf einem Boden, den sonst die ganze Romanliteratur des Jahrhunderts nur zur höchsten Seltenheit betritt, und für welchen unser durch und durch modernisirter Sinn im allgemeinen nicht eben viel Sympathie oder Verständniß zeigt; es führt uns ins römische Alterthum zurück, und zwar in der Art, daß es unter modificirter Anwendung der griechischen Localsage von Narcissos an die Verschüttung von Herculanum und Pompeji die Geschichte einer zum Glück auslaufenden Charakterumwandlung anschließt. Myotilos, so schön wie eben der sagenhafte Griechenjüngling gewesen sein soll, wird, ebenso eitel wie dieser, in der vornehmen Welt zu Rom, in die man ihn einführt, noch vollends verzogen und büßt ganz ebenso alle wahre Liebe zu den Mitmenschen ein, selbst zu seiner Jugendgeliebten und Verlobten Crinna. Nachdem er aber durch die noch eitlere und nicht minder schöne vornehme Römerin Sempronia, in deren Schönheit er sich verliebt, gedemüthigt worden, geht er in sich, wandert nach Pompeji zurück, trifft am Tage des furchtbaren Besuvausbruchs ein, rettet seine Geliebte und deren alte Mutter und wird ein glücklicher Gatte. Die Charakteristik ist normal, die Färbung genügsigt, die Zeichnung correct, der mit durch die Schuld des Geliebten eingetretene gewaltsame Tod von Crinna's Bruder und die große Katastrophe mischen dem in seiner Gesammtheit ruhig ablaufenden Ton das höhere Interesse des Tragischen bei.

Auf demselben Boden Italiens, aber in anderer Zeit bewegt sich die zweite Erzählung; es ist die Periode der tunisischen Seeraubfahrt nach Hornk Barbarossa. Auf der Burg von Portovenere an der italienischen Küste wird der eben zum Jüngling gereifte Gaetano erzogen, als eine

Digitized by Google

Waise, die weder Aeltern noch Vaterland kennt, neben Nina, der Grafentochter. In beiden ist heftige Liebe groß gewachsen; nun ist die Zeit da, daß sie sich trennen und er hinaus soll in die Welt. Im Verlaufe zeigt sich, daß Gaetano eben desselben Grafen Sohn, und daß seine unglückliche Mutter des gefürchteten Horuk Schwester war, die dem vornehmen Christen in Liebe folgte und hernach von ihm verlassen ward, da er eine stolze Genueserin heirathen wollte. Der alte finstere Graf gibt sich dem Sohn erst zu erkennen, da es zu spät und das nicht mehr zu bezwingende Gefühl in beiden jungen Herzen weit über Geschwisterliebe angewachsen ist, und nun fluchen sich Vater und Sohn, und dieser zieht als Feind von der Burg. Unterdessen sind die Barbaresken wieder eingefallen; der umherirrende Gaetano fällt in ihre Hand und wird von ihnen versucht, gegen die Christen gemeinsame Sache zu machen; aber die bessere Natur siegt, er weiß die Bedrohten zu warnen und selbst zu ihrer Rettung herbeizueilen; im Kampfe kommen die drei Unglücklichen um, der Vater und die Geschwister, und der schwere Conflict ist mit dem Tode gelöst.

Es war kaum anders möglich; das psychologische Problem, so gestellt, forderte eine blutige Lösung; es ist übrigens rein und edel gehalten. Das Ganze hat einen stark idealistischen und in Haltung und Anlage einen weitaus romanhaftern Anstrich als die erste Erzählung, und noch viel frappanter wird der Abstand gegenüber den zwei folgenden. Es ist — und das mag als der hervorstechendste künstlerische Vorzug bezeichnet werden — eine ganz natürlich mit dem Entwickelungsgang der Geschichte zusammenhängende Farbensteigerung bis zum finstern Schwarz der Todesnacht: wir heben an mit einer jugendlich weich anklingenden idyllischen Scene, in welche aber bereits das drohende Düster der Zukunft einen beängstigenden Schmelz hineinträgt; der Contrast der beiden Geschlechter, des lebensfreudigen, neckischen und doch so innig liebenden Mädchens mit dem schwer in die einsamen und unklaren Fernen der Zeit hinausblickenden ernsten Jüngling ist ganz glücklich.

Das Schönste ist als Einleitung ein Naturbild der Bucht von La Spezzia:

Wo sich der Golf von La Spezzia gegen Südwesten öffnet, breitet sich wie ein im Meere schwimmender begrünter Marmorberg die Insel Palmaria neben dem Festland hin, und ihre grauen Klippen bilden mit der schwärzlichen Felsenzunge, die das Land in die Flut hinausstreckt, ein mächtiges Thor, hinter dem sich die sanfte, schmale Bucht von Palmaria entfaltet. Hier grünen Reben, Oel- und Feigenbäume an den Hügeln hinauf, und hart am Wasser, auf den Uferklippen des Festlandes, erhebt sich in getreppten Gassen übereinander die kleine Fischerstadt Portavenere, aus sechs- und siebenstöckigen schmalen Häusern eng zusammengebaut, überragt von verödeten und zerfallenden Zinnen und gegen das offene Meer im Westen vertheidigt durch die phantastische Trümmerwelt einer verlassenen Burg. Wo jene schwärzliche Felsenzunge endet, steht man wie in einer Ruinenstadt. Oede Fenster und hohle Mauern glühen in der Sonne. Die runden, grauen, abgedeckten Thürme ragen nur noch wie Brunnenöffnungen aus dem nackten Gestein; schwarze Schafe klettern am Berg hinauf der magern Weide nach. Ueber den breiten Burghof, in dem vielleicht ein Fischer seine Netze flickt, steigt man zum verfallenen Peterskirchlein hinan, das den äußersten Vorsprung krönt, tritt unter die zerbrochene Wölbung, in die der lichte Himmel niederschaut, sieht durch die Fensterbogen auf das blaue, dunkelroth gesäumte Meer hinaus und hört unter sich die Brandung rauschen und aus den tief gehöhlten Grotten donnernd heraufhallen. An diesem wundersamen Ort ist die Natur immer ernst und groß, auch in ihrer Heiterkeit .... das übermächtige Licht, das von der Himmelswölbung herabstrahlt, die krystallene Tiefe, die hagern Pinien auf den grauen Höhen, das ernste Grün der Oliven, die marmornen Felsen, die ein Riesenmeißel mit geheimnißvoller Kunst geformt hat, die dunkeln, triefenden Grotten — und mitten darin die verlassene Trümmerwelt. Unmittelbar spricht hier zur Menschenseele die stumme, verschwisterte Seele der Natur....

Doch wir verweisen den Leser auf das ganze Bild, von dem wir hier doch blos ein Drittheil der bezeichnendsten Züge ausheben durften; dann hat er von dem Besten, was Wilbrandt gibt, aber auch von dem Seltenen.

Mit den zwei letzten Stücken gesund realistischen Inhalts treten wir auf einen ganz andern Boden; es ist durchaus gewohntes, modern bürgerliches, mit jedem Zug unserm neuzeitlichen Thun und Treiben nahe gerücktes Leben. „Johann Ohlerich", der wackere Steuermann von Warnemünde, ein von Herzensgrund tüchtiger, aber jähzorniger und auf sein hübsches junges Weib während der langen Reisen unnütz eifersüchtiger Mann, ist eine prächtige stämmige Figur aus nordischem Leben, ein Charakter, wie man sich nur viele solche wünschen möchte. Ein keder Streich von ihm, den wir als den besten Einfall der Welt bezeichnen mögen, bringt ihn selbst gegenüber seinem nicht minder tüchtigen, aber stark eigensinnigen Weibe ein für allemal zur Ruhe, die Frau aber zum ernsten Nachdenken und infolge davon zum freundlichern Nachgeben, setzt einem jungen Manne, der etwas leichthin auf dem Wege war sich in die Frau zu vernarren, den Kopf zurecht und bringt ihn überdies auf die für ihn passende Carrière. Der Eindruck ist ein durch und durch gesunder, von der zwingenden Vernunft regiert, die dem tüchtigen Kopf und Herzen innewohnt; wir möchten diesen Ohlerich umarmen und söhnen uns schließlich auch mit den andern Personen vollständig aus. Als Kunstproduct spricht die Erzählung nicht eben große Bedeutung an.

„Die Reise nach Freienwalde" ist noch leichter: wie einer auf der Eisenbahn eine Frau findet, indem er die sich unglücklich fühlende und aus Familienrücksichten zu einer Heirath, welche sie nach Amerika führen soll, Gedrängte dem brutalen Bräutigam, der sich ohnehin als versteckter Mormone entpuppt, abjagt. Das Ganze der Erzählung wickelt sich ab an den hunderterlei Einzelheiten des Begegnens und dem Stimmungswechsel, die ein so eigenthümliches Abenteuer mit sich bringt.

Von dem Deutschen gehen wir zu einem der Meister, ja Großmeister der russischen Sittenzeichner über, deren die neueste Literatur dieses Volks eine namhafte Reihe besitzt, zu Iwan Turgénjew. Er wird sich uns in jener Lebendigkeit der Erzählung, in der Keckheit eines zwar eigenrichtigen Humors, in der Frische des Ausdrucks und der bis ins Plastische gehenden Vollendung der Zeichnung, vor allem aber in der bizarren Originalität einer meist dem Seltsamen, gar oft wunderlichen Seelenrichtungen nachjagenden Phantasie als derselbe erweisen, wie man ihn seit seinen „Memoiren eines Jägers" allgemein gewürdigt hat. Was jene Productionen als Sittenbilder von Werth erscheinen läßt, das sind die besondern Züge

Digitized by Google

aus dem uns Westländern so wenig bekannten Guts- und Landleben der Russen. Wir haben von ihm in deutscher Uebertragung zwei Bände „ausgewählter Werke“ vor uns:

2. Iwan Turgénjew's ausgewählte Werke. Autorisirte Ausgabe. Zweiter und dritter Band. Milau, Behrs. 1869—70. Gr. 8. Jeder Band 1 Thlr 15 Ngr.

Die beiden Bände enthalten folgende Novellen: „Eine Unglückliche“; „Das Abenteuer des Lieutenants Jergunow“; „Ein Briefwechsel“; „Assja“; „Rudin“; „Drei Begegnungen“; „Mumu“.

„Eine Unglückliche.“ Ja wohl, unglücklich! Es ist ein Lebensdrama der allerfinstersten Sorte, das dieser Susanna Iwanowna. Die Tochter einer nicht minder unglücklichen Mutter, die von einem ganz gemeinen russischen Gutsbesitzer verführt worden; von Jugend auf eine verlassene Seele, in die Hände eines Menschen gegeben, der sie mit allem Instinct eines elenden Subjects haßt und verfolgt; zweimal des kurzen Lichtschimmers, den die Liebe in ihr dunkles Dasein geworfen, rettungslos beraubt, das erste mal durch den Tod, das zweite mal durch die Schurkerei eines Mitgliedes der saubern Familie ihres Peinigers, nun diesem letzten Schlag erliegend und (wahrscheinlich an Gift) sterbend — es ist eine Zeichnung von schwärzester Färbung. Auch sie hat, neben „Rudin“, am meisten Werth durch die Schilderung des russischen Gutslebens. Turgénjew hat die ganze dramatische Gewalt eines Meisters der Zeichnung hineingelegt, gleich von der originellen Einleitung an. Eine saubere Scene russischen Treibens, die durch ihre widrig komische Gemeinheit die tragische Umbüsterung, welche ob dem Ganzen liegt, nur noch erhöht, ist die Bestattungsscene der „Unglücklichen“, mit dem obligaten Ende einer Sauferei und Prügelei.

Noch weit sonderbarer berührt die zweite Geschichte, ein Unicum ganz seltsamer Erfindung, obgleich dieses Abentener des Lieutenants Jergunow im Grunde nichts weiter ist als eine verschmitzte Gaunergeschichte. Aber die ganze Einkleidung ist so höchst sonderbar, so mysteriös, so orientalisch märchenhaft, daß wir in einer fortwährenden Spannung gehalten werden zwischen Lust und Grauen und schließlich immer noch eine Art Geheimniß über manchen dieser Vorkommnisse schweben bleibt. Die Spitze des Ungeheuerlichen bilden die Phantasiegebilde des durch einen stark narkotischen Trank sinnlos Gemachten, zusammenhangslose Traum- und Wahngestalten, genau wie man sagt, daß sie im Kopf eines tüchtig berauschten Opiumtrinkers auftauchen. Man sehe einmal die Sprünge dieser ans Rand und Band getriebenen Phantasie:

Jergunow hatte eine seltsame, ungewohnte Empfindung; er fühlte sich frei, leicht, ja fast zu leicht. Er hatte keinen Körper mehr und schwamm im unendlichen Raum. Dabei glitten ihm kleine kalte Ameisen den Rücken entlang; eine unsagbare angenehme Mattigkeit entkräftete seine Beine, und Schläfrigkeit kitzelte ihm die Mund- und Augenwinkel. Er wünschte nichts mehr, dachte an nichts mehr; es kam ihm vor, als ob er sanft gewiegt werde, und er murmelte nur noch mit dem Rande der Lippen: „O, mein Jonjouchen!“ Von Zeit zu Zeit schien das Gesicht seines „Jonjouchens“ sich zu verschleiern. Warum denn, fragte sich der Lieutenant. Ach, es ist der Rauch, hier ist ... jo ... blauer Dunst. Und es näherte sich ihm jemand, der ihn wiegte und ihm angenehme Worte ins Ohr flüsterte, Worte, die anfingen und nicht endeten. Plötzlich aber sah er die Augen seines Jonjouchens sich in einer maßlosen Größe wie die eines Brückenbogens öffnen; die Guitarre entrollte ihren Händen, und am Boden anschlagend gab sie einen Ton von sich, der aus den letzten Tiefen des Abgrundes widerzuhallen schien. Ich weiß nicht, welcher intimste Freund des Lieutenants ihn zärtlich und freitig von hinten umarmte und ihm die Knoten seiner Halsbinde in Ordnung brachte ... Dann plötzlich gewahrte er hort an seinem Gesicht den dichten Schnurrbart, die Adlernase und die durchdringenden Augen des Unbekannten mit den drei silbernen Knöpfen, und obwol die Augen die Stelle des Schnurrbarts und der Schnurrbart die Stelle der Augen einnahm, obwol die Nase ebenfalls umgedreht war, so verwunderte sich der Lieutenant gar nicht darüber. Er fand sogar, daß das so sein müsse, und war schon im Begriff zu der Nase zu sagen: „Guten Tag, Bruder Gregor“; aber er gab die Absicht auf und jog es vor ... jog es vor unverzüglich mit Colibri nach Konstantinopel zu reisen, um dort ihre Hochzeit zu feiern. Colibri war ja Türkin, und der Kaiser hatte ihn zum Wang eines Muselman erhoben ... Das war um so leichter, als sich ihm ein kleines Schiff anbot ... Er stieg ein, setzte sich auf eine kleine Bank im Hinterteil und begann denselben großen Fluß hinabzuschwimmen, der sich unter dem Namen Strom der Zeit in den Gymnasien von Nikolajew angehestet findet und direct nach Konstantinopel führt. Diese Wasserfahrt machte ihm ungeheures Vergnügen. Jeden Augenblick begegneten ihm große, rothe Krichenten, die sich kein Nicht nahe kommen ließen und sofort unterstuchten, nichts als breite, weiße Blut gefärbte Flecken an ihrem Platze zurücklassend.

So meint er nach Konstantinopel zu kommen; alles taucht auf und ab, kommt und verschwindet, Häuser und Türken, und am Ende seine Begleiterin Colibri selbst, sie wird immer kleiner und kleiner und ist nicht mehr sie, sondern ein Eselknabe in runder Jacke und er sein Hofmeister,

und nun ist er gezwungen hinter jenem her in das Innere eines Fernrohrs zu kriechen, das immer enger und enger wird; man kann sich darin nicht mehr bewegen, weder vor- noch rückwärts; man kann nicht mehr athmen, und ein ungeheueres Gewicht stürzt sich auf seinen Rücken; er hat den Mund voll Erde ....

„Ein Briefwechsel.“ Derselbe beruht auf einer auffallenden Geistesdisposition. Alexei Petrowitsch S. fand einst mit der Schwester der Maria Alexandrowna B. in einem vorübergehenden Neigungsverhältniß, das er aber bald löste; kurz darauf tritt er mit Maria selbst in einen Briefwechsel, der fast nur darauf angelegt scheint, als sollte der Mann darin sich und ihr Aufschluß geben über die psychologischen Einfälle und Wunderlichkeiten eines zwecklos verpufften Daseins. Im Verlaufe wird die Sprache gegenseitig herzlicher, das Verständniß tiefer, wir ahnen schon ein folgereich werdendes geistiges Band zwischen den zweien; da, auf einmal, unvorbereitet und unvorhergesehen, bricht der Briefwechsel ab. Jahre vergehen, endlich kommt der letzte Brief an Maria, worin Alexei ihr meldet: er habe sich — wie? begreife er heute selbst nicht — kurz nach seinem Schlußschreiben in eine nichtsnutzige Tänzerin verrarrt, sei ihr willenlos als eine Art Spielzeug gefolgt und habe sich in diesem unwürdigen Sklavendienste den frühen Tod geholt, dem er entgegengehe, ohne nur im Leben etwas genützt oder vollbracht zu haben. Es ist das wirklich ein Schicksal, wie es etwa einen blasirten vornehmen Russen, dem weder der Bildungszustand noch die öffentlichen Verhältnisse seines Landes einen Lebenszweck bieten, treffen mag; so faßt es



Digitized by Google

denn auch der Autor, wenn er zur Erklärung beifügt: „Wir Russen haben keine andere Lebensaufgabe als die, unsere eigene Persönlichkeit immer aufs neue durchzuarbeiten, und kaum haben wir die Kinderschuhe ausgetreten, so beginnen wir schon damit“ u. s. w., und wenn er auf die geistigen Mißgeburten, die nichtigen Existenzen verweist, die aus dieser ziel-, regel- und glaubenlosen Arbeit herausspringen. Die Psychologie, die sich da entfaltet, ist leer und trostlos.

„Assja“. Die kurze und rasch sich abwickelnde Geschichte einer eigenthümlich aufgefaßten Liebe im Herzen eines Weibes, das nach Ursprung und Wesen wieder zu den Seltenheiten zählt. Die Entwickelung ist einfach die, daß der Mann, dem das unverfälschte Mädchenherz in seiner ersten vollen Erschließung entgegengetragen wird, zu langsam empfindet, zu spät seines eigenen Gefühls klar wird, im rechten Augenblicke nicht das rechte Wort, das Wort Liebe, findet und so das eigenartige Wesen für immer verliert, um einsam als Hagestolz von der halb süßen, halb schmerzenden Erinnerung zu zehren.

„Rudin“, die größte und consequenteste durchgeführte dieser Compositionen, ist ein ganz eigentlich so zu nennendes Seelenbild. Es behandelt das Leben eines Mannes, der mit großen geistigen Gaben ausgestattet ist, ohne doch etwas mit ihnen auszurichten oder zu prosperiren. Dmitri Rudin, ein armer Edelmann von weltmännischer Feinheit, überraschender Beredsamkeit, vielem Wissen und leicht auflodernder Begeisterung, sucht doch sein ganzes Leben über herum, ohne daß er's zur That brächte; denn ihm fehlt es an Sinn für die realen Bedürfnisse, an Consequenz und festem Beharren. In einem vornehmen Hause besticht er durch seine Vorzüge die Tochter, die liebend ergeben mit ihm fliehen will; er selbst aber zögert und zaudert und kommt zu keinem Entschluß, bis er mit Schimpf aus dem Hause abziehen muß. Dann greift er, unaufhörlich mit Entwürfen beschäftigt, alles Mögliche an; aber nichts gedeiht, nichts wird hinausgeführt; er selbst wird immer ärmer, alt, äußerlich und innerlich verreinsamt, und endlich macht bei der pariser Junirevolution von 1848 ein Schuß auf den Barrikaden seinem Leben ein Ende. Wir kennen diese Existenzen, die wir mit Turgénjew die Invaliden der Gedankenarbeit nennen möchten; es sind wahrlich nicht die schlechten, sondern die nobeln Seelen, aber zu ideal und unbeständig, und immer ist ihr Sein in der Welt ein schweres. Turgénjew hat die Zeichnung mit Meisterhand getroffen, sowol was die Vorzüge wie die Mängel eines solchen Menschendaseins betrifft.

„Drei Begegnungen.“ Wieder geheimnißvoll. Ein stolzes Prachtweib, das zum ersten mal unter dem glühenden Himmel von Sorrent ihren Geliebten erwartet, das zum zweiten mal in einem der entlegensten russischen Gouvernements von Glück strahlend mit ihm durch die Wälder und Steppen fliegt, das zum dritten mal auf einem Maskenball in Petersburg wie eine zu Stein gewordene Galatea den Ungetreuen, der sie verlassen, mit ihren bohrenden Blicken verfolgt und dann für immer unsern Augen entschwindet — ein glück- und leidschwerer Meteor.

„Mumu.“ Gut russisch. Die Geschichte eines riesenstarken stummen Gutsbedienten und seines treuen Hündchens Mumu, die sich besser verstehen als die Menschen untereinander, bis die Bosheit ihn zwingt, seinen Liebling selbst zu ertränken. Es ist ein trotz des mitspielenden Humors ins Düstere gemaltes Idyll, ein echt Stück russischen Herren- und Leibeigenenlebens, der Held selbst übrigens wieder ein Original.

Wir kehren nach Deutschland zurück und nehmen die neueste Production von Fanny Lewald auf, der durch feine Beobachtung des Lebens, Kenntniß des Herzens, offenen und freien Sinn für die Räthsel und Probleme der modernen Gesellschaft bedeutsamen und bewährten Frau, die und auch hier mitten in die neuesten Gesellschaftsfragen einführt:

3. Nella. Eine Weihnachtsgeschichte von Fanny Lewald. Berlin, Janke. 1870. Br. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Fabel des Stücks ist höchst einfach: wie der Sohn eines reichen Fabrikanten eine arme schöne Webertochter aus dem Geschäfte seines Vaters liebgewinnt und sie den Vorurtheilen der Welt und den Erschütterungen seiner Familie als Gattin abringt. Das ist alles, aber allerdings genug, um einen größern Rahmen zu füllen und beiläufig die schweren Wirren und Kämpfe unsers heutigen Gesellschaftslebens allgemein hineinspielen zu lassen. Der Conflict ist zugefpitzt durch den Umstand, daß Nella, offenbar die Lieblingsfigur der Schriftstellerin, mit allen Vorzügen ausgestattet wird, die den socialen Widerstreit lohnen: neben Schönheit des Körpers Adel der Seele, durch besondere Umstände und die Gunst der Fabrikherrin selbst erworbene höhere Bildung, Feinheit des Benehmens; ganz besonders aber besticht die ideal ihr zugeschriebene Großmuth, wonach sie, um den Frieden der beiden Familien wiederherzustellen, aus freien Stücken sich selbst das schwerste Opfer auferlegt, ihrer Neigung und ihrem Lebensglück entsagt, bis die Entschiedenheit des jungen Mannes, die diesem nicht minder gut steht als dem Weibe die Resignation, den Knoten durchhaut. Das Interesse ist ferner gesteigert durch das besonders nahe Verhältniß der doch nach ihrem gesellschaftlichen Range so weit auseinanderstehenden Personen und durch die Zeichnung der Charaktere, die alle ein sehr bestimmtes Gepräge haben, aus welchem ihr Handeln sich entwickelt. Es geht das bis auf den alten Webermeister herab, der in der streitenden Stellung gegen seinen Herrn jenes sehr oft dem Arbeiterstand innewohnende zähe, ja trotzige Rechtsgefühl feststählt, auf dem für diese Leute ein starkes Stück innern Halts und Selbstbewußtseins ruht. Ein dritter Hebel des erhöhten Interesses liegt darin, daß im Schicksal der Tochter des Fabrikdirectors und eines einfachen Arbeiters derselbe Conflict hineingewoben und zuvor, da die Hauptfrage erst noch in der Ferne steht, gelöst wird, diesmal aber anders, nämlich mit dem Selbstmorde der beiden unglücklich Liebenden. Wenig Gewicht legen wir auf einen vierten Specialumstand im Gemälde, daß nämlich der ehrgeizig gewordene Fabrikherr sich adeln läßt. Allgemeine Bedeutung hat die für unser Zeitleben im ganzen überstandene und nur noch in beschränkten Köpfen arbeitende Manie nicht, specielle für unsere Geschichte allerdings dadurch, daß sie die Schwierigkeiten der Situation erhöht.

Digitized by Google

Im ganzen und wenige Momente abgerechnet, bewegen wir uns nicht auf einem romanhaften, sondern auf dem realen Boden unserer Tage. Die Charakterzeichnung ist allerdings etwas idealisirt, und doch sind die Grundlagen auch hier durchaus der Wirklichkeit des Lebens entnommen, es sind die Menschen, wie sie sich leibhaft vor uns bewegen und in sich den schweren Kampf der Ständeverhältnisse durchfechten. Die Haltung der Schriftstellerin selbst ist eine ruhig abwägende, ohne Voreingenommenheit nach der einen oder andern Richtung, einer kühl gemäßigten Gedankenbetrachtung und Lebensbeobachtung entsprechend, aber auch ohne Entschiedenheit. Die verschiedenen Seiten der Frage werden von den einzelnen Repräsentanten überlegt und durchgesprochen. Die Reflexion tritt überwiegend hervor, und der Ton der Ausführung ist ein von Anfang bis zu Ende gleichmäßiger, gesetzter, vielleicht zu sehr und bis auf einen Grad, welcher das Gewicht der Wirkung eher verringert.

Nun erst gehen wir auf das Gebiet des eigentlichen Romans über, und zwar mit dem Werke eines leider vor kurzem verstorbenen Autors:

4. Duell und Ehre. Roman von Melchior Meyr. Zwei Bände. Leipzig, Dürr. 1870. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Es ist die alte, bei Studenten und Militärs immer noch ihren Spuk treibende Geschichte vom Duell als einer Ehrensache an zwei parallelen Lebensläufen illustrirt.

Adolf, der Jurist, ein gemäßigter Corpsbursche, der den Comment und das Duell als hergekommene und zum Studentenleben gehörige Dinge mitmacht, hat von Jugend auf in Philipp, einem Raufbold, welcher als gefürchteter Degen zum Senior einer Studentenverbindung aufrückt, hernach aber ein in der Welt sich herumtreibender Taugenichts wird, einen unter halber Freundesmaske versteckten Feind und schlägt sich mit ihm auf der Universität. Einmal im Leben stehend und Professor der Rechte geworden, hat er zugleich eine liebenswürdige Frau gewonnen, doch hat sich nach den ersten Jahren, da der ins Studium versenkte Mann dem lebenslustigen, nach mehr Gesellschaft und Genuß verlangenden Weibe nicht genugthut, ein Mißverständniß in die Ehe geschlichen. In diesem Moment kommt aus fernen Ländern Philipp zurück und als Verwandter der Frau in Adolf's Haus; er unterhält die Frau und sucht sie zu verführen; entrüstet weist sie ihn ab und theilt sich ihrem Manne mit. Als dann die beiden Männer sich Aug' in Auge gegenüberstehen, höhnt der freche Philipp und will Adolf durch Schimpf zum Duell zwingen; dieser wallt in einem Zornausbruch auf und stößt den ehrlosen Eindringling mit einem Dolche nieder, stellt sich darauf dem Richter, erhebt in glänzender Vertheidigung seinen Specialfall zum Werth eines allgemeinen Kampfes gegen das Duell, büßt mit einer zweijährigen Festungshaft und kehrt dann als geachteter Mann wieder in sein früheres Wirken zurück. Eine doppelte Genugthuung begleitet diese ernste Wendung seines Lebens: erstlich ist seine Frau, deren Liebe denn doch in dem gesuchten Weltgenuß etwas schwankend geworden, fest und geläutert nun erst wieder zum rechten Eheglück ihm zurückgegeben, und ferner darf er mit Ersolg sich als einen Kämpfer betrachten gegen das eingewurzelte Vorurtheil und für die erkannte Wahrheit. Unterdessen hat der Philosoph Paul, der geborene „Obscurant", welcher nie in eine Verbindung getreten und nie das Duell mitgemacht, nach sehr gediegenen Studien im Leben Glück gehabt, eine treu ergebene Seele zum Weibe gewonnen und mit ihr genug Wohlhabenheit, um unabhängig seinem Wirken als geachteter Denker und Schriftsteller zu leben. Er und sein Weib sind die guten Geister in des Freundes Adolf Hause und haben auch bei jener entscheidenden Katastrophe die tiefere Einsicht, den Frieden und die Ruhe der Gemüther wieder zurückbringen helfen.

Wir möchten nun nicht darüber entscheiden, ob der Stoff den Aufwand von zwei Bändchen Text lohnt, und ob die Geschichte nicht durch Reden und Betrachtungen zu weit ausgesponnen ist. Die ganze Entwickelung ist allerdings eine durchaus naturgemäße; wir mögen den Lebensläufen und Seelenentwickelungen, wie sie an den zwei Paaren uns vorgeführt werden, die Wahrheit nicht absprechen; aber sie fassen uns nicht recht, es geht alles auch gar zu verstandesmäßig her, es wird für uns zu reflectirt und unwillkürlich monoton, und selbst das mit Anwendung auf eine allgemeine Wahrheit gebrachte Opfer will uns nicht recht packen, das Herz fühlt sich allzu wenig interessirt. Sollten wir die Schätzung des Stücks in einen einzigen Ausdruck zusammendrängen, so würden wir's als Mittelgut bezeichnen.

J. J. Honegger.

---

## Umschau auf dem Gebiete der populären Naturkunde.

(Beschluß aus Nr. 24.)

6. Biographien aus der Naturkunde, in ästhetischer Form und religiösem Sinne. Von A. W. Grube. Erste Reihe. Sechste verbesserte Auflage. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1870. Gr. 8. 27 Ngr.

Der längst auf dem Felde der naturgeschichtlichen und geographischen Unterhaltungslektüre rühmlich bekannte Verfasser ist nun schon seit Jahren eifrigst bemüht, seine immer aufs neue vergriffenen Werke so zu versüngen, daß sie den Anforderungen der Zeit vollkommen entsprechen. Wir kennen kaum ein zweites Beispiel von einer solchen literarischen Fruchtbarkeit, wie sie der Verfasser mit Geschick und Glück an den Tag gelegt hat. Und obgleich es ihm jetzt wahrlich nicht an Concurrenz fehlt, so weiß er sich doch immer noch frisch und kräftig in erster Linie neu zu erhalten.

7. Arznei-, Farbewaaren und Schönheitsmittel. Von Karl Ruß. Breslau, Trewendt. 1869. 8. 1 Thlr.

Es ist dies der dritte Theil der „Waarenkunde für die Frauenwelt". Der Verfasser ist ein sehr fruchtbarer,



Digitized by Google

gewandter Schriftsteller, der es vortrefflich versteht, sich ein passendes Feld seiner Thätigkeit auszuwählen und darauf zeitgemäß zu ackern. Er kennt die Bedürfnisse seiner Zeit, und er benutzt sein ebenso vielseitiges als gründliches Wissen mit großer Geschicklichkeit, um Befriedigung zu gewähren. Was er uns hier bringt, ist wieder auf die naturwissenschaftliche praktische Ausbildung der Frauenwelt berechnet und kann dieser als eine interessante, belehrende Lektüre bestens empfohlen werden, verdient aber auch von den Männern Beachtung, welche diese Bildung zu überwachen und zu fördern haben.

Wir lenken zunächst die Aufmerksamkeit der Leser auf die Toilettengegenstände, welche den Namen Verschönerungsmittel führen, und beschränken uns auf solche Fabrikate, wobei das Provenceröl die Hauptgrundlage bildet:

Ebenso wie Schmalz für alle steifen Pommaden u. s. w., so ist das Provenceröl für alle flüssigen Haaröle u. s. w. als der wichtigste Grundstoff anzusehen. Selbstverständlich sollte für diesen Zweck nur das reinste und vorzüglichste Provenceröl gebraucht werden. Im Gegentheil, gerade zu den feinsten und kostbarsten Haarölen wird häufig das schlechteste Provenceröl genommen oder, noch viel schlimmer, man braucht als Ersatz verschiedene andere durchaus nicht empfehlenswerthe Oele.

Es wird nun nachgewiesen, welche Eigenschaften ein solches Oel im unverfälschten besten Zustande besitzen muß, wie die Verfälschung mit Rüböl, Mohnöl, Schmalzöl u. s. w. zu erkennen ist; doch wird auch nicht verhehlt, auf die Unsicherheit aller dieser Prüfungen hinzuweisen, sodaß man schließlich sich nur auf die Rechtlichkeit der Verkäufer stützen kann.

Unter den im Handel jetzt vielfach angepriesenen Toilettengegenständen kommen auch Haarfärbungsmittel vor, welche nicht blos schädlich sondern meistens auch sehr giftig sind. Der Verfasser warnt besonders vor Blei- und Silberpräparaten, welche sogar zu Unglücksfällen Veranlassung geben können. Er empfiehlt das jetzt unter dem Namen Bassine im Handel vorkommende Färbungsmittel, welches aus einer Auflösung des übermangansauren Kali besteht, wovon er schon früher bei der Bereitung eines guten Mundwassers gesprochen hat:

Die Anwendung dieses trefflichen Mittels ist sehr leicht. Die Haare werden mit Seifenwasser sorgfältig durchwaschen, um sie von allem fett zu befreien, dann werden sie, sobald sie in einigen Stunden vollständig lufttrocken geworden, mit der Auflösung vermittels einer weichen Bürste sorgfältig und gleichmäßig durchfeuchtet. Dabei muß man sich jedoch hüten, daß man weder die Kopfhaut noch die Wäsche damit beschmutze. Die in diesem Falle hervorgebrachten Flecke sind, nebenbei bemerkt, durch Wasser und Seife nicht zu entfernen; sie müssen vielmehr sogleich in verdünnte Salzsäure getaucht und dann schleunigst mit reinem Wasser ausgewaschen werden. Die Färbung der Haare tritt sofort ein und kann desto dunkler hervorgebracht werden, je häufiger man das Durchfeuchten wiederholt.

In ähnlicher Weise werden dann auch die Mittel zum Vertilgen der Haare besprochen und das Böttger'sche Depilatorium als das unschädlichste empfohlen. Es wird dazu frisch gebrannter Kalk mit wenig Wasser zu einem Brei gelöscht und ein Strom von Schwefelwasserstoffgas hineingeleitet, bis vollständige Sättigung eintritt. Dieses Schwefelcalciumhydrat läßt man auf Fließpapier abtropfen, vermischt es etwas mit Stärkemehl, Stärkezucker und Citronen- oder anderm wohlriechenden Oel:

Von diesem bildlichen Bei bringt man eine Lage auf die behaarten Stellen und schabt nach 20—40 Minuten mit einem hölzernen Spatelchen das Mittel sammt den Haaren wieder fort. Zu bemerken ist, daß man dieses Enthaarungsmittel am zweckmäßigsten von einem zuverlässigen Chemiker, Apotheker u. s. w. kauft, den unangenehmen Geruch für die kurze Zeit zu überwinden sucht, und nach dem Gebrauche die Stellen stets sorgsältig mit Cold-Cream des Abends einreibt.

Bei dieser Gelegenheit wird auch Belehrung ertheilt: wie man sich ein billiges Pulver zum Poliren der Nägel bereiten kann; welche Ingredienzen zu einem Hühneraugenpflaster am besten zu empfehlen sind, u. s. w. Man sieht, der Verfasser ist überall zu Hause, sorgt gehörig für Gesundheit und Sparsamkeit.

Auch der vorliegende Theil besitzt wie seine beiden Vorgänger ein ausführliches alphabetisches Sachregister, sodaß er als Nachschlagebuch zu benutzen ist.

8. **Wunder der Körperkraft und Geschicklichkeit des Menschen. Historische Darstellungen der Leibesübungen bei den alten und neuen Völkern von Guillaume Depping. Aus dem Französischen von Robert Springer. Mit 69 Illustrationen. Berlin, Sacco Nachfolger. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.**

Dies Werk kann besonders den heutigen Turnfreunden als ein vortreffliches empfohlen werden. Es schließt auch das Kriegsturnen, das Tanzen, Fechten und Reiten nicht aus, und besitzt in historischer Hinsicht Vorzüge, mit denen sich kaum ein anderes Werk messen kann. Es zeigt überall eine ungemeine Belesenheit und ein Bekanntsein mit allem, was in diesem Fache Tüchtiges geleistet worden ist. Wir stimmen aber dem Ueberseher nicht vollkommen bei, wenn er sagt:

Ein besonderer Vorzug ist die spannende, unterhaltende und durchsichtige Behandlung eines Stoffs, welcher einer deutschen Feder leicht Gelegenheit zu einer trockenen wissenschaftlichen Darstellung geboten hätte. Durch diesen Vorzug eben empfiehlt sich das Werk dem weiteren Lesekreise, und um diesem Zweck nicht durch einen Anschein von Gelehrsamkeit entgegenzuarbeiten, hat der Uebersetzer die Gelegenheit, welche sich zu ergänzenden oder erläuternden Anmerkungen darbot, nur spärlich benutzt.

Bei weiterer Prüfung können wir indeß Robert Springer nur Dank dafür sagen, daß er ein gutes französisches Buch auf deutschen Grund und Boden verpflanzt hat.

Um unsern Lesern irgendeine Unterhaltung aus dem Buche zu geben, wählen wir aus dem Kapitel des englischen Boxens den Kampf, welchen Broughton mit Slack, einem Schlächter, durchgeführt hat:

Der Kampf fand am 10. April 1750, an einem Dienstage statt. Broughton war anfangs unbesiegt. Die Wetten zu seinen Gunsten standen zehn gegen eins. Aber dieser Vortheil war nicht von langer Dauer. Nach Verlauf von zwei Minuten wendete sich das Geschick gegen ihn. Slack, der sich bald von den heftigen Streichen seines Gegners erholte, flitzte sich mit einem Sprunge auf ihn und versetzte ihm einen Streich zwischen die Augen, auf den Broughton nicht gefaßt war. Er blieb davon wie verdutzt und erblindet. Es verstrichen einige Minuten, ehe die Zuschauer des Vorfalls gewahr wurden. Sie hatten nur gesehen, daß Broughton sich nicht wie gewöhnlich ins Zeug warf, daß er sich vielmehr auf die Vertheidigung beschränkte, und sein Schutzherr, der Herzog von Cumberland, rief ihm in ernstem Tone zu: „Was fehlt dir denn, Broughton? Du kannst nicht kämpfen — du bist besiegt!“ — „Ach, gnädiger Herr“, erwiderte der Unglückliche, „ich kann meinen Gegner

Digitized by Google

nicht sehen, ich bin blind, aber nicht geschlagen; stellen Sie mich ihm nur gegenüber und Sie werden sehen!" Brougham befand sich in einem heiammernswerthen Zustande. Die Zuschauer im Amphitheater gingen plötzlich von der Bewunderung zur Verachtung ihres Götzen über; sie machten lange Gesichter und wechselten die Farbe, sagt ein Augenzeuge, denn sie hatten doch gewettet und, wie gesagt, zehn gegen eins. Slack behauptete sein Uebergewicht und trug binnen 14 Minuten den Sieg davon.

Kaum eine Viertelstunde hatte hingereicht, um den größten Meister in der Kunst des Boxens, den eigentlichen wissenschaftlichen Begründer dieser rohen englischen Faustkämpfe, in Vergessenheit zu bringen.

Mit besonderm Wohlgefallen verweilt auch das Auge auf den gut angelegten und durchgeführten Illustrationen.

9. Wegweiser in die Chemie. Eine Vorschule dieser Wissenschaft für Sindringenossen und Freunde der Naturkunde. Von Emil Ovare. Leipzig, Matthes. 1869. Gr. 16. 15 Ngr.[1]

An Wegweisern fehlt es uns jetzt wahrlich nicht, aber hier treffen wir mit einem zusammen, der unsern ganzen Beifall gewonnen hat, und zwar hauptsächlich dadurch, daß er wirklich das ist, was er sein will. Mit anregender klarer Sprache macht er zunächst die Bedeutung und den Standpunkt der Chemie deutlich und geht dann unmittelbar zu dem Erklären der Urstoffe über, redet von der chemischen Verwandtschaft, der Affinität, und kommt dann auf die Verbindung der Elemente nach bestimmten Gewichtsverhältnissen und auf die Aequivalente und Nomenclatur. Alles ist überschtlich, kurz und dabei doch leicht verständlich gehalten. Natürlich wird niemand durch ein solches Büchelchen ein fertiger Chemiker, aber er bekommt dadurch doch eine Uebersicht und einen Halt für ein nachfolgendes gründliches Studium. Besonders ist es aber denen zu empfehlen, welche ein erfolgreiches Repetitorium für ein erstes Studium in der Chemie anstellen wollen, zur Vorbereitung für ein zu bestehendes Examen in der Elementarchemie.

10. Studien zur Naturgeschichte des Menschen und der Thiere. Von Otto Köstlin. Stuttgart, Metzler. 1869. Gr. 8. 24 Ngr.

Auch dies ist ein Buch, welches seine Leser augenblicklich zu fesseln versteht, sowie sie nur einen flüchtigen, prüfenden Blick hineinthun. Der Autor weiß entschieden, was er will, und besitzt auch die Kunst, recht angenehm und klar an den Mann zu bringen, was er weiß. Eigentlich haben wir es hier mit einer populären Anthropologie im beständigen vergleichenden Hinblick auf die Thierseelenlehre zu thun. Aber das Ganze ist sehr geistreich und fesselnd geschrieben. Von tiefgehender Philosophie hält es sich dem äußern Scheine nach ganz entfernt, und dennoch wäre es nicht recht, wenn man ihm den philosophischen Gehalt absprechen wollte. Das ganze Werk liest sich einfach, überall verständlich, und man merkt es ihm gar nicht an, wie es manchmal tief und gründlich in der Psychologie arbeitet. Die sämmtlichen Studien, welche uns hier vorliegen, sind eigentlich Vorträge, welche der Verfasser in den Abendversammlungen des Vereins für Naturkunde Würtembergs gehalten hat, nur der Studie über Thierstaaten liegt eine Gymnasialrede zu Grunde. Ueberall herrscht der Zweck vor, wichtige Fragen der Naturgeschichte des Menschen und der Thiere auf populäre Weise dem allgemeinen Verständniß der Gebildeten näher zu bringen. Und vor allem ist es dem Verfasser gelungen, sich vor engherziger Parteilichkeit zu bewahren, was besonders in unsern Tagen eine schwere Aufgabe ist.

Die zehn Vorträge haben folgende Ueberschriften: 1) „Der Schlaf des Menschen und der Thiere"; 2) „Hirn und Seele"; 3) „Hirn und Schädel"; 4) „Die Physiognomik des Menschen und der Thiere"; 5) „Die Einheit des Menschengeschlechts"; 6) „Das Alter des Menschengeschlechts"; 7) „Ausgestorbene Thiere"; 8) „Hausthiere, ihre Eigenschaften und ihr Ursprung"; 9) „Ueber Thierstaaten"; 10) „Mensch und Affe".

Bleiben wir bei dem ersten Vortrage stehen, so wird zunächst auf die Schwierigkeit der Begriffsfeststellung des Schlafs hingewiesen, und der Unterschied und das Uebereinstimmende zwischen Menschen- und Thierschlaf dargelegt, auch der Winter- und Sommerschlaf einiger Thiere behandelt. Dann wird der Somnambulismus, Extase und Hellsehen, der magnetische Schlaf und Hypnotismus verständig besprochen. Diese letztgenannten Formen des Schlafs hält der Verfasser für Aeußerungen eines kranken, überreizten Gehirns oder Nervensystems:

Sie nehmen also ihren Ausgangspunkt von demselben Organe wie der gesunde Schlaf; aber je schärfer sie hervortreten, desto mehr entwickeln sich ihr krankhafter Charakter, und in vielen Fällen sind sie durch unmerkliche Uebergänge mit den eigentlichen Geisteskrankheiten verbunden. Daher ist es durchaus unstatthaft, diese Zustände auf künstliche Weise hervorzurufen oder zu befördern; sie müssen vielmehr, wenn sie von selbst entstehen, möglichst bald gehoben werden. So führt denn auch diese Untersuchung zu dem Schlusse, daß der tiefe, regelmäßig eintretende Schlaf, welcher den Menschen vor allen Thieren auszeichnet, als der allein gesunde betrachtet werden muß. Dieser allein bringt dem Nervensystem an jedem Tage neue Ruhe und Erholung und stärkt das Gehirn immer aufs neue zum Dienste der höhern menschlichen Seelenthätigkeit.

Der zehnte Vortrag hat in unsern Tagen, wo man den Menschen vom Affen abstammen lassen will, ein ganz besonderes Interesse. Der Verfasser zeigt in der rein materiellen Natur beider das Uebereinstimmende und wesentlich Verschiedene. Hierhin gehört der aufrechte Gang, die Hand als freies Greif- und Tastorgan, die artikulirende Zunge. Der größte Unterschied liegt aber in der psychischen Natur beider. Der Verfasser warnt vor zu leichtfertigem Betreten des Feldes der Hypothesen und Ahnungen und stellt dann das, was mit Sicherheit aus den Thatsachen geschlossen werden kann, so zusammen:

In Bezug auf seine körperliche Bildung ist der Mensch in die Klasse der Säugethiere und zwar in die Nähe der höchsten Affen zu stellen. Die Einrichtung seiner äußern Glieder trennt ihn vom Affen als die besondere Ordnung der Zweihänder — vom Thiere überhaupt: das Selbstbewußtsein und die drei Thätigkeitsweisen, welche mit jenem unmittelbar zusammenhängen, Intelligenz, Moralität und Religiosität. Sofern diese höhern Formen der psychischen Thätigkeit gleichfalls Gegenstand der äußern Beobachtung werden, dürfen sie nicht außer Acht gelassen werden, wenn die Stellung des Menschen innerhalb der umgebenden Natur zur Erörterung kommt. Sie weisen dem Menschen innerhalb der Schöpfung einen eigenen Platz an, und man hat daher recht, dem Thierreiche und dem organischen Reiche überhaupt ein besonderes Menschenreich gegenüberzustellen.

Digitized by Google

So sucht der Verfasser mit Hülfe der Thatsachen überall nachzuweisen, daß Mensch und Thier durch die Bande der Organisation aufs engste verknüpft, aber durch die besondere Entwickelung ihrer Thätigkeit wieder streng voneinander geschieden sind.

Heinrich Birnbaum.

# Feuilleton.

## Die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten.

Der auf dem 15. Mai d. J. nach Nürnberg ausgeschriebene Genossenschaftstag deutscher Dramatiker war nur schwach besucht, so anerkennenswerthe Mühe sich der interimistische Geschäftsführer Hr. Batz gegeben hatte, eine ansehnliche Versammlung zusammenzubringen. Das zur Vorlage dienende Statut war jedenfalls in zu großartigem Stil entworfen, und flattete z. B. die Genossenschaft mit einer Maschinerie von Ausschüssen aus, als ob es sich um eine große Actiengesellschaft mit vielen tausend Theilnehmern handle. Auch war die obligatorische Verpflichtung, sich der der Genossenschaft beigeordneten Generalagentur zu bedienen, noch dazu mit der unmöglichen Bedingung einer zehnprocentigen Provision für den Vertrieb der Werke, ganz geeignet, die Autoren von der Berathung einer so wenig angemessenen Vorlage zurückzuschrecken. Unter den in Nürnberg anwesenden Autoren und Vertretern von Schriftstellern (Saul Hoyse, von Hillern, Wichert, Mautner, Batz) besanden sich indeß zwei tüchtige Juristen, der Gerichtspräsident von Hillern und der Stadtgerichtsrath Wichert, und Schriftsteller von Ruf, denen die Bedürfnisse der Dramatiker wohl bekannt waren. So haben sie mit vielem Fleiß die Statuten auf durchaus annehmbarer Grundlage neu redigirt, indem sie dem Verein zunächst ausschließlich zur Rechtsschutzung des Rechtes eine constituirten, der Agentur nur eine facultative Bedeutung gaben, die Provision freier Uebereinkunft überließen und einen festen, aber mäßigen Beitrag bestimmten. Sie gingen von dem richtigen Grundsatz aus, daß es zunächst genüge, die dramatischen Autoren und Componisten Deutschlands unter Einen Hut zu bringen und eine Association von den bescheidensten Anfängen aus, doch mit Aussicht auf weiterer Fortbildung und ungehemmter Entwickelungsfähigkeit zu begründen. Die einzige Schwierigkeit dürfte darin liegen, ob das Genossenschaftsvermögen zur Deckung der Kosten ausreichen wird, da außer den Eintritts- und Jahresbeiträgen der Mitglieder alle andern Beiträge, aus denen es sich zusammensetzt, eventueller Art sind. Erst durch sunfzig Beitrittserklärungen ist die Genossenschaft constituirt. Den dramatischen Schriftstellern und Componisten Deutschlands sind die Statuten zugeschickt worden, zugleich mit der folgenden erläuternden Ansprache:

„Wenn schon die zum 15. Mai c. nach Nürnberg einberufene constituirende Versammlung nur schwach besucht war, so haben sich doch die Unterzeichneten für verpflichtet gehalten, in die Berathung des Statuts einer deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten einzutreten, zumal vielfache Zuschriften schon jetzt die Bereitwilligkeit zum Beitritt mit mehr oder weniger Entschiedenheit zu erkennen gaben, andererseits aber sich hoffen ließ, daß auch mancher von denen, die sich bisher fern gehalten oder nur unbestimmt erklärt hatten, für die Sache gewonnen werden könne, wenn sich dieselbe in passenderer Form bei ihm einführe, auch die Erscheinenen theils mit unbedingter, theils mit bedingter Vollmacht einer größeren Zahl von Interessenten aus den verschiedensten Kreisen Deutschlands und Oesterreichs versehen waren. War bei der bisherigen Förderung der Angelegenheit nicht jeder Schritt ganz zweckentsprechend gewesen, so hatten wenigstens auf diesem noch neuen Felde die verschiedensten Meinungen sich gegeneinander auszusprechen Gelegenheit erhalten, sodaß sich mit ziemlicher Sicherheit feststellen ließ, innerhalb welcher Grenzen ihrer Thätigkeit eine zu begründende Genossenschaft Hoffnung habe, einer möglichst großen Zahl von dramatischen Autoren und Componisten wirksame Dienste zu leisten. Wenn im ersten, ganz allgemeinen Entwurf vom Frühjahr 1870 ein engerer Verein geschäftlich verbundener Fachgenossen ins Auge gefaßt war, der durch Prüfung bei der Aufnahme neuer Mitglieder und bei der Annahme neuer Stücke zur Verbindung sich selbst und dritten Personen besondere Garantie zu leisten befähigt werden sollte, so stellte sich bald heraus, daß die bei solcher Anlage unvermeidliche Beschränkung der Freiheit der einzelnen die etwa zu erwartenden Vortheile unannehmbar mache, und daß eine viel breitere Grundlage gefunden werden müsse. Eine solche schien sich von selbst zu ergeben, wenn die Genossenschaft sich den Hauptzweck stellte, eine große und womöglich alle bezüglichen Interessen umfassende Vertretersanstalt zur Verfügung über Aufführungsrechte mit einer Centralstelle im Mittelpunkte Deutschlands zu bilden, zu welcher der Eintritt jedem Dramatiker und Componisten freistehe, und die es ohne weitere Prüfung nur mit der Verfolgung von Aufführungsobjecten, Verabredung der Entschädigungen und Einziehung derselben für die Auftraggeber zu thun habe. So entstand durch Vereinbarung der im allgemeinen diesem Ziele zugewandten Ansichten der Statutenentwurf, welcher zur Einbringung der Versammlung ausgetheilt ist, um der Berathung zu Grunde gelegt zu werden.

„Auf dem nunmehr in Nürnberg vom 15. bis zum 17. Mai abgehaltenen Genossenschaftstage wurde es indessen sofort klar, daß auch dieser Entwurf zu ängstliche Beschränkungen auferlege, um Vertrauen zu sichern, und daß deshalb beim Festhalten an demselben eine allgemeine Betheiligung nicht voranszusetzen sei. Man fand es vor allen Dingen sehr unbequem und wenig ersprießlich, daß die Genossenschaft jedes ihrer Mitglieder sollte nöthigen können, sich ihrer Agentur für alle seine Erzeugnisse zu bedienen, war auch darüber einig, daß ein gleichmäßiger Abzug von 10 Procent Provision für die Genossenschaftskasse unbillig und den realen Verhältnissen nicht entsprechend sei, daß dann gerade die namhaftern Autoren, welche erhebliche Tantièmen bezögen, bei ganz unverhältnißmäßigen Abzügen von der Genossenschaftsagentur nur Schaden hätten. War samit außer Zweifel gestellt, daß sich aus diesen Grundprincipien des Entwurfs der gewünschte Verein nicht werde canstruiren lassen, so konnte allerdings zunächst fraglich scheinen, ob mit dem Aufgeben der obligatorischen Agentur nicht dem Unternehmen seinen Boden verliere. Es mußte dies jedoch nach eingehender Berathung sehr entschieden verneint und dagegen behauptet werden, daß eine Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten, ganz abgesehen von dem geschäftlichen Interesse, sehr wichtige Zwecke verfolgen und sehr erhebliche Vortheile erreichen könne, die sie jedem Mitgliede werth machen müsse. Das befestigte Statut weiß die Resultate einer, wie wir glauben sehr glücklichen und alle Interessen berücksichtigenden Vereinbarung nach. Es sind darin folgende Grundsätze durchgeführt:

„1) Zweck der Genossenschaft ist vor allem der Rechtsschutz, dessen sie ihre Mitglieder theilhaft zu machen sucht, indem sie a) fortlaufend ein möglichst vollständiges statistisches Material (Theaterzettel und sonstige Belege) sammelt und ordnet, aus welchem sich die Aufführungsorte der im Register der Genossenschaft eingetragenen Werke, sowie die Zahl der Wiederholungen ergeben, und diese Zusammenstellungen vierteljährlich zur Kenntniß der Mitglieder bringt; b) in Betreff aller bei ihr angemeldeten Werke auf Grund der im Statut enthaltenen Vollmacht die Verfolgung der Entschädigungsansprüche ihrer Mitglieder bei unbefugten Aufführungen gleichsam von Amts wegen und auf ihre Kosten übernimmt.

„Die Genossenschaft wird aber auch die Einwirkung auf die Theatergesetzgebung und auf die allgemeinen Verkehrsverhältnisse mit den Bühnenvorständen in den Kreis ihrer Thätigkeit ziehen müssen und können, wobei dann die wichtige Frage, ob durch

Digitized by Google

staatliche Hülfe oder im Vertragswege ein Tantiemerecht erlangt und genügend geschert werden könne, und welcher Tantieme- oder Honorarsatz der angemessene sei, zum Austrag kommen wird. Hierüber schon bestimmte Forderungen in das Statut zu setzen, sehen, sicher der formellen Natur eines solchen entgegen; es wird den spätern Generalversammlungen obliegen, nach genügender Vorarbeit des Vorstandes, diese materiellen Punkte zu ordnen.

„Die Betheiligung bei der Genossenschaft innerhalb vorstehender Grenzen ihrer Thätigkeit wird erreicht durch Unterschrift des Statuts, Zahlung eines Eintrittsgeldes von 5 Thalern und eines Jahresbeitrages von 3 Thalern vom zweiten Jahre ab. Jedes Mitglied wird durch seinen Beitritt außerdem zu nichts Weiterm verpflichtet, als der Genossenschaft die Rechtsverfolgung seiner Ansprüche aus unbelegten Aufführungen gegen Provision von ½ der eingezogenen Entschädigungen oder Honoraren unbedingt zu überlassen.

„Facultativ ist dagegen die Benutzung der Genossenschaftsagentur, welche unter Controle des Vorstandes durch den Geschäftsführer betrieben wird. Es steht in dem Belieben jedes Mitgliedes, nicht nur ob es sich derselben bedienen will, sondern auch mit welchen seiner Werke und für wie lange Zeit dies geschieht, und der Provisionssatz, von welchem ½ zur Genossenschaftscasse fließt, während ½ dem Geschäftsführer für seine Kosten und Mühewaltung zufällt, wird durch besondere Abkommen jedes Mitgliedes mit letzterm festgestellt. Der Austritt aus der Agentur der Genossenschaft ist demnach ohne Folgen für die Mitgliedschaft im allgemeinen. Ist damit die Freiheit des Geschäftsbetriebs jedes einzelnen nach allen Richtungen hin gewahrt, so kann doch angenommen werden, daß die Benutzung der Genossenschaftsagentur, sobald sich dieselbe bewährt, bald eine allgemeine werden wird, da keine andere Agentur dieselbe Garantie einer beaufsichtigten Kassenführung bietet, die Provisionssätze sich auch mit dem wachsenden Umfang des Geschäfts mindern müssen.

„Endlich ist, was gewiß allgemeine Anerkennung finden wird, im Statut vorgesehen, daß auch Mitglieder, welche ihre Stücke selbst nicht der Agentur der Genossenschaft anvertraut haben, doch gegen eine geringe Jahresprovision von 2 Procent die Einziehung von Honoraren, eventuell im Wege des Processes, durch die Genossenschaft, allerdings auf eigene Gefahr und Kosten bewirken lassen können, sodaß gerade da, wo der einzelne bisher machtlos war, Aushülfe eintreten kann, ohne daß sich daraus weitere Verpflichtungen ergeben.

„2) Eine Genossenschaft der vorbestimmten Art wird alle diejenigen in sich aufnehmen können, welche Aufführungsrechte zu vergeben haben, also nicht nur dramatische Autoren und Operncomponisten, sondern auch Componisten überhaupt, die ja durch das Gesetz vom 11. Juni 1870 die rechtliche Befugniß erlangt haben, ihre Compositionen durch einen Vorbehalt gegen unbefugte Concertaufführungen zu schützen und die deshalb ein sehr naheliegendes Interesse haben, im Verein mit Gleichberechtigten Sicherung ihrer Entschädigungsansprüche zu suchen. Auch wenn die Genossenschaft vorläufig noch außer Stande sein wird, auch für Concertaufführungen ein vollständiges statistisches Material zu beschaffen, so kann doch schon der Vortheil, sich der Hülfe derselben bei Verfolgung von Entschädigungsansprüchen bedienen zu dürfen, durch den geringen Jahresbeitrag von 3 Thalern als sehr billig erstanden angesehen werden. Es ist deshalb zu erwarten, daß die Verfolgung von Uebergriffen musikalischer Werke wahrscheinlich. Dem Erben und Rechtsnachfolger dieselben Rechte genießen müssen, wie die Urheber selbst, ist selbstverständlich.

„3) Zum Sitz der Genossenschaft ist Leipzig gewählt. Es war dabei die Erwägung maßgebend, daß ein derartiges Institut nur in einer Stadt errichtet werden könne, die möglichst in der Mitte Deutschlands liege, selbst ein bedeutendered Theater habe, dem literarischen und geschäftlichen Verkehr Erleichterungen gewähre und eine große Zahl von dramatischen Autoren und Componisten zu Mitbürgern habe, aus denen der Vorstand, soweit seine Mitglieder am Orte wohnhaft sein müssen, gewählt werden könne. Keine größere Stadt Deutschlands gewährt in gleichem Maße alle diese Vortheile. Es kommt aber dazu, daß das Genossenschaftsgesetz des Königreichs Sachsen unserm Vereine gestattet, die Rechte einer juristischen Person, ohne welche jede Geschäftsführung unmöglich wäre, lediglich durch Eintragung in das gerichtliche Genossenschaftsregister zu erlangen, nicht aber die Uebernahme einer solidarischen Verbindlichkeit der einzelnen Mitglieder verlangt, freilich aber auch die Bedingung stellt, daß sich der Sitz der Genossenschaft in Sachsen befinde.

„Dürfen diese wesentlichsten Grundsätze, wie wir erwarten, sich einer allgemeinen Zustimmung erfreuen, so wird eine nähere Motivirung der einzelnen Statutenparagraphen nicht erforderlich scheinen, zumal Meinungsdifferenzen über Specialitäten nie gänzlich und allseitig ausgeglichen werden können. Wir haben uns jedoch, um zugleich jedem einzelnen Betheiligten eine vom Anfang an zahlreiche Mitstheilnehmerschaft zu sichern, entschlossen, die Genossenschaft auf Grund des Statuts erst dann für constituirt anzusehen, wenn sich mindestens 50 Theilnehmer zum Beitritt selbst verpflichtet haben. Es geschieht dies zunächst lediglich durch eigenhändige Unterschrift des übersandten Statutenexemplars, während der Beitrag später zu entrichten sein wird, wenn der Vorstand und Geschäftsführer gewählt sind.

„Jeder, der dieser Genossenschaft als Mitglied beitreten will, wird deshalb ersucht: das Statut eigenhändig mit Vor- und Zunamen und Angabe des Wohnorts zu unterschreiben und spätestens bis zum 15. Juni e. an Dr. Paul Heyse in München (Kreisstraße Nr. 9) einzusenden.

„Sobald 50 Beitrittserklärungen eingegangen sein werden, soll die Einberufung der ersten statutenmäßigen Generalversammlung nach Leipzig erfolgen, welche den Vorstand und die Kassenrevisoren zu wählen, über die Berkehrsverhältnisse mit den Bühnenvorständen zu berathen, namentlich aber auch dem bisherigen interimistischen Schriftführer Hrn. Karl W. Bay die Rechnung über seine Auslagen abzunehmen haben wird.

„Exemplare des Statuts zu Beitrittserklärungen können von Dr. Paul Heyse und von der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig franco bezogen werden.

Nürnberg, den 17. Mai 1871.

Dr. Paul Heyse in München. Dr. Hillern, Kreis- und Hofgerichtsdirector in Freiburg im Br. Eduard Mautner in Wien. E. Wichert, Stadtgerichtsrath in Königsberg i. Pr. Karl W. Bay in Wiesbaden."

## Bibliographie.

Benedix, R., Das Franzosenthum. Ein Spiegelbild aus den letzten Kriegen. 2te Aufl. Mit Randzeichnungen von Julius Scholz. Leipzig, D. Wigand. 16. 5 Ngr.

Bilderbuch für Haus und Reise. Liefr. Bd.: Wer ist von Gottes Gnaden? Humoristische Erzählung von F. Neumann-Strela. Berlin, Goldschmidt. Br. 8. 15 Ngr.

Blech, C., Berlin-Theater. Nr. 41: Der Narr des Glücks. Lustspiel von C. Wichert. Berlin, Lassar. Gr. 8. 28 Ngr.

Brucken, H. v., genannt Fock, Das Wesen Gottes und der Welt, ihre Beziehung und die geschichtliche Entwicklung der Idee über beide. 2 Bde. Berlin, Denicke. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Bürkner, H., Alterthümliches Kriegsleben gegen den deutschen Erbfeind 1870 und 1871. Kirche Kriegsschrecknit in Versen für Deutschlands Volk und Jugend herausgegeben. Halle, Kümmerer. 16. 2 Ngr.

Cramer, C. A., Der Arzt und der geschichtliche Christus. 3te Aufl. Berlin, Denicke. 8. 10 Ngr.

Deichert, C., Lazarus Geiger. Sein Leben und Denken. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 1⅔ Ngr.

Die Prüfer in Ems. Tagebuch-Skizzen. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 12 Ngr.

Roth, Jn., Das Jesuitenthum. Eine Zeitfrage. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 Ngr.

Scherr, Johannes, Lorbeerkränze. Deutschland tapfern Kriegern gewunden. Weimar, Kühn. 8. 10 Ngr.

Waldersdorff, H. Frei h., Joseph Rudolph Schmeyrl, der verdiente bayerische Geschichtsforscher. Ein Lebensbild. Mit Nachrichten über den österreichischen Erbfolgekrieg und die französischen Kriege 2c. Stattamhof. Gr. 8. 22 Ngr.

Wenner, A., Herder als Theologe. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie. Berlin, Hensel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Winter, Fr., Aus der Franzosenzeit. Bilder aus der Vergangenheit Schneeberg. Schönbrod, Berger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wichmann, H., Der Krieg. Eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wittwar, W. C., Die Molecularprocesse. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr.

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Neue, schön ausgestattete, correcte Ausgaben der Schätze der deutschen Nationalliteratur, von den angesehensten Schriftstellern der Gegenwart herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen.

Unter Mitwirkung von Bartsch, Biedermann, Bodek, Buchner, Carriere, Bünther, Ebeling, Fichte, Kreyzel, Gordeke, Gottschall, Hettner, Köhler, Max Müller, Moritz Müller, Oesterley, Rückert, Julian Schmidt, Carl Schwarz, Tittmann, Zöllner und Andern.

Soeben erschien der 31. Band:

**Fichte's Reden an die deutsche Nation. Mit Einleitung herausgegeben von Immanuel Hermann Fichte.**

Die frühern Bände (1—30) enthalten:

Schleiermacher's Reden über die Religion, von Carl Schwarz;
Klopstock's Oden, von Düntzer;
Musäus' Volksmärchen, von Moritz Müller (Doppelband);
Kortum's Jobsiade, von Ebeling (Doppelband);
Ernst Schulze's Bezauberte Rose, Poetisches Tagebuch, von Tittmann;
Lessing's Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan, von Hettner;
Wieland's Oberon, von Köhler;
Maler Müller's Dichtungen, von Hettner (zwei Theile);
Körner's Leier und Schwert, Zriny, Rosamunde, von Gottschall;
Forster's Ansichten vom Niederrhein, von Buchner (zwei Theile);
Herder's Cid, von Julian Schmidt und Karoline Michaelis;
Seume's Spaziergang nach Syrakus, von Oesterley;
Wilhelm Müller's Gedichte von Max Müller (zwei Theile);
Goethe's Faust, von Carriere (zwei Theile);
Bürger's Gedichte, von Tittmann (Doppelband);
Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit, von Julian Schmidt (drei Bände);
Voß' Luise, Idyllen, von Gordeke;
Schleiermacher's Monologen, Die Weihnachtsfeier, von Carl Schwarz;
Moses Mendelssohn's Phädon, Jerusalem, von Arnold Bodek.
Hölty's Gedichte, von Karl Halm.
Gellert's Fabeln und Erzählungen, geistliche Oden und Lieder, von Karl Biedermann.

Ein Band kostet geheftet 10 Ngr., in elegantem Leinwandband 15 Ngr.; Doppelbände geheftet 20 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Jeder Band ist auch einzeln zu haben und die Käufer sind nicht zur Abnahme der übrigen Bände verpflichtet.

Die erschienenen 31 Bände sind nebst einem Prospect über die Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Shakespeare's Sonette

übersetzt von

**Otto Gildemeister.**

Mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Durch diese neue Uebertragung, welche engsten Anschluß an das Original mit sprachlichem Wohllaut und poetischer Wiedergabe verbindet, hat der berühmte Uebersetzer die jetzt so vielbesprochenen Shakespeare'schen Sonette ganz auf deutschen Boden verpflanzt. Zudem ist in der ausführlichen Einleitung sowie in den einzelnen Erläuterungen alles beigebracht, was zum nähern Verständniß dieser Dichtungen dienen kann.

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

**Tyndall, John,** Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung. Autorisirte deutsche Ausgabe. Herausgegeben durch H. Helmholtz und G. Wiedemann nach der vierten Auflage des Originals. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzstichen und einer Tafel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Fein Velinp. Geh. Zweite Abtheilung. (Schluss.) Preis 1 Thlr. 20 Sgr. Preis des completen Werks 3 Thlr.

## Histoire de la révolution française

par

**M. A. Thiers.**

6 volumes.

8. Geh. (6 Thlr.) Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Diese Ausgabe von Thiers' berühmter Darstellung der Französischen Revolution in der Originalsprache, aus sechs starken schöngedruckten Bänden bestehend, wurde von der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig, um vielseitigen Wünschen zu genügen, für kurze Zeit von 6 Thlr. auf 2 Thlr. im Preise ermäßigt. Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu dem ermäßigten Preise.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Geographie des Gelobten Landes,

bearbeitet von

**Dr. C. E. Hergt.**

*Mit einer Karte von Palästina.*

8. Geh. 1 Thlr.

Der inzwischen verstorbene Verfasser, zugleich Theolog und Schulmann, hatte sich durch vieljährige Studien wie durch eigene Reisen eine genaue Kenntniss des Heiligen Landes erworben. Diese auf einfache, methodische Weise namentlich auch der Jugend beizubringen, war sein Zweck bei Abfassung des vorliegenden Lehrbuchs.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 22. Juni 1871.



Inhalt: Ein Lied vom neuen Deutschen Reich. Von Rudolf Gottschall. — Eine neue Charakteristik Luther's. — Romane und Novellen. — Eine Reise in Arabien. Von Richard Andree. — Zur Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Von Heinrich Rückert. — Feuilleton. (Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.


## Ein Lied vom neuen Deutschen Reich.

Das Lied vom neuen deutschen Reich. Eines ehemaligen Lützow'schen Jägers Vermächtniß ans Vaterland. Von Oskar von Redwitz. Berlin, Herz. 1871. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ehe wir uns mit der ästhetischen Kritik dieser von echt patriotischer Gesinnung durchdrungenen Dichtung beschäftigen, wollen wir die erfreuliche Thatsache erwähnen, daß sie die Veranlassung gegeben hat zur Anerkennung dichterischer Bestrebungen der vaterländischen Muse von seiten des Deutschen Kaisers und seiner höchsten Würdenträger. Den Thronhimmel des neuen Reichs sollen auch die Musen tragen, dieselben Musen, welche mit begeistertem Wort das Herz der Krieger zu muthiger That entflammten. Daß sie aber von den Mächtigen in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt werden, daß auch die Lyra neben dem Schwert Geltung und Anerkennung findet, das ist ein immerhin für die deutsche Zukunft günstiges Zeichen; denn das siegreiche Volk, das in Waffen sich unbezwinglich erwiesen und zu einer mächtigen Nation aufgeschwungen hat, soll nicht aufhören, ein Volk von Denkern und Dichtern zu sein und in solchem Werk des Friedens seine wahre Größe zu suchen.

Oskar von Redwitz hatte sein „Lied vom neuen Deutschen Reich" dem Kaiser Wilhelm, dem Reichskanzler Fürsten Bismarck und dem Grafen Moltke eingesendet und dafür folgende Antwortschreiben erhalten, die wir in d. Bl., als einem literaturgeschichtlichen Archiv mitzutheilen nicht versäumen wollen. Kaiser Wilhelm richtete an den Dichter das nachstehende Handschreiben:

Ich habe Ihr Gedicht „Das Lied vom neuen Deutschen Reich", worin Sie, anknüpfend an die Zeiten der Freiheitskriege und die damaligen Hoffnungen, mit patriotisch-freimüthigem Sinne und poetischem Schwunge die gewaltigen Ereignisse der Gegenwart besingen, mit dem wärmsten Interesse entgegengenommen. Die hochgeachtete Dichterstimme, welche in diesem Liede die Großthaten der vereinten deutschen Heere in erhebender Weise verherrlicht und die langersehnten Errungenschaften mit inniger Freudigkeit und eingehendem Verständniß begrüßt, wird nicht verfehlen, den in den Herzen der Nation tönenden Widerhall kräftig und nachhaltig zu bewahren. Möge es ihr vergönnt sein, in den deutschen Stämmen, welche in der Abwehr des fürstlen Widersachers deutscher Einigung einen unvergeßlichen Wetteifer bethätigt haben, die Einmüthigkeit auch gegenüber den nunmehr sich ergebenden friedlichen Zielen zu stärken und zu befestigen. Ich hege die Zuversicht, daß bei Lösung dieser Aufgaben, bei der gemeinschaftlichen Arbeit am Ausbau des wiederaufgerichteten Deutschen Reichs das in den Fürsten und Völkern Deutschlands gleich stark ausgeprägte Pflichtbewußtsein sich in demselben Maße wirksam erweisen wird, wie es uns jüngst mit Gottes Hülfe auf dem Schlachtfelde zum Siege verholfen hat. In gegenseitigem Vertrauen, in treuer Hingebung an die gemeinsamen Zwecke, in freier Thätigkeit zum Heil und Segen des gesammten Vaterlandes werden sich hinfort die deutschen Fürsten und Völker verbunden fühlen, und so dürfen wir hoffen, daß in Erfüllung geht, was Sie in Ihrer Dichtung ersehnen: das neue Deutsche Reich, mächtig nach außen hin und einig im Innern, es möge der Friede, es möge das Reich der dauernden Versöhnung sein! Das walte Gott!

Berlin, 14. Mai 1871. Wilhelm.

Der Reichskanzler Fürst Bismarck schrieb an den Dichter:

...Indem ich Ihnen diesen Dank ausspreche, sehe ich über alles hinweg, was Ihre Worte Freundliches für mich enthalten; aber ich reiche Ihnen freudig die Hand als einem Mitarbeiter an dem Ausbau dieses Reichs. Sie sind das schon lange gewesen; denn jedes echte Dichterwort, in Nord und Süd gleich erklingend, fördert das Gemeingefühl des deutschen Volks. Jetzt aber klingt aus dem Liede, das der süddeutsche Sänger dem alten norddeutschen Freiheitskämpfer in den Mund legt, die Stimme der ganzen Nation voll und kräftig mir entgegen, und wie es des Dichters doppelte Aufgabe ist, der Mund seines Volks zu sein und seine eigene Begeisterung ihm zu leihen, so sehe ich in dem „Lied vom neuen Deutschen Reich" nicht nur ein neues schönes Zeugniß von der in Nord und Süd gleich tief empfundenen Einheit dieses Reichs, sondern zugleich eine frische und kräftige Gestaltthat, um die lebendige Einheit in der reichen Mannichfaltigkeit des deutschen Geisteslebens verwirklichen zu helfen. Die Nation wird die Worte des Dichters, der ihren Schmerzen wie ihrer Begeisterung und vor allem ihrer deutschen Pietät für Kaiser und Reich so lebenswahren Ausdruck leiht, freudig vernehmen und sich daran erbauen; und sie wird das, was in Ihrem Liede noch prophetisch ist, zur




Digitized by Google

Erfüllung bringen. Daran lassen Sie uns, jeder an seiner Stelle, mitarbeiten, und nicht müde werden im Dienste des Vaterlandes. zu Bismarck.

Der Greisenau der Kriege von 1866 und 1870, Graf Moltke, sprach seinen Dank in folgenden Worten aus:

Der Dichter darf verschwenderisch sein; er gibt mit vollen Händen Diamanten und Perlen, die Sterne des Himmels und die Blüten der Erde — so auch spendet er das Lob. In diesem Sinne fasse ich es auf, wenn Ihr Lied mich mit den großen Männern der Vergangenheit vergleicht. Denn diese waren groß auch im Unglück, und vorzugsweise eben da; wir haben nur Erfolge gehabt. Mag man das nun Zufall, Glück, Verhängniß oder Fügung Gottes nennen — die Menschen allein machten es nicht, und so riesenhafte Errungenschaften sind wesentlich das Ergebniß von Verhältnissen, welche wir weder schaffen noch beherrschen. Der treffliche, aber unglückliche Papst Hadrian ließ auf sein Grab die Worte setzen: „Welch ein Unterschied der Zeitabschnitt, in den das Wirken auch des besten Mannes fällt!" An der unüberwindlichen Gewalt der Verhältnisse ist schon oft der Tüchtigste gescheitert, von ihr der minder Tüchtige getragen worden. Wenn ich so, nicht aus falscher oder eitler Bescheidenheit, ein gutes Theil des mir gespendeten Lobes für unverdient halten muß, so bin ich deshalb nicht minder empfänglich für dasselbe, denn Verse wie die Ihrigen mögen leicht manches Denkmal aus Erz oder Marmor überdauern. Genehmigen Sie meinen herzlichen Dank und die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu unterzeichnen ergebenst Graf Moltke.

Die Gesinnung des Dichters verdient solche Anerkennung, um so mehr, als der Sänger der „Amaranth" im Namen Süddeutschlands spricht und überhaupt erst so zu sprechen vermag, nachdem er eine bedeutende innere Wandlung durchgemacht hat; denn es ist ein weiter Weg für den Sänger der mit der Kirchenfackel des Fanatismus einherschreitenden „Amaranth" bis zum Loblied auf den protestantischen deutschen Kaiser. Wol kann er sagen, was er seinen Lützower Jäger sagen läßt:

Und furchtlos will ich's ehrlich eingestehen —
Denn nie dringt Schande die erkannte Wahrheit,
Doch schimpflich ist's, auf falschen Trotz zu pochen —
In anderm Licht lernt' ich die Welt besehen;
In manches dunkle Wirrsal kam mir Klarheit.
Manch hartes Wort, ich bleibe es ungesprochen.

Es ist ein undankbares Amt der Kritik, ein Werk schöner Begeisterung, das dem Dichter das Lob unserer größten Helden und Staatsmänner eingetragen hat, hinterdrein auf der Goldwage nach seiner Echtheit zu prüfen; doch im Interesse des Fortschritts unserer Dichtkunst ist solche Prüfung unerläßlich: die Kritik würde sich selbst aufgeben, wenn sie bei Werken namhafter Dichter nicht den strengsten Maßstab anlegte. Freilich ihr Lob der Dichtung würde so uneingeschränkt sein wie das der Gesinnung, aus der sie hervorgegangen, wenn die mehr als 500 Sonette, in welche sich dies „Lied" gliedert, denselben poetischen Duft athmeten wie die beiden Schlußsonette, welche das Lob des großen Strategen rechtfertigen:

### Vom schönen Thale.

Es liegt vor mir aus Kurfürst Erthal's Zeiten
Des „schönen Thales" wundertrauter Hain.
Um materiell zerfallenes Gestein
Auf stiller Flut zwei prächt'ge Schwäne gleiten.

Wie lieb' ich's doch, hier sinnend durchzuschreiten!
Und auch vom Fenster schaut' ich gern herein,
Sah märchenhaft ich oft im Abendschein
Die Silberflügel dort sich flatternd spreiten.

Jetzt freilich ist es dunklos, stumm und kahl.
Doch, liegt mein Zauberstab nicht stets bereit? —
So schwing' ich ihn — so ward' es Maienzeit!
Und sieh, wie grünt und blüht mein liebes „Thal"!
Welch duft'ge Pracht im Wipfel wie im Hag! —
Und hört ihr auch den Nachtigallenschlag?

O daß doch neidlos prächtig immerdar
Die deutschen Stämme grünten so wie hier!
Sie alle nur des einen Waldes Zier,
Gar stolz umkreist vom kaiserlichen Aar!

Und friedlich, wie die Schwäne silberklar
Durchschwimmen hier dies blühende Revier —
Auf deutscher Geistesflut ohn' Neidbegier
Sei Nord und Süd ein leuchtend Schwanenpaar!

Des hrl'gen Krieges Opfer, Noth und Schmerz,
Werd' einstens, wie ein Bild aus Heldensagen,
Der tennumbusteten Ruine gleich!

Der Nachtigall Gesang sei Deutschlands Herz! —
Und in dies Herz, sowie mir's aufgetragen,
Senk' ich dies Lied vom neuen Deutschen Reich.

Die große Mehrzahl der Sonette läßt indeß diesen poetischen Duft sehr vermissen; wir finden hier und dort gereimte und nicht einmal schön gereimte Prosa. Wenn auch der warme Ausdruck innigster Ueberzeugung oft einen an das Poetische streifenden Reiz bewahrt, wenn auch hier und dort Töne echten Gemüths angeschlagen sind: so überwiegt doch das Raisonnement, das oft dichterisch eingekleidet ist, ohne seinen verstandesmäßigen und leitartikelartigen Zusammenhang verhüllen zu können; es fehlt namentlich an dichterischer Anschauung, und so viel von Schlachten und Helden die Rede ist — wir finden kein Schlachtenbild, welches mit Scherenberg'scher Genialität gezeichnet wäre, und bei den Bildern der Helden tritt uns selten eine in großen Zügen herausgemeißelte Plastik entgegen; die poetische Unterschrift muß das poetische Bild vertreten. Es ist dies der Fehler einer an die Improvisation grenzenden Hyperproductivität. Ein Dutzend Sonette, wie diejenigen Platen's auf Venedig, vermag die Kunst des Dichters in Athem zu halten; aber jede dichterische Begeisterung, die einige hundert Vierzehnzeiler hintereinander recitirt, muß zuletzt außer Athem kommen. Es sind eben alles Herzensergüsse, politische Meinungen, Ansichten, Anschauungen in lyrischer Form; doch solche lyrische Gallerte, wenn sie uns ohne epische Zwischengerichte fortwährend vorgesetzt wird, macht zuletzt einen wabbeligen Eindruck. Für ein Gedicht wie Freiligrath's „Trompete von Gravelotte" geben wir ein Dutzend solcher Sonette.

Der Dichter spricht indeß nicht aus eigenem Mund, der unerschöpfliche Sonettist ist ein alter Lützow'scher Jäger, der uns sein Leben mittheilt, ein Försterssohn und Pfarrersneffe, im Pfarrhause mit zähen Brocken Latein genährt, dann in Jena auf der hohen Schule mit Franzosenhaß, bis er die Büchse ergreift, um gegen Napoleon zu kämpfen. Genosse Körner's, schildert er uns dessen Heldentod und feiert den Sänger. Daß aber der Lützow'sche Jäger die Schlacht bei Möckern mitmacht, ist wol ein historischer Schnitzer. Unsers Wissens war das Lützow'sche Freicorps dem Corps Tettenborn's an der untern Elbe zugetheilt.

Nach Beendigung des Kriegs sehen wir den Helden

Digitized by Google

bei der Burschenschaft, er läßt das schwarz-roth-goldene Banner wehen und macht das Wartburgfest mit:

Der vierte Jahrtag war's der Völkerschlacht,
Als auf die Wartburg aus der Ruf beschied,
Als Deutschlands Blüte dort in Reih' und Glied,
Noch einmal tagte als der Freiheit Wacht.

Die Berge glühten von der Feuer Pracht,
Nachdem uns trübumflort die Sonne mied.
Dort klang des deutschen Geistes Schwanenlied! —
Dann ward's für immer — immer stumm gemacht.

Wie wir mit Wort und Sang, wir armen Thoren,
Die alten Zeiten auch heraufbeschworen,
So Wort wie Lied, 's ging alles uns verloren.

Und wollten wir im Feuer auch verdammen
Der Freiheitsfeinde Bücher all zusammen —
Ach, all ihr Geist stieg höhnend aus den Flammen!

„Zwischen Festungswällen" lautet der zweite Abschnitt. Jene Detailmalerei, jenes Stilleben der Gefangenschaft, das wir in Byron's „Gefangenen von Chillon", Saintine's „Piccola" und dem „Schutt" von Anastasius Grün finden, fehlt diesen Sonetten; sie enthalten meist burschenschaftliche Reflexionen, die sich oft ins Phrasenhafte verlieren, oft aber auch edlen Schwung athmen. Das gelungenste Sonett dieser Gruppe ist das folgende:

Als einzige Wust in diesen Mauern
Gifft mir, wenn nachts die Frühlingsstürme wüthen.
Wie lausig' ich dann auf sie in sei'gem Brüten,
Vergessend ganz, daß ich auf Stroh muß kauern!

Dann treibt in solchen wilden Sturmesschauern
Mein Baum der Träume schüchtern wieder Blüten.
Ich schaue Sterne, die mir längst verglühten;
Und überbraust wird all mein Gram und Trauern.

Denn wie der Freiheit Siegeshymnenchöre
Klingt mir der Sturm; wie Gottes Flucht ich's höre,
Hindonnernd über all die Schergenbanden.

O brauft, ihr Stürme, braukt! Fegt dürre Blätter
Und kalte Wolken weg! Schafft Ostermetter!
Brauft: „Hallelujah, Deutschland ist erstanden!"

Die burschenschaftliche Empörung gegen den „Unkenruf der Diplomatennoten", gegen die „Schleicher in den Staatskanzleien", „die Polizeityrannei", „das Spürhundheer" findet oft sehr energischen Ausdruck.

Der zweite Theil (1870) führt uns in die neueste Zeit. Der Lützower ist 75 Jahre alt geworden, er hat inzwischen sogar sich mit dem deutschen Professorenparlament 1848 in kühnster Freiheitsschwärmerei verloren, wollte aber nach dieser Enttäuschung der Politik gänzlich fern bleiben. Das gelungenste Sonett dieser Gruppe: „Vor dem heiligen Kriege", spricht diese Wendung aus:

Fürwahr, noch solchen Völkersturmes Toben,
Wie's dort an unser staunend Ohr geschlagen,
Wem hört' es nicht zu neuen Frühlingstagen
Das winterliche Herz emporgeboren?

Ha, wie dort stolz der Freiheit Rosse schnoben
Vor jener neuen Zeit bekränztem Wagen,
Der unsrer Einheit Bild einhergetragen,
Von kaiserlichem Diadem umwoben!

Da stand kein Thurm, dran nicht der Sturm gerüttelt
Und Risse bloßgelegt; da war kein Baum,
Dran nicht ein dürrer Ast ward abgeschüttelt.

Aufsprang des Völkerglückes Zaubertruhe.
O wie verzeihlich war mein Frühlingsraum! —
Jetzt aber laßt mir meines Winters Ruhe!

Doch als der welsche Erbfeind von neuem drohte, da entbrennt das Herz des alten Lützowers von neuem; der Sohn zieht in den Krieg; schwer trennt sich der Vater von dem Liebling.

Damit enden des Lützowers eigene Erlebnisse, in denen ein warmes, von der Redwitz'schen Muse vollkommen beherrschtes Gemüthsleben vorwiegt; von jetzt ab steht der alte „Veteran Schildwacht, um sich mit großem Blick die neue, große Zeit anzusehen". Die ergänzende Chronik der Gegenwart geben zum Theil die Feldpostbriefe des Sohnes. Die nächsten Abschnitte: „Von Ihm und uns", „Vom Heer und Bundesfeldherrn", „Vom neuen Deutschen Reich", „Vom Grafen Bismarck", stellen gleichsam die Bildsäulen auf in der Walhalla des neuen Deutschlands. Doch hier erscheint die Pietät des Dichters größer als seine darstellende Kraft, namentlich ist die Kriegschronik nur mit dürftigen Arabesken ausgeschmückt. Die Episode von Saarbrück, „Der Kaiser selbst mit Lulu seinem Sohn" — das ist nicht mehr als gereimte Zeitungsnotiz. Von den Schlachten bei Metz erhalten wir kaum ein anschauliches Bild, wie wir es bei so verschwenderischer Fülle von Gedichten erwarten durften:

Victoria, dreifacher Sieg bei Metz!
Nach unerbittlich eisernem Gesetz,
Welch unerhörte Riesenwaffenthat!

Dies ist mehr rhetorische Phrase als lebensvolle Darstellung. Kaiser Napoleon, „der Völker Furchtpopanz", wie eine Verszeile ihn, fast choliambisch auslautend, nennt, ist im ganzen doch auch mit blassen Umrissen gezeichnet, nicht mit tieferer Intuition. Besser gelingt dem Dichter das Bild des Bundesfeldherrn, dessen Pflichttreue er mit begeisterten Worten feiert. Der dem Grafen Bismarck gewidmete Abschnitt beginnt mit dem Bekenntniß, wie der Lützower die Diplomatensippe haßt, die nur Champagner nippt, mit schönen Frauen schwatzt und nur durch ihr Wappenschild zu Würden kommt. Er will gern „seines alten Grolls Tornister" nicht „auspacken", widmet aber doch dem Grafen Bismarck die folgende vierzehnzeilige Confession:

Doch ihn auch hatt' ich minder nicht gehaßt,
Der wahrlich weder geistesblöd noch stumm,
Deß Kampf verdeckt nie war, deß Weg nie krumm,
Der, was er will, mit exzner Faust erfaßt.

Auf trotz'gem Nacken trägt er Riesenlast.
Nie hängt er sich der Feigheit Mantel um.
Doch für der deutschen Freiheit Heiligthum
Hatt' er zum Hüter niemals mir gepaßt.

Dem Adler war er immer mir vergleichbar,
Dem auch das höchste Ziel gar leicht erreichbar,
Der aber nie mit heiterm Wohlgefallen

Sich wiegt in hehrer Freiheit Aetherschimmer,
Und auf dem Horste nur voll Streitluft immer
Umflogen schärft den Schnabel und die Krallen.

Jetzt aber preist er das Geschick, welches den Willen selbst, einen ganzen Mann von starrem Eisen in diesen Völkersturme uns Ruder stellte. Er nennt Bismarck „den König aller Diplomaten", einen „großen Mann", den Bannerträger unserer Einheit, doch er fordert ihn auf, auch unserer Freiheit Hort und Pfleger zu sein, des deutschen Volks Versöhner, die Eigenart der Stämme zu pflegen; er appellirt an das Herz des Reichskanzlers, das



Digitized by Google

sich in oft weichen Tönen in seinen Briefen aussprechen. In diesem Sonettencyklus findet sich auch ein ziemlich prosaisches Sonett, das an die Adresse Oesterreichs gerichtet ist und deshalb als Ausdruck süddeutscher Stimmung von Interesse ist:

Und stehe, mit noch größern Siegesehren
Vermögen wir jetzt Frankreichs Macht zu brechen
Und seines Leichtsinns Friedensbruch zu rächen;
Selbst Oestreichs Kriegsmacht fehlt noch unsern Heeren.

Und dennoch besser, Oestreich jetzt entbehren,
Soweit beß Stämme deutsche Sprache sprechen,
Als mit Slowaken, Magyaren, Tschechen,
Gemeinsam Deutschlands Siegesbecher leeren!

Sind nicht auch sie, so gut wie die Franzosen,
Todfeind jedwedem deutschen Geistesleben?
Nie trüg' uns solche Feindesbülfe Rosen.

Sie mögen ihren Haß zur Spitze treiben,
Und ihrer Hossart list'ge Ränke weben!
Gleichviel! — Nur mögen sie vom Leib uns bleiben!

„Den Lauen und Furchtsamen" spricht Redwitz im sechsten Abschnitt Muth zu; er erklärt sich gegen das altklug Kritteln, das kleinliche Nörgeln und Verzagen; der drohenden Knechtschaft werde sich ein so todeskühnes Volk stets siegreich erwehren:

Wo thront der Fürst und wenn's der Kaiser wäre,
Der noch einmal der Freiheit Knechtschaft wagte,
Nach solchem Krieg und unter solchem Volke!

In dem Abschnitt „Von der neuen Mainbrücke" will der als alter Lützower verkleidete Sänger Nord und Süd miteinander versöhnen. Einen fast possirlichen Eindruck macht es, wenn Redwitz in dem einen Sonett den deutschen Südländern vorwirft, daß sie zu viel ins Wirthshaus gehen. Von dem Kronprinzen von Preußen singt er:

Und hättest du nicht einen Sieg errungen,
Du kehrtest doch als Sieger uns zurück,
Denn du, du hast des Südens Herz bezwungen.

Die nächsten Abschnitte sind: „Von Sedan und Wilhelmshöhe", weltgeschichtliche Excurse, mit einem Bedauern für Mac-Mahon, einem Loblied Moltke's und einigen Spottsonetten auf den gefangenen Cäsar, „Ein Heldenbrief", persönliches Erlebniß des mit dem eisernen Kreuz geschmückten Sohnes des Lützower's, „Nach Sedan", „Ein Volksprophet", der am meisten drastische und lebensvolle Abschnitt, „Wieder heimgeholt", ein der alten Reichsstadt Strasburg gewidmeter Gesang: „Welsche Sünden und deutsches Mitleid", „Vom Geist des Vaterlandes", „Vom Erntetag und Schnitterlohn", austönende Dithyramben. Der Anhang: „Zwei Helden", enthält einige der stimmungsvollsten Gedichte, wie z. B. das folgende:

Ein Reich wird's werden in der Völker Mitte,
Wie keins des Himmels Wölbung noch umschloß,
Ein Bau der Macht, kein thönerner Koloß,
Deß Säulen Glaube, Bildung, Fleiß und Sitte.

Gefestet mit solch ehrn Bluts Kitte,
Wie's Deutschlands bestes Leben jetzt vergoß,
Darein solch heil'ger Strom von Thränen floß —
Wär's möglich, daß der wieder Schaden litte?

Und daß nicht allzeit hoch auf dessen Zinnen
Der Freiheit Fahne flög', die blutertaufte,
Mit also bitterm Thränenquell getaufte? —

O nein, laß furchtlos scheiden mich von hinnen,
Und Segen nur für Reich und Kaiser sprechen!
Nur Gott allein verbleibe Fluch und Rächen!

Nach einem Bericht, welcher das Gelungenste und Trefflichste einer überreichen Sammlung heraushebt, wird auch strenge Kritik nicht den Vorwurf der Parteilichkeit fürchten dürfen. Diese wird zunächst die Form des Sonetts als ungeeignet für eine so umfassende Dichtung verwerfen müssen. Ein Sonettencyklus darf nie eine bestimmte Grenze überschreiten; denn da jedes Sonett ein abgeschlossenes und zwar streng geschlossenes Ganzes ist, so läßt sich wol mit feinem künstlerischen Verständniß eine mäßige Zahl von Sonetten zu einem größern Ganzen zusammenreihen, in welchem alle vereinzelten Pointen sich zu einer gemeinsamen vereinigen; aber ein großes, wenn auch nur locker zusammenhängendes Gedicht läßt sich nicht in Sonetten abfassen, ohne daß die fortgehende Reflexion gänzlich verschwommen und ermüdend wird. Denn ein epischer Faden läßt sich nicht von Sonett zu Sonett schlingen, ohne die Bedeutung der selbständigen künstlerischen Architektonik des einzelnen Gedichts zu gefährden. Dafür ist das Sonett zu gut, das heißt zu kunstvoll gegliedert. Als Karyatide von Anekdoten, Erzählungen, wie z. B. in dem Abschnitt: „Der Heldenbrief", eignet es sich durchaus nicht. Die Erzählung wird schleppend, die Form des Sonetts unfrei.

Ebenso wenig wie für epische Darstellung, die deshalb in dem Gedicht von Redwitz kaum über die leichtesten Crayonskizzen hinausgeht, eignet sich das Sonett für geharnischte Kriegspoesie, eher für weltgeschichtliche Betrachtungen von elegischem Zug, die auch bei Redwitz der Form der Sonette gleich höhere Harmonie verleihen. Rückert's „Geharnischte Sonette" sind paradox und verdienen nicht Nachahmung. Gleichwol schweben sie dem Dichter vor:

„Geharnischt" sangst du, Rückert, uns Sonette,
Herausgeholt aus tiefstem Sängerborn,
Und hängtest sie mit gottgeweihtem Zorn
Dem deutschen Volk ums Herz als Perlenkette!

O wie bewehrt mit diesem Amulete
Es dann verschärft noch seiner Rache Dorn,
Als du zum Sieg in erster Reihe vorn
Dein Volk entflammt, du singende Vedette!

Rückert, der übrigens keine „singende Vedette" war, sondern diese Gesänge als poetischer Nachzügler nach vollbrachter Kriegsarbeit dichtete, befliß sich keineswegs, das sammtweiche italienische Sonett mit seiner glatten Anmuth nachzubilden; die stählerne Härte der Form erschien ihm dem Stoff angemessen, und so ließ er die Reime wie Schwerter aufeinanderschlagen. Redwitz ahmt ihm oft hierin nach, „wenn er, als der Reimschmiedkunst Gesell umschürzt", an den Sonettenzeilen hämmert. Die Mehrzahl der Sonette ist Probe solcher Reimschmiedkunst, es fehlt ihnen die Reinheit der Form; sie sind reich an harten Apostrophirungen, ungraziösen Constructionen, prosaischen und trivialen Wendungen. Wir verlangen vom Reim im Sonett Bedeutung und Harmonie; denn darin liegt die einzige Rechtfertigung des Reimluxus. Wie oft aber stellt Redwitz ganz unbedeutende Wörter und Flickwörter wie „schier" u. a. in den Reim:

Digitized by Google

Die Herrn Franzosen, gar so schlau und fein,
Sie hielten ostmals uns für Zauberer gar.
Wenn stundenweit sie wähnten Feindsgefahr,
Da sprengten wir urplötzlich mittendrein.

Auch Interjectionen wie „hei" (S. 12), „ach" (S. 17) machen im Sonett einen schwächlichen Eindruck.

Gefangen ist Mac-Mahon's ganzes Heer —
An achtzigtausend Mann! — Und gar noch Er,
Er legt sein Schwert in König Wilhelm's Hand.

Auch hier ist das Pronomen aus dem „Kladderadatsch" ein schwacher Träger des Reims. Ueberreich sind die Sonette an harten Apostrophirungen, namentlich in den an und für sich schon harten Conditionalen und Conjunctiven:

Doch daß für unsre heil'ge deutsche Sache
Sich nur nicht fremdes Schwert auch müßt' erheben!
Vor deutscher Macht allein sollt' er erbeben.

Oder:

Daß mancher allgewohnte Schlendrian,
Durch neuer Ordnung Zucht werd' abgethan.

Oder:

Und hätt' urplötzlich dann im Zauberkann,
Als wäre Geisterhand drob ausgestreckt,
Ihm lauschend ganz Paris das Ohr gereckt.

An trivialen Versen, an gereimter Prosa ist ebenfalls ein bedauerlicher Ueberschuß in der Dichtung — Kehricht für die Kritik, den hier zusammenzukehren es uns an Raum gebricht. Nur wenige Proben mögen genügen:

O wie dir Angst jetzt ward, Napoleon!
Der du so gerne doch im Blute watest,
Wie du zur selben Nacht um Frieden batest,
Als Kaiser Franzens treuer Schwiegersohn!

Doch deinem Betteln sprach man weislich Hohn.
Für alle Frevel, die du an uns thatest,
Für alles Recht, das allzeit du verathest, (!)
Empfang nun den verdienten Sünderlohn!

Oder:

Doch kamm ich endlich ans Studiren kam,
Ha, welch Gericht! Des Völkerrechts Berächter,
Napoleon, der Menschheit Feind und Schächter,
Auf Rußlands Schneegefild — wie ward er zahm!

Oder:

Und also bitt' ich, nord'sche Stammgenossen:
O werdet ihr auch kluge Streitesschlichter!
Thut nicht, als sei euch durch besondern Trichter
Die Fülle höchsten Geistes eingegossen!

Bilderreichthum ist nicht die Eigenthümlichkeit des dichterischen Stils von Redwitz; an origineller schlagkräftiger Bildlichkeit fehlt es ihm. Und wenn er danach strebt, wird er leicht schief und forcirt:

Liebhaber der Natur, wie ich es bin,
Vermählte sich nur ihr als Königin
Ein freier Herrscher in der Forschung Thule.

Solch ein wissenschaftlicher König von Thule, der ultima Thule, macht doch einen komischen Eindruck. An fast ebenso entlegene japanesische Sitten mahnt der folgende Vers:

Verlacht ward ob der Staatskanzlei's Gekleister,
Nur Hohn gibt's für des Censors Rippenstöße,
Und in des Bureaukratenleibs Gekröse
Stieß man des Geistes Schwert nur immer dreister.

Wie man das bildliche Schwert des Geistes dem Bureaukraten in den wirklichen Leib und noch dazu in sein Gekröse stoßen kann, bleibt uns unaufgeklärt, abgesehen von der Geschmacklosigkeit des Bildes.

Auf jede Rose kam ein Dutzend Nesseln,
Wie rochen wir uns dran die Nasen wund!
Sie legten auf der Freiheit einzig Pfund
Fürsorglich zehne ist's der Klauselsesseln.

Ward das ein Paragraphenbabelbau!
Mißtrau'n und Neid, sie maßen dran genau,
Und Angst vor Freiheit war das Krauentau.

In dieser ausnahmsweisen Bilderfülle wird uns angst und bang. Zehn Fesseln auf ein Pfund Freiheit — die Angst als ein Krautentau! Ebenso geschmacklos klingt: „Man wühlt im Schmutze nach Verdacht gleich Trüffeln." Der vierspännige Reimwers trägt die Schuld, daß oft solche lahme Mähren von Bildern mit angespannt werden. Uebrigens ist die zweite Hälfte der Dichtung bei weitem correcter als die erste.

Die Dichtung enthält, wie wir sehen, neben anerkennenswerthen Schönheiten viel Unfertiges und Triviales, Uncorrectes und Geschmackloses. Wir können dem Dichter nur den etwas nach den gewaltsamen Heilmitteln des Hippokrates schmeckenden Rath ertheilen, bei einer nächsten Auflage die 500 Sonette auf 100 zurückzuführen; dann wird das bestechend Schöne bei weitem überwiegen und das Ganze einen wohlthuenden, harmonischen Eindruck machen.

**Rudolf Gottschall.**

## Eine neue Charakteristik Luther's.

Martin Luther. Ein religiöses Charakterbild von Heinrich Lang. Berlin, G. Reimer. 1870. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der bekannte Redacteur der „Zeitstimmen aus der reformirten Schweiz" und Verfasser der „Religiösen Charaktere" will uns hier nicht sowol eine biographische als eine künstlerisch kritische Zeichnung des großen Reformators liefern. Es ist ihm dies zum größern Theil gelungen, wennschon sein Buch bei manchem Leser den Gesammteindruck zurücklassen dürfte, daß es wol den Negationen Luther's, nicht aber auch seinen Positionen vollständig gerecht geworden und die rationell praktische Richtung und Leistung Zwingli's vor der ethisch und gemüthlich tiefern Anschauung Luther's zu stark bevorzugt habe. Im übrigen kann es nicht fehlen, daß der geistvolle Verfasser der Auffassung der eigenartigen Persönlichkeit seines Helden völlig gewachsen ist. Davon gibt er gleich anfangs einen Beleg mit der Bemerkung:

Wenn die verschiedenen Geistesrichtungen, die sich um die Ehre der Bundesgenossenschaft Luther's reißen, sich in die Zipfel seines Rocks getheilt haben, so bleibt von dem Mann erst noch das größte und beste Stück übrig, das man nicht theilen kann: der naive Mensch, das kindliche Herz, das naturwüchsige Genie, das Dichtergemüth, die sorglos heitere ungekünstelte Frömmigkeit,

Digitized by Google

das sinnige Auge für Welt und Natur, der Gatte und Hausvater, der Lehrer und Vater des Volks, dessen Sprache und Bekenntnisse er verstand wie selten einer, weil er selbst ein Bauernkind blieb sein Leben lang, dessen Schmerzen er fühlte und theilte.

Vortrefflich ist Luther's stimmungsreiche Anlage, welche der ganzen Scala der Stimmungen mit Ausnahme der Furcht mächtig war, das weiche Gemüth des im schriftlichen Verkehr so wenig und in der mündlichen Begegnung so leicht tractabeln Mannes, seine bei allen Verirrungen und Misgriffen grundgute Natur, seine wirkliche, große Gutmüthigkeit, seine Selbstlosigkeit und Opferbereitheit, seine thüringische Stammesart, seine intensive Genialität, sein eminenter Scharfblick, sein Natur- und Weltsinn, sein unvergleichlicher Humor neben seiner weltbezwingenden Derbheit und Unnachgiebigkeit und seiner großartigen Einseitigkeit gewürdigt. Wie treffend ist nur in letzterer Beziehung auf die üble Sitte des Reformators, die gegnerischen Schriften nicht ganz auszulesen, auf seine Virtuosität, den Feind mit einer grotesken Maske, einem Zielpunkt seines Neckens und Höhnens, zu umgeben, auf seine Argwöhnung, das eine und dasselbe Bild des ihm gründlich antipathischen Papstthums in allem und jedem, was ihm entgegenstand, zu erblicken, den „altbösen Feind" im Streit mit Karlstadt, Erasmus, Zwingli immer und immer wieder sein verhaftes Haupt erheben zu sehen, hingewiesen.

Es ist seit Karl Hagen's grundlegenden Arbeiten über die Reformationsgeschichte üblich geworden, bei Luther und seinem Werke die Zeit des frischen Aufblühens und der Abnahme der ursprünglichen Triebkraft, oder die beiden Abschnitte der revolutionären und der restauratorischen Entwickelung der Reformation streng auseinanderzuhalten.

So gut es nach solchen Vorgängen geschehen konnte, hat der Verfasser seinen Stoff in die drei Hauptabschnitte: Luther als Mönch, als Reformator, als Kirchenstifter zerfällt. Aber die Anerkennung einer Luther obliegenden Aufgabe, eine Kirche zu stiften, hätte ihn hier und da etwas billiger gegen ihn machen dürfen. So wird von seinem Stehenbleiben seit Worms gesprochen und ihm in seiner Stagnation der bis ans Ende neuem Licht entgegenstrebende Goethe gegenübergehalten. Als ob, ungeachtet der partiellen dogmatischen Versteinerung, die wir dem Verfasser bereitwillig zugeben, in Luther laut seiner exegetischen, homiletischen, polemischen Leistungen seine reformatorischen Gedanken seit dem Tage von Worms nicht an Vertiefung und Ausweitung gewonnen hätten, und als ob der in eine praktische Laufbahn eigentlich ohne seinen Willen gestoßene Mann den Beruf des fortgesetzten wissenschaftlichen Forschens, wie ihn der Gelehrte hat, vollständig hätte beibehalten sollen! So wird ihm ferner aus dem Uebergehenlassen der Kirchengewalt von den Händen der Gemeinde in die der Landesfürsten, aus der Anbahnung des „schrecklichen" Grundsatzes: cujus regio, ejus religio, aus der Einschrumpfung des weitausschauenden Reformationsanfangs in die Enge einer Separatkirche ein Vorwurf gemacht. Als ob in dem Deutschland, das sich sogar in seiner neuesten Phase vor unsern Augen als ein exorbitant monarchisches Land bewährt, etwas viel anderes als eine immerhin durch die Betheiligung des Laienelements in der Zuziehung des Fürsten temperirte Geistlichkeitskirche möglich gewesen wäre! Nicht so sehr Luther hat die Misentwickelung der deutschen Kirche bestimmt, als vielmehr ihn die Misentwickelung des Deutschen Reichs in seiner Aufstellung eines neuen Kirchengebäudes bestimmt hat.

Nicht verhält es sich so, wie der Verfasser behauptet, daß jene Bestrebungen der Puritaner, die einen der glorreichsten Abschnitte der Geschichte Englands bezeichnen, an der übermächtigen Gewalt erlegen sind, mit welcher Luther seine Zeit fortriß und ihr den Stempel seines Wesens auf Jahrhunderte hinaus aufgedrückt hat. Nein, nicht er riß seine Zeit mit sich fort, sondern die Situation Deutschlands riß ihn mit fort. Man kann darüber streiten, was wünschenswerther sei, die freie Gemeindeentwickelung der Schweiz oder die Consistorialkirche Deutschlands. Man wird immerhin gegen das Formelle der regen Selbstbetheiligung der Gemeinde dort das Materielle der Einordnung des Religions- und Kirchenwesens in das gesammte Culturgebiet des Staats hier halten können.

Man wird gern mit dem Verfasser das größere praktische Geschick Zwingli's anerkennen; aber man wird auch die ungleich schwerere Aufgabe Luther's in der Praxis und die Unvereinbarkeit hervorstechender Actionskraft mit seiner energischen Denkerkraft zugestehen müssen. Von diesen Gesichtspunkten aus möchten wir auch Luther's Benehmen gegen Karlstadt und die wittenberger Bilderstürmer sowie gegen die sogenannten „Schleicher und Winkelprediger" milder beurtheilt wissen, als es Lang thut. Zum voraus gibt der Verfasser uns selber mit der seinen Bemerkung, daß Luther zwar seinen Gegner zu verbannen, aber nie ihn zu verbrennen fähig gewesen sei, an die Hand, daß in ihm nicht der Ketzerrichter, sondern der Mann der äußern Ordnung, der Legalität im edlern Sinn überwog. Ja, das ist's: rücksichtsvolles Gerechtwerden allen Interessen der Personen und Sachen, was neben allen Schattenseiten die Lichtseite des von Luther angebahnten Staatskirchenthums bildet. Es ist denn doch zu brachten, daß Luther mit Recht in seiner ersten Predigt gegen die Bilderstürmer über die Indiscretion klagt, mit völliger Umgehung seiner Person, die wenigstens brieflich so leicht auf der Wartburg zu erreichen gewesen wäre, gehandelt zu haben. Es mindert unsern Tadel über sein scheues Zurückbeben vor Einführung der Theorie in die Praxis, angeblich aus Rücksichten auf den schwachen Bruder, wenn wir bedenken, daß er auf dem öffentlichen Boden Deutschlands sich sachgemäß auf dem Boden der Compromisse stellen konnte. Wenn er mit seinem Gutachten gegen die Eindringlinge in die Predigtfunctionen auf das rite ordinatus dringt, so ist er damit allerdings der Schutzredner für eine zünftige Geistlichkeit geworden. Wer will aber verkennen, daß er mit der Verwerfung des Anachronismus eines alttestamentlichen Prophetenthums, das Karlstadt für seine Zeit statuirte, mit der Betonung des Amtscharakters für den Prediger, mit der Beschützung der „Pfarrherren" gegen eine Controle von Unberufenen einer drohenden religiösen Ochlokratie begegnet ist und in einem wesentlichen Interesse der Cultur die öffentliche Religion in den Kreis der sonstigen Sphären des Lebens eingerahmt hat? Den Fortschritt der

Digitized by Google

Forschung hat hiermit Luther nicht gehemmt, wie ihm der Verfasser schuld gibt, sondern nur, was freilich vom Standpunkt des formellen Rechts nicht gutgeheißen werden soll, das Ueberwuchern der religiösen Schwärmerei und des religiösen Phantasielebens. Eine Glaubens- und Gewissensfreiheit in juridischem Sinne hat er allerdings nicht anzuerkennen vermocht, aber „die durch ihn wieder voll in Blüte gekommene Hierarchie“ war, ungeachtet der dem Verfasser zuzugebenden Schuld Luther's an der protestantischen Orthodoxie, zum mindesten durch Motive der Cultur und Humanität constitutionell eingeschränkt. Jedenfalls beweist seine Berufung auf sein Doctorat, das allein ihm persönlich den moralischen Muth für sein Reformwerk gibt, das ihn tröstet, nicht ohne Beruf und Befehl sich eingeschlichen zu haben, daß er unter gut traditioneller Form auf die Würde der Wissenschaft etwas hält, daß er die Gelehrtenrepublik als eine Art Forum anerkennt. Will der Verfasser auch hier, wie er so gern thut, in Luther den Mönch hervorblicken sehen — gut; der Mönch, dem das Wissen imponirt, thut besser daran, als die Tausende von evangelischen Geistlichen und Religiosen, die heutzutage nichts mehr auf das Wissen geben.

Der wundeste Fleck in Luther's Leben war, wie unser Verfasser nicht verschweigt, sein Betragen im Bauernkrieg. Unser Buch läßt nur nebenher andere Motive zu und besteht darauf, hier habe der Mönch aus dem Innersten des Katholicismus gesprochen, nicht der Reformator aus dem Geiste einer neuen Zeit. Aus diesem katholischen Rest, der als Folge seiner religiösen Entwickelung so tief in Luther's Wesen zurückgeblieben war, erkläre sich allein seine Stellung zum Bauernkrieg. Aber, ist z. B. Spener's in unsern Tagen doppelt herzlos klingender Trostbrief an einen Freund in Strasburg, die französische Occupation sei eben ein Rathschluß Gottes, durch den er einen von der thörichten Selbstliebe und dem Hängen an den Scheingütern zur Liebe seiner selbst und zum Hängen an den wahren himmlischen Gütern bringen wolle, etwa auch aus einer frühern katholischen oder gar mönchischen Laufbahn zu erklären? Nein, bei Luther und Spener handelt es sich hier um einen specifisch lutherischen Spiritualismus und Quietismus, theilweise zu erklären aus der monarchischen Atmosphäre Deutschlands und bei Luther überdies im Bunde mit der nicht blos modernen Gelehrtenaristokratie und auch einem Doctrinarismus, der bei Gelehrten vorherrschend werden kann, bei beiden im Zusammenhang mit einer gewissen Unfähigkeit der Theologen, von ihrem Boden der Gnade aus sich unbefangen auf das Gebiet des concreten Rechts zu versetzen.

Nachdem wir im Bisherigen die Anschauung des Verfassers über mehrere dunkle Punkte im Leben und Wirken Luther's durch Aufstellung neuer Gesichtspunkte nicht so sehr zu berichtigen als zu ergänzen bemüht waren, können wir uns um so getroster der vollen Anerkennung seines herrlichen Werks hingeben. Es sind im allgemeinen ziemlich ausgefahrene Gleise, in denen sich eine Darstellung Luther's zu bewegen hat. Der Verfasser hat die Klippen, oft Gesagtes noch einmal sagen zu müssen, durch die Begrenzung, die er seiner Aufgabe gegeben hat, durch seine Aufmerksamkeit auf bisher übersehene und nicht gebührend ausgeführte Partien im Leben und Wirken des Helden, durch die, wenn auch etwas einseitige Einheitlichkeit in der Auffassung seines Mannes vollständig vermieden. Sein Buch, immer fesselnd und anfprechend, sei es zum Mitdenken und Mitfühlen, sei es zum Andersdenken und Andersfühlen anregend, jedenfalls immer Gemüth und Phantasie in angenehmer Beschäftigung erhaltend, ist in gleichem Maße für Männer von Fach wie für das größere Publikum belehrend. Wir dürfen nur die einzelnen Abschnitte anführen, um den Beweis zu liefern, daß hier eine gewandte, geistreiche Feder die Leitung hat und daß die Arbeit dem dramatischen Interesse, das in dem großartigen historischen Material an und für sich liegt, in vollem Maße nachgekommen ist. Die rein innerliche, durch zehnfach dargebotene äußere Incitamente im Augenblick nicht berührbare Entwickelung Luther's ist mit Meisterhand in den Abschnitten: „Der Weg zum Kloster“ und „Im Kloster“ verfolgt. Sehr durchsichtig und lichtvoll ist die ziemlich complicirte Geschichte der Reformationsarbeit von 1517—21 im zweiten Theil in den Abschnitten: „Der Ablaßhandel“; „Das Entscheidungsrecht in Sachen der Wahrheit“; „Die drei grundlegenden Schriften der Reformation“; „Der Held der Nation“. Im dritten Theil ist die ästhetisch gelungene Vertheilung von Licht und Schatten unter dem Vorwiegen des Lichteindrucks bei dem Leser zu bewundern. Könnte man in den Abschnitten: „Die Bilderstürmer“; „Die himmlischen Propheten“; „Gegen die Bauern“; „Wider Erasmus“; „Wider Zwingli“ — an seinem Luther irre werden, man fühlt sich aufs neue mit ihm emporgehoben „auf Koburg“, wo er den alten Höhepunkt von Worms wieder erreicht. Man erfährt wieder einige Enttäuschung bei den „Nachwirkungen von Koburg“, um in der Betrachtung von „Luther's Privatleben und Lebensabend“ die gemüthliche und elegische Seite des eigenen Wesens desto lebhafter angesprochen zu finden. Dabei ist Diction und Stil durchweg gleichmäßig, edel, neben aller Belebtheit gehalten und würdig, elegant und kräftig, auf dem Niveau des dargestellten, gewaltigen Gegenstandes.

## Romane und Novellen.

1. Wohin? und Woher? Roman von Franziska Gräfin Schwerin. Zwei Bände. Leipzig, Kormann. 1870. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman, der in zwei Bänden eine außerordentliche Fülle von Stoff bietet, ist keiner jener Unterhaltungsromane, die wir nur zur Hand nehmen, um müßige Stunden durch die Lektüre derselben zu verkürzen, sondern vielmehr ein Tendenzwerk, welches in der Absicht geschrieben worden, unsere Gedanken zu ernsten, philosophisch-religiösen Betrachtungen anzuregen. Die Verfasserin hält uns in der Geschichte einer längst entschwundenen Vergangenheit einen Spiegel vor, in dem

Digitized by Google

wir unsere Zeit mit ihren Vorzügen und ihrem Fortschritt, aber auch mit ihren Gebrechen und Schattenseiten erkennen sollen.

Wir werden in diesem Roman auf das Gebiet der römischen Geschichte zur Zeit der Kaiser Caligula und Claudius bis zur Regierung des Titus und Domitian, also in das 1. Jahrhundert n. Chr., versetzt. In das Geschick der Helden und Heldinnen des Romans ist zugleich das der verschiedenen Religionsgemeinden, die sich zu jener Zeit bildeten und deren Hauptvertreter sie sind, verflochten; in persönliche Erlebnisse und individuelle Kämpfe zwischen Haß und Liebe, Unglauben und Glauben, Humanität und Selbstsucht ist auch der Kampf des untergehenden Heidenthums mit dem strengen, finstern Judenthum und dem siegreich durchdringenden Christenthum verwebt; und allen diesen phantasiereichen und lebenswahren Schilderungen liegt die Idee zu Grunde, daß die Religion der Liebe allein uns zu freien Menschen erhebt, die ganze Menschheit zu einer großen Brüdergemeinschaft vereinigt, und die Schranken, welche durch die Satzungen des Hochmuths, des selbstgerechten Pharisäerthums und der Eitelkeit zwischen den Menschen aufgerichtet worden, allein niederzureißen im Stande ist. An alle ihre Leser erläßt die Verfasserin den Mahnruf, durch Duldsamkeit und Menschenliebe gegen den orthodoxen Buchstabenglauben zu Felde zu ziehen und sich der Erforschung des Ewig-Wahren mit Begeisterung hinzugeben.

Diese abstracten Ideale, welche der Verfasserin bei der Entstehung ihres Werks vorschwebten, gewinnen nun in den Hauptgestalten desselben gleichsam feste Form; sie treten in die sichtbare Erscheinung, sodaß wir fast jede Hauptgestalt des Romans einen personificirten Begriff nennen möchten. So tritt uns in der feurigen Römerin Sempronia das übersättigte Heidenthum in seiner entsetzlichen Hohlheit, Grausamkeit und Willkür entgegen; wir sehen in Sempronia ein echtes Kind ihrer Zeit mit allen ihren Launen und Irrthümern, ihrer Langeweile, ihrer frivolen Genußsucht und Ueppigkeit; nachdem aber das unglückliche Weltkind durch den Einfluß der eigenthümlichsten Verhältnisse in alle Kämpfe jener an Conflicten so reichen Zeit hineingeschleudert worden und sich nach qualvollen, bangen Zweifelsstunden endlich für die Religion der dienenden Liebe entschieden hat; nachdem die hochmüthige Aristokratin unter bittern Schmerzen hat erkennen müssen, daß die Tugend allein den Werth des Menschen bestimmt, und ihr leidenschaftliches, unbefriedigtes Herz in den Trostsprüchen der christlichen Religion endlich Frieden und Erhebung gefunden, verwandelt sich die Königin der ranschenden Feste des genußsüchtigen alten Roms in eine Märtyrerin ihres Glaubens, eine büßende Magdalena, die nun ebenso groß und muthig im Dulden und Entsagen ist, wie sie früher klein und schwach in eitler Selbstvergötterung war.

Wir können hier nicht ausführlicher auf die Schilderung der übrigen Hauptgestalten eingehen und den Leser daher nur darauf aufmerksam machen, daß auch die übrigen Personen des außerordentlich fleißigen Werks mit lebenswahren, fesselnden Zügen ausgestattet sind. Wir greifen unter diesen meist charaktervollen, anziehenden zahlreichen Gestalten hier besonders heraus: die strenge, zwischen Haß und Liebe schwankende Efflärin Jemima oder Josepha, den liebeglühenden, feurigen Sklaven Lysander, den eingefleischt aristokratischen Römer Alpinus, den Bruder Sempronia's, den von falschem Ehrgeiz verblendeten und an den Abgrund moralischen Untergangs geführten Ephoron, die edle Christin Lätitia, sowie endlich den schwärmerischen Juden Nathanael, der um seines Glaubens willen freudig den Märtyrertod leidet.

Sowie wir nun die Zeichnung dieser einzelnen Charaktere im ganzen lobend anerkennen müssen, da sie meistens treffend und consequent durchgeführt ist, so müssen wir auch die Schilderung der damaligen Zeitverhältnisse, welche den dunkeln Hintergrund des phantasiereichen Gemäldes bilden, in politischer, religiöser und socialer Beziehung nicht nur als anziehend und geschichtlich treu bezeichnen, sondern auch betonen, daß gerade die Sittenschilderungen jener Zeit ein tiefes Studium der Geschichte, ein reiches Wissen und große Liebe und Ausdauer bei der Ausführung des entworfenen Plans verrathen, sodaß der lehrreiche Roman Liebhabern einer ernsten Lektüre gewiß zu empfehlen ist. Der einzige Tadel, den wir, einige Unebenheiten im Stil abgerechnet, auszusprechen haben, ist der, daß an den Stellen des Romans, in denen uns Zustände oder Gefühle geschildert werden, nicht nur oft eine Wiederholung bereits berührter Punkte stattfindet, sondern daß überhaupt die Beschreibungen und Betrachtungen im allgemeinen an einer Breite leiden, die auf den Leser ermüdend und lähmend wirken muß. Wir können daher trotz aller Vorzüge des Romans kaum die Spannung und das Interesse bis zur letzten Seite des umfangreichen und in doppeltem Sinne gehaltvollen Buchs wach halten. Wir vermissen häufig Bündigkeit, Kürze und Klarheit des Ausdrucks; die Verfasserin hat sich von ihrem Eifer fortreißen lassen und des Guten zu viel gethan. Ein denkender Leser aber wird sich durch dieses „Zuviel" nicht abschrecken lassen, und wenn er sich bis zum Ende durchgearbeitet hat, manches goldene Körnlein, manche edle Perle des Geistes in dem allzu breit dahinfließenden Redestrom entdecken.

2. Neue schlichte Geschichten von George Hesekiel. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1871. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der fleißige, der Leserwelt bereits rühmlich bekannte Verfasser der „Neuen schlichten Geschichten" gibt uns, wie schon der Titel des zweibändigen Werks erkennen läßt, einfache Lebens- und Sittenbilder verschiedener Zeiten. Er „greift hinein ins volle Menschenleben, und wo er's packt, da ist's interessant", und hebt aus neuerer und neuester Geschichte, aus Hof- und Aristokraten- wie aus Bürgerkreisen, aus bewegter Zeit und friedlichem Stilleben solche Charaktere mit meist glücklichem Griff heraus, deren eigenthümliches Schicksal oder kühne Thaten sie zu Helden erheben, oder deren originelle Eigenart sie vor der Menge alltäglicher Menschen auszeichnet, sodaß sie, wenn auch nicht hervorragend durch ein großes Geschick, doch bedeutend genug erscheinen, um in den Rahmen eines Genrebildes oder einer Novelle gefaßt und so entweder gefeiert oder wenigstens der vollständigen Vergessenheit entrissen zu werden.

Digitized by Google

Im ersten Bande dieser „Neuen schlichten Geschichten" haben uns von neun verschiedenen Erzählungen besonders angesprochen: „Frobenia", ein vaterländische Erzählung, welche den kühnen Stallmeister der Großen Kurfürsten, Emanuel von Froben, verherrlicht, der bekanntlich durch seinen Opfertod in der blutigen Schlacht bei Fehrbellin dem Kurfürsten das Leben rettete und sich in der brandenburgisch-preußischen Geschichte ein ehrenvolles Denkmal setzte.

Dann heben wir die Novelle: „Die Witwe Lautenspiel" hervor, da gerade hier der fast in allen übrigen Erzählungen dieses Bandes angeschlagene Chronikenton, der bei zu häufiger Anwendung etwas Monotones annimmt, einem frischen, natürlichen, lebendigen Redefluß weicht, und wir durch anmuthige Hebungen und Senkungen in den Gefühls-, Situations- und Charakterschilderungen bis zu einem heitern Schluß geführt werden, der nicht nur das Wohlgefallen des Helden und der Heldin, sondern auch das des Lesers erregt.

Fast noch mehr als die Erzählungen des ersten Bandes haben uns die Skizzen und Genrebilder des zweiten angesprochen. Wir beschränken uns hier darauf, auch diesen zweiten Band der Leserwelt zu empfehlen und heben daraus besonders hervor: „Morgenstern's erste Liebe", ein anmuthiges Genrebild mit vielen feinen Zügen; „Der Bär von Berlin", ein culturhistorisches Gemälde aus dem 15. Jahrhundert voll markiger märkischer Gestalten; „Fritz Scheuffelhut" oder, wie wir hinzufügen, Erlebnisse und Abenteuer eines politischen Flüchtlings von 1812; „Hans Joachim", eine munntere Husarengeschichte, der jedoch der blutig-düstere Hintergrund des Kriegs nicht fehlt; und endlich das Lebensbild der ebenso schönen als unglücklichen Schwedenkönigin Friederike, die 1826 in der Schweiz auf einer Reise nach Italien starb und zwar als Verbannte und Entthronte, nachdem sie auf den Höhen der Menschheit gewandelt.

Die „Neuen schlichten Geschichten" Hesekiel's zeichnen sich meistens durch eine glückliche Wahl des Stoffs, eine lebendige Darstellung, feine Ausarbeitung der Charaktere und geschickte Situations- und Zeitmalerei aus; Stil und Ausdruck sind klar und treffend; und nur das häufige Anklingen an die „Chronik", der einzelne Charaktere entlehnt sind, wirkt besonders bei den düster gehaltenen Bildern ermüdend, während eine frischere Darstellung das Grausige und Schauerliche gemildert hätte und das Einfache und Anspruchslose wirkungsvoller hervortreten ließe.

3. Holländische Geschichten von Wilhelm Fischer. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1870. 8. 3 Thlr.

Da wir einmal bei der Betrachtung von Genrebildern verweilen, wollen wir die Besprechung der „Holländischen Geschichten" folgen lassen. Der Verfasser versetzt uns in seinen Schilderungen, die dem bürgerlichen Leben entnommen sind, gewissermaßen auf ein neues Gebiet der Roman- und Novellenliteratur, denn wenn auch das holländische Leben in seinen verschiedenen originellen und markigen Zügen schon häufig dargestellt worden ist, ja vielleicht im ganzen jetzt nicht mehr so viel des Interessanten und Fesselnden bietet, als in jener großen Vergangenheit der Niederlande, in der uns die Blüte des holländischen Handels und die Pracht der reichen Bürger der großen, gewerbfleißigen Städte von ehedem anzieht, so ist im allgemeinen dieser Stoff doch weniger erschöpft worden. Wenn wir daher dem vorliegenden Werke seine besonders hervorragenden Eigenschaften nachrühmen können, so hat es doch den großen Vorzug, ein weniger verbrauchtes Thema zu behandeln, als dies leider in so vielen Romanen und Novellen der neuesten Literatur der Fall ist. Es ist dem Verfasser gelungen, mit Ausnahme einiger Erzählungen, die mit ihrer düstern, bigoten Färbung nicht in den Rahmen der übrigen, vorwiegend tragikomischen Schilderungen passen, ziemlich anziehende „Bilder aus dem alltäglichen Leben" zu zeichnen und durch eine lebhafte, besonders in den komischen Situationsmalereien glückliche Darstellung erheiternd zu wirken. Lebensklugheit, Menschenkenntniß, praktischer Sinn, dem aber eine gewisse Begeisterung für höhere Interessen nicht abgeht, sprechen sich in den Charakteren aus, die uns in der vorliegenden Novellensammlung vorgeführt werden, und da, wo der Verfasser Ironie und Witz entfalten kann, breitet sich ein ganz besonderes Behagen über die Situation, welches theilweise auch auf den Leser übergeht, wenn dieser für das heitere oder vielmehr das komische Element der Darstellung empfänglich ist. Wir vermuthen in dem Verfasser ein Talent, das auf dem Gebiet des Humoristischen und Komischen nicht ohne Wirkung und Bedeutung schaffen dürfte; für ernstere Conflicte und große Leidenschaften aber fehlt es ihm an Tiefe und Glut der Empfindung, sowie an Lauterkeit und Anmuth des Stils.

Von den holländischen Genrebildern, die wir jedoch den Liebhabern einer leichten Lektüre immerhin lobend erwähnen, führen wir als besonders gelungen an: „Myops oder ein friedliches Junggesellenleben", das mit einer glücklichen Heirath endet, „Tausendundein Gulden" und „Die Brüder".

4. Der Sternkrug. Criminalnovelle von Adolf Streckfuß. Berlin, Brigl. 1870. Br. 8. 25 Ngr.

Die vorliegende Novelle, in welcher die Verfolgung und schließliche Entdeckung zweier Verbrecher, die drei schwere Mordthaten verübt haben, in spannender Weise geschildert wird, gehört mit zu den besten Criminalnovellen der Gegenwart. Mit einfachen Mitteln erzielt der Verfasser, der in die Geheimnisse der Criminalpolizei tief eingedrungen zu sein scheint, eine bedeutende Wirkung, und wir verfolgen daher die lebendige, sich klar und logisch entwickelnde Handlung vom Anfang bis zum Ende mit dem größten Interesse. Dasselbe concentrirt sich auf den Verfolger der Mörder, den Polizeirath Werder, der als Handlungsreisender unter dem Namen Steinert sich in der Gegend, wo die Mordthaten begangen worden sind, einführt, in dem Gasthause zum Sternkrug (der Höhle der Verbrecher), dem Mittelpunkt des Verkehrs auf einer Landstraße, die zwischen zwei kleinen Landstädtchen durch die sogenannte „Diebsheide" führt, sich die genauesten Nachrichten über die Verhältnisse, die Lebensweise und den Charakter der muthmaßlichen Mörder zu



Digitized by Google

verschaffen weiß und endlich bei seinen Wanderungen in der Umgegend so deutliche Spuren der Verbrecher findet, daß sie ihm die Lösung des dunkeln Geheimnisses bedeutend erleichtern. Der Polizeirath Werder wird uns aber nicht nur als ein pflichtgetreuer Beamter, als strenger Richter und unerbittlicher Rächer der bösen That geschildert, sondern der Verfasser hat es auch verstanden, ihn mit liebenswürdigen geselligen Talenten, mit einer glänzenden Unterhaltungsgabe, mit Witz und Geist, und vor allem mit einem warm empfindenden Herzen auszustatten, sodaß uns nicht nur der pflichtgetreue Beamte ehrenwerth, sondern auch der Mensch achtungs- und bewunderungswürdig erscheinen muß. Weil nun aber Werder noch nicht so vollständig in seinem zwar ehrenvollen, doch unendlich schweren und oft peinlichen Beruf aufgegangen ist, daß es für ihn nichts Höheres und Beglückenderes geben könnte als eben die strengste Erfüllung seiner Amtspflichten, so geräth sein Herz gar bald mit seinem Verstand in Streit — die Liebe tritt in stärksten Widerspruch zu seiner Pflicht, und während er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Verbrecher verfolgt, liebt er mit der ganzen Glut eines edeln, für das Gute und Schöne gleich begeisterten Herzens die unschuldige Tochter des in seinen Augen so verabscheuungswürdigen Vaters. Dieser Conflict zwischen Pflicht und Liebe ist fesselnd geschildert. Wir dürfen jedoch die Lösung dieser eigenthümlichen, aufregenden Verwickelungen hier nicht weiter verrathen, um der Novelle nicht ihren größten Reiz, den einer fortwährenden Spannung, zu nehmen, und wollen daher zum Schluß nur noch erwähnen, daß auch die Schilderung der übrigen Charaktere (Vater und Sohn Grawald, der Brüder Heiwald, der schönen Ida von Heiwald, des Wirthes Braun, des Polizeicommissars Ewald u. s. w.) fein und klar durchdacht und ausgearbeitet erscheint. Auch löst das Ende der unterhaltenden Novelle, deren Stil im ganzen correct und der Handlung und den auftretenden Personen angemessen ist, versöhnend und wohlthuend alle Wirren und Räthsel.

5. Auf eigenen Füßen. Erzählungen für Deutschlands Töchter von Emma Laddey. Stuttgart, Kröner. 1870. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die Verfasserin hat die vorliegenden sieben Erzählungen, die eine didaktische Färbung haben, in der Absicht geschrieben, die heranwachsende weibliche Generation für eine vernünftige „Emancipation" zu begeistern und den Segen der selbständigen Arbeit, der Ausübung eines bestimmten Berufs für das weibliche Geschlecht zu schildern. Emma Laddey gibt uns in den verschiedenen Bildern recht anschauliche und gemüthvolle Schilderungen aus dem Frauenleben der Gegenwart, und während sie in der Novelle: „Die Emancipirte", vor einer falsch verstandenen Verachtung ehrwürdiger Sahnungen warnt, die das Weib zur Priesterin des Hauses weihen, führt sie uns in den übrigen Erzählungen, unter denen uns besonders Nr. 3 „Die arme Sarah" und Nr. 4 „Zwei Frauen" angesprochen haben, wirkungsvoll vor die Seele, daß es jeder Frau nur zur Ehre gereicht, wenn sie gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen, und daß sie recht gut ihren Lebensunterhalt erwerben kann, ohne die Pflichten einer Hausfrau und Mutter darüber zu vernachlässigen oder ihrer weiblichen Würde etwas zu vergeben. Die vorliegenden Erzählungen entsprechen jedenfalls einem Bedürfniß unserer Zeit, und da die Verfasserin sich der Aufgabe, ihr Geschlecht durch diese Novellen dem Traumleben und der thatenlosen Stille, in welche dasselbe zum größten Theil versunken ist, zu entziehen, mit Ernst und Liebe unterzogen und mit Geschick entledigt hat, so können wir allen denen, die sich für die Veredlung und eine freie, gesunde Entwickelung des weiblichen Geschlechts interessiren, diese Erzählungen warm empfehlen. Sie enthalten neben gemüthvoller Darstellung so manchen praktischen Wink und manchen verständigen Rath: Früchte einer reichen Lebenserfahrung, einer gesunden, vernünftigen, zugleich edeln und durchgeistigten Weltanschauung.

6. In der Nonnenschute. Aus den Papieren einer Verstorbenen. Herausgegeben von Adolf Strodtmann. Berlin, A. Duncker. 1871. 8. 20 Ngr.

Der Titel des vorliegenden Buchs klingt so geheimnißvoll, daß mancher Leser dasselbe vielleicht mit heimlichem Grausen zur Hand nimmt und sich auf die furchtbarsten Entdeckungen und haarsträubendsten Klostergeschichten gefaßt macht; allein wir werden glücklicherweise mit Schauergeschichten à la Barbara Ubryk verschont und erfahren nur die Eulenspiegeleien und Schelmenstreiche, die ein übermüthiges, kecke, aber gutherziges Mägdlein in der Klosterschule einer rheinischen Stadt, wo es den täglichen Schulunterricht genoß, ausführte. Diese einfachen, naiven Schulanekdoten sind im ganzen unterhaltend und erheiternd erzählt, und wir können diese „Kinderphilosophie" nicht aus der Hand legen, ohne herzlich zu lachen, aber auch zu ernsten Betrachtungen über den Einfluß der Kirche auf die Erziehung und Entwickelung der heranwachsenden Jugend angeregt zu werden. Sprache und Stil sind einfach und dem behandelten Stoff angepaßt; kindliche Einfachheit ist der Grundton des Ganzen, und Freunde einer naiv-unbefangenen Lektüre, die auf eine Stunde erheitert, ohne den Geist zu ermüden, werden gern in diesen „Eulenspiegeleien eines Mädchens" blättern.

7. Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Max Müller. Dritte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1871. Br. 8. 1 Thlr.

Dieses jetzt in dritter Auflage erschienene Werk enthält die poetische und sinnige Schilderung der schwärmerischen Liebe, die ein zwar in höfischen Kreisen erzogener Mann, in dessen Adern aber trotzdem kein Fürstenblut rollt, für eine Prinzessin des Fürstenhauses empfindet. Diese Liebe zu der sanften, engelgleichen Maria beginnt schon in seinen Knabenjahren, wo er Spielgefährte des Erbprinzen ist, sie begleitet ihn auf seine Studien- und Wanderjahre, und als er dann in die Heimat zurückkehrt und seine „Heilige" wiedersieht, da bricht die alte Glut mit neuen mächtigen Flammen hervor und er lebt nur ihr. Die Fürstin ist eine von den „schönen Seelen"; schweres, körperliches Leiden fesselt sie seit Jahren ans Lager, die äußere Welt ist so gut wie todt für sie; sie hat sich aber im eigenen Herzen eine Welt gegründet,

Digitized by Google

ihre reine Seele versenkt sich in die Werke großer Denker, ihr edles Herz findet im Verkehr mit dem theuern Freunde, der aus den Tiefen ihres wunderbaren Geistes Licht und Leben geschöpft, das schönste Glück. Der Zauber ihrer frommen, gläubigen Zuversicht, ihrer reinen Weltanschauung und der zarten Weiblichkeit ihres ganzen Wesens in Wort und Blick ist so veredelnd, so läuternd, daß auch der Freund in eine schönere Welt des Gedankens emporgetragen wird und männlich seine Leidenschaft bezwingt. Maria ist in ihrer Huld für ihn so anmuthig-weiblich, so zart abwehrend, daß das Wort Liebe nicht über seine Lippen kommt, und erst dann, als sie selbst verräth, was sie für den Freund empfindet, und äußere Verhältnisse die Harmonie des Herzensbundes stören, der ohne Geständniß seit Jahren schon für die Ewigkeit geschlossen war, entreißt die drohende Gefahr beiden Liebenden das lang verschwiegene süße Geheimniß. Jetzt aber, wo der treue hingebende Freund die Erfüllung seiner feurigsten, kühnsten Jugendträume vor dem entzückten Auge sieht, wird ihm die Braut, das Kleinod, das zu besitzen er sich nie würdig erachtet, durch den Tod geraubt und er von der höchsten Höhe des Glücks in eine furchtbare Tiefe des Jammers geschleudert. Erschüttert bricht er unter der Last einer solchen Prüfung fast zusammen; die Heimat, in der sein Name durch das Verhältniß zur Fürstin ohnehin fast den alten guten Klang verloren hat, erscheint ihm öde und leer; er nimmt den Wanderstab und zieht in die Fremde hinaus, um da sein Leid nicht zu vergessen, aber zu überwinden. Immer umschwebt ihn der selige Geist der Geliebten, die ihm hienieden schon Engel gewesen, und eingedenk ihres Scheidegrußes „Wie Gott will" fügt er sich in das Unvermeidliche. Als endlich auch seine Stunde schlägt, scheidet er in Frieden mit sich und der Welt, und die Liebe, die ihm schon in der Kindheit Leitstern gewesen, führt ihn auch hinüber in jenes dunkle Land, von welchem keiner zurückkehrt.

Ueber dieser Erzählung ruht ein Hauch der Schwermuth und Sentimentalität, wie er für unsere sturmbewegte, thatenreiche und thatkräftige Zeit nicht mehr recht passen will; aber stillen, sanften, beschaulichen Naturen mag dieses anmuthige Stilleben zwei reiner Herzen, zweier selten begabten und gebildeten Menschen, die sich die Einfalt des Gemüthes bewahrt, empfohlen sein, besonders da auch Stil und Ausdruck, sowie die Schilderung der einzelnen, ideal aufgefaßten Hauptcharaktere poetisch-einfach gehalten sind.

8. Die List der Liebe. Novelle von J. Krüger. Altona, Verlagsbureau. 1870. 8. 25 Ngr.

Leider müssen wir der eben besprochenen poetischen Erzählung jetzt diese Novelle folgen lassen, die vor dem Richterstuhl der Kritik nicht bestehen kann, da sie zu den ganz mittelmäßigen Erzeugnissen der Romanliteratur gehört. „Die List der Liebe" läuft auf eine Täuschung hinaus, die drei Bräute ihren zukünftigen Gatten bereiten, um diese von der falschen Anschauung, daß eine gebildete Frau auch stets eine verbildete sein müsse, zu heilen; allein die Durchführung dieses unschuldigen Betrugs entbehrt vollständig der graziösen, geistvollen Liebenswürdigkeit, die bei Schilderung solcher Verwickelungen nöthig ist. Ebenso fehlt es den meisten Charakteren an Lebenswahrheit; die Handlung ist schleppend, eintönig und dabei unwahrscheinlich, und dem jüdischen Dialekt, welcher die Langweiligkeit des Stils vielleicht mindern sollte, fehlt es an der humoristisch-satirischen Färbung, die man ihm bei aller Unschönheit doch geben kann. Wenn wir einmal Jargon hören sollen, so muß derselbe wenigstens in seinen originellsten Ausdrücken wiedergegeben werden. So aber lesen wir nur schlechtes Deutsch und schlechtes Jüdisch. Die Absichten des Verfassers, als er diese Novelle schrieb, mögen ganz gut gewesen sein; allein sein Talent ist so weit hinter dem guten Willen zurückgeblieben, daß uns die Mühe leid thut, die er an dieses mißrathene Kind seiner Muse verschwendet hat.

## Eine Reise in Arabien.

**Adolf von Wrede's Reise in Hadhramaut, Beled Benny 'Yssi und Beled el Hadschar. Herausgegeben, mit einer Einleitung, Anmerkungen und Erklärung der Inschrift von Ohne versehen von Heinrich Freiherr von Maltzan.** Nebst Karte und Facsimile der Inschrift von Ohne. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1870. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Reise, welche im verflossenen Jahre der Schweizer Werner Munzinger von Aden aus in das Innere der südarabischen Landschaft Hadhramaut unternahm, hat nicht verfehlt großes Aufsehen unter den Geographen zu erregen. Sind bisher auch über dieselbe nur erst kurze Notizen in die Oeffentlichkeit gedrungen, so erkennt man doch jetzt schon, daß durch dieselbe unsere Kenntniß Arabiens wesentlich gefördert wird, und daß andererseits die Reise des einzigen Vorgängers, welchen Munzinger hatte, die des Westfalen von Wrede, ihre volle Bestätigung erhält.

Burckhardt, Niebuhr, Seetzen, Wellsted haben viel für die Erforschung Arabiens gethan; als hauptsächliche Entdeckungsreisende in der noch so wenig bekannten Halbinsel wurden aber der Franzose Arnaud und der Engländer Palgrave genannt. Ebenbürtig stellt sich ihnen als dritter der Deutsche Wrede an die Seite, dessen Reise vor nun 25 Jahren stattfand und trotz ihrer Bedeutung so gut wie in Vergessenheit versunken war. Ein eigenes Missgeschick hat über dem westfälischen Freiherrn und seinem Manuscript geherrscht; er scheint zu jenen Menschen gehört zu haben, denen das Unglück mit seltener Beständigkeit treu bleibt, die trotz aller Verdienste es zu keiner Anerkennung bringen können. Verbittert und missmuthig kehrte er dem Vaterland den Rücken, um in Texas 1852 sich eine neue Heimat zu suchen. Dort ist er verschollen.

In Deutschland konnte Wrede keinen Verleger für



Digitized by Google

sein Manuscript finden, ja Männer wie Humboldt zweifelten seine Wahrhaftigkeit an, während Karl Ritter und der Franzose Fresnel ihn bewunderten. „Nie ist", schrieb der letztere, „eine interessantere Reise gemacht worden als die des Herrn von Wrede, und dieselbe muß in der geographischen Wissenschaft Epoche machen." In England, wo der unglückliche Mann sein Werk übersetzen lassen wollte, gingen die Zeichnungen und Karten zu demselben verloren, und ein dürftiger Auszug im Journal der Londoner geographischen Gesellschaft war alles, was über die Reise veröffentlicht wurde. Freiherr von Maltzan schreibt hierüber:

Durch einen Zufall gelangte vor Jenem Wrede's Manuscript in meine Hände. Anfangs war ich nicht geneigt, ihm große Bedeutung beizumessen, da ich nicht zu denken vermochte, daß man etwas wirklich Gediegenes ein Vierteljahrhundert lang im Verborgenen schlummern lassen könne. Aber je mehr ich mich in dessen Lektüre vertiefte, desto deutlicher erkannte ich den unzweifelhaften Werth, die außerordentliche Wichtigkeit dessen, was hier geboten wurde. Wrede's Manuscript offenbarte mir gleichsam eine neue Welt, eine Fülle von Thatsachen und Erscheinungen, die den Ethnographen Räthsel geblieben waren: es lüftete den Schleier von einem Theil jenes großen unbekannten Landes, Arabien, von einem Theil desselben, über den ich bisjetzt selbst in den arabischen Autoren umsonst Aufklärung gesucht hatte, denn diese geben uns über die an den Indischen Ocean grenzenden Landschaften, und namentlich über deren Inneres, nur die allerdürftigsten, kaum nennenswerthen Aufschlüsse.

Wir sollten denken, dieses Urtheil einer Autorität müßte genügen, um die große Bedeutung von Wrede's Reise festzustellen. Und je mehr auch wir uns in die Lektüre des Buchs vertiefen, desto mehr kamen wir zu derselben Ansicht. Es mag daher gerechtfertigt sein, diese neue alte Reise hier anzuzeigen, die durch ihren interessanten Verlauf, durch die Fülle merkwürdiger Abenteuer und Gefahren, welche der kühne Reisende zu bestehen hatte, auch solche Leser zu fesseln vermag, denen wissenschaftliche Reisebeschreibungen ferner liegen. Das Unternehmen war eins der gefahrvollsten, welche in diesem Jahrhundert vollbracht wurden. Schon nach Mekka vorzudringen, ist bekanntlich nicht leicht, aber dort verschwindet der verkleidete Pilger in dem bunten Völkergemisch; in Hadhramaut aber reist niemand, der nicht aus diesem Lande selbst stammt, und der Fanatismus ist dort nicht minder mächtig als in der heiligen Stadt des Propheten. Die Ankunft eines Fremden dort ist ein fast beispielloses Ereigniß, von welchem die Kunde sich von einem Ende des Landes bis zum andern fort wie ein Laufeuer verbreitet, alle Köpfe beschäftigt und auf die abenteuerlichste Art gedeutet wird. Aber Wrede unternahm das Wagniß dennoch. Daß er seine Eigenschaft als Christ und Europäer verheimlichen mußte, verstand sich von selbst; ebenso daß er der arabischen Sprache vollkommen mächtig sein mußte. Wrede hatte in den dreißiger Jahren als Offizier in griechischen Diensten gestanden und dann sich lange in Aegypten aufgehalten, wo er die Sprache und die Sitten des Landes genau kennen lernte. Aber selbst seine angenommene Rolle als Aegypter sicherte ihn nicht vor dem Argwohn der Südaraber. Er wurde oft für einen Spion des Vicekönigs Mehemed-Ali gehalten. Zudem war ein Aegypter als Reisender in Hadhramaut eine Seltenheit; auch der Handel konnte nicht als Vorwand dienen, da er dort ausschließlich in den Händen der Einheimischen ist. Es blieb also nur übrig, eine Wallfahrt vorzuschützen, als denjenigen Reisezweck, welchen der abergläubische Araber am leichtesten begreift.

Wrede ist denn auch als gläubiger Pilger nach dem wunderthätigen Grabe des in Hadhramaut begrabenen Propheten Hud gezogen und hat dabei den größern Theil des Landes kennen gelernt, freilich nicht ohne mehr als einmal in Lebensgefahr zu gerathen. Das Ergebniß ist nun das vorliegende, namentlich in ethnographischer Beziehung reiche Werk, in dem wir das Leben der südarabischen Beduinen eingehend geschildert finden. Die naturwissenschaftlichen Resultate der Reise sind dürftig, auch fehlen die topographischen Aufnahmen. Jedenfalls wird durch Wrede's Werk eine Lücke in unserm geographischen Wissen ausgefüllt, und das ist das wesentlichste Verdienst des Reisenden. Freiherr von Maltzan, der ihn wieder ans Licht gezogen, ist gegenwärtig, Wrede's Spuren nachgehend, selbst auf einer Reise in Südarabien begriffen.

Richard Andree.

---

## Zur Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.

Geschichte der germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland von Rudolf von Raumer. München, Oldenbourg. 1870. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das große Unternehmen, einer „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland", das hauptsächlich auf Leopold Ranke's Anregung entstanden und durch die reichen Mittel der Historischen Commission rüstig gefördert wird, bleibt auch in dem oben angezeigten Werke, das den neunten Band desselben bildet, seiner eigenthümlichen Tendenz treu. Da die frühern Bände, soviel wir uns erinnern, in d. Bl. nach Gebühr gewürdigt worden sind, so bedarf es nur eines kurzen Wortes der zusammenfassenden Hinweisung auf die eigentliche Aufgabe des ganzen Unternehmens, womit zugleich auch die allgemeine Stellung dieses einzelnen Bandes umschrieben ist.

Es handelt sich hier nicht um eine Geschichte der einzelnen Wissenschaft, etwa der protestantischen oder katholischen Theologie, der Aesthetik, Mineralogie, Geographie und was bisjetzt zur Darstellung gelangt sein mag, für den Kreis der Fachgenossen allein oder auch nur hauptsächlich für ihn. Dazu ist schon der durchschnittliche Umfang jedes einzelnen Werks — ein starker Octavband — nicht angethan, falls es nicht auf ein bloßes Repertorium der betreffenden Literatur abgesehen wäre. Die Aufgabe ist eine weitere und allgemeinere: das gesammte wissenschaftlich gebildete Publikum soll an der Hand zuverlässiger Führer Gelegenheit erhalten, sich über den innern Organismus und die Entwickelungsgeschichte einzelner Disciplinen und, wenn das ganze Werk vollendet ist, über die Gesammtheit der Leistungen unserer deutschen Wissenschaft gründlich zu unterrichten. Die hohe Bedeu-

Digitized by Google

tung eines solchen Unternehmens bedarf keiner weitern Ausführung; längst ist es von den verschiedensten Seiten her als erwünscht, ja als nothwendig bezeichnet worden, und gewiß, wenn es dereinst vollendet sein wird, darf es als würdige Lösung einer großen Aufgabe bezeichnet werden. Die Reihenfolge der einzelnen Bände hängt natürlich von dem Maße der verwendbaren Kräfte ab und ist insofern eine zufällige. Das allgemeine Schema ist von vornherein festgestellt, und es kommt wenig darauf an, in welcher Zeitfrist seine einzelnen Theile zur Ausführung gelangen. Fünf bis sechs Jahre freilich, die nach dem ursprünglichen Programm zur Vollendung ausreichen sollten, werden voraussichtlich nicht genügen; auch wird das anfängliche Schema nur als ein vorläufiges zu betrachten sein und nach manchen Seiten hin erweitert werden müssen, falls wirklich die Totalität der gegenwärtigen deutschen Wissenschaft darin umfaßt werden soll.

Daß die Geschichte der germanischen Philologie zwar nicht an der Spitze, aber doch noch ziemlich im Vordergrunde der bisherigen Theile steht, wird zunächst dem rüstigen Fleiß und der Thätigkeit ihres Bearbeiters zu verdanken sein. Wir sind überzeugt, daß nicht blos den eigentlichen Fachgenossen, sondern auch dem größern Publikum, welchem ja das Werk so gut wie jenen gehört, mit der raschen Förderung der Arbeit gedient ist. Denn eine gewisse freundliche Theilnahme weiterer Kreise gerade an diesem Wissenszweige wird jeder, der nicht aus vorgefaßter Meinung in der Gegenwart alles schwarz zu sehen beliebt, gerne constatiren. Statt aller andern Symptome darf man nur auf den Erfolg der von Franz Pfeiffer begründeten „Deutschen Classiker des Mittelalters“ und der andern in ähnlichem Geiste geförderten Abtheilungen der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur“ hinweisen. Er hat selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen und ist überwiegend nicht durch die Fachgenossen selbst, die sich gelegentlich wol eher ablehnend als förderlich dazu verhielten, sondern durch das sogenannte gebildete Publikum zu Stande gekommen, auf welches das ganze Unternehmen von vornherein berechnet war, ohne daß jedoch auch die Männer der strengen Zunft sich über eine Vernachlässigung ihrer Interessen mit Recht beklagen könnten.

Den letzten Grund dieser erfreulichen Erscheinung wird man in der vorzugsweise nationalen Bedeutung unserer Wissenschaft unschwer finden. Nicht als wenn andere Wissenschaften, weil ihre Aufgaben nicht in directer Beziehung zu der Individualität des deutschen Wesens stehen, keinen Anspruch auf die Bezeichnung „national“ hätten. Eine solche borrirte Auffassung würde sich am wenigsten in der Mitte der deutschen wissenschaftlichen Strömung, deren individuelle oder nationale Signatur gerade in ihrer universalistischen Tendenz besteht, halten lassen. Aber vorzugsweise national darf unser Fach sich immerhin nennen, nicht blos weil sein Stoff identisch ist mit der unmittelbarsten und charakteristischsten Aeußerung des deutschen Volksgeistes, der Sprache an sich und als Darstellungsmittel der Literatur, sondern auch noch aus einem andern Grunde.

Die germanische Philologie ist in Deutschland selbst doch eigentlich erst eine Schöpfung des allgemein wiedererwachenden Nationalbewußtseins in seiner modernsten Fassung, wie es gegenwärtig den Geist der Nation beherrscht und erfüllt. Die Namen, an welche sich die Gründung dieser Wissenschaft anschließt, in erster Reihe die Brüder Grimm, sind zugleich die hervorragenden Vertreter des echten deutschen Patriotismus auf allen Gebieten des praktischen Lebens gewesen. Die Germanistik und der nationale Gedanke sind gleichzeitig, aus einer Wurzel, an derselben Stätte erwachsen und haben auch später und bis zu diesem Tage ihre innigste Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit bethätigt. Im eminentesten Sinne des Wortes ist diese Wissenschaft von jeher politisch gewesen, d. h. sie hat immer auf die reale Durchführung der nationalen Ideale und Postulate den unmittelbarsten Einfluß geübt, auch ohne daß sie es eigentlich beabsichtigte, und jedenfalls ohne daß unter ihren Meistern und Jüngern die Zahl derjenigen Leute, die man Politiker von Profession nennt, besonders stark vertreten gewesen wäre. Aber weil sie, wie aus dem nationalen Gedanken geboren, so auch später mit den fortschreitenden Gestaltungen desselben gleichsam durch Naturnothwendigkeit engste Fühlung behielt, mußte sie auch, ohne es zu wollen, mächtig in die thatsächliche Gestaltung der Geschicke unsers Volks eingreifen. In diesem Sinne darf z. B. jene Germanistenversammlung zu Frankfurt vom Jahre 1846, die zwar nicht blos von deutschen Philologen besucht wurde, in der aber der eigenthümliche Typus der germanistischen Wissenschaft, ihre unmittelbarste Beziehung zu dem Kerne der nationalen Idee vollkommen klar hervortrat, als ein politisches Ereigniß von größter Bedeutung gelten. Denn hier zuerst schossen ganz von selbst in der persönlichen Berührung so vieler von gleichem Sinne erfüllter und nach gleichem Ziele strebender Männer die Strahlen zusammen, aus denen sich die idealistischnationale Erhebung des Jahres 1848, soweit sie überhaupt gesund und berechtigt war, gestaltete. Die Theilnehmer dieser Versammlung bildeten den eigentlichen Stod des deutschen Parlaments, eine Erscheinung ohnegleichen auf politischem Gebiete, da die meisten von ihnen dem politischen Handwerk als solchem ganz fern standen. Es gehörte damals zu der wohlfeilsten Gassenweisheit, das Mislingen jener anfänglich so hoffnungsreich scheinenden Bestrebungen gerade aus diesem Umstand abzuleiten, und wenn auch heute der Hohn über das Professorenparlament und die Professorenminister etwas verklungen ist, so gab es doch eine Zeit, wo kaum ein Wort der Vertheidigung oder Entschuldigung laut werden durfte, ja auch heute noch ziehen allerlei unsaubere Demagogen von der socialistischen oder jesuitischen Clique oder von beiden zusammen, wie es jetzt immer häufiger wird, dieses Register zur tiefsten Befriedigung ihres Publikums, wenn kein anderes zur Verdächtigung ihrer Gegner herhalten will. Unsere Wissenschaft mag sich das gern gefallen lassen. Keine andere neben ihr hat das Recht, die Ehre solcher Schmähungen für sich in Anspruch zu nehmen. Und wenn es auch an sich nicht in dem Bereiche einer Wissenschaft liegt, Politik zu treiben, so war es doch durch die besondern Umstände der Zeit, durch die allerwärts systematisch betriebene Fesselung des Volksgeistes und die methodische Zersplitterung der Volkskraft in der Periode des seit 1815 herrschenden angeblich legitimistischen

Digitized by Google

Systems dahin gekommen, daß das durch alle Gemüther verbreitete dumpfe Sehnen und Wollen, das in der Tiefe der Volksseele verschüttete Ideal ihres eigenen Berufs, nur in diesen Männern einen beredten Ausdruck fand, der dann sofort von dem ganzen Volke als das wahre und rechte Wort der Erlösung verstanden wurde. Mehr konnten und sollten sie nicht thun: einen Bau, der dem praktischen Bedürfniß genügt und in sich die Bürgschaft einer soliden Dauer getragen hätte, konnte nur der kindische Unverstand oder die kindliche Naivetät einer politisch ganz rohen Zeit von ihnen erwarten. Es war genug, daß sich einmal die Stimme des Volks in lauten und reinen Klängen, scharf unterschieden von dem wirren schlaftrunkenen Gestammel der elementaren Masse, darstellte. Sobald das rechte Wort einmal gesprochen war, konnte es nicht mehr zu Grunde gehen, und die weitern Jahre bis heute haben gezeigt, daß, was damals von dem Hochmuth des nüchternen Praktikers als phantastische Träume stubengelehrter Theoretiker und Idealisten verspottet wurde, realere und handgreiflichere Wirklichkeit geworden ist, als alles, was früher auf sein reales Bestehen so trotzig pochte.

Heinrich Küchert.

# Feuilleton.

## Notizen.

Die trefflich redigirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer" hat eine mit sinnigen Illustrationen ausgestattete „Kaisernummer" herausgegeben, welche mit einem Gedicht von Emanuel Geibel „An Deutschland" beginnt; die ersten schwunghaften Strophen des Gedichts lauten:

Nun wirf hinweg den Witwenschleier!
Nun gürte dich zur Hochzeitfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin!
Die du mit Klagen und Entsagen
Durch viermahsechzig Jahr' getragen,
Die Zeit der Trauer ist dahin.

Die Zeit der Zwietracht und Beschwerde,
Die du am durchgebrochnen Herde
Im Staube saßest liegebückt,
Und kaum dein Lied mit leisem Weinen
Mehr fragte nach den Ehrensteinen,
Die einst dein Thidrem geschmückt.

Wohl glaubten sie dein Schwert gebrochen,
Wohl zuckten sie, wenn du gesprochen,
Die Aechter kühl im Bölkerrath;
Doch unter Thränen wuchs im Stillen
Die Sehnsucht dir zum heil'gen Willen,
Der Wille dir zur Kraft der That.

Und endlich fast, die Schmach zu tragen,
Zerrissen du in sieben Tagen
Das Netz, das tödtlich dich umschnürt,
Und festgeschritt, mit derzigem Schritte,
Hinterrand in Europas Mitte
Den Platz zurück, der dir gebührt.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker" (Hildburghausen, Bibliographisches Institut, 1871) liegt eine Reihe von Heften vor (120—132), welche das anerkennenswerthe Bestreben der Herausgeber bekunden, ein vielseitiges Bild der ausländischen Dichtungen den Lesern vorzuführen. Da finden wir eine amerikanische Anthologie von Adolf Strodtmann, welcher ein literarhistorisch-kritischer Bericht über die amerikanische Literatur und eine Charakteristik der hervorragendsten Dichter vorausgeht. Es handelt sich meist um die neuesten amerikanischen Poeten, von ältern ist außer Bryant und Longfellow nur noch Poe vertreten, welchen Strodtmann den originellsten Geist der amerikanischen Literatur nennt. Strodtmann's Formgewandtheit zeigt sich wiederum in diesen Uebersetzungen. Die Namen der meisten dieser Dichter, Stoddard, Whittier, James Pierz, John Dorgan, sowie der ebenso zahlreichen Dichterinnen Stuart Sterne, Sargent Osgood u. o. sind bisher in Deutschland so gut wie unbekannt.

Von der französischen Literatur erschienen Rousseau's „Bekenntnisse" in einer Uebersetzung von Levin Schücking und La Bruyère's „Charaktere" übersetzt von Karl Eitner, jedenfalls eine zu billigende Wahl. Von Shakspeare liegt in Karl Simrock'scher Uebersetzung vor: „Troilus und Cressida" und „Ende gut, alles gut", von Byron: „Korsar", „Mazeppa" und „Beppo", übersetzt von Wilhelm Schäffer. Die sehr interessante Sammlung: „Spanisches Theater" von Moritz Rapp bringt den sechsten und siebenten Band: „Schauspiele" von Calderon, und „die letzten Bühnen der altspanischen Bühne aus dem 16. Jahrhundert", Stücke von Moreto, Alarcon u. a. Das Interesse für das spanische Theater, das bekanntlich Friedrich von Schack in einem vortrefflichen Werke behandelt hat, wird außer durch die Rapp'schen Uebersetzungen von neuem noch gefurcht durch das große Werk von L. Klein. Seine „Geschichte des Dramas" (Leipzig, L. O. Weigel, 1871) beginnt mit dem achten Bande eine „Geschichte des spanischen Theaters", die nicht minder umfangreich wie die des italienischen zu werden verspricht.

Wir haben oben die auszeichnenden Briefe erwähnt, welche Oskar von Redwitz von Kaiser Wilhelm und preußischen Staatsmännern und Feldherren erhalten hat. Auch der Großherzog von Mecklenburg, einer der hervorragendsten Feldherren des Kriegs, hat, unter warmer Anerkennung der Verdienste, welche sich die mitkämpfende Kriegsdrift erworben hat, den Dichtern Julius Grosse, Julius Sturm und dem Herausgeber d. Bl. die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst, dem Dichter Wilhelm Jensen die goldene Verdienstmedaille verliehen.

Von dem „Katechismus der deutschen Literaturgeschichte" von Paul Möbius (Leipzig, Weber, 1870) liegt eine neue verbesserte und vermehrte Auflage vor. Die Vermehrung bezieht sich hauptsächlich auf bibliographische Angaben. Das Werkchen ist sehr vollständig, eingehend in der Würdigung der classischen, selbständig im Urtheil über die modernen Dichter, die im ganzen nach Verdienst gewürdigt werden.

In zweiter vermehrter Ausgabe liegen die „Transatlantischen Visionen" von C. Pilger (Leipzig, C. Fleischer, 1871) vor uns. Nachdem dies Werk in d. Bl. von unserm geschätzten Mitarbeiter Alexander Jung eine so hervorhebende Würdigung gefunden, daß die neue Auflage des Werks selbst sich mit seiner besten Empfehlung als mit dem Abdruck dieser Kritik einzuführen sucht, bedarf es an dieser Stelle nur des Hinweises auf die Jung'sche Kritik, um das Buch dem Publikum in die beste Erinnerung zurückzurufen.

„Die Alpen in Natur- und Lebensbildern dargestellt" von H. A. Berlepsch (Jena, Costenoble, 1871) sind in einer neuen sehr vermehrten und verbesserten Auflage erschienen. Neuerdings sind dem Texte beigefügt die beiden letzten Abschnitte: „Des Alpenvolkes Dorfkomödien" und „Mythe und Sage in den Alpen", ferner einige treffliche Illustrationsblätter nach Rittmeyer's Zeichnungen. Das bereits in d. Bl. als trefflich anerkannte Werk, das sich nirgends auf eingehende Topographie einläßt, dafür aber stimmungsvolle, mit gründlichster Kenntniß gezeichnete Naturbilder und Volksgenrebilder bietet, ist bereits ins Englische von Leslie Stephen (1867) über-

Digitized by Google

setzt worden und im Jahre 1868 auch in einer französischen Uebersetzung erschienen.

In dritter Auflage (zweiter billiger Prachtausgabe) liegt eins der anmuthigsten populär-naturwissenschaftlichen Werke vor uns, mit dessen poetischem Reiz zu wetteifern unsern Naturkünstlern nicht leicht fallen dürfte: „Die vier Jahreszeiten" von E. A. Roßmäßler (Leipzig, Leukart, 1871). Getreue und geschmackvolle Illustrationen erläutern den Text. Das Pflanzenleben geordnet nach den Angaben des Bilderkalenders, mit der wechselnden landschaftlichen Belebung und Stimmung, bildet den Mittelpunkt des Werks, während es nicht in der Absicht des Verfassers lag, näher auf die Thierwelt einzugehen. Welch trefflicher Landschaftsmaler der Verfasser ist, das beweisen Abschnitte wie: „Ein Maitag", „Sumpf", „Moorbruch und Heideland" u. a. So sei dies ohne belletristische Schönrednerei geschmackvoll und kundig ausgeführte Werk auch in seiner neuen Gestalt der Lesewelt empfohlen.

## Bibliographie.

Abbt, J. L., Die Buchdruckerei zu Beromünster im 15. Jahrhundert. Eine Festschrift zur Jubelfeier im Jahre 1870. Einsiedeln, Benziger. Gr. 8. 16 Ngr.

Alliot, L. B., Entstehung und Fortbildung des Christenthums. Mit besonderer Berücksichtigung der griechischen und römischen Culturstände. Autorisirte Uebersetzung. Münster, Aschendorff. 1870. Gr. 8. 25 Ngr.

Graf Andrássy und seine Politik. Wien, F. Beck. Gr. 8. 8 Ngr.

Die sächsische Armee im deutsch-französischen Kriege 1870/71. Ein Vorbereitung in den unverwüstlichen Anhmesthaten sächsischer Waffenthaten mit dem Porträt des Kronprinzen. Nach officiellen Quellen bearbeitet. Pirna, Müller u. Sohn. 5 Ngr.

Andert, H., Die Universität Rostock. Rede. Rostock, Kahtz. 8. 6 Ngr.

Aus Südtirol. Von einem Tiroler. Parchim, Wehdemann. 16. 7½ Ngr.

Baron, R., Der Deutschen Krieg und Sieg in Frankreich 1870—1871. Ein Buch für Volk und Schule. Oppeln, Meinholz. 8. 12 Ngr.

Baumhart, M., Der erste deutsche Reichstag und die Interessen der katholischen Kirche. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 6 Ngr.

Baur, G., Schicksemacher als Prediger in der Zeit von Deutschlands Erniedrigung und Erhebung. Vortrag. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 5 Ngr.

Beaulieu-Marconnay, C. Freih. v., Der Hohenstaufengrer Fries. Nach archivalischen Quellen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beethoven, van Beethoven. Handschrift in Musik und Dichtung zur Erinnerung an die Secular-Vorfeier der Tonmeisters am 16. December 1870. Dresden, Meinhold u. Söhne. Gr. 8. 10 Ngr.

Kritische Betrachtungen über die Niederlagen der Armee des zweiten Kaisereireichs. Berlin, Lipped. ber „Militairischen Blätter". Gr. 8. 12 Ngr.

Beuthner, C., Biebertau. Bilder und Erinnerungen aus unserer heimischen Rheines-Wacht. Neuwied a. O., Lange. 8. 5 Ngr.

Bircher, P., Idee der religiösen Orden. Chur, Grubenmann. 1870. 8. 7 Ngr.

Bilibjec, J., Geschichte Benedigs von seiner Gründung bis auf die neueste Zeit. Triest, Chen. 1 Thlr.

Blanckertz, M., Kriegs- und Siegeslieder 1870 und 1871. Düsseldorf, Öffer u. Neitzert. 8. 2½ Ngr.

Blanqui's, A., gesammelte Schriften. Neueste Gesammtausgabe. Stuttgart, Wieger. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Blumen, J., Der Krieg gegen Frankreich im Jahre 1870 und 71. Altona, Verlagsbureau. 8. 5 Ngr.

Braun, K., Während des Kriegs. Erzählungen, Skizzen und Studien. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bucher, M., Albrecht Dürer. Ein Lebensbild. Lahr, Schauenburg. Gr. 16. 7½ Ngr.

— — Hutten. Ein Lebensbild. Lahr, Schauenburg. Gr. 16. 7½ Ngr.

— — Göz von Berlichingen. Ein Lebensbild. Lahr, Schauenburg. 7½ Ngr.

Büdens, T., Humanes Christenthum. In Briefen. Oldenburg, Stedermann jun. Br. 8. 27½ Ngr.

Busch, M., Die ungeschichte des Orients bis zu den weltlichen Kriegen. Nach den neuesten Forschungen und vorzüglich nach Lenormant's manuel d'histoire ancienne de l'Orient bearbeitet. 3te Aufl. 1ste Lief. Leipzig, Abel. Gr. 8. 10 Ngr.

Caesar, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. 1ster Bd. Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Für vermehrte und neu durchgearbeitete Aufl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Chronika des deutsch-französischen Riesenkampfes in den Jahren 1870 und 1871 in gedrängten Reimen erzählt von Berliner. Gotha, F. A. Perthes. 8. 12 Ngr.

Demmolff, C. A., Die Bayern in Frankreich 1870—1871. Illustriertes Gedenkbuch für das bayerische Volk und Heer. 1ste Lief. Darmstadt, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 4 Ngr.

Deutschlands Geschichte bis auf den heutigen Tag kurz und schlicht erzählt. Freiburg im Br., Herder. Gr. 16. 15 Ngr.

Diernaner, J., Ranzger und der Kaiserbund von 953. Eine kritische Untersuchung. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Eelking, M. v., Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich 1870—1871. 1ster Bd. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 Thlr.

Ehrenthal, W., Das Aufsteheleid und der Seelenwanderung. Forschungen über die Quellen des Auferstehleids im grauen Alterthume nebst allen Texten und Uebersetzungen in neuere Sprachen. Die vermehrte Aufl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Erlebnisse während einer Reise zu unseren Truppen vor Paris im November und December 1870. Ein Tagebuch. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 10 Ngr.

Freiheit und Kirchenregiment. Meinungsstreit zwischen Bischof Freih. M. v. Ketteler und Prof. Sch.-R. J. C. Bluntschli. Heidelberg, Bairfermann. Gr. 8. 6 Ngr.

Friedrich, F., Ausgeklärt. Erzählung. Berlin, Brigl. 8. 25 Ngr.

Friedrich, J., Die Zerthümer des Socialismus. Leipzig, C. Wigand. 8. 7½ Ngr.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 10ter Bd. 1ste Abth. Die Entwickelung der Chemie in der neueren Zeit von J. Kopp. 1ste Abth. Die Entwickelung der Chemie vor und durch Lavoisier. München, Oldenbourg. Gr. 8. 20 Ngr.

Haupt, K., Vom deutschen Bolksthum. Ein Vortrag. Bremen. Gr. 16. 5 Ngr.

Hauptmann, C. B., Gedichte. Die vermehrte und verbesserte Aufl. Sedenitz. 8. 5 Ngr.

Hanrowitz, H. v., Die organische Entwickelung des Menschen nach den neuesten Naturforschungen. Wien, Czermak. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Holland, H., Theodor Horschelt. Eine biographische Skizze. München, Manz. Gr. 8. 6 Ngr.

Holtei, K. v., Dramatische Werke. II. Zenobia. — Die Herzogin. Leipzig, L. D. Weigel. 8. 1 Thlr.

Hoffmann, H., Wullenwever. Trauerspiel. Ire Aufl. Leipzig, Hirzel. 8. 20 Ngr.

Hyvonius, O., Unsere Flotte im deutsch-französischen Kriege. Berlin, Wilster u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Mosenthal, S. H., Die lustigen Weiber von Windsor. Komisch-phantastische Oper mit Tanz. Nach Shakespeare's gleichnamigem Lustspiele. Musik von D. Nicolai. Wien, Waldheim-Eberle. Gr. 16. 7½ Ngr.

Müller, K., Wie kam das linke Rheinufer an Deutschland? Celle, Capaun-Karlowa. Gr. 4. 7½ Ngr.

Oppenheim, H. B., Friedensglossen zum Kriegsjahre. Leipzig, Dunder u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pont-Jest, R. de, Die Campagne von 1870 in der Nord- und Ostee. Aus dem Französischen. Mit Berichtigungen und Zusätzen von einem deutschen Seeoffizier. Bremen, Heinsius. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Richter, H., Die Hauptsonnen des Glaubens an Unsterblichkeit und die Grunde dieses Glaubens. Ein Vortrag. Zwickau, Richter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schaff-Schaffenstein, H. v., Das colorirte Judenthum der Neuzeit. II. Die Juden in Bayern. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 15 Ngr.

Scherzen, Cuthchen. Oden und Sonette. Bonn, Wittmann's Nachfolger. 16. 15 Ngr.

Scherr, J., Dämonen. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leopold Schmidt's Leben und Denken. Nach hinterlassenen Papieren herausgegeben von B. Scherer und H. Schwartz. Mit einer Vorrede von H. Wippold. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schnitzler, J., Curopäischer Geschichtskalender. 11ter Jahrgang. 1870. Mit einer Uebersicht der Ereignisse des Jahres 1870 von W. Oncken. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schlecht, R., Geschichte der Kirchenmusik. Zugleich Grundlage zur vorurtheilsfreien Beantwortung der Frage: „Was ist echte Kirchenmusik." Regensburg, Coppenrath. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Seibel, H., Der Rosenkönig. Berlin, R. Hoffmann. 16. 1 Thlr.

Shakespeare-Galerie, Charaktere und Scenen aus Shakespeare's Dramen. Gezeichnet von Max Adams, Heine, Hoffmann, Hanns Makart, u. A. 36 Blätter in Stahlstich, Gestochen von Bankel, Goldberg, Kaab, u. A. Mit erläuterndem Text von F. Pecht. 8te Lief. Leipzig, Brockhaus. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Streckfuß, A., Der Herr Pessimist. Criminal-Novelle. Berlin, Brigl. 8. 25 Ngr.

Deutsches Theater. 13tes Bdch.: Die Blumengeister oder: Das Räthsel des Glücks. Romantisch-komisches Zauberspiel von Th. Gaßmann. Altona, Verlags-Bureau. 16. 10 Ngr.

Ueberweg, F., Grundriss der Geschichte der Philosophie. 1ster Thl. Das Alterthum. 4te verbesserte und mit einem Philosophen- und Literaten-Register versehene Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Vaßalli, A., Das Gute und das Böse. Eine philosophische Abhandlung in der Form eines Gespräch. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 5 Ngr.

Vom Fels zum Meer. Genealogie der Hohenzollern von Burggraf Friedrich von Nürnberg bis Kaiser Wilhelm von Deutschland. [1192—1871.] Bremen, Kühtmann u. Comp. Imp.-Fol. 10 Ngr.

Weyhe-Simke, A. Freih. v., Octavio Piccolomini als Herzog von Amalfi, Ritter des goldenen Vließes, deutscher Reichsfürst und Gemahl der Prinzessin Maria Benigna Franziska von Sachsen-Lauenburg. Charakterstudie aus dem Schloß-Archive zu Rachow. Pillau, Steinhausser u. Korb. Gr. 8. 4 Ngr.

Wiese, L., Deutsche Bildungsstegen und der Gegenwart. Ein Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 8 Ngr.

Digitized by Google

# Anzeigen.


Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.

Von

Friedrich von Raumer.

Vierte Auflage.

In 24 Lieferungen. Preis jeder Lieferung 7½ Ngr.

Erste Lieferung.

Seine Majestät der Deutsche Kaiser hat die Widmung dieser vierten Auflage des rühmlichst bekannten Geschichtswerks angenommen. Der berühmte Verfasser glaubte seine Geschichte des durch ein tragisches Schicksal untergegangenen deutschen Kaisergeschlechts der Hohenstaufen jetzt am geeignetsten „dem Schöpfer der neuen Heldenzeit und Friedenszeit, dem Hohenzollern Wilhelm" widmen zu sollen.

Wenn je, so darf gegenwärtig, wo das Deutsche Reich und das Deutsche Kaiserthum vor unsern Augen zu neuem Leben erstanden sind, wo der Conflict zwischen geistlicher und weltlicher Macht mit erneuter Heftigkeit zum Ausbruch gekommen, und für jedermann das größte Interesse vorhanden ist, die Lehren der Geschichte auf diesen Gebieten sich nutzbar zu machen, Raumer's lichtvolle Darstellung der Hohenstaufenzeit die lebendigste Theilnahme in allen Kreisen der Nation erwarten.

Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, erscheint die vierte Auflage, deren wohlfeiler Preis ihre weiteste Verbreitung ermöglicht, in 24 Lieferungen zu 7½ Ngr., wovon monatlich 2—3 zur Ausgabe kommen. Die erste Lieferung ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. Henschel, Berlin.

Soeben erschien:

Krenkel, Dr. Max: Der Apostel Johannes. 1 Thlr.

Werner, Pfarrer: Herder als Theologe. 2 Thlr. 10 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vierter Band.

Von Ravenna bis Meutana.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Der berühmte Verfasser schließt mit dem vierten Bande seine italienischen Wanderungen ab, die mit vollem Recht den anziehendsten und gediegensten Werken über Italien beigezählt werden. Geschichtsbilder aus älterer wie aus der neuesten Zeit, landschaftliche Schilderungen, Architektur- und Kunstbetrachtung bilden den mannichfaltigen und immer fesselnden Inhalt dieses Schlußbandes. Die drei ersten Bände haben den gleichen Preis und sind bereits wiederholt in neuen Auflagen erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Vierter Band.

Renaissance und Reformation in Bildung, Kunst und Literatur.

8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Carriere's Werk, die erste Geschichte aller Künste in ihrer Wechselwirkung und ihrem Zusammenhange mit der Lebensentwickelung der Menschheit, ist als eine Bereicherung unserer Nationalliteratur anerkannt und bereits in weiten Kreisen verbreitet.

Die gesammte Bildungsgeschichte von der Mitte des 15. bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, wie sie durch die Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, die Wiedererweckung des Alterthums und die religiöse Bewegung bedingt ist, wird uns in dem soeben erschienenen vierten Bande lebendig klar geschildert. Die Künstlerpersönlichkeiten eines Michel Angelo und Rafael, Dürer und Rubens, Ariost und Tasso, Cervantes und Calderon, Rabelais und Molière, Shakespeare und Milton stehen in ihrer individuellen Herrlichkeit neben Luther, Machiavelli, Pascal, Cartesius; im Zusammenwirken der Germanen und Romanen vollzieht sich die große Culturarbeit, die aus dem Mittelalter in die Neuzeit herüberführt.

Der erste bis dritte Band haben folgende Specialtitel:

1. Band: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Zweite vermehrte und neu durchgearbeitete Auflage. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: Das Mittelalter. (In zwei Abtheilungen.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Gebunden in einem Bande 4 Thlr. 25 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## Porträts und Studien.

Von

Rudolf Gottschall.

Dritter und vierter Band.

Paris unter dem zweiten Kaiserreich.

Culturbilder.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Den ersten zwei Bänden des Werks, in welchen der Verfasser eine Reihe „literarischer Charakterköpfe" als Beiträge zur Geschichte der Literatur und Philosophie der Neuzeit vorführte, schließen sich hier pariser „Culturbilder aus dem zweiten Kaiserreich" an: Schilderungen von Zuständen, die jetzt bereits der Geschichte angehören, deren getreue Abspiegelung daher für die Gegenwart um so werthvoller geworden ist. Leichtere Skizzen und ernstere Abschnitte wechseln miteinander, alle haben den frischen Reiz des unmittelbar selbst Gesehenen und Erlebten. Die im vierten Bande enthaltene Darstellung des französischen Dramas und Theaters dieser Epoche ist das Eingehendste, was bisher in Deutschland wie in Frankreich über diesen Gegenstand geschrieben wurde.


Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

32101 064052879

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google